Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Freitag, 1. Januar 1858.

Gedanken bei'm Wechsel zweier Jahre.

1857.

Du strömst dahin! Noch wenige Minuten
Und die Vergangenheit begräbt dich schon
In ihres Meeres unermess'nen Fluthen,
Wohin die Jahre all' vor dir entfloh'n;
Fragst nicht mehr, wie viel Herzen in dir bluten,
Wie vielen schuldig du verdienten Lohn.
Dein Reich ist aus, der Sand der Uhr verronnen,
Verfehlt was fehlt, gewonnen was gewonnen.

Du dunkle Macht, mit unsichtbaren Flügeln
Umschwebst du uns und reißest uns mit fort,
Weilst länger hier nicht über Leichenhügeln,
Wie über jungen Myrthenkronen dort;
Dich kann die Güte, dich Gewalt nicht zügeln,
Dich fesseln nicht das mächt'ge Herrscherwort.
Dahin! dahin! — bald steh'n wir an der Grenze
Und bringen dir dann Thränen oder Kränze.

Ob du verdienst der Blüthen holde Gabe,
Die Dankbarkeit der Wohlthat freudig weiht,
Ob dich der Trauerflor zu decken habe,
Verfehlter Wünsche, tiefer Schmerzen Leid,
Sag' selbst es dir an deinem nahen Grabe,
Vergang'ne, schwere, räthselhafte Zeit;
Versuch' es nicht, dich selbst jetzt zu belügen —
Des Richters Waage läßt sich nimmer trügen.

Und sieh, wie hier die langen Wimpern beben
In ihres Elends schmerzlichem Gewicht,
Dort Hände jammernd sich zum Himmel heben,
Daß also streng sein heiliges Gericht,
Und theure Leben trennen sich vom Leben,
Das in der Seuche wildem Rasen bricht,
Und Hoffnungen verweh'n, und selbst die Freude
Kaum lächeln kann beim allgemeinen Leide —

Hinweg! Hinweg! Nur wenige Geschenke
Läßt uns dein Flug am Scheidepunkt zurück,
Daß dankbar doch auf deine Laufbahn lenke
Sich hier und dort ein heit'rer Segensblick,
Ein Herz dir schlage, ein Beglückter denke
An deines Waltens zweifelhaftes Glück.
Hinweg zum Meer, wo deine Brüder weilen,
Mit allem Irdischen dein Loos zu theilen.

1858.

Du aber, Jüngling, mit den Sonnenlocken,
Der schon der Berge Spitzen leis' berührt,
Vom heut'gen Tag mit purpurrothen Socken
Im Festgewande froh heraufgeführt,
Umwind' die Stirn' mit Hyazinthenglocken,
Ein Bräutigam, der seine Braut erkürt,
Noch ruht die Erde unter schnee'ger Decke,
Hauch' mild sie an, daß sie dein Athem wecke;

Und dann streu' Rosen statt der Dornenspende,
Die nur zu schmerzlich früher sie verletzt;
Entfess'le ihre banggewund'nen Hände,
Das Auge trockne, das die Thräne netzt,
Den Blick zur Hoffnung wiederum ihr wende,
Der oft vor'm Grau'n des Jammers sich entsetzt,
Und laß sie aufstehn in der edlen Schöne,
Daß sie für dich als würd'ge Braut sich kröne.

Du hast der Tage viel in deiner rechten,
Der Nächte viel in deiner linken Hand,
Laß sie sich zum Geweb des Jahrs verflechten,
So wie ein goldnes helles Festgewand;
Dein Wort gebeut den noch verhüllten Mächten
Mit Lilienstab wie mit dem Fackel-Brand,
O, laß die Wilden ruh'n in ihren Höhlen
Und milde nur der Erde Herz beseelen.

Schon hellt dein erster Tag sich, schon beginnet
Der Menschen Thun das nimmer müde Spiel,

Gib dein Gedeih'n dem, was die Weisheit sinnet,
Führ' wackres Streben ans ersehnte Ziel,
Und was dem Herzen Zuversicht gewinnet,
Gewährt's dem treuen, redlichen Gefühl;
Daß sich die Gaben deiner Milde häufen,
Und deine Tritte nur von Segen träufen.

Auch du bist Strahl des Lichts, das unergründet
Als Weltensonne war seit Ewigkeit,
An dem das Aug' der Sterblichen erblindet
Und der Gedanke doch erwärmt und freut,
Bist eine Form nur, die das Kleid umwindet,
Das Erdgeborne nennen ihre Zeit,
Erleucht' uns, Glanz, aus ewig reiner Quelle,
Daß, ob selbst trüb, doch unser Pfad sich helle.

Denn Eins nur ist, was Alles überwindet,
Dem keine Macht die geist'gen Schwingen lähmt,
Das in uns selbst das Dankesopfer zündet,
Ob ihr uns auch den äußern Altar nähmt,
Das unheiltroz'ge Erdenkräfte bindet
Und finstern Aufruhrs wilde Leuen zähmt,
Nur Eins, und fest laßt uns an diesem halten:
Der Glaube an der ew'gen Vorsicht Walten.

Jettatura.

Aus dem Französischen frei bearbeitet v. H. v. Veldheim.

1.

Das schöne toskanische Dampfschiff Leopold hatte eben die Insel Procida passirt, als sämmtliche Reisende, die sich durch den Anblick des Landes schneller von der Seekrankheit befreit fühlten, als durch alle dagegen angewandten Mittel, auf dem Verdecke versammelt waren, um den herrlichen Golf von Neapel zu bewundern.

Auf dem ersten Platze des Schiffes sah man wie gewöhnlich fast nur Engländer, die sich von einander so separirt als möglich hielten. Man hätte von jedem glauben können, er sey einem Fache seines Reisenecessairs entschlüpft, von solcher Akkuratesse war der Anzug dieser edlen Lords, dieser sehr ehrenwerthen Mitglieder aus dem Hause der Gemeinen, dieser Kaufleute aus der City, dieser Schneider oder Messerschmiede aus Regentstreet und Sheffields, die alle voll Anstand, alle voll Ernst, die alle steif und unbeweglich in ächt brittischer Langweile dastanden.

Auch an Damen fehlte es nicht, denn die Engländerinnen lieben das Reisen. Neben einigen älteren Frauen, die ihre herbstliche Schönheit sorgfältig unter ihren grünen Gazeschleiern oder unter den schwarzen Spitzen ihren „letzten Versuche" verbargen, sah man auch jene ideale Schönheit repräsentirt, die in einem Teint so zart wie Liliendust, die in jenen glänzenden Wellen goldener Haare, in jenen schmachtenden, feuchten Augen, kurz in jener bewunderungswürdigen Harmonie liegt, welche vorzugsweise in den Zügen der englischen und, um gegen unsere schönen Landsmänninnen nicht ungerecht zu seyn, auch bei den deutschen Frauen zu finden ist.

Von diesen lieblichen Kindern Albions flötete jedes für sich mit einem köstlichen Accent die sakramentalen Worte „Vedi Napoli e moi mori", während sie in ihren Keep-sake blätterten, ohne auf die vielsagenden Blicke à la Don Juan zu achten, die einige Pariser Löwen zum größten Aergerniß der ehrwürdigen Mütter und Tanten auf sie zu richten beliebten.

Es war herrliches Wetter, wie man es nur unter italienischem Himmel erlebt, während der brausende Dampfer die blauen Fluthen des Meeres durchschnitt und sich der langen Hügelreihe vom Cap Misen bis Salerno näherte, an welche sich Neapel und seine Umgebung lehnt.

Noch einige Radschwingungen und der Vomero, die östliche Fortsetzung des Posilipp, dessen Stirne mit dem Kastell Sant Elmo und mit einem Kloster gekrönt ist, wurde sichtbar; mit ihm zugleich trat die Stadt immer deutlicher hervor mit ihren gelben und weißen Kuppeln und Kirchen, mit ihren flachen Dächern der Paläste und Häuser, mit ihren reizenden Terrassen und Gärten voll tropischer Gluth, voll süßlicher Vegetation.

Nun sah man Chiatamone, Pizzofalcone, den Quai Santa Luzia mit seiner pompösen Reihe großartiger Gasthöfe, den Palazzo reale mit seinen Balkons, dann den Palazzo nuovo mit den kokетten Thürmen und hoch empor ragend über alle diese Gebäude, die Hauptzierde der Gegend, den Vesuv, welcher isolirt wie ein Fremdling neben den andern Bergen steht und rauchend das rauchende Seeungeheuer begrüßte.

In diesem Augenblick erst stieg ein Passagier aus dem untern Schiffsraume empor, der sich während der ganzen Ueberfahrt von Marseille nach Neapel nicht hatte sehen lasen, sey es nun, daß er vielleicht exclusiver als selbst die Engländer mit den übrigen Passagieren in eine Berührung hatte kommen wollen, oder daß er von der Seekrankheit an seine Kajüte gefesselt war.

Auf den ersten Blick konnte man den Fremden für 25 Jahre alt halten, sah man ihn aber auf-

merksamer an, dann schätzte man ihn ebensowohl für älter als für jünger, so seltsam war die Mischung von Lebensfrische und Ermüdung, die in seiner räthselhaften Physiognomie lag. Ebenso unbestimmt wie der Ausdruck seines Gesichtes war die Farbe seines Haares. Es hatte jene Nüance, welche die Engländer auburn nennen, und schimmerte in der Sonne wie Kupfer oder Erz, während es im Schatten an Schwärze fast dem Ebenholze glich. Sein Profil bestand aus reingezogenen Linien; er hatte eine Stirne, die für einen Phrenologen in ihren Erhöhungen und Vertiefungen genug des Interessanten bot, eine Adlernase vom besten Schnitte, schön geformte Lippen und ein volles Kinn, dessen Rundung an die Köpfe der antiken Medaillen erinnerte, — alle diese Züge aber, so schön sie im Einzelnen waren, bildeten kein angenehmes Ensemble, es fehlte ihnen jener geheimnißvolle Schmelz, welcher den Contouren ihre Schärfe benimmt und sie unter einander verbindet.

Es geht die Sage von einem italienischen Maler, welcher den Satan malen wollte und aus einzelnen, für sich bestehenden Schönheiten ein Antlitz komponirte, welches weit abschreckender aussah, als die gewöhnliche Maske des Teufels mit ihren Hörnern, ihren eingekniffenen Lippen und dem hervorspringenden Kinne.

Einen ähnlichen Eindruck machte das Gesicht des Fremden, besonders durch die Seltsamkeit seiner Augen; die schwarzen Lider, mit welchen sie eingefaßt waren, bildeten einen scharfen Kontrast mit der blaßgrünen Farbe der Pupillen und dem unbestimmten Tone seiner Haare. Die schmale Zwischenwand des dünnen Nasenbeins machte, daß sie in unrichtiger Proportion näher beisammen zu stehen schienen, als es die Eintheilung des Gesichtes nach den Regeln der Zeichnungskunst erlaubt und was ihren Ausdruck betrifft, so war er völlig unbeschreiblich. Wenn sie sich auf nichts Bestimmtes richteten, lag eine gewisse Melancholie, etwas zärtlich Schmachtendes in ihrem feuchten Glanz, wenn sie aber einen gewissen Gegenstand fixirten, dann wurde das Grün des Augapfels gelb, der Blick wurde stechend wie der vergiftete Pfeil eines Indianers und eine tiefe, weiße Furche zog sich oberhalb der Augenbrauen über seine Stirne, die seinem ganzen Wesen einen mephistophelischen Charakter gab. Doch immer nur einen Moment dauerte dieses diabolische Aussehen, und war die Ruhe auf seinem Gesichte zurückgekehrt, so konnte Niemand in ihm etwas anderes sehen, als einen jungen Weltmann, ein Jockeyklubmitglied zum Beispiel, das nach Neapel geht, um die Saison dort zu vertändeln.

Gekleidet war er elegant, ohne irgend etwas Auffallendes an sich zu haben. Ein dunkelblauer Ueberrock, eine Halsbinde, weder steif noch nachlässig geknüpft, ein Gilet von hellem, grauem Stoffe und von derselben Farbe ein Beinkleid, welches auf einen eleganten Stiefel fiel, bildete seine Toilette.

Er machte einige Schritte auf dem Verdecke, indem er seinen Blick auf dem Quai umherschweifen ließ, dem sich das Schiff schon so weit genähert hatte, daß das bunte Hin- und Herwogen der ab- und zugehenden Menge und das Gewühl der Karren und Wagen hör- und sichtbar wurde.

Bald steuerte ein Heer halbnackter Fischer, mit ihren rothen Mützen auf den schwarzgelockten Köpfen, in schlanken Barken, die wie Schwäne auf dem sanft sich schwingenden Meere dahinglitten, dem Dampfer entgegen; es galt einen Wettkampf, wer zuerst ankommen würde, denn die Equipage dieser kleinen Flotte bestand aus Kellnern, Lohnbedienten, Lastträgern und andern Wichten, die gewöhnt sind, die Fremden als eine sichere Beute zu betrachten.

Der junge Mann mit den auburn Haaren hielt, um dieses rege Leben in seinen Einzelheiten besser betrachten zu können, sein Lorgnon vor die Augen, allein die kannibalischen Flüche, welche dieses Gesindel ausstieß, wenn sie sahen, daß einer von ihnen einen Vorsprung gewann und den Leopold früher zu erreichen drohte, schienen ihm zu mißfallen, denn seine Augenbrauen zogen sich zusammen, die weiße Falte zeigte sich gleich einer Narbe auf der gerötheten Stirne und die grünliche Farbe seiner Pupillen verwandelte sich in Gelb.

In diesem Augenblicke wälzte sich ganz unerwartet eine Welle von der offenen See her gegen das Ufer. Sie hob den Leopold mit gigantischer Gewalt wie ein kleines Kind in die Höhe, um ihn dann wie eine ungeschickte Wärterin mit seiner ganzen Schwere wieder fallen zu lassen und rüttelte die leichten Nußschaalen der Fischer so durcheinander, daß drei oder vier Facchini ein unwillkürliches Seebad nahmen, während die Woge schäumend am Quai zersplitterte und eine Milliarde wässeriger Diamanten als urplötzliche Douche über die höchlich überraschte Menge spritzte. Der Unfall hatte übrigens keine Bedeutung, denn die Bursche, welche in's Meer gefallen waren, schwammen alle wie die Fische und tauchten, das salzige Wasser aus Mund und Nase räuspernd, fast im selben Momente wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einer Provinzstadt Frankreichs sollte eine Kaserne für das dort garnisonirende Jäger-Bataillon gebaut werden. Das Terrain, wo die Bauten ausgeführt werden sollten, war früher ein Kirchhof gewesen und die Stadtbehörde hatte angeordnet, daß alle menschlichen Ueberreste, welche man findet, in eine gemeinsame Grube auf dem Bauplatz selbst gelegt und später nach dem Friedhof übertragen werden sollen. Eines Abends, als mehrere Militärs des Jäger-Korps beim Weine saßen, sprach ein Trompeter zu einem Korporal: „Na Du mit Deiner Krim-Medaille, ich wette doch gleich um 2 Bouteillen Wein, daß Du nicht die Kourage hast, mir aus der Grube an der neuen Kaserne einen Schädel zu holen.“ Der Korporal trinkt sein Glas aus, geht der Thüre zu und sagt zu dem lächelnden Trompeter: „Sollst ihn haben den Schädel.“ Gesagt, gethan, der Korporal wendet sich nach dem Bauplatze. Die Nacht war finster; es fiel ein feiner fröstelnder Regen. Am Ziel der Expedition angelangt, sucht der Korporal eine Leiter und steigt mit ihrer Hilfe in die tiefe Grube hinab. Der Regen hatte die Knochen, die dort bunt durcheinander geworfen der definitiven Ruhe harrten, glatt und schlüpfrig gemacht, so daß der Korporal strauchelte und fiel; einen derben Fluch murmelnd erhebt er sich wieder, fällt jedoch bald von neuem, tappt aber diesmal einen Schädel. Er steckt seine Finger in die Augenhöhlen und tritt über Arm und Beine seinen Rückweg an. Schon hatte der Korporal mehrere Sprossen der Leiter erstiegen, als ihm der Ruf: „Laß meinen Kopf da,“ von der Grube aus nachtönte. Mehr erstaunt als erschrocken blieb der Jäger einen Augenblick stehen, setzte aber seinen Weg fort, als er nichts mehr hörte. „Laß meinen Kopf da,“ rief es nun zum zweitenmale. Dem Korporal mochte dabei doch nicht so recht wohl zu Muthe seyn, denn er beeilte sich, die Leiter rasch vollends hinaufzusteigen, als es ihm zum drittenmale nachtönte: „Laß meinen Kopf da . . . Dieb!“ — „Dieb?“ rief der Korporal, indem er sich ergrimmt umdrehte, „Dieb? — da hast Du Deinen dummen Schädel,“ und mit diesen Worten schleuderte er den Kopf in die Grube. Ein gellender furchtbarer Schrei schallte durch die Luft . . . dann folgte Todesstille. Der Korporal fühlte nun seine Haare sich sträuben; er floh entsetzt und langte in kaltem Schweiß gebadet im Wirthshaus an. Die meisten Soldaten, auch der Trompeter, waren nicht mehr da. Am nächsten Morgen fand man letzteren todt in der Grube. Um den tapferen Korporal zu erschrecken und seine Wette zu gewinnen, war er ihm vorangeeilt und hatte die Restitution des weggetragenen Schädels verlangt. — Zornig hatte der Korporal den Schädel in die Grube geschleudert, damit den Kopf des Gotteslästerers getroffen — und ihn getödtet.

Einer der berühmtesten Harlekine, den das Theatre italien in Paris und überhaupt eine komische Bühne besaß, theilte die Lacher seines Publikums in vier verschiedene Gattungen ein. Die erste habe so bewegliche Lachmuskeln, daß der kleinste Gegenstand sie reize, so daß ein stetes lächerliches Lachen auf ihrem Gesicht schwebe. Solcher Zuhörer bedürfe der Komiker, um seine Darstellungen geltend zu machen. Andere lachten wie die Sybariten, das wären so weibische und vornehme und weichliche Leute, daß sie meinten, ein weites Oeffnen des Mundes thäte ihnen weh und schicke sich nicht; die säßen in den Logen. — Wieder Andere lachten mit einem leeren, erzwungenen und pfiffig aussehenwollenden Lachen, das man das sardonische benennen könnte, indem dies nach einem Kraut hieß, das, wenn man damit die Lippen bestrich, nothgedrungen lachen mache, ein solches Lachen haben die Stutzer im Parket an sich. Endlich gibt's noch eine Lachgattung, der man den Namen der Megarensischen beilegen kann. Das Volk von Megara war von boshafter und verläumderischer Gesinnung, und jenes schlimme Lachen von allen entsteht auch nur aus Trieb, den Schauspielern zu schaden und sie zu höhnen. Solche Lacher, durch die schon manches Stück fiel, hausen stets im Parterre, nämlich zu Paris.

Logogryph.

Dies Wort kann uns mit a der Seufzer gar manchen entpressen,
Wenn seinen Druck zumal wir können nicht länger ertragen;
Mit i entspringt es nur dem Kopf' sehr kluger Menschen;
Dadurch erreichen sie selbst, was Andern unmöglich oft scheint.
Vereint find' man mit u dies Wort stets mit der Freude,
Wo sich uns diese zeigt, da muß es stets auch seyn. —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Sonntag, 3. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung)

Wenige Minuten später war das Meer wieder ruhig wie ein Spiegel. Es wurde ausgeschifft, und die Facchini, Lohnbedienten und Kellner theilten sich unter wahrhaft homerischen Beschimpfungen in die Fremden, um sie in ihre Gasthöfe, an welchen Neapel so reich ist, zu führen.

Unser Reisender, dem in angemessener Entfernung sein Jockey folgte, ging in das Hotel de Rome, begleitet von einem halben Dutzend Facchini, welchen der kleine Groom in Livree das Gepäck seines Herrn anvertraut hatte.

Im Hotel angelangt, begab sich der Fremde sogleich in die ihm vom Padrone di casa bezeichneten Zimmer, es seinem Paddy überlassend, mit den Kofferträgern fertig zu werden, die mit den lebhaftesten Gestikulationen und in Reden, wo sie die demüthigsten Bitten mit den großsprecherischsten Drohungen auf die komischste Art vermischten, dem kleinen Knirps ihre Unzufriedenheit mit der Bezahlung zu erkennen gaben, obwohl sie von ihm das Dreifache der Taxe für ihre Bemühungen erhalten hatten.

Paddy, der kaum größer war, als der wirkliche Admiral Tom Pouce, Paddy, dessen Körper von Kindheit auf in einem Schraubstock an seiner Entwicklung gehindert worden zu seyn schien, mit einem Wort: Paddy, ein Groom, den jeder Gentleman-rider mit Vergnügen wegen seines elenden Aussehens trotz seiner 50 Jahre, die er bereits zählen mochte, in seinen Dienst für die Wettrennen von Ascot und Piccadilli genommen hätte, Paddy bot allen diesen Schreiern kühn die Stirne und glich einem Affen, den eine Meute Hunde umringt.

Er versuchte den Sturm durch eine kleine Anrede in seiner Muttersprache, d. h. auf englisch zu beschwichtigen; allein sein Versuch blieb ohne Erfolg. Endlich ging die Geduld ihm aus, er ballte seine Fäuste und nahm zur größten Belustigung der Facchini die korrekteste Boxerstellung an, die man je auf italienischem Boden sah.

Aber nicht lange dauerte das Spotten der Facchine, denn durch einen Stoß auf die Magengrube, der einem Adams oder Tom Gribbs Ehre gemacht hätte, schleuderte Paddy den Größten von der Bande seiner ganzen Länge nach auf das Lavapflaster, so daß der Athlet sich stöhnend im Staube wälzte.

Dieser glänzende Triumph des Zwerges versetzte dieses unverschämte Volk in panischen Schrecken und alle liefen davon, ohne sich um ihren Gefährten zu kümmern, der sich endlich mühsam emporrichtete und zahm gemacht wie ein Lämmchen wegschlich, während er mit der Hand die blau gewordene Stelle des Stoßes rieb und sich der festen Ueberzeugung hingab, daß diese Mißgeburt irgend einen Dämon im Leibe habe.

Der Fremde hatte inzwischen den maestro di casa zu sich herauf gebeten und ihn gefragt, ob nicht ein Brief unter seiner Adresse, nämlich an Chevalier Paul d'Aspremont, im Hotel hinterlegt worden sey. Auf die bejahende Antwort des Wirthes ließ er sich denselben bringen und riß das Kouvert von starkem Creamlead-Papier mit einer Hast auf, die wohl mehr als bloße Neugierde verrieth.

„Mein lieber Chevalier," las Paul, „seit zwei Monaten sind wir in Neapel. Während der Reise, die wir in kleinen Etappen machten, beklagte sich mein Onkel bitter über die Hitze, die Insekten, den Wein, die Butter und die Betten. Er betheuerte, daß man im wahrhaften Sinne des Wortes ein Narr seyn müsse, um einen komfortablen Landsitz in der Nähe von London verlassen zu

können und sich auf staubigen Chausseen umherzutreiben, wo man nur Wirthshäuser finde, in welchen man ohne eine Todsünde zu begehen, keinen rechtschaffenen englischen Hund übernachten lassen könne.

„Nichtsdestoweniger begleitet er mich und wäre mir bis an's Ende der Welt gefolgt, wenn ich mir dieses zum Ziele meiner Reise vorgesetzt hätte. Er befindet sich dabei nicht schlechter und mir geht's besser!

„Am Ufer des Meeres, bevor man nach Sorrent kommt, in einem weißen Hause, welches in einem Urwalde von Orangen-, Citronen-, Myrthen- und Lorbeerbäumen versteckt liegt, ist unsere Wohnung. Von der Terrasse aus genießt man eine zauberische Aussicht, und dort sollen Sie alle Abende nach Ihrem Belieben eine Tasse Thee oder ein Glas Limonade à la neige finden, wenn Sie uns besuchen.

„Mein Onkel, der, ich weiß nicht warum, für Sie schwärmt, freut sich darauf, Ihnen die Hand zu drücken. Ist es wohl nöthig beizufügen, daß auch ich Ihnen die meine mit Vergnügen reichen werde, obwohl Sie mir mit Ihrem Ringe die Finger entzweischnitten, als wir uns am Wasserfalle von Folkestone trennten? Alice Ward."

Paul d'Aspremont verlangte, sobald er den Brief gelesen, sein Diner auf sein Zimmer, und nachdem er gespeist hatte, eine Kalesche.

Es gibt immer Kaleschen, die in der Nähe großer Hotels stationiren; der Chevalier sah daher augenblicklich seinen Wunsch erfüllt und flog wenige Minuten später mitten durch die dichte Menge, die sich in den Straßen von Neapel herumtreibt.

Kein bunteres Bild kann gedacht werden, als das hier herrschende Gewühl. Nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser, deren es in Neapel wie in ganz Italien unzählige gibt, sitzen der frischen Luft wegen weit in die Gasse hinein, sondern auch alle Arten von Handwerker: Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler, Blech- und Kupferschmiede arbeiten, hämmern und klopfen am Tage und bei Licht, nicht in ihren Buden, sondern vor denselben, wenn nicht die Gluth der Mittagssonne, ein Regen oder die Tramontana sie vertreibt. Unzählige Makkaronihändler, Friggitori, welche Küchlein, Fleisch oder Fische in Oel backen, Leute, die Kastanien und Maiskolben rösten, haben ihre Kohlenbecken und blecherne Oefchen gleichfalls in den Straßen neben den Ständen der Aquainoli, der Fischhändler, Obstverkäufer, Geldwechsler und der öffentlichen Schreiber, um die sich Lazzaroni und Bettler, Weiber und Kinder, Soldaten und Mägde herumdrängen, ohne es kaum der Mühe werth zu halten, vor den rasch dahineilenden Fuhrwerken auszuweichen.

Unser Reisender lieh diesem pitoresken Durcheinander nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit. Sicherlich aber wäre dieses Leben und Treiben, hinter welchem unsere deutschen Jahrmärkte weit zurückbleiben, für ihn nicht minder interessant gewesen wie für jeden anderen Touristen, wenn er nicht bei seiner Ankunft im Hotel de Rome einen Brief unter seiner Adresse mit der Unterschrift „Alice Ward" gefunden hätte. So aber blickte er zerstreut umher, — sein Geist weilte nicht hier, er war im raschen Flügelschlage der Gedanken in der Richtung von Sorrent in jenes kleine weiße Haus geflogen, von dem Alice in ihrem Briefe sprach.

In diesem Augenblicke hatten d'Aspremonts Züge nicht den unheimlichen Ausdruck, der ihnen sonst gewöhnlich war; eine innere, tief empfundene Freude vereinigte die einzelnen Vollkommenheiten seines Gesichtes, daß es wirklich schön, ja Sympathie erweckend war. Seine Augenbraunen umwölbten jetzt in schön gezeichneten Bogen seine Augen, aus welchen ein sanftes, mildes Feuer strahlte; die Winkel seines Mundes verzogen sich nicht verächtlich lächelnd und von der weißen Furche war keine Spur auf seiner Stirne. Wer ihn so sah, mußte vollkommen die Gefühle begreifen, die in den halb zärtlichen, halb kaustischen Zeilen lagen, welche das Creamlead-Papier enthielt, denn in der That, seine Originalität neben dem hohen Grade von Distinction konnte wohl einer jungen Miß, die das Außerordentliche liebt, gefallen.

Bäcker oder Becker?

Von M. Ring.

Im Hause des Rentiers Laßmann war eine fröhliche Gesellschaft versammelt, um den Sylvesterabend zu feiern. So oft der alte Herr nur konnte, sah er die Seinigen, Verwandte und Freunde bei solch feierlichen Gelegenheiten gern bei sich. Er selbst war trotz der Jahre immer heiter und gut gelaunt, auch kannte er kein größeres Vergnügen, als sich mit einem Kreise froher guter Menschen zu umgeben. Nach seiner Behauptung verjüngte er sich selbst durch den Umgang mit der Jugend, deren laute Lust ihn

durchaus nicht störte, sondern stets belebte. So saß er auch heute in dem gestickten Lehnstuhle, ein Geschenk seiner Schwiegertochter, und überschaute mit vergnügten Blicken die lieben Gäste, die sich auf sein Gebot hier eingefunden hatten. Auf dem Tische stand die dampfende Bowle, deren Duft die Gemüthlichkeit der ganzen Umgebung nur vermehren half. Das Schenkamt verwaltete ein liebliches Mädchen, das mit angeborener Grazie die leeren Gläser füllte. Fräulein Anna hatte viel zu thun, denn die anwesenden Herren beeilten sich, stets von neuem aus ihren Händen den würzigen Trank zu empfangen. Der heitere Wirth schaute überdies mit hellen Augen umher und sorgte, daß keiner der Gäste im Rückstand blieb. Auch die Wangen der anwesenden Damen begannen sich zu röthen, die schönen Augen funkelten und manch heiterer Scherz entschlüpfte ihren rosigen Lippen. Noch hatte die bedeutsame Stunde nicht geschlagen, das neue Jahr war noch nicht angebrochen. Von Zeit zu Zeit sah Einer oder der Andere in der Gesellschaft auf die Uhr und zählte ungeduldig die Minuten bis zur Mitternacht. Endlich schlug es zwölf; langsam und feierlich verhallten die Töne der alten Stutzuhr, welche ein Erbstück der Familie war und die schon manches neue Jahr mit ihrem Schlage eingeläutet hatte. Der alte Herr erhob sich von seinem Lehnstuhle, lüftete das schwarze Käppchen, welches er gewöhnlich trug und begrüßte mit kurzen aber inhaltreichen Worten das neue Jahr. Auf einige Augenblicke erhielt dadurch das heitere Familienfest eine ernstere Weihe und wurde zu einem stillen Gottesdienste. Der würdige Greis mit seinem Silberhaupte sah in der That wie ein Priester aus, der den Segen des Herrn auf die Seinigen niederfleht. Doch bald verschwand wieder diese feierliche Stimmung wie ein Wolkenschauer, der segenbringend vorüberzieht; Scherz und Lust brachen von allen Seiten gleich goldenen Sonnenstrahlen hervor. Hände wurden gedrückt, Küsse genommen und gegeben, Wünsche ausgesprochen, viel gescherzt und noch mehr gelacht. Auf allen Gesichtern glänzte die Freude, welche der heitere Wirth noch zu steigern versuchte. Bald forderte er die jungen Leute zu einem Chorgesang auf, bald neckte er die Mädchen und trieb ihnen durch schalkhafte Worte und Anspielungen das Blut in die ohnehin schon glühenden Wangen. Besonders war Annchen, die Schwester seiner Schwiegertochter, sein Liebling, und darum zunächst seinem liebenswürdigen Scherze ausgesetzt. Als sie ihm, wie die übrigen Damen, Glück zum neuen Jahre wünschte, verlangte er auch einen Kuß von ihr.

„Zwei für einen“ sagte das heitere Mädchen und reichte ihm die frischen Lippen hin.

Der Alte küßte sie und schmunzelte: „Schmeckst Du prächtig! Weiß Gott, wenn ich noch ein junger Mann wäre, so müßte Annchen meine Frau werden und keine andere.“

„Väterchen!“ warnte die Schwiegertochter des Alten mit aufgehobenem Finger, „werden Sie mir nicht ungetreu, sonst verklag' ich Sie, denn Sie haben mir ja Ihre Liebe zugeschworen.“

„Du hast schon Dein Theil,“ lachte der heitere Greis, „und bist hoffentlich mit Deinem Manne zufrieden!“

„Das will ich meinen!“ sagte die junge Frau und schmiegte sich an den Sohn des Herrn Laßmann, indem sie zugleich mit dankbaren Blicken dem Schwiegervater die Hand reichte.

„Nun, Annchen!“ lachte von neuem der Greis, „für Sie muß doch auch gesorgt werden. Schade, daß ich keinen Sohn mehr habe, denn ich bin doch schon zu alt für Sie. Wir müssen Ihnen einen Bräutigam noch heute Abend aussuchen. Die Sylvesternacht ist besonders für junge Mädchen günstig. Was meinen Sie, wenn wir das Schicksal fragen, wen er für Sie bestimmt hat?“

„Das Schicksal wird sich viel um solche Possen kümmern,“ entgegnete das Mädchen rasch.

„Da sieht man wieder die neumodische Aufklärung,“ eiferte Herr Laßmann. „Das Schicksal kümmert sich um den kleinsten Wurm und die geringste Blüthe und sollte ein Menschenherz vergessen? Ei, ei, Annchen! Das war nicht klug gesprochen. Zu meiner Zeit war noch der rechte Glaube, und es gab kein Mädchen, das nicht in der Sylvesternacht im Geheimen Blei gegossen hätte.“

„Das können wir auch thun!“ sagte die Schwiegertochter, die dem Alten alle Wünsche von den Augen ablas und zu gut wußte, wie sehr der Greis an den Sitten und Gebräuchen, selbst an dem unschuldigen Aberglauben seiner Jugend hing. Der Vorschlag wurde von allen Seiten mit lautem Beifall aufgenommen und das junge Volk konnte nicht den Augenblick erwarten, um an's Werk zu gehen. Die ganze Gesellschaft begab sich in feierlicher Prozession nach der Küche, wo ein lustiges Feuer auf dem Heerde noch brannte. Blei war im Hause hinlänglich vorhanden; ein zinnerner Löffel wurde zum Schmel-

zen schnell herbeigeschafft und ebenso eine Schüssel mit kaltem Wasser, um die geschmolzene Masse abzukühlen. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Engländerin, die unlängst starb, ließ sich kraft ihres Testamentes einbalsamiren, in einen Lehnstuhl setzen und bat demjenigen, welcher ihr ein Jahr und einen Tag in ihrer Grube Gesellschaft leisten wird, 100,000 Franken versprochen. Man sagt, mehr als zwanzig Ritter hätten das Wagniß versucht, aber die meisten es nach 3 Tagen wieder aufgegeben. Einer, der 17 Tage in der Gruft zubrachte, soll sich am 18. ertränkt haben.

Zum Berliner Annoncen-Humbug steuert jetzt wieder ein Plakat bei mit einer pikanten Erfindung. Unter der Ueberschrift: „Gerettet! Gerettet!" heißt es: „Im Begriff, eine bedeutende Schiffsladung von Herren-Garderobe nach Amerika abgehen zu lassen, waren wir so glücklich zu erfahren, daß dort ein allgemeiner Bankerott ausgebrochen. Wir haben dadurch die ganze gerettete Ladung auf dem Halse und müssen zum halben Kostenpreise losschlagen, womit nicht das Oberzeug bezahlt ist, Futter, Watte und Arbeitslohn aber geschenkt werden. Dennoch ist es besser, daß man die Hälfte verliert als Alles!" u. s. w. u. s. w. — Die „glücklich Geretteten" bleiben natürlich anonym und melden nur mit Straße und Haus-Nummer, wo das dem allgemeinen amerikanischen Bankerott entgangene Lager zu finden ist.

Ein eigenthümlicher Luxus wird jetzt in Berlin mit den Seidenbändern getrieben, und die Läden, die sich mit diesem Artikel beschäftigen, bieten eine wahre Musterkarte der brillantesten Farben und Zusammensetzungen, oft in wahrhaft reizenden Formen und Arrangements, die mit jeder Woche wechseln. Es wird in diesem Artikel, namentlich von den rheinischen Fabrikanten, jetzt Ausgezeichnetes geleistet. Bald erscheinen die Arrangements der Seiden- und Sammtbänder an den Schaufenstern als Festons, bald als Perspektive, Geflechte, Sonnen und Rondels aller Art, die durch ihren Farbenreichthum das vorübergehende Publikum fesseln.

Der Thränenfleck im Briefe.

Darf ich den Worten trauen,
Die hier geschrieben steh'n?
Darf man auf Schwüre bauen,
Die wir geschrieben seh'n?

Ja, wenn sie so besiegelt
Und so bekräftigt sind,
Hat Zweifel ausgeklügelt
Und er entflieht geschwind.

Fest traue ich dem Flecken,
Das ihre Thrän' gemacht,
Hier in dem untern Eckchen
Es mir entgegenlacht.

Das Thränchen kam zu schleichen,
Verbarg im Auge sich,
Gab Acht auf jedes Zeichen
Der Feder emsiglich.

Es harrte gar beklommen,
Gab Acht auf jede Spur,
Ob jedes Wort mög' kommen
Aus ihrem Herzen nur.

Und ward darob entzücket,
Und stahl sich leis hervor,
Hat sich darauf gedrücket:
Jetzt zweifle noch, du Thor!

Willkomm'ner Ueberläufer
Aus liebem Augenstern,
Du unberuf'ner Täufer,
Wie seh' ich dich so gern!

Es ist der schönste Zeuge,
Daß sie es redlich meint,
Und gläubig ich mich beuge,
Da er im Brief erscheint.

Willkommen Herzensbote,
Bist du auch blaß und klein,
Ich glaub' doch bis zum Tode:
In dir muß Wahrheit seyn!

Du adelst alle Zeichen,
Die hier geschrieben steh'n,
Die Tinte wird erbleichen:
Der Thränenfleck bleibt steh'n!

Auflösung des Logogryphs in № 1:
Last — List — Lust.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Dienstag, 5. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

In der Weise wie der Veturino seine mageren Pferde antrieb, wie er mit seiner Peitsche den letzten Lebensfunken dieser armseligen Geschöpfe zur Flamme anzufachen wußte, so daß sie eine Gangart unterhielten, mit welcher kaum der schnellste englische Traber hätte konkurriren können, war es kein Wunder, daß der Chevalier bald außerhalb der Stadt war und durch jene romantische Gegend rollte, die heutzutage die Eisenbahn von Neapel nach Sorrent durchschneidet.

Der schwarze Kohlenstaub, aus dem Krater des Vesuvs vom Winde auf die Ebene getragen, bezeichnet sie als Pluto's vulkanisches Gebiet, auf welches jeder patriotische Engländer mit doppeltem Vergnügen tritt, da er durch die geschwärzten Häuser von Portici und Torre del Greco an die Werkstätten von Birmingham erinnert, während er dabei den Anblick des schönsten Meeres der Welt hat, welches diese rußigen Gestade hier bespült.

Allein der Chevalier stellte solche Vergleiche nicht an; er kümmerte sich ebenso wenig um Portici und Torre del Greco, als um das Meer und die Inseln Ischia, Capri und Procida, die in glänzender Abendbeleuchtung wie Rubine am Eingange des Golfes vor seinen Augen schwammen, denn es drängte ihn, anzukommen. Und wer sollte dies nicht begreifen, wer sollte nicht wissen, daß die schönsten Wege lang und ohne Reiz für denjenigen sind, der an ihrem Ende von einer hübschen Miß erwartet wird, die sich sechs Monate vorher beim Abschiednehmen die Hand zerdrücken ließ?

Endlich bog die Kalesche in einen Seitenweg ein und hielt einige Minuten später vor einem eisernen Gitterthore, welches sich zwischen zwei steinernen Pilastern in seinen Angeln drehte. Zwei Aloen auf den große Pfeilern standen mit ihren spitzen Blättern wie mit Dolchen Wache und schienen den Eingang in den Garten verwehren zu wollen, wenn man als Garten die Wildniß bezeichnen kann, welche, von dem undurchdringlichen Dornengeflechte einer Cactushecke umgeben, unter den kompakten Massen saftiger Feigenbäume, unter dem Schatten schlanker Pinien und unter den üppig wuchernden Lorbeer- und Myrthengesträuchen das von Alice und ihrem Onkel bewohnte Haus versteckte.

Eine Magd mit südlichem Teint und rabenschwarzen Haaren, im Costüme einer italienischen Bäuerin, lief bei dem Geräusche des Wagens herbei, öffnete das Gitter und führte d'Aspremont durch Gebüsche, deren Zweige ihre Wangen streiften, auf die Terrasse, wo Miß Alice Ward mit ihrem Onkel eben Thee trank.

2.

Einer Laune zufolge, welche bei einem jungen, in Eleganz und Comfort blasirten Mädchen um so leichter vorkommen kann, wenn es wie Alice von einem nachsichtigen Onkel daran gewöhnt ist, stets seinen Willen erfüllt zu sehen, hatte die junge Miß Ward vor allen andern Wohnungen gerade dieser seit einer Reihe von Jahren leer stehenden Villa den Vorzug gegeben, da ihr der sich selbst überlassene Garten in seinem chaotischen Zustande der Verwilderung poetisch erschien. Sie behauptete, daß man auf dem romantischen Boden Italiens auch ein romantisches Leben führen müsse, und so wohnte sie hier mitten in einer Natur, die längst keinen andern Herrn mehr kannte, als das ewige Gesetz der Erzeugung, nach dem sich frei und ungezwungen eine wahrhaft afrikanische Vegetation in allen Richtungen ausdehnte, so daß selbst dort und da die duftenden Gewächse des Südens durch zerbrochene Fensterscheiben in die Zimmer der Villa drangen.

Die Terrasse, die bei Alicens Wahl dieser Woh-

nung eigentlich den Ausschlag gegeben hatte, war besonders pittoresk. Man stieg zu ihr auf einer Treppe von breiten Quadern empor und befand sich dann in einer dichten Laube, da vier verwitterte Säulen, die vielleicht irgend einer heidnischen Tempelruine entnommen waren, ein Gitter trugen, durch welches sich wilde Reben schlangen, die gegen die Strahlen der Sonne schützten. Ueber ein niedriges Gehölz, aus dem eine Palme und drei bis vier Pinien hervorragten, hinweg, schweifte das durch so viele Naturschönheiten trunkene Auge über ein wellenförmiges Terrain voll zierlicher Landhäuser und üppiger Gärten, oder es verlor sich der Blick in der Unermeßlichkeit des Meeres, wenn es nicht auf der violetten Riesengestalt des Vesuvs ruhte.

Hier war es, wo Paul d'Aspremont die schöne Miß und ihren Onkel, den Commodore Lord Joshua Ward, im dolce far niente traf. Als er auf der letzten Stufe der Treppe erschien, sprang Alice mit einem kleinen Schrei freudiger Ueberraschung auf und eilte ihm entgegen. Paul nahm nach englischem Gebrauche ihre Hand, aber das junge Mädchen brachte die zierliche Gefangene mit einer Bewegung voll kindlicher Anmuth und liebenswürdiger Koketterie in die Höhe seiner Lippen und reichte sie so dem lang vermißten Freunde zum zarten Kusse.

„Uff! die verdammte Gicht!" rief der Commodore, während er sein Möglichstes that, um auf die Beine zu kommen, „hol' sie der Teufel! Die Gicht nämlich," fügte er scherzend hinzu, indem er mit aufrichtiger Freude den jungen Mann umarmte.

„Sehen Sie, wie wohl ich mich jetzt befinde," sagte Alice, als die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren. „Betrachten Sie meine Farbe; ich bin noch nicht so roth wie mein Onkel und ich hoffe, daß ich es auch so weit nicht bringe, aber nichts destoweniger," fuhr sie fort, indem sie mit ihrem zarten Finger über ihre Wangen strich, „sind dies Rosen und zwar ächte. Und auch stärker bin ich geworden, mein Gesicht ist voller und Sie finden keine Spur mehr von jenen eingefallenen Wangen, die Ihnen in Lincolnshire so viel Besorgniß machten. Gestehen Sie aber auch, welch hoher Grad von Eitelkeit dazu gehört, um sich sechs Monate aus der Gesellschaft seines Bräutigams verbannen zu können, damit er sie nach dieser langen Trennung wieder schöner findet!"

Und während Miß Alice sich selbst diese Lobrede in jenem muntern Tone hielt, der sie so verführerisch machte, wenn sie sprach, stellte sie sich muthwillig kerzengerade vor Paul hin, als wollte sie sich kühn seiner strengsten Prüfung unterwerfen.

„Nicht wahr!" rief der Commodore entzückt, noch ehe Paul zu Wort kommen konnte, „Alice ist jetzt prachtvoll, wie das gesündeste Mädchen von Sicilien. Ihre blendend weiße Haut, ihre rabenschwarzen Haare, ihr dunkelblaues Auge sichern ihr bei dieser strotzenden Gesundheit nun den goldenen Apfel!"

„Gewiß, Commodore!" erwiederte Paul, „Miß Alice ist nicht schöner geworden, das war unmöglich, aber sie befindet sich sichtlich wohler, als damals, wo sie mir, wie sie sagt, aus Eitelkeit diese traurige Trennung auferlegte."

Aber als sollten die Worte Pauls, der das schöne Mädchen mit leidenschaftlicher Gluth ansah, Lügen gestraft werden, wichen plötzlich, wie die Abendröthe von den Schneegipfeln der Berge flieht, wenn die Sonne vom Horizonte verschwindet, die Rosen von Alicens Wangen, deren sie sich eben noch gerühmt hatte, und zitternd hielt sie die Hand an ihren Busen, während sich die bleichgewordenen Lippen ihres schönen Mundes in krampfhafter Verzerrung zusammenpreßten.

Paul fuhr entsetzt in die Höhe, ebenso der Commodore. Die lebhaften Farben Alicens kehrten aber wieder und lächelnd, als sey sie sich dieses plötzlichen Unwohlseyns schon nicht mehr bewußt, suchte sie die beiden Erschrockenen zu beruhigen.

„Ich habe Ihnen ein Sorbet oder eine Tasse Thee versprochen," sagte sie dann zu Paul, „ich rathe Ihnen aber zu Ersterem, obwohl ich als Engländerin unser Nationalgetränk vorziehen sollte; aber wir sind zu nahe an Afrika, welches uns den Sirocco in direkter Linie schickt, als daß nicht Schnee besser wäre als warmes Wasser."

(Fortsetzung folgt.)

Bäcker oder Becker?

(Fortsetzung.)

Unter Scherzen und Lachen drängte man sich um das Orakel, das in wunderlichen Figuren und Gestalten, die das erkaltende Metall annahm, seine Offenbarungen kund that. Bald war es ein Baum mit zartem Laub, bald eine Kirche, bald ein Schiff, das zum Vorschein kam, meistentheils aber unförmliche Klumpen, welche keiner Deutung fähig waren. Die Phantasie mußte fast immer bei der

Erklärung das Beste thun und es fehlte natürlich nicht an heiteren Scherzen und Witzen, bei denen sich der alte Herr, wie gewöhnlich, besonders hervorthat. Manche Anspielung wurde gemacht, manch schlecht behütetes Geheimniß unter Lachen und Erröthen verrathen. Die jungen Mädchen zischelten und kicherten, die Männer stießen sich gegenseitig an und die Frauen brauchten einander nur anzusehen, um sich höchst kuriose und interessante Geschichten zu erzählen. Da hatte ein unverheiratheter Herr eine Wiege gegossen und wurde darum aufgezogen; dort hatte ein Mädchen, das mit einem Kavallerie-Offizier bekannt war, ein ziemlich gelungenes Pferd mit Zaum und Sattelzeug erhalten. Selbst wo die Figuren eben nicht zu den Persönlichkeiten passen wollten, suchte man so lange daran herum, bis man gefunden hatte, was man wünschte, und der dabei entwickelte Scharfsinn war in der That höchst wunderbar. Endlich war auch die Reihe an Annchen gekommen. Obgleich ihr Herz noch frei und gänzlich ungebunden war, zitterte doch ihre Hand merklich, als sie den verhängnißvollen Löffel über dem Feuer hielt. So stand sie in holder Befangenheit, von der rothen Gluth beschienen. Ein eigenthümliches Bangen hatte sie erfaßt; fast schien es ihr vermessen, das Schicksal um die Zukunft zu befragen und ihre Augen schauten träumerisch in die Flammen und auf das Blei, welches allmälig zu schmelzen begann. Mit raschem Guß schüttete sie das flüssige Metall in das kalte Wasser, welches darüber zischend zusammenschlug. Annchen zögerte, die Figur herauszunehmen. Neugierig drängte sich die Schwester heran. „So sieh doch nach," sagte sie, „was Du gegossen hast!"

„Ach, ich fürchte mich!" entgegnete das Mädchen.

„Sey doch nicht kindisch!" rief die Frau und griff in die Schüssel, aus der sie das geschmolzene Blei hervorlangte, um es ihr hinzureichen. Annchen wagte es kaum anzurühren. „Laß doch sehen, was Dir bescheert ist," sagte lachend der Schwager. Das Mädchen hatte noch keinen Blick auf die Figur geworfen, ihr war zu Muthe, als ruhte das Geschick ihrer Zukunft in der kleinen Hand. „Nun, Annchen! Zeigen Sie uns Ihren Schatz," lachte der Alte, „oder wollen Sie ihn für sich allein behalten?" Fast zitternd reichte sie das Blei dem alten Herrn. „Ein Brod! Ein Brod!" rief dieser laut; „Annchen wird einen Bäcker heirathen."

„Einen Bäcker?" scherzten die Anwesenden; „gratulire, Frau Bäckerin!" Das heitere Mädchen wurde durch den lärmenden Glückwunsch im Anfang ganz verstimmt, doch bald gewann die bessere Laune in ihr wieder die Oberhand und sie stimmte selbst in die Neckereien, die von allen Seiten ihr entgegen flogen. „Ich werde wenigstens immer Brod haben," lachte sie.

„Und einen weisen oder weißen Mann," scherzte Herr Laßmann. „Das bitte ich mir aber aus, daß die Zwiebäcke immer frisch sind."

„Sie werden auch zu Weihnachten einen schönen Kuchen mit großen Rosinen bekommen," sagte Annchen, „wenn Sie das ganze Jahr die Semmel bei mir nehmen."

„Das versteht sich von selbst," entgegnete der heitere Alte. „Sie sollen meine Kundschaft haben, Frau Bäckerin." Auch ihre Freundinnen ließen es nicht an Scherz und Witzen fehlen und zogen Annchen mit dem Bäcker tüchtig auf.

Endlich schlug die Abschiedsstunde für die heitere Gesellschaft. Mäntel und Hüllen wurden hereingebracht und der Alte entließ in frohester Laune den Besuch. Als Annchen ihm eine gute Nacht bot, rief er ihr lachend zu: „Schlafen Sie wohl und träumen Sie von Ihrem Bäcker." In Begleitung ihres Schwagers, bei dem sie wohnte, verließ sie gedankenvoll und aufgeregt das gastfreundliche Haus. Draußen war eine schöne, frische Winternacht. Der Mond schien hell und klar und Millionen Sterne glänzten in funkelnder Juwelenpracht. Die Straßen waren trotz der späten Zeit noch sehr belebt. Fröhliche Schwärmer kamen von allen Seiten und riefen mit lauter Stimme: „Prost Neujahr!" den Vorübergehenden zu. Selbst Unbekannte begrüßten sich mit diesem Zuruf und wünschten sich Glück und Heil. Das bedeutungsvolle Fest hatte die Herzen erschlossen und die Lippen aufgethan. Der Mensch trat dadurch dem Menschen näher; aus der Nähe und Ferne tönte der frohe Gruß, wie eine Mahnung an die erträumte Brüderlichkeit. Dann und wann zog wohl auch ein lärmender Trupp ausgelassener Gesellen vorüber, die zu tief in's Glas geguckt. Scheu wich Annchen, hinter dem Ehepaare ihren eigenen Gedanken überlassen, ihnen aus. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber plötzlich waren die Ihrigen weit voran und sie befand sich allein, ohne schützende Begleitung auf der belebten Straße. Während sie verlegen sich umschaute, rief ihr eine helle, fröhliche Männerstimme zu: „Prost Neujahr, mein Fräulein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine spanische Banditenscene. Am letzten Tage des November traten drei mit Messern und Pistolen bewaffnete Räuber in das Haus eines Priesters im Dorfe Villaviciosa, Provinz Leon. Sie überfielen Knecht und Magd, welche die Furcht verhinderte, um Hilfe zu rufen und knebelten sie, worauf dann der fast blinde Geistliche aufgefordert wurde, sofort sein Geld herzugeben oder sich zum Tode zu bereiten. Der Priester, welcher sich in die Alternative versetzt sah, sich beraubt zu sehen oder unter den Dolchen der Banditen zu sterben, schützte die Unmöglichkeit vor, bis zu dem Orte zu gehen, wo das Geld sich befände. Er ging, alle Möbeln betastend, stieß absichtlich eines derselben um und fiel zu Boden. Während der darüber verflossenen Zeit war es dem Knecht gelungen zu entkommen; er lief in die Kirche und zog die Sturmglocke. Das ganze Dorf kam in Bewegung, und da die Räuber gefangen zu werden fürchten mußten, so machten sich zwei derselben, Messer und Pistol in den Händen, rasch Bahn durch die gaffende Menge und entflohen. Beim Tönen der Sturmglocke erhob sich der blinde Geistliche plötzlich von der Erde und ergriff den Arm des dritten Räubers. Doch gelang es diesem sich loszureißen und davon zu eilen; aber in geringer Entfernung von der Thüre trat ihm ein anderer muthiger Priester ohne Waffen entgegen, hielt ihn fest, entriß ihm das Pistol und warf ihn zu Boden, ihn auffordernd, sich zu ergeben. Der Räuber machte unerhörte Anstrengungen, sich seines Messers zu bedienen, worauf der Priester, nach erfolgter dritter Aufforderung, sich zu ergeben, das Pistol in die Beine des Räubers abschoß und ihn in die Unmöglichkeit versetzte, zu entkommen. Als der Räuber sich gefangen sah, stieß er sich sein Messer in den Hals und dann in die Brust und bat, als er das Ende seines Lebens nahen sah, den Priester, seine Beichte zu hören. Sofort kniete dieser neben dem Räuber nieder, hörte seine Beichte an, worauf er sterbend der Gendarmerie überliefert wurde. Auch einer der beiden andern Räuber wurde, von einem Steine am Kopfe verwundet, von den Bauern festgenommen und der Gendarmerie ausgeliefert.

Ein höchst interessanter Fund wurde vor einigen Tagen in einer Ziegelei bei Münsterberg in preußisch Schlesien gemacht. Mit dem Loshauen des Lehms beschäftigt, bemerkte ein Arbeiter etwa 6 Fuß unter der Erdoberfläche einen harten Körper, den er, ihn für einen Stein haltend, zur Seite warf. Beim Fortsetzen der Arbeit zerschlug er zufällig ein ähnliches Stück, fand darin mehrere zersplitterte Knochentheile, untersuchte, hierdurch aufmerksam gemacht, den zurückgeworfenen vermeintlichen Stein genauer und entdeckte nun, daß es ein riesenhafter Zahn war. Mit Anwendung der nöthigen Vorsicht gelang es nun, außer mehreren schon zertrümmerten auch zwei vollständig erhaltene Backenzähne, fossile Reste einer vorweltlichen Thierart, aufzufinden. Diese Zähne, gegen fünf Zoll lang und über zwei Zoll breit, gehören einer dem jetzigen afrikanischen Nashorn ähnlichen antediluvianischen Species, dem Rhinoceros ciheorrhinus an, dessen Wohnplätze über das mittlere Europa und nördliche Asien sich erstreckt haben. Ein fast vollständig erhaltenes Individuum dieser untergegangenen riesigen Thierart wurde vor längeren Jahren unter dem Eise am Ufer der Willugi in Sibirien entdeckt und befindet sich in dem Museum in St. Petersburg.

Zweisylbige Charade.

Uns, den munteren Knaben, dienet die Erste zum Spiele,
Und dadurch stärken wir uns schon für das reifere Alter;
Doch Mädchen und Jünglinge, euch kann wohl dieselbe erfreuen,
Denn gar nahe kommen ja dann die sich liebenden Herzen.
Und auch das ehrwürd'ge Alter findet viel Freude daran,
Wenn dort die Jugend, die rasche, fröhlich herum sich tummelt.
Der zweiten der Sylben bedürfen bei uns die Menschen gar sehr,
Denn hier im eisigen Norden, wo Boreas, der Rauhe, regiert,
Gibt sie im stürmischen Winter uns nur den sicheren Schutz;
Doch auch zur Zierde kann sie dem eiteln Menschen wohl dienen,
Um dann mit ihrem Glanz' zu verherrlichen die erste der Sylben.
Wo die Muse Terpsichore thront, da nun erblickst du das Ganze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Freitag, 8. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Alle Drei setzten sich nun zur traulichen Plauderei an den runden steinernen Tisch unter den Plafond von Reben. Die Sonne war bereits im Meer versunken und jener zweite Tag, den man in Neapel mit Unrecht Nacht nennt, begann sich über die Erde zu breiten. Der Mond drang durch die Blätter des Laubdaches und schien auf den Boden der Terrasse große und kleine silberne Münzen zu streuen. Das Meer koste in zärtlichen Küssen mit dem Gestade, und von ferne hörte man das Rauschen und Klingeln der Tambourinen im Takte der fröhlichen Tarantella.

Es war Zeit sich zu trennen.

Vice, die brünette Magd, kam mit der Laterne, um Paul durch das Labyrinth des Gartens zu führen.

Während sie das Sorbet und das Eiswasser servirt hatte, war der Fremde für sie ein Gegenstand der aufmerksamsten Betrachtung. Ohne Zweifel war aber das Resultat ihrer Prüfung kein günstiges für Paul, denn Vice's Stirne verfinsterte sich, und während sie den jungen Mann begleitete, richtete sie, ohne daß er es merken konnte, unter ihrer Schürze den Zeige- und den kleinen Finger, als wollte sie gegen den Chevalier Paul d'Aspremont ein kabbalistisches Zeichen machen.

3.

Alicens Freund kehrte auf demselben Wege, welchen er gekommen war, in's Hotel de Rome zurück. Die Schönheit der Nacht war unvergleichlich! Der Mond goß sein liebliches Licht auf die sich leise bewegenden Fluthen, die sein bleiches Antlitz in tausend gebrochenen Reflexen als glitzernde Funken wiedergaben. In einiger Entfernung sah man die Fischerbarken mit rothen Laternen weithin das Meer mit einem Purpurschimmer bedecken der Rauch des Vesuvs, welcher am Tage sich in weißen Wolken emporwirbelte, hatte sich jetzt in eine röthlich leuchtende Säule verwandelt, die der Spiegel des Golfes ebenfalls wiedergab, so daß Feuer und Wasser vermählt, in zärtlicher Umarmung ihre Brautnacht zu feiern schienen.

Einige Lazzaroni wandelten noch am Ufer umher, ergriffen, ohne es zu wissen, von diesem magischen Schauspiele, andere saßen auf dem Rande eines an's Ufer gezogenen Nachens und sangen irgend ein Volkslied mit einer Stimme, um die sie von so manchem mit 5000 Thalern bezahlten Tenoristen zu beneiden gewesen wären.

Neapel legt sich spät nieder, wie alle südlichen Städte; inzwischen erlöschten doch allmälig die beleuchteten Fenster, als auch Paul wieder auf seinem Zimmer war.

Er legte sich nieder, zog die Gazevorhänge zum Schutz gegen die Insekten zusammen und schlief schon nach wenigen Minuten ein. — Wie es nach einer Seereise gewöhnlich dem Reisenden ergeht, glaubte auch Paul, daß sein Lager hin- und herschwanke, wie wenn das Hotel de Rome der Leopold gewesen wäre. Dieses Gefühl machte, daß er träumte, er sey auf dem Meere. Er sah das Ufer vor sich und an demselben Alice, aber blaß wie eine Leiche, neben ihrem Onkel. Er wollte landen, aber Alice hielt ihn zurück. Ein unendlich tiefer Schmerz war auf den Zügen des jungen Mädchens zu lesen und es war, als gehorche sie wider Willen einer höhern gebieterischen Macht, als sie ihren Paul zurückstieß.

Aufgeschreckt durch dieses Bild, erwachte d'Aspremont und hielt, so lebhaft hatte er Alice und ihren Onkel vor sich gesehen, im ersten Momente seinen Traum für Wahrheit. Er fühlte sich daher glücklich, als er beim matten Scheine einer

Nachtlampe von Milchglas, welche die Mücken summend umschwärmten, die bekannten Gegenstände des Zimmers sah und so die Illusion erkannte.

Paul konnte nicht wieder einschlafen, sondern sank in den Schooß der Erinnerungen.

Sein Gedächtniß führte ihm eine nach der andern von den beseligenden Scenen seiner ersten Liebe vor.

Er sah das zierliche Haus zwischen den Hecken von wilden Rosen, Geisblatt und Schneeballen wieder, welches Alice mit ihrem Onkel bewohnte und wo er, eingeführt durch einen Empfehlungsbrief, das schöne Mädchen kennen gelernt hatte.

Er erinnerte sich an das weiße Kleid von indischem Mousselin mit dem einfachen Atlasgürtel, welches Alice, die Tags zuvor erst aus ihrer Pension entlassen worden war, damals trug, an den Jasminzweig, der in ihren schwarzen Locken zitterte, an den schüchternen Blick ihrer himmlischen Augen, an den halbgeöffneten Mund, der die kleinen Perlenzähne sehen ließ, an ihr liebliches Erröthen, wenn sein Blick den ihren traf. Dann sah er im Geiste den Salon mit der grünen Tapete und seinem braunen Getäfel von Eichenholz, mit seinen Bildern von Fuchsjagden und Steeple-chases-Scenen, dann das Piano, dem Alice so liebliche Melodien zu entlocken wußte, und den Kamin von kararischem Marmor mit den Karyatiden, auf welchem die große Bronzependule ihm das flüchtige Verrinnen der schönsten Stunden seines Lebens zeigte. Die Fauteuils von rothem Sammt öffneten ihm die Arme, der Teppich entfaltete seine Blumen und Arabesken, im silbernen Theekessel sprudelte unter der blauen Spiritusflamme das Wasser, während er tief bewegt auf die eine Romanze aus Anna Bolena lauschte, die Alice mit der göttlichsten Stimme der Welt sank, wobei der Commodore, im schweren Verdauungsprozesse begriffen, ein kolossales Exemplar der Times seiner Hand entgleiten und im sanften Schlummer sein Haupt auf die Brust sinken ließ.

Nun änderte sich wieder die Scene: Paul hatte vom Commodore die freundschaftliche Einladung erhalten, einige Tage mit ihm und Alice auf der Cottage zuzubringen, die Lord Ward in Lincolnshire besaß.

Ein altes Feudalschloß mit krenelirten Thürmen, mit gothischen Fenstern, die Epheu und wilde Reben halb bedeckten, mit Zugbrücken und Wällen aus einer längst entschwundenen Zeit, erhob sich auf der höchsten Stelle eines Hügels, vor welchem sich ein unermeßlicher Park mit seinen Gärten und Wiesen, seinen Bächen und Weihern, mit seinen schattigen Wegen und traulichen Plätzen ausdehnte. Hier begleitete Paul die schöne junge Miß auf ihren Spazierritten, hier schaukelte er sich mit ihr in einem kleinen Nachen, der zwischen Schilf und Wasserlilien dahinglitt, während die Tritonen und Najaden ihre fröhlichen Gespräche belauschten. Alice führte die Rüder, Paul steuerte und wurde nicht satt, sie zu bewundern. Wie war sie aber auch schön in ihrem Strohhute, den die Sonne vergoldete, so daß er ihr Haupt wie ein Heiligenschein umfloß! Und wenn sie ihre graziöse Gestalt zurückbog, um die Ruder anzuziehen, wie kokett sahen dann die lakirten Spitzen ihrer schmalen Stiefeletten unter den bauschigen Wolken des Kleides hervor! . . . .

Der Commodore blieb bei solchen Wasserparthien immer am Ufer zurück, nicht daß er wie andere Commodore, die nie den Admiralitätspalast verlassen, das Wasser gefürchtet hätte, sondern weil sein Gewicht den Untergang des Fahrzeugs herbeigeführt haben würde. Er erwartete seine Nichte immer am Landungsplatze, um ihr, wenn sie ausstieg, mit mütterlicher Sorgfalt einen leichten Mantel anzulegen, damit sie sich nicht erkälte; dann ging es zum Vesperbrode in's Schloß zurück. Es war eine wahre Freude, den Appetit zu sehen, mit welchem Miß Ward, die in der Regel kaum so viel aß wie ein Vogel, nach solchen Promenaden ihren Schinken aus York verzehrte und ihr Brödchen zwischen den Perlzähnen vertilgte, ohne auch nur das geringste Krümchen für die Goldfische des Bassins übrig zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bäcker oder Becker?

(Fortsetzung.)

„Prost Neujahr!" erwiederte Annchen in demselben Tone.

„Sie gehen so allein, vielleicht darf ich Sie begleiten?" fragte der Fremde. Annchen zögerte verlegen und wollte dankend vorüber gehen.

„Sie setzen sich der Gefahr aus, von einem Betrunkenen angerannt zu werden," fuhr er dringend fort; „ich dächte, Sie nähmen mich zu Ihrem Ritter an." Dieser Grund schien dem fröhlichen Mädchen einzuleuchten.

„Gut! ich nehme Sie zu meinem Beschützer," sagte sie.

„Aber umsonst ist der Tod," entgegnete der Fremde.

„Ei, wie viel verlangen Sie denn für Ihre Begleitung?" fragte Annchen lachend, welcher der scherzhafte Ton ihres neuen Begleiters nicht mißfiel.

„Zwei Gutegroschen für den Nachtwächter, sonst komm' ich nicht in's Haus hinein. Ich habe keinen Heller Geld bei mir."

„Ach! ein Silbergroschen ist auch genug. Sie sind viel zu theuer für mich."

„Unter zwei Groschen thu' ich's nicht," erwiederte der Fremde mit dem ernstesten Gesicht der Welt.

„Topp! Sie sollen sie haben," scherzte das Mädchen.

„Schlagen Sie ein, also abgemacht," sagte der Begleiter und bot Annchen seinen Arm.

Beide gingen nun plaudernd neben einander her. Von Zeit zu Zeit warf Annchen auch einen mißtrauischen Blick auf den seltsamen Begleiter, der unbefangen an ihrer Seite schritt. Die Prüfung fiel eben nicht zu seinem Nachtheil aus; er mochte in dem Alter von fünfundzwanzig Jahren stehen und zeigte, so weit sich das im Mondschein erkennen ließ, eine schlanke hohe Gestalt und ein offenes, interessantes Angesicht. Ein kecker Humor belebte seine Unterhaltung und forderte die angeborene Schalkhaftigkeit des Mädchens ebenfalls heraus. Bald kam es ihr vor, als spräche sie mit einem alten Bekannten, obgleich sie weder den Namen noch den Stand des Fremden wußte. Da sie ziemlich schnell gingen, so holten sie in der Nähe der Wohnung den Schwager mit der Schwester ein.

„Annchen, wo bleibst Du denn?" rief ihr diese schon von Weitem zu.

„Ei! ich hab' Euch aus dem Gesicht verloren und dieser Herr war so gütig, mich zu begleiten." Mit diesen Worten stellte sie den Fremden den Ihrigen vor. Diese dankten ihm und wollten sich empfehlen.

„Halt!" rief Annchen, „erst müßt Ihr mir zwei Groschen geben, die ich meinem Begleiter schuldig bin."

„Was soll das wieder heißen?" fragte ungeduldig der Schwager.

„Umsonst ist der Tod," scherzte Annchen; „und ich bin dem Herrn zwei Gutegroschen für die Begleitung schuldig."

„Aber Annchen!" mahnte die Schwester, indem sie den wohlgekleideten Begleiter mit zweifelnden Blicken anschaute.

„In der That," sagte dieser, „das Fräulein ist mir zwei Gutegroschen schuldig, die ich dringend für den Nachtwächter brauche. Ich komme sonst nicht in mein Haus hinein."

„Seltsam!" murmelte der Schwager, indem er verlegen seine Börse zog, um ein Zweigroschenstück daraus hervorzulangen.

„Ich habe nur Viergroschenstücke," sagte er, nachdem er einige Zeit vergebens gesucht hatte.

„Um so b sser für den Nachtwächter," entgegnete der Fremde; „geben Sie nur her, morgen bringe ich Ihnen zwei Gutegroschen wieder. Sie können mir trauen."

Lachend und mit Kopfschütteln händigte der Schwager dem jungen Manne das Geldstück ein.

„Seyen Sie ganz ohne Sorgen, ich werde Ihnen nicht durchgehen, und damit Sie auch wissen, wer Ihr Schuldner ist, so will ich Ihnen meinen Namen sagen; ich heiße Becker."

Ein leiser Schrei der Ueberraschung entschlüpfte unwillkürlich Annchen und ihrer Schwester, auch der Schwager schien verlegen, nur der Fremde nahm mit leichtem und gefälligem Anstande Abschied von der betroffenen Familie.

„Das ist ja eine kuriose Geschichte," bemerkte der Schwager, indem er die Hausthüre öffnete, „ein eigenthümliches Zusammentreffen. Dieser Herr Becker scheint ein wunderlicher Kautz zu seyn."

„Und am Ende wird aus Annchen doch noch eine Frau Bäckerin," scherzte die Schwester, welche die erste Ueberraschung überwunden hatte.

„Wie Du nur scherzen kannst," rief das Mädchen fast ärgerlich; „eine Bekanntschaft von der Straße —!"

„Und ein Mann, der nicht einmal zwei Groschen in der Tasche hat," schaltete der Schwager dazwischen ein; „das wäre mir für Annchen der rechte Bräutigam, irgend ein hergelaufener Lump."

Eine flammende Röthe schoß mit einemmale jetzt Annchen in's Gesicht und ihr war, als hätte der Schwager recht was Schlimmes ihr selbst gesagt. Sie fühlte, wie das Herz ihr laut und vernehmlich pochte und in ihrer Brust regte sich ein unbekanntes Etwas zu Gunsten ihres sonderbaren Begleiters. Gern hätte sie seine Vertheidigung übernommen, aber sie fürchtete ihr aufkeimendes Gefühl zu verrathen. Eine unerklärliche Scheu hielt sie zurück. Verstimmt bot sie kurz den Ihrigen eine gute Nacht und ging auf ihr Schlafgemach. Vergebens waren ihre Bemühungen, bald einzuschlafen. Wie ein neckender Kobold stand die Gestalt des Fremden

immerwährend vor ihren Augen und sein Name klang ohne Aufhören in ihren Ohren. Frau Becker, flüsterte es aus allen Winkeln, Frau Becker, lachte und kicherte es in einem fort. Sie bog die Bettdecke tief über das blonde Haupt, aber die schadenfrohen Geister wurden dadurch nicht gebannt und trieben selbst, als sie endlich eingeschlummert war, auch ihr Spiel im bunten Traum. Später als gewöhnlich stand sie auf. Sie traf die Ihrigen am Kaffeetisch.

„Das heiß' ich einmal lange geschlafen," rief ihr schon von Weitem lachend der Schwager entgegen, „gewiß hast Du von Deinem Becker geträumt."

Annchen wurde über und über roth, sie schwieg, obgleich sie doch sonst um eine Antwort nicht verlegen war.

„Ich bin doch neugierig, ob er die zwei Gutegroschen bringen wird," bemerkte die Schwester, indem sie Annchen die Tasse hinreichte.

„Ich bitte Euch," sagte diese, „verderbt mir nicht den schönen Morgen mit Euerm Geschwätz. Was geht mich denn dieser Mensch an?"

So sprach sie, während sie im Stillen unwillkürlich an ihn dachte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Keine Gesundheit — kein Geld.) Eine chinesische Eigenthümlichkeit, die mehr zu bedeuten hat, als es vielleicht scheint, ist die, daß die Aerzte in China nicht, wie bei uns, ein Interesse daran haben, daß es so viel als möglich Krankheiten und Kranke gebe. Der chinesische Arzt ist ein Staatsbeamter, der dafür zu sorgen hat, daß so wenig wie möglich Krankheiten vorkommen, der in Gefahr ist, seines Amtes entsetzt zu werden, wenn der Gesundheitszustand in seinem Kanton gar zu unbefriedigend ist. Der gute Gesundheitszustand seiner Pflegbefohlenen bringt ihm eine Gehaltserhöhung ein. Der Kaiser behandelt seinen Leibarzt nach diesem Grundsatz: „Keine Gesundheit, kein Geld!" und wenn er krank wird, ist das Patent des Arztes suspendirt.

In Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erzählt Dr. Waxmann in Breslau folgenden interessanten Fall über Ansteckungsfähigkeit der Nervenzufälle: „Die zu Karlsbad so plötzlich verstorbene preußische Hofschauspielerin Edwina Viereck befand sich im Sommer des Jahres 1849 in dem kleinen Kurort Niederlangenau (in der Grafschaft Glatz), welcher durch seine Stahlquelle einige Bedeutung erlangt hat. Sie traf dort mit einer der hohen Aristokratie angehörenden Dame zusammen, gegen welche sie aus mir bekannten Gründen sehr erbittert war. In einem der Besitzerin des Bades gehörigen Garten, unter mehreren anwesenden Damen fand die Begegnung statt, bei welcher Fräulein Viereck im Anblick jener Dame plötzlich mit einem Schrei zu Boden sank und bewußtlos in epileptische Krämpfe verfiel. Ich überzeugte mich vollkommen, daß diese Krämpfe in Wahrheit bestanden, wie ich überhaupt ihre schon damals tieferschütterte Gesundheit zu erkennen viele Gelegenheit hatte. Ihre auch anwesende Schwester, entsetzt darüber, verfiel in Starrkrampf. Dann erlitt ein junges rückenmarkleidendes Fräulein darüber die heftigsten Brustkrämpfe; ihr stoßweise weithin schallender Krampfhusten traf das Ohr einer gleichfalls rückenmarkleidenden Dame, welche in einem Zimmer eines 100 Schritt von dieser Scene entfernten Hauses auf dem Sopha lag und, von dem allerdings ganz eigenthümlichen Ton jenes Hustens erschreckt, von den heftigsten Konvulsionen ergriffen wurde, unter denen sie urplötzlich in denselben heftigen Husten ausbrach. In einem Zeitraum von 15 Minuten waren an 30 Frauen und Mädchen von den verschiedenartigsten Krampfformen und in verschiedenem Grade befallen worden. Die Sache hat ihre tragikomische Seite, an welche sich auch unbarmherzig der Spott hing. Die sengende Julisonne deckte bei einer Temperatur von 22 Grad Reaumur im Schatten die ganze Nachtseite der Frauennatur auf!"

(Bestandtheile eines Lokomotives.) Die Zusammensetzung eines Lokomotives ist weit kunstvoller als die jeder Uhr. Zu einem Dampfwagen gehören nicht weniger als 4516 Stücke verschiedener Bestandtheile, die so genau gearbeitet und so sorgsam zusammengesetzt seyn müssen, wie die Bestandtheile der feinsten Taschenuhr.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 3:

Ballkleid.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Sonntag, 10. Januar 1858.

Unserm verehrten Rektor

Herrn Dr. H. Dittmar

zur

Verleihung des Ordens vom h. Michael.

O d e.

Mag Mancher hoch sich schwingen durch Thatenkraft,
Im Schlachtendonner still wie ein Felsen steh'n,
Und auf den Nacken freier Völker
Höhnend mit eisernem Scepter treten, —

Den schreibt Geschichte wohl in ihr Thatenbuch,
Und malt mit Blut die richtenden Blätter aus,
Doch nimmer rauscht ein Dankesopfer
Stammelnder Lippen zum harten Ohr ihm.

Doch wer ein Herz gottfürchtend im Busen trägt,
Dem Treu' und Wahrheit geistige Kraft erhöht,
Dem opfert jede reine Seele
Offenen Dank aus des Herzens Fülle.

D'rum Heil dem Manne, der in der Jünglingsbrust
Das hohe Feuer kindlichen Dank's gefacht,
Heil ihm, den seines Königs Güte
Heut' mit gebührendem Lorbeer schmückte.

Beglückt ihr Fürsten! Aber nicht Goldes Glanz,
Nicht Glanz der Herrschaft, Purpur und Edelstein,
Das schönste Loos der Mächt'gen neid' ich:
Würdige Männer auch hoch zu lohnen.

Das ist die Krone, welche den Herrscher krönt,
Die heller strahlt, als Flammen von Gold-Rubin,
Und heut ein Reis von ihrer Palme
Reicht sie dem Manne, es werth zu tragen.

Nicht blos durch Ehre, welche in Schriften ruht,
Hat er ein Denkmal dauernd sich auferbaut,
Ihn künden dankerfüllte Herzen
Lauter als prangendes Erz und Marmor.

O weile lange noch auf der Erden-Welt,
Beglückt im Kreise solcher, die Du beglückst,
Und schmecke hier schon jene Freuden,
Welche Dir einst an dem Ziele winken.

S o n e t t.

Wenn ernst des Jahres neue Wogen wallen,
Und flüchtig rollend Tag um Tag sich schlingt,
Dann fürchtet Mancher, was der Morgen bringt,
Ob ihm noch wird die Abendglocke hallen.

Doch wer zum Ohr dann Jubelruf hört schallen,
Wenn Fürstendank der neue Morgen bringt,
Und dankerfüllt des Jünglings Seele schwingt,
Der sieht getrost die Sterne steigen, fallen.

So mög' denn Dir, dem dieses Glück sich eint,
Geliebt, verehrt auch in den fernsten Tagen
Noch Freudenknospen jeder Morgen tragen,

Bis zu dem Tag, der keine Thräne weint.
Und wo die Welt unfähig ist zum Lohne,
Da reichet Gott einst dort die Ehrenkrone.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Glückliche Stunden verrinnen schnell! Von Woche zu Woche schob Paul seine Abreise hinaus, allein die entfliehende schönere Hälfte des Jahres hemmte nicht Paul zulieb ihren eilenden Schritt und die schönen grünen Matten des Parkes bekamen allmälig eine gelbliche Färbung; weiße Dünste stiegen Morgens aus dem Weiher empor und lagerten sich über die Wiesen und dem Rechen des Gärtners zum Trotze füllten sich die Alleen und Wege mit abgefallenem, rauschendem Laube.

Mit dem Verschwinden der schönen Tage schwand aber auch, — ein unerklärliches und trauriges Räthsel für Alle, — Alicens Gesundheit. Oft erblaßte sie unter dem besorgten Blicke des Chevaliers und endlich behielt sie von ihrer blühenden Farbe nur mehr zwei kleine rothe Punkte auf den Wangen, über die der Arzt eine bedenkliche Miene machte. Ein Fieberfrost bemächtigte sich ihrer zuweilen und wechselte wieder mit Hitze, kurz, es zeigten sich alle Symptome der Hektik. Nun drang der Arzt darauf, daß Miß Ward den Winter in Pisa und den Sommer in Neapel zubringe. Es wurden die Anstalten zur Abreise getroffen, auch Paul mußte fort, Familienangelegenheiten riefen ihn nach Frankreich zurück und so nahm er in Folkestone von Miß Alice und dem Commodore Abschied.

Kein bindendes Wort wurde bei dieser Trennung gewechselt, aber Alice betrachtete Paul d'Aspremont als ihren Bräutigam, und der Commodore sah längst nur mehr mit den Augen der Nichte.

Paul hatte nach sechs Monaten, die ihm wie sechs Jahrhunderte lang geworden waren, das Glück, Alice von ihrem Dahinwelken geheilt und in strotzender Gesundheit wieder zu finden. Was noch vom Kinde in der Jungfrau zurückgeblieben, war nun verschwunden und er dachte mit beseligender Wonne daran, daß der Commodore nichts einzuwenden haben könne, wenn er nun Alice an den Altar führen werde.

Dies waren die Bilder, die an seinem Geiste vorüberzogen und in ihm frohe Gedanken an eine goldene Zukunft weckten. So schlief Paul d'Aspremont in beruhigter Stimmung wieder ein und erwachte erst am andern Morgen, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand und das Leben in Neapel wieder in vollster Thätigkeit war.

Paul lehnte sich in seinem seidnen Schlafrock ans Fenster. Er übersah den Quai Santa Lucia, das Kastell del' Ovo und die blaue Fläche des Meeres bis an den Vesuv und an die Vorgebirge von Castellamare und Sorrent.

Der Himmel war klar, nur eine einzige kleine graue Wolke, getrieben von einem muthwilligen Westwinde, näherte sich eilig der Stadt. Der Chevalier richtete, als sie eben ihre Fittige über dem Schlosse St. Elmo ausbreitete, den seltsamen Blick auf sie, welchen wir an ihm kennen. Schwere Tropfen fingen nun an auf das Lavapflaster zu fallen, aus denen nach wenigen Sekunden einer jener diluvianischen Regengüsse wurde, welche die Straßen Neapels in reißende Ströme verwandeln. Es war ein possierlicher Anblick, wie die überraschte Menge sich in allen Richtungen zerstreute und dort und da Schutz suchte, nicht ohne einen Theil ihrer Einkäufe zu verlieren. In wenigen Minuten war der Quai verödet, den der übermüthige Regen im Taumel seines Sieges unbarmherzig peitschte.

Unterdessen stand Timberio, der herkulische Facchini, den der unansehnliche Paddy so glänzend besiegt hatte, unter einem Balkon gegen die größte Wuth des Sturmes so ziemlich geschützt, unbeweglich dem Hotel de Rome gegenüber und betrachtete sich mit nachdenklicher Miene das Fenster, an dem er den Chevalier d'Aspremont noch vor wenigen Minuten gesehen hatte. Er plauderte mit halblauter Stimme für sich, während er mit einem Päckchen Amuletten spielte, welches er an einer Schnur um seinen Hals trug. Das Resumé seines Monologes war, daß es vom Kapitän des Leopold sehr vernünftig gewesen wäre, wenn er diesen vermaledeiten Fremden sammt seinem Zwerge über Bord hätte werfen lassen.

4.

Das Gewitter ging schnell vorüber, ein warmer Sonnenstrahl trocknete die letzten Thränen der Wolke und die Menge begann wieder ihren so plötzlich unterbrochenen Verkehr.

Timberio aber, der Facchini, den wir im vorigen Kapitel in Gesellschaft seiner Amulette unter einem Selbstgespräche verließen, welches für Paul d'Aspremont nichts weniger als wohlwollend war, schien seinen Ansichten über den Chevalier treu zu bleiben, denn er trug seine Penaten aus dem Gesichtskreise des Hotels, indem er an dem Sprüchworte festhielt, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit sey.

Als dann einige Lazzaroni seiner Bekanntschaft ihm ihr Erstaunen darüber ausdrückten, daß er seinen bisherigen guten Platz gegen einen weit

weniger vortheilhaften vertausche, schüttelte er geheimnißvoll den Kopf und sagte:

„Ich gebe den Platz auf, denn ich weiß, was ich weiß, — mag ihn nehmen, wer Lust hat."

Der Chevalier frühstückte inzwischen auf seinem Zimmer, dann zog er sich an und ging, um die für einen Besuch bei Miß Ward schickliche Stunde abzuwarten, in das bourbon'sche Museum — gli Studj. Er sah mit zerstreutem Blicke die kostbare Sammlung hetrurischer Vasen; die aus dem Schutte von Pompeji ausgegrabenen Bronzen; den griechischen Helm von grünem Erze, der noch den Schädel des Soldaten enthält, welcher ihn trug; jenes seltsame Stück verhärteter Lava, in der sich Hals und Arm und die schöne in Todesangst pochende Brust eines Weibes fein wie in Wachs abgedrückt haben; den farnesischen Herkules mit den muskelgeschwellten Gliedern; die herrliche Statue des Aristides, die zu leben und auf den Beschauer loszuschreiten scheint; die Venus Kalipygos und noch unzählige andere Statuen; — aber ein Verliebter ist kein sonderlich enthusiastischer Bewunderer von Antiquitäten, für ihn hat die geringste Silhouette der Angebeteten mehr Werth, als alle Werke moderner und alter Skulptur.

(Fortsetzung folgt.)

Bäcker oder Becker?

(Schluß.)

Das Herz der Mädchen ist ein eigen Ding. Alles Abenteuerliche und Ungewohnte hat einen besonderen Reiz für sie und man darf ihnen am wenigsten trauen, wenn sie am heftigsten gegen ihre Neigung eifern. Trotzdem Annchen laut versicherte, daß sie von dem wunderlichen Menschen durchaus nichts mehr wissen wollte, pochte doch ihr Herz, so oft draußen die Glocke gezogen wurde und der Dienstbote eintrat, um irgend einen gleichgiltigen Besuch zu melden. Zuweilen trat sie sogar ungeduldig an das Fenster und schaute, so weit es die angelaufenen Scheiben erlaubten, auf die Straße und nach einem gewissen Becker, der sich noch immer nicht erblicken ließ. Natürlich geschah das nur ihrem Schwager zu Possen, der durchaus nicht glauben wollte, daß der Herr ihm die zwei Gutegroschen bringen würde. Wie wollte sie sich freuen, wenn er Unrecht hätte.

Nein, andere Gefühle regten sich durchaus nicht in ihrer Brust, wenn sie auch noch so oft an das Fenster trat, sie wollte nur Recht behalten, denn im Grunde genommen, was ging sie der Herr Becker eigentlich an, da sie ihn gestern Abend zum erstenmale in ihrem Leben gesehen hatte. Stunde auf Stunde verging und kein Becker ließ sich erblicken; sie hätte vor Unmuth wirklich weinen mögen, blos weil der unausstehliche Schwager immer wieder seine witzelnden Bemerkungen über das Abenteuer machte. Da klang von Neuem die Glocke, jetzt ist er's ganz gewiß. Das Herz sagt es ihr und diesmal sprach es wahr. Der Dienstbote brachte eine Karte, auf welcher zierlich in gothischer Schrift der Name Becker stand. Der Angemeldete trat mit einer leichten Verbeugung ein; Annchen vergaß fast, dieselbe zu erwiedern, so verlegen machte sie das nochmalige Zusammentreffen. Sie hatte gestern ihren Begleiter nur flüchtig und im schwankenden Mondlicht gesehen. Ein dichter Mantel hatte seine Gestalt und einen Theil seines Gesichtes ihr verhüllt. Jetzt sah sie einen feinen, eleganten Mann in ihrer Nähe stehen, der mit dem größten Takt und gewinnender Artigkeit sein seltsames Benehmen in der Nacht mit seiner heitern Weinlaune entschuldigte und Annchen einen Strauß der seltensten Blumen als Sühne und schuldigen Neujahrsgruß überreichte. Sie zögerte, die kostbare Gabe in Empfang zu nehmen; ein Blick der Schwester munterte sie auf, und unwillkürlich berührte dabei seine Hand die ihrige, welche leise zitterte. Dem Schwager wurden hierauf lachend die zwei Gutegroschen eingehändigt. Bald war jede Verlegenheit und Befangenheit geschwunden, nur so oft der Name Becker genannt wurde, schwebte ein eigenthümliches Lächeln auf den Lippen des Ehepaares, während Annchen mehr als einmal im Verlauf der interessanten Unterhaltung erröthete.

Der Humor, mit welchem Herr Becker sein Gespräch belebte, hatte zwar viel von seiner gestrigen Keckheit eingebüßt, aber eben so viel an Grazie in Annchens Ohren gewonnen. Unvermerkt kam die Mittagszeit heran, der Gast wollte sich entfernen, doch der Schwager lud ihn so dringend ein, daß er endlich blieb, wozu freilich Annchen, ohne nur ein Wort zu sprechen, mehr beigetragen hatte, als der Wirth mit all' seiner Ueberredungskraft. Ganz natürlich kam Annchen bei Tisch neben Herrn Becker zu sitzen und vergaß über seiner Unterhaltung fast das ganze Essen. Oefter, als es nöthig war, begegnete dabei ihr Blick dem seinigen, und so oft dies geschah, stieß

die Schwester ihren Mann bedeutungsvoll mit dem Fuße an. Endlich erhob sich der Schwager und stieß mit seinem neuen Bekannten mit dem Weinglase an.

„Es lebe Herr Becker!“ rief er dabei bedeutungsreich.

Die Schwester mußte, als sie mit Annchen anstieß, krampfhaft auf die Zähne beißen, um das laute Lachen zu verbergen.

Als der Kaffee aufgetragen war, zogen die Damen sich zurück, damit die Herren ungenirt ihre Cigarre rauchen konnten. Herr Becker schien seinem freundlichen Wirth sehr zerstreut. Nur so viel erfuhr dieser von ihm, daß er Rittergutsbesitzer sey und wegen einer Erbschaftsangelegenheit sich einige Zeit in der Stadt aufhalten müßte. Natürlich wurde beim Abschied Herr Becker dringend eingeladen, seinen Besuch zu wiederholen, und was das Merkwürdigste dabei war, Annchen schien mit dieser Aufforderung ganz zufrieden zu seyn und ertrug die Neckereien ihres Schwagers mit leichtem Sinn. Niemand aber nahm die Nachricht von dem seltsamen Ereignisse fröhlicher auf als der alte Herr Laßmann, der die ganze Geschichte noch an demselben Tage erfuhr.

„Hab' ich's nicht gesagt,“ rief er lachend, indem er dem erröthenden Mädchen die brennenden Wangen streichelte, „das Orakel lügt nicht. Sie werden noch in diesem Jahre Frau Beckerin. Dafür tanz' ich auch auf Ihrer Hochzeit mit Ihnen den ersten Tanz.“

Und so kam es auch. Herr Becker war bald in der Familie ein täglich gern gesehener Gast und hielt schon nach wenigen Wochen um Annchens Hand an. Erst am Verlobungstage erfuhr er die geheimnißvollen Begebenheiten und konnte sich somit das Lachen deuten, das stets bei seinem Namen auf den Lippen seiner Freunde schwebte. Bei dem frohen Mahle stieß der alte Herr mit Annchen auf das glückliche Orakel an.

„Bäcker oder Becker, wenn's nur der Rechte ist, den Gott Ihnen bestimmt,“ rief er fröhlich aus.

„Er ist's!“ sagte Annchen mit strahlenden Augen und reichte dem Glücklichen ihr frisches Lippenpaar zum Kuß.

Mannigfaltiges.

Die Vendeer sind als gute Jäger und noch bessere Jagdhundeabrichter berühmt. Seit 1852 führt die Vendee jährlich mehr als 1000 wohldressirte Jagdhunde nach den größeren Städten Frankreichs aus. Die bedeutendsten Jagdhundemärkte finden am 14. Mai und am ersten Montage des Juni jeden Jahres in Napoleon-Vendee statt. Kürzlich wurde in Lyon eine Meute von 33 Hunden versteigert, wovon 27 zu sehr hohen Preisen im Fluge verkauft waren.

Aus Berlin schreibt man: Seit einigen Tagen weilt hierselbst ein pathologisches Kuriosum. Es ist dies der „blaue Mann“ (blue man), von welchem die Zeitungen Amerikas, Englands und Frankreichs zuweilen gesprochen haben. Er ist ein geborner Amerikaner, und von den Söhnen Aeskulaps der neuen Welt zu einem fortdauernden Silberreichthum verurtheilt worden. Dieselben gaben dem Armen nämlich zur Heilung epileptischer Anfälle eine übergroße Menge einer Auflösung salpetersauern Silberoxyds (Höllenstein). Der Körper assimilirte diese theure Arznei in einem solchen Grade, daß ihre Spuren seitdem nicht wieder wegzuschaffen sind; sie hat die natürliche Farbe des Patienten nämlich in ein Schiefer-blau-grau verwandelt, welches dem Manne ein ganz eigenthümliches Ansehen gibt. Neugierig sind wir, zu sehen, ob die hiesige medizinische Fakultät es vermag, den so stark Gravirten wieder weiß zu waschen, was den gelehrten Engländern und Franzosen noch nicht geglückt ist. Jedenfalls ist dieser Mann einer von den wenigen Amerikanern, welche von der augenblicklichen Krisis noch nicht betroffen sind, denn man sieht ihm auf den ersten Blick einen Silbergehalt an, der ihm zu seinem Verdruß nicht entzogen werden kann.

Charade.

Hast du auf Erden die erste gefunden,
O so sey glücklich, bewahr' sie im Herzen;
Sie nur kann heilen so viele der Wunden,
Welche so tief in der Seele dich schmerzen.
An den Gewehren erblickst du die zweite,
Oft auch berührt sie dich bei dem Schreiben,
Wächst im Gefilde mit grünlichem Kleide,
Kann in die Enge das Füßchen dir treiben.
Sel'ge Gefühle ertheilet das Ganze,
Führet dich treulich durch's stürmische Leben,
Strahlend erscheint es in herrlichem Glanze,
Mächtig, dir himmlisches Glück hier zu geben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Dienstag, 12. Januar 1858.

Der Sonnenuntergang.

Wie herrlich dort die Abendsonne sinkt!
Ihr letzter Strahl noch scheidend lächelnd winkt;
Sie grüßt ihr Kind, die trauernde Natur,
Und Thauesthränen weint um sie die Flur.

So stirbt der Held mit lächelndem Gesicht
Den schönsten Tod — für Vaterland und Pflicht;
Sein letzter Blick noch auf den Brüdern ruht,
Er weiß es: Heldenblut weckt Männermuth.

So stirbt die Mutter in der Kinder Arm,
Für die sie hier gewirkt so treu und warm;
Sie hat gelebt, gelitten für ihr Glück,
Und scheidend segnet noch ihr letzter Blick.

So stirbt der Menschenfreund, der unverwandt
Sein eignes Glück in dem des Nächsten fand;
Der sich voll Liebe seinen Brüdern weiht
Und, gleich der Sonne, Segen um sich streut.

So schön wird jedes Edlen Ende seyn,
Sey seines Wirkens Kreis auch noch so klein:
Nicht nur dem Tag voll lautem Ruhmesklang
Folgt ein verklärter Sonnenuntergang.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Nachdem d'Aspremont so gut als es eben ging, 2 bis 3 Stunden im Studj todtgeschlagen hatte, sprang er in eine Kalesche, um zur Miß Ward zu fahren.

Der Kutscher, wie alle südlichen Naturen, verstand sich darauf, was Leidenschaft ist, und um jener des splendid bezahlenden Franzosen Rechnung zu tragen, trieb er seine Mähren zu einem verzweiflungsvollen Galopp.

Bald hielt der Wagen vor den beiden Pfeilern, die der Leser kennt und dieselbe Magd wie gestern, nämlich Vice, die schwarzgelockte Brünette, öffnete die Thüre. Ihr Anzug war, wie Tags zuvor, äußerst einfach, indem er nur aus einem Hemde von grober Leinwand, welches am Halsausschnitte und an den Aermeln mit buntem Zwirne gestickt war und aus einem mit quer darauf genähten rothen Bändern verzierten Rocke von dicker Wolle bestand, wie ihn die Frauen von Procida tragen. Nur darin war ein Unterschied zwischen heute und gestern in ihrer Toilette, daß sie diesmal einen Schmuck von allen möglichen aus Korallen und Lava gearbeiteten Hörnern, Händen mit ausgespreizten Zeige- und kleinen Fingern und Dolche an einem seidenen Schnürchen um den Hals trug, auf welchen, wie es schien zu ihrer großen Befriedigung, der Chevalier seinen Blick heftete.

Miß Alice war auf der Terrasse, ihrem Lieblingsplätzchen im Hause. Sie lag in einer indischen roth- und weißgestreiften Hängematte, die mit farbigen Straußfedern der Kühlung wegen geschmückt war und an zwei Säulen hing. Ihr gutmüthiger Onkel mit seinem karmoisinrothen Gesichte saß in leichtem Kostüm eines brasilianischen Pflanzers ihr vis-à-vis auf einem aus Rohr geflochtenen Fauteuil und hatte die Aufgabe, sie in sanften Schwingungen zu schaukeln.

Eine dritte Person vervollständigte die Gruppe; es war der Graf Altavilla, ein junger neapolitanischer Elegant, dessen Anwesenheit dem Chevalier aber wenig zu behagen schien, denn Pauls Gesicht wurde finster.

Der Graf war in der That einer jener Männer, die man nicht gerne bei der Dame sieht, welche man liebt. Seine hohe Figur war von

den schönsten Verhältnissen, seine rabenschwarzen, gelockten Haare umrahmten eine hohe, edle Stirne, ein Strahl von der neapolitanischen Sonne schien aus seinen Augen zu leuchten und seine etwas breiten, aber starken milchweißen Zähne schienen an Glanz und Frische durch die lebhafte Röthe seiner Lippen und die olivenfarbige Nüance seines Teints zu gewinnen.

Das Einzige, was man an ihm hätte aussetzen können, war eben seine zu vollkommene Schönheit. Was seine Toilette betrifft, so ließ Altavilla seine Kleider aus London kommen, und selbst der strengste Dandy würde nichts daran zu tadeln gefunden haben. In seinem ganzen Anzuge war nichts italienisch charakteristisches als Hemdknöpfe von zu großem Werthe, worin sich die dem Italiener angeborne Freude an Schmucksachen verrieth. Vielleicht hätte man es auch an jedem andern Orte als in Neapel für einen Verstoß gegen den guten Geschmack gehalten, daß er an seiner goldenen Uhrkette einen Charivari trug, allein ein einziger Spaziergang durch die Toledostraße oder nach der Villa reale würde hingereicht haben, um sich zu überzeugen, daß hierin nichts Excentrisches lag, da alle Welt in Neapel dergleichen Dinge trägt.

Als Paul d'Aspremont eintrat, sang der Graf eben, da Alice ihn darum gebeten hatte, eine jener herrlichen neapolitanischen Volksmelodien, von welchen Niemand den Kompositeur kennt, obwohl eine einzige von ihnen hinreichen würde, das Glück einer Oper zu machen.

Alice sang leise mit ihrer lieblichen Stimme die Motive nach, die sie in ihrem Gedächtnisse einprägen wollte, und grüßte, ohne sich in ihren Studien unterbrechen zu lassen, d'Aspremont nur mit der Hand, der befremdet über diesen ungewohnten Empfang sie nicht mit der freundlichsten Miene ansah. In diesem Momente riß der Strick, mit welchem die Hängmatte befestigt war, entzwei und Miß Ward stürzte zu Boden. Sechs Hände streckten sich zugleich nach ihr aus, um ihr aufzuhelfen, glücklicherweise hatte sich Alice aber nicht beschädigt und sie sprang schnell von selbst wieder auf. Da eine Engländerin nichts kennt, was so improper wäre, als vor Männern zu fallen, war war sie purpurroth vor Scham, obwohl nicht eine der keuschen Falten ihres bauschigen Moußelinekleides in eine indiskrete Lage gekommen war.

„Ich hatte doch die Solidität der Stricke selbst probirt," sagte der Commodore, „und Miß Ward ist kaum schwerer wie ein Kolibri."

Der Graf Altavilla zuckte die Achseln und machte dabei eine bedenkliche Miene; für ihn lag das Reißen der Schnüre in einer ganz andern Ursache, als im Gewichte der Miß, aber er behielt seine Ansicht für sich und schwieg, während er mit dem Charivari an seiner Uhrkette tändelte.

Wie alle Männer, die sich in Gesellschaft eines Nebenbuhlers befinden, der ihnen gefährlich erscheint, ärgerlich und verdrießlich werden, statt ihre Liebenswürdigkeit zu verdoppeln, so vermochte auch der Chevalier, so sehr er Weltmann war, seinen üblen Humor nicht zu verbergen. Er antwortete einsylbig, ließ die Konversation in's Stocken gerathen und gab, wenn er sich dem Grafen näherte, seinem Blicke einen so düstern Ausdruck, daß seine ganze Person etwas Diabolisches annahm.

So oft ihn Paul so ansah, riß der Graf, wie in der Zerstreuung, eine Blume aus dem neben ihm stehenden Blumentische und warf sie so, daß er die Richtung dieses bösen Blicks durchkreuzte.

„Was fällt Ihnen denn ein, Graf, daß Sie meinen Blumentisch so verwüsten?" rief Miß Alice, als sie es bemerkte. „Was haben Ihnen denn meine Blumen gethan?"

„O nichts, Miß," erwiederte Altavilla, indem er eine superbe Theerose mit dem Nagel seines Daumens abknickte und sie zu den bereits abgerissenen warf.

„Aber lassen Sie doch das!" rief Alice unwillig. „Sie wissen nicht, daß es mich krank macht, wenn ich Blumen abreißen sehe! . . . Ich habe nie eine Blume gepflückt . . . ein Bouquett flößt mir eine Art Grauen ein, denn es besteht nur aus Blumenleichen . . . abgerissene Blumen haben für mich den Geruch des Grabes!"

„Um diese Mordthaten zu sühnen, die ich eben beging," versetzte der Graf Altavilla, sich verbeugend, „werde ich Ihnen für diese Leichen hier hundert Blumenstöcke senden."

Paul hatte sich erhoben und schickte sich an, zu gehen.

„Wie, Sie wollen schon fort?" rief Miß Alice.

„Ich habe Briefe zu schreiben, sehr wichtige Briefe," antwortete Paul, indem er mit Mißbehagen seinen Hut zwischen den Fingern drehte.

„O die abscheuliche Ausrede, die Sie da nehmen," schmollte das junge Mädchen; „gibt es für Sie wichtige Briefe außer jenen, die Sie an mich schreiben?"

„Bleiben Sie doch, Chevalier," bat der Commodore verbindlich. „Ich habe einen Operationsplan gegen die Langeweile ausgesonnen; vorausgesetzt,

daß meine Nichte ihn billigt, wollen wir ihn heute Abend ausführen. Wir trinken zuerst aus dem Brunnen von Santa Lucia ein Glas Wasser, welches zwar wie faule Eier riecht, aber Appetit macht; dann essen wir ein paar Dutzend Austern; im Freien, in irgend einer recht ächt neapolitanischen Osteria speisen wir zu Mittag, trinken dazu Falerner oder Vino santo und beschließen den Abend mit einem Besuche beim Signore Pulcinello, wo der Graf uns die Wortspiele und Provinzialismen erklären wird. . . ."

Dieser Plan schien aber dem Chevalier nicht zu gefallen, denn er nahm sehr kalt Abschied und entfernte sich.

Altavilla blieb noch einige Augenblicke, ging dann aber ebenfalls, da Miß Ward, ärgerlich über Pauls Fortgehen, nichts von dem Vorschlage ihres Onkels wissen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Gotthilf Heinrich von Schubert erzählt im zweiten Band seiner Selbstbiographie eine Geschichte, die ihm der Landschaftsmaler Friedrich in Dresden bald nach der unglücklichen Schlacht bei Jena 1806 mittheilte. Ein Engländer, der sich längere Zeit in Berlin aufgehalten, machte eine Reise nach Italien und nahm sich dazu als Bedienten einen Pommer'schen Bauernknecht, einen baumstarken, braven Burschen, mit. In Italien fuhren sie bald, bald gingen sie zu Fuß, denn der Engländer wollte da alles, was ihm merkwürdig schien, recht genau sehen. Einmal, auf einer Wanderung übers Gebirge, springen vier Kerle aus dem Gebüsche heraus, mit Pistolen und gezückten Dolchen in der Hand, treten vor den Engländer hin und begehren sein Geld und seine Uhr. Er gibt ihnen alles hin. „Ja," sagen die Kerle, „das Gold und die Uhr sind wohl gut, aber, mein Herr, sie sehen, daß es uns gar sehr an frischgewaschenen Hemden und ganzen Röcken fehlt, wir müssen Sie darum ersuchen." Der Engländer winkt seinem Bedienten, welcher — er hatte so etwas in seinem Leben noch nicht gesehen — ganz ruhig der Sache zuschaute. Der Bursche schnallte den Tornister ab, den er auf dem Rücken trug und gibt ihn den Spitzbuben. Da nun diese fort sind, wendet sich der Herr zu seinem Bedienten und zwar nicht mit den Blicken allein, sondern mit dem Stocke, den er gut zu schwingen weiß. „Du baumstarker, deutscher Lümmel," sagt er, indem er immer auf den Burschen losschlägt, „schämst Du Dich nicht, daß Du Deinen Herrn so ruhig ausplündern läßt? Du mit Deinen Drescherarmen und Fäusten, mit Deinem dicken Prügel in der Hand, hättest es doch wahrhaftig mit vier solchen Kerlen und noch einem mehr aufnehmen können." Der Pommer läßt sich eine Weile prügeln, dann sagte er: „Jetzt halten Sie einmal ein wenig ein;" läuft mit seinem Prügel in's Gebüsch hinein, den Spitzbuben nach, und es dauert nicht lange, da kommt er mit dem Tornister, mit der Geldbörse und allem, was man seinem Herrn genommen, zurück. „Denen habe ich es tüchtig nachbezahlt," ruft er; „Einer liegt noch am Boden, die Andern sind davon." — „Du alberner Bursche," sagte der Engländer, „warum hast du das nicht gleich gethan, dann hätte ich Dir gern geholfen." — „Herr," so antwortete der Andere, „der Deutsche muß erst warm werden, dann stellt er seinen Mann."

Nachrichten aus Italien zufolge ist der Vesuv unausgesetzt in Thätigkeit. Die Gestalt des Gipfels hat sich gänzlich verändert, denn aus dem alten Krater hat sich ein Kegel erhoben, der bedeutend höher ist als der erstere.

Den Engländern wird zwar gewöhnlich eine besondere Neigung zum Selbstmord zugeschrieben, allein die Statistik des Selbstmordes widerlegt diese populäre Ansicht. In Frankreich, nicht in England, kommen die meisten, in Rußland die wenigsten Selbstmorde vor. In London kommt auf 8250 Menschen ein Selbstmord, in Paris schon auf 2221; in ganz England einer auf 15,900, in Frankreich auf 12,489. Namentlich das nördliche Frankreich ist sehr fruchtbar an Selbstmorden.

Der Schneckenhandel blüht in diesem Winter in Paris wie nie zuvor und hat den täglichen Austernverbrauch der Hauptstadt von 6000 auf 4000 Körbe herabgesetzt. Paris verzehrt jährlich für mehr als eine Million Francs Schnecken. Die besten kommen aus der Champagne, aus dem Perche, aus Burgund und aus dem Poitou.

Ein Kleider-Reformer. Ein in Paris lebender ungarischer Arzt wird dieser Tage eine

heftige Brochure gegen die Kravatten und Halstücher herausgeben. In dieser Schrift wird der Verfasser nachweisen, daß die meisten apoplektischen Anfälle durch diese Halsbekleidung entstehen. Es ist nicht zu zweifeln, daß das enge Zuschnüren des Halses der Gesundheit höchst nachtheilig; es ist aber auch gewiß, daß wir armen Söhne Adams kaum ein einziges Kleidungsstück tragen, gegen welches man nicht im Interesse der Gesundheit eine Brochure schreiben könnte. Wir setzen uns auf den Kopf einen seidenen Rauchfang, der uns weder gegen die glühenden Strahlen der Sonne noch gegen den nassen Zorn der Wolken schützt. Wir stecken uns in eine geschwänzte Zwangsjacke, die Gottes Ebenbild in eine Schwalbe verwandelt und wir tragen eine Fußbekleidung, die uns so viel wie möglich am Gehen hindert und die Hühneraugenoperateure reichlich in Nahrung setzt. Das Komischste aber ist, daß wir all das Unbequeme, Ungesunde und Lächerliche unserer Kleidung sehr wohl einsehen, daß wir aber sogleich desjenigen spotten, der den Muth hat, sich vernünftiger zu kleiden als wir.

Neuerdings ist, wie der „Publicist" berichtet, von kompetenter Seite wieder darauf aufmerksam gemacht worden, daß bei dem Karmoisinfärben der Seidenzeuge ein eben so großer als gesundheitsgefährlicher Betrug möglich wird. Der Professor Wagner in Würzburg hat gefunden, daß die Seide, welche man in einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxydul-Oxyd bei etwa 24 Grad Reaumur eine Viertelstunde hindurch eintaucht nicht nur eine tief-amaranthrothe Farbe annimmt, welche sich als vollkommen waschecht erweist, sondern daß auch das Gewicht der Seide, durch das Eingehen der Faser mit dem Metall zu einer chemischen Verbindung, in der Art zunimmt, daß man durch Wiederholung dieses Prozesses aus 100 Pfund Seide leicht 125 Pfund und darüber machen kann. Diese Stoffe kann man dann durch Schwefeln sehr schön schwarzecht färben. Zu dieser Mittheilung des Professors Wagner bemerkt das Archiv für Medizinal-Gesetzgebung: „Wir werden es dieser Erfahrung zu danken haben, wenn unsere Damen in ihren Kleidern den vierten Theil des Gewichtes derselben, also beiläufig mehr als ein halbes Pfund Quecksilber, in einer Atlaßrobe mit sich herumtragen, und da dieses Metall flüchtig ist, jedenfalls sich Jahre lang in einer gequecksilberten Atmosphäre aufhalten. Wie verderblich diese nicht bloß auf zart Organisirte ist, weiß jeder Schulknabe und müssen dergleichen Vorkommnisse arg verpönt werden. Wie oft sucht man vergebens nach den Ursachen einer hektischen Brustkrankheit ꝛc., ohne auf derartige Gedanken zu kommen!"

Ein schönes und liebenswürdiges Fräulein blieb unlängst auf den Trottoirs der Residenz mit einer Schleife an dem großen Rockknopfe eines Bauern hängen und war nun eifrig bestrebt, sich wieder aus dieser Gefangenschaft loszumachen. Der Bauer machte aber durchaus keine Anstrengung, dem Fräulein behilflich zu seyn. Darüber ärgerlich, rief das Fräulein: „So helf' Er doch auch ein wenig!" aber der Bauer erwiederte ganz trocken: „Sie isch mer no lang nit verlaidt" — und überließ lächelnd die Sorge ihrer Befreiung dem Fräulein.

Landwirthschaftliches.

(Daß die Hühner im Sommer und Winter Eier legen.) Man nimmt ein beliebiges Maß Leinhülsen, worin kein Saame mehr ist, dörrt sie in einem warmen Ofen, läßt sie dann zu einem gröblichen Pulver zerstoßen und untermischt sie mit einer gleichen Menge Waizenkleien nebst eben so viel Eichelmehl; nachdem dies alles wohl gemischt worden, mache man mit Hilfe etwas Wassers einen Teig daraus, womit man die Hühner füttert.

Homonyme.

Der Mensch, der den Titel führet von mir,
Im ersten Sinne genommen,
Ist klein und gering und dürftig allhier,
Doch kann ihm mein zweites viel frommen:
Denn wenn er sich dessen bedienet und schafft,
So wird er sehen die magische Kraft,
Und von dem erstern bald kommen.

Auflösung der Charade in № 5:

Freundschaft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Freitag, 15. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden später erhielt Alice eine ungeheure Menge Blumenstöcke von den seltensten Sorten und, was sie am meisten überraschte, ein Paar sizilianische Ochsenhörner, durchsichtig wie Jaspis, feingeschliffen wie Achat und von einer Länge, die ins Kolossale ging.

Auf ein prachtvolles Piedestal von vergoldetem Bronze befestigt, dienten sie als seltsame Blumenvasen.

Vice, die dem Facchino die Blumen und Hörner, die er gebracht hatte, aufstellen half, schien den Werth dieses sonderbaren Geschenkes besser zu begreifen als Alice. Sie stellte die beiden Hörner, die dem göttlichen Stiere, der die Europa trug, abgenommen zu seyn schienen, so auf den Marmortisch, daß sie, ihre Spitzen nach vorne gekehrt, recht in die Augen fallen mußten und sagte dann:

„Nun sind wir, Gottlob, in einem Vertheidigungszustande, wie ich ihn mir gefallen lasse."

„Was meinst Du damit, Vice?" fragte Miß Ward.

„Nichts, als daß der französische Signor — sehr sonderbare Augen hat."

5.

Das Kohlenfeuer, welches den großen Küchenherd im Hotel de Rome täglich in einen Krater verwandelte, war bereits erloschen, als vier Personen beim Scheine einer dreiarmigen Oellampe, die von der geschwärzten Decke herabhing, an einem großen Tische in der Küche saßen und sehr eifrig mit einander plauderten.

Virgilio Falsacappa, der Koch en chef des Hotels, ein Mann von kolossaler Statur und enormem Umfange, war die Hauptperson der Gesellschaft, die außerdem noch aus Timberio, dem Facchino, aus Scazziga, dem Kutscher des Chevaliers und aus Giuselma, der Aufwärterin im Hotel de Rome, bestand.

Timberio, auf welchen die Anderen aufmerksam lauschten, führte das Wort.

„Ja," sagte er und machte dabei zwischen seinen Sätzen kleine Pausen, um seinem Auditorium Zeit zu lassen, seine Worte in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen, „leugnet nur die Richtigkeit meiner Behauptungen, wenn Ihr könnt. Ihr gesteht zu, daß der Leopold ein ganz ehrbarer, toskanischer Dampfer sey und doch, sage ich Euch, verdient er einen großen Vorwurf."

„Und der wäre?" fragten die Andern.

„Daß er viel zu viele ketzerische Ausländer bringt," rief Timberio mit einem Tone der Entrüstung.

„Die ketzerischen Ausländer bezahlen gut," bemerkte der Veturino Scazziga, den die guten Trinkgelder toleranter gemacht hatten.

„Das ist allerdings eine sehr gute Eigenschaft von ihnen," erwiederte Timberio, „allein dafür haben sie auch tausend andere schlechte, wie z. B. der Fremde, den Du täglich fährst."

„Und was hast Du an dem Schlimmes bemerkt?" fragte der Veturino, der von d'Aspremont für seine Fahrten nach dem Landhause der Miß Ward so glänzend bezahlt wurde, daß er die Parthie des Chevaliers nehmen zu müssen glaubte.

„Könnt Ihr leugnen," fragte, statt zu antworten, Timberio, „daß wir ein herrliches Wetter hatten, als der Leopold im Hafen einlief?"

„Wir gestehen es," versicherte der Koch en chef, indem er beistimmend das majestätische Haupt neigte, „das Wetter hätte nicht besser seyn können."

„Und doch," fuhr Timberio fort, „warf plötzlich eine haushohe Welle, von der Niemand weiß, woher sie kam, die Fischerbarken so durcheinander, daß drei oder vier meiner Kameraden in's Meer fielen. Ging dies mit natürlichen Dingen zu? Tanzt Genaro, der zuerst ein unfreiwilliges Bad nahm, nicht auf einer Segelstange den Fandango? Verlor er je beim stürmischsten Wetter das Gleichgewicht? . . ."

„Er hatte vielleicht ein Glas Asprino zu viel im Kopfe?" warf Scazziga, der Rationalist der Gesellschaft, ein.

„Nicht einmal ein Glas Limonade!" betheuerte der Facchino, „aber am Bord des Leopold war ein Herr, jener, von dem ich eben sprach, der Genaro's Barke auf eine gewisse Weise ansah, die . . . Ihr versteht mich? . . ."

„Vollkommen!" riefen im Chor Falsacappa und Giuselma, indem sie instinktmäßig die Hände mit den zwei eingebogenen Mittelfingern ausstreckten.

„Dieser Herr war kein Anderer, als der Chevalier Paul d'Aspremont," behauptete Timberio.

„Ich habe aber auch nie einen so finsteren und menschenscheuen Forestiere gesehen, wie ihn," sagte Giuselma. „Denken Sie, daß er mit mir noch nicht ein Wort gesprochen hat, und doch bin ich ein Kompliment werth, dies sagten mir wenigstens schon Viele."

„Mehr als ein Kompliment, meine Schöne," tröstete Timberio das Mädchen galant; „aber es ist ein Glück für Dich, daß dieser Reisende Dich nicht bemerkte."

„Du bist in der That zu abergläubisch," versicherte Scazziga, der durch seinen häufigen Verkehr mit Fremden etwas Voltaireaner geworden war. „Wenn Genaro in's Meer fiel, so ist dies noch kein Beweis, daß der Fremde die Eigenschaft besitzt, die Du ihm zuschreibst."

„Du willst also andere Beweise? Nun gut, Du sollst sie haben! Heute Morgen sah ich ihn an seinem Fenster. Er schaute nach einem kleinen, unbedeutenden Wölkchen. Es war nicht größer, als eine Flaumfeder, die einem Kopfkissen entschlüpft und gleich darauf fiel sie auf die Stadt herunter, daß fast die Hunde ersoffen wären."

Scazziga war durch nichts zu überzeugen. Er schüttelte den Kopf und beharrte auf seinem Unglauben.

Falsacappa aber stand auf und sagte mit der Bestimmtheit einer unumstößlichen Autorität:

„Scazziga wird seine Kühnheit, den Fremden zu fahren, noch bereuen."

„Bah," erwiederte der freigeistige Vetturino, „kehre ich dem Chevalier nicht den Rücken, wenn ich ihn fahre. Und wäre dies nicht der Fall, ich würde mich doch nicht fürchten, denn ich glaube an Eure Thorheiten nicht."

„O, Scazziga glaubt am Ende auch an den heiligen Januarius nicht," rief Giuselma, indem sie sich bekreuzigte. „Er ist selbst ein Ketzer und wird über kurz oder lang mit dem Kastell del ovo Bekanntschaft machen."

„Was mich anbelangt," ergriff Falsacappa wieder das Wort, „so bin ich vollkommen hinsichtlich des Fremden mit Timberio einerlei Meinung. Der unheimliche Chevalier schickte die Fasanenpastete und die Maccaroni zurück, die doch mit eigenen Händen von mir zubereitet waren. Wenn nun aber ein junger Mann solche Delikatessen verschmäht, so hat dies offenbar seine eigene Bewandtniß. Irgend ein dunkles Geheimniß liegt dieser Enthaltsamkeit zu Grunde."

„Dazu kommen seine rothen oder schwarzen Haare, die die Farbe wechseln, je nachdem man sie ansieht, seine grünlichen Augen, sein böser Blick, es unterliegt mithin keinem Zweifel, der Fremde ist ein —"

„Schweigen Sie, sprechen Sie das Wort nicht aus!" riefen mit Ausnahme Scazziga's die Andern zugleich. „Wir wissen ja, was Sie meinen und wollen auf der Hut seyn! . . ."

Während mit diesen Worten die Sitzung in der Küche des Hotel de Rome aufgehoben wurde, ging d'Aspremont, durch sein Zusammentreffen mit dem Grafen Altavilla bei Miß Ward in die übelste Laune versetzt, nach der Villa reale spazieren. Seine Augenbrauen waren zusammengezogen, die weiße Furche zeigte sich auf seiner Stirne, und in seinen Pupillen glänzte ein unheimliches Feuer. Einmal glaubte er Miß Alice an der Seite des Grafen in einer Kalesche zu sehen. Er trat schnell auf den Wagen zu, um sich Gewißheit zu verschaffen: Miß Alice war es nicht, aber die Pferde, ohne Zweifel scheu gemacht durch das plötzliche Herbeispringen des jungen Mannes, bäumten sich hoch auf und gingen durch.

Paul nahm dann eine Tasse Eis im Café de l'Europe. Einige Personen, in deren Nähe er sich gesetzt hatte, betrachteten ihn mit Aufmerksamkeit, dann standen sie von ihren Plätzen auf, um sich entferntere zu suchen.

Später verließ d'Aspremont das Kaffeehaus und begab sich in's Pulcinellotheater, wo man eine Posse „tutto da ridere" gab. Der Possenreißer bemerkte den Chevalier — und blieb mitten in seinen Witzen stecken. Erst nach einer Weile

sammelte er sich wieder, aber im besten Zuge seiner Späße fiel ihm seine große, schwarze Nase herunter. Nicht mehr im Stande, sie wieder zu befestigen, verlor er alle Contenance und erklärte dem Publikum endlich die Ursache seines Mißgeschickes, indem er auf d'Aspremont deutete.

Alle Blicke richteten sich auf den jungen Fremden; und wieder verließ, wie im Café de l'Europe, von den ihm zunächst Sitzenden einer nach dem andern seinen Platz, so daß Paul bald ganz allein saß.

Um sich dieser unangenehmen Situation zu entziehen, deren Ursache er nicht zu errathen wußte, entfernte er sich aus dem Theater unter dem Zischeln der Leute, wobei er das ihm unbekannte Wort heraushörte: „Ein Jettatore! ein Jettatore! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter dem melancholischen Titel: „Allein!" hat Saintine eine Bearbeitung der Lebensgeschichte von Alexander Selkirk herausgegeben. Selkirk, das historische Urbild von de Foe's „Robinson", war bekanntlich ein junger Seemann, geboren in Schottland im Jahre 1680, der seine Heimath verließ und in Folge von mancherlei abenteuerlichen Erlebnissen auf einer menschenleeren Insel ausgesetzt wurde. Nachdem er vier Jahre und einige Monate dort unter den furchtbarsten Leiden und Entbehrungen zugebracht hatte, wurde er von einem englischen Schiffe aufgefunden und nach England gebracht. Seine Reise glich einem Triumphzuge, man drängte sich um ihn, man wollte seine Erlebnisse aus seinem eigenen Munde hören. Alle Zeitungen redeten von ihm, und es erschienen mehrere Bücher mit seinen Abenteuern angefüllt, von denen eins eine europäische Berühmtheit wurde: der „Robinson" von Daniel de Foe. Während seine Lebensgeschichte die Runde um die ganze civilisirte Welt machte, lebte das Urbild des „Robinson" friedliche Tage in seiner Heimath; er heirathete, wurde Fabrikbesitzer und erreichte ein hohes Alter. Saintine hat nicht den gedichteten „Robinson", sondern den historischen wieder zu Ehren bringen wollen durch sein umfangreiches Buch. Saintine hat die Wahrheit, der Poet de Foe die Dichtung vertreten. Saintine's Werk macht einen tief traurigen Eindruck, denn er bestrebt sich, nachzuweisen, wie der göttliche Funke in der menschlichen Seele erlischt durch das Alleinseyn. Die Seelenangst, welche den Einsamen befällt, als er entdeckt, daß die Insel menschenleer ist, wird mit entsetzlicher Naturtreue geschildert. Nach und nach betäubt die Sorge für die Bedürfnisse des täglichen Lebens jede Seelenregung überhaupt, sowohl traurige als heitere; die grenzenlose Noth spornt den Einsamen zu verzweifelter Thätigkeit an. Um ein Fünkchen Feuer zu erlangen, bedarf es der unglaublichsten Anstrengungen; es gelingt ihm endlich, durch Pulver, welches sich noch in seinem Gewehr befindet, einiges Gesträuch anzuzünden. Wie das Feuer der Vestalinnen, muß er das mühsam Errungene Nacht und Tag bewachen und mit Holz nähren, denn er kann es nicht noch einmal hervorbringen. Er begreift, daß die Urvölker das Feuer anbeteten; nach langen Bemühungen konstruirt er sich eine Art Lampe durch die Baumwollenfaser, welche er in Fett taucht. Diese ewige Lampe betrachtet er als seinen Glücksstern. Er hat eine Bibel gerettet; er erhebt dadurch seine Seele und schreibt sogar mit seinem einzigen Bleistifte Verse nieder. In einen Baum schneidet er den Jahrestag seiner Ankunft auf der wüsten Insel; aber nach und nach versinkt sein Geist in Lethargie. Der historische Robinson hat nicht wie der gedichtete die Hoffnung und die Furcht als Belebungsmittel. Seine Einöde ward nie durch ein menschliches Wesen unterbrochen, kein treuer Freitag nahte ihm, keine Menschenfresser, die ihn durch ihren Anblick entzückt haben würden, wenn er sie auch fürchten mußte. Das einzige lebendige Geschöpf, dem er sein liebebedürftiges Herz zuwendet, ist ein Affe, den er zähmt und wie einen Freund behandelt. Daniel de Foe hat unzweifelhaft darnach die liebenswürdige Gestalt seines Freitag erfunden. Der Affe sitzt mit ihm zu Tische und ißt nach menschlicher Weise, er theilt sein Lager und begleitet ihn auf die Jagd, bei welcher er mehr leistet als sein Herr. Nach zwei Jahren stirbt das treue Thier und die Todesscene wird manchem Auge Thränen erpressen. Von dem Zeitpunkt an versinkt der Einsame wieder mehr in Trübsinn und Lethargie; er wird einem wilden Thiere ähnlich. Er nimmt sich nicht mehr die Mühe, seine Speisen zu bereiten, er verlernt das Sprechen und bekleidet sich nicht mehr. Obgleich erst 28 Jahre alt, wird sein Haar grau und sein Gesicht mumienhaft. So wurde er von dem englischen Schiffskapitän aufgefunden, der seinen

Leiden ein Ende und ihn der Segnungen der civilisirten Welt wieder theilhaftig machte. Er wußte nicht mehr anzugeben, wie lange er in der Einöde gelebt hatte; die Zeit war ihm so endlos lang erschienen, daß er behauptete, es müsse wenigstens 20 bis 30 Jahre gedauert haben; aber der Baum, dessen Inschrift er vergessen, sagte, daß es nur vier Jahre gewesen. Er schrieb später selbst ein Tagebuch aus der Erinnerung nieder mit dem Motto: „Wie der Wurm und die Fäulniß am Holze nagen, so nagt die Pein der Einsamkeit an dem Herzen der Menschen."

Wien. Zwei Erzschelme vollführten vor ein paar Tagen hier ein in gemeinschaftlicher Zuchthaushaft ausgehecktes und nach ihrer Freilassung nun wirklich in Scene gegangenes Gaunerstückchen. A. zieht die Uniform eines Polizeikommissärs an. B. spielt die Rolle eines Gerichtsdieners und beide begeben sich zur Abendzeit in mehrere Geschäftsgewölbe, „um nach falschem Gelde zu fahnden." Der erste Versuch mißglückt, da der Eigenthümer nicht zu Hause und die Kasse verschlossen ist; im zweiten Comptoir übergibt die Eigenthümerin eine Summe von ca. 24,000 fl., welche lange durchgesehen, dann „verdächtig" erklärt, versiegelt und mitgenommen, die Frau zugleich zu präzisem Erscheinen bei dem Oberpolizeidirektor auf folgenden Morgen befohlen wird. Gleiches Manöver und gleichen Erfolg (d. h. nur Papier für 1500 fl.) in einem dritten Gewölbe. Nach durchzechter Nacht begibt sich einer der Strolche in eine Wechselstube, um die Papiere gegen baares Geld umzutauschen; die Polizei hatte aber schon alles erfahren, alle Wechsler avertirt, und so wurde das saubere Gespann gleich festgehalten. — Hervorzuheben ist bei diesem Falle, daß die um die 24,000 fl. geprellte Handelsfrau das Kind des einen Gauners zu sich genommen hat, weil dasselbe durch die neue Verhaftung des Vaters aller Pflege bar ist.

Landwirthschaftliches.

(Mittel zur Mäuse- und Maulwurf-Verwahrung.) Was Mäuse und Maulwürfe in Gemüse- oder Blumengärten oft für einen Schaden anrichten, wird jeder, der mit Gemüse- und Blumenzucht längere Zeit sich beschäftigte, wohl schon erfahren haben.

Es gibt dagegen mehrere erprobte Mittel, doch selbe kosten Geld, Mühe und oftmalige Wiederholung, so daß man endlich darüber ermüdet und in Ungeduld geräth. — Was aber nicht der Zufall alles fügen und lehren kann! Bei einem hier bewerkstelligten Nebenbau blieben eine ziemliche Menge von Bruchstücken, Platten, Abfällen und Trümmern übrig. Man war bereit, solche nach dem Baue wegzuschaffen; ich aber erbat sie mir zu einer Benützung für meinen Gemüsegarten — und — alles lachte, da der Garten schon ohnedies gut umzäunt war.

Ich ging aber her und machte rings um die Gemüse- und Blumenquartiere einen stark einen Fuß tiefen Graben, legte oder stellte die Bruchstücke und Platten je nach ihrer Gestalt in denselben und bedeckte diese Steingrenze ungefähr 4—6 Zoll hoch mit Erde.

Es ist nun bereits drei Jahre, daß mir keine Maus noch ein Maulwurf mehr dahin kam, alles bleibt und lebt in diesen Quartieren ruhig, während die Plätze außen umher von Maulwürfen umwühlt und von Mäusen beschädigt wurden.

Dieses gewiß nicht kostspielige Mittel, welches in mehreren Gegenden nicht mehr als das Zusammenbringen der Steine kostet und welches dann ein Kind von zwölf bis vierzehn Jahren herstellen kann, wird doch Niemand unterlassen, anzuwenden, wo es immer möglich ist. Auch aufgestellte Back- oder Ziegelsteine könnten dazu zu gebrauchen seyn; nur muß ich noch erinnern, daß, je tiefer diese Schutzmauer in die Erde geht, desto sicherer auch der Schutz seyn wird.

Zweisylbige Charade.

Erwacht im Frühling die Natur,
Und wandelst du mit wonnigem Entzücken,
Mit hoffnungsvoller Brust durch Wald und Flur,
So wirst mein Erstes du erblicken.
Doch braus't, zerstörend alle Blüthe,
Des Winters Nord durch Feld und Wald,
So bleibt dein Ofen immer kalt,
Wirst du ihm nur mein Zweites bieten;
Mein Ganzes triffst du immer spärlich
Und deinem Leben ist's gefährlich.

Auflösung der Homonyme in № 6:
Arm — arm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Sonntag, 17. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

6.

Am andern Tage nach Uebersendung der seltsamen Hörner und Blumen machte der Graf Altavilla eine Visite bei Miß Ward. Die junge Engländerin saß eben mit ihrem Onkel beim Thee, wie wenn sie in Ramsgate und nicht in Neapel gewesen wäre; denn es ist ein charakteristisches Kennzeichen der sächsischen Race, daß sie an ihren Gewohnheiten festhält, so wenig dieselben den klimatischen Verhältnissen anpassen mögen.

Nach jenen allgemeinen Redensarten, welche gewöhnlich jeder Konversation vorangehen und dem Präludiren des Pianisten gleichen, der zuerst sein Klavier probirt, bevor er sein Stück beginnt, wandte sich Alice plötzlich mit der Frage an den jungen Grafen, was denn das seltsame Geschenk der Hörner bedeute, womit die herrlichen Blumen begleitet gewesen seyen, die er ihr geschickt habe.

„Meine Magd Vice," fuhr Miß Ward fort, „hat mir gesagt, daß sie Präservativmittel gegen die Verzauberung seyen; das ist Alles, was ich aus ihr herausbrachte."

„Vice hat Recht," erwiederte der Graf, „sie sagte Ihnen die Wahrheit."

„Aber von welcher Verzauberung ist denn die Rede?" fragte Alice weiter. „Ich bin in Ihre abergläubischen Geheimnisse nicht eingeweiht, und Aberglaube ist doch hier ohne Zweifel im Spiel."

„Es handelt sich um den Zauber, welchen die Person ausübt, die mit der Jettatura behaftet ist," entgegnete der Graf, ohne die spöttischen Bemerkungen Alicens zu beachten, die sich diese über den italienischen Aberglauben erlaubte.

„Sie wollen mir also das Unbekannte mit dem Unbekannten erklären? Jettatura ist für mich ein Wort ohne Sinn, ein Wort, dessen Bedeutung ich nicht kenne."

„Ich werde mich also so deutlich als möglich machen; nur nehmen Sie in Ihrem brittischen Skepticismus mich nicht für einen Wilden und fragen Sie sich nicht, ob etwa mein schwarzer Frack eine blau und roth tätowirte Haut verberge. Ich bin ein civilisirter Mensch, wurde in Paris erzogen, spreche fünf lebende Sprachen, habe Voltaire und Rousseau gelesen, glaube an Dampfmaschinen und Telegraphen, esse die Maccaroni mit der Gabel und trage Handschuhe . . ."

„Genug, genug der Garantien!" rief Miß Ward lächelnd über diese bizarre Einleitung, die selbst die Aufmerksamkeit des Commodore's von dem Butterbrödchen ablenkte, welches er sich eben strich. „Es wäre in der That zu mißtrauisch von mir, wenn ich Ihnen nicht auf's Wort glauben würde. Aber was Sie mir zu sagen haben, ist also sehr fürchterlich oder sehr absurd, da Sie so lange Umschweife machen, bis Sie endlich mit der Sprache herausrücken."

„Ja, sehr fürchterlich, sehr absurd," fuhr der Graf fort. „Wenn ich in London oder Paris wäre, würde ich vielleicht selbst darüber lachen, aber hier, in Neapel . . ."

„Nehmen Sie die Sache ernst?"

„Ja, Miß."

„Also vorwärts, Graf; foltern Sie meine Neugierde nicht länger!" rief Alice ungeduldig, „was werden Sie mir Alles mittheilen über die Verzauberung durch die . . ., wie sagten Sie doch, Graf?"

„Jettatura, oder was dasselbe ist: die Fascination durch den bösen Blick . . . Dieser Glaube datirt sich aus den urältesten Zeiten. Es wird in der Bibel darauf angespielt. Virgil spricht davon mit Ueberzeugung und die Amuletten aus

Bronze, welche man in Pompeji und Herkulanum, die Schutzzeichen, die man an die Mauern der ausgegrabenen Häuser gezeichnet fand, zeigen, wie sehr dieser Aberglaube (Altavilla legte eine besondere Betonung auf dieses Wort) verbreitet war. Der ganze Orient glaubt noch heute daran. Rothe oder grüne Hände mit ausgespreiztem Zeige- und kleinem Finger sind auf jeder Seite der maurischen Häuser angebracht, um die schädliche Wirkung der Jettatura oder des bösen Blickes abzuwehren. Man sieht eine solche Hand auch an der Thüre der Alhambra; dies beweist zum mindesten, daß dieser Aberglaube alt ist. Wenn nun aber Millionen Menschen während Jahrtausenden eine Meinung theilen, so ist anzunehmen, daß diese so allgemein verbreitete Meinung sich auf Thatsachen gründet, auf eine lange Reihe von Beobachtungen. Ich kann bei aller Eitelkeit nicht glauben, daß so viele Personen, unter welchen sicherlich ausgezeichnete, gelehrte und erleuchtete waren, sich so gröblich in einer Sache geirrt haben sollten, in der ich allein richtig sehe."

„Ihre Schlüsse sind leicht umzuwerfen," entgegnete Miß Alice Ward. „War der Polytheismus nicht die Religion Homers? Glaubten nicht Aristoteles und Plato daran? Opferte nicht Sokrates dem Aeskulap einen Hahn? . . ."

„Ohne Zweifel; aber dieser Irrglaube ist verschwunden, Niemand opfert mehr dem Jupiter einen Stier, die Venus bekommt keine Tauben, die Juno keine Pfauen mehr. Das Christenthum hat diese steinernen Götter abgeschafft, womit Griechenland seinen Olymp bevölkerte. Die Wahrheit hat den Irrthum besiegt und doch fürchtet sich noch die halbe Menschheit vor dem Einflusse des bösen Blickes, vor der Verderben drohenden Jettatura."

„Daß der unwissende Haufe sich vor solchen Einflüssen fürchtet, läßt sich begreifen," sagte Miß Ward, „aber wie ein Mann von Ihrer Geburt und Ihrer Erziehung diesen Glauben haben kann, ist ein Räthsel."

„Mehr als einer, der den Freigeist spielt, hängt vor seinem Fenster ein Horn auf, nagelt an seine Thüre ein Hirschgeweih und behängt sich mit Amuletten; ich aber bin offen und gestehe ohne Erröthen: Wenn ich einem Jettatore begegne, so weiche ich ihm aus, und kann ich mich seinem Blicke nicht entziehen, so suche ich den gefährlichen Einfluß desselben durch das kabbalistische Zeichen mit den Händen zu neutralisiren. Ich mache in solchen Fällen nicht mehr Umstände, als der gewöhnlichste Lazzaroni und befinde mich wohl dabei."

Miß Ward, als Protestantin von ihrem liberalen Onkel in ziemlich freigeistiger Richtung erzogen, nahm nichts an, was sich nicht mathematisch beweisen ließ. Die Reden des Grafen setzten sie daher in Erstaunen, denn sein ruhiger und einfacher Ton zeigte ihr, daß er aus Ueberzeugung sprach.

„Ich stimme Ihnen bei," sagte sie, „daß dieses Vorurtheil existirt und daß es sehr verbreitet ist; allein wenn Sie mir für diese abergläubische Idee keine physische Ursache anzugeben wissen, so findet sie bei mir keinen Eingang, denn das Mysteriöse, das Phantastische, das Unerklärliche hat wenig Gewalt über mich."

„Sie werden nicht leugnen, Miß Alice," erwiederte der Graf, „daß das menschliche Auge eine gewisse Gewalt besitzt. Erweicht der sanfte Blick eines schönen Weibes z. B. nicht das härteste Herz? . . . Begeistert der unerschrockene Blick eines Helden nicht eine ganze Armee? . . . Bändigt der Blick des Arztes nicht den Wahnsinnigen? . . . Schrickt vor dem Blicke einer Mutter nicht selbst der Löwe zurück? . . . Zittert vor dem Blicke des Thierbändigers nicht der blutdürstigste Tiger? . . ."

„Sie vertheidigen Ihre Sache mit Beredsamkeit," antwortete Miß Ward. „Verzeihen Sie aber," fügte sie kopfschüttelnd hinzu, „wenn ich trotzdem noch zweifle."

„Und der Vogel, der vor Entsetzen zittert und ein klägliches Geheul ausstößt, hüpft er nicht vom Gipfel eines Baumes, von welchem er wegfliegen könnte, in den Rachen der Schlange, die ihn bezaubert. Ist der auch von einem Aberglauben befangen? hat er vielleicht in seinem Neste Ammenmärchen gehört? Erzählen ihm vielleicht die befiederten Frau Basen von der Jettatura? — Gibt es denn nicht überhaupt eine Menge Wirkungen, deren Ursachen wir nicht kennen? Sind die Miasmen des Fiebers, der Cholera, der Pest sichtbar? Kein Auge gewahrt die Elektricität des Blitzableiters, und doch entriß mit ihm Franklin dem Himmel seine Blitze. Was ist nun Thörichtes dabei, wenn man annimmt, daß diesen schwarzen, blauen oder grauen Lichtpunkte im menschlichen Gesichte ein heilbringender oder verderblicher Strahl entströmt? — Warum sollte dieser Strahl nicht glücklich oder unglücklich seyn, je nach der Art seiner Versendung und dem Winkel, unter welchem er den Gegenstand seines Beschauens trifft?"

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Köpfe.

Wähle ich mir eine Gattin, so sehe ich nur auf ihr Herz! — sagt mancher rechtschaffene Mann, dem es um das wahre Glück der Ehe zu thun ist. Aber ich möchte ihm doch rathen, auch auf den Kopf zu sehen, da kann er freier hinblicken, während das Herz sich durch allerlei Mittel gegen neugierige Blicke zu verwahren weiß. Prüft man aber den Kopf recht genau, so kann man einem Mädchen leicht auf den Kopf zusagen, wie es um ihr Herz steht.

So soll man wohl das ganze Mädchengeschlecht einem schweren Examen unterwerfen, um die Fähigkeit ihres Kopfes zu erproben?

Keineswegs. — Ich sage nur: seht auf den Kopf! Seine äußere Beschaffenheit wird das innere Wesen seiner Trägerin verrathen.

Das weibliche Geschlecht trägt für keinen Körpertheil mehr Sorge, als für den Kopf, und darum ist es so schwer, ihn einer Frau zurecht zu setzen, weil sie von Kindheit auf gewöhnt ist, es sich selbst zu thun.

Das Sprichwort: Schneider machen Leute, trifft nur die Männerwelt; bei der Frauenwelt ist dies das Geschäft der Friseure, und darin hat das weibliche Geschlecht den Vorzug vor uns, daß die meisten Damen Schöpferinnen ihres eigenen Werthes sind, indem sie sich selbst frisiren.

Der Kopfputz ist das Luftschloß ihrer Launen, das sie oft theuer bezahlen, wenn sie viele Haare lassen müssen. Der Kopfputz war einst die Morgenandacht der feinen Damenwelt, denn vom Morgen an dachte Manche ihr ganzes Leben hindurch an nichts, als wie sie den Kopfputz am vortheilhaftesten herausstaffire. Der Kopfputz ist das Aushängeschild des weiblichen Geschmackes, der Verräther der Neigungen, der Schwächen weiblicher Herzen.

Die nicht Zeit hat, ihre Haare in Ordnung zu bringen, hat sicher auch nicht Zeit, ihre Wirthschaftsangelegenheiten zu ordnen; späte Federn in den Haaren verrathen, daß man nicht früh genug aus den Federn komme.

Festanliegende, glatte Haare deuten auf häusliche Anspruchslosigkeit; künstlich verwickelte, sorgfältig um das Haupt gewundene Flechten auf weniger Wirthlichkeit, als auf Sinn für weibliche Handarbeiten, wie künstliche Stickereien und Aehnliches.

Kurze, feste Locken sind den prosaischen Frauen eigen, die von frühester Jugend etwas Großmütterliches an sich haben, und sind sie nur vorgebunden, so kann man auf phlegmatische Gleichgiltigkeit schließen.

Lose herunterhängende, die Stirn beschattende Locken schmücken das Haupt einer Schwärmerin, eines poetischen Gemüthes, einer Verliebten.

Zarte, weiche, auch schmachtende Seelen lieben einzelne Löckchen hinter den Ohren.

Zwei kleine Locken an den Seiten oder eine fest anliegende in der Mitte der Stirn sind Kennzeichen eines kalten, spröden, auch eines pretiösen Gemüthes.

Ein Strauß am Hinterkopfe hinwallender Locken läßt bald die heitere Schelmin, den lustigen Wildfang erkennen.

Auf beiden Seiten des Kopfes ungleiche Locken und außerdem den Haarputz in allen Spielereien hineintändelnd, trägt die Kokette; die Haare weit nach oben hinaufgekämmt, den Zopf nach der Mitte des Kopfes zu ungeflochten zusammengerollt, das Mannweib — nach dem modernen Kunstausdrucke — die sich emanzipirende Frau.

Man könnte diese Kopfputzregeln als stete Norm zur Beurtheilung der Frauen annehmen, übte nicht auch hierin die Mode ihre Macht aus, so daß die Neigung zu ihr alle andern Neigungen überwindet. Dadurch wird die Erkenntniß schwerer und man muß scharf diagnostiziren, zu welcher besonderen Vorliebe sich der Kopfputz, den das Mode-Journal gebietet, in leichte Abweichungen hinneige.

Wenn sich der Friseur mit Recht Haarkünstler nennen darf, so ist seine Kunst eine der Natur feindliche. Denn das Haupt des Menschen ist das Meisterstück der Natur, ihm hat sie den höchsten Platz am Menschen angewiesen und ihm von allen ihren Reizen verliehen. In dem Haare zeigt sich die Ueppigkeit ihres Pflanzenwuchses und auf die Stirn goß sie die reinste Weiße ihrer Schneeflocken, in das Auge das hehre Blau des Himmels oder die mystische Gluth der geheimnißvollen Nacht, auf die Wangen streute sie die Rosen ihrer Morgenröthe, der zum Tag des Lebens erwachenden Rose; um den Mund, in welchen sie ihre Perlen als Zähne einsetzte, läßt sie auf schwellenden Lippen ihre Liebesgötter spielen; sie gab dem Gesicht das Lächeln und die Thräne, die Genien der Freude und der Sehnsucht, sie gab ihm die Schamröthe und den Ausdruck des Muthes; an das Haupt knüpfte sie die Sinneswerkzeuge, die den Menschen mit der ganzen Welt verbinden, — und dazu will die Kunst noch etwas thun? Sie kann in der Ferne schülerhaft nachahmen wollen, darf sich aber nicht

nahe wagen, um zu modeln und — zu verunstalten.

Der Mensch soll ein lebendiger Tempel der Gottheit seyn, dessen Allerheiligstes das Herz, dessen Kuppel das Haupt ist. In jenem brenne nur eine heilige Flamme, nichts Unreines komme hinein, und die Kuppel strebe erhaben zum Himmelsdome, kein kindisches Schnitzwerk, kein läppischer Tand von Spitzen und Fähnchen entstelle sie! —

Mannigfaltiges.

Seit langer Zeit befaßte sich Paola X... aus Savoyen in Paris mit dem Studium verborgener Wissenschaften und hoffte mehrere Geheimnisse zu ergründen, mittelst welcher er leicht reich werden und sich nach Belieben unsichtbar machen könne. Die Abhandlungen des großen und kleinen Alberts und andere mystische Bücher, welchen der Unglückliche alles auf's Wort glaubte, veranlaßten ihn zu allerlei Versuchen, um diese kostbaren Geheimnisse zu entdecken. So kam es, daß der Verstand des Armen zu leiden begann. Vor einigen Tagen miethete er in der Rue de la Muette ein kleines unmöblirtes Zimmerchen à 1 Fr. pr. Tag, wo jede Nacht ein Höllenspektakel war. Da der Sabbath gestern Nacht wieder begann, so schickte man nach der Polizei, welche die Thüre öffnete. Da kniete der verpfuschte Faust in der Mitte des Zimmers. Vor sich hatte er ein Buch: „den großen Grimoire"; in der einen Hand hielt er einen Dolch, in der andern ein Pergament, worauf er einige Zeilen mit seinem Blute geschrieben hatte. Auf's Ernsthafteste versicherte er, daß er nun das Mittel gefunden habe, den Teufel zu beschwören, der ihm Geld geben müsse, so viel er wolle, was ihm an der Börse nicht gelungen sey. De la bourse au diable il n'y a qu'un pas.

In Böhmen haben die Mäuse einen Ochsen mit Haut und Haar gefressen. Das ging so zu. Der Ochse war vom Bauer verkauft und das Geld, lauter alte Banknoten, im Stroh auf dem Speicher versteckt worden. Als der Bauer nach ein paar Tagen nach den Papieren sah, fand er nur noch Schnitzeln; die Mäuse hatten sich den Ochsen trefflich schmecken lassen.

In Mitau war en eines Abends ein paar Landleute, die zum Johannimarkte nach der Stadt gekommen waren, im Theater, wo das Kotzebue'sche Spektakelstück „Bayard" gegeben wurde. Als das Schauspiel sich seinem Ende näherte, rückte einer derselben näher zum andern und fragte: „Ist denn die Geschichte wahr?" — „Wo hat sie sich denn zugetragen?" — „Mein Gott! hast Du denn nicht den Zettel gelesen? In Jamben." — „So, so!"

Der große Cotillon.

Ich sah einen Tanz, der ergötzte mich nicht:
Die Tänzer von gelbbraunem Angesicht,
Und dürr, klapperdürr, erbärmliche Wesen,
Man konnte durch ihre Leiber fast lesen.
Huhu! die länderten geisterstumm,
Unsichtbar getrieben im Kreise herum,
Und eh' ich mir's von den Tänzern versah,
Begann ein viel tolleres Hopsasa —
Ein Cotillon, wie wohl nimmer auf Erden
Konfuser und toller getanzet kann werden:
Der sprang in die Höhe, der flog in die Weite,
Der tanzt' in die Länge und der in die Breite;
Wie toll aber Jeder solch' Tanzen auch trieb,
Doch männiglich kalt und gelassen blieb.
In Wallung und Hitze, so viel ich vernommen,
Ist auch nicht ein einziger Tänzer gekommen,
Und hatten das Walzen und Ländern sie satt,
Da sanken sie kraftlos darnieder und matt,
Und ließen auf ewig vom Cotillon ab;
Denn Jeder fand da, wo er hinsank, sein Grab.
Wer waren die Tänzer — darf ich sie erst nennen?
Ihr werdet die gelben, klapperdürren wohl kennen —
Sie tanzen im Schooße der Mutter Natur,
Der Tanzsaal, der war die herbstliche Flur;
Die Tanzmusik gaben Stadtpfeifen aus Norden,
Boreas nannten sie sich und Konsorten.
Die Beleuchtung im Tanzsaal gab's herbstliche Wetter,
Und die Tänzer waren die fallenden Blätter.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 7:

Grünspan.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Dienstag, 19. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

„Mir scheint," sagte der Commodore, „daß die Theorie des Grafen etwas für sich hat. Ich konnte z. B. nie die Augen einer Kröte sehen, ohne im Magen eine unerträgliche Säure zu verspüren, wie wenn ich ein Brechmittel eingenommen hätte; und doch hatte das arme Thier mehr Ursache zur Furcht, als ich, da ich es mit dem Fuße zertreten konnte."

„Ah, mein Onkel, wenn Sie die Parthie des Grafen nehmen, dann muß ich den Kampf aufgeben," rief Miß Ward. „Aber gesetzt auch," fuhr sie an den Grafen gerichtet fort, „ich gestünde Ihnen die Elektrizität der Augen zu, von der übrigens noch kein Physiker gesprochen hat, so begreife ich noch immer nicht, welche Kraft in den ungeheuern Hörnern liegen kann, die Sie mir schenkten, um die verderblichen Folgen des bösen Blickes zu paralysiren?"

„Sowie der Blitzableiter mit seiner Spitze den Blitz anzieht," erwiederte Altavilla, „ebenso ziehen die Spitzen dieser Hörner das übelwirkende Fluidum an, welches dem Blicke des Jettatore entströmt und denselben Dienst versehen die vorwärts gestreckten Finger oder die Korallen- und Lavaamulette."

„Wissen Sie, Graf, daß Sie mir da recht närrisches Zeug sagen?" entgegnete Miß Alice. „Was ich aber daraus entnehme, ist, daß ich Ihrer Meinung nach unter dem bösen Blicke irgend eines sehr gefährlichen Jettatore bin, gegen welchen Sie mir diese Hörner als Vertheidigungsmittel schickten."

„So ist es, Miß Alice."

„Es wäre nicht übel," rief Lord Ward, „wenn eines dieser Eulengesichter es wagen wollte, meine Nichte zu bezaubern. Goddam! Obwohl ich 60 Jahre vorüber bin, so habe ich meine Boxerfertigkeit noch nicht ganz verloren!" Und Lord Ward ballte die Fäuste, indem er den Daumen mit den Fingern umschloß.

„Die zwei Mittelfinger genügen, Mylord, während alle Fäuste der Welt nichts nützen," sagte Altavilla, indem er die Hand des Commodore's in der vorgeschriebenen Weise richtete. „Es begegnet Ihnen z. B. ein Jettatore; Sie ballen die Faust und wollen sich auf ihn stürzen, — er sieht Sie an — in diesem Augenblick fällt ein Stein vom Dache eines Hauses auf Ihr Haupt und schlägt Sie nieder. Uebrigens ist die Jettatura unwillkürlich und übt sich gewöhnlich ohne Wissen dessen aus, der diese fatale Eigenschaft besitzt. Oft sogar, wenn ein Jettatore erfährt, wie unheilvoll sein Blick ist, bejammert er mehr als irgend Jemand seinen Zustand. Ein solcher Unglücklicher ist daher mehr zu bedauern, als zu hassen, und man muß ihm ausweichen, ohne ihn zu maltraitiren."

„In Wahrheit, das ist sehr seltsam," sagte der Commodore, dem die Ruhe, mit der Altavilla seine Behauptungen aufstellte, imponirte.

„Ich wußte mich nicht so arg von der Jettatura bedroht," versicherte das junge Mädchen, „denn ich verlasse nie diese Terrasse, außer höchstens, um eine Spazierfahrt mit meinem Onkel zu machen und habe nichts bemerkt, was Ihren Verdacht rechtfertigen könnte. Auf wen richtet sich aber dieser Verdacht," fragte die Miß, deren Neugierde angeregt wurde, obwohl ihre Ungläubigkeit immer dieselbe blieb.

„Es ist kein Verdacht, Miß Ward, sondern vollständige Gewißheit," antwortete der schöne Neapolitaner.

„Nun, um Alles in der Welt, so nennen Sie

uns den Namen dieses fatalen Wesens," sagte Alice mit einem leisen Anfluge von Spott.

Altavilla schwieg.

„Es wäre gut, wenn man wüßte, vor wem man sich in Acht zu nehmen hat," fügte der Commodore bei.

Der Graf schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann stand er plötzlich auf, trat vor den Onkel der Miß Ward, machte eine ehrerbietige Verbeugung und sagte:

„Mylord Ward, ich bitte um die Hand Ihrer Nichte!"

Bei dieser unerwarteten Rede überflog ein leichtes Roth Alicens Wangen, während der karmoisinrothe Commodore violet wurde.

Gewiß, Graf Altavilla konnte die Hand der Miß Ward beanspruchen. Er stammte aus einer der ältesten und edelsten Familien Neapels, er war schön, reich, stand gut bei Hof, war sehr gut erzogen und von einer tadellosen Eleganz; sein Verlangen hatte also an und für sich nichts Verletzendes; aber es kam auf eine so plötzliche, so seltsame Weise, es ging so wenig aus der eben stattfindenden Konversation hervor, daß die Verblüffung des Onkels und der Nichte sehr natürlich war.

Altavilla wartete ruhig auf eine Antwort.

„Mein bester Graf," sagte endlich Lord Ward, nachdem er sich von seiner Ueberraschung etwas erholt hatte, „Ihr Antrag frappirt mich ebenso sehr, als er mich ehrt. Ich weiß aber in Wahrheit nicht, was ich Ihnen antworten soll, denn ich kenne die Absichten meiner Nichte nicht. Man sprach übrigens von Fascination, von Jettatura, von Hörnern und Amuletten, kurz von allen möglichen Dingen, die keinen Bezug auf das Heirathen haben, und nun verlangen Sie plötzlich Alicens Hand? Sie werden mir's nicht verübeln, Graf, wenn ich vergebens den logischen Zusammenhang suche, der in Ihrem Antrag und unserm Gespräch bestehen soll. Uebrigens kenne ich, wie gesagt, die Absichten meiner Nichte nicht, ich glaubte, sie habe andere. Es ist wahr, daß eine alte Fregatte wie ich, nicht sehr geläufig in den Herzen der jungen Mädchen zu lesen weiß, aber, . . . indessen . . ."

Alice sah, daß sich ihr Onkel verwickelte und benützte die kleine Pause, die durch sein Stocken eintrat, um eine Scene zu beendigen, die peinlich zu werden begann.

„Graf," sagte sie dem Neapolitaner, „wenn ein Ehrenmann auf loyale Weise um die Hand eines ehrbaren jungen Mädchens anhält, so ist sicherlich für sie kein Grund vorhanden, sich beleidigt zu fühlen, aber sie hat ein Recht, darüber zu staunen, wenn dies in so sonderbarer Weise geschieht, wie es hier der Fall war. Ich bat Sie, mir den Namen des vorgeblichen Jettatore zu nennen und Sie halten, statt mir ihn zu nennen, plötzlich bei meinem Onkel um mich an?"

„Miß," erwiederte der Graf ernst, „Ihnen den Namen nennen, um welchen Sie mich befragen, hieße mich zum Denuncianten herabwürdigen. Ja, in Ihren Augen, Miß, die Sie an die Jettatura nicht glauben, gelte ich ohne Zweifel als Verleumder . . . Statt dessen ziehe ich es vor, mir als Ihr Gemahl das Recht zu verschaffen, Sie zu schützen und solchen die Thüre zu weisen, deren Nähe mir für Sie verderblich erscheint. Aber überlegen Sie sich die Sache ein paar Tage, bis dahin werden die Hörner genügen, hoffe ich, Sie vor jedem traurigen Ereignisse zu bewahren."

Nach diesen Worten erhob sich der Graf und verließ den Commodore und seine Nichte.

Vice, welche eben hereintrat, um das Theeservice und die Tassen wegzutragen, hatte, als sie die obersten Stufen der Terrassen hinanstieg, das Ende der Konversation gehört.

Sie hegte gegen Paul d'Aspremont allen Haß, den eine Bäuerin aus den Abruzzen gegen einen Forestiere hegen kann, der im Verdachte der Jettatura steht. Sie fand überdies, daß der Graf Altavilla superb sey und begriff nicht, wie Miß Ward ihm einen blassen, schmächtigen Menschen vorziehen könne, den sie, Vice, nicht einmal gewollt hätte, wenn er auch nicht mit dem bösen Blicke begabt gewesen wäre. Deßhalb neigte sich Vice, weniger diskret als der Graf, an das Ohr der Miß Ward und sagte:

„Den Namen, welchen der Graf Ihnen nicht nennen will, — ich kenne ihn."

„Und ich verbiete Dir, ihn mir zu nennen, Vice," rief Miß Ward. „Wenn Dir an meiner Gunst etwas gelegen ist, so sprich kein Wort mehr über diese Sache! Wahrlich, alle diese abergläubische Gespensterfurcht ist schmählich und ich biete dieser eingebildeten Gefahr Trotz, wie es jede gute Christin thun muß, die nur Gott allein fürchtet."

(Fortsetzung folgt.)

Der schlaue Schmuggler.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte zu Briançon ein Juwelier Namens Caire, der eine besondere Geschicklichkeit besaß, verbotene Waaren in's Land zu schmuggeln. Die Zollbeamten moch-

ten noch so sehr Tag und Nacht auf ihrer Hut seyn, er wußte sie allemal zu täuschen. Sie gaben sorgfältig acht, wenn er aus der Stadt ging, sie standen ihm bei der Rückkehr auf den Weg, und den andern Morgen sahen sie ihn ruhig sein Pfeifchen an der Thürschwelle rauchen.

Caire besuchte das Kaffeehaus der Stadt, wo er mit dem Hauptmann der Zollbeamten zusammentraf. Sie machten eine Parthie Billard und das Gespräch fiel ganz natürlich auf die Schmuggelei des Juweliers.

„Herr Caire," sprach der Hauptmann, nachdem er so eben zwei Parthien gewonnen hatte, „Sie sind ein vortrefflicher Mann, und es thut mir wirklich leid, Sie ein so gefährliches Handwerk treiben zu sehen."

„Gefährlich? Hauptmann! . . . Es ist mir ja noch nichts Arges begegnet."

„Bis jetzt zwar nicht; aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Denn, bedenken Sie wohl, Herr Caire, hier bin ich Ihr Freund, aber außerhalb der Stadt muß ich Ihr Feind seyn; so will es mein Dienst, und die Pflicht geht mir über Alles; auch warne ich Sie, denn ich habe meinen Untergebenen die strengsten Befehle hinsichtlich Ihrer ertheilt. Ehe ein Monat vergeht, wett' ich mit Ihnen, wird man Sie einfangen."

„Und ich wette mit Ihnen zehn Louisd'ors," sagte Caire, „daß ich meine Waare nicht nur einschmuggeln werde, wie früher, sondern, daß während dieser Zeit Sie mir diese Waare selbst bringen werden."

„Ich? . . . Sie faseln, Herr Caire."

„Ganz und gar nicht. Wollen Sie wetten?"

„Sie belieben nur zu scherzen."

„Wollen Sie wetten?"

„Gut, es sey! Ich wäre doch begierig zu wissen, wie das zuginge."

Das Geld wurde beim Kaffeesieder hinterlegt und beide Parteien unterzeichneten die Bedingungen der Wette, die unter andern folgende Klausel enthielt: „Sollten auf der Person des Hauptmanns verbotene Waaren gefunden werden, so „verpflichtet er sich, dieselben nicht in Beschlag „zu nehmen."

Eine geraume Zeit hatte sich Caire nicht mehr im Kaffeehaus sehen lassen. Jedoch zwei Tage vor Ablauf des Wettetermins begab er sich wieder in dasselbe, und die erste Person, die er sah, war der Hauptmann der Mauth.

„Nun," sagte dieser scherzhaft, „und unsere Wette?"

„Zum Henker," versetzte der Juwelier verlegen, „die habe ich ganz vergessen."

„Gut, gut," sagte der Hauptmann, „übermorgen werde ich Ihre zehn Louisd'ors einstecken."

„Ich Dummkopf! Wie konnte ich es auch vergessen! Alles ist jedoch noch nicht verloren, ich habe ja noch zwei Nächte . . ."

„Bis ich Ihnen aber verbotene Waare bringe, da muß es sonderbar zugehen."

„Ich glaube Sie haben Recht . . . Auch gebe ich die Wette verloren. Reden Sie mir nichts mehr davon, und um Ihnen zu beweisen, daß ich keinen Groll gegen Sie hege, lade ich Sie auf eine Jagdparthie auf morgen ein."

„Topp! Ich nehme es an," sagte der Mauthangestellte, ganz außer sich, die Wette gewonnen zu haben.

Den andern Morgen gingen beide auf die Jagd. Caire schoß einen prächtigen Hasen, der Hauptmann aber erlegte nichts. Gegen Abend, da man müde war und Hunger verspürte, kehrte man in einem nahegelegenen Bauernwirthshause ein, und der erste Gegenstand, der sich ihren Blicken darbot, war ein prächtiger an der Wand hängender Hase, dessen Kopfwunde noch blutete.

Erfreut über diesen Zufall, fragte der Hauptmann den Bauern, ob der Hase zu verkaufen sey.

„Nein, mein Herr, ich habe versprochen, ihn morgen nach Briançon zu tragen."

„Ihr könnt ja einen andern schießen. Es darf mir nicht nachgesagt werden, daß ich einmal leer von der Jagd heimgekehrt bin. Ich gebe Euch zwei Thaler dafür.

„Zwei Thaler kann man mitnehmen," sagte der Bauer, „und in der That kann ich ja morgen früh einen andern schießen, ich kenne ein Lager."

Der Hauptmann zahlte ihm die zwei Thaler und steckte den Hasen in die Jagdtasche.

Die Jäger kehrten nun in die Stadt zurück. Ehe sie sich trennten, gingen sie mit einander in's Kaffeehaus. Caire lenkte sogleich das Gespräch auf die Wette und bat den Kaffeesieder, das hinterlegte Geld herbeizubringen.

„Der Termin ist ja erst morgen verfallen," sagte lachend der Hauptmann.

„Gleichviel! Weil wir jetzt gerade hier sind, so nehme Jeder, was ihm zukommt . . . Wer hat aber eigentlich verloren?"

„Welch' sonderbare Frage! Sie sind's."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Seit einem Monat habe ich Ihnen doch wahrlich keine verbotene Waare gebracht."

„Wenn Sie aber dennoch verloren hätten?"
„Ich?"
„Oeffnen Sie einmal Ihre Jagdtasche und nehmen Sie den Hasen heraus."
„Was Henker wollen Sie mit dem Hasen machen?"
„Schneiden Sie ihm einmal den Bauch auf."
Der Hauptmann erblaßte. Er öffnete das Thier, welches zu seinem großen Erstaunen mit Genfer Uhren gefüllt war.
„Wohlan! Haben Sie gewonnen?"
„Verdammter Bauer! Du wirst es mir bezahlen."
„Der ist jetzt weit von hier. Uebrigens hätten Sie Unrecht, auf ihn böse zu seyn; ich war es, der Alles berechnete und einleitete; er hat nur meinen Befehl vollzogen. Hätten wir beide nichts geschossen, so hätte ich zum Schein um das Stück gehandelt, um Sie zu veranlassen, ein Gleiches zu thun. Hätten Sie im Gegentheil einen Hasen erlegt, so hätte ich ihn während des Nachtessens für den gekauften umgetauscht. Was sagen Sie dazu, Herr Hauptmann?"

Mannigfaltiges.

Auf Befehl der Königin Viktoria wurde das merkwürdigste Stück Tuch der modernen Webekunst, das vielleicht jemals verfertigt worden ist, dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen zur Ansicht vorgelegt. Dieses Meisterstück besteht aus einem Tischtuche, welches in der schottischen Stadt Dumferline für das Londoner Haus Hodge und Lowman angefertigt worden ist. Rund herum sieht man trefflich ähnliche Portraits der vorzüglichsten Helden aus dem Krim-Feldzuge; an dem einen Ende das Portrait der Königin Viktoria, des Prinzen Albert und des Herzogs von Cambridge; an dem andern jenes des Kaisers Louis Napoleon, der Kaiserin Eugenie und des Prinzen Napoleon. Alle diese Portraits, die, wie gesagt, von auffallender Aehnlichkeit sind, machen auf den Beschauer die Wirkung der besten Oelgemälde. In der Mitte dieses Tischtuches sind die Wappen Englands, Frankreichs, der Türkei und Sardiniens nebst verschiedenen Trophäen angebracht. In jeder Ecke befindet sich vereint die englische Rose, die französische Lilie, der Halbmond und das Kreuz. Die Kette des Gewebes ist von Leinengespinnst, der Querfaden von Seide, allein die für den Verkauf angefertigten Stücke werden gänzlich aus Leinwand fabrizirt.

Der König Karl der II. von England besuchte einst die Schule des Dr. Busby. Dieser führte den König durch die Zimmer, in denen Unterricht ertheilt wurde, behielt aber seinen Hut auf dem Kopfe, während der König den seinigen unter dem Arme trug. Als der letztere die Schule verließ, fiel ihm Busby zu Füßen, bat ihn wegen seines unehrerbietigen Benehmens um Verzeihung und fügte als Grund desselben hinzu: „Wenn meine wilden Buben merken, daß ein höherer Mann im Lande existirt als ich, so würde ich nicht im Stande seyn, sie zu bändigen." Der König lachte und versicherte den Dr. Busby seiner fortdauernden Gnade.

Kürzlich ließen die Häupter zweier Bauernfamilien in der Nähe von Orleans bei einem Notar einen Heirathskontrakt abfassen. Als es sich um die Feststellung des Witthums der Zukünftigen handelte, fragte der Vater der Braut jenen des Bräutigams: „Wie viel wollt Ihr meiner Tochter verschreiben?" — „Fünfzig Frcs." — „O! das ist zu wenig. Ihr werdet Euch wohl zu hundert verstehen." — „Nein, fünfzig und nicht einen Centime mehr," lautete die kategorische Antwort. — „Nun, auch gut," bemerkte hierauf nach kurzem Bedenken der Vater der Braut. „So führen wir die Kuh wieder in den Stall." Er ergriff sodann seine Tochter bei der Hand, entfernte sich mit ihr, und das Heirathsprojekt war und blieb abgebrochen.

(Poetische Warnung.) Eine solche kann man in einem vielbesuchten Berliner Garten lesen; sie gilt besonders der raublustigen Jugend und lautet:

„Die Ihr diesen Garten besucht,
Reißt nichts ab, nicht Blume und nicht Frucht!
Bedenkt, daß Adam Einen Apfel nur genommen
Und deßhalb aus dem Paradiese gekommen."

Zweisylbige Charade.

Die Erste ist des Menschen Zierde;
Die Zweite hebt nicht seine Würde;
Erhab'nes er im Busen trägt,
Wenn man das Ganze für ihn hegt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Freitag, 22. Januar 1858.

Läuterung.

Wo war, wo ist, wo wird sie seyn
Die Stunde, wahrem Glück erlesen?
Sie ist nicht und sie wird nicht seyn,
Denn sie ist immer nur gewesen!
Wir mäkeln viel, bis sie entrinnt,
Sie däucht uns schön, wenn wir sie missen,
Und daß wir glücklich waren, wissen
Wir erst, wenn wir es nimmer sind.

Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah', noch so vollkommen,
Doch weißt du dies und das zu tadeln;
Erst wenn er schied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir seine Gaben;
Um eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

Was lieb dir, wird dir lieber seyn,
Noch schmerzlich lieber durch die Ferne;
Blick' auf! Wie schlingt sie glänzend rein
Den gold'nen Zauber um die Sterne!
Sie weht die blaue Schleierluft
Um des Gebirges schroffe Zinnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Gesteins zerrinnen.

Blick' nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofshügel wogend schwellen,
Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß.
Sie spielen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenscheine
Im D'rüberflug ahnt deine Seele:
Hier bad' ich einst den Fittig rein.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

7.

Jettatore! Jettatore! diese Worte gingen wohl nur mich an, sagte d'Aspremont zu sich selbst, als er in's Hotel de Rome zurückkehrte; ich weiß nicht, was sie bedeuten, aber sie haben sicherlich irgend einen beleidigenden oder spöttischen Sinn. Was habe ich Auffallendes oder Lächerliches an meiner Person, um in einer so ungünstigen Weise die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen? Obwohl man sich selbst gewöhnlich am wenigsten kennt, so scheint es mir doch, daß ich weder schön noch häßlich, weder groß noch klein, weder mager noch dick bin und somit unbemerkt unter der Menge verschwinden könnte. Mein Anzug hat nichts Excentrisches, ich trage keinen Turban und keinen Talar mit einer goldenen Sonne, kein Neger mit Timbalen geht mir voraus, meine in Neapel ganz unbekannte Individualität verschwindet unter dem gleichförmigen Anzuge der Mode und ich sehe aus wie alle Elegants, die in der Toledostraße oder auf dem Quai spazieren gehen, außer daß vielleicht meine Halsbinde ein Bischen niedriger, mein Hemd ein Bischen weniger gestickt und mein Haar nicht so grotesk frisirt ist. Doch ist man hier gewöhnt, Fremde zu sehen und einige unerklärliche Abweichungen der Toilette genügen nicht, um das geheimnißvolle Wort und die sonderbaren Zeichen zu rechtfertigen, die meine Gegenwart veranlassen. Ich bemerkte einen Ausdruck von Antipathie und Schrecken in den Augen der Leute, die mir alle auswichen, als sey ich verpestet. Was kann ich diesen Leuten gethan haben, welche ich zum erstenmale sehe. Ein Reisender wird wie ein Schatten, der vorüberstreift, ohne wiederzukehren, gleichgiltig

übersehen, wenn er nicht aus irgend einer entfernten Region kommt und ein seltenes Exemplar irgend einer unbekannten Menschenrace ist; aber das Packetboot bringt alle Wochen Tausende von Touristen hierher, von welchen ich mich durch nichts unterscheide und um die sich Niemand kümmert, als die Facchini, die Wirthe und die Lohnbedienten. Ich habe meinen Bruder nicht erschlagen, weil ich keinen hatte und bin also nicht wie Kain von Gott auf der Stirne gezeichnet. In Paris, in London, in Wien, in allen Städten, die ich bewohnte, habe ich nie bemerkt, daß ich eine ähnliche Wirkung hervorbrachte; man hat mich zuweilen stolz, wegwerfend, exclusiv gefunden, man hat mir hier und da vorgeworfen, daß ich den Lord Byron imitire, aber ich habe überall wie ein Gentleman Aufnahme gefunden und man fühlte sich geehrt durch meinen Umgang. Eine Ueberfahrt von drei Tagen, von Marseille nach Neapel, kann mich doch nicht so verändert haben; mich! den mehr als eine Dame auszeichnete, mich! der das Herz der Miß Alice Ward, des herrlichsten jungen Mädchens besitzt, die unter der Sonne lebt!

Diese vernünftigen Reflexionen beruhigten Paul d'Aspremont ein wenig und er überredete sich, daß er sich geirrt, daß er Worte auf sich bezogen, die ihm nicht galten, daß er der lebhaften Mimik der Neapolitaner, dem gestikulirendsten Volke der Welt, einen Sinn beigelegt habe, den sie nicht hatte.

Nichtsdestoweniger schlief Paul schlecht und aufgeregt. Er war von allen möglichen bösen Träumen belästigt, die sich alle auf die Ideen bezogen, welche den Abend über ihn beschäftigt hatten. Er sah sich von verzerrten Gesichtern umgeben, denen Haß, Zorn und Furcht auf ihren Zügen standen; dann verschwanden die Larven und machten langen, magern, knöcherigen Händen Platz, die auf Fledermausflügeln ihn umflatterten und deren Finger, wie von einem höllischen Feuer geröthet, ihm aus dem Dunkel der Nacht entgegensahen und mit kabalistischen Zeichen drohten. Die Nägel dieser Finger, wie Klauen eines Raubvogels gekrümmt und spitz, näherten sich immer mehr und mehr seinem Gesichte und schienen ihm die Augen aus ihren Höhlen kratzen zu wollen. Durch eine übermenschliche Anstrengung gelang es ihm, sie von sich abzuwehren, aber den fliegenden Händen folgten kolossale Hörner von Büffeln und Stieren, Hirschgeweihe an gebleichten Todtenschädeln, die mit infernalischer Wuth ihm entgegenrückten und ihn zwangen, sich in's Meer zu stürzen, wo er auf einen Wald von Korallen mit spitzen Zweigen fiel. Eine Welle warf ihn dann, zerschmettert, halb todt an's Ufer zurück, und wie der Don Juan des Lord Byron sah er nun durch seine halbgeschlossenen Augenlieder einen herrlichen Kopf, der sich zu ihm hinneigte. Das war nicht Haydee, aber Alice, noch schöner als das Wesen, welches die dichterische Phantasie schuf. Das junge Mädchen strengte sich vergebens an, seinen Körper, welchen das Meer zurückforderte, auf den Sand zu ziehen; Alice verlanget von Vice Hilfe, die sie lachend versagte; nun ermattete der Arm seiner Braut und Paul sank in den schwarzen Abgrund zurück.

Er erwachte endlich, unruhig, wie auf die Spur eines Unglücks gebracht, welches sich unter seinen Träumen verbarg, deren Deutung er fürchtete. Nie war er trauriger. Er zweifelte selbst an Alice. Die Geckenhaftigkeit des neapolitanischen Grafen, die Gefälligkeit, mit der das junge Mädchen ihn hörte, die beistimmende Miene des Commodore's, dies alles kam ihm in's Gedächtniß zurück mit tausend Details, die sein Herz mit Bitterkeit erfüllten und seine Melancholie noch vermehrten.

Das Licht hat das Privilegium, die düstere Stimmung zu zerstreuen, die nächtliche Visionen verursacht hatten. Die Sonne schien im ungetrübten Glanze, der Himmel war rein und auf dem Meere blähten sich die weißen Segel der Barken.

Nach und nach heiterte sich Paul auf, er vergaß seine wüsten Träume und die unangenehmen Eindrücke des vorhergehenden Abends, oder wenn er daran dachte, dann geschah es, um sich einer erhitzten Phantasie zu beschuldigen.

Er machte einen Spaziergang nach Chiaja, um sich an der neapolitanischen Rührigkeit zu ergötzen. Die Kaufleute schrieen ihre Artikel im populären Dialekte und in den verschiedensten Tonarten aus, ohne daß Paul aber etwas davon verstand, da er nur italienisch sprach; aber so oft er bei einer Bude stehen blieb, nahmen sie eine bestürzte Miene an, murmelten ein paar Worte vor sich hin und spreizten die bewußten zwei Finger aus, als wollten sie ihn mit denselben durchbohren, die keckern Weiber aber überschütteten ihn mit Schimpfworten und wiesen ihm die Fäuste.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den amerikanischen Sklavenstaaten werden jetzt mehr als früher die Schwarzen zur Erlernung eines Handwerks angehalten und dadurch steigen sie natürlich ebenso im Preise, als sie den einwandernden weißen Handwerksmeistern, die sonst einen goldenen Boden dort fanden, sehr bemerkliche Konkurrenz machen. Das südkarolinische Blatt „Charlestown Mercury" enthält in einer Nummer vom März d. J. mehrere hierauf bezügliche Anzeigen. So fordert z. B. ein Sklavenbesitzer auf, zu der Schusterwerkstätte seines Negers noch Nigger-Lehrlinge zu senden, gegen billiges Entgelt. Eine andere Annonce heißt wörtlich: „Ein Wagner und Zimmermann erster Klasse wird unter der Hand verkauft werden bei Shingler Brothers Nro. 7 Broadstr. Charleston, Anthony, 22 Jahre alt. Es ist ein vorzüglicher Wagner und Zimmermann."

Daß die Neger ein musikliebendes Volk sind, weiß man ebenso aus den Schilderungen ihres Lebens in Afrika wie aus dem bekannten Faktum, daß Sklavenhändler dem Heimweh und dem dumpfen Hinbrüten ihrer Gefangenen nicht besser als durch Aufspielen zum Tanz entgegenwirken können. Dieser musikalische Drang wohnt natürlich auch in den Negern in den Ver. Staaten, und ein scharfer Beobachter südlichen Lebens und Treibens, Frederick Law Olmsted, äußert sich darüber folgendermaßen: „Die Liebe für Musik, die den Neger charakterisirt, die Leichtigkeit, mit der er sich in dieser Kunst ausbildet, und seine Fähigkeit, Musik im Gedächtniß zu behalten oder zu improvisiren, sind auffallend; ja, ich bin sogar der Ueberzeugung, daß gute musikalische Stimmen sich weit zahlreicher unter der schwarzen Race finden, als in der weißen, wenigstens der amerikanischen. Ich bin oft erstaunt über die hellen, glockenreinen Stimmen der Negerweiber in den Städten des Südens und habe ihnen mit wahrem Vergnügen gelauscht. Ein Herr in Savannah (Georgia) erzählte mir, daß am Morgen nach einer Opernvorstellung daselbst mehr denn ein Neger, und zwar mit größter Genauigkeit, die schwersten Melodien derselben nachpfiff, obgleich er sie nie vorher gehört hatte, und Ladies versicherten mir, daß, wenn sie neue Musikstücke erhalten und selbst sie kaum erlernt hatten, ihre Dienerinnen sie bereits auffaßten und auf der Straße pfiffen. In allen Städten des Südens gibt es Musikkorps, die nur aus Schwarzen bestehen und Ausgezeichnetes leisten; die Militärparaden sind stets von solchen Musikbanden begleitet. Ja, gewöhnliche Neger auf den Pflanzungen oder Arbeiter auf den Dampfbooten, die so unwissend sind, daß sie nicht bis zwanzig zählen können, beginnen häufig beim Aufbissen von Baumwollballen oder beim Holztragen einen Rundgesang, bei dem jeder Einzelne eine Stimme übernimmt, die er geistvoll und unabhängig und doch mit vollster Harmonie durchführt.

Ein kurioser Abonnent. Wie wenig noch die rechten Begriffe von der Erzeugung eines Journales bekannt sind, beweist folgender Vorfall. Die Redaktion des „Csaladi Lapok" erhielt dieser Tage von einem ihrer an der Grenze wohnhaften Pränumeranten eine Bestellung, die jedoch die ausdrückliche Bestimmung enthielt, daß der Besteller nur dann auf das Blatt wirklich abonniren werde, wenn sein Exemplar mit größern Lettern gedruckt würde, „da er schon ein alter Mann sey und schwache Augen besitze!"

Abendunterhaltung in einer Pensionsanstalt. „Aus der Pension," heißt ein kleines Büchlein, das von Sophie Verena frei nach dem Englischen bearbeitet ist. Die Kleinigkeit ist unterhaltend genug und voll heitern Humors. In einem der Briefe erzählt die kleine Schriftstellerin, nachdem sie Lehrer, Lehrerinnen und Mitschülerinnen oft einer ziemlich starken Kritik unterzogen und die kleinen Rekreationen namhaft gemacht hat, denen sich die Mitglieder der Pension auf eigene Hand hingaben, folgende Versuche, in der Zukunft zu lesen, die besonders für eine Pension sehr erbaulich lauten: „Gestern war der erste Freitag im Monate und Vollmond; Dieses seltene Zusammentreffen konnten wir nicht vorübergehen lassen, ohne unser Glück zu versuchen. Wir entkleideten uns eilig und löschten das Licht schnell, stellten uns dann in einen Halbkreis, so daß die Mondesstrahlen voll in unser Gesicht schienen und auf ein von Betty von Wedell gegebenes Zeichen sagten wir langsam die folgenden Worte:

„In der stillen Stunde der Mitternacht,
Wo der Vollmond klar am Himmel strahlt,
Sey schüchtern die Bitte dargebracht:
Daß der Traum uns dessen Bildniß malt,
Der einst bestimmt ist, hier auf Erden
Unser treuer, liebender Gatte zu werden."

Sie wurden mit großer Feierlichkeit gesprochen,

und als wir geendet, gingen wir lautlos, in tiefem Schweigen, dem Monde voll in's Angesicht schauend, rückwärts in unsere Betten. Wird ein Wort geredet, so ist der Zauber gebrochen, wenn aber alles mit der gehörigen vorschriftsmäßigen Ordnung und Feierlichkeit dabei zugeht — das letzte Wort des Verses muß mit dem zwölften Schlage der Glocke verhallen — so ist der Erfolg ein ganz gesicherter und die Erfüllung des Traumes bleibt nicht aus. Wenn man seinen Traum erzählt, so wird man sich nie verheirathen." Wir haben das Rezept hier vollständig hergesetzt, vielleicht daß eine oder die andere unserer Leserinnen —.

Als Napoleon neulich langsam über den Eintrachtsplatz fuhr, näherte sich ihm ein Bauer mit einer Lanze, an deren Spitze ein Pistol angebracht war. Die Polizei sprang herzu und verhaftete den Bauer. Er hatte es nicht bös gemeint, sondern dem Kaiser seine Waffe nur als neue Erfindung vorlegen wollen. Die Untersuchung stellte das außer Zweifel.

Kleiderluxus unter den Bauern. Wie der „Wiener Courier" meldet, beklagt sich ein Korrespondent aus Kocs, im Graner Komitat, über den im Landvolke eingerissenen Kleiderluxus; die Mädchen verrichten ihre Arbeiten in langen Kleidern und eingeschnürt; die Bauernsöhne tragen schwarze, gefütterte Bunden, von denen eine auf 80—100 Fl. C.-M. zu stehen kommt; die Alten mit Tuch überzogene, meist schwarz gefütterte und verbrämte Bunden; die Frauen, besonders die jungen, heirathsfähigen Dirnen, gingen in Atlas und Seide, wenn der Mann oder Vater auch nur Besitzer einer Viertel-Session ist.

Viele Anekdoten und Charakterzüge von Karl August von Weimar tauchen gegenwärtig auf, die alle mehr oder minder von seiner Herzensgüte zeugen. Auf einer Jagd bemerkte der Herzog, daß einer seiner Kammerhusaren einen Hasen heimlich bei Seite gebracht und unter seinen Sattel versteckt hatte. Unterwegs kam das corpus delicti zum Vorschein. „Sitz ab," rief der Herzog dem bestürzten Bedienten, „und binde erst den Hasen fest; wenn du ihn einmal mitgenommen hast, so sorge auch dafür, daß du ihn ordentlich nach Hause bringst." — Bei einer andern Gelegenheit, wo der Scharfrichter ein gefallenes Pferd abholte, weigerte sich der Diener, diesem das bestimmte Trinkgeld selbst zu geben, da er durch die Berührung mit dem Scharfrichter unehrlich zu werden fürchtete. Der Herzog, der den Vorfall bemerkte und jedes Vorurtheil bekämpfte, wo er es fand, nahm einen Thaler und drückte ihn selbst dem Scharfrichter in die Hand. „Da, nehmt das Geld," sagte er, „Ihr habt es verdient." Der Thaler wurde in der Familie des Scharfrichters wie ein Heiligthum verwahrt.

Landwirthschaftliches.

Ein zuverlässiges Mittel gegen Feldmäuse empfiehlt Hr. Andre, Gutsbesitzer zu Gelchsheim. Man fängt Mäuse, je mehr, je besser, faßt sie beim Genicke, zieht sie einigemale durch dünne, mit Fischthran vermengte Wagenschmiere und läßt sie wieder laufen. Der Geruch hiervon ist ihnen unerträglich, sie laufen sich todt und die übrigen Mäuse fliehen alle Orte, wo jene Geruch verbreitet haben. In 2 bis 3 Tagen sieht man auf weit und breit keine lebendige, wohl aber viele todte Mäuse, die sich alle zu Tod gelaufen haben. Wenn die mit obiger Mischung beschmierten Mäuse durch die Gänge gelaufen sind, so kommen alle andern Mäuse auf die Oberfläche und laufen wie toll herum, wo viele leicht getödtet werden können. Wer dieses Mittel in der Weise, so lange es noch Mäuse in der Gegend gibt, 2 bis 3 Mal an seinen Feldern anwendet, wird sich wundern, wie schnell dieses Ungeziefer verschwunden ist.

Zweisylbige Charade.

Wenn du zu des Glaubens heil'gen Zeichen,
Zu der Gottheit selbst den Sinn wirst neigen,
Dann nimmst du die Erste wahr,
Jesu Lehre legt's so dar.
Willst du gerne öffentlich nicht glänzen,
Ist die Zweite dir ein Ort,
Ungeseh'n lebst du wohl dort,
Du bemerkst sie an den Körpergrenzen.
Eine Quelle in der Größenlehre
Oeffnet das Ganze, schon im Alterthum
Manchen Weisen führte sie zum Ruhm,
Und erhob den Geist zu höh'rer Sphäre.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 9:
Ehrfurcht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Sonntag, 24. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

8.

D'Aspremont glaubte, als er sich von der Volksmenge beschimpfen hörte, daß er der Gegenstand jener groben, aber doch mehr komischen als verletzenden Litaneien sey, mit welchen die Marktleute alle ordentlich gekleideten Leute, die durch die Reihen ihrer Buden gehen, zu beehren pflegen. Aber es zeigte sich in allen Blicken eine so lebhafte Abneigung, ein so wahrer Schrecken, daß er nothwendig auf eine andere Auslegung kommen mußte. Das Wort Jettatura, welches er schon Tags zuvor im Theater San Karlino hatte aussprechen hören, wurde ihm wieder zugerufen und diesmal in drohender Weise.

Er entfernte sich also langsam und schritt, ohne mehr auf irgend etwas seine Aufmerksamkeit zu heften, längs den Häusern hin. So kam er an den Laden eines Bücherantiquars. Hier blieb er nun wieder stehen und öffnete einige Bücher, mehr in der Absicht, sich eine Kontenance zu geben, als um den Inhalt derselben kennen zu lernen. Er kehrte auf diese Weise den Vorübergehenden den Rücken und da er sein Gesicht halb durch die Blätter des Buches verdeckte, so vermied er alle weiteren Insulten.

Einen Augenblick lang hatte er daran gedacht, das unverschämte Gesindel mit dem Stocke zu traktiren; aber schon begann sich seiner eine unbestimmte, abergläubische Furcht zu bemächtigen, die ihn daran hinderte, denn er erinnerte sich, daß er einmal einen flegelhaften Kutscher mit einem ganz leichten, dünnen Stöckchen geschlagen und aber so unglücklich an den Schlaf getroffen hatte, daß der Mensch todt zu Boden stürzte, ein Ereigniß, über welches er sich noch immer nicht getröstet hatte.

Während er über jene Katastrophe nachdachte, hatte er bereits mehrere Bände aus ihren Fächern genommen und wieder hingestellt, als ihm zufällig eine Abhandlung des Signore Nikolo Valetta in die Hand kam, die nichts Geringeres zum Gegenstande hatte, — als die Jettatura.

Dieses Wort leuchtete dem Chevalier auf dem Titelblatte wie mit feuerigen Buchstaben entgegen und es schien ihm, als sey es eine höhere Bestimmung gewesen, daß er gerade an diesem Laden gehalten habe, um hier gerade dieses Buch zu finden.

Er warf dem Antiquar, der ihn sehr verdächtig ansah, das Geld hin, welches derselbe für das Buch verlangte und eilte nun in sein Hotel, um eine Lektüre zu beginnen, die allen Zweifeln ein Ende machen sollte, welche ihn seit seiner Anwesenheit in Neapel beherrschten.

Hätte d'Aspremont dieses Buch in Paris gefunden, so würde er es wie einen alten Almanach voll lächerlichen Geschichten durchgeblättert und über den Ernst gelacht haben, mit welchem der Verfasser solche Albernheiten erzäh t; aber in der geistigen Stimmung, in der er sich jetzt befand, bereits aus dem Niveau der ruhigen und kaltblütigen Ueberlegung gerückt und zur Leichtgläubigkeit gewissermaßen durch eine Menge kleiner Zufälle vorbereitet, las er es mit einem geheimen Schauder. Und je mehr er las, desto tiefer drang er in die Geheimnisse der Hölle, desto weniger vermochte er die Fluth der Offenbarung von sich abzuwehren, die ihm seine satanische Macht verkündete.

Ja! er ist Jettatore! er muß sich's wohl selber zugestehen, denn er besitzt alle unterscheidenden Merkmale, welche Valetta angibt, der die Jettatori in mehrere Klassen eintheilt, je nach dem Grade

ihrer Schädlichkeit und der alle Fragen über diesen Gegenstand mit entschiedener Autorität beantwortet.

Oft kommt es vor, daß ein Mensch, der sich bisher vollkommen gesund glaubte, durch Zufall in einem medizinischen Werke irgend eine pathologische Abhandlung über eine Krankheit liest und nun die traurige Entdeckung macht, daß er selbst diese Krankheit hat. Durch diese verhängnißvolle Aufklärung erleuchtet, erwacht in ihm bei jeder Zeile, die er weiter liest, immer mehr das schmerzliche Bewußtseyn seines Leidens und bebend sieht er sich nun der letzten Stunde näher, als er vorher ahnte.

Eine ähnliche Wirkung brachte Valetta's Abhandlung über die Jettatura bei Paul hervor.

Der unglückliche Chevalier stellte sich vor einen Spiegel und betrachtete Zug für Zug sein räthselhaftes Antlitz. Er fand diesmal jene Mischung einzelner Schönheiten, jene an und für sich regelmäßigen und dennoch so disharmonirenden Linien seines Gesichtes von einer entsetzlichen Wirkung, die durch die geisterhafte Blässe seiner Haut noch erhöht wurde.

Paul fürchtete sich vor sich selbst! Es war ihm, als müßten die Strahlen seiner Augen durch den Reflex des Spiegels auf ihn selbst vergiftend zurückfallen. Er glich der Medusa, die ihr entsetzliches Haupt in einem erzenen Schilde betrachtet.

Man wird uns vielleicht einwenden, es sey unwahrscheinlich, daß ein junger Mann von Welt, der mitten im Skepticismus der Civilisation lebt, ernsthaft ein populäres Vorurtheil habe theilen und sich einbilden können, daß er gleichsam als passives Werkzeug des Satans mit einer geheimnißvollen Gabe des Bösen behaftet sey; allein wir erwiedern, daß in einer allgemein verbreiteten Meinung ein unwiderstehlicher Magnet liegt, der selbst den Aufgeklärten unwillkürlich zu dieser Meinung hinzieht und gegen dessen Kraft der Wille der Einzelnen nur selten etwas vermag.

Wie Viele kommen nach Neapel und spotten über die Jettatura, bis sie sich endlich bei einem längern Aufenthalte mit Amuletten von Korallen und Lava behängen und schon von Weitem Jedem ausweichen, dessen Augen ihnen ein bischen verdächtig erscheinen.

Paul d'Aspremont war in demselben Falle, oder es war vielmehr seine Lage noch weit ernster, denn er gewann aus dem Buche Valetta's die Ueberzeugung, daß er selbst den bösen Blick besaß. Er wußte nun, warum ihm Jeder auswich, warum man in seiner Gegenwart die Zeichen machte, die Signore Valetta in seinem Buche vorschreibt.

Im aufgewecktesten Kopfe findet sich immer noch eine kleine dunkle Stelle, wo sich die Phantome der Leichtgläubigkeit einnisten, wo sich in der Finsterniß unerforschlicher Wahrheiten Irrthum und Aberglaube geltend machen. Das gewöhnliche Leben ist so voll von unerklärlichen Thatsachen, daß Vielen das Unmögliche möglich erscheint, während für Andere wieder dort, wo ihr Wissen aufhört, das Bereich der Unmöglichkeiten beginnt.

Paul fühlte sich von einer unendlichen Traurigkeit beherrscht. Er war also ein Schrecken erregendes Scheusal! Obgleich von wohlwollendem Charakter, von gutmüthiger Natur, war er also bestimmt, überallhin Unheil und Verderben zu tragen! In seinen Augen also lag eine physische Gewalt, die, unabhängig von seinem Willen, Allen schadete, denen er sich, wenn auch in sympathischer Absicht, nahte? Er hatte das gräßliche Privilegium, die todtbringenden Miasmen, die gefährlichen Elektrizitäten, die verhängnißvollen Einflüsse der Atmosphäre zu konzentriren, um sie dann, ein zweiter Jupiter, als vernichtende Orkane um sich her zu schleudern!

Mehrere Ereignisse in seinem Leben, die er bisher einem unglücklichen Zufalle zur Last gelegt hatte, fand er jetzt im traurigen Zusammenhange mit seiner verderbenschwangern Nähe. Er begriff nun die vielerlei räthselhaften Mißgeschicke, die beweinenswerthen Katastrophen, für deren verborgene Ursache er in seinem unseligen Wahne sich nun selber hielt.

Er ging Jahr für Jahr sein vergangenes Leben durch. Er erinnerte sich an seine Mutter, die bei seiner Geburt starb; an das unglückliche Ende eines kleinen Schulkameraden, damals seines liebsten Freundes, der durch einen Sturz von einem Baume um's Leben kam, als Paul dem gewandten Kletterer eben zusah; dann an jenes Kahnfahren, so fröhlich mit zwei Kameraden unternommen, von welchen er allein zurückkam, nachdem er unerhörte, aber vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, die durch das Umschlagen des Nachens in den See gestürzten Knaben dem Tode zu entreißen; auch des treuen Universitätsfreundes gedachte er, dem er beim Assautfechten dadurch, daß der Knopf seines Fleurets abbrach, eine tödtliche Wunde beibrachte. Gewiß, dies Alles ließ sich auf eine sehr natürliche Art erklären und Paul hatte es auch bisher gethan, allein seit er das Buch Valetta's kannte, war er anderer Meinung. Eine solche Reihe von Unglücksfällen rings um ein und dieselbe Person war nicht natürlich. Nur einem Jettatore konnte dies begegnen!

Ein anderer neuer Fall trug nicht wenig dazu bei, ihn in seiner trostlosen Idee zu bestärken.

In London ging er oft in's Durylanetheater, wo ihn die Grazie einer jungen, englischen Tänzerin ganz besonders anzog. Ohne gerade mehr für sie eingenommen zu seyn, als man es für ein schönes Bild oder für eine schöne Statue ist, folgte er ihr mit seinen Blicken mitten unter ihren Gefährtinnen vom Balletkorps durch den Wirbel der choreographischen Verschlingungen; er liebte dieses sanfte und melancholische Gesicht, diese zarte Blässe, die selbst dem Echauffement des Tanzes niemals wich, die schönen goldblonden Haare, die je nach der Rolle mit Blumen oder Sternen geschmückt waren, ihren in den weiten Räumen des Hauses schwimmenden Blick und so oft sie an der Rampe vorüberkam, gab er ihr durch irgend ein kleines Zeichen seinen Beifall, seine Bewunderung zu erkennen, wobei er sein Lorgnon zu Hilfe nahm, um sie besser sehen zu können.

Eines Abends nun kam die Tänzerin, wieder von Paul fixirt, zu nahe an jene Feuerlinie, welche die ideale Welt der Bretter von der wirklichen Welt scheidet. Eine Gasflamme erfaßte ihre leichten Draperien einer Sylphide und in einem Momente war die Tänzerin in einem Meer von Flammen! Einige Sekunden umkreiste sie, wahnsinnig vor Schrecken, wie ein Irrlicht die Bühne, bis sie endlich unter fürchterlichen Qualen leblos zu Boden sank. Paul war sehr schmerzlich von diesem tragischen Ereignisse berührt, von welchem damals alle Zeitungen sprachen; indessen war er bisher weit entfernt, die Schuld daran sich beizumessen. Jetzt aber war er gewiß, daß sein beständiges Hinsehen die eigentliche Ursache an dem Tode dieses herrlichen Mädchens war und voll Abscheu betrachtete er sich als ihren Mörder. Lange schritt er wie ein Verzweifelter in seinem Zimmer auf und ab; er verfluchte seine Existenz, er verfluchte das Licht seiner Augen; dann aber folgte diesem Sturme eine heftige Reaktion. Er brach in ein nervöses Lachen aus und schleuderte weit das Buch Valetta's von sich weg.

Bin ich bei Sinnen? rief er. Es scheint, die Sonne von Neapel hat meinen Verstand ausgetrocknet. Was würden meine Freunde im Klub sagen, wenn sie wüßten, daß ich ernstlich über die Frage nachgedacht habe, ob ich Jettatore bin oder nicht?

In diesem Momente klopfte es leise an die Thüre. Paul öffnete; es war Paddy, sein Groom, der ihm, festhaltend an den strengsten Pflichten der Etikette, auf dem flachen Boden seiner ledernen Kappe einen Brief von Miß Ward präsentirte und sich entschuldigte, daß er hierzu keinen silbernen Teller habe.

Der Chevalier erbrach das Siegel und las:

„Schmollen Sie mir, Paul? Sie sind gestern Abend nicht gekommen und Ihr Citroneneis zerschmolz melancholisch in seiner Tasse. Bis 9 Uhr lauschte ich auf jedes Geräusch und hoffte immer das Rollen Ihres Wagens zu vernehmen; dann aber, als ich gewiß war, daß Sie nicht mehr kommen würden, zankte ich mich mit dem Commodore . . .

„Bewundern Sie doch die Gerechtigkeit der Frauen! . . .

„Pulcinello hat Sie also ganz bezaubert? Ich weiß durch meine geheime Polizei, daß Sie dort waren. Von diesen angeblich so wichtigen Briefen haben Sie nicht einen geschrieben.

„Warum gestehen Sie nicht offen und ehrlich, daß Sie auf den Grafen Altavilla eifersüchtig sind? Ich hielt Sie für stolzer, so viele Bescheidenheit ist rührend. Haben Sie aber nicht die mindeste Sorge. Graf Altavilla ist zu schön und mir gefällt kein Apollo mit Berloquen.

„Ich sollte gegen Sie die Hochmüthige spielen und dergleichen thun, als habe ich Ihre Abwesenheit gar nicht bemerkt, aber die Wahrheit ist, daß ich Zeit lang hatte, daß ich sehr schlechten Humors, sehr nervös war und daß ich beinahe Vice geschlagen hätte, weil sie wie eine Närrin lachte, ohne daß ich weiß warum.

A. W."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein amerikanischer Advokaten-Witz.) In einer kleinen Stadt Amerika's war ein Dieb eingefangen worden. Er wurde vor Gericht gestellt und da er sich aus eigenen Mitteln keinen Rechtsfreund bestellt hatte, wurde ein junger Advokat vom Gericht angewiesen, dem Angeschuldigten mit seinem Rathe bestens an die Hand zu geben. Beide zogen sich in eine Stube des Gerichtsgebäudes zurück. Beide ließen zwei volle Stunden Nichts von sich hören. Die Richter, des langen Wartens müde, schickten endlich den Büttel, um zu fragen, wie lange die Besprechung noch dauern werde. Aber diese war längst zu

Ende; der Advokat kam ohne seinen Klienten zurück und gab folgende Erklärung ab: „Da hochweises Gericht mir befohlen, dem Angeklagten mit meinem besten Rathe beizustehen und da Angeklagter sich ohne Weiteres mir gegenüber zu dem Diebstahle bekannt hat, habe ich ihm als das Beste, meines Erachtens nach, den Rath gegeben, aus dem Fenster zu springen und davonzulaufen. Welchen Rath Klient vor ungefähr zwei Stunden befolgt hat."

Ungewöhnlicher Appetit. Zu einem der angesehensten Speisewirthe auf dem Boulevard Saint-Denis in **Paris** kam vor einigen Tagen Morgens ein sehr elegant gekleideter Herr und fragte, ob er wohl für sich und seine aus 5 Personen bestehende Gesellschaft ein abgesondertes Zimmer haben könne, um dort zu frühstücken. „Ei gewiß, mein Herr," lautete die Antwort. „Aber ich muß noch eine Bedingung hinzufügen," versetzte der Unbekannte. „Da ich und meine Freunde durch das Ab- und Zugehen des Kellners nicht gestört werden möchten, so müßte mit dem Glockenschlag zwölf alles zu dem Frühstück Gehörige auf dem Tisch bereit stehen. Wir brauchen Niemand zur Bedienung." „Alles soll nach Ihrem Wunsche geschehen," erwiederte der Herr des Hauses. Der Fremde bezeichnete die einzelnen Bestandtheile der Mahlzeit und entfernte sich hierauf. — Pünktlich zur angegebenen Stunde war aufgetragen, der Fremde erschien, ging in sein Kabinet und machte sich's darin so bequem als möglich. „Meine Freunde," ließ er sich vernehmen, „werden gleich nachkommen." — Mehr als eine Stunde war verflossen; man hatte Niemand in das Kabinet treten sehen und der bisher anderweitig beschäftigt gewesene Wirth, fürchtend, die Beute eines verschmitzten Gauners geworden zu seyn, begab sich jetzt eiligst dahin, war aber nicht wenig überrascht, als er den Fremden allein und in tiefen Schlaf versunken auf dem Tisch hingestreckt fand, Schüsseln und Flaschen jedoch vollständig geleert sah. Eben wollte er den Schläfer aufwecken, als er auf dem Tisch einen Zettel und daneben fünf Zwanzigfrankenstücke gewahrte; auf dem ersteren standen die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Machen Sie mir die Rechnung und nehmen Sie sich Ihr Geld, wecken Sie mich aber nicht auf, ich habe Alles gegessen." — Das Frühstück war reichlich für 6 Personen ausgestattet und Alles hatte dieser moderne Gargantua verschlungen. Eine Stunde später erschien er am Zahltisch, wo man ihm auf seine 100 Fr. herausgab. Seine Zeche betrug 53 Fr. 10 Cent. Zu dem Gastwirth gewendet, sagte er lächelnd: „Sie sind erstaunt .... allein ich frühstücke nicht für gewöhnlich so. Es widerfährt mir nur alle Jahre einmal, daß mich ein wüthender Hunger überfällt, den ich dann in der Weise, wie Sie gesehen, befriedige." Sprachs und ging gemüthlich eine Cigarre rauchend seines Weges.

Aus dem Thurgau schreibt man folgenden ergötzlichen Vorfall: „Der Eigenthümer einer der im Kanton zerstreut gelegenen Bauernhöfe wurde ungewöhnlich früh durch das Gebrüll einer Kuh geweckt. Aus dem Bette und an's Fenster springend, erblickt er seine eigene Kuh, statt im Stalle, vor der Hausthüre und merkwürdiger Weise auch noch einen Wamms um die Hörner geschlungen, in welchem sich nach näherer Untersuchung 30 Kronenthaler vorfanden. Da sich Niemand als Eigenthümer meldete, so verblieb das Geld dem Besitzer der Kuh. Das Räthsel wurde aber so erklärt, daß der unbekannte Dieb während der Nacht den Stall erbrochen und die Kuh fortgeführt hatte, daß er sie über einen Bach führen wollte und dabei, um sich selbst vielleicht den Sprung zu erleichtern, der Kuh das Wamms anvertraute, daß diese aber sich weigerte, über das Wasser zu setzen und nach Hause lief, bis wohin der Dieb sie nicht zu verfolgen wagte.

Zweisylbige Charade.

Dankst der **Ersten** du ein Gut,
Bist du um den frohen Muth,
Oft um's Leben selbst betrogen;
Glück hat sie nur stets gelogen.

Worte, die entfernt erklingen,
Finden in der **Zweiten** Bahn;
Die geliebten Töne dringen
Lieblich so zu dir heran.

Worten darf man selten trauen,
Willst du d'rum nicht auf sie bauen,
Laß, Besorgnisse zu heben,
Dir für's Erst' das **Ganze** geben.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 10:
Dreieck.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Dienstag, 26. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Der liebenswürdige Brief Aliceus führte Pauls Ideen wieder auf die Wirklichkeit zurück. Er kleidete sich an und saß bald darauf in seiner Kalesche, deren philosophischer Vetturino seine Peitsche so vor den Ohren seiner Pferde knallen ließ, daß die ausgehungerten Rosse mitten durch die Leute, die am Quai Santa Lucia sich herumdrängten, im scharfen Galopp den Wagen mit sich fortrissen.

„Was Teufel fällt Dir ein? Du wirst ein Unglück anstellen!" rief d'Aspremont. Der Kutscher wandte sich nach dem Chevalier, um zu antworten, wobei sein Auge den unwilligen Blicken Pauls begegnete. In diesem Momente ging das eine Vorderrad über einen Stein, der im Wege lag, und Scazziga, der sich dieser dadurch veranlaßten Prellung nicht versehen hatte, fiel vom Bock herunter, ohne jedoch die Zügel auszulassen. Behende wie ein Affe kletterte er wieder auf seinen Platz, hatte aber an der Stirne eine Beule, so groß wie ein Hühnerei.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich je wieder umdrehe, murmelte er zwischen den Zähnen. Timberio hat Recht, er ist ein Jettatore. Morgen werde ich mir ein paar Hörner kaufen; wenn's nicht hilft, so schadet's wenigstens auch nichts!

Dieser kleine Vorfall machte auf Paul den unangenehmsten Eindruck. Er wurde durch ihn in den magischen Kreis seiner fixen Idee, dem er entfliehen wollte, zurück gebracht.

Ueber einen Stein holpert täglich ein Wagen, ein ungeschickter Kutscher wird öfters als einmal von seinem Bock herunterfallen, — nichts ist einfacher und gewöhnlicher. Allein d'Aspremont dachte anders und er versank wieder in seine vorige Verstimmung, denn der Sturz Scazziga's war zu unmittelbar auf den Blick erfolgt, mit welchem er ihn angesehen hatte.

Ich habe große Lust, sagte Paul zu sich selbst noch morgen dieses verdammte Land zu verlassen wo ich mein Hirn im Schädel herumbollern höre wie eine vertrocknete Nuß in ihrer Schaale. Aber meine Befürchtungen der Miß Ward mittheilen, hieße mich ihrem Spott preisgeben. Ueberdies, kann ich mich von Alice trennen?... Nein!... Sie aber kann und soll Neapel nicht verlassen, denn das Klima hier ist ihrer Gesundheit zuträglich. — Ihre Gesundheit? . . . Aber sie befand sich wohl, bevor sie mich kannte. Nie gab es in England ein lebensfrischeres und rosigeres Kind, als sie. Die reichste Lebensfülle leuchtete aus ihren Augen, eine unverwüstliche Gesundheit lag auf ihren Wangen, ein feuriges reines Blut lief durch die blauen Venen unter ihrer durchsichtigen Haut, man sah durch ihre transparente Schönheit die Kraft und Gesundheit schlummern! — Und wie wurde sie immer bleicher in meiner Nähe! Wie wurden ihre zarten Hände immer durchsichtiger. Wie bekamen ihre Augen blaue Ringe! Es war, als flattere der Todesengel um sie herum. In meiner Abwesenheit gewinnt sie aber schnell ihre schönen Farben wieder und frei athmet sie wieder auf zu einem neuen, frohen Leben. — Bin ich es nicht, der sie tödtet? Hatte Sie nicht bei meinem letzten Besuche in der Villa einen so plötzlichen stechenden Schmerz empfunden, daß sie erblaßte, als habe der Tod die Rosen ihrer Wangen geknickt? Uebe ich nicht auf sie den bösen Blick, ohne es zu wollen? — Vielleicht liegt aber auch in dem Allem nichts Unnatürliches. Wie viele tausend junge Mädchen haben Anlage zu Brustkrankheiten! . . .

Dieser Gedanke beschäftigte Paul d'Aspremont unterwegs.

Als er sich auf der Terrasse, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Miß und des Commodore's, zeigte, stand das Geschenk des Grafen Altavilla, die ungeheuren Hörner, recht augenfällig auf der Balustrade.

Der Commodore sah, daß Paul sie bemerkte und wurde blau vor Verlegenheit (Blauwerden war nämlich sein Erröthen), denn weniger delikat als seine Nichte hatte er sich von Vice Aufklärung geben lassen.

Alice befahl ihrer Magd durch ein Zeichen mit der Hand, die Hörner wegzutragen; sie blickte dabei Paul voll Liebe, voll Vertrauen und Muth an.

Paul aber bat, die Hörner da zu lassen.

„Lassen Sie diese Hörner an ihrem Platze," sagte er, „sie gefallen mir."

9.

Es vergehen selbst bei einem täglich wiederholten Besuche und unter Leuten, welche sich genau kennen, einige Minuten, bis die Konversation recht in Gang kommt, besonders wenn ein geheimer Gedanke den Geist beschäftigt und der gute Ton es verbietet, diesen Gedanken laut werden zu lassen.

Dies war bei d'Aspremont, Miß Ward und dem Commodore der Fall, welch Letzterer mechanisch einen Daumen um den andern laufen ließ, während Paul unaufhörlich die schönen schwarzen Hörner betrachtete, ohne auf Alice zu sehen, die zerstreut das breite Band zerknitterte, welches als Gürtel um ihre schlanke Taille gebunden war.

„Wahrhaftig," sagte Miß Ward endlich, um diesem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen, „unter der Sonne von Neapel scheint Ihre Galanterie, gleich einer nordischen Pflanze, zu verkümmern. Wie waren Sie so voll zarter Aufmerksamkeit in unserm Landhause von Lincolnshire! Sie näherten sich mir nie anders, als mit einem freundlichen Lächeln, in steter Bereitschaft, vor dem Idole Ihrer Seele auf die Kniee zu sinken, kurz so, wie man gewöhnt ist, die Verliebten auf den Vignetten der illustrirten Romane zu finden. Und wie ganz anders zeigen Sie sich jetzt?"

„Ich liebe Sie noch mit derselben Gluth, theure Miß!" erwiederte d'Aspremont, ohne aber seinen Blick von den Hörnern zu verwenden.

„Sie sagen dies in einem solchen Tone, daß man recht eitel seyn müßte, um es zu glauben," entgegnete Alice. „Ich bilde mir ein, daß das, was Ihnen an mir gefiel, mein blasser Teint, mein diaphones Wesen, mein leidendes Aussehen war, welches mir einen gewissen romantischen Reiz verlieh, den ich nun verloren habe!"

„Alice, ich versichere Sie, daß Sie nie schöner waren!"

„Worte, Worte und nichts als Worte! wie Shakespeare sagt. Ich bin so schön, daß Sie mich nicht einmal ansehen mögen."

In der That hatte sich d'Aspremonts Auge nicht ein einziges Mal auf sie gerichtet.

„Nun ja," fuhr Alice fort, indem sie scherzweise tief aufseufzte, „ich bin eine korpulente Bäuerin geworden, recht frisch, recht gefärbt, recht dickbackig, aber ordinär, unfähig mich auf einem Almaksball zu zeigen, oder in einem Almanach unter Seidenpapier neben einem preisenden Sonett zu figuriren."

„Sie haben eine wahre Freude daran, Miß, sich zu verleumden," sagte Paul, während er zu Boden sah.

„Sie würden besser thun, mir offen zu gestehen, daß ich scheußlich bin. Es ist aber nicht meine Schuld, sondern die Ihre, Commodore. Sie wußten nichts Besseres, als mich mit Hühnerbrüsten, filet de bœuf und mit Madeira zu mästen, dazu kommen noch die Seebäder, zu welchen Sie mich zwangen, so daß nun meine prosaische Gesundheit die poetischen Illusionen des Chevaliers zerstört."

„Du quälst den armen Paul und machst Dich über mich lustig" sagte der Commodore, „aber wahr ist es, eine filet de bœuf ist sehr nahrreich und der Madeira hat noch Niemanden geschadet.

„Welche Enttäuschung, Chevalier, eine Nixe, eine Willis verlassen und das Wiederfinden, was man im gewöhnlichen Leben eine gesunde Person nennt! Aber hören Sie mich, weil Sie nicht mehr den Muth besitzen, mich anzusehen, ich wiege ja nur 7 Pfund mehr als vor der Abreise von England.

„Acht Pfund," berichtigte der Commodore mit Stolz, da er Alice mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt pflegte.

„Sind es gerade 8 Pfund? Schrecklicher Onkel! Sie wollen also für immer Paul entzaubern?" sagte Alice, indem sie eine tiefe Niedergeschlagenheit affektirte.

(Fortsetzung folgt.)

Die freiwillige Anleihe.

Der Klempner Bollert gilt in seinem Viertel für einen Mann, der das hat, was er braucht. Seit Jahren Wittwer, lebt er mit seinen beiden

Kindern allein, nämlich einer vierundzwanzigjährigen Tochter, welche Näherin, und einem Sohn, welcher Stubenmaler ist.

Steppenseifer, ein junger Barbier, hat sich erst vor Kurzem geradeüber von Vollert etablirt. Er bemerkte Fräulein Louise, und die auf Wohlhabenheit deutende Außenseite ihres Vaters bewog ihn, um ihre Hand anzuhalten, die ihm auch ohne Schwierigkeiten gewährt wurde.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.

Anstatt vor den Geistlichen zu treten, um ihren Bund segnen zu lassen, erschienen die Liebenden nebst Papa Vollert und dessen Sohn kürzlich vor einer Deputation des Criminalgerichts, und zwar der Barbier als Körperbeschädigter, die Andern als Körperbeschädiger.

Der Barbier beginnt seine Litanei folgendermaßen:

— Herr Justizrath, ich sage Ihnen, sie haben nicht. Dickethun mein Reichthum, ach Jott! wenn geht das Essen an! so heeßt's bei die ooch.

Präsident. Drücken Sie sich anders aus.

Steppenseifer. Also haben dhun se nischt — jar nischt. Und jrob is er ooch, der alte Pommer.

Präsident. Ich sage Ihnen noch einmal, drücken Sie sich anders aus oder ich entziehe Ihnen das Wort.

Steppenseifer. Jehauen haben sie mir gefälligst — die Vatermörder vom Leibe jerissen.

Präsident. Erzählen Sie den Hergang der Sache.

Steppenseifer. Ick sollte mir also mit die Mamsell verheirathen. Die Hochzeit war schonst angesetzt un Alles in Richtigkeit. Uf eemal fehlen mir in meine Kasse zehn Thaler. Des heeßt, ick hatte se nich verloren, sondern ick hatte se überhaupt nicht — ich brauchte sie aber. Also denke ich, dein Schwiegervater is 'n reicher Mann, du wirst ihn anpumpen und thue es. Er sieht mir anfangs wie 'n versteenerter Boomaffe verwundert an, sagt aber denn: Is jut, Morgen werde ich sie Ihnen geben, ick muß erst wechseln.

Nu hören Sie blos, Herr Justizrath, denn ick habe Allens nachher erfahren. Wie ick also weg bin, jeht der olle Vollert zu seine Tochter und sagt; Lowiese, kannst de mir nich von Deine Sparkasse zehn Thaler vorschießen. Lowiese aberst, welche ihre Sparkasse längst zu Jerson getragen hat, will den Alten nischt davon sagen, und sagt nu gleichfalls: Ick muß erst wechseln. Dadruf jeht sie zu ihrem Bruder, den Stubenmaler und sagt: Heinrich, kannst de mir nich zehn Thaler besorgen? Dieser schlägt ebenfalls nicht aus die Familije und sagt zu ihr: Ich werde sie Dir heut Abend mitbringen.

Was jeschieht?

Er kommt zu mich rüber und sagt: Hör' mal, Schwager, kannst De mir nich uf eenige Tage zehn Thaler pumpen?

Ick will mir nu ooch nich blamiren, rechne uf des Jeld von dem Alten und sage: Wenn es nur auf einige Tage is, denn schaffe ich se Dir an. Ich komme morgen zu Euch rüber, denn werde ich se Dir jeben.

Nu, Herr Justizrath, nehmen Se de Brille ab und werfen Sie jüdigst einen richtigen Blick in die Sache.

Ich komme den andern Tag zu Vollerten, sitzt er mit Lowiesen und Heinrichen beim Mittagstisch und wat essen sie? Kartoffeln mit Rindertalg! Wie ich des essen sehe, erschrecke ich. Fasse mir aber bald und denke: Wo Jeld is, wird jeknausert! nehme den Ollen bei Seite und sage: Schwiegervater, haben Sie die zehn Thaler?

Ja — sagt er und wendet sich zu Lowiesen und sagt: Lowiese, jieb doch mal die zehn Thaler.

Ja, Vater! — sagt sie, geht zu ihrem Bruder und sagt: Haste die zehn Thaler mitgebracht?

Ja woll — sagte er — warte 'n Bischen, und so kommt er uf mir zu und sagt: Du gib mir doch die zehn Thaler!

So denke ick, ick soll gleich durch eine Versenkung verschwinden. So was war mir noch nicht vorgekommen. So 'ne Lumpenbagage, die nich 'n Jroschen hat.

Ick fasse mir also wieder und sage: Kartoffeln mit Rindertalg und keine zehn Dhaler im ganzen Hause. Vor so 'ne Allijanze danke ich erjebenst!

Wie des Wort raus ist, springen sie uf mir zu, der Olle kommt mich von hinten und der Bruder uf 'n Kopp. Der Anstand verbietet mir zu sagen, wie sie mir zujedeckt haben. Ick habe vierzehn Tage mir nicht rühren können, jeschweige rasiren.

Braut, Schwiegervater und Schwager werden wegen mangelnder Beweise freigesprochen.

Steppenseifer verläßt den Saal, die bekannte Berliner Redensart wiederholend:

Dickethun mein Reichthum! ach Jott, wenn geht des Essen an!

(Berliner Witz in Wort und Bild 1857.)

Mannigfaltiges.

Vor einiger Zeit kam ein Individuum in das Hotel de Bade, Boulevard des Italiens in Paris, um für eine reiche englische Familie ein Appartement zu miethen. Dieser Mann, etwa 30 Jahre alt, gab sich für den Courrier der Familie Lord B. aus, miethete eine Wohnung für 3000 Fr. pr. Monat und vereinbarte wegen der Tafelkosten für die 5 vornehmen Fremden 100 Fr. pr. Diner. Da diese ohne Dienerschaft reisten, so sollte der Gastwirth 4 zu ihrer ausschließlichen Verfügung halten. Der Courrier empfahl überdies größte Eleganz und besonders des Tischdienstes. Er sagte, daß seine Herrschaft das Hotel Vendome verlasse, weil sie in dieser Beziehung nicht zufrieden seyen. Der Gastwirth, dem es in diesem Falle darum zu thun war, sich zu zeigen, organisirte Alles aufs Beste. Um 5 Uhr, zur festgestellten Stunde, brannte das Feuer im Kamin, der Speisesaal war glänzend erleuchtet und auf der Tafel prunkte, wie der Courrier es gewünscht hatte, das schönste Silberzeug des Hauses. Dieser überwachte alle Vorbereitungen. Unterdessen wurde es 6 Uhr und die englische Familie kam nicht. Man suchte nach dem Courrier, den man in den Appartements beschäftigt glaubt — aber Courrier und Silberzeug waren fort. Man zog nun — zu spät — Erkundigungen im Hotel Vendome ein und erfuhr, daß dieser freche Dieb dort Tags vorher einen ähnlichen Coup ausführte, aber weniger glücklich als im Hotel de Bade, nur Neusilber erwischte.

Aus Jaromer schreibt man den „Pr. N.," daß ein dortiger Kammmacher, Herr Wenzel Fiedler, einen großen, aus mehr als 4000 Theilen bestehenden Blumenstrauß aus lauter Büffel- und Rindshorn verfertigt habe, der überaus lebendig und natürlich aussehen soll. Bereits vor mehreren Jahren hat Herr Fiedler einen solchen künstlichen Strauß angefertigt und dem Kaiser zu dessen Vermählung gewidmet, wofür er mit 400 fl. C.-M. und einer goldenen Medaille im Werthe von 12 Dukaten beschenkt wurde. An dem gegenwärtigen Strauß, der um Vieles größer ist, hat er fast vier Jahre gearbeitet und beabsichtigt jetzt denselben in Prag und in andern Städten zur Schau auszustellen.

Ein französischer Soldat, Namens Monier, hat ein neues Zügelungssystem erfunden, durch dessen Anwendung angeblich die widerspenstigsten und hitzigsten Thiere mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit gelenkt und gebändigt werden können. Die in Paris und Caen gemachten Versuche sind, wie es heißt, vollkommen befriedigend ausgefallen; der Erfindung ist von der Prüfungskommission die Benennung Mouffle-Monier beigelegt worden.

Landwirthschaftliches.

(Das Gedeihen der jungen Ferkel wesentlich zu fördern.) Die Schweinenzüchter im Oberamt Hall (Würtemberg) setzen dem Futter gewöhnlich Lehm zu, welchen die jungen Schweine sehr gerne fressen. Oft wird der Lehm nur bei Durchfall angewendet, meist jedoch in jedem Falle. Ungebrannte, noch ungetrocknete Ziegel sollen von den Ferkeln vorgezogen werden.

Räthsel.

O komme, Mensch, und lern' an mir
Die falschen Menschen kennen,
Die sich so lange nur, als dir
Das Glück blüht, Freunde nennen.

Du siehst mich jetzo wohlgeehrt,
Gesucht von allen Leuten,
Gar fleißig werde ich genährt,
Kurz ich bin zu beneiden.

Die schönsten Damen kommen her,
Mich mit der Hand zu streichen
Und wollen, denke! gar nicht mehr
Von meiner Seite weichen.

Doch plötzlich, wenn die Stunde schlagt,
Dann wird mich alles meiden,
Die Nahrung wird mir auch versagt,
Und all sind meine Freuden.

Man sieht mich nicht mehr an, ich bin
Zuviel in allen Ecken,
Ja gerne möchte man mich hin
In finstern Winkel stecken.

Und suchtest, Leser, du bis jetzt
Umsonst mich zu ergründen,
Geschwind nach Ungarn dich versetzt,
Dort kannst du mich auch finden.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 11:
Schuldbrief.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Freitag, 29. Januar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Während Alice durch die kleinen Koketterien d'Aspremont aufzumuntern suchte, heftete dieser, von seiner fixen Idee beherrscht, um dem jungen Mädchen nicht durch seinen fatalen Blick zu schaden, fortwährend seine Augen auf die Hörner, oder ließ sie auf dem blauen Ocean umherschweifen.

Der Gedanke, ob es nicht seine Pflicht wäre, Alice zu fliehen, auf die Gefahr hin, für einen Mann ohne Treue und Glauben zu gelten; ob er nicht sein Leben auf irgend einer öden Insel beschließen sollte, wo er, ohne menschliche Umgebung, Niemanden durch die Jettatura schaden könnte, machte ihn taub für die freundlichen Neckereien seiner Braut.

Da Alice sah, daß nichts von Allem, was sie sagte, Anklang fand, so führte sie Paul an das Piano, welches in einer Ecke der Terrasse aufgestellt war und forderte ihn auf, mit ihr zu singen.

„Sie sind heute zum Plaudern nicht aufgelegt, mein Freund," sagte sie, während sie ein Musikheft durchblätterte, „so wollen wir also zusammen ein Duettino singen, welches eben so leicht als hübsch ist."

Paul setzte sich an's Klavier. Miß Alice stellte sich neben ihn und der Commodore rückte sein Fauteuil näher, streckte die Beine vor sich aus und legte recht behaglich den Kopf auf die Lehne, denn er liebte die Musik, ja er betete sie an, da er immer mit dem sechsten Takte in den Schlaf des Gerechten sank, was er die Wirkung der Ekstase nannte, in die ihn die Musik versetzte, obwohl es ihm manchmal begegnete, daß er laut schnarchte, was eben kein Symptom von Enthusiasmus ist.

Das Duettino war eine leichte, gefällige Melodie im Geschmacke Cimaroso's mit Worten von Metastasio und etwa mit einem Schmetterlinge zu vergleichen, der in den Strahlen der Sonne frei in den Lüften von Blume zu Blume fliegt, um aus ihren Kelchen Nektar und Ambrosia zu saugen.

Die Musik hat die Kraft, das menschliche Herz zu erheitern; auch auf Paul wirkte sie beruhigend, denn schon nach ein paar Strophen dachte er nicht mehr an die kabbalistischen Zeichen und Amulette. Er vergaß das furchtbare Buch Valetta's, in seinem Geist hatte kein Gedanke an die Jettatura mehr Raum und freudig verlor sich seine Seele mit der Glockenstimme Alicens in freundlicheren Regionen.

„Mein Onkel schläft wie ein Bär," sagte Alice lachend, als der Gesang beendet war; „kommen Sie, Paul, wir wollen eine Tour durch den Garten machen, während er ruht. Ich habe Ihnen ja noch mein Paradies nicht gezeigt."

Und sie nahm von einem Nagel, der in eine der Säulen eingeschlagen war, einen großen, runden Florentiner Strohhut und verließ mit Paul die Terrasse.

„Hier ist mein Lieblingsplätzchen," sagte sie dann, nachdem sie mit Paul sich durch die engverschlungenen Zweige der Gebüsche durchgearbeitet hatte und an einen Felsen gekommen war, der einen natürlichen, mit weichem Moose bewachsenen und von Orangen- und Mastixbäumen beschatteten Sitz bildete. „Und nun," fuhr sie fort, indem sie sich setzte und dem Chevalier ein Zeichen gab, sich vor sie hinzuknieen, „nun legen Sie Ihre Hände in die meinen und blicken Sie mir so recht aus tiefster Seele in die Augen!"

Paul aber dachte wieder an seine Jettatura und wagte es nicht.

„Warum meidet Ihr Blick den meinen?" fuhr Alice fort. „Fürchten Sie vielleicht, einen unrechten Gedanken darin zu lesen? Sie wissen, daß meine Seele seit dem Tage Ihnen gehört, an dem

Sie meinem Onkel Ihren Empfehlungsbrief nach Richemond brachten. Glauben Sie mir, Paul ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meines Herzens! Was ich in der ersten Minute, als ich Sie sah, für Sie empfand, das empfinde ich noch; ich bin einer jener zärtlichen aber stolzen Charaktere, die nur einmal lieben, deren Liebe aber länger als das Leben dauert! Ja, Paul, ich könnte für Sie sterben! — Und nun aber schlagen Sie Ihre Augen auf, blicken Sie mich an, ich will es! oder ich müßte glauben, daß ein Gentleman, der nur Gott fürchten soll, vor albernen Mährchen bange hat. Richten Sie auf mich dieses Auge, welches Sie für so entsetzlich halten, in welches ich aber so gerne blicke, denn ich lese Ihre Liebe aus demselben! Und sagen Sie mir dann, Paul, ob Sie mich noch für hübsch genug halten, um mich, wenn wir verheirathet sind, im Hydepark spazieren zu fahren."

Paul, hingerissen von solcher Liebenswürdigkeit, richtete auf Alice einen langen Blick voll glühender Leidenschaft.

Plötzlich aber erblaßte das junge Mädchen. Ein heftiger Schmerz durchzuckte wieder ihre Brust, es war, als zerreiße ein Nerv in ihrem Busen. Sie drückte schnell ihr Sacktuch vor den Mund. Ein Blutstropfen, welchen Alice rasch zu verbergen suchte, befleckte den feinen Batist.

„O Dank, Paul!" sagte sie dann mit matter Stimme, aber mit einem himmlischen Lächeln, „Sie haben mich sehr glücklich gemacht, denn ich glaubte, daß Sie mich nicht mehr lieben."

10.

Alice konnte nicht schnell genug seyn, um den Blutflecken auf ihrem Sacktuche zu verbergen. Eine furchtbare Bläße bedeckte Pauls Züge, denn ein unwiderlegbarer Beweis seiner fatalen Gewalt war ihm soeben wieder gegeben. Die schwärzesten Gedanken durchzogen seine Seele, ja er dachte sogar an den Selbstmord, um durch einen freiwilligen Tod die unwillkürliche Ursache so vielen Unglücks zu zerstören. Wenn nur er dabei zu leiden gehabt hätte, er würde gerne das Härteste ertragen haben, aber Jener den Tod geben, die er am meisten auf der Welt liebte, war dies nicht in der That zu schrecklich?

Das heroische junge Mädchen hatte ihren Schmerz, der auf so merkwürdige Weise die Warnungen des Grafen Altavilla rechtfertigte, unterdrückt. Jeder weniger starke Geist würde über dieses, wenn nicht übernatürliche, so doch jedenfalls räthselhafte Zusammentreffen des plötzlichen Unwohlseyns mit dem der Jettatura bezüchtigten Blicke erschrocken seyn, allein, wie gesagt, Alice war religiös, aber nicht abergläubisch. Bei einem unerschütterlichen Glauben an das, was man glauben muß, verwarf sie wie Ammenmärchen alle diese Geschichten geheimnißvoller Einflüsse und lachte über alle Vorurtheile, mochte denselben auch von einer ganzen Nation gehuldigt werden.

Obwohl Altavilla keinen Namen genannt und weder der Commodore noch Vice sich gegen sie ausgesprochen hatten, war es für Alice natürlich nicht schwer zu errathen, daß es Paul sey, vor dem der neapolitanische Graf sie warnen wollte. Als dann d'Aspremont kam, zeigte ihr sein auffallendes Benehmen, daß er von dem in Neapel allgemein verbreiteten Aberglauben an die Jettatura inficirt sey, ja daß er sich sogar selbst für einen Jettatore halte. Um ihn von dieser unglücklichen Idee abzubringen, hatte sie die Scene, die wir eben beschrieben, herbeigeführt, deren Resultat aber leider gerade ein dem gewünschten entgegengesetztes war.

Demungeachtet zeigte Alice, nachdem der Schmerz wieder vorüber war, eine Fröhlichkeit, die der feinste Beobachter für eine wahre gehalten hätte, und sich auf Pauls Arm stützend, als wolle sie ihm gleichsam dadurch ihre vertrauensvolle Hingebung an den Tag legen und ihn überzeugen, daß sie an seiner Seite keine Gefahr kenne, kehrte sie mit ihm nach der Terrasse zurück, wo sie den Commodore, noch den Wirkungen der Musik unterworfen, im süßesten Schlummer schnarchen hörten.

Paul nahm von Alice, die ihn freundlich aufforderte, am andern Tage wiederzukommen, mit schwerem Herzen Abschied. In diesem Augenblicke war das junge Mädchen von einer bewunderungswürdigen, ja überirdischen Schönheit, die fast etwas Beunruhigendes an sich hatte, was dem Commodore, der durch das Fortgehen Pauls aus seinem Schlafe geweckt wurde, nicht entging.

„Wie wunderbar schön Du heute bist, Alice!" rief Lord Ward. „Schön, bedenklich schön," fuhr er bei sich selbst im Stillen fort. „Zug für Zug ihre Mutter; die arme Nancy, die mit neunzehn Jahren starb. Solche Engel können hier nicht lange weilen. Es ist, als müßten sie alle Augenblicke ihre unsichtbaren Flügel schwingen, um dieser Erde zu entfliehen. Das ist zu zart, zu rosig, zu duftig! Es fehlt diesen ätherischen Körpern das menschliche Blut, und Gott, der sie dieser Welt gleichsam nur borgt, beeilt sich, sie wieder zu sich zu nehmen."

„Nun, mein Onkel," unterbrach Alice die melancholischen Gedanken des Commodore's, „weil Sie mich so schön finden, so finden Sie vielleicht auch, daß jetzt der Moment ist, mich zu verheirathen. Der Brautkranz und der Schleier werden mir gut stehen, glauben Sie nicht?"

„Dich verheirathen! Bist Du denn so pressirt, Deinen alten Onkel zu verlassen, Alice?"

„Wer spricht denn davon? Ist es denn nicht mit dem Chevalier abgemacht, daß wir beisammen bleiben?"

„Du denkst also noch immer an d'Aspremont?"

„Ich liebe Paul," antwortete das junge Mädchen ernst.

„Das ist es gerade, was Du nicht sollst," sagte Lord Ward, der sich, durch die Mittheilungen von Vice und Altavilla eingeschüchtert, nicht sonderlich darnach sehnte, für seine Nichte einen Jettatore zum Manne zu bekommen. „Warum liebst Du nicht einen Andern?" fragte er naiv.

„Ich habe nicht zwei Herzen," entgegnete Alice; „ich liebe daher nur einmal und sollte mich diese Liebe das Leben kosten! Aber was haben Sie gegen Paul? Hat der Chevalier irgend etwas begangen, was seine Ehre befleckt hätte? Haben Sie vielleicht etwas über ihn erfahren? Hat er sich etwa irgend einmal feig, lügnerisch, treulos gezeigt? Hat er je eine Frau beleidigt oder vor einem Manne gezittert? Ist sein Wappenschild in irgend einer Weise besudelt? Hat ein junges Mädchen zu erröthen oder die Augen zu senken, wenn sie als seine Frau an seiner Seite in der Welt erscheint?"

„Paul d'Aspremont ist ein vollendeter Gentleman," bestätigte Lord Ward, „gegen seine Ehrenhaftigkeit ist nichts zu sagen."

„Glauben Sie mir, mein Onkel," sagte Miß Ward mit ebenso viel Festigkeit als Sanftmuth, „wenn dies nicht wäre, so würde ich zur Stunde ihm entsagen; aber keine andere Ursache, hören Sie wohl, mein Onkel, keine andere könnte mich bestimmen, einem heiligen Versprechen untreu zu werden!"

Der Commodore drehte mit der Schnelligkeit eines Mühlrades einen Daumen um den andern, eine Bewegung, die er stets machte, wenn er um eine Antwort verlegen war.

„Sie hatten Paul lieb," fuhr Alice fort, „er war Ihnen auf unserm Landhause in Lincolnshire unentbehrlich und Sie waren bereits an den Gedanken gewöhnt, ihm das Glück Ihrer Nichte anzuvertrauen. Ist es nicht so? . . ."

„Ja gewiß, ich liebte ihn," erwiederte der Commodore, „aber was unter den Nebeln Englands dunkel bleibt, das wird klar und hell unter Neapels Sonne."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Alice mit zitternder Stimme, während sie blaß wie eine Alabasterstatue wurde.

„Daß Dein Paul ein Jettatore ist! . . ."

„Wie! Sie, mein Onkel! Sie, Lord Josua Ward, ein Gentleman, ein Christ, ein Unterthan des freien, aufgeklärten Englands, ein alter Offizier der englischen Marine, ein gebildeter Mann, den man in tausend Sachen um Rath fragt; Sie, unterrichtet und weise, Sie, der alle Abend in seiner Bibel liest, Sie könnten an die Jettatura glauben, könnten glauben, daß Paul ein Jettatore ist? . . . O, das hätte ich von Ihnen, mein Onkel, nie gedacht!"

„Meine liebe Nichte," erwiederte der Commodore, „ich bin vielleicht Alles, was Du da sagst, wenn es sich nicht um Dich handelt; aber wenn man mir von einer Gefahr spricht, die Dich bedroht und wäre es nur eine eingebildete, dann werde ich abergläubischer als ein Bauer aus den Abruzzen, abergläubischer als ein Lazzaroni auf dem Molo, abergläubischer selbst als ein neapolitanischer Graf. Paul kann seinen Blick mit dem meinen kreuzen, so viel er will, ich werde mit keinem Auge blinzeln, werde so ruhig dabei bleiben, wie vor der Spitze eines Degens oder vor der Mündung einer Pistole. Der verderbliche Strahl seiner Pupillen wird durch meine in allen Zonen des Universums verbrannte Haut nicht dringen. Ich bin nur leichtgläubig für Dich, liebe Nichte, und ich gestehe, daß ich kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne fühle, wenn ich bemerke, daß das Auge dieses unglücklichen Jungen auf Dir ruht. Er hat keine schlimme Absicht, ich weiß es, denn er liebt Dich mehr als sein Leben, aber mir scheint, daß unter seinem Einflusse Deine Farbe verschwindet, daß sich Deine Züge verändern, daß Du einen heftigen Schmerz, ein geheimes, inneres Leiden zu verheimlichen suchst, o, und dann, siehst Du Alice, dann wandelt mich eine wüthende Lust an, Deinem Chevalier mit den Hörnern dort die Augen auszustoßen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Blutübertragung.) Zu Cannock in England ist unlängst eine sehr schwierige Operation, — die Blutübertragung (Transfusion), — mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführt worden. — Eine Mrs. Benton war in Folge von Blutverlust dem Verscheiden nahe, als Mr. Wheatcroft, ihr Arzt, ungefähr zwei Pfund Blut aus den Adern ihres Mannes in die der Patientin leitete. Binnen wenigen Minuten kehrten ihre Lebensgeister zurück. Mr. Wheatcroft empfiehlt dieselbe Operation als letztes Mittel im Endstadium des Typhus und der asiatischen Cholera.

(Für Sonntags-Jäger.) In einem Dorfe in der Nähe von Paris, durch welches die meisten Jagdfreunde wandern, hat ein Wilddieb ein sehr einträgliches Geschäft begründet. Ueber der Thüre seines Hauses hängt nämlich ein Schild mit den Worten: „Hier verkauft man frisches Wild für die Jäger, die auf der Jagd nicht glücklich waren,“ und alle Sonntagsjäger kehren auf dem Rückwege bei dem gescheidten Manne ein, um ihre Jagdtasche mit seinem Vorrathe zu füllen.

Evangelischer

Kirchen-Chor.

Sonntag, den 31. Januar 1858,
Nachmittags um halb 4 Uhr:

Aufführung klassischer Kirchen-Gesänge in der Alexanderskirche.

Erste Abtheilung.

1) **Lobgesang** für vierstimmigen Chor von Antonio Scandelli (gest. 1580).
2) **Lied** für eine Sopranstimme von Joh. Wolfgang Franck (gest. um 1688.)
3) **Adventslied** für fünfstimmigen Chor von Joh. Eccard (geb. 1553, gest. 1611).
4) **Lied** für 3 Solostimmen von Joh. Wolfgang Franck (gest. um 1688).
5) **Weihnachtsliedlein** für vierstimmigen Chor von Leonhard Schröter (1587).

Zweite Abtheilung.

1) **Choral.** Melodie aus dem 15. Jahrhundert. Vierstimmiger Tonsatz von Joh. Seb. Bach (geb. 1685, gest. 1750).
2) **Lied** für eine Sopranstimme von Ludwig van Beethoven (geb. 1770, gest. 1827).
3) **Lobgesang** von Demetrius Bortniansky (geb. 1752, gest. 1825).
4) **Lied** für eine Altstimme von Bernhard Klein (gest. 1794, gest. 1832).
5) **Der 98. Psalm** für achtstimmigen Chor componirt von Felix Mendelssohn-Bartholdy (geb. 1809, gest. 1847).

Da die Aufführung einen kirchlich erbaulichen Charakter hat, so steht der Besuch der Kirche Jedermann frei.

Die beim Ausgange aus der Kirche fallenden freiwilligen Gaben sind zur Anschaffung eines Harmoniums für den evangelischen Kirchen-Chor bestimmt.

☞ Das Programm mit den Texten zu den Gesängen wird in der Kirche abgegeben.

Logogryph.

Mit E wächst es in der heißen Zone,
Und erhebt zum Himmel seine Krone.
Mit F kanns sit ten großen Nutzen,
Wird auch unsre Schönen stattlich putzen.
Mit L kann man — durch Kunst es machen,
Und dann braucht man's zu verschiedenen Sachen.

Auflösung des Räthsels in № 12:
Ofen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Sonntag, 31. Januar 1858.

Wie steht's aus?

Wie steht's aus? Die alte Frage
Gestern, heut und alle Tage!
Lernt's denn nicht bald gut aussch'n?
Dürft nur selbst erst besser werden,
Und es wird dann stuggs auf Erden
Auch bei uns bald besser geh'n!

Reiche, laßt von euerm Stolze,
Denkt, ihr seyd aus gleichem Holze,
Wie der Arme, krank und bleich!
Hebt nicht länger hoch die Nasen,
Denkt, es macht ein grüner Rasen
Endlich Reich' und Arme gleich!

Ihr auch, die des Rechts beflissen,
Haltet's nicht nur mit dem Wissen,
Haltet's hübsch auch mit der That!
Werdet stets das Recht ihr üben,
Wird sich auch kein Aug' mehr trüben,
Das zu euch um Hilfe bat!

Ihr Doktoren, viel erfahren,
Mögt hübsch die Versuche sparen,
Wenn ihr noch nicht einig ganz!
Sorgt, daß Gripp' und Brechruhr weiche
Und kein Patient erbleiche
Ob gelehrter Ignoranz!

Ihr, die ihr dem Stand der Wehre
Euch geweiht, bleibt treu der Ehre,
Aber auch dem Vaterland!
Seyd nicht Helden blos mit Worten,
Seyd es auch an rechten Orten,
Wo es gilt mit Herz und Hand!

Und ihr Mädchen, jung und zierlich,
Putzt euch mehr nicht, als gebührlich,
Uebermaß ist selten gut!
Denkt, daß euch vor Männerblicken
Mehr als aller Putzgram schmücken
Sitte, Zucht und froher Muth.

Endlich auch ihr Frauen, — nimmer
Huldigt mehr dem eitlen Schimmer,
Liebt nicht blos den äußern Schein!
Wollet auch im Hause walten
Und als Hausfrau'n schaffen, schalten.
Mütter euern Kindern seyn!

Wollt ihr so in künft'gen Tagen
Euch des Schlimmen all' entschlagen,
Wird's ringsum bald besser seyn!
Säumet nicht, es flieh'n die Jahre
Und das Holz zu eurer Bahre
Grünt schon längst im Tannenhain!

Jettatura.

(Fortsetzung.)

„Armer, lieber Onkel," sagte Alice, gerührt durch die Worte des Commodor's, „beruhigen Sie sich; unser Daseyn liegt in Gottes Hand. Es stirbt kein Fürst auf seinem Paradebett und kein Bettler in seiner Hütte, ohne daß seine Stunde dort oben schlug. Der böse Blick thut hierbei nichts und es ist eine Sünde, an seinen Einfluß oder vielmehr an seine Existenz zu glauben. Aber gehen Sie nur, Onkel, was Sie da eben sagten, war nicht Ihr Ernst. Ihre Anhänglichkeit, Ihre Liebe zu mir hat Ihr sonst immer so richtiges Urtheil irregeführt. Nicht wahr, Sie denken nicht daran, unserm Paul zu sagen, daß Sie ihm die Hand Ihrer Nichte, diese Hand, die Sie selbst in seine legten, entziehen, daß Sie ihn zurückweisen wollen, unter dem schönen Vorwande seiner Jettatura?"

„Er hat mein Versprechen," erwiederte Lord Ward, „wenn aber die Erfüllung dieses Versprechens Deine Gesundheit, ja vielleicht dein Leben gefährdet, so nehme ich mein Wort zurück, und wenn er damit nicht zufrieden ist, so soll er Satisfaktion haben, welche er will."

Und der Commodore machte in seiner Aufregung einen Ausfall, wie wenn er einen Gegner vor sich gehabt hätte, ohne im Geringsten auf die Gicht zu achten, die ihm stechend in die Zehe fuhr.

„Was der Onkel aus Liebe zu seiner Nichte thun könnte, thut der Commodore Lord Josua Ward aus Liebe zu seiner Ehre nicht!" sagte Alice mit ruhiger Würde. „Und wenn wirklich an dieser einfältigen Behauptung des Grafen etwas Wahres wäre," fuhr sie fort, „müßten wir deßhalb d'Aspremont zurückstoßen? Haben Sie nicht zugestanden, daß das Uebel, welches er zufügen soll, von ihm nicht beabsichtigt wird? Daß es nie eine liebendere, eine edlere, eine schönere Seele gab, als seine?"

„Aber man heirathet keine Vampire, so gut ihre Absichten seyn mögen!" entgegnete der Commodore, bereits auf dem Wege, sich von seiner Nichte bekehren zu lassen.

„Aber alles dies sind ja nur Chimären, unsinnige Resultate eines stupiden Aberglaubens. Das Wahre an der Sache ist unglücklicherweise, daß Paul selbst von diesem Wahnsinne ergriffen ist, daß er selbst an die Tollheiten glaubt. Er ist bestrickt, er fürchtet sich vor sich selbst und jeden kleinen Zufall, welchen er sonst nicht beachtete, hält er nun mit unseliger Verblendung für eine Wirkung seiner entsetzlichen Eigenschaft. Ist es nun nicht meine Sache, muß nicht ich, sein Weib vor Gott, und bald mit Ihrem Segen, mein Onkel, sein Weib vor den Menschen, ihn von dieser traurigen Einbildung heilen? Ist es nicht an mir, diese eitlen Gespenster zu verjagen, ihm seine Ruhe durch meine Sicherheit wiederzugeben und die geängstigte, schöne Seele, diesen liebenswürdigen aber verirrten Geist dadurch zu retten, daß ich ihn beglücke?"

„Ja," rief der Commodore, der dem Einflusse dieser Beredsamkeit aus so schönem Munde nicht länger widerstehen konnte, „ja, Du hast recht, Alice, und ich, den Du einen Weisen nennst, bin nur ein alter Narr, der sich von diesem Altavilla mit seinen Hörnern und seinem kabbalistischen Tändelwerk den Kopf verdrehen ließ. In der That, ich fange an zu glauben, daß es von ihm nur ein wohl ersonnenes Strategem war, um Paul vor die Thüre zu bringen und hier seine Stelle einzunehmen."

„Es ist möglich, daß der Graf wirklich daran glaubt," sagte Miß Ward, — eben waren Sie ja selbst seiner Ansicht," fügte sie mit einem spöttischen Lächeln bei."

„Mißbrauchen Sie ihren Vortheil nicht, übermüthige Miß," scherzte der Commodore, „übrigens bin ich auch noch nicht ganz vor einem Rückfall in meinen Irrthum gesichert. Das Beste wäre, wenn wir mit dem nächsten Dampfschiffe, welches den Hafen verläßt, dieser Stadt der Maccaroni und Musquitos den Rücken kehren und ruhig wieder nach unserm alten England zusteuern würden. Wenn der Chevalier nicht mehr diese Hörner und Hände, diese Amuletten von Corallen und Lava sieht, so wird sich sein Geist wieder beruhigen, und ich selbst werde diese Albernheiten vergessen, die mich bei einem Haare bis zum Wortbruche, bis zu einer mit der Ehre unverträglichen Handlung gebracht hätten. Du heirathest Paul, weil es so ausgemacht ist. Ihr räumt mir dann einen Winkel im Salon und das Zimmer zur ebenen Erde in unserem Hause in Richemond ein; im Castell von Lincolnshire gebt ihr mir das achteckige Thurmstübchen; dann werden wir glücklich mit einander leben. Und wenn Deine Gesundheit eine wärmere Sonne braucht, so miethen wir ein Landhaus in der Gegend von Tours oder auch in Cannes, wo Lord Brougham eine so schöne Besitzung hat und wo Gott sey Dank kein so verdammt abergläubisches Volk lebt wie hier. Was sagst Du zu meinem Vorschlage, Alice?"

„Haben Sie denn meine Bestimmung nöthig?" erwiderte Miß Ward, „bin ich nicht die folgsamste Nichte?"

„Ja, wenn ich nichts verlange, was Du nicht willst," sagte lächelnd der Commodore, der sich erhob, um sich in sein Zimmer zu begeben.

Alice blieb noch einige Minuten auf der Terrasse; allein sey es nun, daß diese Unterredung sie zu sehr aufgeregt, oder daß Paul in der That auf das junge Mädchen einen Einfluß übte, vor welchem dem Commodore so bange war, kurz Alice fühlte sich unwohl. Die kühle Seeluft, die über ihre nur mit einem leichten Gazeschleier bedeckten Achseln strich, verursachte ihr einen eisigen Schauer und sie legte sich mit einem Fieber nieder, ohne jedoch davon irgend Jemanden etwas merken zu lassen.

11.

Als Alice am andern Morgen erwachte, fühlte sie gerade keinen besonderen Schmerz, aber im ganzen Körper eine außerordentliche Abspannung,

eine Mattigkeit, wie sie ein Reconvalescent empfindet, der eben eine schwere Krankheit durchgemacht hatte.

Dem ungeachtet stand sie auf, hüllte sich in einen eleganten Schlafrock von weißem Casimir und ging trotz des kleinen Fieberschauers, den sie noch in sich fühlte, zur gewöhnlichen Stunde zum Frühstück auf die Terrasse, um nicht der stets wachsamen Besorgniß des Commodore's ihr Unwohlseyn zu verrathen.

Nach dem Frühstück aber begab sie sich unter dem Vorwand, daß das grelle Sonnenlicht sie genire, wieder auf ihr Zimmer, nicht ohne vorher den argwöhnischen Onkel wiederholt versichert zu haben, daß sie sich zum Entzücken wohl befinde.

Zum Entzücken? . . . ich bezweifle es, sagte der Commodore zu sich selbst; als seine Nichte ihn verlassen hatte. Sie hat bläuliche Ringe um die Augen, zwei kleine rothe Flecken auf den Wangen — gerade wie ihre arme Mutter, die auch immer versicherte, daß sie sich nie wohler befunden habe. — Am Ende ist übrigens doch keine Gefahr vorhanden, — steht sie nicht in der schönsten Jugendblüthe? — Ja, aber gerade die Schönsten und die Jüngsten haßt die alte Mob am meisten, als wäre sie eine eifersüchtige Tochter Eva's. — Wenn ich einen Arzt rufen ließe? . . . Aber was richtet die Medizin bei einem Engel aus? Und es waren doch alle bedenklichen Symptome verschwunden! Ach, wenn doch du es wärst, verdammter Paul, durch dessen Nähe diese göttliche Blume welkt! . . . Ich würde dich mit meinen eigenen Händen erwürgen! . . . Aber Nancy war keinem Blicke eines Jettatore's ausgesetzt und doch starb sie mit neunzehn Jahren! . . . Wie, wenn meiner Nichte auch ein so früher Tod bestimmt wäre? O, nein! nein! unmöglich! Ich habe mich ja nie gegen Gott so schwer versündigt, daß er mich so schwer strafen könnte. — Wenn dieser Fall einmal eintritt, o, dann werde ich längst unter meinem Steine mit dem Sacred to the memory of Sir Joshua Ward in der Gruft meiner Väter schlummern und Alice wird noch oft kommen, um an dem Grabe ihres alten Commodore's zu weinen. — Aber der Teufel weiß, was ich habe; ich bin so verstimmt, wie eine alte Baßgeige! . . . Und um seine düstern Ideen zu zerstreuen, goß sich der Lord noch einige Tropfen Rum de Jamaica in seine kaltgewordene Tasse Thee und holte seine huka, die er sich zuweilen, aber nur immer in Alicens Abwesenheit, erlaubte, da er in seiner Zärtlichkeit selbst durch den parfümirten Tabaksgeruch seine Nichte zu belästigen fürchtete. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „St. Galler Ztg." erzählt von einem St. Galler, Namens Schlatter, der eine abchasische Fürsten-Tochter geheirathet. Derselbe war schon längere Zeit in einem Handlungshause in Trapezunt angestellt. Letzten Sommer erhielt er von diesem den Auftrag, eine Schiffsladung Buchsholz in einem abchasischen Hafen, an der Ostküste des schwarzen Meeres, südöstlich von Anapa, abzuholen. Dort machte er die Bekanntschaft eines abchasischen Fürsten, welcher ihn einlud, ihn in seinen Bergen zu besuchen. Schlatter machte den Ritt mit. Im Fürstenhause gastlich aufgenommen, war er bald mit der Familie bekannt und noch am Tage seiner Ankunft trug ihm der Vater die Hand seiner Tochter an. Nächsten Tages war die Verlobung. An der Hochzeit, die im Ritus der orthodoxen griechischen Kirche vor sich ging, nahmen nicht weniger als 1500 Personen aus den verschiedenen Stämmen dieses Bergvolkes Theil. Die Mitgift, welche die Tochter in die Ehe brachte, besteht in einem Gebiete, das nach dem Berichte Schlatters ungefähr so groß ist, wie der Kanton Zug; der Reichthum desselben besteht namentlich in Viehheerden und Buchswaldungen; aber auch Beherrscher zahlreicher Leibeigener ist der St. Galler geworden.

„Bei Männern, welche Liebe fühlen," fehlt auch das Geschick des „Kurmachens" nicht. Jeder aber nach seiner Art. Ein aus Australien Rückkehrender erzählt von den noch vorhandenen Ureinwohnern jenes Welttheils, daß bei ihnen das „Herzgewinnen" der Auserwählten auf folgende Art praktizirt wird. Hat ein Mann sich entschlossen, ein Mädchen zu seiner Lebensgefährtin zu machen, so schleicht er sich zu ihr, betäubt sie, nicht durch zärtliche Versicherungen nach europäischer Sitte, sondern — durch einen Keulenschlag auf den Kopf und schleppt sie dann in diesem Zustande in seine „Häuslichkeit". Andere Länder, andere Sitten.

Als Karl V. von Tunis zurückkam, reiste er durch Kalabrien und that viel Gutes unterwegs. Als er Kalabrien ohne Getreide sah und man ihm sagte, das Land sey zu bergig und zu kalt, um Getreide zu tragen, ließ er Roggen aus Deutschland bringen, der vorzüglich gedieh, noch jetzt dort allgemein gebaut wird und der Herkunft wegen „Germano" genannt wird. In La Clava

versammelte sich der Stadtrath, um zu berathschlagen, welches Geschenk man dem Kaiser wohl überreiche. Einige waren für Ananas, die Meisten erklärten sich aber für eine Art von Feigen, die man im Winter auf Strohdecken legt, wodurch sie bis zum März (in welcher Zeit der Kaiser kam) reif und sehr wohlschmeckend werden. Der Kaiser empfing die Abgeordneten sehr freundlich, rühmte die Schönheit der dargebotenen Früchte und fragte, ob sie viel davon hätten. „Ach," sagte der weise Vater der Stadt, „wir haben so viel, daß wir sie den Schweinen geben." — „Was!" rief Karl, „da habt Ihr Euere Feigen wieder" und er warf dem Sprecher eine ins Gesicht. Die Höflinge folgten dem Beispiele des Fürsten und die armen Abgeordneten wurden jämmerlich zugerichtet. Auf dem Rückwege machte einer der weisen Senatoren, welcher meinte, alles Dies gehöre zum Ceremoniell der Audienz bei einem Kaiser, die Bemerkung, wie froh sie seyn könnten, sich für Feigen und nicht für Ananas entschieden zu haben, weil ihnen mit diesen sicherlich die Augen aus dem Kopfe würden geworfen worden seyn.

Die Crinoline als Verrätherin. Im ganzen Faubourg St. Germain ist seit mehreren Tagen nur von nachfolgender „Crinolinode" die Rede. Herr M...., wohlbestallter Spezereihändler en gros, demi-gros und detail des noblen Faubourgs, ist nebst andern Glücksgütern mit einem Weibchen beschenkt, welche unter die charmantesten Brünetten der Hauptstadt zählt und wie es sich von selbst versteht, gleich allen mehr oder minder lieblichen Weibchen, einen Stahlreifunterrock trägt. Seit einiger Zeit nun bemerkt der Epicier, daß seine junge Frau wöchentlich ein oder zweimal ausgeht, angeblich um zur Beichte zu gehen. Anfangs schwieg der Kaufmann still, vor einigen Tagen aber hatte er den sonderbaren Einfall, ein Schneidermaß zu nehmen und den Durchmesser der Crinoline seiner Frau zu messen; das Ergebniß war $2^1/_2$ Metres. Nun ging er in alle Kirchen der Nachbarschaft, um die Eingänge der Beichtstühle zu messen und siehe da, sie maßen nicht mehr denn 45—50 Centimetres Breite. Die Folge dieser Entdeckung waren Argwohn, geheimes Ueberwachen. Das Uebrige ist leicht zu errathen. Die schöne Spezereihändlersfrau ging allerdings beichten, aber nicht in die Kirche, sondern in das wohnliche Zimmer eines eleganten Commis de Nouveauté. Die Treulose wurde auf der That ertappt, was eine provisorische Trennung zur Folge hatte und demnächst wird die verrätherische Crinoline, erster Kategorie, als Beschuldigungszeuge vor Gericht stehen.

Landwirthschaftliches.

(Düngt die Obstbäume!) Durch den herrlichen, meist trockenen Sommer ist voriges Jahr der Holzwuchs im Allgemeinen nicht stark gewesen, desto besser haben sich indessen die Fruchtknospen, Fruchtspieße rc. ausgebildet, so daß wir, will's Gott, mit diesem Jahr ebenfalls wieder einer recht gesegneten Obsternte uns zu erfreuen haben. Damit nun die Bäume aber nicht sich todt tragen, wie der Landmann sagt, wird es sehr anzurathen seyn, daß man ihnen zu Hilfe kommt, und zwar durch das Wegnehmen der zu dicht oder am unrechten Orte stehenden Aeste, des hie und da befindlichen todten Holzes, des Mooses an den Stämmen und Aesten, vor Allem aber durch eine zweckmäßige Düngung. Letztere wird erzielt, indem der Boden so weit, als die Wurzeln reichen, d. h. so weit sich die Aeste ausgebreitet haben, denn so weit gehen auch die Wurzeln, aufgelockert, vom Grase gereinigt und mit altem verwestem Miste gedüngt wird. Man kann auch Pflanzenerde aus alten Mistbeeten, Mistjauche, Blut u. dgl. zur Düngung anwenden. Bei stark mitgenommenen, sehr entkräfteten Bäumen kann man, damit sie sich wieder erholen, eine Schicht Dünger von Hühnern oder Tauben eingraben, doch so, daß es den Wurzeln nicht zu nahe kommt. Begießt man sie dann noch zuweilen mit Mistjauche und im Frühjahr mit Wasser, besonders zur Zeit der Blüthe im Mai, so tragen sie meist wieder recht reichlich und kommen aufs Neue wieder in Flor, auch wird die Frucht bei so behandelten Bäumen edler und vollkommener.

Zweisylbige Charade.

Mein Erstes und Zweites gleichen sich auf ein Paar,
Bei diesem wie jenem stellt sich Enthülltes dar,
Mein Ganzes ist nicht heimisch hier,
Von wilder Natur — ein Mensch und ein Thier.

Auflösung des Logogryphs in № 12:
Ceder — Feder — Leder.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Dienstag, 2. Februar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Eben hatte der Commodore mit wahrhaft deutscher Behaglichkeit einige blaue Wölkchen vor sich hingeblasen, denen er halb wachend, halb träumend zusah, wie sie sich mit dem Blau des Himmels vermischten und allmälig seinem Auge entschwanden, als Vice erschien und den Grafen Altavilla meldete.

„Lord Ward," sagte der Graf nach den ersten Begrüßungen, „haben Sie über den Antrag nachgedacht, welchen ich Ihnen vor ein paar Tagen zu machen die Ehre hatte?"

„Ja," erwiederte der Commodore, „ich habe darüber nachgedacht, aber Sie wissen, Graf, daß der Chevalier d'Aspremont mein Wort hat."

„So wollen Sie also zugeben, daß sich Ihre Nichte tödtet? . . ."

„Ach, da kommen Sie nun wieder mit Ihrer Idee, daß Paul ein Jettatore ist. Ich kann Sie aber versichern, Miß Ward glaubt nicht daran und ich selbst stimme ihr bei."

„Hören Sie mich, Mylord," sagte der Graf mit einer gewissen Feierlichkeit; „als ich Miß Alice zum erstenmale auf dem Balle beim Prinzen von Syrakus traf und für sie von einer ebenso ehrerbietigen als feurigen Leidenschaft erfaßt wurde, war es vor Allem die überströmende Gesundheit, dieser frohe Lebensmuth, diese Fülle einer bezaubernden Natur, die mir an ihr gefiel. Dieses Wohlbehagen machte sie schön wie eine Göttin des Olymps, — verzeihen Sie diesen mythologischen Vergleich dem Abkömmling einer griechischen Kolonie, — aber ihre Reize schwammen gleichsam in einem Meere von Wonne und Seligkeit. Sie leuchtete wie ein Stern, der alle andern verdunkelt, und es gab auf dem Balle weder eine Engländerin noch eine Französin, weder eine Polin noch eine Italienerin, die sich mit ihr an Schönheit messen konnte. —"

„Es ist wahr, Alice war süperb!" sagte enthusiastisch der Commodore, „Miß Edwina O'Herty, Lady Eleonor Lilli, die Prinzessin Teodorowna Variatinski, die gefeiertsten Schönheiten waren alle nahe daran, aus Neid und Eifersucht die Gelbsucht zu bekommen!"

„Und gewiß ist Ihnen nicht entgangen," fuhr Altavilla fort, „daß jetzt die Schönheit Ihrer Nichte etwas Schmachtendes hat, daß ihre Züge einen leidenden, einen abgematteten Ausdruck annehmen, daß die Adern auf ihren zarten, weißen Händen blauer durchscheinen, als eben nöthig wäre, daß ihre harmonische Stimme beinahe geisterhaft wie eine Aeolsharfe vibrirt. Das irdische Element verschwindet bei Miß Alice, das überirdische gewinnt mehr und mehr die Oberhand und Ihre Nichte eilt einer ätherischen Vervollkommnung entgegen, die mir an einem Mädchen dieses Erdballs nicht gefällt. Und seit wann diese Veränderung? — Seit den wenigen Tagen, die der Chevalier hier ist."

„Ja, ja," seufzte der Commodore, „Alles, was Sie da sagen, ist nur zu wahr, obwohl ich nicht glauben kann, daß diese Veränderung mit der Anwesenheit Pauls zusammenhängen soll."

„Hören Sie weiter," fuhr der Graf fort; „hat die Gesundheit der Miß Besorgnisse erregt, bevor d'Aspremont nach England kam? — Nicht wahr? . . . Nie! Sie erzählten mir wenigstens, daß Miß Alice das frischeste und munterste Kind in den drei Königreichen war. So fällt also, wie Sie sehen, die Anwesenheit des Chevaliers in Lincolnshire mit der Zeit zusammen, wo man die ersten krankhaften Erscheinungen bei Miß Alice wahrnahm. . . . Ich verlange von Ihnen, dem Nordländer, keinen blinden Glauben an die Vorurtheile

unserer südlichen Gegenden, aber gestehen Sie wenigstens, daß diese Thatsachen befremdend sind und daß sie Ihre ganze Aufmerksamkeit verdienen."

Das, was der Graf sagte, war nicht zu leugnen und verfehlte seinen Eindruck auf Lord Ward nicht, der einige Minuten wie verloren in einer tiefsinnigen Träumerei schweigend neben Altavilla saß. Ohne die vernünftigen Vorstellungen, die Alice ihm Tags zuvor gemacht hatte, würde er ohne Zweifel sich vom Grafen wieder haben bereden lassen, so aber schämte er sich seiner Schwäche und beschloß dieser Unterredung durch einen kategorischen Ausspruch ein Ende zu machen.

„Kann Alice," sagte er, „nicht an einem wirklichen, an einem natürlichen Uebel leiden? — Und wenn Alles so wäre, wie Sie annehmen, Graf, so läßt sich in der Sache Nichts ändern, denn Alice liebt Paul und der junge Mann ist von uns seit sechs Monaten stillschweigend als ihr Bräutigam anerkannt."

„Wohlan!" rief Altavilla entschlossen, „mit oder ohne Ihre Zustimmung, mit oder gegen Ihren Willen werde ich den Versuch wagen, Miß Ward von dem verderblichen Einflusse des Chevaliers zu retten!"

Und ohne eine Antwort des Commodore's abzuwarten, empfahl er sich und ließ sich von seinem Kutscher in das Hotel de Rome fahren.

Dort saß auf seinem Zimmer Paul in schmerzliche Gedanken vertieft. Er hatte die zwei oder drei Blutstropfen auf Alicens Taschentuche gesehen, und dadurch mehr denn je in seiner fixen Idee bestärkt, machte er sich Vorwürfe über seine todtbringende Liebe und nannte es eine Feigheit, die Hingebung dieses schönen jungen Mädchens anzunehmen, ohne zu wissen, durch welches Opfer er sich einer so erhabenen Selbstverleugnung würdig machen könne.

Paddy, der Jokeygnom, unterbrach sein Nachdenken, indem er den Grafen Altavilla meldete.

„Der Graf Altavilla?" fragte Paul erstaunt, „was kann der von mir wollen? . . . Lasse ihn eintreten."

Als der Neapolitaner auf der Schwelle erschien, hatte d'Aspremont bereits sein Staunen unter der Maske kalter Gleichgiltigkeit verborgen. Er bot dem Grafen mit der vollendetsten Curtoisie eines Weltmannes einen Fauteuil an und indem er selbst Platz nahm, erwartete er schweigend, was Altavilla ihm mitzutheilen habe.

„Chevalier," begann der Graf, indem er mit seinen Berloquen spielte, „ich halte es für eine Pflicht der Loyalität, Sie von einer Sache in Kenntniß zu setzen, die Sie weniger überraschen als gegen mich erbittern wird. Ich komme, Ihnen ein Geständniß zu machen, erkläre aber im Voraus, daß ich, wenn Sie in dem, was ich Ihnen mittheilen will, eine Beleidigung finden, zu jeder Satisfaktion bereit bin."

„Ich höre, Graf," sagte d'Aspremont, „und behalte mir vor, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen, wenn mir Ihre Sprache mißfällt."

„Ohne weitere Umschweife also, Chevalier; ich liebe ihre Braut."

„Was kümmert das mich, da Miß Alice Ihre Gefühle nicht erwiedert?"

„Es könnte Ihnen in der That gleichgiltig seyn, Chevalier, wenn ich, Graf Felipe Altavilla, Ihnen nicht verbieten würde, Miß Alice Ward wiederzusehen."

„Ihre Worte, Graf, klingen, um mich keines andern Ausdrucks zu bedienen, sehr sonderbar. Habe ich etwa von Ihnen Befehle anzunehmen?..."

„Nein, ich weiß es; auch hoffe ich nicht, daß Sie mir Folge leisten."

„Welchen Grund haben Sie aber dann, so zu handeln?"

„Weil Sie Jettatore sind!" war des Grafen einfache Erwiederung.

Bei diesen Worten übergoß eine grünliche Blässe Pauls Gesicht und ein phosphorisches Feuer sprühte aus seinen Augen. Er erhob sich zur Hälfte, während er in krampfhaften Zuckungen seiner Finger die Armpolsterung seines Fauteuils zerriß.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Stein von Arddu.

Von Julius Rodenberg.

In Bettw-Garmon, am nordwestlichen Abhange des Snowdon, wohnte ein wohlhabender Farmer, der eine einzige Tochter, Namens Meredith, hatte. Das Mädchen war sehr schön, aber dabei recht eigensinnig. Ein böses Herz hatte sie wohl nicht, aber sie war verzogen und voller Launen. Da sie, wie gesagt, reich, schön und jung war, so konnte es ihr an Freiersleuten nicht fehlen; aber sie schlug Jeden aus. An Jedem hatte sie Etwas auszusetzen; der Eine war zu groß, der Andere zu klein, — sie wies Alle mit Spott zurück. Sie wollte ganz was Apartes haben.

Da war nun im Dorfe auch ein Farmersohn, mit Namen Huwcyn Sion. Der war nicht reich, aber der Rechtschaffenste und, weil er so bieder war, der Angesehenste im ganzen Kirchspiel. Dabei hatte er ein männlich Wesen und ein paar Augen im Kopfe, die schon manches Mädchen toll gemacht hatten. Was konnte Huwcyn dazu? Er liebte, seit er denken konnte, nur Eine und das war Meredith, die schöne reiche Farmerstochter. Es sollte nun so kommen, daß auch Meredith ihn lieben mußte und so tief und warm, wie solch ein schönes Mädchen nur lieben kann. Sonst hätte Huwcyn gar nicht daran zu denken gewagt, um sie zu freien. Allein Merediths Vater, der sein einzig Kind glücklich sehen wollte und auf Keinen mehr hielt, als auf Huwcyn, weil er so brav und rechtschaffen und fleißig war, der ermuthigte ihn, seinen Antrag nur zu machen.

Da zog sich Huwcyn auf's Beste an und begab sich auf den Weg.

Meredith konnte den ganzen Tag thun, was sie wollte; sie jagte die Fohlen auf dem Anger vor der Farm. Als sie Huwcyn so stattlich gekleidet sah, rief sie aus:

„Sag' mir doch, Huwcyn, ist es heut' Sonntag?"

„Wenn Du willst, so ist es heut' Sonntag für mich," erwiederte Huwcyn und sagte ihr dann, warum er gekommen sey.

Da aber lachte Meredith aus Leibeskräften, ja sie lachte so laut, daß die Fohlen über den Anger setzten; dann sagte sie:

„Seht doch! Ei — seht doch! Meinst Du denn, ich wäre für einen Farmer nicht zu gut? Einen Barden will ich haben, sag' ich Dir, einen Barden! Und eh' Du nicht ein rechter Barde geworden bist, eher kann ich Dich auch nicht gebrauchen!"

Damit lief sie wieder die Wiese hinauf zu den Fohlen.

Huwcyn ging in tiefster Betrübniß von dannen. Hätte er sich nur einmal umgesehen! Denn kaum war er fort, so kam auch Meredith wieder herunter, setzte sich auf die Gatterthür und sah ihm nach, so lange sie konnte. Er aber war sehr betrübt und sah nicht rechts noch links.

An einem steinigen Platze, yr Arddu, der schwarze Weiler genannt, an dem man vorüberkommt, wenn man den Snowdon besteigt, liegt ein großer Stein, welcher Maen du yr Arddu heißt.

Nun geht die Sage, daß, wenn zwei Personen eine Nacht auf diesem Steine schlafen, der Eine sich am andern Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mit der Gabe des Bardenthumes beschenkt sehen, der Andere aber wahnsinnig geworden seyn würde.

„Ich ginge hinauf," sagte Huwcyn, „gleich! Denn wenn ich die Gabe des Sängers erhalte, so würde ich glücklich werden; und werde ich wahnsinnig, so fühle ich ja Nichts von meinem Unglück! — Aber es müssen Zwei seyn, die da hinauf gehen — und wen darf ich bitten, auf solchem Gang mich zu begleiten?"

Indem begegnete ihm Huw Belissa. Er konnte ihm seinen Kummer nicht verbergen, denn Belissa war von Jugend auf sein liebster und bester Freund gewesen. Belissa war unter allen jungen Burschen als der größte Wagehals berühmt und kaum hatte er die Geschichte seines Freundes vernommen, als er schon fröhlich entschlossen ausrief:

„Huwcyn, ich begleite Dich!"

Je mehr Huwcyn abredete, um so fester ward Belissa's Vorsatz und so traten sie denn nun gemeinschaftlich ihren Weg an. Als sie bei Merediths Farm vorüberkamen, da stand das Mädchen vor der Thür.

„Wohin des Weges?" fragte sie.

„Dahinauf!" sagte Belissa und zeigte zum Gipfel des Snowdon empor, der im Abendroth strahlte — „zum schwarzen Weiler!"

Diese Worte fielen dem Mädchen schwer auf's Herz. Allein sie faßte sich bald wieder und wünschte den Männern eine glückliche Reise. Auch glaubte sie, die Beiden hätten nur spaßen wollen. Ueber eine Weile jedoch, da sie wieder hinaus sah, bemerkte sie die Beiden schon ganz weit in der Abenddämmerung hoch über den Tiefen. Da wurde ihr angst und sie mußte den ganzen Abend an den schwarzen Weiler denken.

Als sie sich zu Bette gelegt hatte, kam es ihr wieder im Traume vor — es war ihr, als sey Huwcyn wahnsinnig geworden — ihretwegen.... sie kämpfte, sie flehte, sie litt ... da erwachte sie, schweißgebadet, und vom Kirchthurme schlug es eben Mitternacht.

Da konnte sie's auf dem Bett nicht mehr aushalten; sie sprang auf, zog sich eilig an und lief hinaus. Von Liebe und Gewissensangst gejagt, klomm sie den Snowdon hinan.

Es war eine finstere Nacht; nur einzelne Sterne funkelten aus dem Gewölk und der Sturm, der am Snowdon nimmer rastet, jagte schauerlich durch die Höhlen und Löcher. Das arme Mädchen verirrte sich bei der Dunkelheit und schon fing der Morgen an, als sie noch immer in der unwegsamen Felswildniß kletterte.

Endlich findet sie den Weg, endlich darf sie

hoffen, noch frühe genug zu kommen, um die Schlummernden zu wecken und zu retten.

Da, als sie mit dem letzten Aufwand ihrer Kraft den Gipfel erreicht und den Namen des Geliebten ruft, — da, mit dem Klange zugleich trifft der erste Strahl der aufgehenden Sonne das Antlitz der Schläfer . . . sie erwachen — und das Verhängniß ist erfüllt. Auf dem nebelumwallten Felsen, als wie auf einer Wolke schwebend, steht Huwcyn, vom Morgenroth das edle Haupt verklärt und mit dem Lachen des Wahnwitzes weckt Belissa das Echo der Klüfte des Gebirges. Meredith, von Liebe und Schmerz hingerissen, sank vor Huwcyn nieder und umfaßte weinend seine Kniee.

Dieser aber sagte: „Ich habe nur noch eine irdische Sorge und das ist Huw Belissa — weiter habe ich Nichts mehr auf Erden!"

Huwcyns Harfe ward das Entzücken seines Volkes; nur für Meredith war jeder ihrer Klänge wie ein Schwertstich. Sie, die Rose Betta-Garmon, welkte vor der Zeit und starb als Mädchen; aber in Schloß und Hütte berühmt wurde Huwcyn Elon, mit dem Beinamen y Canu, der Sänger. Denn nicht vor, nicht nach ihm war ein besserer Sänger in Cambrien.

Mannigfaltiges.

Eine neue Jungfrau von Orleans. Es ist bekannt, daß die Jungfrau von Orleans bisher in der französischen Literatur keine ehrenvolle Rolle gespielt hat. Auffällig genug war es unser Schiller, der zuerst und in glänzender Weise eine Ehrenrettung dieser Heldin versuchte, die er mit dem ganzen Glanze mittelalterlicher Romantik umgab. Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen und erst jetzt tritt eine Französin in die Fußtapfen unseres großen Dichters und wählte die Pucelle zur Heldin einer Tragödie. Es ist das die geistreiche Schriftstellerin Gräfin d'Argout, die Mutter der Frau v. Bülow, bekannt unter dem Schriftstellernamen Daniel Stern. Sie hat kürzlich ihr Drama beendet und steht die Aufführung desselben auf einem Pariser Theater demnächst zu erwarten.

In der Nähe von Zürich wurde unlängst ein Arzt, wie er selbst erzählt, in einer rauhen Nacht von einem gutgekleideten Manne zu einer Entbindung gerufen und zwar nach einer mehrere Stunden entfernten Ortschaft. Die nächtliche Fahrt wurde in dem bequemen Wagen des Herrn Doktors angetreten und man war schon nahe dem Orte, als sich der Hülfesuchende auf einen Augenblick entfernen mußte und nicht wiederkehrte. Im ganzen Orte brauchte man aber keinen Geburtshelfer, wohl aber erhielt Letzterer einige Zeit später einen Brief: „Ich bin Ihnen doppelt zu Dank verpflichtet, daß Sie mich so gefällig kutschirt haben, indem es mir unmöglich war, ein anderes Fuhrwerk aufzutreiben und jene Nacht wirklich abscheulich gewesen ist."

Ein Gauner, der sich einen neuen Hut verschafft. Ein junger, gutgekleideter Mann trat unlängst in Brünn in ein Hutmachergewölbe und forderte einen neuen Hut. Man sucht ihm einen passenden aus; er probirt ihn und sagt: „Ich muß mich doch im Spiegel besehen, ob er mir gut steht." — „Wie einem Esel!" schreit in diesem Momente ein Gassenjunge durch die offene Gewölbthüre herein und nimmt dann Reißaus. „Ah, diesen unverschämten Jungen werd' ich doch erwischen!" ruft der Fremde und stürzt mit dem neuen Hut auf dem Kopfe aus dem Gewölbe — und Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Räthsel.

Kennt ihr den wunderbaren Knaben,
Der stets vor seinen Brüdern flieht;
Doch ihnen reicht die besten Gaben,
Die schönern nur für sich erzieht?

Wohl rauben herzlos ihm die Brüder
Die Braut, die er umschlingt mit Lust;
Doch schmiegt er gramlos immer wieder
Sich wonnevoll an ihre Brust.

Er nimmt sie aus den kalten Armen
Des Bruders, der sie nie beglückt.
An seiner Brust muß sie erwarmen;
Von ihm wird herrlich sie geschmückt.

Dir selbst wird solch ein Knab geboren,
Und lieblich lächelt dir sein Blick;
Doch hast du einmal ihn verloren,
Kehrt er dir nimmermehr zurück.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 14:
Barbar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Freitag, 5. Februar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Paul war so furchtbar, daß Altavilla trotz allen persönlichen Muthes eines der kleinen Korallenamulette ergriff und instinktmäßig die Spitzen derselben gegen den Chevalier richtete. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es d'Aspremont, sich zu beherrschen. Er setzte sich wieder. „Sie hatten Recht," sagte er, „daß Sie sich von vornherein zu jeder Satisfaktion bereit erklärten, denn sonst lägen Sie jetzt auf dem Lavapflaster der Straße."

„Erhitzen Sie sich nicht," erwiederte der Graf gelassen, „was ich sagte, ist meine Ueberzeugung. Sie sind mit dem bösen Blicke begabt und üben dadurch auf Miß Ward einen schädlichen Einfluß. Das ist ohne Zweifel eine alberne Idee von mir, ein des Mittelalters würdiger Glaube, der Ihnen vollkommen lächerlich erscheinen mag; allein Sie mögen darüber denken, was Sie wollen, ich bin nun einmal gewiß, daß Ihr Auge Miß Ward tödtet. Mein Wunsch ist nun, dieses traurige Geschick von ihr abzuwenden. Ich habe schon daran gedacht, Sie ganz einfach zu bitten, nach Frankreich abzureisen, aber Sie würden mir ins Gesicht lachen und sich über den Nebenbuhler mit Recht mokiren, der Ihnen zumuthen könnte, das Feld zu räumen und ihn allein bei Ihrer Braut zu lassen. Sie begreifen daher nun wohl die Brutalität, mit der ich Sie zu einem Zweikampfe zwinge."

So tief hatte schon der Glaube an die Jettatura bei Paul Wurzel gefaßt, daß er bei den Worten Altavilla's schauderte, daß er, ein Christ, sich in der Gewalt der Hölle glaubte.

„O, so ist es also wirklich so," sagte Paul zu sich selbst; „ich bin also ein Mörder, ein Dämon, ein Basilisk! Ich tödte also dieses himmlische Wesen, ich bringe also diesen Greis zur Verzweiflung!" Und er war auf dem Punkt, dem Grafen zu versprechen, daß er Alice nicht mehr sehen wolle. Aber der Stolz und die Eifersucht erwachten aufs Neue in seiner Brust und hielten dieses demüthigende Versprechen auf seinen Lippen zurück.

„Graf, Alles was ich Ihnen erwiedere," rief Paul mit Energie, „ist, daß ich unverzüglich zu Miß Ward gehe!"

„Sie haben mich eben mit Geduld bis zu Ende gehört, ohne mich zum Fenster hinaus zu werfen, wie Sie so große Lust hatten," entgegnete Altavilla nicht ohne Ironie; „ich bin Ihnen dafür dankbar und lasse Sie ungehindert gehen, nur hoffe ich, daß Sie mir das Vergnügen nicht versagen werden, mit mir morgen um sechs Uhr in den Ruinen von Pompeji, in den öffentlichen Bädern zum Beispiele, zusammenzutreffen. Man ist dort in so früher Morgenstunde so ungenirt. Welche Waffen wünschen Sie? Degen, Säbel oder Pistolen?"

„Wir müssen die Chancen gleichstellen," sagte der Chevalier. „Ich bin Jettatore, ich brauche ja weiter nichts als Sie anzusehen, um Sie zu tödten, Herr Graf. Deßhalb wollen wir uns... bei verbundenen Augen auf Dolche duelliren!"

Mit diesen Worten, welche d'Aspremont in einem schneidenden Tone sagte und mit einem sarkastischen Gelächter begleitete, ließ Paul den Grafen stehen und verschwand durch eine Thüre.

12.

Gegen zwei Uhr Mittags besuchte am andern Tage eine Gesellschaft englischer Touristen unter der Begleitung eines Cicerone die Ruinen von Pompeji.

Die Insulanerfamilie, die aus Vater, Mutter, drei großen Töchtern, zwei kleinen Knaben und einem himmellangen Vetter bestand, hatte bereits

mit jener Gleichgiltigkeit, die man stereotyp auf allen englischen Physiognomien findet, das Amphitheater, die Basilica, die Tempel der Venus und des Jupiters besucht und schweigend mit ihrem Muray die geschwätzigen Explikationen ihres Cicerone verglichen, als sie endlich auch die alten Bäder betraten, die man 1824 entdeckt hatte.

Sie waren aus dem spoliarium *) in das frigidarium **) gekommen und eben im Begriffe, diesen Ort wieder zu verlassen, da sie ihn nicht sonderlich interessant fanden, als Miß Ethelvina, die älteste von den Töchtern, eine junge Person mit Flachshaaren und orangegelbgesprengeltem Teint, zwei Schritte zurücksprang und halb entrüstet, halb erschreckt rief: „Ein Mann!"

„Das wird wahrscheinlich einer von den Arbeitern seyn, die bei den Ausgrabungen beschäftigt sind, der den Ort für seine Siesta geeignet hielt; denn es ist hier schattig und kühl," sagte der Führer. „Aber fürchten Sie nichts," setzte er hinzu, indem er mit dem Fuße auf den auf dem Boden ausgestreckten Körper stieß.

„Holla! wache auf, Faullenzer, und lasse Ihre Herrlichkeiten vorüber!"

Der vermeintliche Schläfer rührte sich nicht.

„Das ist keiner, der schläft, sondern ein Todter," sagte der eine von den beiden Knaben, der vermöge seiner kleinen Figur dem Boden näher und somit besser als die Uebrigen im Stande war, in diesem Halbdunkel zu erkennen, daß hier eine Leiche lag.

Nun beugte sich der Cicerone über den Körper hin, fuhr aber schnell mit einem Ausrufe des Schreckens wieder in die Höhe.

„Ein Ermordeter!" rief er mit Entsetzen.

„O, das ist doch in der That eine unangenehme Begegnung!" betheuerte Mistreß Bracebridge. „Tretet doch weg, Ethelvina! Ketty! Beß! es schickt sich nicht für wohlerzogene Mädchen, bei einem so unanständigen Anblicke zu verweilen. Es gibt also keine Polizei in dieser Stadt? Der Coroner hätte die Leiche wegnehmen lassen sollen!"

„Ein Papier!" unterbrach lakonisch der lange, steife Peter, indem er mit seinem dürren Zeigefinger auf ein Blatt deutete, welches auf der Brust der Leiche lag.

„Wahrhaftig," rief der Cicerone, das Blatt aufhebend, „ein Papier, auf dem einige Zeilen stehen!"

„Lesen Sie," sagten im Chor die Insulaner, deren Neugierde aufs Höchste gespannt war.

*) Ankleidezimmer.
**) Saal für die kalten Bäder.

Der Cicerone ließ sich dies nicht zweimal sagen und las:

„Auf Niemand soll wegen meines Todes ein Verdacht fallen. Wenn man dieses Blatt auf meiner Wunde findet, so werde ich in einem ehrlichen Zweikampfe gefallen seyn.

Felipe Graf v. Altavilla."

„Das war ein Mann aus den höheren Kreisen; wie schade!" seufzte Mistreß Bracebridge, auf welche der Grafentitel Eindruck machte.

„Und ein sehr schöner Mensch!" murmelte ganz leise Ethelvina, das Fräulein mit dem gesprengelten Teint.

„Nun wirst Du Dich nicht mehr über Mangel an Romantischem und Unvorhergesehenem beklagen," sagte Beß zu Ketty, „wir wurden zwar nicht auf der Straße von Terracina nach Fondi von Räubern angefallen; aber ein junger Chevalier, erdolcht in den Ruinen von Pompeji, das ist doch auch ein Abenteuer. Es ist ohne Zweifel eine Eifersucht dabei im Spiele; wenigstens werden wir nun doch ein etwas ächt Italienisches, etwas Pittoreskes unsern Freundinnen mitzutheilen haben. Ich werde diese Scene in mein Album zeichnen, und Du wirst unter meine Skizze einige Strophen à la Byron setzen."

„Immerhin," versicherte der Führer, „ist der Stoß gut gelungen — von unten nach oben — nach allen Regeln der Kunst!" Dies waren die Leichenreden, die man dem schönen Grafen Altavilla hielt; denn er war es, den die Engländer todt hier in seinem Blute liegen sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Das häßlichste Frauenzimmer der Welt.

Von Faust.

Die Litfaß'schen Säulen in Berlin, jene großmäuligen, geschwätzigen, dickbäuchigen Neuigkeitskrämer, sind die Hauptträger der Annoncen-Literatur geworden, und wer nicht Lust hat in eine Konditorei zu gehen, um die letzte Seite der Journale bei einer Tasse Chocolade zu verdauen, umkreist jene hölzernen Monumente, welche sich die Theaterdirektionen und Vergnügungslokal-Inhaber für die Dauer eines Tages gesetzt haben, und saugt aus deren Blättern den Honig, welcher ohne Entrée hier so reichlich fleußt. Einer jener Annoncenkegel verführte mich, in das Kroll'sche Etablissement zu gehen.

Es ist so weit mit dem Theater gekommen, daß man, um den Kunstgenuß ganz erschöpfen zu können, bei dem Herrn Professor Trendelenburg gründliche Psychologie gehört, oder doch wenigstens viel, recht viel über die Entstehung und Fortbildung des Menschengeschlechts gelesen haben muß. Wenigstens wäre dies heute nothwendig gewesen, denn im Kroll'schen Theater trat in einer eigens zu diesem Kunstzweck von dem modernen Kalisch, Herrn E. Jakobson, verfaßten Gelegenheits-Burleske mit Gesang und Tanz in 1 Akt, betitelt: „Der kurirte Meier" . . . . Miß Julia Pastrana, die Unbeschreibliche, aus Mexico vor das intelligente Publikum der Spreestadt.

Ich will gleich mit der Thür in das Haus der Neugierde meiner schönen und nichtschönen Leserinnen fallen! Miß Julia Pastrana, die Unbeschreibliche, ist das häßlichste Weib der Welt, das letzte menschliche Wesen, das es wagen darf zu behaupten, es sey im Ebenbilde Gottes geschaffen, ein Frauenzimmer, zu welchem der abscheulichste Orang-Utang, wenn er Sprache hätte, sagen würde: „Bleibe mir dreißig Schritte vom Leibe," ein Mädchen, gegen das die Allerhäßlichste ein Engel, eine Göttin, ein Inbegriff weiblicher Vollkommenheiten ist. Macbeth hat renommirt, hat elend geprahlt, als er ausrief: „Ich bin mit jedem Schrecken so vertraut, daß mich nichts mehr aus der Fassung bringt!" Wer Miß Julia Pastrana gesehen hat, steht und hört Macbeth und lächelt, wenn der unglückliche König diese furchtbaren Worte murmelt.

„Du übertreibst, Faust!" sagen kopfschüttelnd die, so dies lesen. Ich bin auf diesen Vorwurf gefaßt und werde mich glänzend vertheidigen. Schönheit und Häßlichkeit sind Dinge des Geschmacks. Man betet ein Weib an (das ist eine Sünde) und ein Freund sagt uns: „Ich begreife Dich nicht! Ich finde Deine Angebetete durchaus nicht hübsch, mich könnte sie nicht reizen. Aufrichtig gestanden, ich finde sie häßlich!" Man lächelt, man nimmt das Bild der Geliebten, küßt es und träumt von ihr mit offenen Augen. Schönheit und Häßlichkeit sind Geschmacksachen. Aber diese Theorie hat bei Miß Julia Pastrana zum ersten Male seit Adam und Eva ihr Ende erreicht, bei Fräulein Pastrana hört nicht allein Verschiedenes, nein es hört Alles auf.

Die unbeschreiblich genannte, von mir zu beschreibende Mexikanerin, der es gelungen ist, die verwöhnten, blasirten, spöttelnden, überfütterten, bewitzelnden Berliner stumm zu machen, ist 23 Jahre alt, 4 Fuß 6 Zoll hoch und 110 Pfund schwer, hat kleine Füße und ein wohlgeformtes Bein.

An diesen fünf Eigenschaften sieht noch kein Mensch etwas Abscheuliches.

Aber hat denn Miß Julia Pastrana ein Gesicht?

Es trägt ein Gemisch von Pavian und Katze, es vereinigt die häßlichsten Züge aller wilden Thiere in sich, keinenfalls trägt der Kopf der „Dame" etwas, was an ein weibliches Wesen der vor- und nachsündfluthlichen Zeit erinnern könnte. Es ist weder der Kopf einer Weißen noch einer Aztekin, weder der eines Pavian noch einer Chinesin, weder der eines Laskar noch der einer Nachteule, weder der einer Mißgeburt noch der eines Kameels, aber etwas von allem ist darin, das Gesicht der Miß Pastrana ist ein Quodlibet aus einer wohlbestellten Menagerie. Es ist schwarz, aber dieses schwarze Gesicht ist von pechschwarzem, struppigem Haar bedeckt. Es ist so breit, dieses Gesicht, daß es von einer Schulter zur andern reicht, in der Mitte durch einen Rachen getheilt, aus dem das doppelte Zahnfleisch dick und zollang bis an die Nase und an das Kinn reicht, welch' letzteres einen Ziegenbart trägt, um den sie ein Zuavensappeur in Afrika beneiden könnte. Sie hat im Munde zwei Hauer, zwischen denselben zeigt sich eine unbeholfene fleischige Masse, welche Miß Julia wahrscheinlich ihre Zunge betitelt. Die Nase ist breit, plattgedrückt, schwammig. Die Augen sind tiefliegend, klein, unheimlich, schwere Haarmassen verdecken sie. Die Kinnbacken stehen scharf hervor, die Ohren sind lang und breit, die Stirn ist kurz, zurücktretend und von starrem Haar umgeben. Sie hat neben dem Knebel- einen Backen- und Schnurrbart. Arme und Hände sind gelblich schwarz und mit Haaren bedeckt. Das ist das schwache Conterfei der Miß Julia Pastrana. Und nun frage ich die schöne Leserin mit den Worten Heine's: „Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?"

Gibt es also in Europa und den angrenzenden Welttheilen ein Weib, das man nach diesem noch häßlich nennen kann? Der Ehemann, dem Hymen ein häßliches Weib zugeführt, gehe in sich und zu seiner Ehehälfte und küsse sie und sage: „Du süßes, schönes Weib!" Und wenn diese ganz erstaunt ob der seltenen Gluth ihres Gatten ist, so sage er einfach: „Es gibt ein weibliches Wesen mit Namen Julia Pastrana." Um so häßlich zu seyn, wie diese, muß die Häßlichste der Häßlichen zehnmal häßlicher seyn. Der elendeste Landstreicher, der sich von gestohlenen Wurzeln nährt, in Lumpen gehüllt in feuchten Gräben schläft und

nichts trinkt als Morastwasser, wird, wenn sich ihm Miß Julia Pastrana mit den Schätzen Indiens als Gattin anbietet, seine Mütze ziehen, wenn er eine hat, eilig entfliehen und aus der Ferne herüberschreien: „Ich bleibe ledig."

Mannigfaltiges.

Arachnologie (Araneologie) oder Naturgeschichte der Spinnen, dann die Kunst, aus den Bewegungen und Arbeiten oder überhaupt aus dem Verhalten der Spinnen die Witterung zu bestimmen. Schon Plinius gedenkt der Wetterprophetengabe der Spinnen, und der Glaube daran hat sich durch alle Zeiten bis auf die unsrigen erhalten. Das größte Aufsehen erregte durch seine Arachnologie der batavische Generaladjutant Quatremère-Disjonval, ehemals Mitglied der Wissenschaften zu Paris, welcher während einer acht jährigen Gefangenschaft die sorgfältigsten Beobachtungen an den Spinnen eines Kerkers gemacht hatte. Auf diese Beobachtungen gestützt, gab er den französischen Generalen Pichegru und Vandamme, als sie wegen eingetretenen Thauwetters den Rückzug aus Holland anzutreten im Begriff standen, den gewagten Rath zur Fortsetzung des Feldzugs, weil harter und dauernder Frost bald eintreten müsse. Die Prophezeihung bestätigte sich: und die Franzosen eroberten Holland im Januar und Februar 1795. Vergleiche Q. Disjonvals „Araneologie", Paris 1797, deutsch nach der zweiten Auflage, Frankfurt a. M. 1797. Neuere Beobachtungen haben bestätigt, daß aus dem Verhalten der Spinnen die Witterung sich auf mehrere (wohl 8—10) Tage voraussagen lasse. Die Fadenarten selbst geben besondere atmosphärische Zustände an. Aus den kurzgesponnenen Hauptfäden ist am besten Regenwetter, aus den langen trockenes oder beständiges Wetter vorherzusagen. Das Erscheinen und Verschwinden der Spinnen, ihre Thätigkeit und Ruhe, die Dichtigkeit und Lockerheit der Gewebe und dergleichen haben wetterkündende Bedeutung. Der meteorologische Verein zu Brünn hat in einer 1818 erschienenen Schrift die Resultate älterer und neuerer Forscher gesammelt und eine Anleitung zum Studium der Araneologie bekannt gemacht.

Hannover. Wie man leicht in schmählichen Verdacht kommen kann, erfuhr der hiesige Banquier **. Er begehrte per Telegraph von einem Pariser Kollegen den Ankauf bestimmter Papiere, was auch geschah; die telegraphische Antwort verlangte aber die Namhaftmachung eines Pariser Hauses, welches Zahlung leisten solle, und zwar früher, als der Auftrag besagte. Dies frappirt den Banquier, er äußert sich in Gegenwart eines zufällig anwesenden jüdischen Kaufmanns aus den Rheinlanden: „In Paris muß etwas Besonderes vorgefallen seyn, da man Geld vor dem Verfalltage verlangt, vielleicht ein Unglück, ein Attentat u. s. w." — Der Reisende spricht alsbald in einem Bierhause von dem Attentat als Faktum, Alles lauscht, das Gerücht bekömmt Siebenmeilenstiefeln, dringt auch zur Polizei und als andern Tags der Telegraph die Nachricht bestätigte, mußte man wohl nachforschen und, bei der Quelle angekommen, endlich erfahren, was wir dem Leser eben mitgetheilt. Groß aber war die Angst des fremden Kaufmanns, als ihn die Polizei bis zur Feststellung der Wahrheit einsteckte. (Seine Freilassung ist bereits vor einigen Tagen gemeldet worden.)

Bei der Vermählung Karls VI. von Frankreich mit Isabella von Bayern wurde außerordentlich Pracht entfaltet und am Tage ihres Einzugs in Paris im Jahre 1385 verfiel man auf die sonderbarsten Einfälle, um sie zu belustigen und ihr Ehre zu erweisen. So z. B. glitt ein Mann an einem Seile herab, welches von den Thürmen von Notre-Dame bis auf den Pont au change gespannt war, schlüpfte durch eine Oeffnung in dem seidenen Zelte, welches über die Brücke gespannt war, setzte der Königin im Augenblicke ihres Vorüberzugs eine Krone auf und kehrte über die Dächer der Häuser auf demselben gefährlichen Wege nach dem Thurme zurück. Was dieses der Phantasie eines Genuesen entsprungene Schauspiel noch interessanter machte, war, daß der Mann zwei brennende Fackeln in der Hand hielt. Bei der Verheirathung des Kaisers Napoleon mit Maria Louise wollte die berühmte Madame Saqui dieses Kunststück wiederholen, aber die Behörde nahm das Anerbieten nicht an.

Auflösung des Räthsels in № 15:

Frühling.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Sonntag, 7. Februar 1858.

Jettatura.

(Fortsetzung.)

Das Duell zwischen Altavilla und d'Aspremont hatte wirklich stattgefunden und zwar in der schauerlichen Weise, wie es Paul gewollt. Zwar hatte der Graf Degen und Pistolen mitgebracht, allein der Chevalier ging von seiner Bestimmung, sich bei verbundenen Augen der Dolche zu bedienen, nicht ab; denn er behauptete, vermöge seiner Jettatura bei jeder andern Art, sich zu schlagen, in einem Vortheile zu seyn, von welchem er keinen Gebrauch machen wolle.

Bevor dieses entsetzliche Duell, welches ohne Zeugen vor sich gehen sollte, begann, schrieben sie dem Vorschlage Pauls gemäß auf ein aus ihrem Carnet herausgerissenes Blatt Papier eine Bestätigung der Loyalität ihres Zweikampfes, welche der Ueberlebende dem Todten auf die Brust legen sollte, um keinen Verdacht einer Ermordung wach zu rufen.

Wäre in Pompeji, der Todtenstadt, zu so früher Stunde schon einiges Leben, würden sich ihre ausgegrabenen Straßen schon bei aufgehender Sonne mit Touristen füllen, wie dies gewöhnlich erst in den Nachmittags- und Abendstunden geschieht, so hätte man Paul d'Aspremont nach dem für Altavilla so unglücklichen Ausgange seines Duells in wahrer Verzweiflung durch die Gräberstraße schreiten sehen können, um die Ruinen von Pompeji zu verlassen. Der Tod des Grafen war es übrigens nicht, was ihn in eine solche Stimmung versetzte, denn von Altavilla auf eine fast brutale Weise herausgefordert, hatte er das Duell angenommen und dabei solche Bedingungen gestellt, daß die Chancen gleich waren; auch hatte er nicht einmal gestoßen, sondern Altavilla war selbst in sein Stilet gerannt: somit war es das Fatum, welches in dieser Sache entschieden und er bedauerte den Grafen nicht anders, wie wenn derselbe eines natürlichen Todes gestorben wäre.

Das, was d'Aspremont so außer sich brachte, war der zur fixen Idee gewordene Gedanke an seinen bösen Blick.

Ja, rief er, dieser schöne Graf, den Alice verschmähte, liebte sie wirklich und seine Leidenschaft beschämt die meinige!

Um sie zu retten, scheute er sich nicht, den Kampf mit der Hölle zu wagen und mich herauszufordern, mich, den Jettatore, den verderbenbringenden Sklaven des Satans, während ich Alice durch das Gift meiner Augen langsam tödte. — O, es ist meine Pflicht, mir mein Leben zu nehmen, da dieses Leben meinem Nächsten Unglück bringt!

In diesem Momente durchzuckte eine entsetzliche, eine grausame, eine unerhörte Idee den unglücklichen Chevalier.

Mein Leben, rief er, ist es nicht, was Alice tödtet, sondern nur meine Augen, und somit seyd denn verurtheilt, ihr Augen, auf ewig zu erlöschen, weil ihr Alicens Mörder seyd! . . .

Bevor ihr euch aber auf immer schließt, rief er in wahnsinniger Exaltation, bevor euch eine ewige Nacht umhüllt, sättigt euch am Lichte, betrachtet die Sonne, das Meer und die Berge, weidet euch noch einmal an den Schönheiten der Natur, gönnt euch ein letztes Fest, bevor ihr erblindet! . . .

Paul ließ seinen Wagen, der längs dem Ufer dahin rollte, halten und stieg aus. Er setzte sich auf einen Felsen und schaute lange, lange in die Unermeßlichkeit des Raumes, als wolle er jedes Atom der Schöpfung in seiner Seele aufnehmen und dem Gedächtnisse bewahren; dann endlich machte er sich wieder auf den Weg und befahl seinem Vetturino, ihn zu Miß Ward zu fahren.

Miß Ward, leidender denn je, hatte sich von Vice aus ihrem Bette auf eine dormeuse bringen und eine seidene Decke über sich breiten lassen, um Paul empfangen zu können, ohne die Gesetze des Anstandes zu verletzen.

Sie sah mit Ungeduld auf die kleine Roccoccopendule, die ihr gegenüber auf einem Gueridon stand, denn sie sehnte sich nach dem Geliebten, der ihr heute länger als gewöhnlich auszubleiben schien, obwohl noch eine Viertelstunde an der Zeit fehlte, zu der er sich täglich einzufinden pflegte.

Ein Traum in der vergangenen Nacht beunruhigte sie. Eine in weiße Mousselingewänder gehüllte Gestalt, in der Alice ihre Mutter aus der Aehnlichkeit zu erkennen glaubte, welche diese Erscheinung mit einem Miniaturporträte hatte, welches Alice von Letzterer besaß, war auf sie zugeschritten. Von einer mit Angst und Schrecken gemischten Freude bebte Alicens Brust, auf welche die weiße Gestalt, die sich vor Alicens Bett niedergekniet hatte, das Haupt legte, um die Schläge des Herzens zu belauschen.

Nach dieser Auskultation, während welcher das junge Mädchen die Wange ihrer Mutter wie ein Stück Eis auf ihrem Busen fühlte, erhob sich die Erscheinung wieder, warf einen schmerzlichen Blick auf Alice und zerfloß dann im Dunkel der Nacht. War dies eine Ankündigung ihres frühzeitigen Todes, eine Einladung, der Mutter ins Jenseits zu folgen? . . .

Diese Frage beschäftigte Alice noch immer, als Paul eintrat, der trotz der freundlichen Miene, mit der seine Braut ihn empfing, ernstlich über ihr Aussehen erschrack.

„Um Gotteswillen, theure Alice!“ rief er, indem er sich neben sie setzte, „Sie sind also bedenklich krank? . . .“

„O, es ist nichts, nur ein bischen Ermüdung,“ erwiederte Miß Ward beruhigend. „Der Sirocco, der seit einigen Tagen weht, mattet mich ab. Lassen Sie uns nur erst wieder auf unserm Landsitze in Lincolnshire seyn, dann sollen Sie einmal sehen, wie wohl ich mich befinden werde.“

Auf diese wenigen Worte folgte aber ein heftiger Stickhusten, der Paul mit neuem Entsetzen erfüllte. Erblassend wandte er seine Augen von ihr ab, bis sie sich wieder erholt hatte.

Es entstand eine Pause von einigen Minuten. Endlich unterbrach Alice dieses Schweigen.

„Paul,“ sagte sie, indem sie einen Ring vom Finger zog, „ich habe Ihnen noch nichts gegeben; nehmen Sie diesen Ring und tragen Sie ihn zum Andenken an mich.“

Ein himmlisches Lächeln spielte dabei auf ihren Lippen, denn der Blick Pauls ruhte auf ihr mit einem so innigen Ausdrucke von Zärtlichkeit, daß sie glaubte, er habe endlich seine Monomanie besiegt.

„Ich mache Ihnen also keine Furcht mehr?“ sagte sie ihm mit leisem Spott.

„O lassen Sie mich bewundernd vor Ihnen knien,“ rief Paul, dem es nur mit Mühe gelang, seine tiefe Bewegung zu bemeistern, „gönnen Sie mir die Seligkeit, mich im Anblicke Ihrer göttlichen Schönheit zu berauschen!“ Und vor ihr niedersinkend betrachtete er mit fast übernatürlicher Ekstase Zug für Zug das herrliche Antlitz dieses Engels, als wolle er jede Vollkommenheit desselben in sich einsaugen, um sich ewig daran zu erinnern.

Unter diesen brennenden Blicken fühlte Alice eine Art schmerzlicher Wollust, eine wonnige, aber dabei tödtliche Empfindung, eine erhöhte Lebensthätigkeit und dann aber eine so gänzliche Erschlaffung, als sey bereits ihre Seele dem Körper entflohen.

„Möge nun das Licht meiner Augen auf ewig erlöschen,“ rief Paul, indem er sich taumelnd erhob und Alicens Zimmer verließ.

(Schluß folgt.)

Musikalisches.

Zweibrücken, den 1. Februar 1858.

Daß die ächte Tonkunst, in würdiger Gestalt dem Hörer vorgeführt, stets empfängliche Gemüther finde, die durch sie erfreut, erbaut, erhaben werden, haben wir gestern wieder in der Aufführung geistlicher Gesänge durch den hiesigen evang. Kirchenchor zu erfahren Gelegenheit gehabt. Eine zahlreiche Zuhörerschaft aus allen Ständen hatte sich in der Alexanderskirche eingefunden, um den Gesängen großer Meister kirchlicher Tonkunst zu lauschen, und wohl Alle haben sich an den geweihten Klängen erquickt, wohl Niemand hat die Kirche verlassen, ohne von diesen wunderbaren Harmonien tief im Herzen berührt und ergriffen worden zu seyn. Was für Gesänge sind das aber auch, wie tief und ergreifend, von welcher ächt religiösen Empfindung durchweht, von welchem heiligen Ernste beseelt — alle, von dem Lobgesange des Antonio Scandelli aus dem 16. Jahrhunderte an, bis zu dem Psalme unseres

erst vor Kurzem verstorbenen Meisters Mendelssohn! Die Auswahl kann nur eine höchst sinnige genannt werden. Trotzdem, daß, da die Aufführung bereits um Weihnachten stattfinden sollte, alle Gesänge so gewählt waren, daß sie dieser Festzeit entsprachen, herrschte doch eine so wohlthuende Abwechselung, eine solche Mannigfaltigkeit im Ganzen, daß man ohne die geringste Ermüdung bis zu Ende folgen konnte. Nicht minder befriedigend als die Auswahl der Gesänge war die Ausführung derselben. Diese war in allen Stücken eine wohlgelungene, in einzelnen eine wahrhaft ausgezeichnete zu nennen. Besonders hervorzuheben ist in dieser Beziehung der 5stimmige Chor von Johann Eccard, durch eigenthümliche Stimmführung und Harmonie der schwierigste von den vorgetragenen Gesängen, zugleich aber auch, was Schönheit des Vortrags, Feinheit der Schattirung, einheitliches Zusammenwirken angeht, wohl der gelungenste von allen. Ueberhaupt zeichneten sich alle Chöre, wie wir dies an dem Kirchenchore schon seit lange gewöhnt sind, durch eine wahrhaft wohlthuende Reinheit und Sicherheit, durch pünktliches Ein- und Absetzen der Stimmen, eine reine schöne Aussprache und herrliche Schattirung aus. Schade, daß zufolge der Aufstellung der Sänger die Chöre nicht in allen Theilen der Kirche gleich gut wirken konnten.*) Am besten hörten sie sich von der den Sängern gegenüberliegenden Seite an, zumal von der Emporbühne, wo die einzelnen Stimmen sich vollkommen gleichberechtigt, klar und verständlich entfalteten und zu abgerundetem Ganzen verschmolzen. — Den Chören standen die Einzelvorträge würdig zur Seite. Jede der drei Damen sang die ihr zugetheilte Solostimme mit der dem Gegenstande entsprechenden Wärme der Empfindung und innigem Ausdruck.

Was diesen öffentlichen Aufführungen ganz besondere Bedeutung verleiht, ist, daß auch den ärmeren Bewohnern der Stadt der Zutritt offen steht und so denjenigen, welche sonst nie das Glück haben, sich an den Klängen der höheren Tonkunst zu erfreuen, hier die schönste Gelegenheit geboten wird, die erhebenden Wirkungen, die ergreifende Macht der ächten Musik an ihren Herzen zu erfahren und ihre Gemüther an den geweihten Harmonien der herrlichsten Kirchengesänge zu erbauen.

Wenn man nun die vortrefflichen Leistungen des Kirchenchors ins Auge faßt, wenn man weiß, was dazu gehört, einen Chor zu solcher Höhe emporzuheben und auf dieser Höhe zu erhalten, wenn man die Schwierigkeiten kennt und würdigt, welche dabei überwunden werden müssen, Schwierigkeiten, die nicht einzig und allein in den aufzuführenden Tonschöpfungen und in Beischaffung der vielen herrlichen, oft noch so wenig bekannten und so schwer zugänglichen Kirchenchöre der alten Zeit liegen, so muß man den unermüdlichen Eifer, die gründliche Sachkenntniß, die Umsicht und Ausdauer des Herrn **Lützel** doppelt hoch schätzen und ihm wie den Mitwirkenden für die Genüsse, die sie den Freunden kirchlicher Tonkunst bieten, sich zu dem aufrichtigsten Danke verpflichtet fühlen. Insbesondere muß die evangelische Gemeinde, zu deren Erbauung zu wirken vorzugsweise der Kirchenchor sich zur Aufgabe gestellt hat, dem Leiter wie den Mitwirkenden dankbar seyn für die herrlichen Vorträge, wodurch die Feier der kirchlichen Feste in würdigster Weise unterstützt und erhöht wird. Mögen sie in dem schönen Bewußtseyn, zur Förderung der Andacht und des kirchlichen Lebens einen höchst dankenswerthen Beitrag zu liefern, Lohn für ihr schönes Streben und Aufmunterung für unermüdliche Verfolgung ihres edlen Zweckes finden!

Faßt man Aufgabe und Bestimmung des Kirchenchors, welcher blos **geistliche Chöre** sich zum Gegenstand nimmt, blos einen kirchlich erbaulichen Zweck hat, und außer den hohen Festtagen, wo er zur Verherrlichung des Gottesdienstes mitwirkt, bisher nur **einmal** jährlich größere Aufführungen veranstaltete, näher ins Auge, so muß jedem Unbefangenen klar seyn, daß dieser Verein nach Gegenstand und Zweck seiner Leistungen und dem Umfange seiner Kräfte einen ihm eigenthümlichen, eng begrenzten Wirkungskreis hat, demnach dem Cäcilienvereine, welcher ein ganz anderes Ziel — Pflege der höheren Tonkunst im Allgemeinen — demnach der Instrumental- wie der Vokalmusik, getrennt oder verbunden, für einzelne Kräfte oder in größeren Massen — anstrebt und dem somit ein ganz anderes, viel weiteres Feld eingeräumt ist, keine Konkurrenz machen **kann**, selbst wenn er es wollte. Es ist daher schwer zu begreifen und zeugt von einer gänzlichen Verkennung der beiden Vereinen gestellten Aufgabe, wenn von Manchen der Kirchenchor als Gegner

*) Diesem Uebelstande soll bei der mit dem bevorstehenden Orgelbau verbundenen neuen Einrichtung der Kirche dadurch abgeholfen werden, daß vor der Orgel ein eigener Raum für Aufstellung des Chores angebracht wird, so daß der Gesang nach der Länge der Kirche wirken und sich nach allen Richtungen frei und ungehindert entfalten kann.

des Cäcilienvereins betrachtet wird. Beide Vereine können recht gut neben einander bestehen, ohne einander zu berühren, um so mehr, da der Kirchenchor lediglich solche Werke aufführt, welche wir ohne ihn nie zu hören bekämen. Mögen daher beide Vereine, jeder in seinem eigenthümlichen Wirkungskreise, nach möglichst vollkommenen Leistungen streben, die Sache der Tonkunst kann dadurch nur gewinnen.

Schließlich möchten wir hier noch einen Wunsch aussprechen, der gewiß von vielen Freunden des Kirchenchores getheilt wird, den nämlich, daß die öffentlichen Aufführungen häufiger wiederkehren möchten. Drei bis vier solcher Aufführungen jährlich wären gewiß nicht zu viel. Wenn wir einen Vorschlag zu machen hätten, so ginge er dahin, die Adventszeit, die Passions- oder Osterzeit und die Pfingstzeit durch solche Aufführungen zu feiern und fände der Chor noch Zeit, später eine vierte Aufführung zu veranstalten, so würden gewiß die Freunde der geistlichen Tonkunst dafür sehr dankbar seyn.

Mannigfaltiges.

Louis Napoleon hatte, als Flüchtling in Amerika weilend, das kleine Vermögen, welches ihm übrig geblieben war, einem angesehenen Handlungshause anvertraut. Eines Tags erhielt er von diesem Handlungshause einen Brief, worin der Handelsherr ihm eröffnete, er sehe sich unerwartet in Schwierigkeiten verwickelt, aus denen es ihm vielleicht nicht möglich seyn werde, sich herauszuhelfen. Um das ihm geschenkte Vertrauen nicht zu mißbrauchen, stelle er ihm daher sein Geld wieder zur Verfügung. „Wenn Sie schon ohnedies in Verlegenheit sind," antwortete sein großmüthiger Gläubiger, „so will ich diese nicht vermehren. Behalten Sie das Geld und vertrauen Sie auf Gott."

In Nord-Amerika hat man gelungene Versuche mit Elfenbein-Papier gemacht und der „Hartford Daily Courant" ist sogar schon einmal in einem Theile seiner Auflage auf solchem Papier erschienen. Man hielt die Elfenbein-Späne und Abfälle in den Fabriken, obwohl sie sehr reich an Faserstoff sind, bisher von geringer oder keiner Verwendbarkeit.

Ein feiner Kopf zu Paris will dem Publikum Briefmarken zu halbem Preise verkaufen, den Briefumschlag noch dazu umsonst geben und doch dabei gewinnen. Wie stellt er das an? Er macht die Briefhülsen größer, als man sie gewöhnlich hat, aber von so leichtem Papier, daß sie das Gewicht nicht erhöhen; in der Mitte der Fläche wird ein weißer Raum für die Aufschrift gelassen, rings umher aber der Platz mit Anzeigen gefüllt. Wenn das Publikum, angelockt durch den ermäßigten Preis, auf den Gedanken des Spekulanten eingeht und sich Leute genug finden, die ihm ihre Anzeigen zuwenden, kann er ein ganz hübsches Geschäft machen, da die Pariser Post im Durchschnitt täglich 100,000 Briefe befördert.

Aus der Wetterau. Ich habe Ihnen heute ein pikantes Histörchen zu berichten. Eine stattliche Korsettenfabrikantin wußte sich durch saubere Arbeit und namentlich durch „gutes Sitzen" der Schnürleiber (eine Folge akkuraten Maßnehmens und Anprobirens) in der Gunst der Damenwelt so zu behaupten, daß sie auch zahlreiche Bestellungen nach auswärts — Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt, Hanau rc. — erhielt. Dieser Tage kommen nun auf einmal mehrere Bauern zum Hrn. Landrichter zu F. mit der Bitte, der Frau Korsettenmacherin ** doch einmal ein Bischen auf den Zahn zu fühlen, sintemalen es nicht recht richtig mit ihr sey. Der Beamte, anfänglich glaubend, daß es wohl mit den Denuncianten selbst „nicht recht richtig", kam endlich dem Verlangen nach, der Hr. Physikus wurde requirirt, that was seines Amtes und — aus der Frau Schnürbrustverfertigerin entpuppte sich ein handfester Mann. — Weitere Recherchen sollen ergeben haben, daß letzterer in seinem Wohnort nur als „Frau" gekannt, nebenbei aber Vater mehrerer Kinder ist, bei welchen er, wie auch bei den Ortsbewohnern, als „die Tante" figurirt.

Charade.

Aus zwei Sylben bestehet das erstere Wort und bedeutet,
In der vergangenen Zeit, kräftige Männer des Kriegs.
Doch der letzteren Sylbe Geklirre vernimmt man noch jetzo,
Vorzugsweise jedoch stets bei der Kavallerie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Dienstag, 9. Februar 1858.

Jettatura.

(Schluß.)

Abends, nachdem er noch von seinem Fenster aus den Sonnenuntergang betrachtet hatte, befahl d'Aspremont seinem Paddy, ihm eine Maske zu kaufen.

Will er sich etwa maskiren? sagte Virgilio Falsacappa zu sich selbst, nachdem er Paddy den Laden bezeichnet hatte, wo Masken zu haben waren. So ein Forestiere hat doch oft die tollsten Gedanken!

Inzwischen hatte sich Paul vor einen großen Spiegel gestellt und betrachtete sich, als wolle er von sich Abschied nehmen. Er war von einer geisterhaften Blässe, aber eine energische Entschlossenheit lag in seinen Zügen, die er nun zum letztenmale ansah.

Adieu, du bleiches Phantome! rief er seinem Bilde zu, du räthselhaftes Antlitz, in welchem sich die Schönheit mit dem Abschreckenden verbindet. Bald wird eine ewige Nacht mich umgeben und meine Augen werden dich nicht mehr sehen! Was werde ich mit meiner Sehkraft verlieren? . . . Den Anblick mehr oder minder pittoresker Scenerien, in welchen sich in tausend Variationen das große Drama des Lebens abspielt, — das monotone Bild der Jahreszeiten und Tage, des Himmels und der Erde, die immerwährende Wiederholung bekannter Formen. — Nur für dich, Alice, werde ich nicht blind seyn, denn dem Auge meiner Seele wird dein holdes Bild nie entschwinden! Und dann wirst du deinen armen Paul führen, wenn sein Fuß auf dem finstern Wege zaudert, du wirst deine Hand in meiner ruhen lassen, um mich von deiner Nähe zu überzeugen und ich werde auf den harmonischen Klang deiner Stimme lauschen! Durch deinen Mund wird mir das Weltall wiedergegeben, du wirst mir deine Dichter lesen, wirst mir die Gemälde und Statuen beschreiben, du wirst mir das Organ ersetzen, welches ich deinetwegen zerstöre.

So sprach der unglückliche Chevalier zu sich selbst, als Paddy zurückkam und die von Paul verlangte Maske brachte.

Nachdem sich der Groom wieder entfernt hatte, öffnete der Chevalier sein Pistolenkästchen und nahm ein Pulverhorn aus demselben. Dann band er sich die Maske vor, schüttete etwas Pulver auf die Marmorplatte des Tisches und beugte, während er eine von den brennenden Kerzen aus der Girandole nahm, seinen Kopf über dasselbe.

In diesem entscheidenden Momente fühlte er, so groß auch die Entschlossenheit war, eine Schwäche. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirne; aber nur eine Sekunde dauerte sein Zögern, denn schon in der nächsten blitzte eine bläuliche Flamme in die Höhe, und ein einziger halb unterdrückter Schrei verkündete, daß das gräßliche Opfer vollbracht war.

14.

Erst nach drei Tagen konnte der Chevalier sein Zimmer wieder verlassen.

Paddy, von ächt englischer Diskretion, that dergleichen, als glaubte er dem Chevalier aufs Wort, daß ein unglücklicher Zufall ihn des Augenlichtes beraubt habe.

Er erlaubte sich keine Bemerkung, nur verdoppelte er die Aufmerksamkeit, mit der er seinen Herrn bediente.

Auf Pauls Geheiß holte er die Kalesche, die den Chevalier zu Miß Ward bringen sollte und wohin ihn Paddy diesmal begleiten mußte.

Als der Wagen wieder an der Gitterthüre hielt, fühlte d'Aspremont zum erstenmale schmerzlich seine Blindheit, denn nicht wie sonst konnte er mit

einem Sprunge die Schwelle überschreiten, nicht wie sonst konnte er mit schnellem Schritte durch den Garten eilen, sondern vorsichtig und langsam mußte er sich von Paddy durch die dichte Finsterniß führen lassen, die trotz des hellen Sonnenstrahls ihn umgab.

Paul zitterte bei dem Gedanken an die traurige Ueberraschung, die sein Anblick auf Alice und Lord Ward hervorbringen werde, er hatte keine Ahnung, daß ihm selbst eine viel traurigere bevorstand.

Da er von Paddy die Versicherung erhielt, daß Niemand auf der Terrasse, welche man vom Garten aus übersehen konnte, sey, ließ er sich an die Thüre des Hauses führen, wo er Paddy befahl, auf seine Rückkunft zu warten.

Tastend schritt er nun durch die Hausflur bis an die bekannte Thüre des Salons. Er öffnete sie, aber kein freundlicher Gruß hieß ihn wie sonst willkommen, sondern rings um den Blinden herrschte eine schauerliche Stille, als sey das Haus von seinen Bewohnern verlassen.

Da er keinen Laut hörte, der ihn hätte leiten können, blieb er einige Sekunden zögernd unter der Thüre stehen. Endlich war ihm, als vernehme er im Nebenzimmer ein leises Murmeln, eine halb laut betende Stimme. Zu gleicher Zeit drang ihm ein Aether- und Moschusgeruch und der Dampf von brennenden Wachskerzen entgegen; da durchzuckt ihn ein gräßlicher Gedanke und wankend durchschreitet der Blinde den Salon und tritt in das nächste Zimmer.

Nach ein paar Schritten stößt er an einen Gegenstand, der mit Geräusch umfällt. D'Aspremont bückt sich darnach und erkennt durch den Tastungssinn einen Kirchenleuchter. Noch einen Schritt und er stößt sich wieder; nun streckt er seine zitternden Hände vor, sie begegnen einem steifen, leblosen Körper, dann einem Crucifixe, welches auf einem kalten Busen ruht, und endlich einem mit Rosen bekränzten Haupte.

Es ist Alice auf der Bahre!

Paul stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sank, vom fürchterlichsten Seelenschmerze zerrissen, neben der Todten nieder.

„Todt! . . . todt!“ rief er, „und ich ihr unseliger Mörder!“

Der Commodore, der bei der Leiche seiner in der vergangenen Nacht verschiedenen Nichte betete, hatte der ganzen Scene mit beigewohnt. Er hatte es mit angesehen, wie Paul mit unsicherem Tritte nahte, er hatte auf den ersten Blick entdeckt, daß Paul geblendet war. Er errieth Alles, er begriff die Größe dieses nunmehr nutzlosen Opfers und er, dessen Thränenborn versiegt schien, konnte wieder weinen!

Paul bedeckte Alicens Hände mit den Küssen der Verzweiflung. Sein Schmerz erweichte selbst die rauhe Wee, die schweigend und ernst im stillen Gebete hinter dem Commodore kniete. Endlich raffte sich d'Aspremont empor und entfernte sich, nachdem er auf Alicens eisige Stirne einen letzten Kuß gedrückt hatte. Dann ließ er sich von Paddy, der ihn vor dem Hause auf derselben Stelle erwartete, wo der Chevalier ihn gelassen hatte, auf die Terrasse führen, indem er sagte, noch einmal das Lieblingsplätzchen seiner Braut besuchen zu wollen.

Es war dies der letzte Gang, bei welchem Paddy seinen Herrn begleitete; denn kaum auf der Terrasse angelangt, schritt der Chevalier allein, aber mit sicherem Schritte, als besäße er noch die volle Kraft seiner Augen, in gerader Richtung bis an die Ballustrade vor und stürzte sich, ehe der Groom beispringen konnte, um ihn daran zu verhindern, in die Tiefe hinunter.

Einen Tag später wurden unter der Obhut des Commodores auf einer Yacht zwei Särge von Ebenholz nach England gebracht und dann in Lincolnshire in der Familiengruft beigesetzt.

Die beiden Särge enthielten die irdischen Ueberreste der schönen Miß Alice und des unglücklichen Paul.

Was den Commodore betrifft, so bewohnt er jetzt das achteckige Thurmstübchen, welches er sich von Alice ausbedungen hatte; aber er ist allein und sehr verändert. Sein Embonpoint ist verschwunden, sein Appetit verloren; er mischt keinen Rum mehr in seinen Thee, spricht in zwölf Stunden kaum mehr als zwei Worte mit Paddy, den er in seinen Dienst genommen hat, und wenn er sich in seinem Spiegel sieht, so findet er, daß der Kontrast seines weißen Bartes mit seinem karmoisinrothen Gesichte nicht mehr existirt, denn der Commodore ist blaß geworden.

Selbstschreibender Telegraph.

Ueber diese seiner Zeit auch von uns besprochene wunderbare Erfindung bringt die „Spener'sche Zeitung“ aus sachkundiger Feder folgendes Nähere: Eine der allerschwierigsten Aufgaben der angewandten Naturwissenschaften ist gelöst worden. Es handelt sich nämlich darum, von einem Orte zum andern in beliebiger Entfernung mittelst eines einzigen

elektrischen Leitungsdrahtes einen genauen Abdruck (fac-simile) von Federzeichnungen oder Schriften zu übersenden. Der Gedanke ist nicht neu. Schon Wheatstone hatte ihn im Jahre 1843; zahlreiche Versuche wurden damals, namentlich in England angestellt, ohne jedoch ein befriedigendes Ergebniß zu liefern. Der Ruhm der wirklichen Ausführung des Wheatstone'schen Gedankens blieb einem Toskaner vorbehalten. Dem Professor Abt Giovanni Caselli, in Florenz wohnhaft, geboren in Siena, einem im Gebiete der angewandten Naturwissenschaften eifrigen Forscher, ist es nicht allein gelungen, jene zweifelhafte Frage in jeder Beziehung glücklich zu lösen, in so fern als er dahin gelangt ist, in gefärbten Schriftzügen das fac-simile von Schriften und Schriftzeichnungen auf gewöhnlichem weißen, mit einer stofflich zubereiteten Flüssigkeit gefeuchteten Papier darzustellen, sondern er hat auch durch die Vollkommenheit der von ihm gerechtfertigten Maschine die allgemeine Anwendung dieser Erfindung gesichert. Die Länge des Leitungsdrahtes in der von Caselli als Muster aufgestellten Maschine beträgt 2000 Meter. Die Farbe der wiedergegebenen Schriftzüge hängt von den Stoffen ab, welche zur Bereitung der Flüssigkeit, in die das Papier vor dem Gebrauch zu tauchen ist, angewandt werden. Bis jetzt ist es Herrn Caselli gelungen, seine Farbe in roth, violett oder blau zu erhalten, jedoch ist letztere die am schönsten leuchtende, und erzeugt er sie durch Anwendung von blausaurem Kali. Durch allgemeine Anwendung dieser Erfindung wird es möglich seyn, aus beliebiger Entfernung einen schriftlich beglaubigten Vertrag zu schließen, gerichtliche Vollmachten zu ertheilen, sein Leben und Wohlseyn eigenhändig zu bescheinigen. Der Feldherr kann vom Schlachtfelde aus ganz allein seinem Staatsoberhaupte geheime Nachrichten mittheilen und Befehle empfangen, ohne zu der zeitraubenden umständlichen Zifferschrift seine Zuflucht nehmen zu müssen, Kriegführungspläne mit ihm zeichnen, die Stellung des Feindes und seine eigene jeden Augenblick durch Fingerzeige auf der Karte veranschaulichen u. s. w. Der unübertreffliche Nutzen jedoch, den man durch den Gebrauch dieses neuen Telegraphen im gemeinen bürgerlichen Leben wird erzielen können, liegt in dem Umstande, daß man in derselben Zeit, in welcher man mit den bisher üblichen Maschinen eine gewöhnliche Depesche befördern konnte, den Umfang der telegraphischen Mittheilung bis in's Unglaubliche ausdehnen kann, zumal, wenn man sich dabei der Stenographie bedient. Mit dem jetzt am allgemeinsten gebräuchlichen Telegraphen von Morse kann ein geübter Telegraphist in einer Minute 60 Buchstaben abfertigen, mit dem neuen Telegraphen von Hughes, von welchem amerikanische Zeitschriften die außerordentliche Schnelligkeit rühmen, ist es selbst im günstigsten Falle nicht möglich, mehr als 84 Buchstaben in der Minute zu telegraphiren; der Caselli'sche hingegen, welcher von seinem Erfinder „Pantellegrafo" genannt worden, befördert in einer Minute eine Depesche von der Größe eines Quadrat-Dezimeters, welche ungefähr 500 Buchstaben gewöhnlicher Schrift wird enthalten können. Ja, noch mehr! Gemäß den technischen Grundsätzen, nach welchen die Caselli'sche Maschine gebaut ist, richtet sich der Umfang einer Depesche nach der Größe der Maschine, so daß also eine viermal größere Vorrichtung als die von Caselli als Muster verfertigte ungefähr 60,000 Buchstaben in einer Stunde wird befördern können.

Mannigfaltiges.

Das deutsche Leben und die deutsche Sitte verschaffen sich in Nordamerika immer mehr auch bei den seither so vorurtheilsvollen Yankees Eingang. Das deutsche Bier hat an vielen Orten den Sieg über die Mäßigkeitsnarrheit errungen und selbst die Turnerei, welche den Natives Anfangs so kurios vorgekommen war, hat bereits einen ernsten Sieg davongetragen. Mit der „Miami University" in Oxford im Staat Ohio ist nämlich eine Turnschule in Verbindung gebracht und am 8. Dezember v. Js. feierlich eröffnet worden. Sie wird von zwei Deutschen, Namens Römler und Christin geleitet und erfreut sich der Unterstützung der hervorragendsten Bewohner der Stadt Oxford.

„Ueber das Schlittschuhlaufen." Das Schlittschuhlaufen, sagt ein in diesen Sachen wohlerfahrener Arzt, Vorstand einer heilgymnastischen Anstalt, hat schon deßhalb einen hohen gesundheitlichen Werth, daß es in einer Jahreszeit vorgenommen wird, welche außerdem wenig Gelegenheit zu kräftiger Bewegung in freier Luft bietet. Die für die allgemeine Gesundheit so wichtige Vertrautheit mit den Einflüssen der harten Winterluft wird dadurch auf die beste Weise gewonnen. Aber es gewährt auch noch wesentliche Vortheile.

Es ist eine der vorzüglichsten Arten der Fußgymnastik. Um den Körper auf der glatten Fläche des Eises und auf der schmalen Metallklinge des Schlittschuhes im Gleichgewicht zu erhalten, ist ein ungewöhnliches und vielseitiges Muskelspiel, besonders aller am Unterschenkel und an und zwischen den Zehenknochen wirksamen Muskeln erforderlich. Die Fußmuskeln werden sämmtlich dadurch sehr gekräftigt und somit die ganze Körperhaltung befestigt. Sodann übt diese Bewegung einen entschiedenen und in vielen Fällen sehr willkommenen Einfluß auf Regelung der Fußstellung, auf die normale Auswärtsstellung der Füße. Bekanntlich läßt sich die Erhaltung des Gleichgewichts und das Ausschreiten auf den Schlittschuhen gar nicht anders bewerkstelligen, als eben durch festes Auswärtsschreiten der Füße. Die diese Fußstellung bewirkenden Muskeln werden da vorzugsweise geübt und gekräftigt und dadurch die Bildung der Gewohnheit einer richtigen Fußstellung überhaupt erleichtert und vermittelt.

Heut zu Tage kann sich in Europa Jedermann, der das Geld dazu besitzt, so viele Pferde kaufen und halten, wie ihm beliebt. Im sechszehnten Jahrhundert gehörte dazu, wenigstens in Spanien, eine besondere kgl. Erlaubniß. Aus Dokumenten, welche man in dem Archiv zu Simancas gefunden hat, ergibt sich wenigstens, daß Christoph Columbus „wegen seiner Gebrechlichkeit und seines Alters, sowie wegen seines Ruhmes als persönliches Vorrecht die Erlaubniß erhielt, ein gesatteltes und gezäumtes Maulthier zu besitzen und zu reiten.“

Das Hochzeitsgeschenk, welches die Stadt Magdeburg dem Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin gewidmet hat, besteht in einer silbernen Nachbildung der auf ihrem alten Markte befindlichen Reiterstatue des Kaisers Otto I. Diese Nachbildung en miniature verlangt einen halben Zentner Silber und wird etwa 5000 Thaler kosten.

Es ist in Paris ernstlich davon die Rede, in dem Hauptschiffe des Industriepalastes Carrussels und Turniere aufzuführen, wobei die Mitwirkenden maskirt seyn würden. Jeder Kämpfer soll eine Einlage bezahlen wie bei den Wettrennen, und es sollen bedeutende Preise ausgetheilt werden. Es heißt sogar, die Unternehmer wollten eine Nachahmung des venetianischen Carnevals auf dem Markusplatze in dem Industriepalaste aufführen lassen.

Wär's nicht besser, Herr Doktor! Der Doktor Schluckmeier saß eben im Wirthshaus und mochte wohl etwas zu tief in's Glas geschaut haben, als er eilig zu einem Erkrankten gerufen wurde. Zwar ungern, erhob er sich doch, sammelte sich ein wenig und ging zu dem Patienten, einem Postillon, den ganz plötzlich ein hitziges Fieber überfallen hatte. Er verschrieb ihm Blutegel, ließ sie sogleich aus der Apotheke holen und übernahm, da die Frau des Kranken sich sehr ungeschickt anstellte, selbst das Geschäft, ihm dieselben an die Beine anzulegen. Aber trotz allen Bemühungen und Flüchen des Doktors wollten die Blutegel nicht anbeißen, so daß nach einer Viertelstunde endlich Schluckmeier die Geduld verlor und aufhören wollte. Da trat plötzlich die Frau des Postillons, die bisher gespannt bei der Operation zugeschaut hatte, mit dem Vorschlage hervor: „Wär's nicht besser, Herr Doktor, wenn wir meinem Manne erst seine Lederhosen auszögen?“

Gesungene Contretänze. Auf dem letzten prachtvollen Balle der englischen Gesandtschaft in Paris wurden zum erstenmale gesungene Contretänze getanzt; das Orchester ließ sich nämlich von Frauenstimmen begleiten.

Dreisylbige Charade.

Nach der Ersten geht im Leben
Jedes Menschen stetes Streben,
Ist sein Herz und Sinn recht gut;
Und besitzt er frohen Muth,
Und vergißt er immerdar
Nicht der Sylben letztes Paar,
Wird er meist die Erste gründen.
Aber deren seltne Spur
Sucht der Edle immer nur
Durch das Ganze aufzufinden.
Ja, o Mensch! im schönsten Glanze
Zeigt sich deines Lebens Stern,
Wenn dein Busen immer gern
Gegen Jeden hegt das Ganze.

Auflösung der Charade in No. 17:

Rittersporn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Freitag, 12. Februar 1858.

Ein Räthsel ist das Weib.

Ein Räthsel ist das Weib; in seinem Herzen
Die ganze Schöpfung liegt als kleines Buch,
Der Tag der Freuden und die Nacht der Schmerzen,
Das Weib vereint's — ein ew'ger Widerspruch.

Das Weib beglückt, und es betrübt unsäglich,
Es fordert Opfer, wie es Opfer bringt;
Nichts ist so fest, und Nichts ist so beweglich —
Von ihm die Kunde wie ein Mährchen klingt.

Nichts liebt gleich ihm, Nichts kann gleich ihm auch hassen;
Kein Wesen höher steigt, keins tiefer fällt;
Hier kann das Weib mit tiefer Gluth erfassen,
Dort nur wie kalter Hohn es in ihm gällt.

Kein Mann kann wie ein Weib so Alles wagen,
Kein Mann zürnt wie das Weib mit Racheluft;
Und doch liegt banges, schüchternes Verzagen,
Liegt die Versöhnung in derselben Brust;

Der höchste Leichtsinn, wie der Ernst, der tiefe,
Im Weibe stündlich dir entgegen tritt.
Es ist, als ob ein Chaos in ihm schliefe, —
Ein Wort und eine Welt weckst du damit. —

Es schmückt den Saal Dir mit der Schönheit Blume,
Es flicht des Witzes geistig Zauberband,
Und macht das Haus zu seinem Eigenthume,
Und waltet da mit nimmer müder Hand.

Die tiefsten Dienste und die schönsten Werke,
Das Weib verrichtet beide gleichgesinnt;
Die höchste Schwäche und die höchste Stärke,
Sie sind des Weibes Wiegenangebind'.

Ein Widerspruch des Guten und des Bösen,
Ein Doppelantlitz; das da weint und lacht,
Ein Räthsel ist das Weib — um es zu lösen,
Mußt Du es binden mit der Liebe Macht.

Die Auswanderer.

1.

In einem Dorfe in der Nähe von Speyer saß ein bejahrter Landmann behaglich auf der Bank Der Frühling entfaltete alle seine Pracht, der Weisdorn blühte an allen Hecken, die Nachtigall schlug in dem Busche und im Busche ließ der Kukuk seinen Ruf hören. Der alte Mann gab sich dem wohlthätigen Eindruck des schönen Tages ungestört hin und ließ seine Blicke über das grüne Gefilde schweifen, welches sich vor ihm ausbreitete, indem er dem Laufe des Baches gegen den Rhein zu folgte. Während er so seinen Gedanken nachhing, sah er den Dorfboten herankommen, welcher ihm schon von Weitem zurief:

„Hier, Vater Walther, ist ein mit Stempeln in allen Farben überdeckter Brief; der muß weit herkommen!"

„Ach, ein Brief von meinem Sohne; armer Karl! er hat uns seit länger als drei Jahren nicht mehr geschrieben. Gretchen, Gretchen!"

Das Mädchen, welches der Alte gerufen hatte, erschien unter der Thüre, die Sonntagshaube in der Hand, mit deren Herrichtung sie eben beschäftigt gewesen war und fragte:

„Was ist Dein Begehr, lieber Vater?"

Der Alte gab keine Antwort, sondern las, Wort für Wort, langsam weiter, jedoch so leise, daß ihn Gretchen nicht verstehen konnte. Sie stellte sich vor ihren Vater, betrachtete ihn aufmerksam und suchte in seinen Zügen den Eindruck zu lesen,

welchen der Inhalt des Briefes hervorrief. Endlich fragte sie in ungeduldiger Hast:

„Ist der Brief von Bruder Karl? Wo ist er? Wie geht es ihm?"

„Wo er ist? Du weißt es ja, tausende von Meilen von uns, in Amerika."

Er legte den Brief zusammen.

„Nun, was schreibt er Neues?"

„Liebes Kind, der Brief handelt von sehr ernsten Dingen. Uebrigens gibt er über seine Verhältnisse gute, über Erwarten gute Nachricht."

„Lieber Vater, ich verstehe Dich nicht!" entgegnete Gretchen, indem sie sich an seiner Seite niederließ. „Geh, sage mir kurz und gut, was mein Bruder schreibt!"

„Der Brief ist lang; er hat drinnen sein Glück gemacht, es geht ihm gut; er hat geheirathet..."

„Nun, das ist ja recht schön!" erwiederte Gretchen. „Jetzt kannst Du ruhig seyn und ich werde Dich nicht mehr so in Sorge und Angst sehen, wie im verflossenen Winter. Habe ich nicht immer gesagt, Karl läßt sicher nichts von sich hören, bis er etwas Erfreuliches melden kann."

„Das ist aber nicht Alles," unterbrach sie der Greis; „ich will Dir eine Stelle aus dem Briefe vorlesen, gib wohl Acht."

kaufe, was Du hast, — es ist ohnedem nicht viel, — verkaufe Alles und komm zu uns herein. Du wirst glücklich bei uns seyn und unser Glück ist ohne Dich nicht vollständig. Alles ist zu Deiner Aufnahme gerüstet. Für Gretchen werden wir auch hier einen Mann finden."

„Was!" rief diese, „Alles verkaufen, Acker, Garten und Haus und dann abreisen! Nach Amerika ziehen!"

Walther betrachtete seine Tochter mit festem Blick und nickte bejahend; dann ergriff er ihre Hand und sprach:

„Ich bin schon lange hierauf gefaßt, denn ich habe es kommen sehen, daß Dein Bruder uns auffordern werde, auch hinein zu kommen. Hier verfallen wir, wie Du wohl siehst, in Armuth und wenn ich einst die Augen schließe, werde ich vielleicht Schulden hinterlassen. Unser bischen Besitz nährt uns nur dürftig. Ich bin alt; wenn Gott mich von dieser Welt abruft, stehst Du allein, ohne Stütze, ohne Vermögen!"

„Du bist ja noch kräftig und gesund, Vater. Warum Alles so schwarz sehen? Ich werde mich schon behelfen und Gott verläßt ja die Seinen nicht. Wie viele Mädchen auf dem Lande sind in ähnlicher Lage auch nicht besser daran?"

„Du willst wohl sagen: Ich heirathe, wie Andere auch. Ja, aber dann?"

Gretchen senkte den Kopf und schwieg.

„Ja und dann! Es kommen Kinder, man macht Schulden und schmachtet sein Leben lang unter ihrem Druck. Hat denn etwa schon Einer an Dich gedacht? Weder der lange Ludolph, der Mechaniker; er ist ein wackerer Bursche, ihm schlägt ein gutes Herz unter einem etwas rauhen Aeußern; noch der dicke Ludwig, des Wirths Sohn. Beide suchen reiche Mädchen. Noch weniger aber Schulmeisters Max, ein ordentlicher, gutgezogener Bursche, der auch etwas Vermögen hat; aber er treibt kein Geschäft und schwärmt in höheren Regionen. Andere junge Leute gibt es in unserem Orte nicht."

„Wie magst Du nur hiervon reden, lieber Vater?" erwiederte Gretchen und wandte sich ab, um sich eine Thräne abzuwischen. „Ich bin hier geboren, mir gefällt es in meiner Heimath und ich möchte hier bleiben."

Im Schimmer einer prachtvollen Abendröthe gewährte Feld, Garten und Häuschen ein lachendes Bild, während der Alte mit seiner Tochter zwischen den dichten Bäumen des Gartens sich erging.

Ich, dachte der Greis, kann anderswo nicht mehr Wurzel [illegible] ist es zu spät, [illegible] eben zu beginnen. Dieses Gütchen wird nach Abzug der Schulden bald in eine handvoll Geld verwandelt seyn. Ich muß also Alles verkaufen, die Bäume, die ich gepflanzt, das Land, das ich fünfzig Jahre lang bebaut habe, mit allen traurigen und freudigen Erinnerungen, die daran haften. Mir ist, als sollte ein Theil meines eigenen Selbst begraben werden.

Doch faßte er sich schnell und sprach:

„Siehst Du, Gretchen, wir müssen Vernunft annehmen. Das Land drüben soll prächtig seyn; für wenig Geld kann man so viel Land, als man nur will, haben, da kann es Einem schon gefallen, da kann man sich rühren."

Aber Gretchen hörte ihn nicht. Sie war vor einem mit schneeweißen Blüthen überdeckten Birnbaum stehen geblieben und sprach halblaut:

„Dich, der unter meinen Händen herangewachsen ist, werde ich nicht mehr blühen, ich werde den Distelfinken nicht mehr unter Deinem Laubdache nisten sehen, ich werde Deine saftige Frucht nicht mehr pflücken."

Ihr Vater hatte ihre Klage vernommen, auch ihm war das Herz schwer und als ihre Blicke sich begegneten, brachen Beide in Thränen aus.

„Gretchen, komm in die Arme Deines alten

Vaters und weine Dich aus, mein Kind! Ich hätte eine üble Meinung von Dir bekommen müssen, wenn Du, ohne eine Thräne zu vergießen, Dich von unserm Heimwesen hättest trennen können. Vieles werden wir schmerzlich vermissen, Vieles wird uns aber auch ein Lächeln der Hoffnung herausrufen!"

Walther war wegen seiner Redlichkeit und seiner schlichten, geraden Weise in der ganzen Umgegend beliebt. Verschwiegen und klug mischte er sich nicht gern in fremde Angelegenheiten und plauderte ebensowenig über seine Verhältnisse. Ein reicher Nachbar, welcher sein Gut zu vergrößern suchte, trat mit ihm wegen Ankaufs seines Gütchens in Unterhandlung und obgleich das Geschäft unter der Hand abgemacht wurde, verbreitete sich doch in der Umgegend schnell das Gerücht, daß Walther mit Gretchen auswandere. Sie war hübsch, deßhalb grämten sich ihre Gespielinnen nicht darüber; aber die jungen Männer gaben ihr Bedauern in ihren Blicken zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem „Schauplatz der Natur", von Eduard Hintze entnehmen wir folgende anziehende Schilderung vom Leuchten des Meeres: „Am Firmament erscheinen nach und nach schüchtern die Sterne mit ihrem milden Glanze und nehmen Besitz von dem sonneverlassenen Reiche. Alle beschreiben senkrechte Bahnen über den Ocean, und von Augenblick zu Augenblick erheben sich neue aus der Fluth; nur der Polarstern ruht im Rande der Tiefe, so daß vor dem staunenden Auge sämmtliche Bilder der Sterne, der nordische Bär, das südliche Kreuz mit allen ihren Gefährten während der Nacht vorüberziehen. Doch nicht nur der Himmel hat sich belebt durch die Myriaden der dahinwandelnden Sterne, der Milchstraßen und Nebelflecke, auch das Meer wirft seine Todtendecke, unter der es in Erstarrung dalag, von sich; die Oberfläche bewegt sich in leisem Schaukeln, die schlaff herunterhängenden Segel schwellen an und sanft, einem schwebenden Vogel gleich, gleitet das Schiff dahin. Aber welches Wunder geschieht? Ein Feuerstrudel bezeichnet die Bahn, welche der Kiel des Schiffes durchschnitten, die zurückgelassene Wasserfurche lodert in lichten Flammen, die, einem Kometenschweif ähnlich, vom Schiffe sich ausbreiten und mit demselben sich fortbewegen, während die ganze umgebende Wasserfläche wie ein schwarzer Spiegel daliegt, worin sich die Sterne des Himmels wiederschauen. So vergeht die Nacht unter Freude im Schauen, bis der erwachende Tag wieder die todte Einförmigkeit heraufbeschwört; aber die ersehnte kühle Nacht erscheint wieder und das Meer führt ein noch großartigeres Feuerwerk auf: der dunkle Sternenspiegel ist verschwunden und so weit das bewundernde Auge reicht, erblickt es ein wellenbewegtes Meer, vom Feuer erglüht. Von dem aus dem Wasser sich erhebenden Ruder tropft kein Wasser, sondern flüssige, strahlende Goldperlen und die kühn in das Naß greifende Hand ist plötzlich in die Hand des Midas umgeschaffen, die Alles, was sie berührte, in Gold verwandelte. Und bei diesem überraschenden Wunder pfeifen lustig die Winde und spielen mit Feuerfunken anstatt des Meerschaumes. Nur das unabsehbare Meer kann solch ein einfaches, großartiges Schauspiel aufführen, wogegen alle Naturerscheinungen auf dem festen Lande als kleinlich sich verkriechen müssen. Indeß auch dieses Schauspiel ist mit dem Anbrechen des Tages zu Ende. Aber es war nur der zweite Akt, den dritten und glänzendsten führt das Meer in folgender Nacht auf. Mit dem Anbrechen der Nacht öffnet sich die gewaltige Bühne zum dritten Male und nun ist es nicht nur die schäumende Oberfläche, welche im Flammenglanze aufgeht, sondern das ganze Wasser bis zu einer bedeutenden Tiefe hat sich in ein Feuermeer verwandelt, Alles darin ist lebendig und hilft auf seine Weise der Pracht des Schauspiels eine unendliche Mannigfaltigkeit zu verleihen: da schwimmen fußlange Stäbe, rothglühend wie Eisen, durchsichtige Kugeln prangen in dem Golde des Rheinweins, längliche, große Perlen haben sich zu Schnüren zu einem Halsschmucke vereinigt und strahlen in dem grünen Feuer der Smaragden; daneben treiben dunkle Rubinen und durch das ganze, hell erleuchtete All ist das Heer der weißblitzenden Diamanten zerstreut. Vor diesem Feuer erlischt die Gluth der Edelsteine, der Glanz der Metalle verdunkelt sich und die Farbenpracht der Blumen und Schmetterlinge, die um sie kosen, erbleicht! Das sind die verschiedenen Formen des Meerfeuerwerkes — das Leuchten des Meeres ist ein großes dreiaktiges Schauspiel, eine Freudenfeier-Trilogie des Poseidon!"

Aus Verden (Hannover) wird geschrieben: Ein junger, schlanker Husar des hiesigen Garde-Husaren-Regiments hat kürzlich bewiesen, daß es

möglich sey, während einer Viertelstunde neben einem Eisenbahnzuge herzulaufen und ebenso früh bei der Station anzukommen wie dieser. Husar C. war auf Urlaub nach Eberloh gewesen und mußte am Abend des 26. Dezember wieder zum Dienst sich melden. Bei der Station in Selze angekommen, erfuhr er, daß der nächste Zug daselbst nicht anhalte, weßhalb er raschen Schrittes Wunstorf zueilte. Unterwegs holte ihn der Bahnzug ein; der junge, feurige Mann entschloß sich schnell, nahm seinen Säbel in die linke Hand, sprang im raschen Fahren hinter den letzten Wagen des Zuges, erfaßte denselben, ließ sich einige Schritte fortziehen, vermochte dieses aber nicht auszuhalten, ließ los und lief nun in voller Uniform, mit dem dicken Pelz bekleidet und den Säbel in der linken Hand, eine Viertelstunde neben dem Zuge her bis nach Wunstorf, wo ein Schaffner, der das Manöver gesehen hatte, ihn rasch in ein dichtes Coupe hob, ein Billet für ihn löste und ihn so wohlbehalten hierherbrachte. In der Kaserne angekommen, wo er seine Läufertour erzählte, weil ihm der Schweiß durch die Uniform, ja durch den dicken Pelz gedrungen war, wurde er in ein Unteroffizierzimmer und in Decken eingehüllt in's Bett gebracht, worin er einen Tag verharrte und dann wohlgemuth dasselbe verließ; nur wollten ihn anfänglich die Beine nicht recht tragen.

Was in der Welt möglich gemacht wird! Der Tenorist von der Osten in Berlin, der sich zur vorjährigen Saison nach London begeben, hatte unter anderen Engagements auch die Verpflichtung übernommen, für die Monate September und Oktober eine sechswöchentliche Reise zu machen, mit der Bedingung, jeden Abend, mit Ausnahme des Sonntags, und jedesmal in einem anderen Orte zu singen. Der Erste, welcher sich zu solchen Strapazen hergab, war der Pianist Döhler, der im Jahre 1844 in 23 Tagen fünf und dreißig Konzerte gab und zwar in verschiedenen Städten. So z. B. gab er am 11. Oktober Vormittags ein Konzert in Southampton, Nachmittags eines in Portsmouth; später Vormittags in Bolton, Nachmittags in Manchester; dann in Chester, Nachmittags in Liverpool, sogar einmal Vormittags in Glasgow, den Nachmittag in Edinburgh. Ein reisender Virtuose, der Geld machen will, hat starke Nerven und durch die Vortheile der Eisenbahn und des Dampfes geht Alles!

Die Weinhändler in Deutschland und Frankreich (bemerkt Glasbrenner in seinem Phosphor) zerbrechen sich noch immer den Kopf darüber, wie sie den köstlichen Wein des Jahres 1857 taufen sollen, das heißt ausnahmsweise: durch welchen Kollektiv-Namen dieser tugendhafte und geniale Sohn der freien Berge vor seinen ungerathenen Brüdern letzterer Jahrgänge auszuzeichnen wäre. Nachdem „Kometen-, Planeten-, Friedens- und Krinoline-Wein" aus stichhaltigen, ästhetischen, historischen und andern Gründen bereits verworfen, schlagen wir „Panik-Wein" vor. Denn indem wir ihm den Namen der großen Katastrophe geben, die an seiner Wiege steht, wird uns dieser Wein bis zu seinem letzten Blutstropfen und bis zu seiner letzten Liebesthräne daran mahnen: a) daß alles Gold des Glanzes eitel ist ohne die Blume des Geistes; b) Maaß zu halten; c) nicht mehr zu bestellen und zu genießen, als man möglicherweise bezahlen oder doch vertragen kann; d) daß dem Rausche ein Katzenjammer folgt; e) daß, wenn man zu viel haben will und den Kopf nicht frei behält, man vom Schwindel erfaßt wird, es schief mit einem geht, man stolpert und fällt; f) daß der schuldige Trunkene den Unschuldigen mit sich reißt; — daß aber auch endlich g) nach dem Regen Sonnenschein folgt, in welchem das Edelste reift, welches uns Leid und Sorge vergessen, unser Herz begeistert, unsern Geist beherzt, uns Alle zu Brüdern und . . . . . selig macht!

Das Schneiden der Bretter soll von der Nord- nach der Südseite des Baumes erfolgen, wenn sie sich nicht werfen sollen, weil die Zellen nach der Nordseite kleiner, nach der Südseite größer werden, jeder Baum daher nach der Nordseite härteres Holz hat und die Härte nach der Südseite zu abnimmt.

Zwei Eigenschaften schützen im Leben vor allem Uebel: Haushalten und Aushalten.

Buchstabenräthsel.

Mit A der Ruhe gewogen,
Mit E sehr knapp abgewogen,
Mit O der Stahl überzogen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 18:
Wohlwollen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Sonntag, 14. Februar 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Als Walther einmal, von Gretchen begleitet, nach dem Dorfe heimkehrte, sprach ihn Ludolph, der Mechaniker, ohne Umstände auf dem Wege an.

„Ei, Herr Walther, Ihr habt einen Brief aus Amerika erhalten, ich gleichfalls. Ihr zieht fort und ich mache es ebenso. Wie man hört, kann man drüben Geld verdienen; ich sehe nicht ein, warum ich nicht ebenso gut wie Andere mein Glück in Amerika finden sollte!"

„Ich wünsche Euch guten Erfolg," gab ihm Walther zur Antwort.

Ludolph fuhr fort:

„Es war mir nur widerwärtig, ganz allein die Ueberfahrt zu machen. Da Ihr Euch aber bald einschifft, so gehe ich jetzt auf dasselbe Schiff. Laßt mich nur machen, Jungfer Margareth, ich werde für Euch und Eueren Vater besorgt seyn. Ich kenne mich auf dem Schiffe aus; ich habe in Seestädten gearbeitet und bin sogar einmal bei garstigem Wetter weiter als drei Meilen in die offene See gefahren. Ja, die Wellen, mit denen ist gar nicht zu spaßen. Es gibt deren, welche so hoch wie Euer Haus sind."

Gretchen, welche sich am Arme ihres Vaters hielt, machte eine Bewegung der Ungeduld, welche Ludolph für ein Zeichen des Schreckens hielt. Er fügte deßhalb bei:

„Ja, höher als Euer Haus; aber, pah, das macht Nichts. Ist es denn wahr, Walther, habt Ihr für Euer Gütchen das Doppelte seines Werthes erhalten? Das ist ein gutes Geschäft und es freut mich Euretwegen ganz besonders."

„Ich habe nicht mehr dafür bekommen, als es werth ist," gab Walther zur Antwort und setzte seinen Weg fort, während Ludolph in seinen dicken Bart griff, der an Farbe dem unter der Augustsonne gedörrten Grase glich, und ihm nachschauend halblaut vor sich hin sagte:

„Der alte Walther ist heute auch nicht in besonders guter Stimmung!"

Nach wenigen Schritten wandte sich Gretchen mit den Worten gegen ihren Vater:

„An dem bekommen wir einen langweiligen Reisegefährten!"

Der Alte entgegnete:

„Man kann sich seine Begleiter nicht immer nach Gefallen wählen. Es gibt Leute, deren sanfte und gewählte Worte einem Sommerregen gleichen, welcher auf dürstendes Erdreich fällt, aber sie sind selten. Dagegen gibt es auch Andere, deren Rede, dem Hagel gleich, unversehens auf unsere innersten Gedanken sich wirft und uns unwillkürlich verletzt."

Während dieses Gespräches hatten sie ihren Heimweg fortgesetzt und Walther machte, einem instinktartigen Triebe folgend, je näher der Heimath, desto größere Schritte. Gretchen hatte Mühe gleichen Schritt zu halten und blieb nach und nach zurück. Als sie an dem Fußweg anlangte, welcher gerade auf ihr Häuschen zuführte, warf sie einen Blick auf die nahe, mit hohem Gras bewachsene Wiese. Dort stand Max, des Schulmeisters Sohn, an einem Baume. Mit seinen langen, blonden, auf den Nacken herabfallenden Haaren, seinen blauen Augen und seinem kurzen, grünen, eng anliegenden Röckchen sah er wie ein junger Träumer aus, der mehr darnach trachtete, sich in die Ideenwelt zu erheben, als mit den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens zu beschäftigen. Er verneigte sich vor Gretchen, welche vorüberging, ohne ihren Blick aufzuschlagen. Höchst selten hatte er seit den Tagen ihrer Kindheit das Wort an sie gerichtet; sie kannten sich übrigens gut, ohne mit einander zu verkehren, wie man sich eben auf dem Lande kennt, wo alle Verhältnisse so ziemlich gleich sind.

Max war vor Kurzem aus München gekommen, wo er seine Universitätsstudien vollendet hatte. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt stellte ihn in den Augen seiner Landsleute höher.

In dem Dorfe hätte Gretchen wahrscheinlich seinen Gruß erwiedert, aber hier an diesem abgelegenen Orte war sie durch die Anwesenheit des jungen Mannes überrascht und verwirrt. Sie ging deßhalb schneller, um ihren Vater einzuholen, der nach ihr zurückschaute. Da ertönte die Stimme des Studenten, klangvoll und angenehm, nicht weit von ihr; er sang Göthe's schöne Verse:

„So hab ich wirklich Dich verloren,
Bist Du, o Schöne, mir entfloh'n?..."

Im Begriff, das Land zu verlassen, gab sich Gretchen dem Gedanken hin, daß diese Verse als heimliches Lebewohl an sie gerichtet seyen; sie wagte aber nicht nach Max zurückzublicken, der sich langsamen Schrittes entfernte; aber die zwei Verse klangen ihr im Ohre, sie wiederholte sie in Gedanken und erröthete über und über. Ihre Umgebung erschien ihr plötzlich lachender und angenehmer, als früher; sie empfand in ihrem Herzen ein ihr unbekanntes Wonnegefühl, das Erwachen einer ungeahnten Empfindung. Doch folgte auf diesen Ausbruch der Freude bald ein Rückschlag wehmuthsvoller Traurigkeit. Sie dachte bei sich:

Galten denn diese hübschen Verse mir? Er kann sie ja auch zur Unterhaltung, oder unabsichtlich, ohne auf mich zu achten, gesungen haben! Mit den Worten: „O Schöne," kann er mich doch wohl nicht gemeint haben! Die galten wahrscheinlich einer Münchener Schönheit! Wie thöricht war es doch von mir, diesen Gesang auf mich zu beziehen!

Nach diesem Selbstgespräche suchte Gretchen den Frieden ihres Innern wieder zu gewinnen. Es fiel ihr schwer; auf die entschwindende Täuschung folgte eine kaum zu verbergende Bewegung; sie suchte daher einige Zeit allein zu bleiben. Statt sich zu ihrem Vater zu gesellen, welcher sich auf der Bank vor dem Hause niederließ, machte sie einen Gang durch das Gärtchen, indem sie sich den Anschein gab, als betrachte sie die in einer Reihe stehenden Fruchtbäume und die auf der Südseite des Häuschens an der Wand stehenden Blumentöpfe. Daselbst stand auch ein dichter Jasminstrauch, am Spalier gezogen, welcher in der Abendluft weithin köstlichen Wohlgeruch verbreitete.

Gretchen bemerkte in dessen Nähe Fußtapfen im Sande. Unwillkürlich begann sie unter Herzklopfen diese geheimnißvolle Spur zu vertilgen, dann schaute sie sich um, um sich zu vergewissern, daß Niemand, selbst ihr Vater nicht, sie sehen könne. Sie hatte hinter einem zurückgebogenen Zweige ein künstlich gebundenes Sträußchen entdeckt, ein Tausendschön von dreifarbigen Violen umgeben. Gretchen ergriff es hastig, verbarg es, trug es in ihre Kammer und schloß die Thüre. Sie stellte sich vor den Spiegel, ordnete ihr Haar und hing ihren Sonntagsschmuck, eine goldene Kette mit Kreuz um. Anfänglich beschaute sie sich mit einer gewissen Unruhe. Bald schwand aber die Blässe, die Wirkung ihrer Aufregung, und ein lebhaftes Roth überzog ihre Wangen; ihre Augen leuchteten von einem durch den Schatten der langen Lider gemilderten Glanze. Sie lächelte und zwischen ihren frischen, rosigen Lippen kamen schöne, kleine, weiße Zähne zum Vorschein. Der Strahl, welcher ihr Herz erwärmte, erleuchtete plötzlich das reine Antlitz Gretchens, indem sie halblaut die Worte wiederholte: „O Schöne! O Schöne!"

Diese Anwandlung von süßer Schwärmerei dauerte jedoch nur einen Augenblick, sie barg den Kopf in den Händen und erröthete unter den Vorwürfen, welche sie sich über diese Regung der Eitelkeit machte, die einem armen Mädchen, wie sie, so schlecht anstand. Und mußte nicht ihre nahe Abreise in ferne Gegenden diesen Traum von Glück unterbrechen! Solchen Gedanken gab sie sich hin, doch minderte eine unbestimmte Hoffnung deren Bitterkeit. Sie fühlte sich weniger niedergeschlagen, nicht mehr so traurig, wie zuvor. Bei der Ungewißheit über ihr Loos hielt die Gewißheit, geliebt zu seyn, sie aufrecht und gab ihr Muth.

Von Gedanken anderer Art erfüllt, war Vater Walther mit den Vorbereitungen zur Reise eifrig beschäftigt. Je schmerzlicher ihm dies Opfer war, desto mehr sehnte er sich nach dessen Vollendung. Gretchen ihrerseits ordnete Alles im Hause und brachte in Koffern und Kisten die verschiedenen Gegenstände achtsam unter, welche sie mitzunehmen gedachte. Vater und Tochter wechselten in diesen Tagen einer peinlichen Beschäftigung nur wenige Worte, aus Furcht, einander durch Andeutungen der nahe bevorstehenden Abreise trüb zu stimmen. Walther war übrigens erstaunt, als er seine Tochter mehr träumerisch als traurig sah, bewunderte ihre Kraft und hegte vor dem Augenblick des Abschieds vom Vaterlande für immer weniger Furcht für sie.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heimweh der Thiere.

Durch die Vorstellung eines früheren, relativ besseren Zustandes und das Vergleichen mit dem gegenwärtigen entsteht ein Kontrast, der, wenn die früheren Bilder durch die Einbildungskraft immer wieder geweckt und verschönert werden, eine krankhafte Stimmung derselben verursacht — das Heimweh.

Das Heimweh ist die schwärmerische Sehnsucht nach dem früheren geliebten Aufenthalte. Sie beschränkt sich aber nicht immer auf den Wohnort, sondern erstreckt sich auch auf die Genossen und bei unseren Hausthieren selbst auf die Menschen, die sich mit ihnen abgaben. Das Heimweh findet sich nur bei den höheren Thieren und man kann die tägliche Erfahrung machen, daß Tauben, Hunde, Katzen, Pferde, wenn sie von ihrem Wohnorte weggebracht werden, bei der ersten Gelegenheit wieder zurückkehren. Das Heimweh wirkt lähmend auf das Seelenleben und selbst auf die Verrichtungen des Leibes. So werden viele Vögel durch die Gefangenschaft so betrübt, daß sie alle Freßlust verlieren und in kurzer Zeit sterben. Unter den Singvögeln sind es besonders die Nachtigallen, die, wenn sie später im Jahre gefangen sind, nachdem sie sich bereits gepaart haben, in der Gefangenschaft nicht lange leben. Auch die Mandelkrähen sollen alle Nahrung verschmähen und selten den dritten Tag überleben. Ebenso stirbt jede alte eingefangene Trappe in Trotz, Gram und Angst bald dahin. Wird der Kap-Affe schon erwachsen eingefangen, so ist er traurig, nimmt keine Nahrung zu sich und stirbt nach wenigen Wochen: ebenso der gefangene Cuguar. Nach Burbach erfolgt der Tod bisweilen so früh, daß er nur durch eine mehr unmittelbare Einwirkung der Seele herbeigeführt seyn kann. Die Sehnsucht nach der Heimath tritt als ein dunkles Streben, wohl meist noch vom Instinkt geleitet, bei den Wandervögeln ein. Zur Zeit der Wanderung werden in Käfigen gehaltene Vögel äußerst unruhig, obwohl es ihnen an Futter nicht gebricht und sie gegen die äußere Temperatur geschützt sind.

Deutlicher tritt die Sehnsucht nach der Heimath bei unseren Hausthieren ein. Tagtäglich machen wir die Erfahrung, daß Hunde und Katzen, wenn sie auch im Sacke fortgetragen oder des Nachts in Wagen transportirt werden, wieder nach Hause kehren. Brennier erzählt, daß ein Esel, der in Gibraltar eingeschifft und unterwegs (am Pont de Gat) über Bord geworfen war, einige Tage darauf Morgens vor dem Thore von Gibraltar erschien und nach Oeffnung desselben sogleich nach seinem alten Stalle lief. Er hatte einen Weg von 50 Meilen zurückgelegt.

Das Bedürfniß, an seinem Wohnorte zu bleiben, findet sich im ganzen Thierreiche verbreitet und nur wenige schweifen fortwährend umher; sie entfernen sich nicht leicht weit von ihrer Heimath und weite Wanderungen unternehmen sie nur in Gesellschaft, wo das Thier, da es mit seiner ganzen Familie fortzieht, sich in der Fremde doch unter seinen Freunden und Bekannten befindet und die Heimath nicht so schmerzlich vermißt. Dabei ist zu bemerken, daß diese Wanderungen periodisch sind und die Thiere, wenn die Verhältnisse im Vaterlande wieder günstiger geworden sind, in großen Schwärmen dahin zurückziehen.

Eine Schildkröte, die man bei der Insel Ascension gefangen und der man am Bauchschilde Buchstaben und Ziffern eingebrannt hatte, wurde, als das Schiff in den britischen Kanal kam, über Bord geworfen, weil man ihren Tod nahe glaubte, aber zwei Jahre darauf in der Nähe der Insel Ascension wieder gefangen. Die Zugvögel besuchen die alten Plätze wieder und unser Hausgeflügel kehrt freudig von der Weide nach seinem Stalle. Jedes Thier der Rinderheerde sucht bei der Rückkehr seinen Stall, wohin es gehört; das Pferd beschleunigt seine Schritte auf jedem Rückwege und ist trotz seiner Ermüdung nicht verdrossen; es ist nicht wegen des zu erwartenden Futters, denn es trabt auch fröhlich nach dem Stalle, wenn es von der Weide kommt; auch nicht allein, weil es hier Ruhe und eine angemessene Temperatur findet, denn wo es gar nicht in den Stall kommt, zeigt es (nach Reigger) die gleiche Liebe für seinen Weideplatz, so daß es, wenn man es weggebracht hat, oft aus einer Entfernung von 80 Stunden dahin zurückkehrt.

Sind die zu einer Heerde gehörigen Alpenkühe einige Zeit von einander getrennt gewesen, so laufen sie, wenn sie wieder zusammen kommen, mit freudigem Brüllen und Springen einander entgegen. Das Pferd wird, wie Tennecker erzählt, von Verletzungen und Krankheiten schneller geheilt, wenn es mit seinen gewöhnlichen Nachbarn im Stalle zusammenbleibt, als wenn es von ihnen getrennt wird, wo Unruhe und Mißvergnügen die Heilung verzögern. Am anhänglichsten sind Wagenpferde, welche Arbeit und Ruhe mit einander theilen. Führt der Kutscher das eine Pferd an die Deichsel, so folgt das andere von selbst; ge=

trennt verlieren sie die Freßlust und bemühen sich, wieder zusammen zu kommen; beisammen sind sie zur schwersten Arbeit williger. Bringt man unsere Hausthiere von ihrem Wohnorte weg, so sind die meisten an dem neuen Orte unruhig und niedergeschlagen, sie hören auf zu fressen, magern ab, werden sehr traurig und geben dieses manchmal auch durch klagende Laute zu erkennen.

Aus Allem geht unumstößlich hervor, daß die Thierseele ein der menschlichen Einbildungskraft ganz ähnliches Vermögen besitze, welches Bilder hervorbringt, sich im Traume, im Spiele und als krankhafte Steigerung im Heimweh äußert, wie beim Menschen; der Mensch besitzt jedoch nebst der Einbildungskraft auch Phantasie, er vermag die Wahrnehmung des Schönen, seine Idee des Uebersinnlichen sinnlich darzustellen, unter Zutritt der Verstandesthätigkeiten besteht das Vermögen der Dichtung und zur Kunst:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch! hast du allein.

Mannigfaltiges.

Der übertriebene Luxus unsers Jahrhunderts, der vielleicht durch die neuesten Vorgänge diesseits und jenseits des Meeres einen Stoß erleidet, bringt die wunderlichsten Erfindungen zu Stande. Bisher parfümirte man wohl die Zimmer und an seiner eigenen werthen Person Haare, Handschuhe und Taschentücher; neuerdings hat man aber angefangen, weiter zu gehen. Die Amerikaner, in der Kunst des Humbug und des Schwindels uns alternden Europäern gewöhnlich voraus, haben Schaukelstühle erfunden, die bei jeder Bewegung ein kostbares Arom ausströmen. Im Krystallpalaste zu New-York ist ein solches „wohlriechendes Möbel" ausgestellt und wird folgendermaßen beschrieben: Am linken Arm ist das biegsame Rohr, welches, durch kostbare Parfüms gehend, einen Strom von kühler Luft dem im Stuhl Sitzenden in das Gesicht bläst, sobald man durch die Schaukelbewegung den unter dem Stuhl angebrachten Blasebalg in Thätigkeit setzt.

Der Themstunnel hat nicht mehr Anspruch auf Neuheit; der „Arbeitgeber" schreibt in seiner letzten Nummer: Ein Tunnel unter dem Euphrat hindurch ist schon zur Zeit der Semiramis in Ninive gebaut worden. Zum Zweck der Erbauung grub man, wie Dr. Julius Braun in seiner „Geschichte der Kunst" (Wiesbaden bei Kreidel und Niedner) erzählt, dem Euphrat ein neues Bett, in das er während des Baues geleitet wurde. Das starke Gewölbe des Stollens war durch eine dicke Verkleidung mit Bitumen gegen die darüber hinrollende Strömung geschützt.

Daß in Paris Eßwaaren geliehen werden, auch gegen Verzinsung, ist eine alte Geschichte. Man kann darüber sehr pikante Nachrichten lesen in dem „Anekdotischen Paris" von Felix Mornand, Eisenbahnbibliothek. Die Restaurants und Garküchen zehnten Ranges, welche ihren Gästen Trümmer aus dem gesammten Thierreich auftragen, haben vorn in der Boutike die schönsten Hammelviertel und Ochsenlenden hängen, riesige fette Lockvögel, die den hungernden Proletarier hereinziehen; diese imposanten Fleischmassen gehören aber gar nicht dem Besitzer, sie sind vom Metzger entliehen, auf einen halben Tag von Mittag bis Abend; nachher gehen sie an den Fleischkapitalisten zurück, nebst Zins, etwa 5 bis 10 Sous per Tag.

Chinesische Lebensmaxime. „Sitzen ist besser als Gehen, Liegen besser als Sitzen; aber Schlafen ist das Allerbeste."

Logogryph.

Mit B zeigt es ein Instrument,
Das jeder unter uns wohl kennt.
Mit F ist's oben, unten rund,
Sein Inhalt ist oft recht gesund.
Mit G macht's hell,
Mit H ist's grell.
Mit L soll's unterbleiben.
Mit R läßt sich's gut reiben,
Mit P geht's durch die ganze Welt,
Auch sagt man so: und spart sein Geld,
Mit W scheint es zu fragen:
Was gibt's in D zu sagen? —
Das ruft der D, — sollt man zu rathen wagen.

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 19:
Rast — Rest — Rost.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Dienstag, 16. Februar 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Der zur Abreise bestimmte Tag erschien endlich, ein warmer und heiterer Augusttag voll Ruhe und Licht. Die Schwalben zwitscherten unter dem Dache des Hauses, welches verlassen werden sollte, um die Wette. Gretchen war mit der Sonne auf und genoß am Fenster die schöne, lachende Aussicht noch einmal, im Gefühle der Reue über die Gleichgiltigkeit, womit sie, von der Gewohnheit abgestumpft, gar nicht mehr darauf geachtet hatte. Die Luft war erquickend, in dem tiefen Blau des Himmels schwammen weiße purpurgesäumte Wölkchen und Alles deutete auf Fortbestand des schönen Wetters. Gretchen sprach halblaut:

„Oh! Nein, nein! Mit dem heutigen Tage ist nicht Alles vorüber! Wie wird es mir noch gehen? Gott weiß es, ich setze mein Vertrauen auf ihn."

Eben öffnete der Vater die Gartenthüre; sie rief ihm zu:

„Alles ist bereit, lieber Vater; laß uns Gott für die ruhigen Tage Dank sagen, welche wir hier verlebten und ihn bitten, daß er uns in den Prüfungen und Gefahren, die uns bevorstehen, helfen möge."

Sie sprachen Beide ein kurzes Gebet. Walther erhob sich zuerst und sagte:

„Er, der allein und zuerst fort ist, hat das schwerste Opfer gebracht. Der Himmel hat seine Arbeit gesegnet und er ladet uns ein, mit ihm die Früchte seines Fleißes zu genießen. Fort also, wenn es uns auch schwer ankommt; laß uns in die Arme Deines Bruders eilen. Ich grollte diesem Lande nicht; welches uns kaum das Nöthigste gab. O! Nein! Ich liebe es immer noch und denke, wir lassen wohl ein Paar Freunde zurück."

Diese Schlußworte entlockten Gretchen einen Seufzer und sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie machte sich mit ihrem Vater auf den Weg; Beide folgten dem Wagen mit ihrem Gepäcke langsam wie bei einem Leichenzuge. Noch einmal sahen sie nach dem verlassenen Hause zurück.

„Wenn es so schmerzlich ist, den stummen Zeugen unseres Wirkens Lebewohl zu sagen," rief Walther, „wie angenehm muß es dann seyn, zu denen zu kommen, welche uns erwarten! Wohlan, liebe Tochter, hier sind wir zu Ende, also Glück auf nach Amerika."

2.

Die beiden Reisenden kamen bald nach Antwerpen. Eine große Zahl Auswanderer hatte sich von verschiedenen Gegenden Deutschlands dort versammelt. Man sah sie in kleinen Gruppen auf den öffentlichen Plätzen, längs der Kanäle und an dem Hafen. Die Einen betrachteten sorglos Alles mit Gleichgiltigkeit, die Andern blickten schwermüthig und traurig, als könnten sie Nichts fassen. Für den größten Theil dieser Bewohner von Binnenländern war der Anblick eines Seeschiffes etwas Neues; sie verstanden Nichts von den tausenderlei Seilen, welche sich in so großer Ordnung kreuzen und die Gewässer der Flußhäfen gaben ihnen keinen Begriff von der Unruhe des weiten Meeres. Sie waren schon unterwegs und doch hatte die eigentliche Reise für sie noch nicht begonnen. Aber bereits regte sich in ihrem Herzen eine geheime Unruhe, der Vorbote bitteren Kummers, wenn sie an das unbekannte Ziel und dann wieder zurück an das verlassene Vaterland dachten. Unter den Auswanderern fühlte Niemand diese Unruhe mehr, als Walther und sein Gretchen. Die Tage des Wartens wurden ihnen lange und sie fühlten einige Beruhigung, als das Schiff, welches sie aufnehmen sollte, endlich reisefertig war. Die verschiedenen Ballen, Koffer und Kisten, welche am Hafen in Menge umherlagen,

waren nach und nach in dem großen Fahrzeug untergebracht, das Verdeck war aufgeräumt und die halb aufgereffteu Segel schienen günstigen Wind zu erwarten. Um die Ceres herum, so hieß das Schiff, summten die Auswanderer wie Bienen, die Honig suchen. Ludolph ging, überall Hand anlegend, ab und zu. Als Gretchen am Fuße der Leiter ankam, um an Bord zu steigen, näherte er sich und wollte ihr die Hand reichen, aber sie eilte bebenden Fußes hinan und sagte:

„Ich danke! Glauben Sie, ich könne die Stufen einer Treppe nicht allein hinaufsteigen? Auch kann ich mich ja an dem Seile halten."

„Dieses Seil nennt man Fallreep," bemerkte Ludolph, „das andere, mit welchem das Schiff in dem Hafen befestigt ist, heißt Kabeltau. Wir sind nicht mehr auf dem Lande, Fräulein Gretchen und mit dem Elemente und der Lebensart wechselt auch die Sprache. Ich kenne das, denn ich habe in Seehäfen gearbeitet."

Gretchen näherte sich ihrem Vater wieder, welcher nicht wußte, wie er in das Zwischendeck kommen sollte, wo sich die Kajüten der Auswanderer befanden.

„Ah! Ihr wißt nicht wohin, wie ich sehe," sagte Ludolph. Diese schwimmenden Häuser sind den andern gar nicht ähnlich. Hier sind die Schlafzimmer in dem Keller. Haltet Euch da, Ihr kennt das Innere eines Schiffes noch nicht. Entschuldigt mich, ich will voran gehen."

Während Ludolph so sprach, stieg er mit Walther und dessen Tochter die große Hintertreppe hinab. Im Vorübergehen stieß er eine zur Hälfte geöffnete Thür auf und sagte halblaut:

„Hier ist des Kapitäns Zimmer. Seht nur, welche Reinlichkeit! Wie das Alles gut gehalten ist."

Der Kapitän, welcher eben seine Karten ordnete, drehte sich schnell um und schloß die Thüre, indem er über die Unbescheidenen schimpfte, welche die Nase überall haben.

„Die Seeleute sind ein wenig rasch!" sagte Ludolph, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Hierher! Sehen Sie dieses große blecherne Rohr, Fräulein Margarethe? Das ist ein Sprachrohr. He, Schiff! He. So ruft man auf offener See ein Schiff, welchem man begegnet, an. Ich kenne Alles dieses, ich habe in Seehäfen gearbeitet. . . ."

Auf den Lärmen, den er mit dem Sprachrohre gemacht hatte, trat ein Offizier aus seiner Kajüte.

„Was treibt Ihr hier?" fragte er zornig. „Seyd Ihr nicht Passagiere des Zwischendecks? Gehet in das Vordertheil des Schiffes."

Als jedoch der Seemann das liebliche Gesicht der erröthenden Gretchen erblickte, fügte er bei: „Verzeihung, Fräulein, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Ich werde Sie zu Ihrem Zimmer führen. An Bord eines Seeschiffes muß Ordnung seyn, besonders, wenn so viele Passagiers darauf sind."

Ludolph, niedergeschlagen über den wenigen Erfolg, den er von seinem Gang durch das Schiff hatte, folgte still dem Offiziere, welcher Gretchen den Arm reichte. Das junge Mädchen schlug, über die Höflichkeit des Seemannes ganz verwirrt, die Augen nieder. Als sie an dem Raume im Zwischendeck, welcher zur Wohnung der Passagiere bestimmt war, ankamen, grüßte der Offizier Gretchen und ihren Vater und zog sich zurück. In dem ziemlich breiten, aber im Verhältniß zu der Zahl derjenigen, welche ihn bewohnen sollten, engen Raum lagen zwei Reihen von Kajüten. Die Auswanderer waren eben damit beschäftigt, ihre Koffer und Päcke unterzubringen. Durch die geöffnete Lucke hörte man den Lärmen im Hafen und der Stadt, Matrosengesänge und das ernste Geläute der Glocken, welche am Mittag in allen Kirchen klangen.

Nachdem die Auswanderer ihre Zellen geordnet hatten, begaben sie sich auf das Verdeck, um freier athmen zu können und um, wenigstens in Gedanken, an dem Leben auf dem Lande Theil zu nehmen, welchem eine lange Seereise sie entführen sollte. Mit dem Ende der Fluth trat große Bewegung auf dem Verdeck ein, das Kabeltau, welches das Schiff in dem Hafen hielt, wurde gelöst, damit das Schiff den Binnenhafen, dessen geöffnetes Thor dem Flußwasser Durchgang gewährte, verlassen konnte. Die Mannschaft zog das Tau ein und sang im Takte dazu. Die Auswanderer betrachteten, auf ihre Ellenbogen gestützt, stillschweigend den Hafen, die Häuser, die Menge, welche sich langsam zurückzuziehen und von ihnen zu entfernen schienen. Ludolph, welcher sich nicht entschließen konnte, unthätig zu bleiben, wie die anderen Reisenden, hatte auch singend Hand an das Seil gelegt, ohne darum ersucht worden zu seyn, als ein dicker Matrose mit schelmischem Gesichte die Hand des Auswanderers in der seinigen preßte und zugleich mit einem Tritt, den er wie im Takte machte, seinen Fuß traf. Dieser derbe Spaß entlockte dem unglücklichen Opfer einen Schrei, der Reisegesellschaft ein lautes Lachen und selbst die Passagiere konnten bei dem kläglichen Gesichte Ludolph's ein Lächeln nicht unterdrücken. Dieser zog sich gegen das Hintertheil

des Schiffes zurück, verwickelte sich aber in ein Seil, das er nicht bemerkt hatte und strauchelte; sein neuer Hut fiel in das Wasser und schwamm langsam neben dem Schiffe her. Man lachte an Bord, auch die müßige Menge an dem Hafen fand Vergnügen daran, dem breitrandigen Filz nachzusehen, welcher dahinschwamm, wie eine Schiffsmuschel in den tropischen Meeren. In demselben Augenblick fuhr ein Boot von dem Lande her, an der schwimmenden Kopfbedeckung vorüber. Es brachte einen verspäteten Passagier, welcher sich mit seinem Koffer an Bord der Ceres begab. An der Seite des Schiffes beilegend, stieg der Reisende schnell die Leiter hinauf und Ludolph, welcher von ihm den durchnäßten Hut erhielt, konnte einen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten. Die Blicke der Anderen richteten sich neugierig auf den Neuangekommenen.

„Vater," rief Gretchen, „sieh doch die Aehnlichkeit mit Jemand in unserer Heimath."

„Mit Max, nicht wahr?" erwiederte Walther, „er ist es ja selbst! Was hat denn der in Amerika zu schaffen?"

Max grüßte den alten Walther und verneigte sich artig vor Gretchen, dann mengte er sich unter die Auswanderer, welche um den Mast versammelt waren. Als das Schiff den Hafen verlassen hatte und die Ebbe es nach der Mündung des Flusses trug, kehrte die Ordnung, welche durch die Verwirrung bei der Abreise eine Zeit lang gestört worden war, auf dem Verdeck und im Innern des Schiffes allmälig wieder. Die Auswanderer gingen hinab, um ihre Mahlzeit zu halten, nur Max blieb oben. Er ging rauchend auf und ab, die Augen auf die Spitze des Doms gerichtet, neben welchem die höchsten Gebäude Antwerpens Schafen glichen, die zu den Füßen des Hirten lagern. Ludolph trat heran und riß ihn aus seiner Träumerei.

„Du gehst also auch mit nach Amerika?"

„Wie Du sagst," erwiederte Max.

„Und was suchst Du dort?"

„Was mir in Europa fehlt!"

„Vermögen? Hast Du in der Heimath Dein Auskommen nicht?"

„Fürchtest Du, ich könne Dir in den Weg treten? Auf dem Boden der neuen Welt gibt es für mich und noch viele Andere Platz!"

„Aber am Bord nicht, das Zwischendeck ist ganz voll. Ich hatte viele Mühe, bis ich neben Walther und Gretchen ein Unterkommen gefunden hatte. Ich suchte nämlich einen Raum neben ihnen, um ihnen während der Ueberfahrt nützlich seyn zu können."

„Sorge nicht," erwiederte Max; „ich werde schon einen Platz für mich finden. Da kommt der Kapitän eben auf Deck, ich habe einige Worte mit ihm zu reden."

„Du wirst gleich sehen, wie er mit den Leuten vom Zwischendeck umspringt," sagte Ludolph, „ich kenne diesen Seebären."

„Und ich kenne ihn," antwortete Max.

Nachdem er sich durch einen Blick vergewissert hatte, daß er keine Befehle auszutheilen habe und als er wahrnahm, wie derselbe auf einer Bank mit der Ruhe eines Befehlshabers, den kein ernster Gedanke beschäftigt, Platz nahm, näherte sich Max dem Kapitän artig und überreichte ihm einen Brief. Der Seemann las ihn rasch durch, reichte dem jungen Reisenden die Hand und nahm ihn mit in seine Kajüte.

Ludolph blieb auf dem Verdeck, riß Mund und Augen auf, so war er überrascht, ja ein wenig eifersüchtig, als er Max auf der Treppe des Hinterdecks verschwinden sah, welche den Passagieren des zweiten Ranges verboten war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Früher, als die ostindische Kompagnie noch ihr Monopol besaß, schreibt Robert Fortune, wurde der beste schwarze Thee einzig und allein in der Provinz Fokien produzirt. Die Städte Tsin-tsun und Tsong-gun in der Nähe der weitberühmten Woo-e-Hügel waren damals die Hauptmärkte der besten schwarzen Theesorten, welche die Kompagnie exportirte. Zu der Zeit waren die Distrikte in der Gegend von Ning-chow in der Provinz Kiangse nur durch ihren grünen Thee bekannt. Schon seit vielen Jahren indessen ist der in den Ning-chow-Distrikten produzirte schwarze Thee bedeutend in der öffentlichen Meinung gestiegen und wird gewöhnlich auf englischen Märkten sehr gut bezahlt, obschon auch der schwarze Fokien-Thee noch stark ausgeführt wird. Wenn es noch Jemand gibt, der an der alten Ansicht festhält, daß grüner n u r von der Thea viridis genannten Pflanze, schwarzer dagegen n u r von der Thea bohea gemacht werden könne, so wird er es schwer finden, meinem Berichte, wie die Ning-chow-Distrikte ihren grünen Thee in schwarzen umgewandelt haben, Glauben zu schenken. Doch wie schwer es auch halten mag, alte Vorurtheile los zu werden,

„Thatsachen sind schwer wegzuleugnen“ und auf die Wahrheit dessen, was ich sage, mag man sich verlassen. Vor vielen Jahren ließ ein einsichtsvoller chinesischer Kaufmann, der ohne Zweifel bemerkte, daß sich grüner und schwarzer Thee von derselben Pflanze machen lasse, eine ganze Ernte in dem Ning-po-Distrikte als schwarzen Thee bereiten und schickte denselben nach Canton zum Verkauf. Dieser Thee gefiel den fremden Kaufleuten dort sehr gut und ich glaube, das große Haus der Herren Dent u. Komp. kaufte ihn und schickte ihn nach England, wo er bald verkauft wurde und sofort für einen schwarzen Thee erster Klasse galt. Jahr für Jahr stieg dann die Nachfrage nach diesem Thee und ward von den Chinesen ebenso regelmäßig befriedigt. Gegenwärtig liefern die Ning-chow-Distrikte ausschließlich schwarzen Thee, während sie früher nur grünen produzirten. Bedürfe es eines Beweises, so würde dies, wie es scheint, genügen, um zu zeigen, daß schwarzer und grüner Thee von einer beliebigen Varietät der Theepflanze gemacht werden kann und daß die verschiedene Farbe des fabrizirten Artikels einzig und allein von der Behandlungsweise abhängt.

Im Oriente ist der diesjährige Winter so stark, daß der neue französische Gesandte, der sich auf der Reise nach Teheran befindet, erst am 10. Dezember Tabris erreichte, nachdem er am 16. November von Erzerum abgereist war. Nicht selten lag auf der Straße 6 Fuß hoher Schnee und einige Male hatte man 20 Grad Kälte.

Der am 11. Januar 1858 auf der Berliner Sternwarte entdeckte (in Nordamerika bereits am 4. Januar d. J. gesehene) Komet verdient um deßwillen die besondere Aufmerksamkeit des wissenschaftlich gebildeten Publikums, weil schon die bislang möglich gewordenen Beobachtungen keinen Zweifel darüber lassen, daß dieser Himmelskörper mit demjenigen identisch ist, welchen Mechain (damals Astronom der Marine zu Paris) am 9. Januar 1790 auffand. Der Komet wird bis Anfang März d. J. sichtbar bleiben. Er steht gegenwärtig am Bande des Sternbildes der Fische und wird im Laufe des Februars das Sternbild des Wallfisches durchwandern. Seine Entfernung von der Erde beträgt in den nächsten Tagen etwa 17 Millionen geographische Meilen (15 auf 1 Grad des Aequators) und wird bis Ende des Monates sich noch um 2 Millionen Meilen vermehren. Dagegen nimmt seine Entfernung von der Sonne, die jetzt noch auf 22 Millionen und 600,000 Meilen sich beläuft, ab, bis er am 21. Februar d. J., Nachmittags 5 Uhr, seinen kleinsten Abstand von der Sonne in 21 Millionen und 760 000 Meilen erreicht. Unter der — wahrscheinlich richtigen — Voraussetzung, daß seit dem Jahre 1790 keine Erscheinung dieses Kometen unbeachtet vorübergegangen, beträgt daher seine Umlaufszeit um die Sonne 68 Jahre, und die Austheilung seiner Bahn im Weltraume ist derartig, daß der Punkt der Sonnennähe zwischen die Bahnen der Erde und des Planeten Mars, der Punkt der Sonnenferne aber noch etwas über die Bahn des Neptun (des äußersten bekannten Planeten des Sonnensystems) hinaus fällt.

In einem größtentheils mit Wald bedeckten Gebirgszuge hat man ein großartiges Lager von versteinerten Bäumen entdeckt, wie es, wenigstens im Gebiete der Steinkohlenformation, bis jetzt weder in Europa, noch in irgend einem andern Theile der Erde beobachtet worden seyn soll. Es zieht sich zwischen dem wegen seiner gewaltigen Sandsteinbildungen längst bekannten Dorfe Adersbach und Kudowa, in der Gegend des böhmischen Dorfes Radowanz, zwei Stunden von Adersbach, $2^1/_2$ Meilen in der Länge und $^1/_2$ Meile in die Breite und es gibt Punkte, von denen man mindestens 20 bis 30,000 Zentner versteinerten Holzes mit einem Blicke übersieht.

Unter den 175 Inhabern der Helena-Medaille in Namur befinden sich vier Frauenzimmer: Frau Baily, Wittwe Fichet, Albertt Pierrot und Anna Burniaux.

Zweisylbige Charade.

Wohl doppelt ist des Ersten Sinn,
Das Ganze sucht auf ihm Gewinn;
Gehuldigt wird von Dorf und Stadt
Dem Zweiten, der das Erste hat.

Auflösung des Logogryphs in № 20:

A h.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Freitag, 19. Februar 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend erschien Walther und seine Tochter wieder auf dem Verdeck. Von dem Strome fortgeführt, gleitete die Ceres in raschem Laufe zwischen den beiden Ufern der Schelde dahin.

„Gretchen, mein liebes Kind,“ sprach der alte Landmann, „siehe doch, wie diese Wiesen zurückweichen und vor uns zu fliehen scheinen und mit ihnen die auf dem Rasen blöckenden und hüpfenden Heerden. So schwindet und verläßt uns das Leben. Am Ende dieses Flusses kommt das Meer, am Ziele unseres kurzen Daseyns liegt die Ewigkeit.“

„Ach, diese Wiesen sind reizend,“ antwortete Gretchen, „man riecht den Duft des Grases wie im Frühling, und unwillkürlich muß ich an die kleine, mit Blumen übersäete Wiese bei uns daheim, am Fuße des Hügels, denken.“

Sie hielt inne; denn der, dessen unerwartete Ankunft in ihr diese Erinnerung erweckt hatte, stand vor ihr.

Max schien den Schluß ihrer Bemerkung nicht gehört zu haben; als sie aber geendet hatte, sprach er leise:

„Herr Walther, der Schiffskapitän hat Euer Gepäck und das Euerer Tochter in eine kleine Kajüte im Hintertheil des Schiffes, neben der seinigen bringen lassen. Ihr seyd dort besser aufgehoben, als im Zwischendeck, wo so viele Personen versammelt sind.“

Vater und Tochter sahen sich erstaunt an.

„Aber,“ wendete Walther ein, „der Kapitän hat vielleicht nicht daran gedacht, daß ich den Preis für eine solche Kajüte nicht zahlen kann.“

„Danach fragt er nicht!“ beruhigte ihn Max. „Er ist Herr hier und weil er Euch gefällig seyn möchte, so könnt Ihr es wohl nicht zurückweisen. Zudem ist der Auszug schon vorüber, ich bin in Euerer früheren Abtheilung untergebracht und Alles so weit in Ordnung, daß Ihr es nicht mehr ändern könnt.“

„Mein Freund, im Namen meiner Tochter und ein wenig auch für mich selbst, danke ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit,“ sagte Walther; „geben Sie mir Ihre Hand, ich nehme es an, aber unter einer Bedingung.“

Gretchen entfernte sich einige Schritte, als sie sah, daß ihr Vater insgeheim mit Max reden wollte.

„Unter der Bedingung, daß diese Aufmerksamkeit für mich keine Quelle der Unruhe für die Zukunft werde. Hören Sie, Max!“ er drückte ihm mit Heftigkeit die Hand, „ich halte Sie für einen Mann von Ehre. Es ist ein Landsmann mit auf dem Schiffe, der uns durch seine Aufmerksamkeit lästig ist und es ist mir lieb, daß wir etwas aus seiner Nähe kommen. Wenn wir auf dieser Seite die Freiheit erlangen, so hoffe ich, daß wir sie nicht auf der andern verlieren werden. Wenn ich allein wäre, so würde ich mir nichts daraus machen, Ihnen verbindlich zu werden.“

„Seyd ganz ruhig,“ antwortete Max, „es steht fest, daß Ihr diese Kajüte allein der Anordnung des Kapitäns verdankt und daß Ihr dort ganz ungestört bleibt.“

Er drückte dem Auswanderer die Hand und zog sich zurück. Auf diesen machten die Erlebnisse am ersten Tage der Reise einen etwas verwirrenden Eindruck. Ludolph sah von weitem Walther und seine Tochter im Hintertheile des Schiffes untergebracht, wohin er keinen Fuß setzen durfte. Er begriff diesen plötzlichen Wechsel nicht und eine geheime Trauer verbreitete sich über seine Gedanken. Gretchen, ein einfaches Landmädchen, welche wie er, der Verarmung entgehen wollte,

war also in einen höheren Kreis aufgenommen, wo er ihr nicht zu jeder Zeit nahen konnte. So schwand für Ludolph aller Reiz der Ueberfahrt, die er mit der unbestimmten Hoffnung, sich Walther nützlich zu zeigen und seiner Tochter sich angenehm zu machen, begonnen hatte.

Während er solchen Gedanken nachhing und dicke Wolken Rauch aus seiner Pfeife blies, unterhielten sich Walther und Gretchen leise und schauten nach der Sonne. Schon wurden die Schatten länger, auf dem Lande kehrte allmälig Stille ein, und einzelne Sterne zeigten sich im Norden durch ein Netz von kleinen Lämmerwolken. Noch eine halbe Stunde trieb ein leiser Abendwind das Schiff geräuschlos durch das dunkle, tiefe Wasser, dann wurde er frischer, am Schnabel des Schiffes rauschte es lauter, eine schwankende Bewegung wurde fühlbar; die Segel schwellten sich, die Wellen wuchsen unter dem Kiel, die Erde bedeckte tiefer Schatten, sie schien in Nacht zu verschwinden. Endlich spritzte der Schaum hoch auf und bekränzte die Seiten der Ceres, welche der Scheldestrom auf die rauschenden Wellen der hohen See hinausgeführt hatte.

3.

Die ersten Tage einer Seefahrt haben immer ihr Unangenehmes für die, welche nicht seegewohnt sind. Außer dem Leiden, welchem sie in Folge der Bewegung des Schiffes und dem unaufhörlichen eintönigen Geräusch der anprallenden Wogen verfallen, peinigt sie auch die veränderte Lebensweise, die plötzliche Störung in allen ihren Gewohnheiten. Wer nicht gern mit seinen Gedanken sich beschäftigt und sich nicht in sein Inneres zurückziehen kann, wird unfehlbar von einer schrecklichen Langweile befallen. Den Feldarbeiten entrissen und des Anblicks der Fluren beraubt, kamen die Auswanderer, welche sich auf der Ceres eingeschifft hatten, in kleinen Gruppen auf das Verdeck, versuchten ein wenig zu plaudern und gingen dann wieder betäubt und ängstlich in den kleinen Raum hinab, der ihnen zum Aufenthaltsorte diente.

Ludolph war trotz seines kräftigen Körpers der Seekrankheit, welche seinen Reisegefährten zusetzte, nicht entgangen. Zu einer gezwungenen Unthätigkeit verdammt, auf seinem Bette ausgestreckt, sah er mit neidischem Auge seinen Landsmann Max, fest auf den Beinen, körperlich und geistig gut gestimmt, mit so viel Sicherheit kommen und gehen, als wenn er auf dem Rasen wandelte. Es gibt bewegliche Leute mit lebhafter Einbildungskraft, welchen die Unruhe der Wellen und das Schwanken des Schiffes nicht schlecht bekömmt. Max gehörte zu ihnen; er diente als Vermittler zwischen den unthätigen heimathlosen Passagieren und der abgehärteten Mannschaft, von welcher Leben und Thätigkeit in dem mächtigen Fahrzeug ausging.

Inzwischen schwellte ein frischer Morgenwind die Segel der Ceres. Unter der Leitung kundiger Hände glitt sie rasch in die Meerenge, welche durch Feuer auf Thürmen und Vorgebirgen so gut beleuchtet wird, daß der Seemann die Städte, Häfen und Klippen aufzählen kann, an welchen ihn die schnelle Fahrt vorüberführt. Für Max hatte die offene See besonderen Reiz, denn sie entsprach dem Schwunge seines nach Unabhängigkeit strebenden Geistes. Er stützte sich neben dem Kapitän an den Schiffsrand und vertiefte sich in die Geheimnisse des Oceans. Bald entschwanden die weißen Felsen des Vorgebirges Lezard seinen Blicken und die Ceres trat in das atlantische Meer ohne andere Führer als die Magnetnadel und die Gestirne am Himmelszelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

Aus dem Schwedischen.

1.

Welch trauriges Geschick ist es für ein schönes weibliches Wesen von neunzehn Jahren, als Wittwe dazustehen! Wie hart ist es, eine jugendliche reizende Gestalt mit dem düstern Trauergewand zu umhüllen!

Und doch gibt es Fälle, wo diese schmerzliche Situation den Uebergang zu einem neuen glücklicheren Leben bildet. Wie manches schöne, reiche junge Mädchen wird einem Manne angetraut, den sie wohl achten, aber nicht von ganzem Herzen lieben kann! Die Thränen, welche bei seinem Tode ihre Wangen netzen, gleichen dem Regen, welcher im Frühling oder Sommer auf Gras und Blumen fällt, aber bald vor den Strahlen der Sonne verschwindet.

Zu den Wittwen dieser Art gehörte die Baronin Hilma K., deren Gatte einer von den Günstlingen Gustav III. gewesen war. Der Baron K. stand in seinem einundvierzigsten Jahre, als er sich mit der achtzehnjährigen Hilma F. vermählte, der Tochter eines angesehenen und vermögenden Gutsbesitzers. Er war ein im höchsten Grade ehr-

süchtiger Mann, und die Liebe gedeiht ebensowenig in der Nähe der Ehrsucht als die Taube in der Nachbarschaft des Habichts. Der Baron fühlte sich zwar geschmeichelt, daß seiner Gattin so viele Huldigungen dargebracht wurden, allein er selbst hatte nur Augen für die höchsten Ehrenstellen im Staate. Seine jugendliche liebenswürdige Gattin, die vom Morgen bis zum Abend von nichts reden hörte als von Hofkabalen und Königsgunst, fühlte sich in dem Glanze, der sie umgab, keineswegs glücklich. Täglich hörte sie ihren Gatten sagen, wie des Königs Gnade allein nothwendig zu seinem Glücke sey — von der Liebe seiner Hilma war niemals die Rede und deßhalb kam sie sich wie eine auf kahler Klippe wachsende einsame Blume vor, deren Geschick einzig und allein von dem Fallen oder Steigen der Wogen abhängt.

Die arme Baronin saß oft Tage lang einsam in ihrem Zimmer, das schöne schwarzgelockte Haupt in die zarte, weiße Hand gestützt, und erging sich in Klagen, daß die beseligende Liebe, von der sie so manchmal geträumt und von der sie so entzückende Schilderungen in den Dichtern gelesen, nirgends auf Erden zu finden sey.

Der Baron hatte das langersehnte Ziel fast erreicht: eine der höchsten Ehrenstellen konnte ihm nicht mehr entgehen, und Schaaren von Glückwünschenden wallfahrten schon nach seinem prächtigen Hause, — da machte der Tod plötzlich allen seinen ehrgeizigen Plänen ein Ende.

Die jugendliche Wittwe beweinte und betrauerte den Dahingeschiedenen mit aufrichtigem Schmerz, mußte sich aber eingestehen, daß sie einigen Trost in der Hoffnung finde, in Zukunft nicht mehr von hoher Politik, Königsgunst und dergleichen Dingen reden hören zu müssen, welche sie während ihrer kurzen Ehe kein Glück hatten genießen lassen.

Doch welche bittere Täuschung! Kaum hatte die Gruft die irdischen Ueberreste des Barons aufgenommen, als die Brüder und Schwäger der Wittwe sich sämmtlich in ihrem Hause einfanden. Diese, welche den König tödtlich haßten und dem Baron wegen seiner royalistischen Sympathien gezürnt hatten, weßwegen sie auch bei seinen Lebzeiten sein Haus gemieden, strömten nun von allen Seiten herbei und stifteten in der stattlichen Wohnung der jungen Wittwe eine Art von politischem Klubb; denn bei ihr, die nicht in den Verdacht kommen konnte, daß sie gegen die Regierung konspirire, glaubte man sich sicher gegen die Spione der Polizei; außerdem war sie ebenso gastfrei als vermögend, so daß man bei reich besetzter Tafel und bei vollem Becher Verschwörungen anzetteln konnte, was jedenfalls angenehmer ist, als in finstern Löchern zusammenzukommen.

Von dieser Stunde an hörte die arme Baronin nur von Gift und Dolch, von Hinrichtung und Mord reden und sah sich zu ihrer größten Bestürzung gleichsam an der Spitze einer bevorstehenden Revolution.

Da ihr diese Situation bedeutend unbehaglicher war als die frühere, so beschloß sie nach langem Grübeln, einen entscheidenden Schritt zu thun und that ihn auch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Daß sich Kameele als Lastthiere mit großem Nutzen in Amerika verwenden lassen, ist jetzt durch die Expedition von Lieutenant Beale schlagend bewiesen worden. Dieser begab sich von Albuquerque in Neumexiko mitten durchs Land westlich nach dem Koloradofluß und führte 90 Kameele und mehrere Dromedare mit sich. Sie leisteten der Expedition, welche die Aufgabe hatte, in den vom Rio Pecos durchschnittenen wüsten Strecken artesische Brunnen zu graben, viel bessere Dienste als die übrigen Lastthiere, deren Futter sie trugen, während sie selbst mit den spärlichen Grashalmen und Pflanzen zufrieden waren, die längs des Weges aus dem zerklüfteten Gestein herausschauten. Durch diese Expedition ist auch die alte Streitfrage, ob das Kameel schwimmen könne, erledigt worden. Lieutenant Beale erzählt in seinem Berichte, daß seine Kameele nicht nur gut durch Flüsse schwammen, sondern es dabei den Pferden und Maulthieren zuvorthaten.

Laut Mittheilungen von Colonel Waugh, dem Chef der Generalstabsaufnahme von Indien, die in einer Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft gemacht wurden, schreiten die Aufnahmen in Kaschmir und Thibet rüstig vorwärts. Im Bereich dieser Vermessungen auf der nördlichen Grenze von Ladak liegt die auch von Schlagintweit besuchte Karakorumkette, in der die Herren Montgomerie und Elliott Brownlow zwei Berge gemessen haben, von denen der eine 27,928 englische Fuß oder 26,205 pariser Fuß hoch ist. Dieser wäre somit der dritthöchste aller bisher gemessenen Gipfelpunkte der Erde.

Der „Pesth-Ofener Ztg." theilt man folgende „ganz auf Wahrheit basirte" Anekdote mit. In einer an der Thaya gelegenen großen mährischen Gemeinde verheiratheten zwei Bauersehleute ihre einzige Tochter an einen bekannten Wüstling des benachbarten Städtchens aus dem Grunde, „damit sie des Heirathsgutes von 7000 fl. los werden, welches die Mutter seit dem Jahr 1848 in einer ledernen Geldkatze am bloßen Leibe trug." Als nach anderthalb Jahren das Vermögen durchgebracht war und die Tochter zu den Eltern zurückkehrte, trösteten sich die letzteren einfach mit den Worten: „Hm, wer hätte das gedacht!" Von einer Sparkasse schienen diese Leute also noch keine Begriffe zu haben.

Ein Lebensmitteltarif von 1626. Als der siebenbürgische Fürst Gabriel Bethlen in genanntem Jahre in Kaschau sich mit Katharine von Brandenburg vermählte, fand sich der ehrsame und wohlweise Rath dieser Stadt, um dem „bei solchen Gelegenheiten sich innistenden Wucher zu steuern", bewogen, folgenden Preiscourant, dessen Uebertretung schwere Strafahndungen nach sich ziehen sollte, zu veröffentlichen. „Hinfüro soll kosten: Ein Huhn 3, eine fette Gans 6, ein Spanferkel 8, ein Pfund Speck 4, ein Pfund Rindfleisch 2, Kalbfleisch 3, Schöpsenfleisch $1^1/_2$, Käse 3, Butter 7, Kerzen 5, sechs Eier $1^1/_2$, Brod für drei Personen 1, ein Pfund Fische 5, eine Halbe des besten Tokayer Weins 8, eine Halbe mittlerer Gattung 4, rc. Denärs" (109 solche Denäre auf einen Gulden gerechnet).

In Berlin wird der Elektro-Magnetismus zu recht praktischen Zwecken verwendet. Einem Miethsmann kam stets Holz fort, ohne daß er den Dieb abfassen konnte. Eine elektrische Glocke am Bette mit den Holzscheiten im Keller in Verbindung gebracht, weckte den Schläfer um Mitternacht, der rasch hinabläuft und seinen Hauswirth auf frischer That ertappt. — Eine Strohmatten-Händlerin hieß ihre verkaufte Waare stets selbst wieder mitgehen, um sie oft an gleicher Stelle nochmals abzusetzen. Der Bestohlene machte es wie oben, beim Anfassen der Decke wurden unwillkürlich auch die Drähte berührt und ein lauter Schrei verrieth die Diebin. — Also wiederum ein Stückchen auf das Leben angewandte Physik!

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert war es gebräuchlich, Diejenigen, welche zum Hof gehörten und überhaupt ihrer Lehengüter und Aemter halber bei außerordentlichen Feierlichkeiten verbunden waren, bei Hof zu erscheinen, das zur Aufwartung nöthige Hofkleid mitzuschicken oder doch wenigstens sagen zu lassen, in welche Farbe sie sich zu kleiden hätten. Manchmal sandte man ihnen auch auf Papier gemalte Männlein als Muster, um ihre Kleidung darnach einrichten zu lassen. Das waren wohl auch die ersten Modejournale!

Räthsel.

Mit mir hat mancher schon entdeckt, geseh'n, gefunden,
Wie groß die Erde ist, wie sich's verhält im Mond. —
Ich bin ein Mordgewehr, ich tön' auch viele Stunden;
Ich zeig' dir jeden Punkt am fernen Horizont.

Wenn nicht im off'nen Feld der Feind dem Feinde weichet,
Und wenn der Feldherr dann zur Schlacht das Zeichen gibt,
So mordet man durch mich ohn' Unterlaß; es gleichet
Kein Schrecknis dem, was man anjezt durch mich verüb't.

Wenn Menschen, die getrennt, sich möchten schnell was sagen,
Und man die Antwort wünscht im gleichen Augenblick;
So habe ich im Nu die Sache fortgetragen,
Und bringe im Moment die Antwort mit zurück.

Lies vor und rückwärts mich, (es steht bei dir, zu wählen),
So wirst du finden, daß ich immer gleich mir bin.
Es wird am Ton des Worts nicht das Geringste fehlen;
D'rum bleibt's natürlich auch der immer gleiche Sinn.

Und während du dies liest, so müßt's der Zufall bringen,
Daß nicht dies mächt'ge Ding dir in der Rechten ruht,
Und wenn Dir was mißlingt von manch' gewünschten Dingen,
So nimm's und glaube mir, es kehret dir der Muth.

Auflösung der zweisylbigen Charade in No. 21:

Landmann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Sonntag, 21 Februar 1858.

Naturfrieden.

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwieg'nen Walde,
Wo das Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert;

Wo das Mühlrad ruht vom geschwätz'gen Treiben,
Dunkler Epheu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrangt, bis zum Schindeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend röthet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Matten Sammt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken!

Selig hier zu ruhn in beglücktem Frieden,
Fern vom Lärm des Tags, von der Welt geschieden:
Eine liebe Hand an das Herz zu drücken,
Doppelt Entzücken!

Fernab zieht Gewog der bewegten Zeiten,
Wo die Völker sich um den Lorbeer streiten,
Triumphirend auf die zerstörten Schranken
Zeigt der Gedanken!

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit,
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ew'ge Gaben sind's, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Blinden offenbar, wie den größten Sehern!
Wieg' und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden!

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Es war schönes Wetter, die See ruhig, der Himmel, mit Wölkchen übersäet, warf ein glänzendes Licht auf das Meer, welches nur durch den Schatten eilender Wolken unterbrochen wurde. Wie der Schmetterling durch die Sonnenstrahlen angelockt, wagte sich auch Gretchen auf das Verdeck. Sie trug ihr Sonntagskleid. Mit unsicherem Schritte war sie die Treppe hinaufgestiegen und zeigte nun ihr reizendes, von mehrtägigem Unwohlseyn noch etwas blasses Gesicht auf dem Hinterdeck.

Max ging ihr hastig entgegen; sie bekam sofort ihre frische Farbe wieder, nahm seinen ihr dargebotenen Arm an und fragte:

„Wo sind wir?"

„Auf offener See," antwortete Max mit freudiger Stimme, „schon hundert Meilen von Englands Küste, welche wir nach Tagesanbruch diesen Morgen aus dem Gesichte verloren haben."

Das Mädchen warf einen scheuen und ängstlichen Blick auf das unermeßliche Meer. Es kam ihr vor, sie werde von einem wilden Pferde davon getragen und sie fuhr jedesmal zusammen, so oft der Schnabel des Schiffes über eine schäumende Woge wegging.

„Nicht wahr," äußerte Max, „das Meer ist schön! Wir gleiten über Abgründe wie ein Vogel mit ausgebreiteten Schwingen. Sie haben keine Furcht, nicht wahr?"

„Nicht eben große," erwiederte Gretchen; „ich werde mich schon gewöhnen, so hoffe ich wenigstens."

„Auf dem Meere," fuhr Max fort, „entfaltet sich Geist und Herz in voller Freiheit; man vergißt alle Bedürfnisse, alle Verbindlichkeiten, allen Lebensüberdruß."

Durch seine Worte gewann Gretchen etwas Zuversicht. Sie versuchte einen Gang auf dem schaukelnden Schiffe und Beide ergingen sich in kleinen Schritten auf dem beweglichen, unter der Wirkung des Windes bald rechts, bald links sich senkenden Boden. Gretchens Vater erschien nun auch auf dem Verdeck und setzte sich in der Nähe der Luke auf eine hölzerne Bank, welche ihn an seinen Lieblingssitz vor seinem Häuschen erinnerte. Als er seine Tochter Arm in Arm mit Max sah, sprach er kopfschüttelnd vor sich hin:

„O Jugend, Jugend, wie leicht vergißt du die Vergangenheit und wie wenig machst du dir um die Zukunft Sorge; du gehst deinen Träumen nach auf's Geradewohl durch die Welt, die doch durch und durch voll Wirklichkeit ist."

Gretchen bemerkte jetzt ihren Vater, gab ihren Gang über das Verdeck auf und trat zu ihm. Sie setzte sich an seine rechte Seite, Max nahm ihm zur Linken Platz. Der Greis blickte seine Tochter zärtlich an, drückte ihr mit Wärme die Hand und wandte sich dann an den jungen Mann mit der Frage:

„Max, was wollen Sie denn eigentlich in Amerika treiben?"

„Ach!" gab dieser zur Antwort, „Jeder hat sein Geschäft und folgt seiner Neigung."

„Die Leute geben der Nothwendigkeit nach," erwiederte der Alte, „und dies ist bei allen Passagieren der Fall, ausgenommen bei Ihnen, wie es scheint."

„Mir geht's gerade wie den Andern," erklärte Max in aller Ruhe; „ich suche auf der andern Seite des atlantischen Ozeans, was ich in der Heimath vermißte."

„In Ihrem Alter ist der Geist unruhig und zur Schwärmerei geneigt," entgegnete Vater Walther; „von Träumen fortgerissen, sieht und begreift man einfaches und nahe liegendes Glück nicht mehr."

„Kann denn mit Träumerei nicht auch Ueberlegung verbunden seyn?"

„Ich ziehe jedenfalls Ueberlegung ohne Träumerei vor," sprach der Greis. „Sie haben Ihre Familie, bei der es Ihnen an nichts gebrach und jetzt steuern Sie nach fernen, unbekannten Gegenden! Die jungen Leute haben an Nichts mehr Anhänglichkeit, sie hängen nicht am Vaterlande und schätzen die Freuden des heimathlichen Heerdes gering! Sie wollen Alles sehen, Alles kennen lernen, auf die Gefahr hin, mit Langeweile und Ekel heimzukehren."

Gretchen wagte nicht, ihren Vater zu unterbrechen; sie sah ihn von Bitterkeit übermannt, worin alte Leute oft die Gegenwart tadeln und an der Zukunft verzweifeln; sie fragte Nichts darnach, was Max in Amerika zu schaffen habe, sondern ihr schien es ganz natürlich, daß er auf dem Schiffe war, blos weil sie glücklich war, ihn darauf zu sehen. Verletzt durch ihres Vaters rauhen Ausfall gegen das jetzige Geschlecht, ging sie, ohne Etwas zu sagen, in ihre kleine Kajüte. Walther aber faßte Maxens Arm und zog ihn bis an die Luke, wo er ihn mit den Worten anredete:

„Mein Freund, schauen Sie sich um, auf diesem Schiffe sind nur einfache, beinahe plumpe Leute, unter welchen Keiner für meine Tochter eine angenehme Gesellschaft seyn, Keiner traulich mit ihr plaudern kann. Gretchen ist zwar, wie ich wohl weiß, nur ein bescheidenes Landmädchen, aber junge Mädchen brauchen nicht studirt zu haben, damit sich ihr Geist dem Eindrucke der Schwärmerei erschließe. Sie, mein Freund . . ."

„Ich bin ja auch ein Kind des Landes," erwiederte Max, „wie Ihr Alle. Bin ich denn nicht in Euerem Orte aufgewachsen?"

„Allerdings," antwortete der Greis, „aber Sie haben in Städten gelebt und sind ein studirter Mann. Sie haben eine andere Art, sich auszusprechen und sich zu geben, wodurch Sie über uns stehen. Wir müssen jetzt Wochen lang in naher Berührung zusammenleben. Mitten auf dem unermeßlichen Ozean, wo das Leben uns nirgends in Anspruch nimmt, können Ihre Worte, Ihre Unterhaltung in dem Herzen eines jungen Mädchens eine Traumwelt voll lachender Gebilde heraufbeschwören. Kurz, Sie verstehen mich schon, Sie würden mich wirklich verpflichten . . ."

„Ihr verbietet mir also die Unterhaltung mit Euch; ich soll in der Langweile einer Seereise nicht einmal mir eine Zerstreuung erlauben?" klagte der junge Mann. „Mit wem läßt sich denn hier ein vernünftiges Wort reden? Und welchen Schaden kann es bringen, wenn die Tage einer, wie Ihr sagt, nothgedrungenen Vertraulichkeit durch einige poetische Träumereien gewürzt werden?"

„Der Schaden würde darin bestehen, daß Gretchen in Amerika, diesem Lande voll angestrengter Arbeit und ernster Wirklichkeit, ankäme, ohne sich in ihr Loos und ihre unsichere Stellung so zurechtfinden zu können, wie zur Stunde der Abfahrt."

„Das ist wohl verständig gedacht," sagte Max, indem er zu lächeln versuchte; „Ihr seyd ein Mann von Ueberlegung, Walther, und ich begreife Euere

Worte ganz wohl. Ja, ja! Alles geht auf der Welt auf die Wirklichkeit hinaus; selbst diese Wogen, welche unter dem Hauch des Windes sich auf's Gerathewohl auszubreiten scheinen, werden an den Felsen eines fernen Gestades anschlagen. Doch bitte ich Euch um die Gunst, mir zu gestatten, daß ich manchmal hier mich zu Euch setzen und mit Euch plaudern darf."

Der Alte drückte ihm die Hände.

„Seht einmal," fügte Max bei, „da vorn den großen Ludolph, wie er fromm dasteht und seinen großen rothen Bart dem Winde preisgibt. Statt die Dichter zu lesen, hat er Geometrie studirt; er kann Maschinen bauen, welche mit der Regelmäßigkeit einer Uhr gehen und dennoch zieht er auf's Ungefähr in die Welt, einem unbekannten Loos entgegen. Ihr habt Recht, die Menschen der jetzigen Zeit haben einen andern Begriff von Glück, als ihre Voreltern."

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

2.

(Fortsetzung.)

An einem milden Frühlingstage des Jahres 1791, etwa zehn Monate nach dem Tode des Barons K., hielt der elegante Reisewagen der jungen Wittwe vor dem Portal eines stattlichen Herrenhauses in Södermanland. Dies Herrenhaus war mit dem dazu gehörigen Dorfe und ausgedehnten Ländereien bei der Erbtheilung nach dem Tode des Barons seiner Wittwe als alleiniges Eigenthum zugefallen; ihr Haus in der Residenz, aus dem sie die Politik verjagt hatte, war ihr gleichfalls verblieben, stand nunmehr aber leer.

In dem Wagen saß die Baronin mit ihren beiden Kammerjungfern und rings um denselben standen die festlich gekleideten Bewohner des zum Gut gehörigen Dorfes, an deren Spitze sich der Verwalter befand, welcher im Namen Aller die neue Herrin auf's herzlichste bewillkommnete.

Die Baronin verließ ihren Wagen und betrat unter dem Jubelruf der Menge und unter einem Blumenregen die Freitreppe, welche zum Portal des hohen Herrenhauses führte, dessen Frontispice und Giebel mit frischem Laubwerk und Blumenguirlanden geschmückt waren.

Mit Thränen in den Augen dankte sie dem Volk für die ihr bewiesene Ergebenheit und eilte in's Haus. Freudetrunken hüpfte sie wie ein Kind von einem Raum in den andern und betrachtete mit Entzücken die prachtvollen Laub- und Blumenpyramiden, welche sich ringsum an den Wänden der hohen, luftigen Säle erhoben. Sie wähnte sich in ein Feenschloß versetzt und konnte vor Freude kaum zu Athem kommen. Wie so anders war es hier als in Stockholm! In der Residenz Verleumdung, Haß und mordlustige Intriguen; hier Freundlichkeit, Frohsinn und Friede.

„Niemals werd' ich mich von diesem glücklichen Orte trennen!" sprach sie bei sich selbst. „Hier will ich leben und sterben! — Aber wer hat Alles dies so herrlich geschmückt?" fragte sie, zu dem Verwalter und der Haushälterin gewendet, welche ihr folgten. „Wem gehören alle diese wunderschönen blühenden Topfgewächse?"

„Lieber Gott, das ist ja Ihr Eigenthum, gnädige Frau!" erwiederte die Haushälterin erstaunt.

„Mein Eigenthum?" rief die Baronin. „Wie konnte ich ahnen, daß ich so viele Herrlichkeiten besäße!"

„Ganz Rosenholm gehört Ihnen ja, Frau Baronin," entgegnete der Verwalter, „und Rosenholm ist eins der schönsten Güter in Södermanland!"

„Und all' die Leute, die mich so freundlich am Thor bewillkommneten?"

„Sind Ihre Unterthanen, Frau Baronin — wir Alle gehören Ihnen."

„So grüßen Sie Alle von mir," rief sie, von Rührung überwältigt, „und sagen Sie ihnen, daß ich sie sämmtlich glücklich machen will und daß ich Gott bitten werde, er möge mir Kraft dazu geben. — Aber wer hat die Laubgewinde und die Blumentöpfe so geschmackvoll geordnet?"

„Das hat unser neuer Gärtner gethan," erwiederte der Verwalter.

„Wo ist er? Laßt ihn heraufkommen, damit ich auch ihm danken kann!"

Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen und bald darauf erschien vor der Baronin ein junger Mann mit einer Verbeugung, welche einem Höfling recht wohl angestanden haben würde, nur mit dem Unterschied, daß in der Ehrfurchtsbezeugung des Eintretenden eine Bescheidenheit lag, welche man nicht immer in den Sälen der Residenz findet.

Die Baronin ward auf's Höchste überrascht, als sie den jungen Gärtner erblickte, welcher etwa einundzwanzig Jahre zählen mochte; ein schöneres und edleres Antlitz hatte sie noch nie gesehen. Dazu kamen ein Wuchs und eine Haltung, welche sich auf eine glänzende Art geltend machten,

trotzdem daß seine Kleidung nur den gewöhnlichen Schnitt zeigte, wenn sie gleich aus feinerem Stoff verfertigt war, als es auf dem Lande der Fall zu seyn pflegte.

„Sie haben viel Mühe gehabt, mein Freund?" begann die Baronin etwas verlegen, denn sie wußte nicht recht, wie sie diesen Endymion in ländlicher Tracht anreden sollte.

„Es ist uns allen eine innige Freude gewesen, gnädige Frau, Ihnen unsere aufrichtige und unterthänige Huldigung darzubringen," entgegnete der junge Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die niederländische Statthalterschaft in Indien hat beschlossen, eine wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea abgehen zu lassen, bestehend aus einem Ingenieur, einem Infanteriekapitän, einem Schiffslieutenant, einem Naturforscher und einem Maler. Ihre Untersuchungen haben den Zweck, die Art zu erforschen, wie die Insel, welche 13.000 Quadratmeilen Fläche einnimmt, also dreimal größer als Java und zweimal größer ist als Sumatra, am besten sich besiedeln lasse, da sie nur 50 Köpfe Bevölkerung auf einer Quadratmeile zählt. Die Expedition bricht im Frühjahr 1858 von den Molukken auf.

Die Eingebornen in Thibet sind ausnehmend geschickte Handwerker und doch sind ihre Werkzeuge die einfachsten. Ein Reisender erzählt davon: Der Schmied z. B. etablirt seine Werkstätte überall aus ein paar Steinen. Dahinter sitzt ein Hindu und bläst mit 2 Schaffellen, die er mit der Hand hebt und senkt und an welchen vorn eine thönerne Schnauze befestigt ist, Wind ein. Daneben sitzt dann der Schmied und bearbeitet sein Eisen. Als Amboß dient ein großer Stein. Das Sitzen bei der Arbeit geschieht übrigens nicht blos aus Faulheit, sondern die Handwerker gebrauchen auch die Unterglieder bei dergleichen Arbeiten anstatt der Hilfsgeräthschaften und Gestelle, deren unsere Professionisten sich bedienen, als Schraubstöcke, Hobelbänke u. dgl. So hält z. B. der Zimmermann das Stück Holz, in welches er ein Loch stemmt, der Schmied das Eisen, das er feilt, mit den Füßen fest. Der Schneider und Schuster klemmt den Faden oder das Stück Zeug, das er an einem Ende befestigen will, wozu unsere Näherinnen z. B. eine Nähschraube haben, zwischen die Zehen oder schlingt ihn an einer derselben fest. Jedenfalls ersparen sie auf diese Weise viel Miethe für Werkstätteräume.

Ein gewisser Herr Charles Huguény will eine Erfindung gemacht haben, die bei herrschender naßkalter Witterung sehr apropos käme. Der Erfinder behauptet, daß der von der Straßenbeleuchtung erzeugte, unnütz ausströmende Wärmestoff gesammelt und damit in allen Straßen, auf den Boulevards und den Brücken Wärme-Vorrichtungen genährt werden könnten, wo Arbeiter, Obdachlose und Vorübergehende Hände und Füße wärmen könnten. Die Idee ist gut, aber die Ausführung? Vielleicht wäre es fast eben so leicht, den Winter abzuschaffen.

Als Iffland noch am Mannheimer Theater angestellt war, schenkte er bisweilen einer Wittwe und ihrer kleinen Tochter ein Freibillet zu den Stücken, worin er mitspielte. Eines Abends saßen diese Wittwe und ihr Töchterchen im Parterre, als Iffland eben in irgend einer Rolle von Verschworenen ermordet werden sollte. Diese Scene ergriff das Kind so lebhaft, daß es laut ausrief: „Halt, halt, bringt Herrn Iffland nicht um, sonst bekommen wir keine Theaterbillette mehr!" — eine Naivetät, die unter dem ganzen Publikum große Heiterkeit erregte.

Auf der französischen Nordbahn ist an den Maschinen eine neue Signalpfeife — welche von der Alarmpfeife, die jede Lokomotive bereits bisher hatte, ganz verschieden ist — angebracht worden, wodurch sämmtliche Conducteure und Agenten jedes Zuges mit dem leitenden Maschinisten fortwährend Signale wechseln können, ohne daß sie sich irgend vom Platze bewegen brauchen.

Buchstabenräthsel.

Mit I der Tapferkeit Bild;
Mit E der Leidenden Schild.

Auflösung des Räthsels in № 22:

Rohr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Dienstag, 23. Februar 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten entfernte sich Max in der Richtung nach vorn, wo die Passagiere beisammen standen. Ludolph, durch das schöne Wetter belebt und durch das, kräftigen Naturen eigne Bedürfniß der Thätigkeit getrieben, hatte eine Stange von der Spille genommen und ließ sie durch seine Hände laufen. Als er Max erblickte, schlug er mit der Stange ein Rad und rief ihm neckend zu:

„Nur heran, Herr Student, frisch die Handschuhe ausgezogen, wir wollen einen Gang machen!“

Die Passagiere lachten, denn Max schien einem Kampfe mit Stöcken nicht gewachsen, allein er nahm, ohne die Handschuhe auszuziehen, eine ähnliche Stange wie Ludolph. Die Uebungen mit seinen Universitätsfreunden kamen ihm zu gut, er drehte den Stock abwechselnd mit beiden Händen und brachte seinen Gegner so in's Gedränge, daß Ludolph durch die raschen Drehungen verblüfft bis zum großen Mast zurückwich.

„Das Schwanken des Schiffes hat mich in Nachtheil gebracht,“ sagte er, indem er sich den Schweiß abwischte; „am ersten ruhigen Tage werde ich mir Genugthuung verschaffen. Aber jetzt will ich wetten, kannst Du mir nicht folgen.“

Ludolph schwang sich auf die Ruste am Maste und von da auf die Webeleinen und kletterte dann nicht ohne Gewandtheit am Maste hinauf.

„Wie ist's!“ rief er nach Max hinabschauend, „hast Du das Herz nicht, mir zu folgen?“

Max war zu einem neuen Wettkampf mit Ludolph vor der Schiffsmannschaft nicht aufgelegt. Dieser kletterte indessen immer zu, bis an die Oberstengen, von wo er mit der Hand winkend, wie um seinen Sieg zu verkünden, herabrief:

„Ein Schiff, ein Schiff! Ich sehe ein großes Schiff, welches alle Segel beigesetzt hat und mit uns denselben Strich steuert.“

Während dieses Rufes nahm ein auf dem Verdeck beschäftigter Matrose einen Strick in den Mund und kletterte mit der Gewandtheit eines Eichhörnchens zu den Oberstengen hinauf, an welchen sich Ludolph festhielt. Dieser fühlte, wie seine Füße festgebunden wurden, ehe er sich hatte denken können, was der Matrose, der so eifrig zu ihm hinaufkletterte, vorhabe. Auf dem Verdeck erscholl ein lautes Gelächter zu Ludolph herauf, welcher vergeblich seine Füße schüttelte, um sie frei zu machen.

„Zu was hast Du mich so festgebunden?“ fragte er zornig den Matrosen, welcher in den Mastkorb hinabstieg.

„So ist's der Brauch,“ antwortete dieser, „wenn ein Passagier den Einfall hat, da hinauf zu steigen, so bindet man ihn fest, damit er einen Halt für die Füße hat.“

„Willst Du mich gleich losbinden?“ fragte Ludolph in gesteigertem Zorne. „Oder soll ich mich bei den Offizieren beschweren?“

„Die Offiziere kümmern sich nicht um solche Späße vorn auf der Schanze,“ entgegnete der Matrose; „zahlt und man läßt Euch frei.“

Ludolph weigerte sich, auf diese Bedingung einzugehen. Er wetterte und ereiferte sich, wodurch er nur die Heiterkeit der müßigen Passagiere steigerte. Endlich stellte sich in Folge des Schwankens des Schiffes, welches er auf seinem hohen Standpunkte in gesteigertem Maße empfand, Schwindel ein; er eröffnete Unterhandlungen und der Matrose ließ sich herbei, ihn wieder in den freien Gebrauch seiner Füße zu setzen. Sobald er das Verdeck betrat, kehrte ihm Ruhe in Kopf und Herz zurück; aber er sah sich schelmischen Gesichtern gegenüber, welche über sein Mißgeschick lachten.

„Der große Mast eines Schiffes," bemerkte ein Auswanderer, „ist der Glocke in einer Kirche gleich; man darf nicht hinaufsteigen, ohne dem Meßner ein Trinkgeld zu zahlen."

„Der schmächtige Max war nicht so einfältig, Dir nachzuklettern!" fügte ein zweiter Passagier bei; „er hat der Sache nicht getraut."

„Nach Allem," nahm ein Dritter das Wort, „ist er es wahrscheinlich, welcher Dir diesen Streich gespielt hat; er ist schlimm!"

Diese letzte Bemerkung schnitt Ludolph in's Herz; er suchte mit dem Blicke den Gegenstand seiner Mißstimmung und bemerkte ihn auf dem Hinterdeck, wo er neben dem Kapitän saß und durch ein Fernrohr nach dem Schiffe ausschaute, welches er selbst von der Höhe des Mastes herab angekündigt hatte. Fest entschlossen, mit ihm anzubinden, ging Ludolph auf Max los, aber der Kapitän bannte ihn mit dem barschen Zuruf:

„Vorn geblieben; dort ist Euer Platz!"

So hinter den Hauptmast gewiesen, zog sich Ludolph verwirrt und gekränkt zurück. Er verargte es Max, daß er Walther und seine Tochter von ihm getrennt und in den Kajüten im Hintertheil des Schiffes untergebracht hatte; er war auch darüber ärgerlich, daß Jener auf dem Schiffe einen bevorzugten Platz einnahm und überall hingehen durfte, wie wenn er hier zu Hause wäre, was ihm aber besonders Gedanken machte, war die Ungewißheit über den Grund, warum Max gerade auf der Ceres seine Ueberfahrt mache, wo doch Niemand an sein Eintreffen gedacht hatte. Die Unterhaltungen zwischen Max und Gretchen, die er nicht hören konnte und nur von ferne mit ansehen mußte, setzten ihn in Unruhe und verstimmten ihn. Er ahnte, daß das Mädchen sich in einen Gedankengang verliere, welchem sie während der rauhen Arbeiten in ihrer Jugend sich nicht hatte hingeben können. Wenn er der ersten Aufregung nachgegeben hätte, so würde er Händel mit Max gesucht haben; denn heimliche Eifersucht und das Gefühl seiner Kraft trieb ihn zur Rache; allein er vertrieb die bitteren Gedanken aus seinem Kopfe und überließ sich dem Grame.

„Mich rächen," sagte er, „und wofür? Dafür, daß ich mich, seit ich an Bord bin, ungeschickt zeige und mich zum Gegenstand des Gelächters machte! Er dagegen weiß sich zu benehmen, er weiß zu sprechen, daß man ihn gern hört; aber ich kann nur arbeiten. Die Langeweile, die Unthätigkeit plagen mich und regen mich auf; er freilich kennt die Qual eines gezwungenen Nichtsthun nicht, er gibt sich Träumen, seinen Gedanken hin, er drechselt Phrasen und gefällt sich darin, sie anzubringen."

Diese Gedanken verscheuchten Ludolphs Zorn, allein er gewann doch die Ruhe des Geistes und den Frieden des Herzens nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

(Fortsetzung.)

Die Baronin gerieth auf's Neue in Verwirrung, denn sowohl die Stimme als die Art, sich auszudrücken, hatten nicht das geringste Bäuerische.

„Wie heißen Sie, mein Freund?" fragte sie.

„Anders Matsson," lautete die Antwort.

„Sie sind auf Rosenholm geboren?"

„Ja, gnädige Frau."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Meine Mutter ist vor vier Jahren gestorben und mein Vater, welcher einen Hof im Dorfe besessen, starb im vorigen Winter."

„Aber — aber es scheint mir als ob Sie sich nicht immer auf dem Lande aufgehalten haben, denn Sie sprechen so richtig und sehen auch so aus, als ob . . ."

Die Baronin brach hier plötzlich ab, denn sie fand, daß ein Kompliment für den jungen Gärtner eine Unartigkeit gegen die übrigen Anwesenden seyn würde.

„Mein Vater war ein wohlhabender Mann," erwiederte Jener, „und wollte, daß ich studiren sollte. Ich habe daher das Gymnasium in Strengnäs und die Akademie in Upsala besucht und . . ."

„Ah! ich konnt' es denken!" rief die Baronin. „Aber warum setzten Sie Ihre Studien nicht fort?"

„Da keiner meiner minderjährigen Brüder nach dem Tode meines Vaters den schönen Hof übernehmen und verwalten konnte, so beschloß ich, nach der Heimath zurückzukehren und mich der Beschäftigung zu widmen, durch welche mein Vater wohlhabend geworden ist."

„Aber fiel es Ihnen denn nicht schwer, sich von dem Studirzimmer loszureißen?"

„Im Anfang allerdings; aber endlich sah ich ein, daß ein braver Landwirth hier auf Erden auch manches Gute wirken kann."

„Das ist edel gedacht — — aber wie sind Sie Gärtner geworden?"

„Ich bin es nicht, gnädige Frau; ich vikarire nur. Der Gärtner auf Rosenholm ist vor einem Monat gestorben und da ich die Botanik stets mit Vorliebe betrieben, so . . ."

„Sie lieben also die Blumen sehr?" unterbrach ihn die Baronin.

„Ja, gnädige Frau; die Pflege derselben hat mir manche frohe Stunde verschafft."

„Ich liebe die Blumen ebenfalls ganz außerordentlich. Wir wollen einander helfen, die Orangerie zu pflegen und ich ernenne Sie hiermit zum Gärtner auf Rosenholm."

„Ich bin Ihnen um so dankbarer für diesen Beweis Ihres Wohlwollens, Frau Baronin, als meine Gärtnerpflichten sich recht wohl mit der Verwaltung meines väterlichen Hofes vereinigen lassen. Die Zukunft wird zeigen, ob ich der Gunst würdig bin, womit Sie mich beehren."

„Die Sache ist abgemacht. Sie sind zum Oberaufseher des Gartens und der Orangerie ernannt und ich setze Sie hiermit in Ihr Amt ein," sagte die Baronin, indem sie ihm lächelnd die Hand reichte.

Der junge Mann hielt die zarte Hand eine Weile in der seinigen, unschlüssig, ob er es wagen solle, dieselbe an seine Lippen zu drücken.

Die natürliche Güte des weiblichen Herzens verleugnet sich selten. Die Baronin glaubte dem neuen Gartenoberaufseher zu Hilfe kommen zu müssen und führte ihre Hand halbwegs dem Ziele zu; für die übrige Hälfte des Weges sorgte Anders Matsson selbst, so daß seine rothen Lippen eine Sekunde auf der lilienweißen Hand seiner schönen Herrin weilten.

Gleichwohl färbten sich seine Wangen mit Purpurgluth. Mit dem Erröthen verhält es sich nun oft wie mit dem höchst prosaischen Gähnen. Beginnt erst Einer damit, so folgt der Andere sehr bald nach. Die schöne Gutsbesitzerin ward ebenfalls purpurroth, ohne daß sie die Ursache davon begreifen konnte, obgleich es eigentlich ganz natürlich ist, daß eine junge Dame, wäre sie von noch so hoher Geburt, in Verwirrung geräth, wenn ein schöner junger Mann ihr seine aufrichtigen Huldigungen darbringt. —

Der Abend und ein großer Theil der Nacht wurden mit Gesang und Tanz und Spielen im Herrenhause verbracht und als die Baronin sich zur Ruhe begab, dankte sie Gott aus vollem Herzen, daß er ihr den Muth verliehen, aus dem Strudel langweiliger Vergnügungen und Feste in der Residenz auf das Land zu flüchten, wo Friede und Fröhlichkeit wohnten. Sie schlummerte mit dem Gelübde ein, die Mauern der Hauptstadt nie wieder zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die New-Yorker Polizei hat ihren Beamten Befehl ertheilt, jedes Fuhrwerk, das Abends nicht mit angesteckten Laternen erscheine, sofort festzunehmen. Diese Maßregel hat nicht blos zum Zweck, Unglücksfälle zu verhüten, sondern ist hauptsächlich dadurch veranlaßt worden, daß Diebe und Gauner namentlich mit Hilfe von Droschken und anderem Fuhrwerk ihr nächtliches Unwesen trieben.

In Mexico hat man in einer Woche, und solche Wochen sollen nicht selten seyn, wie wir lesen, in der Gegend der einen Stadt Tepic 80 Straßenräuber eingefangen und hingerichtet. Es muß also dort vor der Stadt zu wohnen oder das Land zu bereisen, eine recht angenehme Parthie seyn.

Als der Czar bei seiner letzten Anwesenheit in Warschau von dem Parke Lazienki sammt Gemahlin in den Straßen der Stadt erschien, um die prachtvolle Illumination in Augenschein zu nehmen, war das Gedränge so groß, daß er sich bewogen fand, den zwei Lakaien den Auftrag zu geben, den Rücksitz zu verlassen und die Pferde im strengsten Sinne des Wortes zu führen. Als die Lakaien dem Befehle nachkamen, fanden es zwei Repräsentanten der zukünftigen Generation für gut, den Rücksitz einzunehmen. Dadurch ermuntert, bestiegen einige Jungen die Wagentritte und überflutheten die Majestäten mit nicht endenwollendem „Vivat". Mehr erheitert als erzürnt ob diesem Benehmen fragte der Czar einen der Jungen, warum er so schreie, worauf dieser erwiederte: erstens, weil es mir der Lehrer befohlen hat und zweitens, weil ich mitfahren darf.

Das Unglück der französischen Heinriche. Die Könige mit dem Namen Heinrich, bemerkt Alexander Dumas in seinen „Memoiren", sind in Frankreich immer unglücklich gewesen. Heinrich der Erste wurde vergiftet, Heinrich der

Zweite ward aus Versehen oder Absicht in einem Turnier getödtet, Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte starb durch Meuchelmord. Daß Heinrich der Fünfte, der sogenannte Herzog von Bordeaux und Graf von Chambord gar nicht zur Regierung gelangt ist, sondern als Verbannter in Oesterreich oder in der Lombardei lebt, ist bekannt. Wie Dumas' „Memoiren" in einem früheren Bande melden, ist von einem Wahrsager prophezeiht worden, daß in dem und dem Jahre des Herrn ein Engel mit einer weißen Lilie in der Hand König Heinrich den Fünften, wir erinnern uns nicht mehr durch welches Thor, in die französische Hauptstadt einführen werde.

In Lyon wurde vor einigen Wochen bei einem Hochzeitsmahle ein Vers gesungen, der den Bräutigam so in's Lachen brachte, daß er zuletzt wie vom Schlage getroffen zu Boden sank. Der herbeigerufene Arzt rettete ihm durch einen starken Aderlaß zwar das Leben, doch mußte er sofort zu Bette gebracht werden und der Hochzeitsjubel war zerstört.

Im Egerlande ist ein sonderbarer Gebrauch: Am Feste der unschuldigen Kinder dürfen die männlichen Personen die weiblichen und am Neujahr die weiblichen Personen die männlichen, auch die Kinder ihre Eltern mit Ruthen schlagen. Die Birkenruthen werden schon früher geschnitten und in ein Glas mit Wasser an einen warmen Ort gestellt, daß die jungen Blätter sichtbar, sind und nun mit einem rothen Seidenband zusammengebunden. So schön das Ganze aussieht, so schmerzt es doch, wenn man unvermuthet überfallen und „gepeitscht" wird. Aus Dankbarkeit für solche Wohlthat hat man sich zu „lösen", welches entweder in Geld oder größtentheils in einer Flasche Liqueur oder Punsch besteht. Dies Peitschen am Feste der unschuldigen Kinder soll eine Erinnerung an die Grausamkeit des Königs Herodes seyn, jenes zu Neujahr eine Wiedervergeltung.

Einem reichen Metzger in **Würzburg** sagten die Steuerherren nach, er habe ein Säulein defraudirt und rückten ihm in Haus und Hof. Man weiß schon, Steuerherren sind wenig diskret und eher zudringlich, da ist nichts zu machen! Das war aber doch zu arg, sie drangen sogar in's Schlafzimmer, wo die Schwiegermutter des Metzgers, die Nachthaube tief in's Gesicht hereingezogen, krank im Bette lag. Meine Herren, rief der Metzger bitterbös, das thun Sie auf Ihre Verantwortung, 's ist eine Kranke! — und breitete seine Arme abwehrend aus. Theilnehmend trat der Beamte an's Bett; ein Ruck: die Nachtmütze lag auf dem Bette und heraus guckte das bleiche Antlitz eines — Schweines.

Räthsel.

Wenn dich das Glück in seinem Schooße wiegt,
Wenn sich das Schicksal ganz nach deinen Wünschen fügt,
Und wenn der Feinde Schwarm
Vergebens sich bemüht, dies Glück zu stören,
Wenn sie's vielmehr dadurch noch selbst vermehren,
Wenn dich umschlingt Hygeas Arm:
Da suchst du nicht das Wort — was mangelt deinen Freuden,
Was fehlt wohl deinem Glück? —
Beständigkeit! — ein einz'ger Augenblick
Kann dieses Alles umgestalten — und zum Leiden
Scheinst du bestimmt vom widrigen Geschick.
Das Schicksal beugt dich tief — der schwerste Kummer
Bleicht deine Wange und verscheucht den Schlummer,
Der Leidenden den Gram vergessen macht.
Jetzt rufst du nach dem Wort mit heißem Sehnen,
Es kommt! es kommt! und stillt dein banges Stöhnen,
Bringt Freundin Hoffnung mit, die dir entgegen lacht.
Nun wird dein Blick — nun wird er wieder heiter,
Besänftigt wandelst du den Weg des Lebens weiter,
Du hast ja in dem Wort, was Ruh' gewährt.
Doch nun stehst du am Ziele deines Lebens,
Du bebst dem **Nichtseyn** — doch zagst du nur vergebens —
Hör', was durch Religion auch hier dies Wort dich lehrt:
„**Glaub', hoff und trau'** auf des Allweisen Güte,
„Die, eh' du warst, dein Schicksal dir beschiede,
„Du hörst nicht auf im Grab zu seyn. — —
„Du duldest hier — jenseits harrt dir der Lohn —
„Vergeltung, was du litt'st — an jenem höchsten Thron,
„Da ärntet Tugend erst den Preis der Tugend ein. —"

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 23:

Ritter — Retter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Freitag, 26 Februar 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung)

Eines Abends saß Gretchen auf der Bank an der Luke neben ihrem Vater. Max, der ihnen gegenüber auf einem Feldstuhl Platz genommen hatte, zeigte und nannte ihnen die glänzendsten Gestirne am Himmelsgewölbe.

„Es gibt im Orient Völker, welche die Sterne für den Aufenthalt der Seelen der Gestorbenen halten," sagte Max in einem etwas feierlichen Tone; „daher kommt es auch, daß sie diese leuchtenden Welten mit so viel Ehrerbietung betrachten, welche in dem weiten Raume mit dem Ernste und dem Schweigen des Todes schweben."

„Macht dieser Glaube den Völkern, welche ihn hegen, die Trennung von den Wesen, welche ihnen theuer sind, weniger schrecklich?" fragte Gretchens Vater.

„Gewiß," erklärte Max. „Wenn in heiterer Nacht die Sterne erscheinen, glauben Jene, ihre Voreltern blicken zu ihnen herab, um sie für ihre Arbeit zu ermuthigen und wenn die Leuchten der Nacht vor der Sonne erbleichen, so machen sich Jene williger an die Arbeit des Tages."

„Oh nein!" rief Gretchen, „sagen Sie mir nicht diese schönen Sterne seyen die Augen von Todten, die auf uns blicken; ich fürchte mich sonst!"

„Nun," erwiederte Max; „wenn diese flimmernden Lichter Ihnen unheimlich werden, so betrachten Sie das Gestirn der Nacht, welches Göthe die Schwester des ersten Lichtes nennt; sehen Sie, wie es geheimnißvoll aus dem Schooße der Wellen sich erhebt und den Schatten unserer Segel auf dem Meere hervortreten läßt! Oh, der Mond ist ein gar lieblicher Anblick! Rein und funkelnd wie Silber, blendet er das nach ihm schauende Auge nicht. Sehen Sie nur, wie scheu er durch den Himmelsraum gleitet! Haben wir ihn etwa erschreckt, weil er sich hinter einer Wolke birgt? Bist Du, o Schöne, mir entfloh'n?"

Bei diesen Worten, welche er gegen sie gewendet halblaut gesprochen hatte, machte Gretchen ein Zeichen mit der Hand, wie um ihn um Stillschweigen zu bitten. Er entnahm daraus, daß sie diese Worte, als er sie kurze Zeit vor ihrer Abreise dem Echo der Wiese vertraut hatte, vernommen und fuhr freudigen Tones fort:

„Wir wollen diese schöne Romanze des großen Dichters zweistimmig singen. In unserem guten Deutschland ist ja alle Welt musikalisch und ich bin gewiß, daß Herr Walther eine Stimme übernehmen wird."

Ohne eine Antwort des alten Mannes abzuwarten, begann Max die Strophen der Ballade zu singen. Gretchen kannte zwar die Worte nicht, aber die Melodie. Das Duett, zagend begonnen, ertönte bald mit mehr Sicherheit. Max schlug den Takt, Gretchen ließ nach einiger Zeit ihrer frischen, umfangreichen Stimme freien Lauf; das Schaukeln des Fahrzeugs schien der Melodie einen lebhafteren und ansprechenderen Takt zu verleihen. Plötzlich schloß sich eine tiefe Baßstimme mit ihren ernsten Klängen den lieblicheren Stimmen von Max und Gretchen an.

„Das ist Ludolph," sagte Max einhaltend; „der Bursche hat keine üble Stimme. He, Ludolph, komm hierher, singe mit!"

Ludolph gab keine Antwort; an den Hauptmast gelehnt kreuzte er die Arme und schlug traurig die Augen nieder.

„Komm doch," rief Max noch einmal.

„Du weißt's ja, daß ich über den Mast nicht hinaus darf," entgegnete Ludolph.

„Um diese Zeit kannst Du es ohne Anstand."

„Freilich, Nachts habe ich das Recht, unter Euch zu erscheinen," lautete Ludolph's Antwort;

„ich habe das Recht, mich zu zeigen, wenn mich Niemand mehr sieht. . . ."

„Von mir kommt ja das Verbot nicht," sagte Max.

„Und unsere Schuld ist es nicht, daß man uns in dem Hintertheil des Schiffes untergebracht hat," fügte Walther bei; „Du hast Unrecht, mein Freund, uns darob zu grollen."

„Also fangen wir wieder an zu singen und Du übernimmst den Baß," unterbrach ihn Max.

„Ja, Du den Gesang und ich die Begleitung!" sprach Ludolph vor sich hin. „Dir das Licht und mir den Schatten, den es erzeugt."

„Gleich begleiten Sie uns;" sprach Gretchen. „Wer wird sich denn so bitten lassen?"

„Ich war so traurig," erklärte Ludolph, „und als ich die beiden Stimmen hörte, fiel ich unwillkürlich ein. Ich dachte an die Heimath, an unser ruhiges Thal, das ich nicht hätte verlassen sollen!"

„Ein alter Bursche wie Du wird doch nicht jetzt schon Heimweh bekommen!" fiel Max ein.

Gretchen betheiligte sich an diesem Spott durch ein Lächeln. Ihr Vater erhob sich rasch und rief: „Wie, meine Tochter, fühlst Du nicht auch Heimweh? Du weintest schon bei dem Gedanken an die Abreise und jetzt lachst Du, da wir dem Vaterlande fern sind."

Die Schiffsglocke ertönte acht Mal. Die Nachtwache begann und die Matrosen riefen die Ablösung auf das Verdeck.

„Wir wollen jetzt hinab gehen," sprach Walther; „es ist Zeit, sich zur Ruhe zu begeben. Die Stunden des Tages verlaufen langsam genug auf dem Schiffe, wo man Nichts zu thun hat; man braucht die Stunden der Nacht nicht auch noch."

Er zog sich mit Gretchen in seine Kajüte zurück. Diese schlief bald ein, durch das Schaukeln des Schiffes und die süßen Träume, welche ihre Einbildungskraft beschäftigten, eingewiegt.

4.

Es ist nicht ein Tag wie der andere. Dieses Sprichwort ist seit Menschengedenken immer und besonders auf dem Meer eingetroffen. In der Nähe der amerikanischen Küste erhob sich ein heftiger Westwind, welcher mächtige Wogen vor sich her trieb und die Ceres in ihrem Laufe hemmte. Mit verkürzten Segeln kämpfte das Schiff mühsam gegen die Wellen, welche heftig sich an ihm brachen und sein Vordertheil überflutheten. Die Passagiere verkrochen sich unter Deck und hatten von den heftigen kurzen Stößen des Schiffes viel zu leiden. Ludolph, welchem Luft und Bewegung Bedürfniß war, stieg auf das Verdeck; dort fand er Max, der am Hauptmast saß, sich am Tauwerk festhielt und rauchte. Der Kapitän stand auf dem Hinterdeck in der Nähe des Steuermannes und schaute nach dem Himmel, an welchem sich drohende Wolken erhoben, welche den Himmel verdunkelten. Vorn kauerten die Matrosen längs der Schiffswand und besprachen sich flüsternd; durch Bücken des Kopfes suchten sie dem Staubregen, welchen der Wind von dem Kamme der Wogen mitführte und ihnen gegen das Gesicht jagte, auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

(Fortsetzung.)

Als die Baronin am folgenden Morgen etwas spät erwachte und die Kammerjungfer in ihr Schlafzimmer trat, sagte sie zu ihr:

„Eh' ich gestern Abend einschlief, hab' ich gethan, was Du mir angerathen, Lisette."

„Wie so, gnädige Frau?" sagte die Zofe mit neugieriger Miene.

„Ich zählte sämmtliche Fensterscheiben in meinem Schlafzimmer*) und träumte auch — — aber kannst Du wohl errathen, von wem?"

„Gewiß vom Grafen H.," erwiederte Lisette.

„Warum sollte ich denn gerade von diesem träumen?"

„Weil — er so betrübt aussah, als Sie in den Wagen stiegen, welcher Sie von Stockholm wegführen sollte."

„So betrübt sah er aus? Ich erinnere mich dessen wahrhaftig nicht mehr! — Nein, von ihm hab' ich nicht geträumt."

„Dann haben Sie sicherlich den Herrn Rittmeister von F. im Traum gesehen," meinte Jene. „Ich kenne Niemanden, welcher so stattlich und hübsch ist als er."

„Derjenige, von welchem ich träumte, lebt nicht in Stockholm," erklärte die Baronin.

*) In Schweden herrscht vielfach der Glaube, daß ein junges Mädchen ihren künftigen Gatten im Traume sieht, wenn sie die Fensterscheiben des Zimmers zählt, worin sie zum ersten Male die Nacht zubringt.

„Doch nicht von . . ."

„Was zauderst Du? Sprich ohne Scheu!" gebot die Herrin von Rosenholm.

„Doch nicht von dem seligen Baron?" fuhr Lisette fort. „Das wär' ein rechtes Unglück — denn von Verstorbenen träumen, bedeutet nichts Gutes."

„Beruhige Dich, Lisette — ich träumte nicht von meinem seligen Mann."

„Dann weiß ich wirklich nicht, wen Sie . . ."

„Ich träumte von meinem neuen Garten- und Orangerieaufseher!" sagte die Baronin mit bestimmtem Ton.

„Von dem jungen Matsson?!" rief die Kammerjungfer erstaunt.

„Ja wohl, von dem jungen Andreas Matsson — ich sah ihn ganz deutlich — — das kann ich mit einem Eide betheuern."

„Das ist ja ein seltsames Traumgesicht!" meinte Lisette.

„Allerdings — aber durchaus kein häßliches — das mußt Du gestehen."

„Gewiß, gnädige Frau — aber — — aber die Sache ist doch sehr spaßhaft."

„Ja, ja — das ist sie — — sie ist sehr spaßhaft."

3.

Einen Monat später erschien der junge Gärtner eines Morgens mit einem kleinen Korbe voll Aprikosen und Ananas im Herrenhause. Er verlangte die Baronin zu sprechen, und diese empfing ihn in ihrem Wohnzimmer.

„Guten Morgen, lieber Matsson!" rief sie ihm mit einer Herzlichkeit zu, welche bewies, wie wenig sie geneigt war, ihm gegenüber die Herrin von Rosenholm zu spielen. „Welch' schöne Früchte bringen Sie mir da!"

„Da sie eben die rechte Reife erlangt haben, so konnt' ich's nicht lassen, sie Ihnen herzutragen," versetzte Matsson.

Die Baronin nahm den Korb und legte die Früchte auf einen silbernen Teller, der auf dem Tische stand.

„Was werden wir denn heute beginnen?" fragte sie, während sie damit beschäftigt war.

Es ist nämlich zu bemerken, daß die Baronin sich im Laufe der vier Wochen, die sie auf Rosenholm zubrachte, allen den angenehmen Zerstreuungen überlassen hatte, welche die schöne Jahreszeit darbot. Zu Lande und zu Wasser, zu Roß und zu Fuß hatte sie die ganze umliegende Gegend durchstreift und stets in Gesellschaft des jungen Gärtners, denn Niemand kannte die dortige Naturschönheit wie er, und Niemand verstand es so wie er, all' ihre Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Angezogen durch die Reize der Natur, die ihr aus Wäldern und Bergen und Seen entgegenlachten, mußte sie auch das offene, natürliche Wesen ihres Begleiters anziehen, der außerdem als vormaliger Student eine Bildung und Kenntnisse besaß, welche die ihrigen weit übertrafen; denn in jener Zeit glaubte man, daß eine Dame, selbst wenn sie noch so reich und vornehm war, genug gelernt habe, wenn sie leidlich ein Stückchen auf dem Klavier klimpern und mit ihrem Cavalier auf dem Balle ziemlich geläufig französisch sprechen konnte. Mit einem Wort, der junge Gärtner hatte sich seiner schönen Herrin bereits unentbehrlich gemacht. In ihrer poetischen, friedlichen Umgebung war sie gleichsam wieder ein Kind geworden, und fröhliche Kinder suchen gleichalterige Spielgenossen.

Matsson sann einen Augenblick über die Frage der Baronin nach und erwiederte dann:

„Ein neuer Zeitvertreib würde Ihnen gewiß recht erwünscht seyn, gnädige Frau."

„Ja, gewiß — Sie haben einen vortrefflichen Geschmack — wissen Sie nicht eine Vergnügung für mich?"

„Sie haben mir Erlaubniß gegeben, Alles zu sagen, was ich denke?" fragte Jener.

„Das hab' ich gethan, und ich denke dieselbe nicht zurückzunehmen."

„Darf ich Sie dann an das Versprechen erinnern, gnädige Frau, welches Sie Ihren Unterthanen am Tage Ihrer Ankunft gegeben haben?"

„Was für ein Versprechen meinen Sie?"

„Sie gelobten dazumal, Ihre Unterthanen glücklich zu machen."

„Ja — Sie haben Recht — ich hatte dies Gelübde vergessen," erwiederte die Baronin, welche plötzlich ernst geworden war. Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben. Aber was soll ich thun, um das Glück meiner Unterthanen zu befördern?"

„Beginnen Sie damit, die Bauern im Dorfe zu besuchen, um deren Umstände kennen zu lernen. Dann können Sie davon Einsicht nehmen, wie Rosenholm verwaltet wird; es kann nicht schaden, wenn der Besitzer oder die Besitzerin eines Gutes ebenso gut von der Situation desselben unterrichtet ist als der Verwalter. Dadurch bekommt man Gelegenheit, zugleich mit der Verbesserung seines Eigenthums auch die Lage seiner Unterthanen zu verbessern. Ich bin fest überzeugt, daß alle Ver-

gnügungen, welche Sie bis jetzt genossen haben, Ihnen nichtig erscheinen werden gegen das freudige Bewußtseyn, das Wohl der Ihrigen befördert zu haben."

„Ja, ja — ich glaube es!" erwiederte die Baronin mit Thränen in den Augen. „Gott segne Sie dafür, daß Sie mich zur Erfüllung meines Gelübdes, meiner Pflichten aufgerufen haben. Noch heute wollen wir unsere Wanderung durch meine Besitzung beginnen, denn Sie müssen mir überallhin folgen und in Allem mein Rathgeber seyn."

„Ihr eigner klarer Geist und Ihr gutes Herz, Frau Baronin, werden alle Rathgeber überflüssig machen," entgegnete Jener.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Patrie spricht von einer interessanten Entdeckung des Oesterreichers Dr. Henßlmann, welche das französische Institut mit großer Auszeichnung gewürdigt hat. Dr. Henßlmann hat die arithmetischen Verhältnisse der **griechischen Baukunst** entdeckt und zugleich nachgewiesen, daß innige Beziehungen zwischen der griechischen und der gothischen Kunst bestehen. Er kam zu dieser Entdeckung, als er eines Tages die Verhältnisse der Kathedrale von Kaschau genau bestimmen wollte. Die Proportion der Dimensionen derselben frappirte ihn; er schloß mit Recht, daß dies kein vereinzeltes Faktum seyn könne und studirte nun die Verhältnisse der berühmtesten Baudenkmäler Deutschlands, Frankreichs und Englands. Erst später begab er sich an das Studium der griechischen Monumente. Herr Lenoir, welcher in der Akademie zum Berichterstatter in dieser Angelegenheit ernannt ist, spricht sich mit unbedingter Anerkennung für die interessante Entdeckung aus und pflichtet derselben in allen Stücken bei. Herr Lenoir erinnert in seinem Berichte, daß die Griechen und Hebräer diese architekturale Arithmetik gekannt haben und daß dieselbe als ein kostbares Geheimniß aufbewahrt wurde. Die Akademie hat sich nun einen zweiten Bericht abstatten lassen, denn sie beabsichtigt, die Regierung um Veröffentlichung der interessanten Entdeckung des Dr. Henßlmann anzugehen.

Eifrigen Nachforschungen ist es gelungen, auf der Bering-Insel ein Skelett der „Seekuh" zu entdecken, eines Thieres, welches bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die nördlichen Meere bevölkerte, durch die starke Verfolgung aber gänzlich ausgerottet worden ist, so daß die einstige Existenz desselben sogar in Zweifel gezogen wurde. Das Skelett ist der kaiserlichen Akademie in St. Petersburg zugestellt worden.

In **Valangin** (Schweiz) beschäftigte sich seit 15 Jahren ein alter Mann mit der Aufgabe, eine Uhr zu konstruiren, auf der man mit einem Blick sehen sollte, wie viel Uhr es auf allen Punkten des Erdballs sey. Gebrechlichkeit, Mittellosigkeit ꝛc. konnten ihn nicht entmuthigen, da, 6 Stunden vor seinem Tod, erfuhr er, daß das Werk gehe, und mit dem Ausruf: „Gott sey gelobt!" hauchte er seinen Geist aus.

Der Nestor aller Redakteure, Vater Bäuerle in Wien, gibt seine Memoiren heraus. Dieselben umfassen einen Zeitraum von mehr als 50 Jahren und werden 5 Bände, jeder Band 12—15 Bogen in Groß-Oktav, bilden.

Ein Vogel als Selbstmörder. In Prag hat am 27. Januar in einem Hause ein Singvogel, ein einsamer Spatz, der kurz vordem noch ganz munter ausgesehen, seinen Schnabel plötzlich mit solcher Heftigkeit in seine Brust gestoßen, daß derselbe nur mit Mühe herausgezogen werden konnte. Ein Blutstrahl spritzte aus der Wunde und nach wenigen Augenblicken war der Vogel todt. „Die Beweggründe des Selbstmordes sind bis jetzt unermittelt geblieben."

Ein Photograph, Namens Alphonse Bernoud, hat die durch das Erdbeben im Königreich Neapel zerstörten Ortschaften bereist und sie in 150 Bildern naturgetreu aufgenommen, die er nun in Neapel zum Verkauf ausbietet.

Dreisylbige Charade.

Ist die Erste reichlich dein,
Fühlst du nicht die **letzten Beiden**,
Aber tritt das **Ganze** ein:
Kannst du deren Druck nicht meiden.

Auflösung des Räthsels in № 24:

Trost.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Sonntag, 28. Februar 1858.

„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Es lebte einst vor langer Zeit
Ein Mann, so kräftig, als gescheidt.
Er schrieb viel Prosa und Gedichte,
Ich nenn' ihn nicht; fragt die Geschichte!
Der mußte wohl begeistert seyn
Für schöne Frau'n, Gesang und Wein,
Da er den Spruch, so Vielen lieb,
In seinen Werken niederschrieb:
„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Respekt vor des Verfassers Geist!
Doch wenn mein Wort euch nicht beweis't,
Daß grundfalsch dieses Sprüchelein,
Will niemals ich ein Narr mehr seyn!
Ja, jetzo nach dreihundert Jahr
Sag' ich: Grundfalsch ist's ganz und gar!

Vorerst der Wein — ich frag' euch Alle,
Die euch umschließt der Narrheit Halle,
Ob ihr den Wein nicht feurig liebt,
Den uns der güt'ge Schöpfer gibt?
Philister du mit Hut und Zopf,
Du bist allein der arme Tropf,
Der lieber Wasser trinkt als Wein,
Ein Narr fürwahr kann's nimmer seyn.

Zum Zweiten komm' ich an die Frau'n,
So herzig innig anzuschau'n —
Wem schlägt für sie nicht hoch das Herz?
Philister, dir nur, kalt wie Erz.
Sind Frauen in des Narren Näh',
Vergißt er Alles, Ach und Weh,
Und jauchzt erst recht aus Herzenslust,
Drückt er ein Weib an seine Brust.
Drum kann gewiß ein Narr nicht seyn,
Wer Frau'n nicht liebet und den Wein!

Und endlich dich, du trauter Sang,
Dich mieden wir das Leben lang?
Ein Narr sollt' den Gesang nicht lieben?
Fürwahr, der dieses einst geschrieben,
Und wer's auf Glauben nach ihm spricht,
Sie kannten uns're Narren nicht.

Philistern nur kränkt's Herz und Ohr,
Braus't der Gesang in frohem Chor!
Nur der Philister, zäh' und kalt,
Flieht, wenn des Liedes Lust erschallt.
Doch fliehen wird ein jedes Land,
Wo fröhlicher Gesang verbannt,
Der wahre Narr; zu [illegible]
Fühlt' er sich selbst in Edens Schooß,
Wenn dort nicht bei der Laute Klang
Ertönte fröhlicher Gesang.

Drum ist grundfalsch, wie ich erwiesen,
Der alte Spruch, so viel gepriesen,
Daß, wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Ein Narr verbleibt sein Leben lang;
Und um die Wahrheit zu erreichen,
Müßt' er sich so verändert zeigen,
Wie ich ihn jetzo euch diktir':
„Wer Wein nicht liebt, Weib und Gesang,
Der wird kein Narr sein Leben lang!"

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Ludolph, der Mühe hatte, eine gerade Richtung einzuhalten, wurde von Max mit den Worten angeredet: „Dieses Wetter behagt Dir wohl nicht!" und gab ihm zur Antwort:

„Widriger Wind ist Niemand angenehm; er verlängert nur die Ueberfahrt und macht sie mühsamer."

„Wahr ist's, mit günstigem Winde hätten wir vor Ablauf einer Woche schon in der Chesapeak Bay seyn und in acht Tagen in Baltimore landen können," erwiederte Max. „Aber bei allem dem, ist es nicht ebenso gut hier?"

„Und die Langeweile," entgegnete Ludolph lebhaft, „rechnest Du die für gar Nichts? Die Unthätigkeit verursacht mir Unruhe in den Beinen und Krampf in den Armen."

„Mache es, wie ich, arbeite mit dem Kopfe und beschäftige Deine Augen durch Betrachtung dieses ungeheueren schäumenden Meeres, wo die Wellen sich heben, wie Rosse, die sich bäumen. Eine Ueberfahrt ohne einen kleinen Sturm wäre unvollständig genossen und ich hoffe, daß wir einen bekommen werden. Das Wetter wird immer düsterer und der Barometer fällt; der Wind pfeift unheimlich durch das Tauwerk. Wenn man reist, muß man Alles sehen."

„Wenn man reist, muß man sich auf Alles gefaßt machen, sich zu Allem bereit halten," erwiederte Ludolph; „aber die Gefahr herbeiwünschen, das Unglück herausfordern, das heißt dem Himmel Trotz bieten."

„Aufregung ist nöthig, mein Freund," erklärte Max lächelnd; „denn davon lebt das Herz. Stelle [illegible] daß wir einen Sturm bekommen, einen der prächtigen Stürme, wie sie die Dichter so gern beschreiben."

„Die Hälfte der Mannschaft geht zu Grund, thätige Männer, voll Kraft und Leben, finden ihr Grab in den Wellen und lassen Wittwen und Waisen im Elend zurück."

„Geh mir doch," entgegnete Max; „wenn man so an der hoffnungslosen Wirklichkeit klebt, verschwindet alle Poesie. Stelle Dir einen Sturm vor, der uns an die Küste wirft. Die Verzweiflung herrscht an Bord, die Frauen schreien zusammen; Gretchen, in Thränen gebadet, fleht mich an, ihren Vater zu retten und sie selbst dem Tode zu entreißen. Das ist ein förmliches Drama, die Skizze eines Romans und in einigen Stunden vorüber!"

„Also eines Romanes wegen bist Du hier?" fragte Ludolph, indem er Max mit Verwunderung betrachtete.

„Warum nicht?" gab dieser zur Antwort; „übrigens habe ich auch in Missouri Einiges zu ordnen, eine Erbschaft von einem Verwandten mütterlicher Seits zu erheben, welche mir die Mittel gewähren wird, weiter zu reisen. Amerika bietet dem neugierigen Forscher Manches; da gibt es Einöden voll Majestät und Geheimniß, welche dem Geiste ein Bild der Natur geben, wie sie Gott dem Menschen zu Gefallen geschaffen hat; es ist aber freilich kein Land für die, welche auf die Bildung in unserem alten Europa hohen Werth legen."

Ludolph war in seiner Nähe stillgestanden, wo er jedes seiner Worte verstand. Eine schmerzliche Ueberraschung war auf seinem Gesicht zu lesen. Nach kurzem Schweigen neigte er sich zu seinem Reisegefährten herab und fragte ihn mit bewegter Stimme:

„Demnach liebst Du Gretchen nicht? Und ich war der Meinung, Du habest Alles verlassen, um Ihr zu folgen! Und ich grollte Dir darum!"

Statt Antwort zu geben, fragte Max seinerseits: „Du liebst sie also, Du?"

„Du suchst auszuweichen," gab Ludolph traurig zur Antwort, „und ich kann Deine Absichten nicht durchschauen. Ob ich Gretchen liebe? Ich habe kaum das Herz, es zu gestehen. Sobald ich erfuhr, daß sie das Land verlassen werde, war es mir klar, daß ich nicht bleiben könne und ich entschloß mich, an den Ufern des Ohio in der deutschen Ansiedelung, wohin sich ihr Bruder vor mehreren Jahren begeben hat, mich auch niederzulassen. Ach, wie vergnügt reiste ich ab; auch ich hatte mir einen Roman, den Roman für mein ganzes Leben entworfen. Seit Deinem Eintreffen auf dem Schiffe ist aber Alles anders."

„Sollte sie denn unter den Passagieren verloren und versteckt bleiben, um blos Dir zu gefallen? Die Schönheit hat Vorrechte, mein Junge, und Gretchen verdient wohl einen besonderen Platz."

„Ja wohl," fuhr Ludolph fort, „sie verdient einen besseren Platz, aber Du hast ihn ihr verschafft und indem Du sie so erhobst, mich niederer gestellt; ich stand ihr gleich und ich fühle wohl, daß sie jetzt über mir steht. Wenn sie spricht, sich nur umschaut, wenn sie nachdenkt, so gehen ihre Worte, Blicke und Gedanken über mich weg. Du hast sie in den Bereich Deiner eigenen Anschauungsweise gestellt."

„Es gibt nichts Interessanteres, als den Fortschritten in der Entwicklung eines jungen Mädchens zu folgen, deren Geist eben erwacht. Jeder neue Gedanke verklärt ihr reizvolles, frisches Gesichtchen, dem bisher nur der Ausdruck des inneren Lebens abging. Findest Du nicht auch, daß Gretchens Schönheit jeden Tag zunimmt?"

„Oh nein, Du liebst sie nicht!" rief Ludolph, „wenn man liebt, macht man keine solche feine Unterscheidungen. Du liebst sie nicht und hast sie getäuscht. Sie dient Dir nur zum Spiegel, in welchem Du den Abglanz Deiner Persönlichkeit zu

chauen suchst. Ach, wenn sie es nur wüßte, wenn sie es doch begriffe!"

„Du kannst es ihr ja sagen," erwiederte Max mit spöttischem Lächeln; „ich verliere Nichts dabei und Du wirst kaum viel gewinnen."

In dem Tone, mit welchem Max die letzten Worte sprach, lag ein solch höhnischer Ausdruck daß er den Zorn Ludolph's reizte. Unfähig, mit Gründen gegen eine Feinheit des Verstandes zu streiten, welche ihm immer entschlüpfte und sich dann drohend, wie der Kopf einer Schlange, gegen ihn kehrte, fühlte er eine heftige Anwandlung, den schwächlichen jungen Mann, der ihn höhnte und demüthigte, mit seinem nervigen Arme kräftig zu schütteln. Unter dem sanften Wesen und dem gefälligen Ausdruck in den Zügen seines Reisegefährten entdeckte er ein solch gefühlloses Herz und kalte Ueberlegung, daß er sich entsetzte. In heftiger Erregung stützte er sich an die Schanzverkleidung, wie um einen Anlauf zu nehmen und auf Max los zu springen. Da tönte plötzlich ein donnerähnlicher Krach über seinem Haupte. Das große Segel, welches seit dem Morgen unter der Gewalt der sich wiederholenden Windstöße ächzte, war der Länge nach zerrissen. Die Tuchfetzen, vom Winde erfaßt, schlugen an die Rahe. Auf des Kapitäns Ruf eilten die Matrosen bei und auf den Mast, während andere die Segel der Brigantine bargen und ihre Verrichtungen mit rauhen, unartikulirten Tönen, welche wie das Geschrei Verzweifelter klangen, begleiteten. Dieser ernste Zwischenfall unterbrach die Unterhaltung beider Passagiere. Ludolph zog sich, ohne zu antworten, auf das Vorderdeck zurück, um den Raum für die Schiffsmannschaft frei zu geben.

„Junger Mann," rief ihm der Kapitän zu, „legt auch Hand an und helft den Rest des großen Segels bergen."

Ludolph ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er machte sich mit Eifer an die Arbeit und unterstützte willig mit eben so viel Umsicht als Entschiedenheit die Matrosen, die nicht mehr daran dachten, über ihn zu lachen. Währenddem zog sich Max auf das Hinterdeck in der Nähe der Luke zurück, von wo ihn aber ein strömender Regen auch bald vertrieb. Als er die zur großen Kajüte führende Treppe hinabging, öffnete Gretchen, ganz entsetzt, die Thüre ihres Gemachs.

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

(Fortsetzung.)

Die junge Wittwe hatte die köstlichen Früchte sämmtlich auf den Teller gelegt. Sie reichte den leeren Korb dem Gärtner und dankte ihm mit holder Freundlichkeit für sein schönes Geschenk. Der Letztere nahm denselben mit einer tiefen Verbeugung zurück.

„Sie sehen ja ganz ruhig aus, obgleich ich Ihnen einen Korb gebe!" sagte die Baronin mit scherzendem Ton.

„Ja, gewiß — ich bin ganz ruhig," entgegnete Mateson.

„Das ist gerade kein Kompliment für mich," bemerkte seine liebenswürdige Herrin lächelnd.

„Wäre meine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft eine andere — wär' ich zum Beispiel Graf, so würd' ich vielleicht nicht so ruhig seyn," erwiederte Jener.

Nach diesen Worten eilte er von dannen, gleich als ob er etwas Unbedachtes gesagt habe.

Es war wirklich schade, daß er, ohne sich umzuschauen, das Zimmer verließ, denn hätte er das Angesicht seiner holden Herrin gesehen, so würde er in dem Blick, welchen sie auf ihn richtete, einen Ausdruck gewahrt haben, der einen Grafen hätte glücklich machen können.

4.

Wiederum war ein Monat verflossen. Der Wagen der Baronin stand angespannt vor der Thüre des Herrenhauses; die Letztere war von einer benachbarten adeligen Familie zum Thee und Souper eingeladen. Sie selbst wanderte indessen in ihrem glänzenden Anzug einsam durch den Park — es war, als habe sie gänzlich vergessen, daß sie in einer glänzenden Gesellschaft erscheinen solle. Ihr unruhiger Blick verrieth, daß sie sich in einer ungewöhnlichen Aufregung befinde.

Da näherte sich ihr plötzlich ihr unentbehrlicher Rathgeber und Begleiter.

„Willkommen!" rief sie ihm zu. „Ich habe Sie ja den ganzen Tag noch nicht gesehen!"

„Ich bin bei den Meinigen gewesen und erst vor wenigen Minuten hierhergekommen," erwiederte Mateson.

„Sie sehen, daß ich eine Einladung zu einer Gesellschaft erhalten habe," sagte die Baronin; „aber ich wollte Sie zuvor noch sprechen — denn ich habe Etwas gehört, was Sie betrifft."

„Darf ich unterthänigst fragen, was man Ihnen gesagt hat."

„Sie beabsichtigen sich zu verheirathen — Sie haben eine Braut, Matsson."

„Eine Braut?" wiederholte der Letztere mit erstaunter Miene.

„Allerdings — die Tochter des Verwalters. Ich gratulire Ihnen — — Anna ist ein recht hübsches Mädchen."

„Und Das hat man Ihnen gesagt, gnädige Frau?"

„Ja — Anna selbst hat mit meiner Kammerjungfer geredet. Noch einmal — ich wünsche Ihnen Glück — das Hochzeitsfest werd' ich geben — — das ist das Wenigste, was ich zum Dank für die vielen und großen Dienste thun kann, welche Sie mir geleistet haben. Daß ich mir die Liebe meiner Unterthanen erworben, habe ich Ihnen zu danken. Anna soll eine Aussteuer von mir erhalten, welche Ihren Verdiensten um mich entspricht. Ich wünsche — ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles Glück, dessen Sie würdig sind!"

Die letzten Worte sprach sie mit einer auffallenden Bewegung und mit einer leise zitternden Stimme.

„Aber, mein Gott, ich habe mich ja gar nicht um Anna beworben, gnädige Frau!" rief Matsson. Ich bin nicht einmal auf den Gedanken gekommen, mich um sie zu bewerben."

„Nicht?!" rief die Baronin, indem ein Freudenstrahl über ihr Antlitz flog. „Aber wie hat denn Anna sagen können . . . Gewiß haben Sie irgend welche unbedachtsame Worte im Gespräch mit ihr fallen lassen — — das war unvorsichtig von Ihnen — sehr unbesonnen!"

„Ich betheure, daß ich weder Anna noch irgend einem andern menschlichen Wesen Grund zu einer solchen Vermuthung gegeben habe. Sie werden mich doch gewiß nicht für so leichtsinnig halten, gnädige Frau."

„Ich habe Sie immer für einen verständigen Mann gehalten und glaube Ihrer Versicherung daher," versetzte die Baronin sichtlich erfreut. „Es ist aber sehr unrecht von Anna, solche Gerüchte zu verbreiten — Das müssen Sie ihr sagen — — doch auf eine Weise, welche das arme Mädchen nicht verletzt. Sie dürfen damit nicht zaudern, Matsson; es ist für Anna's Ruhe durchaus nöthig, daß sie bald die Wahrheit erfährt."

„Ich will sogleich zu ihr eilen und sie über ihren Irrthum aufklären," erwiederte Jener, indem er sich zum Gehen wandte.

„Ja, thun Sie es, doch so zart als möglich, denn ein Mann darf nie mit dem Herzen eines Weibes sein Spiel treiben. — Aber hätt' ich nur eine recht schöne Blume!" fügte sie hinzu. „Mein prächtiger Anzug däucht mir ohne eine solche ganz unscheinbar."

Matsson flog wie ein Pfeil nach dem nächsten Blumenbeete, brach die schönste Rose und reichte sie seiner liebenswürdigen Herrin.

Diese nahm die Rose mit holdseligem Lächeln in Empfang und Matsson fühlte einen leisen Druck ihrer Hand, als seine Finger die ihrigen berührten.

„Adieu, lieber Matsson! Dank für die schöne Rose!" rief die Baronin, indem sie rasch dem Herrenhause zueilte.

Kaum aber hatte sie den Fuß auf die zum Portal führende Treppe gesetzt, als sie folgenden Ausruf vernahm:

„Ach, wie unglücklich bin ich! wie unglücklich bin ich!"

Sie wandte sich um und erblickte des Verwalters Tochter Anna, welche mit verweinten Augen unweit des Portals stand.

„Du bist es!" rief sie. „Warum weinst Du, Mädchen?"

„Ach! er liebt mich nicht!" schluchzte Anna. „Gott — ich bin sehr unglücklich!"

„Hast Du denn Anders gesprochen?"

„Nein — aber ich habe . . . ich habe gehört . . ."

„Du hast also gehorcht! Das war sehr unrecht von Dir. — Anders hat Dir ja niemals ein Wort gesagt, aus dem Du hättest schließen können, daß er Absichten auf Dich habe!"

„Das ist wahr — aber — — aber ich glaubte . . ."

„Da Du nun aber weißt, daß er Dich nicht liebt," unterbrach sie die Baronin, „so schlag' ihn Dir aus dem Sinn. Anders paßt nicht für Dich — ich werde Dir einen andern Bräutigam aussuchen und Dir eine schöne Aussteuer geben — — nur mußt Du mir geloben, nicht mehr weinen zu wollen."

Anna lächelte durch Thränen und schien wirklich einigermaßen beruhigt.

Als die Baronin sich in den Wagen setzte, strahlte eine ungewöhnliche Freude aus ihren Blicken und Niemand in der großen Gesellschaft, in welcher sie erschien, konnte sich erklären, weßhalb sie die Rose, die sie in der Hand hielt, so oft an die Lippen drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 25:

G e l d m a n g e l.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Dienstag, 2. März 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

„Was gibt es denn, Herr Max?" fragte sie in großer Unruhe; „was geht oben vor?"

„Ein Segel ist fortgerissen und ein Wetter, abscheulicher als je eines da war, ist über uns gekommen. Das ist's," antwortete Max.

„Hier kracht es überall," erwiederte Gretchen; „ich höre die Wogen an die Seite des Schiffes schlagen."

Walther richtete einen fragenden Blick auf Max. Der Tumult des aufgeregten Meeres und das Geheul des durch das Tauwerk pfeifenden Windes, das Geschrei der Matrosen und das Geräusch ihrer eiligen Schritte auf dem Verdeck verursachte ihm beinahe Entsetzen.

„Es ist nur ein Sturm, wie er auf dem Meere gar oft vorkommt," sagte Max lächelnd.

„Hörst Du, lieber Vater," sprach Gretchen mit entschlossener Stimme, „es ist nur eine Windsbraut. Sie sind doch sicher, daß keine Gefahr da ist?"

„Nein, für jetzt nicht!"

„Sie kann also morgen, heute Nacht noch eintreten?" fragte ihn das Mädchen bekümmerten und fast bittenden Blickes.

„Was vermag der Mensch gegen die entfesselten Elemente?" sprach Max weiter. „Nicht er ist's, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben; er kann weiter nichts thun, als den Kampf gegen die empörte Natur, die er nie bändigen wird, mit Kühnheit und mit Hilfe seines Geistes bestehen."

Während er so sprach, folgte der junge Mann dem Ausdruck der von ihm hervorgerufenen geistigen Erregung im Gesichte Gretchens. Sie sah und dachte nicht mehr selbst.

Als ihr Vater, welcher einen Augenblick auf das Verdeck gestiegen war, um nach dem Himmel und Meer zu schauen, mit besorgtem und entsetztem Blick zurückkam, erbleichte Gretchen. Dem Zusammensinken nahe, lehnte sie sich an Marens Schulter und sprach mit zitternder Stimme:

„Sie retten uns, nicht wahr? Sie retten uns!"

Max verließ die Kajüte etwas in Unruhe. Er machte sich bereits Vorwürfe, in Gedanken die Gefahr, welche wie ein drohendes Gespenst erschienen war, heraufbeschworen zu haben. Konnte ihm der Muth, welchen er sich in den Träumen seiner Einbildungskraft zugetraut hatte, nicht im Augenblick der Gefahr fehlen? Bei diesen Gedanken suchte er den Schwung seiner Ideen nieder zu halten. Unterdessen ragten die der Segel beraubten Maste, blätterlosen, vom Herbstwinde geschüttelten Bäumen ähnlich, in den dunklen Himmel. Weißen Punkten gleich, ließen sich die herumflatternden Möven bis an den Fuß der Wellenberge hinab und stiegen dann eilenden Flugs wieder empor und trieben sich in der Luft herum. Das gellende Geschrei dieser Vögel tönte gleich dem Echo eines unheilverkündenden Traumes; sie spielten im Wetter und trieben sich freien, anmuthigen Flugs um die Raaen, welche sich gegen den Abgrund beugten, so oft das Meer seinen Angriff auf das ermüdende Fahrzeug erneuerte. Auf dem Verdeck ertönte bereits das kurz abgestoßene Geräusch der Pumpen, an welchen die Matrosen in zwei Gruppen rottenweise arbeiteten. Max versuchte, an dieser mühevollen Arbeit Theil zu nehmen; allein nach wenigen Minuten sah er sich genöthigt, wieder auszutreten und merkte jetzt, daß seine zarten Hände, nur gewohnt, die Feder zu führen und Blätter in Büchern umzuwenden, in keiner Weise sich an den Anstrengungen jener abgehärteten Arbeiter betheiligen konnten. Die Matrosen zuckten die Achseln, als sie ihn so schnell die Arbeit verlassen und sich den Schweiß abtrocknen, als sie aber Ludolph für ihn eintreten sahen, als

er mit seinem kräftigen Arm den schweren Pumpenschwengel faßte, so stießen sie ein Freudengeschrei aus. Sie hatten schon unwillkürlich erkannt, daß noch ein Mann an Bord sey, ein kundiger und entschlossener Mann, an schwere Arbeit gewöhnt und fähig, nicht nur tüchtig zuzugreifen, sondern auch einen guten Rath zu geben.

Es war eine böse Nacht und wie lang schien sie Allen, die auf der Ceres waren. Die Passagiere wurden durch das unaufhörliche Stampfen des Schiffes wach gehalten und hörten mit Schrecken die Wogen ringsum brausen; die Matrosen, genöthigt, an den Pumpen zu arbeiten, konnten kaum einige Augenblicke ausruhen und wurden dabei von dem Ungestüm der Sturzwellen gestört, welche mit großem Getöse über das Verdeck wegrollten und das Fahrzeug bis zur Spitze seiner Masten erschütterten. Nach Tagesanbruch wagte sich Walther die Treppe hinauf; seine Tochter folgte, weil sie sich fürchtete, allein in der Kajüte zu bleiben. Das Schauspiel, welches sich ihren Blicken darbot, war nicht geeignet, sie zu beruhigen. Der Horizont erstreckte sich nicht über zwei bis drei Wogen hinaus; diese erhoben sich mit rasender Schnelligkeit, schienen dann unter der Heftigkeit des Windes wieder zusammenzubrechen und schwollen von Neuem an, schäumend, mit gebrochenem Gipfel und dröhnend, wie jene Volkshaufen, aus denen Tausende von Drohungen ertönen. Max kauerte in einem Winkel der Schanze. Seine umherirrende Einbildungskraft führte ihn weiter, als ihm lieb war; dem Fahrzeuge gleich, schwankte sie, durch den Sturm hin und hergeworfen und er fühlte lebhafte Angst. Als er Gretchen bemerkte, versuchte er, sich zu sammeln.

„Wir haben harte Tage vor uns, Herr Walther," sagte er. „In Augenblicken, wie dieser, fühlt man Herzdrücken; man gibt sich vergeblich Mühe, sich zu fassen, man kennt sich nicht mehr; aber sobald das Wetter sich aufheitert, kehrt morgenden Tages der Frohsinn und das Vertrauen zurück und Alles ist vergessen. Es ist noch möglich, daß wir in acht Tagen am Lande sind, den Gefahren des Meeres glücklich entronnen!"

„Ach, nur Land, Land!" rief Gretchen; „wenn es auch nur ein Felsen ohne Baum, ohne Grün wäre! Jetzt ist vielleicht in unserem Thale ganz schönes Wetter und die Vögel singen in den Bäumen, die unser waren."

Walther nahm seine Tochter an der Hand. Sie vergoß Thränen des Heimwehs und des Entsetzens. Er selbst war mit seinen Gedanken zu sehr beschäftigt, als daß er hätte Worte finden können.

„Ja," fuhr Max fort, „dort ist vielleicht heute heiteres Herbstwetter. Ach, wie schwebt mir die liebe Heimath so deutlich vor und sie ist schon so fern von uns. Während man von Leiden heimgesucht, oder von Furcht gepeinigt ist, kann man sich mit verschwenderischer Genauigkeit alle Orte, wo man glücklich war, vorstellen und das Herz gedenkt dann der süßesten Augenblicke im Leben, die mitten unter so vielen nichtigen und unnützen Tagen zu zählen sind."

Während er so sprach, schloß Gretchen ihre Augen, wie um ihre Gedanken besser auf die Bilder der Stille und Ruhe richten zu können, nach denen sie sich zurücksehnte. Als sie ihre Augen wieder aufschlug, bedeckte auffallende Blässe ihr Gesicht; sie erhob sich, deutete nach hinten und schrie: „Vater, was ist das? Sieh doch. . ."

Ein kleines Fahrzeug, die Segel in Fetzen, mit gekappten Masten, glitt blitzschnell auf dem Rücken der Wogen vorüber, von dem Sturmwind fortgerissen. Als es der Ceres nahe kam, ertönte ein Nothschrei vom Verdeck dieses unbekannten Fahrzeuges, dann sank es zwischen zwei Wellen und verschwand wie ein Traumbild.

„Das ist ein Schiff in Gefahr," antwortete Walther, „dem wir Hilfe zu bringen außer Stand sind. Es fährt, wohin es Gott gefällt und mit uns wird es ziemlich ebenso seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

(Fortsetzung.)

5.

Einige Wochen darauf erhielt Rosenholm vornehmen Besuch aus Stockholm; einer der Brüder der Baronin, der Rittmeister Gustav F. und der Graf H., Kammerherr und Gutsbesitzer in Ostergötland, der sich jedoch meistens in der Hauptstadt aufhielt, kamen mit einer stattlichen Anzahl von Dienern angefahren, um einige Wochen das Landleben zu genießen.

Die Herrin auf Rosenholm hatte indessen wenig Ursache, sich über diesen Besuch zu freuen, denn kaum war sie eine Stunde mit den beiden Herren zusammen gewesen, als die unglückselige Politik wieder auf's Tapet gebracht wurde. Die arme Baronin mußte wieder von Kabalen und Verschwörungen und ähnlichem Unzeug reden hören, wovon sie seit mehreren Monaten verschont geblieben war.

Der Graf H. machte zwar nebenbei der schönen Wittwe den Hof und ihr Bruder gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß er den Kammerherrn, welcher ein reicher, stattlicher Cavalier war, zu seinem Schwager ausersehen habe; allein die friedliebende und von dem Landleben bezauberte Baronin schauderte bei dem bloßen Gedanken, daß sie ihre Hand einem Manne reichen solle, welcher mit der größten Ruhe von Verschwörungen und Revolutionen sprach. Außerdem gingen ihr eigenthümlich romantische Ideen durch den Kopf, mit welchen der Plan ihres Bruders durchaus nicht harmonirte. —

Eines Morgens, als die Baronin wähnte, ihre beiden Gäste seyen in's Gebirge gewandert, um ihren Blutdurst durch die Ermordung einiger Füchse zu stillen, begab sie sich allein in den Garten, um ihre Orangerie in Augenschein zu nehmen und mit ihrem unentbehrlichen ersten Rathe zu sprechen, welchen sie seit zwei Tagen nicht gesehen, da Gesellschaften und Ausflüge in die Umgebung Rosenholms all' ihre Zeit in Anspruch genommen hatten.

Als sie eben die Thür der Orangerie öffnen wollte, hörte sie einen heftigen Wortwechsel drinnen.

„Unverschämter!" rief die gellende Stimme des Rittmeisters. „Weißt Du nicht, wen Du vor Dir hast?"

„Ich glaubte, Sie seyen der Bruder der Baronin," erwiederte der junge Gärtner; „aber Ihre unhöfliche Sprache läßt mich jetzt wirklich daran zweifeln."

„Der ist reif für seine fünfundzwanzig!" bemerkte der Graf.

„Sag' lieber fünfzig," berichtigte der Rittmeister, „und ich hätte wahrlich Lust . . ."

Die Baronin eilte hier rasch in die Orangerie und fand ihre Gäste in einer drohenden Stellung gegen Matsson, welcher dieselben mit trotzigen Blicken maß.

„Was geht hier vor?" rief sie. „Was hat diesen widrigen Streit veranlaßt?"

„Ach, es ist eine Lapalie, Frau Schwester," entgegnete der Rittmeister. „Wir sind nur damit beschäftigt, diese Figur hier Mores zu lehren."

„Es ist der unverschämteste Bursche, den ich jemals gesehen habe," bekräftigte der Graf.

„Was ist denn vorgefallen, Matsson?" fragte die Baronin in der größten Unruhe.

„Der Herr Rittmeister brach die vier schönen Trauben in dem innersten Raum ab," erwiederte der Orangerieaufseher mit wiedergewonnener Ruhe, „und ich erlaubte mir nur die Bemerkung, daß es unrecht gewesen, dieselben jetzt schon abzuschneiden, da sie noch nicht reif seyen und die Frau Baronin mir ausdrücklich anbefohlen habe, sie sorgfältig zu hüten. Sonst hab' ich Nichts gesagt, aber dies genügte, um die beiden Herren in den heftigsten Zorn zu versetzen."

„Wenn Du nicht schweigst, Unverschämter, so werd' ich Dich schweigen lehren!" rief der Rittmeister.

„Sie haben kein Recht, mir Lehren zu geben und Niemand kann mich zwingen, Ihre Lehren anzunehmen," antwortete Matsson mit festem Ton.

„So? Niemand kann Dich zwingen!" entgegnete der Rittmeister, indem er dem jungen Mann mit seinem Stockknopf einen Stoß auf die Brust versetzte.

„Pfui, Gustav!" rief die Baronin und sprang zwischen Beide.

Die Wangen Matssons färbte eine dunkle Röthe; seine Augen flammten und seine Hände ballten sich; — aber er kämpfte seinen Grimm nieder und sagte mit möglichster Ruhe:

„Der Umstand, daß Sie der **Bruder** der Baronin sind, Herr Rittmeister, schützt Sie vor der Ihnen gebührenden Züchtigung."

„Es ist wirklich sehr unschicklich von Dir, Gustav, ja sehr unwürdig, auf eine solche Weise..."

„Ah, meine edle Schwester will die Rolle der Beschützerin spielen!" unterbrach sie ihr Bruder.

„Ich will und werde diese Rolle spielen," erwiederte die Baronin, „und ich werde nie zugeben, daß man irgend Einem in meinem Hause und am allerwenigsten diesem jungen Mann Unrecht zufügt, der mein Vertrauen und meine Freundschaft besitzt."

„Das muß ja ein wahres Goldkind seyn!" rief der Graf spöttisch.

„Die guten Eigenschaften dieses jungen Mannes können nicht mit Gold aufgewogen werden, Herr Graf," entgegnete die Baronin und wollte mit einem Blick der zärtlichsten Theilnahme ihren Liebling trösten; allein dieser hatte während des Wortwechsels zwischen seiner Herrin und deren Bruder die Orangerie verlassen.

Die Baronin ging mit ihren Gästen zum Herrenhause zurück, würdigte dieselben aber keines Blickes; und als der Graf ihr seinen Arm bot, weigerte sie sich, diesen anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu den Schwierigkeiten, mit denen der Reisende im Innern China's zu kämpfen hat, gehört, abgesehen von der unumgänglich nothwendigen Kenntniß der chinesischen Sprache, eine möglichst täuschende Verkleidung, um als Eingeborner gelten zu können. Hellfarbige Augen können leicht mit gefärbten Brillen verdeckt werden, schwieriger aber ist das Tragen eines künstlichen Zopfes; der Kopf muß bis auf ein Büschel Haare am Scheitel rasirt und das gefälschte Anhängsel an dieselben befestigt werden. Dennoch muß der Träger dieser erborgten Zierde stets fürchten, dieselbe zu verlieren, was leicht drohende Gefahren über das verrathene Haupt bringen kann. Dr. Medhurst, der im Anfang des Jahres 1857 verstorbene berühmte chinesische Missionär und Reisende, erzählt in dieser Hinsicht in seinem Tagebuch folgenden Vorfall, den das „Calwer Missionsblatt" mittheilt: „Ich saß zu Tische und hatte ein Gespräch mit mehreren Eingebornen; dann stand ich auf und zog mich in meine Schlafkammer zurück, aber ein Paar Minuten nachher kam mein chinesischer Führer herein und hatte meinen Zopf in der Hand. Er war heruntergefallen, während ich in meinem Sessel saß und so dahinten geblieben. Mein Führer war in großer Unruhe, da er den losgegangenen Zopf herbeibrachte und mir ging es ebenso. Er versicherte mich, ich sey soeben einer großen Gefahr entronnen; denn wäre der Zopf während unseres vorhergehenden Marsches oder in irgend einem der vielen Kaffee- und Theehäuser, wo wir einkehrten, losgeworden und herabgefallen, so wäre die Enthüllung unseres Geheimnisses nicht zu verhüten gewesen. Er machte sich so eilig als möglich daran, den Schaden auszubessern. Dies geschah, indem er die Haarflechten des Zopfes auseinander machte und jedes einzelne mit Faden an die Locken meines eignen Haares festband. Aus Furcht, es möchte wieder so ein Unglück vorkommen, zog er den Knoten so fest zusammen, daß es mich nicht wenig inkommodirte. Doch ich ließ mir das gern gefallen und von jetzt an waren wir natürlich um so vorsichtiger, damit nicht ein ähnliches Unglück an einem mehr öffentlichen Orte vorkäme, wo dem Uebelstand nicht mehr abzuhelfen wäre."

Die große „Seeschlange" dürfte nun wohl aus den Spalten der Zeitungen verschwinden, da dieselbe, einem Briefe des Kapitäns F. Smith im „Observer" zufolge, nichts ist als ein außerordentlich langes Stück Seetang, dessen Würzelende, wenn es von den Wellen hin und her bewegt wird, eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Nacken und Kopf eines schlangenartigen Thieres hat.

Ein spekulativer Kopf hat einer der großen französischen Eisenbahngesellschaften den Vorschlag gemacht, daß ihm zwei große und mit einander in Verbindung stehende Wagen gegen einen angemessenen Pachtzins bei jedem Zug zur Verfügung gestellt werden. In denselben will er Küche, Restauration und Speisesaal einrichten und Table d'Hote, so wie Essen nach der Karte geben. Die Gesellschaft soll geneigt seyn, auf diese Neuerung zum Besten der Passagiere einzugehen; nur hat man sich über den Pachtzins noch nicht vereinigen können, da der Unternehmer bei der Neuheit der Sache keine erhebliche Summe bieten zu können glaubt.

Im Jahr 1857 prägte die Pariser Münze mehr als 570 Millionen Gold und nur ungefähr 4 Millionen Silber.

Dreisylbige Charade.

Veränderlich sind meine ersten Beide,
Vergleichbar großer Herren Gunst;
Sie weckten Hader jüngst, genährt vom Neide,
So manches Spötters. Blauer Dunst!
So schrieen Hunderte dem Mann entgegen,
Der beide wagt vorher zu sehn;
Doch darum ward er heuer nicht verlegen,
Und ruhig scheint er seinen Weg zu gehn;
Ihn bahnte er sich von des Nordpols Eise
Mit Nord-, West-, Süd-, Ostwindesflug.
Doch leider mangelten oft die Beweise
Zur Lehre, die er neuerlich vortrug.
Durch mich, die dritte, ziehen jene Beiden
Und gehen ruhig längst gewohnte Bahn;
Auf mir auch Heerden gerne waiden,
Ich bin ein schöner grüner Plan.
Ich Ganzes, meinen Namen trage
Ich von dem ersten Sylbenpaar;
Und wenn ich unverhüllt ihn sage,
Stellt sich dir eine Landschaft dar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Freitag, 5. März 1858.

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Die rasch verschwundene Erscheinung hatte die Einbildungskraft des Mädchens mit Schrecken erfüllt. Auf dem Meere darf man nur ein anderes vom Sturm zugerichtetes Fahrzeug sehen, um sich eine Vorstellung von der eignen hilflosen Lage zu machen. — Gretchen kehrte sofort mit ihrem Vater in ihr Gemach zurück, wohin ihr der Gedanke an das Fahrzeug in Noth, welches eben vorübergejagt war und die wiederaufgefrischte Erinnerung an die Wiege ihrer Kindheit, das glückliche Thal, folgte. Beide Bilder stritten in ihrer Seele um den Vorrang, sie verfiel in eine fieberhafte Aufregung. Endlich schlief sie in Folge ihrer Ermüdung ein. Die schreckliche Erscheinung verblich allgemach; nur das Bild der mit Blumen geschmückten Wiese behauptete den Platz und wie der Gesang eines Vogels ertönten die süßen Worte:

„Bist Du, o Schöne, mir entfloh'n . . ."

So erwächst im betrübten Herzen die Ruhe aus dem Uebermaß von Aufregung und Unruhe. Während seine Tochter schlummerte, lieh Walther dem Lärmen außen ein aufmerksames Ohr und suchte zu errathen, was auf dem Verdeck vorging. Das Wetter brach in voller Wuth aus. In solcher Lage den Kapitän zu fragen, ihn um Auskunft über seine Ansicht vom Sturme anzugehen wäre taktlos gewesen und würde unangenehme Antworten hervorgerufen haben. Seit dem vorigen Tage hatte der alte Seemann, welcher auf der Ceres das Kommando führte, sein Sturmgesicht vorgenommen, und Niemand unterstand sich, ihn anzureden. Er hatte die Matrosen auf das Hinterdeck gerufen, wo sie eine Ration alten Rum erhielten, dann hatten sie sich, ohne daß ein Wort fiel, in ihre Betträume zurückgezogen, um dort ein wenig zu ruhen. Das Fahrzeug bedurfte, nachdem es beigelegt hatte und die Segel eingerefft waren, ihres Dienstes nicht mehr. Nur zwei Offiziere wachten am Steuerruder, welches fest angebunden war, so daß der Schiffsschnabel immer gerade den Wellen entgegenlief und ihre Kraft dadurch brach, daß er sie theilte. Demungeachtet litt das Fahrzeug viel von der Wucht der Stöße; im Schiffsraum war ein Leck entstanden und die Polster, welche man unten festgenagelt hatte, um den Leck zu verstopfen, konnten das Eindringen des Wassers nicht lange festhalten. Diese Lage der Dinge machte den Kapitän nachdenklich. Während die Mannschaft ruhte, schloß sich der Kapitän in seine Kajüte ein, um in seinen Karten zu forschen, nach dem Barometer zu sehen und durch Berechnungen über den Weg ins Klare zu kommen, welchen die Ceres zurückgelegt, seitdem sie den geraden Kurs nicht mehr eingehalten hatte. Nach einiger Zeit rief er dem Schiffsjungen:

„Hole den großen Passagier mit dem rothen Bart, welcher den ganzen Morgen mit den Matrosen an der Pumpe beschäftigt war; geschwind!"

Der Schiffsjunge hatte gleich einem Adjutanten, welcher während des Kampfes einen Befehl zu überbringen hat, mehr als einmal den feindlichen Geschossen auszuweichen, denn die Wogen schlugen von Minute zu Minute über Bord. Endlich gelangte er in das Zwischendeck und richtete die Botschaft aus. Ludolph beeilte sich, der an ihn gerichteten Aufforderung nachzukommen.

„Junger Mann," redete der Kapitän ihn an, „Sie sind rüstig und muthig; Sie können wohl im Holz arbeiten?"

„Und in Eisen, Kapitän; ich kann die ganze Einrichtung einer Mühle mit Wasserkraft fertigen, vom Wasserrade an, bis zum Zahnrädchen und eine Wollspinnmaschine bauen."

„Merken Sie wohl auf, das Schiff zieht viel

Wasser; Sie wissen es ja, denn Sie haben lange genug pumpen helfen. Es ist möglich daß der Sturm morgen vorüber ist; der Herbst fängt eben an; in dieser Jahreszeit dauern die Stürme selten länger als drei Tage, wenn aber das Wetter länger anhält, so wird die Ceres es nicht ausdauern."

„Ich habe die Schiffsbegleitung besichtigt; das Holz ist zum Theil faul."

„Ich weiß es," unterbrach ihn der Kapitän, „die Ceres ist nicht mehr jung! Wenn das Wetter morgen früh nicht besser ist, so muß man die Masten kappen und für diese Arbeit bedarf ich eines anstelligen Mannes, wie Sie, der meinem Schiffszimmermann an die Hand gehen kann."

„Zu Befehl, Kapitän!"

„Das ist noch nicht Alles; wird das Schiff ohne Masten noch die See halten können? Gott gebe es, aber ich bin dessen nicht gewiß. Für den Fall, daß dem nicht so ist, muß zu entscheidenden, zu den äußersten Mitteln geschritten, es muß ein Floß gebaut werden, welches die Mannschaft und diejenigen Passagiere aufnehmen kann, für welche in den Booten kein Platz ist."

„Das will ich schon besorgen," erklärte Ludolph, „mit leeren Tonnen, zwei großen Masten und zwei unteren Raaen läßt sich ein Boot zu Stande bringen. Freilich wird uns die bewegte See etwas hinderlich seyn."

„Gott sey Dank," antwortete der Kapitän. „Wenn man in unserer Lage ist, hat man nicht viel Aussicht auf Rettung; wenn aber eine bleibt, so muß man sie benutzen. Morgen mit Tagesanbruch, wenn man Sie zu mir ruft, kommen Sie auf das Verdeck, ohne Jemand etwas zu sagen. Ich rechne auf Sie."

Ludolph drückte des Kapitäns dargereichte Hand und zog sich zurück, um über die schwierige Arbeit, welche er am folgenden Morgen zu besorgen haben konnte, nachzudenken. Während er das Verdeck entlang schritt, über welches die See wegging, maß er mit den Augen Größe und Höhe der Masten und berechnete die Stärke, welche die Haupttaue haben müßten. Dann stieg er in seine kleine Kammer und holte sein Werkzeug aus der Kiste, wobei er es mit eben so viel Freude als Achtung betrachtete, wie der Soldat am Morgen eines Schlachttages seine Waffen beschaut.

Nach einer Stunde Rast machten sich die Matrosen noch einmal an die Pumpen; sie arbeiteten maschinenmäßig, ohne Murren, aber auch ohne Hoffnung auf Erfolg. Am Horizont stiegen immer neue Wolken auf, schwarz wie Steinkohlenrauch, und so dicht, daß die Sonne nicht das kleinste Fleckchen fand, um ihre tröstenden Strahlen hindurch zu senden. Die Passagiere, im Zwischendeck zusammengedrängt, theilten sich flüsternd ihre wachsende Unruhe mit. Einige weinten vor Heimweh, Andere bargen den Kopf in die Hände, ohne sich zu rühren, gleich Verurtheilten, für welche alle Hoffnung entschwunden ist. Aus diesen angsterfüllten Herzen stiegen heiße Gebete auf; da aber jeder Mensch von der Wichtigkeit der von ihm hiernieden zu erfüllenden Aufgabe durchdrungen ist, so gab es doch noch Einige, welche hofften, daß ihnen vergönnt seyn werde, in Amerika zu landen, um dort ihre Pläne, wie sie ihr Glück machen wollten, auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Der glückliche Gärtner.

(Schluß.)

6.

Am nächsten Vormittag ging Matsson von seinem Hofe nach dem Herrenhause. Er trug einen feinen schwarzen Anzug, in welchem er gewiß von Niemanden, der ihn nicht kannte, für einen Gärtner, sondern für einen Cavalier aus der Hauptstadt gehalten worden wäre.

Die Baronin, welche ihn Tags zuvor vergebens mehrmals hatte rufen lassen, empfing ihn mit Angst und Freude.

Matssons Anliegen war kurz — aber durchaus nicht nach dem Sinn seiner jungen Herrin. Er erklärte ihr mit Thränen des Schmerzes in den großen dunklen Augen, daß er nach dem Vorgefallenen das ihm übertragene Amt ferner nicht verwalten könne und bat ehrerbietig um seinen Abschied.

Es folgte nun eine rührende Scene. Die Baronin bot Alles auf, um ihn zu besänftigen und zum Bleiben zu bewegen. Sie war in diesem Augenblick nicht mehr die Herrin auf Rosenholm; sie war wie ein Kind, dem man seine Puppe wegnehmen, wie eine Schwester, die man ihres Bruders berauben, wie eine Braut, der man ihren Geliebten entreißen will. Sie weinte und bestürmte ihn mit Bitten — Nichts wollte helfen. Der Gefühllose!

Als die Scene am lebhaftesten war, traten die beiden Herren aus der Residenz herein. Die Baronin eilte ihnen mit zorniger Miene und thränenerfüllten Augen entgegen und rief:

„Ihnen hab' ich es zu danken, meine Herren, daß ein Mann mein Haus verläßt, der zu dem Glück, was ich auf Rosenholm genieße, hauptsächlich beigetragen hat."

„Dein Gram geht mir tief zu Herzen!" lachte der Rittmeister höhnisch.

Der Graf lachte nicht. Es däuchte ihm, als ob der junge Gärtner in dem feinen schwarzen Anzuge und mit der edlen Haltung ein gar stattlicher Mann sey. Er begann tiefer zu sehen als der Bruder der Baronin, denn er sah mit den Augen der Eifersucht.

„Ich fordere Sie daher auf, meine Herren, dem jungen Mann hier all' die Genugthuung zu geben, die er zu fordern berechtigt ist!" fuhr jene mit gebieterischem Tone fort. „Wär' er Ihres Standes, so würden Sie weder den Muth gehabt haben, ihn zu beschimpfen, noch würden Sie es gewagt haben, ihm die gehörige Genugthuung zu verweigern!" fügte sie mit Bedeutsamkeit hinzu.

„Du beabsichtigst vielleicht, ihn zu adeln!" spottete der Rittmeister.

„Ich beabsichtige, es so anzuordnen, daß dieser ehrenwerthe Mann in Zukunft mehr auf Rosenholm zu sagen haben wird, als Einer von Ihnen, meine Herren; und wenn Sie ihm in meinem Hause keine Achtung beweisen, so wird er sich dieselbe in seinem Hause zu verschaffen wissen, falls er es der Mühe werth hält."

Lautlachend verließ der Bruder der Baronin das Zimmer und ging in den Saal, wo ein leckeres Frühstück aufgetragen war. Der Graf folgte ihm mit gerunzelter Stirne, denn er wußte nicht, was er von der Sache denken sollte.

Als Beide eine Weile geschmaust hatten und eben im Begriff waren, ein Glas Portwein zu leeren, trat die Baronin an der Hand des jungen Gärtners herein.

„Da die Herren gerade ihr Glas in der Hand haben," sagte sie, „so würde es mich sehr freuen, wenn Sie auf das Wohl der beiden Verlobten trinken wollten, welche die Ehre haben, sich Ihnen hiermit vorzustellen."

Die beiden Herren wurden so roth wie die Krebse, welche sie vor sich auf dem Teller liegen hatten.

„Vermuthlich ein Scherz von Ihnen, meine gnädigste Baronin," stotterte der Graf, indem er einen Versuch machte, zu lächeln.

„Ich werde mir die Ehre nehmen, Ihnen offiziell meine Verlobung zu notifiziren, Herr Graf!" erwiederte die junge Wittwe.

Der Rittmeister aber sprang auf und rief mit zorniger Miene:

„Es ist wahrhaftig ein Skandal — eine Verrätherei gegen unsern Stand!"

„Diesem Skandal und dieser Verrätherei folgen weder Gewissensbisse, noch Unehre, noch Schaffot!" flüsterte die Baronin dem Bruder ins Ohr. —

Noch an demselben Vormittage reisten die beiden Herren ab, nachdem sie ihr Frühstück in der gehörigen Weise eingenommen hatten, denn der Magen verlangte sein Recht troß Aerger und Grimm. Die Baronin und ihr Verlobter dagegen dachten vor Liebe und Seligkeit an diesem Tage weder an Frühstück, noch an Mittag- und Abendessen.

Kurze Zeit darauf ward Anders Matsson der beneidenswerthe Gatte der schönen Baronin und damit Herr und Eigenthümer von Rosenholm und Allem, was dazu gehörte. Sein Streben war einzig und allein darauf gerichtet, seiner Gattin und seiner Untergebenen Glück zu befördern, da er der Ersteren gelobt hatte, sich niemals in das Gewühl der Hauptstadt zu stürzen und an politischen Umtrieben Theil zu nehmen.

Der Bruder der Baronin fühlte sich sehr glücklich, daß er nach der Ermordung Gustav. III. durch Ankarström, welchem er sich angeschlossen hatte, eine Freistatt bei seinem bürgerlichen Schwager auf Rosenholm finden konnte. Matsson aber begegnete ihm stets mit der größten Freundlichkeit und Herzlichkeit, da er ihn als den Urheber seines Glückes betrachtete.

Mannigfaltiges.

In Pesth erregte eine „Schneejungfer" große Bewunderung. Karavanenweise ziehen die Leute nach dem Hause, in dessen Hof sie aufgestellt ist, um dies plastische Kunstwerk aus Schnee zu sehen. Kopf, Brust, Hals, die Taille, Alles soll aus reinem Schnee wie aus karrarischem Marmor geformt seyn; die Crinoline — denn nie ohne diese — ist mit Rosen zart aufgeputzt. Und dieses Meisterstück der Schneeplastik ist das Werk eines jungen Schneidergesellen, auf dessen Genie der Referent der „Pesth-Ofner-Ztg." alle Kunstmäcene aufmerksam macht.

Hr. Geruſez, Profeſſor am College de France, war kürzlich Zeuge bei Aufnahme eines Geburts-Aktes auf einer der Mairien von Paris. Frage: „Ihr Name, mein Herr?“ — Antwort: „Geruſez.“ — Frage: „Profeſſion?“ — Antwort: „Profeſſor am College de France.“ — Der Beamte hebt den Kopf in die Höhe, reicht dem Hrn. Profeſſor die Feder hin und fragt: „Können Sie ſchreiben?“

In Paris ward ein alter Herr, der ſeit vielen Jahren dieſelbe Wohnung inne hatte und in Folge einer Expropriirung des Hauſes vertrieben werden ſollte, am Morgen, wo der Umzug erfolgen mußte, erhängt in ſeinem Zimmer gefunden; der Tod war ihm nicht ſo unleidlich geweſen, wie ein Umzug und eine neue Wohnung.

Brennende Neugier. Da zu der letzten Gala-Oper in Berlin faſt nur an hoffähige Perſonen Billets vertheilt worden ſind, ſo ſollen, wie die „G. Z.“ erzählt, einige reiche Banquiers, um nur der Vorſtellung beiwohnen zu können, diejenigen Beamten des Theaters, welche mit dem Engagement der Statiſten beauftragt ſind, erſucht haben, ſie wenigſtens als Statiſten für den Abend der Vorſtellung zuzulaſſen. Aber auch die verlockendſten Anerbietungen ſind vergeblich geweſen.

(Eine Orakel-Quelle.) Die „Preuß.-Ztg.“ macht auf die bei dem Dorfe Wiſtritz (Böhmen) befindliche Quelle aufmerkſam, welche ſeit langen Zeiten in dem Rufe ſteht, die Getreidepreiſe im voraus anzudeuten. Wenn ſie ihr Waſſer armſtark ausgieße, dann ſeyen gewiß hohe Getreidepreiſe im Anzuge, fließe ſie aber ſchwach, oder verſiege ſie ganz, dann treten niedrige Getreidepreiſe ein. Vom Jahre 1846 an hat die Quelle nach der Verſicherung der dortigen Bewohner mehrere Jahre lang viel Waſſer gehabt; ſeit ſechs Vierteljahren liege ſie bereits trocken.

Gemeinnütziges.

(Räuchern des Fleiſches auf naſſem Wege.) Bei der zunehmenden Feuerung mit Stein- und Braunkohlen, Torf u. ſ. w., ſtatt mit Holz, wird die Räucherung des Fleiſches und der Würſte immer ſchwieriger, und der Holzeſſig, deſſen man ſich hin und wieder gleichfalls zur Erhaltung der Würſte u. ſ. w. bisher bediente, den beſten Schinken und Wurſt verdirbt, ſo dürfte folgendes Erſatzmittel ſehr willkommen ſeyn. Nach Jäger's erfolgreichen Verſuchen nimmt man zu den Würſten, zu Speck und Schinken eines Schweines von 120 Pfd. Gewicht 1 Pfund Glanzruß von reiner Holzfeuerung, wie ſolcher ſich in den unteren Theilen einer jeden Eſſe anſetzt (aber keinen von Kohlenfeuerung entſtandenen), kocht denſelben in 8 Quart Waſſer, bis dasſelbe zur Hälfte abgedampft iſt, läßt es erkalten, ſeihet es dann durch und fügt 2 bis 3 Hände voll Kochſalz zu. In dieſe Flüſſigkeit legt man kleine Würſte ¹/₄ Stunde, größere Blut- und Schlackwürſte ¹/₂, große Magen- und Servelatwurſt ³/₄ bis 1 Stunde, Speck je nach der Größe 6 bis 8, Schinken 12 bis 16 Stunden. Das Einlegen geſchieht einige Tage nach dem Schlachten, nachdem das zu Räuchernde an einem luftigen Orte gehörig abgetrocknet iſt. Auch nachdem die Einlage in die genannte Flüſſigkeit beendet, muß Alles abermals wieder an einem luftigen Orte gut abgetrocknet werden. Der Geſchmack der auf ſolche Weiſe behandelten Würſte und Schinken iſt weit angenehmer, als der nach der gewöhnlichen Holzräucherung.

Charade.

(Zweiſylbig.)

Die Verlaſſene an ihren treuloſen Geliebten.

In dir, der du mich treulos nun verlaſſen
Und der mich um mein Erdenglück betrogen,
Der preis mich gab des Unglücks wilden Wogen,
In dir muß ich dein ganz Geſchlecht nun haſſen.

Wie kann wohl Hoffnung nun die Arme faſſen,
Der du ſo frech den Glauben haſt entzogen.
Wie oft haſt du mir ſchwörend vorgelogen:
Die erſte Sylb' zu ſeyn bis zum Erblaſſen!

Doch magſt du wohl den tiefen Sinn nicht kennen
Des Wortes, das die letzte dir wird nennen.
Das heilig iſt und theuer allen Biedern;

Sonſt konnteſt du dich nicht erniedern,
Und ſo verrucht und unmoraliſch handeln,
Zum Ganzen dieſe letzte umzuwandeln.

Auflöſung der dreiſylbigen Charade in № 27:
Wetterau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Sonntag, 7. März 1858.

Gott hilft zur rechten Zeit!

Was seufzest du im Leben,
Bist voller Ungeduld?
Gott wird nicht von dir scheiden,
Er voller Gnad' und Huld!
Laß dir den Muth nicht rauben
Bei deinem langen Leid!
Du kannst es sicher glauben:
„Gott hilft zur rechten Zeit.“

Will dich der Unmuth plagen,
Und siehst du lauter Pein;
Will ganz dein Herz verzagen,
Weißt du nicht aus, noch ein —
Doch bleibt ein Ausweg offen,
Die Hilfe ist bereit —
Du darfst nur stille hoffen:
„Gott hilft zur rechten Zeit.“

Dich macht dein Murren, Klagen
Elender, als du bist!
Wer wird sich selbst noch schlagen,
Wenn er geschlagen ist?
Siehst du in banger Wehmuth
Die Hilfe weit — noch weit —
O fasse dich in Demuth:
„Gott hilft zur rechten Zeit.“

Du glaubst im Herzensgrunde,
Daß Gottes Hilfe schützt,
So glaub' auch, daß die Stunde
Er weiß, wann Hilfe nützt.
Muß sich dein Auge trüben
Ob deinem Herzeleid,
Das soll den Glauben üben:
„Gott hilft zur rechten Zeit.“

Riefst schlaflos du in Nächten:
„O komme, Morgenlicht!“
All' deine Seufzer brächten
Dir doch die Sonne nicht;
Zur Stunde schickt, zur rechten,
Gott Licht und Heiterkeit —
So harr' in Leidensnächten:
„Gott hilft zur rechten Zeit.“

Und will sich nimmer enden
Der Erde Leid und Noth,
Will Gott erst Hilfe senden
Dir Armen durch den Tod —
So wirst du Dank ihm bringen
Dort in der Herrlichkeit,
Und selig wirst du singen:
„Gott hilft zur rechten Zeit.“

Die Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Statt nachzulassen, nahm das Wetter nach Sonnenuntergang an Heftigkeit zu. Die Segel, obgleich an den Raaen festgebunden, wurden in Stücke zerrissen; die Ceres schien nahe daran, in einen Abgrund von Schaum zu versinken. — Gegen Mitternacht jedoch schlug der Wind um, die Wolken zertheilten sich und flogen verstört über den Himmel, während da und dort der Glanz funkelnder Sterne hindurchleuchtete.

„Kapitän,“ rief Max, „wir sind gerettet, der Himmel hellt sich auf.“

„Still,“ erwiederte dieser, „wir sind in der Lage einer geschlagenen Armee, welche den Rückzug antreten muß. Und dieser kann unheilvoll genug werden, wie Sie wohl wissen. Haben Sie schon einmal ein Ruder geführt?“

„O ja, auf Flüssen zum Vergnügen.“

„Von einer Lustparthie ist hier keine Rede,“ brummte der Kapitän.

Er trat zum großen Mast und untersuchte den Grund der Pumpe, indem er ein Stück Eisen an einer Schnur hinabließ. Das Wasser stand sieben Fuß hoch im Raum.

Wenn auch der Wind nachgelassen hatte, so tobte die See doch noch und war so unruhig, daß es nicht möglich war, die Masten auf das Verdeck umzulegen, wie bei gewöhnlichem Wetter.

Mit Tagesanbruch erschien Ludolph auf dem Verdeck, ohne den Ruf des Kapitäns abzuwarten. Eine halbe Stunde später fielen die Masten, durch den Schiffszimmermann und Ludolph vorsichtig gekappt, über Bord, ohne Schaden anzurichten. Zu gleicher Zeit hob sich die Ceres um einige Fuß über dem Wasserspiegel. Sie hatte nicht mehr so heftige Stöße auszustehen, aber sie trieb ohne bestimmte Richtung, wie ein kraftloser Rumpf auf den Wellen und gab dem Steuerruder unmerklich nach.

Die entmuthigte Mannschaft schaute vergeblich nach einem Schiffe aus; kein Segel ließ sich am Horizont sehen; das Wetter hatte die, welche denselben Kurs wie die Ceres einhielten, verschlagen. Es blieb nichts übrig, als einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Nachdem er die Offiziere und Matrosen gehört hatte, entschied sich der Kapitän dafür, daß man das Schiff verlasse.

Max erhielt den Auftrag, diese traurige Nachricht Gretchen und ihrem Vater mitzutheilen.

„Das ist eine harte Prüfung," gab Walther zur Antwort, indem er seine Tochter in die Arme schloß. „Wenn mein Karl, der uns aufgefordert hat, zu ihm hinüber zu kommen, sehen könnte, in welcher Lage wir uns befinden, so würde er wohl bereuen, uns zu dieser Reise veranlaßt zu haben."

Gretchen begriff noch nicht, um was es sich handle. Als ihr Vater ihr eröffnete, sie sollen in ein Boot steigen und in diesem zerbrechlichen Fahrzeug auf der bewegten See zweihundert Meilen zurücklegen, wurde das arme Kind von einem Nervenzittern befallen.

„Nie, nie," rief sie aus. „Lieber gleich sterben und mit dem Schiffe versinken, als in einem solchen Nachen tausendmal den Tod erleiden."

„Es heißt Gott versuchen, wenn man die einzige Möglichkeit der Rettung, die sich uns bietet, verschmäht."

„Nein, nein," wiederholte Gretchen mit geschlossenen Augen, wie wenn sie schon in dem Boote wäre, „ich kann mich nimmermehr entschließen, mich der hohen See auf einem Boote anzuvertrauen. Ach, Herr Max, verlassen Sie uns nicht; ich bitte Sie dringend, bleiben Sie bei uns."

„Um mit Ihnen zu Grund zu gehen?" entgegnete Max. „Ist es nicht besser, Sie suchen mit mir Rettung."

„Es wäre feig, uns zu verlassen," sprach das Mädchen weiter. „Nicht wahr, Sie bleiben bei dem armen Gretchen und ihrem Vater? Sehen Sie da das nun welke Sträußchen? Sie kennen es, denn Sie haben es in dem Jasmin versteckt. Schwören Sie mir auf diese Blumen, bei uns zu bleiben."

„Gehen Sie wieder hinauf, lassen Sie uns allein," bat Walther, „Sie sehen ja, sie redet im Fieber irre. Gehen Sie, Max, ich will versuchen, sie zu beruhigen."

„Im Fieber!" rief Gretchen. „Nein, nein, ich weiß, daß wir verloren sind. Weder in dem Boot, noch in dem Schiffe ist Aussicht auf Rettung. Wohlan, lieber will ich hier mit dem, der mich liebt und den ich liebe, sterben. . ."

„Max, Max!" bat seufzend Gretchens Vater, „in diesem armen Kopf ist der Verstand erloschen; ich vermag nichts mehr über den Geist meiner Tochter. Sie zählt nicht mehr auf ihren Vater! Wollen Sie ihr denn nicht ein Wort der Beruhigung sagen? Gehen Sie, wenn wir bleiben?"

„Ich will noch einmal mit dem Kapitän reden," erwiederte Max.

„Ich fordere Sie auf, Antwort zu geben," sprach Walther mit Würde. „Sehen Sie nicht, daß meine Tochter ohnmächtig mir im Arme liegt! Es ist an der Zeit, ein Spiel zu enden, welches — wie es scheint — schon in Europa begonnen wurde."

„Sie weiß nicht mehr was sie sagt, noch was sie thut; die Angst hat ihr den Verstand geraubt," antwortete Max. „Was soll ich in solch einem Augenblick sagen? Wenn ich auch auf den Trümmern der Ceres bei Euch bleibe, so wird dies an unserer verzweifelten Lage nichts ändern. Wenn ich Euch damit in irgend einer Art von Nutzen seyn könnte, so würde ich bleiben, ich schwöre es."

„Er bleibt, er bleibt," wiederholte Gretchen, freudig die Augen aufschlagend, „er hat es geschworen, nicht wahr, lieber Vater?"

5.

Der Abend und ein Theil der Nacht wurde dazu verwendet, das Hinablassen der Boote in das Wasser vorzubereiten und Lebensmittel für deren Bemannung zu sammeln. Das Wasser im Raume stieg immer höher, ohne daß man seinem

Eindringen Widerstand leisten konnte und es ließ sich vorausberechnen, wie viel Stunden die Ceres sich noch oben halten werde.

Das Wetter wurde wieder gut und die See ruhiger; aber das tödtlich verletzte Schiff konnte die, welche sich ihm anvertraut hatten, nicht länger tragen. Die Mannschaft empfand Unruhe, als sie fühlte, wie die Ceres unter ihren Füßen immer mehr sank und war bemüht, die Räumung des Verdecks zu beschleunigen. Unter den Arbeitenden that sich Ludolph besonders hervor, welcher mit Entschlossenheit handelte und die auf seine Stimme hörenden Matrosen leitete. Keiner war flinker, als er, wenn es galt, einen Block festzunageln, Holzstücke vom Platze zu rücken, Taue loszubinden, Kästen und Koffer, welche von dem Floß in das Meer zu rutschen drohten, in's Gleichgewicht zu stellen. Seinem Gesicht war nicht anzusehen, daß sein Leben und das von sechszig Personen in Gefahr schwebte. Seine, durch einen denkenden Geist geleitete Thätigkeit, hielt die Furcht von ihm fern, dagegen war Max vergeblich bemüht, in der allgemeinen Aufregung kaltblütig zu bleiben. Er berechnete die Entfernung des Schiffes von der Küste Amerika's und sah die Schrecken des Todes und die Qualen des Hungers im Geiste voraus, welche den Passagieren bevorstanden. Tausend Schreckensscenen drängten sich seiner Einbildungskraft auf, wie die Wogen das halb aufgelöste Schiff überspielt hatten. Er wurde sich jetzt, nicht ohne Gefühl der Beschämung, klar, daß die Kühnheit des Gedankens nicht immer wahrem Muthe entsproßt und daß die schreckenvolle Wirklichkeit Solche, welche mit Heraufbeschwören von Schreckbildern ein Spiel treiben, betäuben kann. Da er keine Beschäftigung an Bord hatte, so bemerkte Niemand seine Verwirrung; aber er litt nicht wenig unter dem Druck der Furcht. Um sich Muth zu machen, versuchte er, sich unter die auf dem Verdeck Arbeitenden zu mischen.

„Das sind Dinge, welche Du nicht verstehst," flüsterte Ludolph ihm zu; „Deine Hände zittern und Du bist blaß wie der Tod. Geh' in die Kajüte, geh'."

Max zog sich verlegen zurück; unwillkürlich nahm er seine Papiere und Kreditbriefe zur Hand, band sie in einen Pack zusammen und steckte diesen in die Tasche. Die Aussicht auf das Vermögen, welches ihn in Amerika erwartete, erhöhte bei ihm noch die Liebe zum Leben. Eine fieberhafte Ungeduld, das Schiff zu verlassen, bemächtigte sich seiner. Es war ihm, als töne der Wahlspruch des Egoismus an sein Ohr: „Rette sich, wer kann!"

Zwanzig Passagiere wurden in der Jölle und in dem großen Boote untergebracht. Als die Schaluppe hergerichtet war, ersuchte der Kapitän Walther und seine Tochter, darin Platz zu nehmen. Sie war das stärkste und größte der drei Boote; der Gehilfe des Kapitäns sollte den Befehl darin führen und die Schiffspapiere und den Briefsack mitnehmen.

Gretchen ließ sich auf das Verdeck führen; sie schien zu träumen und ihre Augen starrten in die Ferne; als sie aber die zwei kleinen Boote mit ihren Unglücksgefährten sah und wahrnahm, wie die schwachen Fahrzeuge gleich Nußschaalen mit den Wogen sanken und stiegen, gleich als wenn das Meer sie hätte von sich schleudern wollen; als sie das Geschrei der Bestürzung hörte, welches die Auswanderer ausstießen, indem sie die Arme gen Himmel erhoben, wurde sie von neuem Entsetzen erfaßt. Sie klammerte sich krampfhaft an die Luke und ihr Vater wandte sich mit den Worten an den Kapitän:

„Lassen Sie es gut seyn, Herr, haben Sie Erbarmen mit ihr! Wenn sie in die Schaluppe hinab muß, so ist es ihr Tod."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Vehmgericht. Der Kassirer eines öffentlichen Instituts machte auf einer Maskerade die Bekanntschaft eines schwarzen Dominos. Am Schlusse der Redoute bat der Seladon um Namen und um baldige Zusammenkunft und beides wurde vom Domino, obgleich sich die Trägerin desselben als verheirathete Frau gerirte, gewährt. Am nächsten Abend sollte das Stelldichein stattfinden, — Madame erschien nicht. Der junge Liebhaber beschließt, einen Brief an seine Auserkorne zu schreiben, schlägt das Adreßbuch auf, findet jedoch den von der Dame en masque angegebenen Namen nicht, statt dessen aber unglücklicherweise einen ähnlich klingenden. An die Inhaberin dieses Namens richtet er sein billet doux, das mit Redefiguren garnirt ist, deren man sich nicht gegen anständige Damen zu bedienen pflegt. Der Brief kommt an seine Adresse, die Empfängerin, auf das Höchste entrüstet, zeigt ihn ihrem Gatten, welcher indessen, da er in dem Absender einen Feind vermuthet,

der Zwiespalt aussäen wolle, die Beleidigte beruhigt. Nach einigen Tagen kommt ein zweites billet doux mit Vorwürfen über das Ausbleiben der Madame N. N. und das erste Schreiben an Dreistigkeiten überbietend. Dies Schreiben bringt schließlich in die Empfängerin, am nächsten Abend an einer gewissen Stelle sich einzufinden. Jetzt reißt dem Ehemann die Geduld und er nimmt sich vor, seine beleidigte Ehre zu rächen. Als Antwort wird dem jungen Manne ein mit verstellter Hand geschriebener Brief zugesandt, in welchem ein Gasthof zum Ort des Wiedersehens bestimmt ist. Der Abend kommt heran und der Briefsteller eilt in das Hotel, er pocht an die Thür, ein leises „Herein!" erschallt, geschwind öffnet er und findet einen schwarzen Domino, aber in Begleitung von vier anderen handfesten Dominos. Es waren dies der Bruder und mehrere Anverwandte der gekränkten Dame. Jetzt wird die Thür abgeschlossen und ein Gericht beginnt, bei welchem dem Kassirer alle Liebesgedanken vergingen, ein Gericht, das mit den Vehmgerichten der alten Zeiten eine nicht geringe Aehnlichkeit hatte, ausgenommen, daß hier statt des Todtenkopfes und des blanken Schwerts nur einige gewichtige Spazierstöcke auf dem grünbehangenen Tische lagen. Das Urtheil wurde gefällt. Es lautet: „daß der unverschämte Don Juan einen Schein zu unterzeichnen habe, in welchem er bezeugt, daß die beleidigte Dame gar nicht auf der Maskerade gewesen sey und daß er sie wegen der zugesandten impertinenten Briefe deund wehmüthig um Verzeihung bitte." Anfangs sträubte sich der junge Mann, seinen Namen auf das Papier zu setzen, aber ein Blick auf die drohenden Symbole dieses Vehmgerichts beseitigte sein Bedenken und er unterzeichnete. Nun wurde die Sitzung aufgehoben und dem schwergeprüften Kassirer die Freiheit wiedergegeben. — So geschehen im Fasching 1858 zu Hamburg.

(Ein Clavierlehrer als Zugabe.) Ein Pariser Pianofabrikant besorgt Jedem, der ihm ein Instrument abkauft, für die Dauer eines halben Jahres einen Lehrer gratis. Nächstens wird ein Schneider Jeden, der ihm einen Rock abkauft, 6 Wochen cigarrenfrei halten.

Eine großartige Wette. Eine Faschingsunterhaltung, die im vorigen Jahrhundert in Wien bei Hof sowohl als den hohen Herrschaften sehr beliebt war, waren die sogenannten „Wirthschaften", bei welchen der Kaiser oder Hausherr den Wirth machte, die Gäste aber in vorgeschriebenen Charakter Anzügen erschienen. Diese Erlustigungen waren sehr kostspieliger Natur, weil jedem Cavalier eine Dame durch's Loos als Gefährtin und damit die Verpflichtung zufiel, ihr die vorgeschriebene Kleidung „zum Präsent machen zu lassen". Diese Maskeraden gaben zugleich zur unerhörtesten Verschwendung Anlaß. Obenan steht hier die Wette des als Original bekannten Grafen Czobor mit einem reichen Engländer, wer von beiden in der sonderbarsten und zugleich kostbarsten Maske erscheinen werde. Dem Sieger sollte die Maske des Gegners verfallen seyn. Der Engländer betrat den Saal als wandelnde Edelstein-Pyramide und trug den Werth mehrerer Millionen auf sich. Czobor aber hatte ein herrliches Gemälde Correggio's zum Rock verschneiden lassen und gewann durch solche Barbarei den Sieg wie die werthvolle Beute, welche aber ging, wie sie kam, denn der Mann gerieth später in beschränkte Verhältnisse.

In Augsburg ist ein Büchlein erschienen, dessen Verfasser, Archivar Herberger, den Augsburgern die drei Haupterfindungen der Deutschen: das Pulver, den Buchdruck und das Linnenpapier vindicirt. Das Pulver habe nämlich 1353 der Augsburger Jude Typfiels erfunden, der Augsburger Pfarrer Johannes habe schon lange vor Gutenberg, 1407, mit Holzstempeln gedruckt und die Linnenpapiersurkunden Augsburgs datirten schon aus dem Jahre 1320. (Kaufbeuern besitzt eine um zwei Jahre ältere Urkunde auf Linnenpapier.)

In Schwyz wurde neulich ein Erz-Missethäter zu 20 Stockstreichen und 112 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Wie „Phosphor" hört, hat der also abgewandelte Verbrecher an das Gericht das Ersuchen gerichtet: ihm die Schläge erst bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zukommen zu lassen.

Logogryph.

Mir flucht, wer eilt auf Reisen;
Eins weg, dann diene ich zu Speisen;
Noch eins, dann scheut für mich der Bursch nicht
Stahl und Eisen.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 28:

Meineid.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Dienstag, 9. März 1858.

Die Auswanderer.

(Schluß.)

„Die Zeit drängt," sprach der Seemann; „die Schaluppe fährt ab, Sie können dann nur auf dem Floß sich retten, welches noch im Bau begriffen ist. Die Mannschaft soll sich darauf einschiffen und Niemand hier bleiben, als ich!"

„Unmöglich," sagte Walther, „es geht nicht!"

„Nun denn! So steigen Sie hinab, Max," sprach der Kapitän; „leben Sie wohl, Freund. Gehen Sie mit Ludolph und versichern Sie ihn, daß, wenn ich je das feste Land wieder sehe, ich bei den Eigenthümern des Schiffes der ersprießlichen Dienste gedenken werde, die er uns geleistet hat."

„O nein," murmelte Gretchen, „Max geht nicht, o nein, nein; er ist uns hierher gefolgt und wird uns nicht verlassen."

Das arme Kind lächelte irren Geistes und gab dem Donner der Wogen einige Bruchstücke aus der Ballade zum Besten, welche sie mit Max in einer schönen ruhigen Nacht kurz zuvor gesungen hatte.

„Sie werden wohl einsehen, Herr, daß man die arme Wahnwitzige nicht in die Schaluppe bringen kann;" wiederholte ihr Vater weinend, so leise, daß ihn nur der Kapitän hörte.

Max, von Gretchens zitternder Stimme erweicht, welche wie ein Ton des Vorwurfs an sein Ohr schlug, schwankte einen Augenblick. Ohne recht zu wissen, was er that, näherte er sich aber flüchtigen Schrittes dem Taue, welches die Schaluppe an der Seite des Schiffes festhielt. Als er den für ihn bestimmten Platz sah, schwang er sich hinaus und ließ sich hinab.

„Jetzt ist es an Ihnen, Ludolph!" rief der Kapitän hinab.

Dem Befehle gehorsam verließ Ludolph sein Werkzeug, schlug die Aermel herab und that einen Schritt gegen die Brustwehr. Gretchens Vater erhob in einer Anwandlung von Verzweiflung die Hände gen Himmel und Ludolph stand still; er hatte diese stumme Sprache, diese Beschwörung verstanden.

„Ich danke, Kapitän, ich bleibe," sagte er ruhig; „das Tau ist gelöst, die Schaluppe fährt ab. Max ist fort."

„Fort! Max ist fort!" rief Gretchen. „Wer sagt das?" Sie richtete sich voll Ungestüm auf, lief nach vorn und sah die mit Passagieren besetzte Schaluppe fortrudern. Hinten neben dem Offizier saß Max, mit dem Rücken gegen das Schiff. Gretchen stieß einen Schrei aus, schleuderte das Sträußchen, welches sie bisher wie einen Talisman bewahrt hatte, in den Abgrund und fiel dann bewußtlos auf das Verdeck nieder.

Nach Verlauf einer Stunde sah man die beiden Boote und die Schaluppe in der Ferne noch wie schwarze Punkte, auf dem Gipfel einer Woge. Für die ermattete Schiffsmannschaft blieb nur die Rettung auf dem Floß; man beeilte sich, es mit einem Mast und einem Segel zu versehen. Auch die Matrosen waren voll Ungeduld, das dem Untergang nahe Schiff zu verlassen und verlangten, so bald als möglich auf die Bretter zu kommen, welche ein Windstoß trennen konnte. Ludolph aber hing an seinem Werk mit der Vorliebe des Meisters; er wollte das Floß fertig bauen.

„Laßt uns noch bis morgen arbeiten," sagte er, „und ich liefere Euch ein Floß, welches nicht unter dem ersten Wellenstoß umschlagen, welches auch nicht auf's Ungefähr forttreiben und seine Bemannung den Fluthen preisgeben wird."

Die Mannschaft folgte seinem Rath. Am folgenden Morgen, als sich eben die Sonne über das nicht mehr so heftig bewegte Meer erhob, erklärte Ludolph, daß seine Arbeit vollendet sey. Er machte einen letzten Versuch, um Gretchen zu bestimmen, sich dem Floße anzuvertrauen.

„Ich beschwöre Sie," sprach er, vor ihr auf die Kniee fallend, „verlassen Sie das Schiff, welches kaum noch vierundzwanzig Stunden sich oben halten kann!"

Gretchen hörte ihn nicht; sie war kaum wieder bei sich und ihr verwirrter Blick konnte nichts mehr unterscheiden. Ihr gestörter Geist begriff nicht einmal, daß sie ihren Vater zu unausbleiblichem Tode verurtheile.

Die Mannschaft schiffte sich unterdessen ein und bald war auf dem verlassenen Fahrzeug nur noch der Kapitän, welcher das seinem Befehl anvertraute Schiff durchaus nicht verlassen wollte, Walther, welcher entschlossen war, mit seiner Tochter zu sterben, und Ludolph übrig, welcher sich in der dringenden Gefahr bis zur Selbstverleugnung und Aufopferung erhob. Die Ceres, entmastet wie ein Brückenschiff, reckte nur noch den Rumpf ihres Fockmastes über die Wogen, welcher in der Mitte seiner Höhe gekappt war. Seit drei Tagen flatterten auf ihm mitten in der Wuth des Sturmes die Reste der Flagge, welche man dort als Nothzeichen aufgehißt hatte. Unter dem Drucke des Segels begann das Floß langsam abzukommen, wie ein Wrack vom Wind und Wellen getrieben.

Ludolph, neugierig, zu sehen, wie es sich halte, stieg auf den Rumpf des Fockmastes. Er ließ seine Blicke rings umher schweifen und als er sie nach dem Horizont gerichtet hatte, riß er die Reste der auf der Spitze des Mastrumpfs aufgepflanzten Flagge herab, schwang sie und rief in der äußersten Freude:

„Ein Schiff, ein Schiff!"

Diesem Rettungsrufe folgte von dem Floße ein begeistertes Hurrah. Walther sank auf die Kniee, Gretchen fuhr zusammen und öffnete die Augen wieder; der Kapitän schaute durch sein Fernrohr und sagte:

„Es kommt näher, man hat uns bemerkt!"

Das rettende Schiff nahte in der That mit vollen Segeln. Bald war es nur noch eine kleine Strecke entfernt, man konnte den stolzen Bau einer schnellsegelnden Fregatte zu fünfzig Kanonen erkennen, ihr kupfernes Beschläg glänzte gleich den Schuppen eines Goldfisches. Die Mannschaft auf dem Floß wurde zuerst aufgenommen, dann schritt man zur Aufnahme der vier Personen, die noch auf dem Wrack weilten. Gretchen, von Ludolph gestützt, zauderte nicht, mit ihrem Vater das große Schiff zu besteigen. Dieser konnte eine Freudenthräne nicht zurückhalten, als er wahrnahm, wie in seiner Tochter das Gefühl der Selbsterhaltung wieder erwacht war, das erste Zeichen der rückkehrenden Vernunft. Die Fregattenoffiziere erklärten einstimmig, der Kapitän der Ceres habe seine Pflicht vollständig erfüllt und deßhalb das Recht, auf einem andern Schiffe Rettung zu suchen. Nicht ohne Herzeleid verließ derselbe zuletzt seine arme Ceres, welche er eine lange Reihe von Jahren von einem Ufer des atlantischen Meeres zum andern durch Wind und Wetter gelenkt hatte.

Doch gewährte es ihm Trost in seinem Kummer, als er auf dem Verdeck der Fregatte alle die wieder fand, welche nach seinem Befehle in den beiden Booten und der Schaluppe Rettung gesucht hatten. Ihnen war am Abend vorher das Kriegsschiff begegnet und sie hatten es auf die Spur der Ceres gebracht und so die Stunde der Befreiung für die beschleunigt, welche sich noch an Bord befanden.

Max ließ sich nicht sehen. Er meldete sich krank und hielt sich in seiner Kammer versteckt. Als die Fregatte ihre Leute zu Norfolk in Virginien ans Land setzte, zerstreuten sich die Auswanderer, der Eine da, der Andere dort hin. Max reiste noch an demselben Abend über Philadelphia nach New-York weiter.

Einige Monate später kam er den Ohio herab, um sich nach Missouri zu begeben, wohin ihn seine Erbschaftsangelegenheiten riefen. Sein Weg führte ihn vor dem Orte vorüber, den die Auswanderer aus seiner Heimath bewohnten. Der Anblick neuer, auf dem Hügel ringsum stehender Wohnungen fesselte sein Auge, wie lachende Landschaften, welche man durcheilt, mehr aus Neugier als in Folge von Mitgefühl. Wohl empfand er Bedauern mit dem Mädchen, welches ihre Tage in diesem Lande in harter Arbeit verleben sollte, aber er hatte den Muth nicht, sie herauszunehmen. Das Leben erschien ihm zu anziehend, als daß er sich hätte entschließen können, seine Unabhängigkeit zu opfern.

Das Bedürfniß, Neues zu sehen und kennen zu lernen, zog ihn fort. Zu gleicher Zeit kühn und zaghaft, suchte er Aufregungen jeder Art und sein Herz schwieg, sobald das Leben in Wirklichkeit vor ihm erschien.

Nach mehreren, auf Reisen zugebrachten Jahren kehrte Max nach Europa zurück und begann empfindsame Geschichten zu schreiben; er hatte an Dichtungen, deren Entwicklung er nach seinem Gutdünken herbeiführen konnte, entschiedenen Geschmack.

Ob ihn das arme Gretchen bald vergessen, ist ihr Geheimniß, sie hat es Niemand anvertraut. Sie weilt mit ihrem Vater in der deutschen Niederlassung am Ohio bei ihrem Bruder Karl, wel-

cher Ländereien urbar macht und Viehzucht treibt, kann sich aber nur langsam an die Einförmigkeit des Lebens amerikanischer Landbewohner gewöhnen. Der Gesang unbekannter Vögel, der Wohlgeruch noch nie gesehener Blumen, der Anblick unabsehbarer Waldungen regt sie eigenthümlich auf, sie scheint Jemand zu vermissen, der ihr ihre eigenen Empfindungen erkläre und sie verliert sich manchmal in tiefe Träume.

Einige Meilen von da, an einem Arme des Ohio, hat Ludolph im Verein mit andern Auswanderern Brücken geschlagen und Mühlen gebaut. Es herrscht mitten unter den Maschinen, deren Räderwerk mit knarrendem Geräusch sich dreht und deren Getöse sich mit dem Rauschen des in Stürzen niederfallenden Wassers vereinigt, großartiges Leben. Der alte Walther und sein Karl widmen ihm tiefe Dankbarkeit, sie lieben ihn wegen des Freimuths und der Rechtlichkeit seines Charakters. Seit er seine ganze Thätigkeit, seine ganze Thatkraft zu entfalten Gelegenheit hat, erweitert sich sein Gedankenkreis und die Tiefe seines Verständnisses nimmt fortwährend zu; auch hat er sein Ideal und verzweifelt nicht, es durch Beharrlichkeit zu erreichen, denn er rechnet sicher darauf, daß Max sich nicht mehr sehen lassen wird. Andererseits wird des fleißigen Ludolphs von Gretchen so oft lobend gedacht, daß diese zuletzt ein Glück, welches sie ganz in der Nähe finden kann, nicht mehr in den Träumen ihrer verwirrten Einbildungskraft suchen wird.

Mannigfaltiges.

In den „Berlinischen Nachrichten" wird eine „Pulverthurmexplosion" erwähnt, welche im Jahr 1691 stattfand und von einem unbekannten Verfasser in folgender Weise erzählt wird: „Am 31. Augusti, umb 5 Uhr Nachmittags, zog ein großes Gewitter umb Berlin zusammen und nachdehm es sich nach Spandow nach der Vestung zugewendet, auch sich eine Kurtze zeit mit Blitzen und Donnern hören lassen, fuhr endlich auf Befehl Göttlichen Gerichts ein zündender Strahl in den mit 1500 Zentnern Pulver angefüllten Thurm. Im Augenblick hub die grausahme Gewaldt der entzündeten Materien den starken Thurm aus dem Grund in die Höhe und sprengete denselben mit so entsetzlichem Knallen in die Lufft, daß man den Schall zu Berlin alß einen Donnerschlag deutlich höhren können, die kleine Häuser, welche zu rechter Hand des Thurmes stunden, wurden gänzlich verschüttet und blieb in der gantzen Vestung nicht ein eintzig Fenster gantz. Alle Ziegel auf denen Dächern fiehlen herunter und was Schloßfeste wahr, sprang von dem grausahmen Erschüttern auff. Stücke Mauer, so viele Zentner schwehr, welche über 20 Mann nicht von der Stelle bringen konnten, hat es weit über 100 Schritt von der Stadt und ein 6=, 8= und 18pfündiges Stück (Geschütz), davon das Letzte über 50 Zentner wog, war in den Graben geworffen. Eine Tonne Pulver flog über die Vestung weg und wurde auff der Brücke so unbeschädiget gefunden, daß auch nicht ein reiffen abgesprungen wahr. So blieb auch die Schildwacht hinter dem Thurm auff der Batterie gantz unversehrt, außer daß sie vor Dampff und Rauch fast erstickt währe. Der Kommandant, Obrist=Lieutenant Bölau, so krang lag, wurde von der Gewaldt aus dem Bette gehoben und gegen den Offen geschmissen, daß ihm die Arme ziehmlich beschädigt wurden. So wurde auch dem Kapitän Nikolai das Gesichte von denen springenden Glasscheiben nicht wenig verderbet. Eine gemauerte Katze (Fortifikationswerk) ging gantz über den Hauffen, wie auch des Kommandanten Stallungen, darinnen Pferde und Knechte zerschmettert wurden. Der Wachtmeister=Lieutenant ward mit Weib und Kind lebendig begraben und einem von Hamburg dahin gebrachten frantzösischen Sekretario riß die Wunder Gewaldt den Daumen aus der linken Hand. Weil auch gleich dazumahl 2 Fischer auf einem kleinen Schiffe 6 Gefangene nebst einem Unteroffizier nach der Vestung führeten, überfiehl ihnen ein so dicker steinregen, daß sie alle zusammen zerschmettert wurden. Die in der Stadt stehende Kirche, sammt dem Spinnhause, wurde wie von einem Erdbeben erschüttert und derer Todten zählete man 25 Persohnen. Gewiß ist es, daß keine Feindliche Macht mit viel Tausend Bomben und Granaten und Karkassen in langer Zeit die Stadt nicht so ruiniren können, als sie in einem Augenblicke durch die gewaltige Hand Gottes zerrissen wurde. Denn obzwahr die Außenwerken nicht sonderlich Schaden litten, so konnte doch der inwendige Ruin mit 4 Tonnen Goldes nicht reparirt werden."

Ein Telegraphist von Sebastopol. Jene wunderbare Erfindung der fortgeschrittenen Wissenschaft, der elektrische Telegraph, wodurch alle Theile des bewohnten Erdkreises in schnelle Verbindung mit einander gesetzt werden, findet

bekanntlich im Kriege seine Anwendung. Aber im Feldlager ist die Beschäftigung des Telegraphisten keine bequeme, wie zwischen den vier Wänden des Bureaus. Das hat der britische Feldwebel Anderson erfahren, als er in den Laufgräben vor Sebastopol einen elektrischen Apparat zu bedienen hatte. Der Telegraph hatte am Morgen des 9. April 1855 einige Botschaften hin und her befördert, als während des Schießens gegen die Festung und aus der Festung die Leitung unterbrochen ward. Anderson ward beauftragt, dem Schaden nachzuspüren und ihn auszubessern. Er fand die schadhafte Stelle bald heraus; eine russische „Pille" von 60 Pfund war auf den Draht gefallen und hatte ihn zerrissen. Anderson und seine Begleiter brachten die Leitung unter dem feindlichen Feuer ganz kaltblütig wieder in Ordnung, während rechts und links, vorn und hinten der Eisenhagel niederrasselte, Bomben und Granaten platzten. Wunderbarer Weise blieben Anderson und seine Begleiter alle unbeschädigt. Der tapfere Feldwebel kehrte zum Posten zurück, wo er durch 30 Stunden den Dienst weiter versah. Als er zum Hauptquartier zurückkehrte, besichtigte er die ganze Leitung und fand sie unbeschädigt, obschon Hohlgeschosse und Vollkugeln auf die Rinne gefallen waren. Anderson ist nach diesen Angaben zu urtheilen ein fähiger Kopf, aber Offizier kann er nicht werden, wenn er nicht Geld genug hat, sich eine Bestallung zu kaufen.

Man hat in Paris kürzlich einige Anwendungen der Photographie auf Anatomie und Chirurgie gemacht, die von großem Interesse sind. Ein junger Arzt hat nämlich von einem ausgezeichneten Präparate des Lymphgefäßsystemes stereoskopische Ansichten anfertigen lassen und hat die Absicht, noch andere schwierige und feine Präparate auf dieselbe Weise zu vervielfältigen. Es ist kaum nöthig, den Nutzen eines solchen Verfahrens hervorzuheben. Die Photographie liefert somit den Weg, die zarten Präparate, welche sich in den anatomischen Museen nicht dauernd erhalten können, nicht nur treu wiederzugeben, sondern auch einer großen Anzahl von Fachgenossen in die Hände zu bringen; denn eine Reihe stereoskopischer Ansichten desselben Präparats, von verschiedenen Seiten aufgenommen, ist geeignet, das Präparat selbst zum großen Theile oder ganz zu ersetzen. In der Pariser Klinik oder Medizinerschule ist jetzt ein Photograph angestellt, welcher den Auftrag hat, Theile des menschlichen Körpers vor und nach einer Operation aufzunehmen, namentlich wenn der Fall seltener vorkommt.

In Paris bestehen gegenwärtig drei deutsche Gesangvereine: die Liedertafel, die Germania und die Teutonia. — Diese drei Gesangvereine leisten in der That Gutes, vereint könnten sie Vorzügliches leisten, dazu aber läßt es die deutsche Uneinigkeit nicht kommen.

Der „New-Yorker Kladderadatsch" schreibt für die Löser eines Rebus folgende Preise aus: 1) Zwölf Bände in Folio, über das Oeffnen und Schließen der Schweißlöcher der Infusionsthierchen; 2) ein silberner Becher von blauem Papier; 3) 180 Acker Land im Monde, nebst Anweisung zur Bebauung desselben von einem erfahrenen Landwirth; 4) eine Crinoline mit oder ohne Dame; 5) eine kleine Romanbibliothek, in welcher sich mehrere Erzählungen befinden, welche von der Birchpfeifer noch nicht dramatisirt sind; 6) ein Dintenfaß, welches sich mittelst eines innen angebrachten Mechanismus zu jeder Zeit in einen Stiefelknecht verwandeln läßt.

Nach der Lissaboner medizinischen Zeitung sind dort alle Leute, welche Häuser bewohnten, wo Gas gebrannt wurde, von dem gelben Fieber verschont geblieben. Diese Angabe ist durch die bündigsten Belege begründet.

Zu Madrid haben am 29. Febr. Nachgrabungen in großartigem Maßstabe im Bagno begonnen, wo ein Schatz von 15 Millionen gesucht wird, welcher der Inquisition angehörte und bei deren Abschaffung von den Mitgliedern derselben für günstigere Zeiten hier versteckt worden seyn soll.

Charade.

Mein Erstes ist ein frohes Wort
Für jedes schöne Kind,
Dem die Vergnügungen der Welt
Noch lieb und theuer sind;
Mein Zweites ist im Kartenspiel
Dem Spieler wohl bekannt;
Mein Ganzes prangt im Edelstein,
Nach einer Stadt benannt.

Auflösung des Logogryphs in № 12:
Mähre — Aehre — Ehre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Freitag, 12. März 1858.

Tartini.

An einem schönen Juni-Abende des Jahres 1711 schritt ein zierlich geputzter junger Mensch, — dem Ansehen nach ein Herr von Stande, — ängstlich und ungeduldig vor der Thüre eines Palastes auf dem Prado della valle hin und her. —

Es war eben zur Zeit der Antoniusmesse, welche alljährlich in der berühmten Stadt Padua, — wo sich diese Geschichte begab, — abgehalten wird. Eine gewaltige Menschenmenge erfüllte den Platz; Jubel, Musik und Schreien der Ausrufer und Verkäufer klang toll durcheinander, mitunter auch ein bischen Streiten und Fluchen, wie solches bei einem Volksfeste, — wenn auch nicht geradezu mit zur Sache gehörig, — in der Regel doch vorkommt.

Eine gute Stunde mochte der junge Mann also vor dem bezeichneten Hause auf- und abgelaufen seyn; immer hastiger wurden seine Schritte, immer ungeduldiger seine Mienen; immer ängstlicher schaute er bald um sich hinein in's Gewühl, das ihn umkreiste, bald hinauf zu einem vergitterten Erkerfenster des Palastes; und immer und immer schien es, als sey irgend eine sehnliche Erwartung ihm zur Täuschung geworden. Endlich erblickt er einen anderen jungen Gesellen, der unter den Arkaden gemächlich daher schlenderte. Hastig eilte er ihm entgegen, faßte ihn unterm Arm und sprach, ihn abseits ziehend:

„Nun, Giuseppo, wie steht's?"

„Ganz gut, Don Antonio!" versetzte der Gefragte, „Euer Feind liegt darnieder und dürfte sobald nicht wieder aufstehen! Ich hab' ihn derb getroffen."

„Ha, wackerer Degen!" —

„Großen Dank! Aber warum habt Ihr die Mühe nicht selber übernommen, den ungeschliffenen Gesellen mores zu lehren?"

„Ganz natürlich, Freund Giuseppo! Weil es für mich, wie für Alle, außer Dir, wohl eine vergebene Mühe gewesen wäre, diesen Pietro Grasponi zu besiegen! Einen solchen Erzraufbold und Schläger von Profession —"

„Ei nun! Er liegt!"

„Dafür dank' ich Deinem Schutzheiligen; denn, meiner Treue! mir bangte um Dich! — Nun aber, theuerster Giuseppo! hilf mir auch weiter! Meinen grimmigen Nebenbuhler hast Du glücklich aus dem Wege geräumt; aber das hilft mir ganz und gar nichts, wenn wir dem alten Cornaro nicht eine Nase drehen, daß ich meine holde Lukretia sehe, spreche, ihr meine glühende Liebe erkläre und sie berede, mit mir zu entfliehen! Denn Du weißt, mein guter Giuseppo! meine Familie ist mit den Cornaros todtfeind, wir hassen uns wie die Capuletti und Montechi und nur ich, der ich, wie der unglückliche Romeo die schöne Julie, die schöne Lukretia anbete, habe keinen Theil an dem furchtbaren Haß, sondern schmelze dahin in Liebe! Darum, guter Giuseppo! nochmals: Hilf mir, hilf mir! Sey mein treuer Vater Lorenzo, Lukretiens Mediko, wenn es seyn muß, damit nicht ein schreckliches Ende uns bedrohe!"

„Possen!" sagte Giuseppo. „Es stirbt sich so leicht nicht aus heiler Haut und daß Ihr weder Gift nehmt, noch Euch erdolcht oder erschießt, noch zur Abkühlung etwas Weniges in den Kanal springt, davor bin ich sicher! Indeß will ich thun, was ich kann, um die schöne Lukretia zur Flucht zu bereden, darauf verlaßt Euch, Herr Marchese."

Der Marchese Antonio Capretti gerieth über dieses Versprechen schier außer sich vor Entzücken; er umarmte den jungen Giuseppo so stürmisch, daß ihm der Puder aus dem Toupé seiner schönen Alongenperücke herausfuhr und umherstäubte. Dann aber wieder sein gesetztes Wesen annehmend, sprach er:

„Habe Dank, o Freund, für Dein Versprechen und sey gewiß, daß ein reichlicher Lohn Deiner harrt, wenn das Schicksal meine Wünsche krönet und ich, vom kleinen blinden Gott geleitet, an der Hand der Geliebten die Schwelle überschreite, welche zum Heiligthume Hymens führt. Sieh', guter Giuseppo! Du bist in ganz Padua gewissermaßen verrufen als ein wilder Geselle, welchem ein Duell auf Tod und Leben über Alles geht! Die Zahl Deiner blutigen Abenteuer ist schauderhaft und Gott weiß es, daß unter allen Namen keiner weniger auf Dich paßt, als der, welchen Du führest, nämlich Student der Rechte; denn bei Dir gilt einzig und allein Gewalt und List, womit die Gerechtigkeit sich nie befaßt. Daher bin ich denn auch fest überzeugt, daß der alte Cornaro Dir nun und nimmermehr den Zutritt in sein Haus gestattet haben würde, da auch Deine Herkunft Dich nicht berechtigt, auf eine solche Auszeichnung Anspruch zu machen, wenn nicht der alte Herr ein so arger Musiknarr wäre. Diese Narrheit aber, so wie Deine Meisterschaft auf der Laute und der Geige, haben ihn sogar verleitet, Dich zum Musiklehrer seiner Tochter zu machen! — Ich frage Dich, Giuseppo, heißt das nicht gewissermaßen den Bock zum Gärtner setzen?"

„Ei, Don Antonio!"

„Ruhig, guter Giuseppo! Es sollte dies keine Beleidigung für Dich seyn, denn ich weiß, daß Du Dir aus dem schönsten Mädchen der Erde nicht so viel machst und daß auf dieser weiten Welt Dich außer Duellen nichts interessirt, als etwa noch Violin- und Kartenspiel! Aber, konnte das der Alte wissen? Mit nichten! Im Gegentheil hätte er, Deinem Rufe zufolge, das Schlimmste befürchten müssen, und folglich ist er ein Esel, daß er Dir traut, ohne Dich so genau zu kennen, wie ich Dich kenne. Nun ich bin damit zufrieden und wünsche durchaus nicht, daß es anders werde, denn wie unglücklich würde die Jugend seyn, wenn nicht die Alten schwach und thöricht und dumm wären! — Nütze darum, mein Freund, alle Dir zu Gebote stehenden Mittel für mich! Spare Deinen Witz und Deine Erfindungsgabe nicht und ich wiederhole es: sey des reichsten Lohnes gewiß."

Giuseppo versprach Alles, was der weise Don Antonio Capretti von ihm verlangte und dieser, nachdem er noch einige gute Lehren und Vorsichtsmaßregeln seinem Freunde mitgetheilt hatte, schritt quer über den Prado einem damals hochberühmten Kaffee zu, wohin später Giuseppo kommen sollte, ihm Nachricht und wo möglich jedenfalls Trost für sein liebekrankes Gemüth zu bringen.

Giuseppo schaute dem Davonschreitenden mit lachenden Augen nach, spürte vorsichtig um den Palast herum und schlug endlich dreimal in abgemessenen Pausen in die Hände. Da öffnete sich das Erkerfenster, ein Blumenstrauß flog herab. — Hastig hob Giuseppo ihn auf und pochte jetzt bescheidentlich an das Thor; — es ward geöffnet und Giuseppo schlüpfte in den Palast.

Mehr und mehr verhallte der Jubel auf dem Prado, mehr und mehr verlor sich die Volksmenge. Endlich schritten nur noch wenige dunkle Gestalten über den vom Mondlicht erleuchteten Platz, und nur noch die Töne einer Mandoline klangen durch die stille Nacht.

Signora Barbara, Lukretiens alte Amme und nunmehrige wohlbestallte Ausgeberin im Hause des Conte Cornaro, ergriff auf der dunkeln Hausflur die Hand des schönen wilden Giuseppo und führte ihn schweigend und behutsam die Treppe hinauf in das Erkerzimmer, wo Lukretia sehnsuchtsvoll seiner harrte.

„Gelobt seyen alle Heiligen!" rief Lukretia, dem Eintretenden mit ausgebreiteten Armen entgegen eilend, „gelobt seyen alle Heiligen, daß ich Dich wiedersehe, mein Giuseppo! O, eine Ewigkeit dünkte mir die Zeit unserer Trennung! Wie bangte mein Herz um Dich!"

„Getrost, Lukretia!" rief der Jüngling, die Schöne an seine Brust drückend, „Du siehst, ich bin wohlbehalten wieder da und liebe Dich unveränderlich; weßhalb wolltest Du zagen?"

„Nun, ich dächte, sie hätte Grund genug, in Sorgen zu seyn!" sprach Barbara, — „ohne Wissen und Willen ihres strengen Vaters mit einem leichtfertigen Studenten heimlich vermählt; — denkt Ihr denn nicht daran, junger Herr, daß es endlich zur Erklärung kommen muß? Und was dann?"

„Je nun," lächelte Giuseppo, „Lukretia ist schon einmal meine angetraute kleine Frau und so fürcht' ich nichts mehr! — Zur Erklärung wird es freilich kommen müssen, das seh' ich gar wohl ein; doch der Conte will mir wohl."

„Wohl hin, wohl her, junger Herr! Zwischen dem Signor Giuseppo Tartini, dem vielbelobten Geigenspieler und Lautenisten und dem Signor Giuseppo Tartini, dem heimlichen Ehemann der jungen Comtessa Cornaro, wird er einen gewaltigen Unterschied finden!"

„Bah! Sie vertragen sich ganz wohl mit einander! Nicht wahr, mein süßes Weibchen?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung an Rothschild.

Wenn Schradicke bei Klausing drei Weiße und zwei Kümmel getrunken hat, pflegt er folgende Geschichte zu erzählen:

„Reich seyn ist angenehm, aber Jeder kann's nicht. Wenn unser eins, meine Herrn, ein paar tausend Thälerken erjattert hat, dann glaubt er, die Welt jehört ihm und wird übermüthig. Und wenn der Profit nicht jleich in die Hunderte jeht, dann wird keine Hand mehr naß gemacht.

„Da muß man hingegen die Leute kennen lernen, die über Millionen zu jebieten haben; da merkt man nischt von den unjeheuren Reichthum. Höflich und artig sind sie gegen den geringsten Kunden und den kleinsten Verdienst nehmen se mit und lassen sich's sauer werden. Das habe ich namentlich mit Rothschild'n erlebt und werde es nie vergessen.

„Ich bezog nämlich in früheren Zeiten die Messe in Frankfurt am Main und hatte meinen Marktstand nicht weit von Rothschild's Komptoir. Wenn ich nu so ein Guldener funfzig eingenommen hatte, jing ich rüber zu ihm und wechselte mir vor des ausländische Geld preußische Kassenanweisungen, wobei er mir gewöhnlich persönlich bediente und das immer uf's Billigste berechnete.

„Das war nun aber länger als zehn Jahre her und ich hatte es längst verjessen, als ich vorigen Sommer Nachmittags mang die Linden jehe und plötzlich einen Schlag uf die linke Achselklappe erhalte. Ich drehe mir um: wer is es? Rothschild.

„Schwere Noth, Rothschild — sag' ich — wo kommen Sie denn hierher?

„Direkt von Frankfurt — sagte er — ich will mer auch ä mal 'n bischen erholen. Was is denn heute in Berlin los?

„Da müssen wir'n Verjnügungsanzeiger nachlesen — bemerkte ich ihm — ich habe so noch nicht zu Mittag jegessen.

„Schön, Schradicke — sagte er — nimmt mir beim Arm und schleppt mir zu Schott hin. Wie der Kellner kommt, bestellt er vor allen Dingen zwei Körbe Lacrimæ Christi, die Pulle zu vier Friedrichsd'or.

„Thun Sie mir den Jefallen, Rothschild! — sage ich ihm — und machen Sie keine Geschichten. Wozu nu diese Ausgaben?

„Ei — meinte er — ich habe doch auch manchen schönen Groschen bei Sie verdient. Vermögen is übrigens da und zehntausend Thaler mehr oder weniger können mir nicht glücklich machen.

„Wie er nu seine Brieftasche ufmacht und bezahlen will, bemerke ich so'n Stücker achtzigtausend fünfhunderttbaliger Kassenanweisungen.

„Menschenkind! — sage ich — Wie können Sie so leichtsinnig seyn und so 'ne Masse Jeld bei sich tragen. Wenn Ihnen det nu Eener rauszieht?

„Is auch kein Unglück — meinte er — jeht über die Westentasche und holt 'ne Hand voll Diamanten raus, so groß wie die Jänseeier.

„Alter Freund — sage ich zu ihm — wo schlagt ihr die Masse Jeld zusammen?

„Mer haben 'n nettes Jeschäft, 's is wahr — antwortete er mir — aber mer müssen uns auch quälen, lieber Schradicke, und wenn mer nicht alle Bedürfnisse im Janzen nehmen würden, wäre es auch nicht zum Durchsetzen. Ich will eben morgen abschließen wegen 'n Kreuzberg vor's Hallische Thor für mein Komptoir in Frankfurt.

„Was wollen Sie mit dem Kreuzberg in ihrem Komptoir? fragte ich ihn.

„Zu Streusand vor meine Leute. Ae paar tausend Commis haben mer im Jeschäft, die können was verbrauchen. Was glauben Sie, was mer in einem Monat Dinte brauchen und Schwefelhölzer. Zu verzehren sollen Sie's haben jedes Jahr, wünsche ich Ihnen als guter Freund. Nu wollen mer aber was essen, Kellner. Bringen Sie uns mal zwei Flaschen Portwein, sprechendes Papageien-Fricassée und Löwenbeefsteak mit 'n bischen Viktoria-regia-Salat und lassen Se vor ä paar hundert Thaler Eis rauf holen, die Hitze in den Saal is ja nicht zum Aushalten.

„Das Essen wurde gebracht und es dauerte auch nicht lange, so kam die unjeheure Masse Eis von Kranzlern ruf. Nach zehn Minuten war es so kalt im Saal, deß die Fensterscheiben anfingen zu frieren und die Lieutenants nach ihre Schuppenpalito's schicken mußten.

„Nu, Schradicke — sagte Rothschild, als wir satt waren — wollen wir uns 'ne Cigarre in's Jesicht stecken und 'n Bischen rumbummeln?

„Befehlen die Herren Fidibus? fragte der Kellner.

„Lassen Sie nur — sagte Rothschild — nahm 'n preußischen Staatsschuldschein von tausend Thaler aus de Brusttasche, brannte ihn an de Lampe an und gab ihn mir zum Anroochen. Wie mir dabei zu Muthe wurde, können Sie sich denken, meine Herren. Unser eins, dem sich bei jedem Zweigroschenstück das Fragezeichen „Sein oder Nichtseyn" vor die Seele jestaltet, beim Anblick

dieser Verkohlung von zehn hundert Thaler littera A uf die Staatsschuldentilgungskasse!

„Aber Rothschild'n rührte das nichts. Er nahm ganz ruhig die Coupons, zerknitterte sie in der Hand, sagte: ich muß mal raus jehen! und kam nach einigen Minuten janz fidel wieder rin, als wenn gar nischt vorjefallen wäre.

„Nu, meinte er — möcht ich ne recht tolle Posse sehen. Was wird denn im Königstädt'schen gegeben?

„Da werden Sie sich amüsiren — erwiederte ich ihm — es ist heute die Posse Otto Bollmann von Kalisch zum vierzigsten Male.

„Das thut mir leid — sagte er — die habe ich schon drei Mal jesehen. Jarçon! jehn Se doch mal rasch nach's telegraphische Bureau, die Herren möchten doch vor meine Rechnung in Wien anfragen, was heut im Karltheater gegeben wird.

„Nach 'ner Viertelstunde kam der Kellner wieder mit die telegraphische Depesche: Einen Jux will er sich machen.

„Wir fahren nu mit Extrapost uf'n Niederschlesischen Bahnhof un von dort mit Extrazug von vierzehn Lokomotiven nach Wien, wo wir jerade ankommen, wie der Vorhang ufjerollt war, amüsirten uns ganz jut und waren um halb zwölfe wieder in'n grünen Baum in der Klosterstraße, das Jasthaus zweiter Klasse, wo Rothschild aus anjeborne Sparsamkeit logirte.

„Jut Nacht, Schradicke — sagt er mir — Sie werden müde seyn. Aber Sie haben mir den janzen Nachmittag jeopfert, Sie müssen 'n kleenes Andenken von mich annehmen.

„Thun Sie mir die Liebe — erwiederte ich ihm — und reden Sie nich so! Denn ich war wirklich neugierig, was er mir jeben würde.

„Er jing aber janz einfach über sein Portemonnaie, langte ein Viergroschenstück raus und sagte: Sehen Sie, Schradicke, mit diese fünf Silbergroschen habe ich vor funfzig Jahren mein Jeschäft als armer Handelsjude in Frankfurt am Main anjefangen und mit jöttlicher Hilfe es nu so weit jebracht. Ich jlaube Ihnen keinen jrößern Beweis meiner Freundschaft jeben zu können, als wenn ich Ihnen dieses Jeldstück, das mehr Werth vor mir hat als allens Andere, was ich besitze, zum Andenken verehre.

„Rothschild, — sagte ich — Sie haben mir erkannt. Jedes andere Cadeau würde mir beleidigt haben. Aber diese vier Jroschen werde ich zur ewigen Erinnerung an Sie bei mir tragen.

„Und das habe ich auch jethan. Und wenn Sie's nich jlauben wollen, meine Herren, hier ist das Viergroschenstück, wo Rothschild mit angefangen hat. Der Silberwerth ist jering, aber Sie könnten mich wer weeß was vor jeben, ich würd' es nich veräußern — Klausing, jeben Sie mir mal 'ne Portion Jänsebraten mit Jurkensalat!"

Mannigfaltiges.

In Naplus, dem alten Sichem, am Fuße des heiligen Berges Garizim, lebt noch ein kleiner Rest der alten Samaritaner oder Samariter. Derselbe zählte im Jahr 1836 nur noch 200 und ist gegenwärtig schon auf 122 Seelen reduzirt, welche unter dem Druck von 15,000 muhamedanischen Einwohnern eine kümmerliche Existenz fristen. Indessen bleiben sie mit unveränderlicher Beharrlichkeit ihrer Tradition getreu, haben ihren Hohenpriester, regeln ihr Leben und ihren Kultus nach den Vorschriften des Pentateuch, den sie allein von den Büchern des alten Testaments anerkennen, halten sich für das eigentliche Volk Israel und nähren den alten Haß gegen die Juden noch immer mit gleicher Heftigkeit, was sich schon in ihrer Vorstellung, daß der Ort der Hölle dereinst in Jerusalem, der des Paradieses auf ihrem heiligen Berge Garizim seyn werde, kund gibt.

Vor zwei Jahren deponirte in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris Abd-el-Kader ein Manuskript, religiöse, philosophische und geschichtliche Betrachtungen enthaltend. Dieses Manuskript ist jetzt von Gustav Dugas übersetzt worden und wird nächstens im Buchhandel erscheinen.

Charade.

Die Erste meiner Sylben fragt,
Die zweite macht dich unverzagt,
Und das sehr bittre Ganze
Ist heilsam dir als Pflanze.

Auflösung der Charade in № 30:

Ballaß, ein blasser Rubin, von der ostindischen Stadt Balasia.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Sonntag, 14. März 1858.

Nützliche Anweisung, eine Uhr zu gebrauchen.

Ihr Lieben, Jeder der da freit,
Kommt aus dem alten Gleise;
Wohl ihm, schickt er zu rechter Zeit
Sich in die neue Weise.

D'rum möcht' ich gern Euch jungem Paar
Zwölf gute Sprüchlein sagen,
Damit die Zeit Ihr nehmet wahr,
So oft die Stunden schlagen.

Die Eins erinnr' Euch stets daran,
Daß Ihr Euch's Wort gegeben,
Einträchtiglich als Frau und Mann
Beisammen stets zu leben.

Wenn Zwei es schlägt, gedenket fein,
Und küßt Euch mal selbander,
Bisher war Jeder nur allein,
Doch nun seyd Ihr selbander.

Bei Drei macht Euch im Ehestand
Für jetzt kein Kopfzerbrechen
Und laßt erst noch ein Jahr in's Land,
Bevor wir weiter sprechen.

Die Vier hingegen warnt gar sehr
Vor Zwischenträgerei'n;
Laßt nur vier Augen und nie mehr
Seh'n Eu're Plänkelei'n.

Die Fünf mahnt nochmals hintendrein
An Eh'stands Regenschauer,
Und spricht: Laßt fünf gerade seyn,
So ist's nicht lang von Dauer.

Wenn Sechs es schlägt, dann fall' Euch bei
Das Wort von den sechs Tagen,
Daß Tändelsucht und Liebelei
Bei Euch nicht Wurzel schlagen.

Der nächste Schlag der Stunde spricht
Gar ernst zur Frau, der lieben:
Mach' Deinem Mann ein fromm Gesicht,
Sey keine böse Sieben.

Habt Acht! ruft dann die Glocke laut
Am Abend wie am Morgen,
Daß fleißig Ihr zu Gott aufschaut
Und ihn allein laßt sorgen.

Bei Neun gedenkt der Musen Schaar;
Die Kunst verschönt das Leben.
O geht des Sinns für sie nicht baar,
Gott hat auch sie gegeben.

Doch gilt's, merkt wohl, vorsichtig seyn,
Wahrt Euch vor Ueberfüllung
Und laßt die Zehn den Mahner seyn
Zu treuer Pflichterfüllung.

Hörst, Bräutchen, drauf Eilf Schläge Du,
Soll's Dich zur Küche weisen,
Daß Du das Essen richtest zu,
Um Deinen Mann zu speisen.

Dann, wenn es Zwölf geschlagen hat,
Kommt er. Laß ihn nicht schmälen,
Und iß mit ihm, und seyd Ihr satt,
Fangt an, von vorn zu zählen.

Tartini.

(Fortsetzung.)

Lukretia barg erröthend ihr Haupt an seine Brust, Signora Barbara aber fuhr unmuthig fort: „Kurz und gut, so sag' ich: soll die Geschichte

glücklich enden: so bessert Euch, Signor Giuseppo! Es ist eine Schande und ein Spott, daß Ihr als Ehmann noch immer nicht zur Vernunft kommen wollt. Bedenkt, daß Ihr es nicht allein mit dem Vater Euerer Frau Gemahlin, sondern auch mit ihrem Onkel zu thun habt. Heiliger Antonius! Was meint Ihr denn, was der stolze Bischof von Padua sagen würde, wenn es plötzlich hieße: „der wilde Student Tartini, der verrufene Raufbold und Hauptanstifter aller losen Streiche, so in Padua geschehen; habe seine Nichte geheirathet?"

„Je nun," lachte Giuseppo, „da würde er sagen: das ist ein verfluchter Streich und sieht dem Tartini ähnlich, und damit gut."

„So? Meint Ihr? Gott getröst Euch in Euerem Glauben! Ich meine, er würde wohl ganz anders sprechen und dem leichtsinnigen Fant ein freies Quartier anweisen, wo ihm bald der Uebermuth vergehen sollte."

„Nun gut, so gehe Du!" rief Giuseppo, „und halte Wache, daß uns Niemand überrascht! Ich hab' mit meiner Frau zu reden; mit meiner Frau, verstehst Du? Du warst Zeuge, als der alte Einsiedler uns traute."

„Leider war ich's," brummte Barbara, indem sie das Gemach verließ. „Der Teufel hatte mich verblendet."

„In Gestalt einer vollen Börse," bemerkte Tartini, sich auf ein Ruhebett niederlassend. Lukretia setzte sich auf einen Schemel vor ihn hin, lehnte ihre Arme auf seinen Schooß und blickte zärtlich zu ihm hinauf, indem sie kosend flüsterte: „Du scheinst aber auch wirklich ein wenig allzu leichtsinnig, mein Freund."

„Erscheine ich auch Dir so?" fragte betroffen Tartini und fuhr dann innig fort: „Ich bin es nicht, glaub' mir, mein süßes, geliebtes Weib, ich bin es nicht mehr! — Ei, kennst Du denn nicht meine Geschichte? Weißt Du denn nicht, wie viel Schuld die widrigsten Verhältnisse, — in denen ich stets lebte, — an meinen tollen Abenteuern hatten? Ich liebte die Kunst von früher Kindheit an, und mein harter Vater zwang mich, ein Studium zu wählen, das ich verabscheue; so stand ich hier allein, ringend zwischen kindlichem Gehorsam und meiner Neigung. — Keinen Freund fand ich, nur wilde leichtfertige Gesellen. Der geliebten Kunst durft' ich mich nicht ergeben; sie verstohlen zu üben, als verdiene sie nicht verehrt zu werden, — öffentlich, vor allen; dawider sträubte sich mein Stolz. — Da gerieth ich denn, halb gleichgiltig, halb ergrimmt, den Verführern in die Klauen, woraus aber Du mich gerettet hast."

„Hab' ich Dich gerettet?" fragte Lukretia.

Und die Hand betheuernd auf's Herz legend und der Geliebten ehrlich in's Auge sehend, versetzte Giuseppo: „Du hast's, Lukretia! Du warst mein guter Engel! Nicht bin ich mehr jener wilde Student, von dessen tollen Streichen ganz Padua zu erzählen wußte, Dich hab' ich mir gewonnen; nun gilt es, das schönste, ernste Ziel zu gewinnen, wo angelangt ich Dir, mein liebes Weib, eine heitere, sorglose Zukunft bereite, wie Deine Liebe um mich sie verdient! Ich will's und schwöre Dir, mein heutiges blutiges Abenteuer war das letzte dieser Art."

„Wie?" rief erschrocken Lukretia, „wie, Giuseppo, Du hast Dich wieder geschlagen, heute erst? trotz deinem heiligen Versprechen?"

„Höre mich, mein holdes Weib," schmeichelte Giuseppo und begann zu erzählen von der Liebe des verrückten jungen Marchese Antonio Capretti und des argen Raufboldes Pietro Rasponi — zu ihr — seiner geliebten Lukretia; wie Antonio ihn zum Vertrauten und Helfer erwählt, wie er — Giuseppo — um jeden möglichen Verdacht zu entfernen, scheinbar auf den Vorschlag eingegangen sey. — Nun habe trotzdem Rasponi Argwohn geschöpft und sey sichtlich darauf ausgegangen, nur einen Schein von Gewißheit zu gewinnen, um sogleich dem Vater Cornaro Alles zu entdecken. — „Du weißt, mein theueres Leben!" — schloß Giuseppo seine Erzählung, „Du weißt, daß der Rasponi unermeßlich reich, daß seine Familie die angesehenste und mit den Cornaros befreundet ist; da würde denn Dein Vater, wenn Pietro als Werber um Dich aufgetreten wäre, ihn trotz seinem bäuerischen, ungeschlachten Wesen nicht abgewiesen haben, besonders wenn Pietro ihm unser Geheimniß entdeckt hätte; dem mußte ich vorbeugen, mochte geschehen, was da wollte. — Ich wußte es herbeizuführen, daß der feige Antonio mit dem Pietro Streit anfing. — Was ich erwartet hatte, geschah; der wilde Pietro ergriff den zierlichen Antonio in toller Wuth beim Kragen, schüttelte ihn derb und warf ihn endlich mit Riesenkraft dermaßen an die Wand, daß ich fast vermeinte, es müßten dem Männlein alle Knochen im Leibe zerbrochen seyn. Da dieses sich auf einem öffentlichen Kafé begab, so konnte der Marchese Antonio Capretti, wohl oder übel, nicht anders, als einem unmanierlichen Gegner eine Ausforderung zu senden. Nun weiß aber Freund Antonio nicht sonderlich mit der scharfen Klinge umzugehen! Er bat mich, seine Stelle zu vertreten. Ich that es und habe den ehrlichen Pietro Ra-

sponi so wacker bedient, daß wir mindestens etliche Monate Ruhe vor ihm haben werden! Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen, mein' ich."

Umsonst versuchte Lukretia mit dem kecken Ehegatten zu schmollen, der ihr im Grunde, eben um seines Muthes und seiner Keckheit willen, so wohlgefiel. Er scherzte ihre Besorgnisse — (und deren waren bei der jungen sechzehnjährigen Italienerin nicht eben allzu viele) — unter Kosen und Bitten gar bald weg, und statt Vorwürfen und Klagen, wie sie wohl ein deutscher junger Ehemann im ähnlichen Falle von seiner jungen Gattin hätte anhören müssen, ward ihm endlich der süßeste Lohn, dessen Götter, Helden und Künstler nur würdig.

* * *

Bis lange nach Mitternacht hatte der Marchese Antonio Capretti auf dem Café gewartet, daß Giuseppo kommen möge, ihm Nachricht und Trost zu bringen. Aber Giuseppo kam nicht, und der zärtliche Stutzer begann nach und nach etwas ruhiger zu werden. Furchtsam, wie er war, dachte er bei sich tausend Möglichkeiten, wie ein böser Zufall seinem Freunde (und vielleicht gar ihm selbst) gefährlich werden könnte, gesetzt der Fall, Giuseppo verrieth sein ihm anvertrautes Geheimniß; — zwar nicht wahrscheinlich, denn Giuseppo hatte Muth — (das fühlte Don Antonio, der keinen hatte), — aber möglich war ein Verdacht doch, — und dann? — —

Mit jeder Minute, die im vergebenen Harren vorüberschlich, stieg Antonio's Angst. Er schalt sich insgeheim einen schändlichen Wagehals, der muthwillig dem Verderben in den offenen Rachen renne; er ächzte und stöhnte laut, und dennoch konnte er seiner Verliebtheit nicht Herr werden, sie behielt die Oberhand, wie sehr er sich sträubte, wie sehr er seine Vernunft zur Hilfe rief — und bewährte so das alte Sprichwort, demzufolge die Liebe selbst den Verzagtesten, zwar nicht muthig, doch blind und toll der Gefahr entgegen stürmen läßt.

Der Marchese Antonio indeß stürmte für diesmal noch nicht der Gefahr entgegen, sondern harrte noch einige Stunden nach Mitternacht, ob denn kein Giuseppo sich wollte blicken lassen. — Da aber dieser von Stunde zu Stunde vergebens auf sich warten ließ, so riß dem Marchesen Antonio Capretti zuletzt die Geduld und er verließ voller Unmuth das Kafé.

Der Tag begann schon zu grauen, als er unter die Arkaden trat, er schritt über den Prado und als er bei dem Palast des Conte Cornaro anlangte, sah er im Erkerzimmer seiner Angebeteten den düsteren Schein des Nachtlämpchens flimmern. Er stand stille, starrte entzückt hinauf, und nicht unbelesen und den schönen Künsten, (insoweit es für einen Edelmann geziemlich,) ergeben, recitirte er halblaut die Worte der neuesten Serenade eines damals nicht unberühmten Poeten:

„Ich lieg' im offnen Fenster
Und schaue nach den Sternen —
Und tiefe, heiße Sehnsucht
Erfaßt mein junges Herz. —
Ich möchte jetzo sterben! —
Entfesselt von den Banden
Der armen kleinen Erde,
Mich schwingen himmelwärts.

Da schweifen meine Blicke —
Ganz unschuldigerweise! —
Hinüber nach dem Fenster,
Wo Liebchens Schlafgemach.
Und drinnen brennt ein Lämpchen
Mit traulich düst'rem Schein,
Und Himmel und Sterne vergess' ich —
Und möchte bei ihm nur seyn.

Da klang das Fenster und wurde geöffnet. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Seit der Erschaffung der Welt war kein halbes Jahrhundert so fruchtbar an wichtigen Erfindungen, als die erste Häfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Vor 1800 gab es keine Dampfschiffe und auch zur Mechanik war der Dampf noch nicht angewendet worden.

Fulton ließ 1807 das erste Dampfboot vom Stapel und jetzt sind deren 3000 auf den Gewässern Amerika's. Die Flüsse fast aller Länder der Welt werden von Dampfschiffen befahren.

1800 gab es keine Eisenbahnen, in den Vereinigten Staaten allein liegen jetzt die Schienen auf 8797 Meilen, was 286,000,000 Dollars kostete. England und Amerika haben 22,000 Meilen Eisenbahnen.

In wenigen Stunden durchläuft die Lokomotive jetzt Entfernungen, zu welchen früher Tage erforderlich waren.

1800 brauchte man 2 Wochen, um eine Nachricht von Philadelphia nach New-Orleans zu bringen; heute genügt eine Sekunde! Dank dem 1843 errichteten elektrischen Telegraphen.

Der Voltaismus wurde im März 1800, der Elektro-Magnetismus 1821 entdeckt.

1800 war das Gaslicht unbekannt; heutzutage sind alle einigermaßen nennenswerthe Städte mit Gas beleuchtet.

1839 verkündete Daguerre der Welt seine wunderbare Erfindung. Einige Jahre später folgte die Schießbaumwolle und das Chloroform.

Endlich machte die Feldproduktion ungeheure Fortschritte durch die landwirthschaftliche Chemie und die Ackerbau-Maschinen.

Bei den Ausgrabungen für die Fundamente der neuen Brücke der italienischen Central-Eisenbahn im Flußbette des Reno bei Bologna wurde eine Anzahl sehr seltener Goldmünzen gefunden, von denen mehrere den Kaisern Leo III., Konstantin V., Leo IV., Konstantin VI. und der Kaiserin Irene, andere Arigis II., Herzog von Benevent und neun den Kalifen von der Dynastie der Abbassiden angehören.

Landwirthschaftliches.

(Einfaches Verfahren zur Prüfung des Guano.) Ohne Zweifel kann es zuweilen von Nutzen seyn, wenn der Landwirth, in Ermangelung einer vollständigen chemischen Analyse, selbst einigermaßen im Stande ist, den Guano und seine Eigenschaften zu prüfen. Für solche Fälle wird folgendes einfache und leicht ausführbare Verfahren empfohlen.

1) Man wiege 50 Gran Guano ab und trockne ihn wohl aus, sey es auf Papier, auf einem Ofen oder auf dem Wasserbade. Das letztere stellt man einfach dadurch her, daß man ein Kasserol mit Wasser über's Feuer bringt und eine Untertasse oder sonst eine Schale hineinsetzt, in welcher der Guano enthalten ist. Letzterer ist völlig trocken, wenn man nach einigen Versuchen findet, daß er nicht mehr an Gewicht verliert. Der Gewichtsverlust doppelt genommen, ergibt den Prozentgehalt des Guano an Wasser. Derselbe ist natürlich um so besser, je weniger wasserhaltig er sich erweist.

2) Man lege 20 Gran des getrockneten Guano auf ein dünnes Stück Glas, etwa den ausgebrochenen Boden einer Medizinflasche, biege aus Draht einen kleinen Dreifuß, lege das Glas mit dem Guano darauf und erhitze es mittelst einer Spiritusflamme. Statt dessen kann man allenfalls den Guano in einem eisernen Löffel über helles Feuer halten. Die Erhitzung ist so lange fortzusetzen, bis die durch die Verkohlung der organischen Stoffe entstandene schwarze Farbe völlig wieder verschwunden ist. Zeigt der Rückstand nach einer halbstündigen starken Erhitzung eine graulich weiße Farbe, so ist zu vermuthen, daß der Guano echt sey; nimmt er eine röthliche Farbe an, so hat eine Beimischung erdiger Stoffe stattgefunden. Man ermittle nun den Gewichtsverlust; dieser mit 5 multiplizirt, ergibt nach Abzug des bei der Wasserprobe gefundenen Wassergehaltes, wie viel Prozent der Guano an organischen und ammoniakalischen Stoffen enthält.

3) Man gebe in ein Fläschchen einen Theelöffel voll Guano und einen Eßlöffel voll Aetzkalk, den man vorher abgelöscht und mit so viel Wasser verdünnt hat, daß er eine Flüssigkeit von milchartiger Konsistenz bildet. Man schüttele das Fläschchen und beobachte den sich entwickelnden Ammoniakgeruch; je stärker dieser, desto besser ist der zu prüfende Guano.

4) Man thue den beim Versuch Nr. 2 erhaltenen Rückstand in ein halb mit Wasser gefülltes Bierglas und setze einen Theelöffel voll Salzsäure zu. Entsteht hiernach eine Kohlensäureentwicklung, also ein Aufsteigen von Bläschen aus dem Rückstande, so war der Guano mit Kalksteinpulver, Kreide oder Mergel verfälscht. Man lasse nun die Mischung sich setzen, gieße die klare Flüssigkeit ab und gieße noch zwei oder drei Mal Wasser auf und wieder ab, um die Säure fortzuschaffen. Man trockne alsdann den festen Rückstand wieder tüchtig in der Wärme aus und wiege ihn. Sein Gewicht 5 Mal genommen, gibt den Prozentgehalt an Sand und erdigen Theilen, welche in der vorliegenden Guanoforte befindlich.

Mittelst dieser einfachen Operationen, die jeder mit gewöhnlichem Verstande Begabte ordentlich ausführen kann, läßt sich der allgemeine Charakter einer Guanosorte mit ziemlicher Genauigkeit ermitteln.

Auflösung der Charade in № 31:

Wermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Dienstag, 16. März 1858.

Tartini.

(Fortsetzung.)

„Der Tag graut! Ich muß scheiden, geliebtes Weib!" flüsterte Giuseppo, noch einen Kuß auf die blühenden Lippen Lukretiens drückend, — „bald, bald sind wir vor der Welt vereint, — vertraue mir, und Nichts soll uns trennen!" Er entwand sich den Armen der Geliebten und wollte das Zimmer verlassen. Da stürzte aber todtbleich Signora Barbara herein und rief: „Um aller Heiligen willen! Verbergt Euch, Signor Tartini! Der Conte naht, — Gott weiß, was ihn erweckte! Was er sucht! — Er ist schon auf dem Gange."

„Mich soll er nicht finden!" lachte Tartini, „das Fenster ist hoch, — ein rascher Sprung und ich bin befreit! Leb' wohl, Geliebte!" — Und ehe Lukretia und Barbara noch wußten, wie ihnen geschah, öffnete er das Fenster und sprang hinaus.

Zeter- und Mordgeschrei tönte alsbald von der Gasse herauf, denn der boshafteste Zufall hatte es gefügt, daß Giuseppo dem armen Marchese Antonio Capretti, welcher entzückt nach dem „traulich düstern Schimmer" des Schlafgemachs hinaufäugelte, mit beiden Füßen in's Gesicht sprang.

Antonio stürzte rücklings zu Boden, Giuseppo vorwärts auf ihn — zwar erhob sich dieser sogleich wieder und lief, was er konnte, davon. Antonio aber blieb wie ein Frosch auf dem Rükken liegen und begann dermaßen zu brüllen, daß bald der ganze Prado wach wurde.

Lukretia, welche nicht anders glaubte, als daß ihr Giuseppo Schaden genommen habe, stürzte verzweifelnd ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, bekannte Alles und flehte, unterstützt von Barbara's Jammergeschrei und dem Gebrüll des Draußenliegenden, um Hülfe, Rettung und Verzeihung. —

Der alte Cornaro stand einige Minuten, wie zur Bildsäule erstarrt — ohne ein Wort zu reden, ließ er es geschehen, daß Lukretia ihn mit sich fortzog, die Treppe hinab aus dem Hause. — Lukretia warf sich über den am Boden liegenden Antonio her und brach in die herzzerreißendsten Klagen aus! — Jetzt kam Barbara mit der Dienerschaft, welche Fackeln trug, ihr Schein fiel auf den unglücklichen Amoroso und blitzschnell sprang Lukretia wieder auf, staunend ihn anstarrend.

„Helft mir auf die Beine!" wimmerte der Marchese Antonio Capretti, — „ach, helft mir auf die Beine! Ein Unthier, ein Gespenst, der Teufel selbst in leibhafter Gestalt ist mir aus dem Fenster da auf die Nase gesprungen! Weh! das Nasenbein muß mir zerbrochen seyn! Ich habe keinen festen Zahn mehr im Munde! Vermaledeiter Satan —"

Man half dem Armen wieder auf, Lukretia starrte ihn noch immer ungläubig an, Barbara bekreuzte und segnete sich, und die Dienerschaft, wie alle Umstehenden, wußten nicht, was sie zu der Begebenheit sagen sollten. —

Um so besser wußte es jetzt der alte Cornaro; ingrimmig faßte er die Hand seiner Tochter und riß sie mit sich in den Palast. Hier brach sein langverhaltener Zorn in Verwünschungen und Vorwürfe aus. Lukretia versuchte es auf's Neue, sein Herz zu rühren und seine Verzeihung zu gewinnen, indem sie sich Tartini's angetraute Gattin nannte; aber der Alte stieß sie von sich, schwur, daß er sie morgenden Tages in ein Kloster sperren und Alles aufbieten wolle, den frechen Räuber seiner Tochter und seiner Ehre nach Verdienst zu bestrafen. Damit entfernte er sich und rief einen Diener herbei, um ihn zu seinem Vetter, dem Bischof von Padua, zu geleiten.

Lukretia aber warf sich der weinenden Barbara in die Arme und beschwor sie, schnell nach Tartini's Wohnung zu eilen, ihn von der drohenden Gefahr zu unterrichten und ihn zur Flucht zu bereden.

„Bring' ihm den Schwur meiner ewigen Treue!" rief sie, „er soll nicht verzweifeln! Ist der erste Zorn meines Vaters gewichen, so werd' ich nichts unversucht lassen, was uns seine Verzeihung und seinen Segen gewinnen kann; ist Alles vergebens, so werd' ich eher sterben, als den Schwur der Treue brechen."

Barbara versprach hoch und theuer, keinen Augenblick zu verlieren; sie eilte trotz ihrer ansehnlichen Korpulenz, wie vom Sturmwind getrieben, zu Tartini und richtete ihren Auftrag getreulich aus.

Als die Diener des geistlichen und weltlichen Gerichts in der Wohnung des verrufenen Studenten Giuseppo Tartini anlangten, ihn zu fahen, fanden sie das Nest leer; denn Tartini wandelte schon seit mehreren Stunden an den Ufern der Brenta auf Seitenpfaden der Hauptstraße zu, welche nach Rom führt.

* * *

Das Vesperglöckchen des Minoriten-Klosters zu Assisi läutete hell und die ehrwürdigen Patres zogen in langer Reihe der Kirche zu, die erfüllt war von den Andächtigen aus der Stadt, welche gekommen, den Abendsegen zu empfangen und nebenbei die schöne Musik zu hören, womit seit nun fast anderthalb Jahren die Vesper in dieser Kirche abgehalten wurde.

Gewaltig brausten die Töne der Orgel vom hohen Chor herab, herrliche Männerstimmen begannen den Lobgesang zum Preiße des Ewigen in begeisternder Weise. — Immer kühner, immer glühender steigerte er sich bis zum Ruhepunkte, dessen letzter leiser Hall das Schiff der Kirche wie Lispeln der Aeolsharfe durchzitterte.

Jetzt wechselten mit dem Chore ein- und dreistimmige Solosätze, nur von einem Saitenquartett begleitet und wunderbar ihr sich anschmiegend, — bald ihr nachfolgend, bald ihr voraneilend, konzentrirte mit der Hauptstimme die Prinzipal-Violine.

Athemlos lauschte die Menge den holden, nie zuvor gehörten Klängen. Nur zu schnell schwebten sie vorüber! Orgel und Tutti traten wieder ein, der Priester vor dem Altare erhob das Allerheiligste, sprach den Segen und schloß mit dem langgehaltenen „Amen!"

Und wieder zurück in ihre Zellen zogen die älteren frommen Klostermänner, bis das Glöcklein zur Abendtafel läuten würde, während die jüngern theils in dem Kreuzgang, theils in dem Garten des Klosters sich lustwandelnd ergingen.

„Bei unserem Schutzheiligen!" rief der Bruder Gaudentius, wohlbestallter Kellermeister, — „bei unserem Schutzheiligen! Diese Vesper war wieder ein Meisterstück und immer mehr und mehr wird es mir klar, welch' eine Wohlthat unser hochwürdiger Pater Guardian unserem frommen Kloster erzeigte, als er vor zwei Jahren dem Bruder Agostino hier eine Freistatt gewährte. Was wettet Ihr, mein Bruder Pasqualino, wir erleben noch ein Mirakel an diesem Agostino, das dem Ruhm unseres heiligen Hauses neuen Glanz verleiht?"

„Unmöglich ist es nicht!" entgegnete der Pater Pasqualino, „ja, bedenke ich, welch' ein gottloser, unbändiger Plagegeist dieser sogenannte Agostino war, als er herkam und wie still und sittig, ja fast bußfertig er jetzt sich bezeigt, obwohl unser hochwürdigster Pater Guardian nie und nimmer zu Gewaltmitteln seine Zuflucht nahm, so kann ich schon seine sichtliche Bekehrung gewissermaßen nicht anders als ein Mirakel betrachten."

„Ich erleb' es noch, daß er heilig gesprochen wird!" rief Fidelio, der Bruder Küchenmeister, „und daß ihn die Maler abkonterfeien mit der Violine, wie die heilige Cäcilie mit der Orgel und er verdient's, der gute Junge; denn ich sag's Euch, so lang ich Küchenmeister unseres frommen Klosters bin, haben die Gläubigen meine Küche nicht so wacker bedacht, als seit der Zeit, wo wir seine Messen, Vespern, Responsorien aufführen und er dazu geigt."

„Und füllt sich nicht," schmunzelte Gaudentius, „füllt sich denn nicht mein Keller schon einzig und allein mit den auserlesenen Weinen, welche Tag für Tag dem vortrefflichen Geigenspieler von fern und nah zur Stärkung zugesandt werden? Hilf Himmel! Wenn der Alles allein austrinken sollte, was ihm zugesandt wird von hohen Gönnern und — sub rosa! kunstsinnigen Weiblein! . ."

„Stille, stille, Bruder Gaudentius!" fiel der Pater Pasqualino mit Anstand ein, „wie möget Ihr von solchen weltlichen Dingen reden?"

„Nun, nun!" lachte Gaudentius, „bis dato ist unser Kandidat noch kein Heiliger! Und meint Ihr etwa, er habe in früherer Zeit nicht manch' ein süßes Abenteuer bestanden? Ex ungue leonem! sagt das Sprüchwort; ich sag': einem Verliebten seht Ihr's an den Augen an, daß er ein Verliebter ist, in summa: ich lobe mir den Agostino und gesteh' es so gern wie Ihr: unser frommes Kloster hat wohlgethan, ihm seine gastlichen Thore zu öffnen und so lang er im Kloster ist, bleib' ihm Küch und Keller unverschlossen; aber mit seiner Heiligsprechung hat's noch gute Wege, mein' ich, oder der heilige Vater müßte mich zugleich mit kanonisiren."

„Homo homini lupus est!" seufzte Fidelio; Dein Vortheil, Bruder Gaudentius, ist mit dem

meinigen so eng verbunden und dennoch widerredest Du mir bei jeglicher Gelegenheit und ziehst mich so herab in den Erdenstaub, so oft ich strebe, mich über das Irdische zu erheben —"

„In nomine Domini! Erhebe Dich, so hoch Du kannst!" fuhr Gaudentius lachend fort, „ich ziehe Dich nicht herab, fürchte aber, Du werdest bei Deiner irdischen Masse zu schwach an Geist seyn, um nicht alsbald von selbst wieder zur Erde zurückzukehren. Was den Agostino betrifft —"

„St! Lupus in fabula!" flüsterte Pasqualino, „dort kommt er eben und mit ihm der würdige Bruder Böme."

„Ganz recht! Und ich meine, der Kontrapunkt des Bruders Böme habe wohl eben so viel Antheil an der Bekehrung unseres wilden Gastes, als die Frömmigkeit unseres Paters Guardian."

Damit entfernte sich der lustige Bruder Kellermeister und Fidelio verließ gleichfalls den Garten, um sich in seine Küche zu begeben; Pasqualino aber gesellte sich zu den andern Brüdern, welche im Kreuzgang lustwandelten, so daß der Garten den beiden Nahenden allein überlassen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber den Verkauf der jungen Tscherkessinen gibt Hr. v. Harthausen interessante Notizen und erzählt dabei folgende Thatsache: In dem Hafen von Bambor war ein kleines türkisches Schiff angebracht worden, welches außer einem tscherkessischen Fürsten mit Gefolge eine junge Frau und sechs tscherkessische Mädchen im Alter von 12—15 Jahren an Bord hatte. Wahrscheinlich war der Schiffer ein Schmuggler, der vielleicht den Tscherkessen Munition und Lebensmittel zugeführt und als Rückfracht tscherkessische Mädchen für den Markt von Konstantinopel geladen hatte. Der Türke leugnete zwar, allein der verbotene Mädchenkauf war konstatirt und somit das Schiff verfallen. H. fragte den General von Budberg, was er mit den Tscherkessen anzufangen gedenke. Er antwortete: „da sie zu einem Stamme gehörten, mit dem Rußland in Frieden lebte, so würde er sie nach einigen gemachten Schwierigkeiten und Ermahnungen entlassen." Ich bat ihn, er möge ihnen erklären lassen, sie verdankten ihre Freilassung meinen Bitten, das könnte mir vielleicht später auf irgend eine Weise nützlich werden. Er gewährte meine Bitte gern und beauftragte einen Offizier, der ein geborner Tscherkesse, in Petersburg erzogen und also der tscherkessischen Sprache völlig mächtig war, seinen Landsleuten dies zu sagen. Unterdessen war der Sohn jenes Fürsten angekommen, um die Freiheit seines Vaters ebenfalls zu erbitten. Es bildete sich eine hübsche Scene und ich begleitete den Tscherkessen bis an den Rayon der Festung. Der General ließ die Mädchen bei der Ankündigung der Freiheit befragen: „Indem er ihnen die Freiheit schenke, könne er dies auf verschiedene Art thun, er könne sie mit dem Fürsten ihres Stammes in ihre Heimath zu den Ihrigen schicken, oder sie könnten Russen oder Kosaken heirathen nach freier Wahl, oder sie könnten mit mir in das Germanskiland ziehen, wo alle Frauen frei wären, oder endlich, sie könnten auch mit dem türkischen Schiffer ziehen, der sie dann aber in Konstantinopel auf dem Sklavenmarkte verkaufe." — Man rathe nun, was sie wählten? — Einstimmig und ohne sich im mindesten zu besinnen: „Nach Konstantinopel, um verkauft zu werden!" — Es gibt kaum — fügt Harthausen hinzu — ein freiheitstolzeres Volk als die Tscherkessen und dennoch diese Antwort von Seiten ihrer Weiber! Geht man aber etwas tiefer auf die Ansichten, Gesinnungen und die Untersuchung der Sitten dieser orientalischen Völker ein, so war die Antwort durchaus natürlich und angemessen. Der Kauf und Verkauf der Weiber ist in den Sitten dieser Völker tief begründet. Jeder Mann kauft seine Frau dem Vater oder der Familie ab (der Tscherkesse muß sie auch noch pro forma rauben und entführen; dies ist die allein anständige Weise, zum Besitz zu gelangen). Der Kauf ist also dort für das weibliche Geschlecht durchaus keine Schande, vielmehr eine Ehrensache. Es hat etwas Erhebendes für das Mädchen, wenn er sein Vermögen daran setzt, um sie zu erwerben; dabei kauft er sie im Orient los aus der Sklaverei ihrer Familie. Das orientalische Mädchen erkennt in dem Kaufpreis den Werth, den es hat; je höher, desto höherer Werth!" — Der Preis, zu welchem die tscherkessischen und georgischen Mädchen in der Türkei verkauft werden, steigt oft bis zu 10,000 Thlr. und wird nicht allein durch die Schönheit derselben, sondern auch durch die erlangte, für den Harem eines Großen erforderliche Bildung bedingt.

Ueber den Ursprung des Carnevals dürften folgende Notizen von Interesse seyn. Telesphorus, Bischof zu Rom, soll das vierzigtägige Fasten, welches dem Charfreitage vorhergeht, um

das Jahr 600, der Aschermittwoch zum Anfange der Fasten gesetzt und der Tag vorher hieß Fastnacht, weil in der Nacht desselben um zwölf Uhr die Fastenzeit anhub. Diesen Fasten voran ging ein dreitägiges, wie die Eiferer von ehedem sich ausdrückten, „teuflisches“ Fest, welches sie Bachanalien nannten. Man band Larven vor, man verkleidete sich, stellte Götter, Helden und Ungethüme vor und gab sich dem Bachus hin, hielt auch sonst allen Muthwillen für erlaubt. Von Italien kam der Carneval nach Deutschland. In Rom hatte er gleichsam die alten Saturnalien erneut, in Deutschland begnügte man sich mit Mummenschanz, Scherz, Possen, Ausgelassenheiten aller Art. In Frankfurt war das Fest des Carnevals im Mittelalter ein wahres Volksfest. Das Vermummen war gestattet und man hielt große Umzüge. Das Volk schleppte einen Strohmann (den Winter) auf die Brücke und stürzte ihn jubelnd in den Main. Die Kinder sammelten Eier vor den Thüren und sangen dazu ihr verstümmeltes Frühlingslied zur Ehre der heiligen Apollonia, der Patronin des Frühlings: „Have — sey gegrüßt — Apollonia!“ Noch jetzt tönt wohl das „Havele, Havele Lone!“ aber mit dem öffentlichen Carneval, dessen Tänze Geyler von Kaisersberg in seinem Narrenschiff geißelt, ist es schon seit Jahrhunderten vorbei.

Ein Webergeselle zu Raab, der das Geschäft seines dem Erblinden nahen Vaters leitete, sollte jetzt seiner Militärpflicht nachkommen und beschloß daher, sich unmittelbar an die Gnade des Kaisers Franz Joseph zu wenden. Er setzte sich an seinen Webstuhl und brachte nach einer dreiwöchentlichen ununterbrochenen Arbeit ein sehr kunstvoll gewebtes Tischtuch hervor, welches selbst der ersten Fabrik zu Ehren gereichen würde. Die Grundirung der Webe ist dunkelbraun und in einem aus der feinsten gelben Seide höchst kunstfertig gewebten Kranze ist jenes Bittgesuch eingewebt, mittelst welchem der Künstler um die Befreiung seiner Militärpflicht mit dem bescheidenen Bemerken bittet, daß er wohl auch auf dem Felde der Industrie dem Staate nützliche Dienste leisten dürfte. Der Künstler begab sich mit diesem seinem Werke sofort nach Wien und erhielt auch wirklich die Befreiung vom Militärdienste. Der junge Mann hat nun in einem zweiten Gesuche gebeten, sein Kunstwerk der Kaiserin Elisabeth überreichen zu dürfen.

In Prag hat vor einigen Tagen ein Ball der Taubstummen stattgefunden. „Ein Ball der Taubstummen,“ schreibt die „Bohemia“, „das klingt Manchem wie ein Paradoxon. Man kann sich den Tanz nicht ohne Musik und die Musik nicht anders als vom Gehör aufgefaßt denken. Und dennoch tanzen die Taubstummen beim Klange der Musik und tanzen im guten und genauen Takte. Sie hören zwar die Musik nicht, aber sie fühlen sie. Die Vibration der Luft und des Fußbodens, namentlich durch den scharf gestrichenen Kontrabaß, geben ihnen die volle Empfindung des Taktes, wobei sie dann noch durch den Anblick anderer Tanzpaare unterstützt werden. Die am Orchester aufgesteckten Bezeichnungen des jeweiligen Tanzes, ob Polka, Polka Tremblante, Walzer rc. gibt ihnen gleich von vornherein einen Wink für die leichtere Takt-Auffassung.

Der kürzlich zu Joinville-le-Pont bei Paris verstorbene Herr Chapsal, bekannt durch seine grammatikalischen Schriften, hat 80,000 Franken für arme, doch verdienstvolle Schullehrer vermacht, welche von den Zinsen eine lebenslängliche Zulage von 100, 200 oder 300 Franken erhalten sollen.

In den Haarschneidekabineten zu Berlin erhalten jetzt die Kunden unentgeltlich eine Broschüre, in welcher „die Grundsätze der Haarbehandlung“ niedergelegt sind.

Charade.

Der Sylben erste nennet
 Uns eine Flüssigkeit,
Die wohl ein jeder kennet,
 Oft sucht zur Essendzeit:
Denn unentbehrlich ist uns auch
 Bei manchen Speisen ihr Gebrauch.

Die zweite Sylbe zeiget
 Uns einen Gegenstand,
Den, wenn die Sonn' sich neiget
 Hin in ein fernes Land,
Und ob's gleich düstert in dem Thal,
 Sie noch beglänzt mit ihrem Strahl.

Das Ganze ist der Namen
 Des Bergs im Orient,
Wohin zwar Wen'ge kamen,
 Den jeder Christ doch kennt;
Denn der Erlöser hat oft dort
 Geruht — es ist ein heil'ger Ort.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Freitag, 19. März 1858.

Das Auge.

Der Sprößling schlägt das Auge auf,
Sein erster Satz im Weltenlauf,
Ist auch sein größter schon;
Die Mutter trifft des Säuglings Blick;
Wer nennt die Seligkeit, dies Glück,
Wer schätzt den Himmelslohn?

Es lebt der Mensch, weil's Auge lebt,
Und was da waltet, wirkt und webt,
Im Auge lebt die Welt,
Ihm ist da Alles unterthan
Im weiten Schöpfungsocean,
Ihm ist — was ihm gefällt.

Und was man mit Gefühl benennt,
Was sich als Sympathie bekennt —
Im Auge lebt es blos;
Und aller Ausdruck zart und mild,
Der Kühnheit und des Adels Bild,
Liegt in der Blicke Schooß.

Wenn's eine heil'ge Ahnung gibt
Nach Jenseits, wahr und ungetrübt,
Das Aug' gibt ihr Gewähr' —
Denn was man fühlet, wenn ein Blick
Der Liebe leuchtet in's Geschick,
Ist das noch Irdisch mehr?!

Und was das Schöne in sich schließt,
Was sich als Pracht und Glanz genießt,
Das Auge nur bescheert.
Seht an das Mädchen, hold und klar,
Mit seinem holden Augenpaar,
Gibt's Schön'res auf der Erde?

Das Auge ist ein himmlisch Licht,
Es ist ein leuchtendes Gedicht,
Vom Himmelsherrn gemacht;
Wenn in das Herz sein Funken fällt,
Dann ist das Herz dem Herz gesellt,
In Flammen angefacht.

Und hörten auf die Sprachen all',
Allüb'rall auf dem Erdenball —
Das Auge spräche noch,
Und immer noch von Zon' zu Zon'
Verstände jegliche Nation
Die Augensprache doch.

Denn was durch's Auge lebt und webt,
Die Seele selbst ist's, die da schwebt
In Wunderzeichen fort,
Und mag's Gefühl am höchsten seyn,
Dann spricht das Auge ganz allein,
Dann stirbt dem Mund das Wort.

Und wenn in's Aug' die Seele scheint,
So, daß das Auge lacht und weint,
Dann gibt die Thräne kund,
Wie sich der Regenbogen klar
Am Himmel stellt als Zeichen dar,
Daß Gott und Mensch im Bund.

So hat der Mensch als höchste Zier,
Nicht Pflanze, Mineral noch Thier,
Die Thräne zu Gebot;
Drum wenn das Auge nicht mehr spricht,
Drum wenn des Menschen Auge bricht,
Dann ist der Mensch auch todt.

Tartini.

(Fortsetzung.)

Langsam, eifrig redend schritt der Vater Böme mit seinem Begleiter daher. Dieser, unter dem Namen Agostino im Kloster bekannt, war ein junger Mann von kaum einundzwanzig Jahren,

gekleidet in der Tracht eines Laienbruders, womit indeß der edle, kühne Anstand, welcher in allen seinen Bewegungen sich kundgab, seltsam kontrastirte.

Das von vollen schwarzen Locken umwallte Gesicht des Jünglings war bleich, in dem großen Auge lag etwas melancholisch Wildes; der feine Mund war fest geschlossen, als wollte er den innern Schmerz hüten, daß er nicht laut werde, — kurz, Alles deutete darauf hin, daß ein tiefer Kummer seiner Meister geworden.

„Getrost, Agostino!" sprach der Pater Böme, „suche Deine trübe Stimmung zu verbannen und hoffe! Es kann, — es wird sich noch Alles zum Besten fügen, der würdige Pater Guardian läßt nichts unversucht, was Dir zu nützen vermag."

„Und was hilft mir Alles, was er für mich gewinnt, wenn ich getrennt bleiben muß von der Geliebten? Ach, ehrwürdiger Pater! Der Guardian kann mir wohl dazu verhelfen, daß ich ungefährdet diese stille Freistatt verlassen darf, aber weiter reicht seine Macht nicht und mir wäre besser, ich legte dieses härene Gewand nimmer wieder ab und würde ganz der Eueren Einer, als daß ich einsam und verlassen wieder heraustrete in's wildbewegte Leben und wer weiß, wozu ich mich noch verleiten lasse."

Der Pater Böme lächelte gutmüthig und versetzte: „das ist nichts, mein junger Freund! Zum Klosterbruder fehlt es Dir einmal für allemal an Geduld und wäre der hochwürdige Pater Guardian so schwach, Deinen dringenden Bitten nachzugeben und Dich in unserem Orden aufzunehmen, — gar bald würde Dich und uns alle die bitterste Reue überkommen. Du gehörst in die Welt und sollst wieder hinein und wirst von nun an Dich wohl in ihr befinden. Früh hast Du gelernt, wohin Irrthümer und Uebereilungen führen, danke dem großen Lehrmeister dafür und beherzige Deine Erfahrungen. Daß Du ferner zu groben Fehlern Dich könntest verleiten lassen, — das, Agostino, befürcht' ich nicht, denn hier fandest Du ja eine Führerin für's ganze Leben, aus deren geheiligter reiner Nähe das Unedle, Niedere entfernt bleiben muß: die Kunst."

Agostino blickte vor sich nieder und sprach ganz leise, wie halb vor sich hin: „Wohl habt Ihr Recht, — die Kunst wird mich bewahren vor dem Nichtigen, Unwürdigen; aber schreitet nicht auch das Verderben oft großartig und erhaben einher? Und liegt darin für den kleinen Erdenmenschen nicht eben der Reiz, die Gefahr nicht zu fliehen, — vielmehr ihr noch entgegen zu gehen?"

„Was meinst Du damit?" fragte besorglich Pater Böme, und Agostino versetzte rasch und mit scharfer Betonung:

„Ich meine, daß Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, die Kunst allein vermöge mein Herz zu bewahren vor Allem, was ein so trotziges verstocktes Ding, wie es im Grunde nun einmal ist, vom rechten Wege verlocken könnte. — Solch ein Wunder ist nur der Liebe möglich, nur dem Weibe, das der Jüngling anbetete, das, ein Engel, ihm zur Seite stand, der von der Kunst noch nichts weiter wußte, als daß sie diene, uns zu belustigen!"

„Jetzt weißt Du mehr von der Kunst, Agostino."

„Und fragst Du mich, ob ich sie liebe, verehre? Was ich schuf, mag für mich reden! Und dennoch, beim großen Gott! was ist meine Liebe, meine Begeisterung für die Kunst anders als der Abglanz meiner Liebe, meiner Anbetung für Sie, die Einzige? O, geliebtes Weib, wüßtest Du, wie ich ringe, wie ich strebe, wie ich das Höchste daran setze, mir zu gewinnen, was tausend Narren vom blinden Glücke zugeworfen wurde: Ruhm und Gold, weil ich vermeine, es könne dies mir helfen, mit Dir mich wieder zu vereinen! — Still, — still! Da gähnt der Abgrund, da lauert der Satan, versteckt unter einer Blumendecke, — schreite nicht vor! Der Boden weicht unter Deinem Tritt, — Du stürzest — — —"

„Agostino!" rief erschrocken der Pater Böme, indem er des Jünglings beide Hände ergriff und sie schüttelte, als wolle er ihn aus dem Schlaf erwecken. „Agostino! Um aller Heiligen willen! Was redest Du, — was ist Dir? Mensch! Besinne Dich!"

Agostino aber riß sich los und rief mit Heftigkeit: „Fort, alter Mann! Du hältst mich nicht, und alle Priester dieses Hauses und all' Euere frommen Gesänge und Bitten halten den bösen Feind nicht fern von mir! — Doch glaube nicht, daß ich ihn fürchte! — Noch hat er mein Herzblut nicht und soll's auch nimmer gewinnen, wie listig er es auch anstellt! Ich bleibe Meister! — Ha! siehst Du ihn? — Dort den Kreuzgang entlang schleicht er, — hörst Du? — trefflich! — herrlich! — groß! Aber wart' nur! Diese Nacht, — beim Himmel und bei der Hölle! Nicht so viel soll er gewinnen! Beschämt soll er entfliehen, und ich bleibe Meister!" Und wie auf Sturmwindsfittigen eilte der Jüngling davon, durch den Kreuzgang in's Kloster, ohne auf den ängstlichen Ruf des Pater Böme zu hören. Entsetzen hatte diesen erfaßt, er eilte zum Pater Ambrosius, dem würdigen Guardian des Klosters, ihm die

unheimlichen Reden, sowie das seltsame Beginnen des Bruders Agostino mitzutheilen.

„Seyd unbesorgt, mein Bruder," sprach mild-lächelnd der ehrwürdige Greis, „ich bin sicher, daß kein böser Geist über unsern Schützling Macht erhält und weiß ein Mittel, das bald seine düstere Stimmung in lichte Freudigkeit umwandeln soll."

* * *

Der Mond schien hell durch das kleine vergitterte Fenster und beleuchtete seltsam alle Gegenstände in Agostino's Zelle.

Dieser lag ruhig schlummernd auf seinem Lager; böse wilde Träume schienen ihn zu quälen. Er seufzte Worte, als verkehre er mit irgend einer unheimlichen Macht.

Schneidend pfiff der Nachtwind und trillte die Wetterfahne auf dem Klosterdache; in den Kreuzgängen aber trieb er hundertstimmig sein Spiel, so daß wohl ein verzagtes Gemüth sich davor entsetzen konnte, denn klang es doch nicht anders, wie Wehegeheul, Sterbegewimmer und schrillendes Hohngelächter böser Geister.

Es schlug Mitternacht.

Kaum, daß der letzte Schlag verhallt war, so erhob sich Agostino langsam von seinem Lager.

Weit offen starrten seine Augen, doch schien ihre Sehkraft erloschen; regungslos waren die todtbleichen Züge seines Gesichtes und nur mechanisch schienen alle seine Bewegungen.

Langsam schritt er nach der entgegengesetzten Seite der Zelle, wo an der Wand seine Geige hing, — hier stand er einige Sekunden still, da eben eine Wolke den Mond verfinsterte. Die Wolke zog vorüber und nun griff Agostino seine Geige, nahm sie herab von der Wand, nestelte den Bogen, stimmte und versuchte einige schwierige Gänge. — Zufrieden nickte er mit dem Kopfe, nahm die Geige unter den Arm und verließ die Zelle, langsam und sicher fortschreitend, ohne irgendwo in den sich kreuzenden finsteren Klostergängen zu irren oder anzustoßen.

Der Bruder Glöckner schlich verdrossen und schlaftrunken durch den Kreuzgang nach der Klosterkirche, um zur Frühmette zu läuten; „Frömmigkeit ist gut," brummte er in den Bart vor sich hin, „und hilft zum ewigen Leben, indeß mein' ich, — — heiliger Franz von Assisi!" unterbrach er sich erschrocken, indem die Lampe seinen zitternden Händen entfiel, „heiliger Franz von Assisi! Heilige Jungfrau Maria, was ist das?"

Und bebend und halb todt vor Schreck und dennoch wie gezwungen von einer dämonischen Macht, starrte er hinauf nach dem Dachkamme des Seitenflügels. — Grad aufgerichtet auf der gefährlichen schmalen Höhe erblickte er die Gestalt eines Klosterbruders, wild flatterte sein Gewand im Nachtwind, er selbst aber stand ruhig da, wie zur Bildsäule erstarrt.

Halb sinnlos stürzte der Bruder Glöckner zurück in die Gänge des Klosters und schrie alle übrigen Brüder wach.

Diese, den ehrwürdigen Pater Guardian an der Spitze, eilten mit Lichtern herbei, faßten und umringten den Bebenden und fragten ihn um die Ursache seines Geschreies.

Und zähneklappernd und stammelnd erzählte der Glöckner von dem schrecklichen Gesichte, das ihm geworden und mit Grausen hörten ihm die frommen Brüder zu; der Pater Böme aber rief, als der Erzähler endigte: „Mein Gott! — Hochwürdiger Pater Guardian! — Das ist wohl Niemand anders als unser Bruder Agostino, der als Nachtwandler umhergeht."

„Dafür seyen alle Heiligen!" versetzte erschrocken Pater Ambrosio, „aber kommt, meine Brüder! Lasset uns den Spuck betrachten! — Jeder schweige, und ist es, wie Du sagst, Bruder Böme, so hüte sich Jeder, den Namen Agostino zu nennen; der Unglückliche könnte sonst leicht seine gefährliche Wanderung mit dem Leben zahlen."

Und alle Brüder schritten still dem Bruder Glöckner nach, der sie wieder an die Stelle in den Kreuzgang führte, wo er die unheimliche Erscheinung gehabt hatte.

Noch stand diese auf der nämlichen Stelle, aber nicht mehr regungslos, sondern mit wilder Begeisterung ein seltsames Tonstück in Form einer Sonate auf der Geige spielend.

„Er ist's!" flüsterten die Klosterbrüder leise untereinander, indem sie ängstlich zu der schwindelnden Höhe emporblickten.

Wunderbar klangen von dort herab die Töne des Instruments, welches Agostino mit einer nie geahnten Meisterschaft behandelte. Wer vermöchte es, mit Worten ein solches Spiel zu schildern? Was wäre der Vergleich rollender Perlen mit den schwierigsten Passagen bald harpeggirend, bald mit Anwendung des Flageolets oder unerhörter Doppelgriffe? — Die Brüder vergaßen fast ihr Entsetzen und lauschten mit verhaltenem Athem der wunderbaren Weise.

Sie schien zu enden und zugleich verfinsterte sich wieder der Mond; da kauerte der Nachtwandler nieder, bis auf's Neue das räthselhafte Licht strahlte und nun eilte er mit festen sicheren Schritten über

den Dachkamm bis an die Dachrinne, welche vom Dache bis wenige Fuß vom Erdboden an die Mauer herabreicht, faßte sie mit einer Hand, während er die Geige und den Bogen mit der andern hielt, umschlang sie mit den Knieen und glitt so schnell und ohne im mindesten Schaden zu nehmen, daran hinab.

Der Vater Böme hatte in Todesangst das Beginnen des Nachtwandelnden mit den Augen verfolgt; jetzt, da die Gefahr glücklich vorüber, vermochte er es nicht mehr, sich zu halten. — „Agostino — Giuseppo!" rief er jubelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen auf den Geretteten zueilte.

Da stieß der Nachtwandler einen gellenden Schrei aus und stürzte zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auch komische Scenen hatte das jüngste Erdbeben in Böhmen ꝛc. zur Folge. Aus der Dachkammer eines wohlhabenden Bauers in dem Dorfe J. wurden von Zeit zu Zeit kleine Diebstähle verübt, ohne daß der Thäter entdeckt werden konnte. Die Erbitterung des bestohlenen Bauers stieg jedoch auf's Höchste, als auch das im Herbste geschlachtete Mastschwein frischweg vom Nagel gestohlen wurde. Als er daher befürchtete, daß das zu Weihnachten geschlachtete Schwein abermals das Schicksal seines Vorgängers haben könnte, band er an dasselbe, als er es in der Dachkammer aufhing, eine große Messingglocke an. Sein fleißiges Weib, dem auch manches Leinwandgespinnst gestohlen worden, stand fleißig auf der Lauer, um beim ersten Schallen der Glocke den Thäter zu entdecken. So befand sie sich auch am 14. Jänner während der Katastrophe des Erdbebens eben in der Küche, als sie auf einmal in der Dachkammer die Glocke ertönen hörte. In der sichern Meinung, es sey ein Dieb, schlich sie im Finstern die Treppe zur Dachkammer hinauf und freute sich schon, dem so lange Erlauerten endlich auf die Spur zu kommen. Im Wohnzimmer hörte der Bauer ebenfalls die Glocke erschallen; mit einem Prügel bewaffnet stürzt er ebenfalls schnell zur Dachkammer und folgte im Finstern den Tritten seiner hinaufschleichenden Frau. Es war ihm ein Leichtes, diese zu ergreifen und in der Meinung, er habe den Dieb vor sich, ließ er auch den Prügel tüchtig auf deren Rücken herumspielen. Diese glaubte ebenfalls, sie habe es mit dem Diebe zu thun, gebrauchte ihre natürlichen Waffen, Fäuste, Zähne und Nägel und schleppte den vermeintlichen Dieb zur Treppe hinunter, wo sie aus dem Wohnzimmer Sukkurs erwartete. Die gegenseitigen Prügel hatten daher erst ein Ende, als beim Scheine des Küchenfeuers beide ihren Irrthum erkannten und das von Prügelschlägen zerbläute Weib erschreckt ausrief: „Ich bin ja Dein Weib!"

Erloschene Vulkane. Nach einem Artikel des „Moniteur" über die erloschenen Vulkane in der Auvergne beträgt die Anzahl der in den Bergreihen der Monts Dome, d'Or und Cantal erloschenen Vulkane, die einst Feuer oder Lava gespieen, nicht weniger als anderthalb Hundert und die Lavamasse, die von den Vulkanen in Zentral-Frankreich ausgegangen, beträgt mindestens 72 Billionen Kubikmetres.

Berlin. Von dem Betrieb der hiesigen Telegraphen-Bureaus kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß monatlich durchschnittlich dreißigtausend telegraphische Depeschen hier eintreffen, bez. übertragen werden, ja, es ist schon vorgekommen, daß an einem Tage mehr als zweitausend Depeschen anlangten.

Schweinfurt. Am 30. Januar fand in dem benachbarten Zeilitzheim die Feier einer diamantenen Hochzeit statt. Das Jubelpaar ist körperlich und geistig gesund und zählt an seinem Stamme 108 Zweige, von welchen noch 9 Kinder, 51 Enkel und 15 Urenkel am Leben sind.

Dreisylbige Charade.

Mutter und Stütze ist dir die Erste hier schon auf Erden,
Mitgetheilt kann durch das Zweite Höh'res dir werden.
Des geselligen Lebens Freunde benutzen das Ganze,
Zu genießen die flüchtige Zeit in fröhlichem Kranze.

Auflösung der Charade in № 33:
Oelberg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Sonntag, 21. März 1858.

Tartini.

(Fortsetzung.)

„Wo bin ich?“ rief Agostino erwachend und mit erstaunten Blicken um sich schauend.

Der Pater Guardian gab den ihn umringenden Brüdern ein Zeichen, zu schweigen und sprach milde: „Bei Deinen Freunden, Agostino! Du hattest wohl einen seltsamen Traum, der Dich aus Deiner Zelle bis hierher wandeln ließ?“

„Nur ein Traum?“ fragte Agostino in heftiger Bewegung, indem er sich erhob. — „Nein, nein! es war mehr! Ha! wo ist sie?“ — Er blickte forschend umher, gewahrte seine Geige und rasch sie erfassend und hoch emporhaltend rief er: „Seht Ihr? da ist sie.“

„Nun ja, Agostino! Du nahmst sie halb träumend mit Dir.“ —

Agostino schüttelte langsam das Haupt und fragte dann: „Und schwebte ich nicht hoch in den Lüften? Wandelte ich nicht auf den Strahlen des Mondes mit ihm? Spielten wir nicht um die Wette? — Wie hieß die Weise?“ Er hob das Instrument, setzte den Bogen an, als wolle er spielen. Doch ohne einen Ton anzugeben, blieb er mehrere Minuten regungslos, in derselben Stellung, vor sich hinstarrend in die dunkeln Räume des Kreuzganges. Endlich ließ er kraftlos die Arme und das Haupt sinken und seufzte tief aufathmend: „Vergebens! er blieb Meister.“

„Du bist krank, Agostino!“ sprach der Pater Guardian. — „Geh in Deine Zelle — ruhe aus! — Morgen magst Du mir beichten, was Dein Herz beschwert; bis dahin soll der Pater Böme bei Dir wachen. — Ihr aber, meine Brüder,“ — wandte er sich zu den Andern, — „folgt mir in die Kirche, um dort für unsern Schützling Agostino Genesung vom Himmel zu erflehen.“ — Somit verließ er, gefolgt von den Brüdern, den Kreuzgang. Pater Böme aber geleitete seinen jungen Freund in seine Zelle.

Dort angelangt, sprach er bittend: „Lege Dich nieder, Agostino! Du bedarfst der Ruhe, komm, gib mir das Instrument, daß ich es an seinen Platz hänge.“ —

Aber Agostino preßte krampfhaft die Geige an seine Brust und rief: „Nein! nein! ich flehe Dich an; laß mich — laß mich gewähren! ich bin nicht krank; wohl bedarf ich der Ruhe, — ja freilich — ich bedarf der Ruhe! Aber wie könnte sie mir werden, so lange ich nicht vermag wiederzugeben, was ich hörte!“ —

Und in der Zelle auf- und abschreitend, begann er zu spielen; erst versuchsweise abgerissene Gänge, nach und nach ordneten sich die Töne anschwellend — abnehmend, und alsbald erkannte Pater Böme die Weise jener seltsamen Sonate, welche der Nachtwandler mit so großer Meisterschaft gespielt hatte; nur war jetzt Alles minder vollkommen und zusammenhängend und ersichtlich, wie Agostino vergebens strebte, im Wachen all' die künstlichen Verschlingungen und Auflösungen des Themas wieder zu erfassen, welche er im Traume so wunderbar andeutete und lösete. —

Das Spiel endete; aber unbefriedigt legte Agostino die Geige weg und wiederholte immer nur: „Es ist vergebens! Er — er bleibt der Meister.“

Da trat der Pater Böme ernst vor ihn hin und sprach, fest ihn anblickend: „Wen meinst Du, Agostino, wer bleibt der Meister? — Du redest seltsame Dinge und ich weiß fast nicht mehr, soll ich glauben: es habe ein wunderlicher unheimlicher Traum, oder eine wirkliche Begebenheit diese Aufregung in Dir erzeugt.“

„Weiß ich es denn selbst?“ rief heftig Agostino, „o mein Kopf glüht fieberisch! — Ich möchte es einen bösen Traum nennen und dennoch steht Alles so furchtbar lebhaft vor mir, daß ich nicht anders

kann als glauben, es sey Alles wirklich geschehen. — Höre mich," — fuhr er leiser und scheu um sich blickend fort, — „höre mich, Dir will ich mich vertrauen — aber nur Dir! — Denn wehe mir, wenn Alles Wahrheit ist." — Er zog bei diesen Worten den Pater Böme neben sich auf's Ruhebett und begann mit gedämpfter Stimme: —

„Du weißt, mein theurer Freund und Lehrer, was ich seit den zwei Jahren, die ich hier im Kloster unter Euch lebte, litt — und warum ich es litt. Wohl gab mir Trost und Beruhigung unsere Kunst, in der Du mich unterrichtetest, doch nur, weil ich hoffte, in ihr mich auszuzeichnen vor Vielen, um Ruhm und Ehre zu gewinnen und somit Sie! — Sie, für die allein ich lebe und leide! — Mein Streben sahst Du und sagtest mir oft, es sey kühn und gewaltig und vom glücklichen Erfolge gekrönt — und dennoch! wie klein und ärmlich erschien es meiner ungeduldigen Liebe! Ich zermarterte mein Gehirn in schlaflosen Nächten, um einen Weg auszufinden, der rascher mich zum ersehnten Ziele führe; ein Mittel, das unerwartet schnell über Alle mich empor trüge zur Höhe, wohin nach mir die Bewunderung, das Staunen der entzückten Menge folge. — Vergebens sann ich; ich verdoppelte, ich verdreifachte meine Anstrengungen! Ihr stauntet mich an, belobtet, prieset mich! Auch die Menge begann ich zu rühren; aber mir selbst erschien ich immerfort elend, klein und noch unendlich fern, — ferner denn je, von Ihr — von Ihr!

„Da war es mir in einer Nacht, als hätt' ich meine Seele dem Teufel verschrieben. — Alles ging nach meinem Wink; mein höllischer Diener kam jedem meiner Wünsche zuvor. Unter andern Einfällen hatt' ich auch den, ihm meine Violine zu geben, um zu sehen, ob er wohl im Stande seyn würde, etwas Hübsches darauf zu spielen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine Sonate hörte, so wunderbar und so schön, mit so vieler Kunst und Einsicht vorgetragen, daß auch der kühnste Flug der Phantasie sie nicht zu erreichen vermochte. Ich wurde so hingerissen, entzückt, bezaubert, daß mir der Athem stockte — da gab mir der Teufel das Instrument zurück und sprach hohnlächelnd, indem er verschwand: „Versuche, ob Du mir es gleichthun kannst."

„Und ich begann zu spielen, bis der Tag anbrach — umsonst! Nacht für Nacht versuch' ich es nun auf's Neue — der Teufel spielt mir vor — und wohl merk' ich's, daß ich nimmer besser spielte, als jetzt; aber der Abstand zwischen meinem Spiel und dem des Teufels ist so groß, daß ich mein Instrument zerbrechen und der Musik für immer entsagen würde, wenn es mir möglich wäre, mich des Genusses, welchen sie mir gewährt, und meiner letzten Hoffnung zu berauben."

Hier endigte Agostino und verfiel wieder in tiefes Nachsinnen; Pater Böme aber sprach mit erzwungenem Lächeln: „Du bist ein Schwärmer, Agostino; wie magst Du wähnen, der böse Feind habe in Wirklichkeit Macht über Dich? — Liebe, Sorge — Ehrgeiz und dies enge Klosterleben, wo kein Wunsch Deines Herzens befriedigt werden kann; — die Ungeduld über alles dies und — gesteh' es nur! Dein noch nicht ganz gebeugter wilder Trotz führen Dir die düstern Bilder vor die Seele und rauben Dir Deine Ruhe am Tage und erhalten Deine Nerven in fieberischer Aufregung, daß Du bei Nacht im wachen Traume einhergehst. Hoffe, vertraue! Du darfst es! Ein Geist, ein Talent wie das Deine wird nicht erschlaffen, um vom kleinlichen Trotz, von kleinlicher Ungeduld beherrscht und gestört zu werden. Sey ein Mann! tritt stolz nieder, was Deiner unwürdig Dich niederziehen möchte; aber beuge Dich in Demuth und mit vertrauungsvollem Herzen vor dem Willen der allliebenden Vorsicht, die gewiß Alles zum Besten führen wird."

„Ich will's versuchen!" entgegnete still Agostino, dem Pater die Hand bietend, „ich will es versuchen, wie weit mein guter Wille reicht; aber schilt nicht den Jüngling, der allein ankämpfen und bestehen soll gegen das Heer der Leidenschaften, das auf ihn einstürmt. — Ja, Du hast sie genannt! Liebe, Ehrgeiz, Freiheitsdrang, Zorn und Ungeduld. — Greis, nenne dem Jüngling Deine Leidenschaften und dann verdamme ihn, wenn er unterliegt!"

Erschöpft lehnte er das Haupt auf den Arm und war bald darauf in festen Schlaf versunken. Der Pater Böme betrachtete ihn einige Zeit mit kummervollem Blick und betete leise; dann rief er einen Laienbruder, an seiner Statt bei dem Schlafenden Wache zu halten und begab sich zum Pater Guardian, um ihm das ganze Gespräch mit Agostino zu erzählen.

(Schluß folgt.)

Der amerikanische Pferdezähmer.

Durch alle Zeitungen Englands und von da aus durch die des Kontinents ist das Gerücht von den erstaunlichen Leistungen des amerikanischen Pferdebezähmers Rarey gegangen. Nachdem derselbe seine

Kunst zuerst an einigen der unbändigsten Rappen des kgl. Marstalles zu Windsor vor Ihrer Majestät bewiesen, wiederholte er auf Befehl derselben am 23 v. M. seine Experimente im Reithause des Buckingham-Marstalles vor der damals in London anwesenden glänzenden fürstlichen Elite. Der Pferde, an denen Rarey seine Kunst hier erprobte, waren drei. Eines darunter war ein schönes großes Ackerpferd, das dem Prinzen Albert gehörte. Das Thier hatte sich nie besteigen lassen wollen und fortwährend eine große Scheu und Furchtsamkeit gezeigt bei dem geringsten außergewöhnlichen Vorkommniß. In kurzer Zeit hatte der Pferdebezwinger es ebenso unterwürfig wie die andern gemacht und man sah ihn die Beine desselben auseinander ziehen, sich dazwischen setzen, Rücken und Bug desselben besteigen und seine Hufe aneinander schlagen. Dann hieß er das Thier aufstehen, was es augenblicklich that, sprang auf dasselbe hinauf, ließ sich einen Regenschirm reichen und machte ihn über dem Kopfe des Thieres mehrmals auf und zu. Dann ließ er sich eine Trommel geben und schlug den Zapfenstreich; das sonst so scheue Thier stand regungslos wie eine Statue. Aehnlich war der Erfolg bei den andern beiden Pferden. Unter den Zuschauern entstand die Frage, ob Rarey's Kunst auch Andern mitgetheilt und von ihnen mit demselben Erfolge ausgeübt werden könne, oder ob die Macht seiner Kunst allein in seiner Persönlichkeit und Individualität wurzele. Man erinnert sich des „Pferdebesprechers“, wie er gewöhnlich genannt wurde, Sullivan (gleichfalls ein Amerikaner, lebte während des amerikanischen Freiheitskrieges), der eine ähnliche, an's Zauberhafte grenzende Gewalt über dieses Thiergeschlecht besaß, der aber sein Geheimniß Andern entweder nicht mittheilen konnte oder wollte. Seit der Zeit galt unter Pferdekennern dieses Geheimniß, als auf persönlicher, individueller Begabung beruhend, für unmittheilbar. Um von seiner Kunst das Gegentheil zu erweisen, hat Rarey das Geheimniß — natürlich unter der Bedingung strengster Verschwiegenheit — dreien in der englischen Gesellschaft hochstehenden Männern mitgetheilt, nämlich dem Generalmajor Sir Richard Airey, dem Clerk-Marshal Lord Alfred Paget und dem Obersten Hood, Clerk-Marshal des Prinzen Albert. Und Lord Alfred Paget lieferte am nämlichen Tage, nämlich am 23. v. M., vor dem Hofe und den versammelten fürstlichen Gästen den Beweis, daß er jetzt ein ebenso großer Pferdebändiger sey, als sein transatlantischer Lehrer. Man führte ihm einen Schimmel-Pony vor, der dem Prinzen v. Wales gehörte, ließ ihn einige Minuten mit demselben allein und als die hohe Gesellschaft wieder herzukam, lag das Thier auf dem Boden und seine Lordschaft saß darauf, liebkoste es, faßte es an Beinen und Füßen und behandelte es in einer Weise, die zeigte, daß das Thier ihm vollständig gehorsam und unterwürfig war. Dann erschien Rarey mit dem schwarzen Pferde des Hrn. Anderson, mit welchem er schon zu Windsor vor dem Hofe seine ersten Versuche gemacht hatte und zeigte seine Meisterschaft über dasselbe in anderer Weise. Er stellte das Thier an's eine Ende der Reitbahn, ging nach dem entgegengesetzten und rief es zu sich. Augenblicklich galoppirte es stolz auf ihn zu. Er hieß es sich niederlegen: es gehorchte, er befahl demselben, ihm zu folgen: es ging Schritt für Schritt kreuz und quer hinter ihm her. Als es lag, legte er eine Planke gegen seinen Rücken und Lord Alfred Paget schob einen Schiebkarren hinauf. Dann hieß er es aufstehen, sprang hinauf, setzte sich rückwärts gekehrt ihm auf's Kreuz und fing an die Trommel zu schlagen und die Peitsche zu knallen; das Thier rührte sich nicht und äußerte kein Zeichen von Furcht. Früher hatte es sich niemals besteigen lassen wollen; Rarey konnte es besteigen, ohne daß es das geringste Zeichen des Widerstrebens äußerte, so daß die Königin und ihre Gäste, als sie sich zurückzogen, Rarey ihr Interesse und ihre Bewunderung in den wärmsten Worten aussprachen. Die Grundprinzipien der Dressirungsmethode Rarey's sind außerordentliche Güte, Freundlichkeit und Zärtlichkeit gegen das Thier, um es zu überzeugen, daß der Mensch sein natürlicher Freund und Herr ist und sein Zutrauen und seine Zuneigung zu erwecken. Rarey wendet sich, wie er es nennt, an den Verstand und die Neigung (das Herz) des Thieres und versichert, daß dies das ganze Geheimniß seines Erfolges sey. Rarey, ein Mann von etwa 30 Jahren, ist der Sohn eines Farmers und Pferdezüchters aus der Grafschaft Franklin im Staate Ohio. Von Jugend auf hatte er eine große Vorliebe für Pferde und eine seltene Fähigkeit, die von den Prairien oft in völlig wildem Zustande heimgeholten Thiere zu bezwingen und zu zähmen. Doch geschah dies auf keine ungewöhnliche Weise, bis er diese mehr humane und erfolgreiche Methode entdeckte und damit solche Resultate in seinem Geburtslande erreichte, daß er von dem Generalgouverneur von Kanada, Sir Edmund Head und dem Höchstkommandirenden daselbst, Generallieutenant Sir Will. Eyre, Empfehlungsbriefe nach England erhielt. Rarey hat eine Subskriptionsliste eröffnet zu 10 Guineen à

Person; wenn die Zahl der Subskribenten 500 erreicht, will er sie unter den Bedingungen, auf die man sich durch die Unterschrift verpflichtet, abtheilungsweise in die Geheimnisse seiner Kunst einweihen. Von den drei Herren, denen er unter dem Versprechen des Schweigens dieselben mitgetheilt, hat er Erlaubniß erhalten, folgendes Zeugniß zu veröffentlichen: „Wir, die Unterzeichneten, rechnen es uns zum Vergnügen an, zu berichten, daß wir von Hrn. John S. Rarey in seine Kunst, jenes edle Geschöpf, das Pferd, zu bezähmen, eingeweiht worden sind, welches uns befähigt, zu bezeugen, daß in seiner Behandlung dieses Thieres nichts zur Anwendung kommt, was nicht alle Pferdekenner billigen werden, keine medizinischen, mesmerischen oder andere Influenzen, sondern nur gesunder, praktischer Menschenverstand und was Jedermann von gewöhnlichen Fähigkeiten mit sicherem Erfolge anwenden kann. In der That, es ist vielleicht das einzige humane System, nach welchem dies Thier ohne Gefahr für „Mann" und „Pferd" gezähmt werden kann und ist unschätzbar bei der Behandlung junger unbändiger Füllen, da es ohne Fehl das wilde Thier unterwürfig machen wird. Richard Airey. Alfred Paget. H. W. Hood."

Mannigfaltiges.

In Vercelli (Piemont) hat ein erzürnter Tenorist Anlaß zu einem kleinen Theaterskandal gegeben. Er wurde ausgezischt, worauf er bis an die Lampen vortrat und in's Parterre rief: Nach meinem Bedünken sind die Zusehenden nicht sowohl geistreich als geistlos. Das Publikum legte seine Entrüstung in ziemlich tumultuarischer Weise an den Tag. Der Tenorist mußte um Vergebung bitten und als er Dies in ungenügender Weise that, wurde er in's Gefängniß abgeführt.

Erfreulich ist es, daß auf dem Felde der Beleuchtung denkende Köpfe fortwährend in Versuchen thätig sind, das vorhandene Brennmaterial durch billigeres und leuchtenderes zu ersetzen. Wie das Dresdner Journal meldet, hat ein Chemiker Dresdens eine neue Komposition geliefert, das Leukotin. Dasselbe soll mit einer über alles Erwarten hellen Flamme brennen, verhältnißmäßig sehr billig zu stehen kommen und auf jeder Oellampe ohne besondere Vorrichtung anzuwenden seyn.

Auflösung der dreisylbigen Charade in No. 34:

Kirchweihe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Dienstag, 23. März 1858.

Der Liebe Frühling.

Am Frühlingshimmel prangte die Sonne hell und klar,
Es bot sich jedem Auge ein herrlich' Schauspiel dar;
Das frische Grün der Fluren war lieblich anzuseh'n,
Es spielte mit den Blättern des Zephyrs sanftes Weh'n.

Lebendig war schon Alles im großen Gotteshaus,
Es breiteten die Veilchen schon ihre Düfte aus;
Gern hätt' ich sie gebrochen, die Veilchen, dunkelblau,
Zum Zeichen für die Eine, daß fest sie mir vertrau'.

Da kam des Weg's die Holde, wie ward das Herz mir weich;
Frühling ist es geworden darinnen alsogleich;
Denn ihrer Augen Funkeln, so mild, so engelrein,
War meiner heißen Liebe ersehnter Sonnenschein.

Doch bald, so thürmten Wolken am Horizont sich auf,
Und es zog ein Gewitter heran in schnellem Lauf;
Bald fiel der Regen nieder, es drang des Blitzes Schein,
Des Donners dumpfes Rollen mir tief in's Herz hinein.

Und doch bin ich gewandelt durch eine Gasse hin,
Zu seh'n, ob meiner Liebe vielleicht die Sonne schien;
Doch ach! es war vergebens, schon neigte sich der Tag,
Da war des Busens Pochen der Liebe Donnerschlag.

Erschlafft ging ich nach Hause, schloß lang kein Auge zu,
Und selbst im Schlafe fand das arme Herz nicht Ruh';
Als ich jedoch erwachte, war wieder Sonnenschein,
So mög' auch Freude folgen auf meiner Liebe Pein.

St. Ingbert. Y.

Tartini.

(Schluß.)

Es war am Morgen der Jubelfeier des heiligen Franziskus. Sämmtliche Einwohner von Assisi und eine ungeheure Menge Fremder von nah und fern strömten der Kirche Porticella zu, wo das Hochamt zu Ehren des Heiligen abgehalten werden sollte.

Die Weltgeistlichen, sämmtliche Brüderschaften der Klöster aller Orden, worauf die Minoriten, den Weihbischof an der Spitze, durchzogen in solenner Prozession die Hauptstraßen — alle Häuser der Stadt waren festlich geschmückt mit bunten Teppichen, Blumen, grellbunten Fähnchen und Goldflittern. — Weihrauchduft wallte, Böller krachten, Musikchöre fiedelten und bliesen aus Leibeskräften und das Volk jubelte und schrie: „eh viva!" —

Vor dem Haupteingange der Kirche spazierte ein junger Kavalier von feinem Aussehen auf und ab; er schien nur wenig die ihn umwogende Menge zu beachten und seine Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet zu haben, denn von Zeit zu Zeit schaute er mit sehnsüchtigen Blicken — nicht nach der Kirche, — sondern nach den Fenstern des gegenüberliegenden Palastes, von dessen Dache bis zu dem der Kirche mehrere derbe Seile gespannt waren, welche er, als er sie gewahrte, nicht ohne Verwunderung betrachtete, indem er nicht recht begriff, wozu sie dienen sollten.

Da donnerten die Böller zu beiden Seiten des Triumphbogens vor dem Portal der Kirche, zum Zeichen, daß die Prozession sich nahe.

Und wie sie nahte, wurden die Stricke straffer angezogen und ein großer hölzerner Engel mit goldenen Flügeln, das Haupt geziert mit einer schöngelockten schneeweißen Perücke, schwebte schwerfäl-

lig von dem Kirchenbach nach dem Dache des Palastes. Der Engel hielt einen gewaltigen Korb vor sich; auf der Mitte seiner luftigen Bahn angelangt, drehte er sich blitzschnell einige Mal um sich selbst herum und aus dem Korbe regnete es Blumen und Pergament-Täfelchen, worauf der heilige Franziskus abgebildet war. Pauken und Trompetenschall ertönte, das Volk jauchzte und balgte sich um die englische Spende, der Engel aber vollendet, wiewohl nicht ohne einige Gefahr und Mühe, seine Reise.

Die Prozession zog in die Kirche; nun öffneten sich auch die Thore des Palastes; zwei alte Herren, davon der eine dem Ansehen nach ein hoher Geistlicher, traten heraus; in ihrer Mitte ging ein wunderholdes Frauenbild, in köstliche Gewänder gekleidet.

Alsbald nahte sich ihnen der junge Kavalier, mit zierlichen Komplimenten und anmuthigen Redensarten sie begrüßend. Die beiden alten Herren nickten huldvoll ernst, die junge Dame lächelte anmuthig — alle vier verfügten sich darauf ebenfalls in die Kirche.

Wie Boten des Lichts wirbelten und kreisten die jubelnden Töne:

„Hallelujah!
Himmel, freue dich!
Erde, sey fröhlich!
Meer erbrause zum Lobe des Herrn!
Hallelujah!“

Ein Zugwind lüftete den seidenen Vorhang des Chores, wo die Musiker sich befanden — ein lauter Schrei tönte durch das Gewölbe der Kirche. Die andächtige Menge blickte nach der Stelle, woher der Schrei gekommen und gewahrte eine wunderschöne reichgekleidete junge Dame, welche ohnmächtig vor ihrem Betschemel niedergesunken war; zwei alte Herren hatten die Sinkende in ihren Armen aufgefangen, ein junger reichgekleideter Kavalier bot ihr ein Riechfläschchen. Zum Glück endete eben die Feierlichkeit, die junge Dame wurde in einer Sänfte davongetragen und die Menge verlief sich.

* * *

„Wohlan,“ sprach der edle Georgio Cornaro, Bischof von Padua, zu dem würdigen Pater Guardian des Minoriten-Klosters von Assisi, — „da Ihr meinem Bruder für die Besserung des sogenannten Bruders Agostino Euch verbürgt, so lasset ihn erscheinen, daß er unsere Verzeihung erhalte und mit ihr ein Glück, das ihn hoffentlich alle erduldeten Leiden vergessen machen wird.“

Mit freudeglänzenden Blicken entfernte sich Ambrosio und bald darauf, den Bruder Agostino an der Hand führend, trat er wieder in den Saal.

Agostino erschrack mächtig, als er den Bischof erblickte, dieser aber rief ihm lächelnd entgegen: „ei, mein theurer Signor Giuseppo Tartini! Ihr seyd ja, wie ich vernommen, gewaltig vernünftig, friedfertig und fromm geworden und nahe daran, heilig gesprochen zu werden; dawider muß ich aber alles Ernstes Einspruch thun, was Ihr ganz in der Ordnung finden werdet, wenn Ihr die Gewogenheit haben wollet, Euch zu entsinnen, wie Ihr heimlich mit meiner schönen Nichte Lukretia vermählt seyd.“ — „Hochwürdiger Herr! —“ stammelte verwirrt Tartini. — „Was?“ fiel der Bischof mit verstelltem Zorn ihm in's Wort, — „was Herr! Ihr wollet leugnen? Hoho! Das soll Euch nicht gelingen, ich habe Zeugen!“ und somit öffnete er die Thüre eines Seitenzimmers und daraus hervor traten Lukretia, der alte Conto Cornaro und — der Marchese Antonio Capretti.

„Lukretia! mein Weib!“ rief Giuseppo und stürzte zu den Füßen der Geliebten.

„Versöhnung!“ sprach der Bischof, „Du warst keinen Augenblick meiner Aufsicht entgangen; Ambrosio berichtete mir Alles.“

Der alte Cornaro wiederholte „Versöhnung!“ und legte segnend die Hände auf die Häupter der vor ihm Knieenden.

Antonio aber fügte selbstgefällig hinzu: „und auch ich verzeihe Dir, Giuseppo, daß Du mir mit beiden Füßen in's Gesicht sprangst; denn obwohl ich vier Wochen mit einer abscheulichen Nase darnieder lag, so führte der Unfall doch auch meine Versöhnung mit dem edlen Hause Cornaro herbei und so Gott will, vermähle ich mich in der nächsten Antoniusmesse mit der Muhme Deiner Gattin, der schönen Eleonore Cornaro.“

Folgendes

Eisenbahnabenteuer

erzählt eine Dame in den „Household Words“: Als ich eines Morgens in Paddington in einem leeren Wagen meinen Sitz eingenommen hatte, stieg, gerade wie der Zug abgehen wollte, ein seltsam aussehender junger Mann mit merkwürdig langem wallendem Haar, zu mir ein. Er war ziemlich beeilt, schien auch außerdem so verstört und aufgeregt, daß ich in großer Angst war, er möchte

im Kopfe nicht richtig seyn, auch trug sein folgendes Benehmen gar nicht zu meiner Beruhigung bei. Unser Zug war ein Eilzug, und er fragte auf einmal ängstlich, welches die erste Haltstation wäre. Ich gab ihm die gewünschte Auskunft. Es war Reading. Der junge Mann sah auf seine Uhr.

„Madame," sagte er, „ich habe nur eine halbe Stunde zwischen mir und, vielleicht, meinem Untergange. Entschuldigen Sie daher mein Gradangehen. Sie haben, wie ich sehe, eine Scheere in ihrem Arbeitsbeutel. Haben Sie die Güte, mir alle meine Haare abzuschneiden."

„Mein Herr," sagte ich, „das ist unmöglich."

„Madame," fuhr er dringend fort und ein Blick ernster Entschlossenheit fuhr über seine Züge, „ich bin ein Mensch in Verzweiflung. Hüten Sie sich, mir das, was ich verlange, abzuschlagen. Schneiden Sie mein Haar ab — kurz, dicht bis auf die Wurzeln, — unverzüglich; und hier ist ein Zeitungsblatt, um die ambrosischen Locken aufzunehmen."

Ich glaubte natürlich, er wäre verrückt, und weil ich dachte, es wäre gefährlich, seinem Willen sich zu widersetzen, schnitt ich ihm all sein Haar bis auf die letzte Locke ab.

„Jetzt, Madame," sagte er, indem er einen kleinen Reisesack aufmachte, „werden Sie mich weiter verbinden, wenn Sie zum Fenster hinaussehen, weil ich vorhabe meine Kleidung zu wechseln."

Natürlich sah ich eine ziemlich beträchtliche Zeit zum Fenster hinaus, und als er bemerkte: „Madame, ich will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen," erkannte ich den jungen Mann nicht im Mindesten mehr. Anstatt seiner vorigen etwas auffallenden Tracht war er schwarz gekleidet und trug eine graue Perücke und eine silberne Brille, er sah aus wie ein ehrwürdiger Geistlicher der englischen Kirche von etwa 50 Jahren; um diese Rolle vollständig zu machen, hielt er einen Band Predigten in der Hand, welche — sie schienen ihn ganz zu fesseln — seine eignen hätten gewesen seyn können.

„Ich wünsche nicht, Ihnen zu drohen, junge Dame," nahm er wieder das Wort, „und ich glaube außerdem Ihrem freundlichen Gesichte trauen zu dürfen. Wollen Sie mir versprechen, diese Umwandelung nicht, bevor Ihre Reise zu Ende ist, zu enthüllen?"

„Ich will es," sagte ich, „ganz gewiß."

In Reading schaute der Kondukteur und eine Person in gewöhnlicher Tracht in unsern Wagen.

„Du hast die Billeten, meine Liebe," sagte der junge Mann freundlich, indem er auf mich schaute, wie wenn er mein Vater wäre.

„Keineswegs, mein Herr, wir verlangen sie nicht," sagte der Beamte, und ging mit seinem Begleiter weiter.

„Ich werde Sie jetzt verlassen, Madame," sagte mein Reisegefährte, sobald die Luft rein war, „durch Ihre gütige und muthige Mitwirkung haben Sie mein Leben gerettet, und vielleicht auch Ihr eigenes."

In der nächsten Minute war er fort und der Zug wieder in Bewegung.

Erst am nächsten Morgen erfuhr ich aus den Zeitungen, daß der Herr, dem ich als Haarschneider Dienste geleistet, in London wenige Stunden, bevor ich mit ihm zusammentraf, eine Fälschung (forgery) zu ungeheuerm Betrag begangen und daß man von Paddington aus in einem Eilzug seiner Spur gefolgt war; aber daß — obgleich der Telegraph in Bewegung gesetzt worden sey und ihn genau beschrieben habe — in Reading, als der Zug durchsucht wurde, er nirgends gefunden werden konnte.

Mannigfaltiges.

Aus dem Henczida im Biharer Comitate wird geschrieben, daß die Zahl der Wölfe sich in jener Gegend so unendlich vermehrt habe, daß diese Bestien sogar beim hellen Tage die Schafheerden überfallen und arg dezimiren. So waren unlängst bei der auf der Ködömber Pußte gelegenen Schäferei des Korrespondenten nicht weniger als acht Stück dieser ungebetenen Gäste erschienen, die zwei der fettesten Heuerlinge unter seinen Augen ergriffen und fortschleppten. Im Walde der benachbarten Ortschaft Eßtár sey ein armer Zigeuner von den Unthieren gänzlich aufgefressen worden.

(Ein neues Resultat, das durch die Photographie, wenn auch noch nicht erreicht, doch versucht worden.) Ein schönes Fräulein hatte sich photographiren lassen, um einen reichen Fremden mit ihrem Bilde zu beglücken, der um ihre Hand angehalten. Kurze Zeit darauf schreibt der Fremde ab, weil man ihm gesagt, seine Braut figurire in den Salons der Photographen von Paris und Brüssel. Die Braut oder vielmehr die „emeritirte" Braut schätzt den verlornen Bräutigam auf 10,000 Franken und verlangt diese Summe als Schaden=

ersatz vom Photographen vor dem Tribunal der Seine. Der Photograph sagt, das Fräulein habe ihm anfangs erlaubt, ihr Bild in jenem Salon auszustellen, durch Irrthum sey es nach Brüssel gekommen. Das Tribunal war ungalant genug, das schöne Fräulein abzuweisen und in die Kosten zu verurtheilen, weil sie weder den Verlust des Bräutigams noch einen andern ihr zugefügten Schaden erwiesen.

Manchester Kunstausstellung. Der Werth der ausgestellten Kunstschätze aller Länder und Völker zu Manchester betrug nach einer ungefähren Schätzung 40 Millionen Thaler; die Kosten der Ausstellung (650,000 Thlr.) decken sich so ziemlich durch die Einnahme in Entré, Buffet u. s. w.

Das Schiff, mit welchem Cook die Welt umsegelte und das bis vor Kurzem als Polizeistation auf der Themse diente, liegt jetzt auf dem Werfte zu Deptford und soll zusammengerissen werden.

Wie vorsichtig man mit seiner Namensunterschrift umgehen muß, zeigt folgender Vorfall. Ein alter schlichter Mann in einer kleinen Stadt bei Berlin erhält vor Kurzem von seinem liederlichen Sohne einen Besuch, wobei ihm dieser nicht nur seine Reue über seine Vergangenheit bezeugt, sondern ihm auch die Versicherung gibt, daß er nunmehr ein ordentlicher Mensch geworden sey. Im Laufe des Gespräches erkundigt sich der Sohn theilnehmend nach dem Augenlichte des Vaters und ob er noch ohne Brille seinen Namen schreiben könne. Da der Alte versichert, daß er dies sehr wohl vermöge, will der Sohn eine Probe machen, langt aus der Tasche ein Stück lithographirten Papiers und läßt seinen Vater den Namen darauf setzen. Der Sohn, erfreut darüber, daß sein alter Vater noch so schön schreiben könne, bittet um die Erlaubniß, dies Papier zum Andenken behalten zu dürfen, steckt dasselbe ein und verläßt seinen entzückten Vater, welchem nach Verlauf einiger Zeit ein Wechsel über 800 Thlr. präsentirt wird, dessen Accept derselbe nicht ableugnen kann. Die Untersuchung wegen dieses Betrugs ist im Gange.

Ein Berliner Berichterstatter schreibt der Hannoverschen Zeitung: Als ich vor fünf Jahren das schlesische Grenzstädtchen Schöneberg passirte, fand ich dichte Gruppen um ein mit kühnster Verachtung der Rechtschreibung geschriebenes Plakat folgenden Inhalts versammelt: „Heute Abend wird die hier angekommene Schauspielerfamilie aufführen: 1. Der Verräther oder die schöne Clara; 2. Steffen Langer, oder wer weiß, wozu's gut ist; 3. Nante auf der Eisenbahn, oder bange machen gilt nicht. Der Unterfertigte hat weder Mühe noch Kosten gescheut, sondern mit die Dichter in die rekte Verbindung getreten, auch alle Dekorationen neu gemalen, sowie Fräulein Bittmann, welche bereits an mehrere Hoftheater zu diese Vorstellung besonders eingetroffen, weßhalb alle Verehrer von die Kunst zu dieses Schauspiel, was noch nie hier gesehen aufgefordert, erster Platz zwei, zweiter einen Silbergroschen. Das Mitbringen der Hunde wird höflichst verbeten."

Die Stuttgarter Post befindet sich in einer großen Verlegenheit. Es ist da ein Paquet angekommen mit der Aufschrift: „An die schönste Dame allhiero." Das Paquet scheint einen reichen Inhalt zu haben; es ist zwar nicht schwer, aber fühlt sich sehr weich an, wie lauter Seide und Spitzen. Allein wie soll man es an den Mann oder vielmehr an die Frau bringen? Wer ist denn die schönste Frau? Die Herren Postsekretäre haben auch Augen im Kopfe und sehr gute darunter, aber — darüber können sie sich doch nicht einigen, welche die schönste ist! Man wird jetzt eine Kommission ernennen, welche eine große Weiberversammlung abhalten wird, denn der Streitpunkt muß entschieden werden, da die Frauenzimmer selbst darauf bringen.

Dreisylbige Charade.

Du, die ich unaufhörbar innig liebe,
Du bist in deinem hohen Tugendglanze,
O ewig theures Mädchen, stets das G a n z e,
Wenn auch der Jugend Schönheit dir nicht bliebe. —

Bleibst du in dieser argen Welt Getriebe
Wie jetzt so gut und edel, dann umtanze
Mich auch des schicksalsgiftgetränkte Lanze:
Dir weih' ich doch des Herzens reinste Triebe.

Nun will ich noch dich holdes Mädchen fragen:
Bist du die e r s t e S y l b e mir geblieben? —
Bist du mir noch, was du mir sonst gewesen? —

Und kann ich „ja!" in deinen Blicken lesen,
Dann bin ich, was d i e l e t z t e n b e i d e n sagen
Und ewig, ewig werd' ich dich dann lieben!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Freitag, 26. März 1858.

Die falschen Brillanten.

Historische Novelle.

Vor länger als hundert Jahren, unter der Regierung der hochseligen Kaiserin Maria Theresia, gewährte der Anblick der Vorstädte Wien's noch mehr den Eindruck eines Fleckens oder eines großen Dorfes, als in unseren Tagen. Kleine, gebrechlich aussehende, niedrige Häuschen dehnten sich in langer Reihe durch die schmutzigen Gassen, oft unterbrochen von Planken, welche den Baumwuchs der Hausgärten zur Hälfte versteckten, noch öfter von jenen wüsten Schuttplätzen: „Gestätten", wie sie noch die jüngere Generation vor wenig Jahren in der Nähe des obern Belvederes zu bewundern Gelegenheit hatte. Dazu waren diese dorfähnlichen Häuserreihen durch das Glacis von der Stadt getrennt, das Glacis, welches eine wunderliche Abwechslung von Berg und Thal, von Sand- und Staubwüsten im Sommer, von Lawinen und Eisbergen im Winter darbot. Es genüge zu wissen, daß die Herstellung der Fahrwege, sowie die nächtliche Beleuchtung des Glacis erst das Werk des großen Kaisers Joseph war.

Die Bevölkerung dieser Vorstädte wohnte größtentheils in ebenerdigen Geschossen, besonders in den vom Glacis entfernteren Theilen und es wikkelte sich das Leben derselben demzufolge mit jener naiven Publizität ab, welche von ebenerdigen Wohnungen, in die das Licht des Tages dringen soll, einmal unzertrennlich ist.

Vor dem Burgthore in der Josephstadt — einem jetzt bekanntlich den Eindruck einer wohlhabenden Mittelstadt machenden Vorstadttheile — befand sich und zwar in einer frequenten Hauptgasse, eine solche ebenerdige Wohnung, welche der männiglich bekannte Gegenstand einer unausgesetzten Neugierde für die ganze Umgebung war.

Zu allen Zeiten des Jahres konnte man an den Fenstern dieser Behausung gar seltsame Dinge sehen. Es lagen da Mineralkörper der mannigfachsten Färbung ausgebreitet. Bald blitzte es wie Karfunkel hinter den blinden Scheiben, wenn ein kalter Herbstmorgen dieselben belegt hatte, bald sah man grüne, rothe oder milchweiße Masse in den abenteuerlichsten Formen liegen, wie die Gestalten des Bleies am St. Sylvester unter den Händen heirathslustiger Dirnen. So viel war gewiß, daß Herr Joseph Straßer, der mit seiner Frau und ein Paar hübschen Töchtern die Wohnung inne hatte, ein gar wunderlicher Kauz war, der einen großen Theil seines bescheidenen Einkommens auf allerlei chemische Experimente verwendete. Bekanntlich war das philosophische Jahrhundert zugleich auch dasjenige, welches sich mit besonderer Vorliebe den alchymistischen Studien zuwendete.

Die Wissenschaft hat hie und da von diesen Bemühungen wesentliche Resultate entlehnt. Die Goldmacherei Böttcher's, des Alchymisten August des Starken, führte zur Errichtung der weltberühmten Meißner Porzellanfabrik. Dem mißlungenen Versuche Kaiser Franz I., des Gemahls der Kaiserin Maria Theresia: aus zwei kleinen Diamanten einen großen zusammenzubauen, verdanken wir die Gewißheit, daß der Diamant aus reinem Kohlenstoffe bestehe. Nur in Frankreich — welches überhaupt mehr das Land der Benützung fremder Erfindungen als das eigener Entdeckungen zu seyn scheint — führte das recherche de l'absolu (wie dort der technische Ausdruck lautete) zu keinem erheblichen praktischen Resultate. In wie ferne die eben erwähnten Bemerkungen zu unserer Erzählung gehören, soll sich bald offenbaren.

Nicht ungern schien es Straßer zu sehen, wenn die Produkte seiner Arbeit von der lieben Straßenjugend bewundert wurden. Solche Anerkennung

wurde ihm auch in reichem Maße zu Theil, leider die einzige, welche ihm das undankbare Jahrhundert bis jetzt gespendet hatte.

Gerne blickte er auf die verblüfften Gesichter, die seine Fenster anglotzten, wenn er wieder ein neues Mirakel ausgestellt hatte.

Jetzt aber seit mehreren Tagen war seine Lieblingsbeschäftigung ruhen geblieben. In der Wohnung des Herrn Straßer war es todtenstill; Mutter und Töchter saßen traurig in der großen Stube und ängstigten sich um den abwesenden Hausherrn. Denn vor wenigen Tagen hatte die Polizei den guten Herrn Straßer abgeholt und er saß im alten Polizeihause unter einer sehr schweren Anklage. Die Sache verhielt sich so:

Herr Straßer hatte sich auf Andringen seiner Frauenzimmer vor wenigen Tagen bequemt, dieselben zum Tanze zu führen. Der Saal „zur Mehlgrube" begann gerade damals sich auch der bemittelten Bürgerklasse zu öffnen, seit nach Afridoni's Tode die Piquenique's der adeligen Gesellschaft ihr Ende erreicht hatten. Die jungen Kavaliers fanden da also Gelegenheit, sich die hübschen Bürgerstöchter Wiens in ihrem kleidlichen Kostume zu besehen und vielleicht kleine Liebeshändel anzuzetteln, so weit es die strenge Moralität des damaligen Bürgerstandes gestattete.

Da gerieth Herrn Straßer's Ehegattin auf den Einfall, aus Mangel an echten Edelsteinen sich mit einigen jener Artefacte zu schmücken, welche ihr Gemahl fabrizirte. Es wurde ihr nicht schwer, den Mann dazu zu bereden unter dem gewichtigen Argumente, daß dies der einzige Gewinn sey, den sie aus der kostspieligen Liebhaberei ihres Gatten zöge. Herr Straßer hatte unter seinen Vorräthen ein Paar Ohrgehänge von einer Art solirten Glasflusses, welcher dieselben wie Brillanten erglänzen machte; die Ringe spielten in allen Farben des Regenbogens und am Halse hing ein brillantenes Kreuz mit Steinen, als wären es Solitärs vom reinsten Wasser.

So ausgeschmückt begab sich die Familie auf den Ball. Gewährten schon die beiden niedlichen Töchter einen wohlthuenden Anblick, so machte die Pracht der Juwelen an der Persönlichkeit der Mutter ein wahrhaft pyramidales Aufsehen. Die jungen Herren aus der höhern Gesellschaft staunten über diese Etalage von Kleinodien höchsten Werthes und als man erfuhr, es seyen dieses kleine Leute aus der Vorstadt, wurde das Erstaunen nicht geringer.

Ernstlicher wurde die Sache von der Behörde angesehen. Als das Aufsehen so groß wurde, daß die Familie Straßer den Saal verließ, erwartete sie unten ein Mann, der Herrn Straßer ankündigte, er sey ein Gefangener.

Man ließ ihn Frau und Töchter nach Hause begleiten und begleitete ihn dann selbst nach dem Carcer, unter dem laut ausgesprochenen Verdachte, wie er nicht auf gesetzmäßige Art und Weise in den Besitz der Kostbarkeiten gekommen seyn könnte, um die seine Gemahlin selbst Kaiserinnen beneiden müßten. Man nahm seiner Frau auf höfliche Art die verdächtigen Juwelen ab und überließ sie ihrem Schmerze.

(Schluß folgt.)

Glück durch Unglück.

Die Leidenschaft des Spieles hat gar manchen an Seele und Leib zu Grunde gerichtet und wenn auch der oder jener am grünen Tische viel Geld gewonnen, so hat es ihm doch keinen Segen gebracht. Mit mir war es der umgekehrte Fall; mich hat das Spiel zum Bettler gemacht und dadurch bin ich ein reicher Mann geworden. Wollt ihr vielleicht vernehmen, wie das zugegangen?

Der diese Worte sprach, war ein behäbiger alter Herr mit heiterem Antlitz, silberweißem Haar und stattlich gewölbtem Schmeerbauch, von Ursprung und Erziehung ein Holländer, der aber dann durch einen Aufenthalt von vierzig Jahren in London ein Brite geworden. Die Umgebung, an welche er seine Rede gerichtet, verlangte die angebotene Geschichte zu vernehmen. So hob er denn an:

„Meine Eltern waren wohlhabende Leute, ich hatte es gut bei ihnen in meiner niederdeutschen Heimath, aber eines schönen Tages überwarf ich mich mit meinem Vater und ging in die weite Welt.

„In London glückte es mir, eine Anstellung in einem Geschäfte zu erhalten. Ich war nämlich Kaufmann und verstand, was zu diesem Berufe gehört, in nicht gewöhnlichem Maße. Unter andern wußte ich in sechs Sprachen Geschäftsbriefe abzufassen; die Sprachen waren: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Deutsch und natürlich Holländisch. Meine Stellung war für einen Anfänger sehr gut; ich erhielt jährlich 120 Pfd. Sterling. Die Kenntniß fremder Sprachen wird in England immer gut bezahlt, weil die Engländer wenig Anlage zu deren Erlernung besitzen. Mein Brodherr erwies sich in allen Stücken freund-

lich gegen mich. Er schien meine Eigenschaften zu schätzen und meine Fähigkeiten für mehr als mittelmäßig zu halten.

„Ich war fleißig und treu, auch meine Aufführung außerhalb des Geschäftes gab zu keinem Tadel Anlaß und ich fühlte mich ziemlich zufrieden. Nur eines war mir unbequem; wenn das Vierteljahr zur Neige ging, mußte ich meiner Wirthin zwei oder drei Wochen lang das Geld für Wohnung und Kost schuldig bleiben. Sie verlor nie ein Wort darüber, aber ich fühlte mich gedemüthigt; doch war ich nicht im Stande abzuhelfen, weil ich mich nicht überwinden konnte, gewissen kleinen Ausgaben zu entsagen, die mitsammen eine runde Summe erheischten.

„Ich war, um es mit einem Worte zu sagen, ein verwöhntes Muttersöhnchen, im Wohlstand aufgewachsen.

„Ein Paar Jahre waren abgelaufen, ohne irgend einen bemerkenswerthen Zwischenfall mit sich zu bringen, als ich eines Abends, meine Vierteljahrsbesoldung in der Tasche, nach Hause kam. Gewohnter Weise glich ich die Rechnung mit meiner Wirthin aus und da das Wetter schön war, ging ich spazieren.

„Zufällig gerieth ich in die Gegend von Westend-Square und vor ein glänzend erleuchtetes offenes Haus. Auf Befragen erfuhr ich, das Haus sey ein Spielhaus. Ich hatte dergleichen nie gesehen und dachte in meiner Arglosigkeit, daß es nicht übel seyn würde, das verrufene Treiben einmal in der Nähe zu betrachten. Gedacht, gethan.

„Im Saale fand ich große Gesellschaft. Die einen spielten, andere sahen zu, wieder andere aßen und tranken an einer reichlich bestellten Kredenz, wo die Gäste, wie ich alsbald merkte, unentgeltlich mit dem besten Wein und mit kalter Küche bewirthet wurden.

„Ein Herr, den ich nicht kannte, sprach mich als seinen jungen Freund an und redete mir zu, ebenfalls zuzulangen. Ich ließ mir's nicht zweimal sagen.

„Der Wein mundete mir, nicht minder mundeten mir die erlesenen Leckerbissen und da diese darauf berechnet waren, den Durst zu reizen, so geschah, was nicht zu vermeiden war; ich trank mir ein Räuschchen an, das bald zum Rausche ward. In solcher Stimmung hatte der böse Feind leichtes Spiel mit mir. Sein Helfershelfer, mein unbekannter „Freund", brauchte nur zu fragen, ob ich zu blöde sey, mein Glück am grünen Tische zu versuchen und flugs war ich beim Spiel. Ich spielte mit abwechselndem Glück. Zuweilen lag ein ganzer Haufen Goldes vor mir, dann folgte der hohen Fluth wieder die seichteste Ebbe.

„So blieb ich sitzen, bis die Sitzung spät nach Mitternacht aufgehoben wurde. Ich ging, oder vielmehr ich taumelte nach Hause. Morgens erwachte ich mit einem greulichen Katzenjammer. Es dauerte eine geraume Weile, bevor es mir gelang, meine Sinne zu sammeln. Endlich erinnerte ich mich an das, was in der vergangenen Nacht vorgegangen und suchte mit bebender Hand nach meinem Gelde. Meine ganze Baarschaft betrug 4 Pfund und 6 Schilling. Davon sollte ich ein Vierteljahr leben.

„Wie das anzufangen sey, wollte mir nicht klar werden. An meinen Vater konnte ich mich nicht wenden. Ich war ihm auf und davon gegangen und hatte keinen rothen Heller zu erwarten; dafür kannte ich den hartnäckigen Alten. Geld entleihen konnte ich nicht. Die Bekannten, welche ich hatte, waren nicht die Leute dazu, Geld auszuleihen, sondern im Gegentheil stets geneigt, welches zu begehren. Sollte ich von meinem Brodherrn einen Vorschuß begehren? Unmöglich!

„Ich hätte einen Vorwand erfinden müssen und zum Lügen war ich zu stolz; wenn ich aber die Wahrheit sagte, so hatte ich zu erwarten, daß ich ein Taugenichts genannt wurde und meine Stelle verlor."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In der holländischen Stadt Doesburg ereignete sich vor Kurzem folgender Vorfall. Ein Kaufmann ging Abends mit seiner Frau aus und die Magd erhielt Besuch von ihrem Liebhaber. Die erst spät zurückerwartete Herrschaft kehrte schon vor 12 Uhr zurück und die überraschte Magd versteckte den Geliebten in's Komptoir und verschloß die Thüre, versprechend, ihn des Morgens früh aus dem Hause zu lassen. Der eingesperrte Freier schlummerte bald ein, als Alles ruhig geworden war, wurde aber durch ein Geräusch am Fenster wach. Er bemerkte, daß eine Hand durch eine weggenommene Scheibe einen Geldsack von der Fensterbank wegnahm, wo noch mehrere standen. Er erschrack heftig, indem er das Gefährliche seiner Lage bald einsah, faßte aber rasch seinen Entschluß. Als die Hand zum zweiten Mal wieder-

kam, zeichnete er dieselbe durch einen derben Schnitt mit seinem Taschenmesser. Der Dieb entfernte sich rasch. Bald darauf kam die Magd, um den Geliebten zu erlösen und hörte mit Schrecken, was vorgefallen war. Sie weckten nun den Herrn und theilten demselben ehrlich Alles mit. Von Dieben war keine Spur zu finden. Am andern Morgen kam der Kassenführer nicht und ließ sich wegen Krankheit entschuldigen. Der Herr besuchte denselben, fand ihn zitternd im Bette und entdeckte bald die verwundete Hand, wodurch der Frevler zum Geständniß veranlaßt wurde.

Aus Kurhessen. Ein origineller Prozeß wird demnächst bei unsern Gerichten zum Austrag kommen. In einem Städtchen saßen beim Schoppen zahlreiche Gäste, darunter ein armer Jude. So viel aber auch letzterer von einigen der ersteren persiflirt und muthwilligen Neckereien ausgesetzt wurde — an dessen Gleichmuth prallte Alles ab. Endlich bot ihm Einer der Anwesenden eine bedeutende Quantität Oel spottbillig gegen baar und andern Morgens lieferbar zum Kaufe an.... Der notorisch arme Schächer konnte ja unmöglich darauf eingehen, geberdete sich auch ob dieses Unvermögens sehr traurig, rief aber doch: „Es gilt! ich nehm's an, diese Herren sind Zeugen!" worauf die Antwort: „Gut, es gilt!" u. s. w. — Früh andern Morgens waren die Rollen getauscht: der Jude stand vor seinem Hauptpeiniger, zählte das Geld auf und verlangte von dem Verblüfften, der keinen Tropfen Oel besitzt, entweder die Waare oder deren Werth nach dem Kurse. Vergebens waren Bitten und Ueberredungskünste, vergebens das Angebot einer Abstandssumme von 400 Thlr.; der Jude blieb fest, reichte bereits Klage ein und hofft den Ertrag des „Spasses" mit 15—1600 Thlr. bald einstreichen zu können. — Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

In Berlin hielt Dr. Pitschner neulich eine Vorlesung über vulkanische Erscheinungen. Der Vortragende fand an den jüngsten Vorgängen in Unter-Italien manchen Anknüpfungspunkt zu interessanten Bemerkungen. Das reiche Versinnlichungsmaterial, das dem Dr. Pitschner zur Disposition steht, erhöht das Interesse an seinen Vorträgen in hohem Grade. Um zu beweisen, daß der Unterschied zwischen thätigen und erloschenen Vulkanen keine scharfen Grenzen zulasse, machte der Vortragende auf die Geschichte der Eruptionen des Vesuvs aufmerksam. Nachdem dieselben ganz aus dem Menschengedenken verschwunden waren, kam im Jahr 79 eine so gewaltige vor, daß dadurch bekanntlich eine Menge Städte und Dörfer verschüttet wurde. Diesem Ausbruch folgten dann ohne lange Unterbrechung weitere Ausbrüche bis zum Jahre 1300. Mit dem in diesem Jahre bereits stattgefundenen trat ein Stillstand von 300 Jahren ein, so daß der Vesuv als erloschen gelten konnte, aber 1631 wurde er wieder thätig und diese Thätigkeit scheint im Steigen. Daß der Boden mancher Gegenden einer periodischen Senkung und Hebung unterworfen sey, wies der Vortragende an dem Serapistempel bei Puzzuoli nach. Neuholland und Neu-Kaledonien befinden sich nach der Ansicht des Redners im Zustande der Senkung. Polynesien scheint ihm überhaupt nicht als eine entstehende, sondern als eine vergehende Welt betrachtet werden zu müssen.

Ein Fall von fürchterlicher Bestrafung einer Veruntreuung wird aus Zürich gemeldet. Dort wurde nämlich ein Mädchen, das, in einer Zündholz-Fabrik beschäftigt, ein Stück Phosphor entwandte und in den Sack schob, von der Substanz, die sich entzündete, bis auf den Knochen des Fußes hinein so furchtbar verbrannt, daß die Aerzte an der Rettung zweifelten. Das Kind liegt an entsetzlichen Leiden im Spital und nicht einmal die Amputation des Beines ist möglich, weil man dasselbe aus den Hüften schneiden müßte.

Minié, der Erfinder der nach ihm benannten berühmten Büchsen, ist im Begriff nach Egypten zu reisen, um dort eine Waffenfabrik anzulegen. Der Vizekönig hat die Bestreitung der Reisekosten übernommen und ihm nebst Diamanten im Werthe von 30,000 Frcs., einen jährlichen Gehalt von 6000 Piastern angewiesen.

Zweisylbige Charade.

Hoffst du in dem Ganzen Glück und Segen,
Und daß Nahrung dir aus ihm entquillt,
Mußt du, daß die Hoffnung sich erfüllt,
Stets die Erste an das Ganze legen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 36:

Holdselig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Sonntag, 28. März 1858.

Die falschen Brillanten.

(Schluß.)

Die Verzweiflung und Reue der Frau, so wie der schmucken Töchter, war selbstredend eine nicht geringe. Vergebens suchte sie zu dem gefangenen Gatten zu gelangen, vergebens bestürmte sie die Polizeibehörde um Nachricht über den Gang seines Prozesses. Im Bewußtseyn ihrer Unschuld endlich begann sie sich Trost zu machen und in stiller Zurückgezogenheit zu Hause den Ausgang des unangenehmen Handels abzuwarten.

Eben saß sie wieder mit ihren beiden Mädchen unfern vom Fenster und dachte über ihr Schicksal nach, als die ältere der beiden Blondinen ausrief: „Mutter, siehst Du nicht, der Herr ist schon wieder da!"

„Also vorgestern, gestern und heute ist er gekommen," sagte die Mutter unwillig, „der Mann wird uns noch in's Gerede bringen bei den Leuten. Zwei volle Stunden stand er gestern und blickte durch die Scheiben Dich an. O, ich habe es gut gesehen!"

„Aber liebe Mutter! merkst Du denn nicht, daß er nicht mich ansieht, sondern den großen Stein, der am Fenster liegt?"

Wirklich wäre es schwer zu entscheiden gewesen, ob die Aufmerksamkeit des jungen Mannes mehr dem hübschen Mädchen oder dem glänzenden grünen Glasflusse galt, welcher am Fenster prangte.

„Es mag seyn wie es will!" sagte die erzürnte Mutter, „wenn der Herr sich noch länger aufhält, so werde ich das Fenster öffnen und ihm sagen, er möge seines Weges gehen."

„Er geht schon, liebe Mutter!" sagte die Kleine nicht ohne Aengstlichkeit, welche bei jedem andern nicht so gut und sittlich erzogenen Mädchen verdächtig gewesen wäre. „Er ist fortgegangen und kommt wohl nicht wieder."

„Desto besser!" meinte die Mutter und wollte eben von Neuem ein Klagelied anstimmen über den Gegenstand, der Tag und Nacht ihre Seele beschäftigte, als sehr heftig an der Klingel gezogen wurde.

„Der Vater! der Vater! Gewiß kommt er zurück," riefen alle drei wie aus einem Munde und beeilten sich, die Thüre zu öffnen.

Aber wie prallten sie zurück, als sie nicht den Erwarteten, sondern denjenigen, welcher kurz vorher ein Gegenstand mütterlicher Besorgniß gewesen war, vor sich stehen sahen. Der Zorn der Frau Straßer wollte eben aufflammen, als der Fremdling ihn durch die Worte entwaffnete, welche er in flüssiger Rede mit einem fremdländischen Accente aussprach: „Verzeihen Sie, ich wünschte den Eigenthümer jenes grünen Steines zu sprechen, welcher an Ihrem Fenster liegt. Ich wünschte zu wissen, ob er ihm feil ist und würde ihn gut bezahlen!"

„Mein Mann," sagte die Dame, „ist nicht zu Hause und ich habe kein Recht, Etwas zu verkaufen, was ihm gehört. Ich kann auch nicht bestimmen, wann Sie ihn sprechen können, da er auf unbestimmte Zeit verreist ist!"

„So erlauben Sie mir, Madame! von Zeit zu Zeit mich bei Ihnen einzufinden und nachzufragen, ob er noch nicht zurück ist."

„Wir treiben keinen Handel mit irgend Etwas!" meinte Frau Straßer, „jedoch will ich meinen Mann von Ihrem Besuch vorbereiten. Doch wünschte ich zu wissen, mit wem ich das Vergnügen habe zu sprechen!"

„Ich bin ein Engländer, meinem Geschäfte nach ein Optiker, der in London mit jeder Art Brillen und Fernröhre Handel treibt. Mein Name ist Dollond."

Er ging. Er kam wieder, mehrere Tage vergebens, die Mamsell Straßer, welche ihm ein

Paar Mal die Thüre öffnete, schien ihn jedoch über den fruchtlosen Gang durch ihren Anblick zu trösten. Er war jung, liebenswürdig und gebildet. Man wurde fast bekannt mit dem Manne.

Am vierten Abende läutete es wieder. Diesmal war es der Vater. Er umarmte Weib und Kind und sagte: „Ich bin frei und für unschuldig erklärt. Und denkt nur, Ihr Lieben, ich habe den Kaiser und die Kaiserin gesprochen!"

„Erzähle, erzähle!" hieß es nach den ersten Ausbrüchen der Freude des Wiedersehens.

Er erzählte, wie man in verschiedenen Verhören ihn befragt, auf welche Weise er zu den Pretiosen gelangt wäre, wie er da der Wahrheit gemäß ausgesagt habe, er beschäftige sich seit seiner Jugend mit allerlei chemischen Versuchen, die beanstandeten Edelsteine seyen nur eine Komposition. Man habe seine Nachbarn als Zeugen berufen und endlich die Ueberzeugung von seiner Unschuld gewonnen.

„Am Schlusse der Verhandlung," fuhr Straßer fort, „kündete mir der Beamte meine Freiheit an. Dennoch, sagte er, darf ich Sie jetzt nicht gleich zu Ihrer Familie nach Hause gehen lassen; Ihre Edelsteine sind nicht hier, man hat sie nach Hofe geschickt, wo man sie zu sehen wünscht. Der Kaiser ist ein großer Kenner edler Steine und einer seiner Kammerherren, welcher auf dem Balle „zur Mehlgrube" war, hat von Ihren Edelsteinen gesprochen; man wünscht, daß Sie selbst dieselben wieder abholen mögen. Sie finden im Nebenzimmer Kleidungsstücke, um mit Anstand erscheinen zu können."

„Ihr könnt Euch denken, wie überraschend mir die Einladung war; man ließ mir aber nicht viel Zeit zum Nachdenken, sondern ich befand mich fast eher, als ich wieder zur Besinnung gekommen war, in der Burg im Vorzimmer unserer Kaiserin. Man meldete mich an, die Flügelthüren rauschten auf und ehe ich noch eingetreten war, hörte ich bereits die Stimme der Kaiserin: „Franz, da ist der Straßer."

„In der Mitte eines nicht zu großen Zimmers, an einem runden Tische saß unsere Landesmutter an der Seite des Kaisers und ihnen gegenüber ich weiß nicht wie viele Prinzen und Prinzessinen, mit denen der Kaiser spaßte und lachte. „Straßer, komme Er näher," sagte Ihre Majestät, „und hör' Er mich an: Er hat viel Angst ausgestanden und Seine Frau und Seine Kinder auch. Was die Seinigen anbetrifft, so gönne ich Ihnen den kleinen Schreck. Es ist nicht recht, wenn meine Wiener Bürgersfrauen vom Hochmuthsteufel befallen werden. Ein einfacher christlicher Haushalt, ohne viel Behänge von Steinen, echt oder unecht, steht allen Leuten gut. Aber um Ihn ist mir leid. Es war freilich in der Ordnung, daß man sich erkundigen mußte, woher die Steine kamen, die man für echt hielt. Im Gegentheil, es machte Seiner Geschicklichkeit Ehre, daß man sich hat so täuschen lassen. Ich verstehe nichts davon, aber Franz — der Kaiser — sagt, Seine Steine sind sehr gut gemacht. Ich möchte gern die gehabte Angst entschädigen. Sag' Er, was die Steine kosten. Ich kaufe sie Ihm ab!"

„Ich antwortete natürlich, daß ich unendlich glücklich wäre, wenn Ihre Majestät sich allergnädigst bestimmen würden, diese werthlosen Steine anzunehmen."

„Nein, nein!" sagte die Kaiserin rasch, „ich will nichts umsonst, die Greiner wird Ihm auszahlen, was dafür ist. Aber Er sollte Geschäfte nach dem Auslande machen. Schicke Er doch von Seinen Steinen nach Brüssel, von da ist nicht weit nach Paris; wenn eine Sache gut ist, so verdient sie auch bekannt zu werden."

„Am Tische lagen meine Steine und die kaiserlichen Kinder spielten damit. Der Kaiser hatte die Gnade, mich noch länger um Verschiedenes in Betreff der Fabrikation zu fragen und endlich ward ich huldvollst entlassen!"

Somit war denn die Freude und die altgewohnte Lebensordnung wieder in das Straßer'sche Haus eingezogen. Man wurde Anfangs nicht fertig mit Erzählen und so kam es denn auch, daß die Begebenheit mit dem kauflustigen Engländer weitläufig berichtet wurde.

Derselbe ließ nicht lange auf sich warten und brachte sein Anliegen bei Herrn Straßer persönlich vor. „Für mich hat diese Komposition keinen Werth," sagte dieser, „nehmen Sie dieselbe als Andenken an Wien mit."

„Desto größeren Werth hat sie für mich," sagte der berühmte Dollond, der Erfinder der achromatischen Fernröhre, „ich sehe in diesem Glasflusse wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, ein Problem gelöst, das mich seit Jahren beschäftigte."

Der Rest läßt sich errathen. Nach wenigen Wochen führte der große Dollond seine Neuvermählte mit nach London. Die ersten achromatischen Fernröhre, eine der folgenreichsten Entdekkungen im Fache der optischen Wissenschaften, hatten Gläser, welche aus dem Straßer'schen grünen Steine geschnitten waren. Es war jene Mischung von Flint- und Kronglas, welche zuerst farbenfreie Ferngläser gab. Die Quelle, welche wir benützen,

sagt uns nicht, ob es Zufall oder Berechnung, welche Straßer bei der Erzeugung jener Komposition leitete.

Die unechten Brillanten fanden wirklich ihren Weg nach Frankreich und erhielten dort den Namen: **pierres de Strass**, welchen sie noch heut zu Tage führen.

Wie viele Wienerinnen tragen solchen unechten Schmuck, ohne zu ahnen, daß der Erfinder ein Wiener war.

Es ist demgemäß gänzlich unrichtig, wenn hie und da behauptet wird: der Straß habe seinen Namen von Straßburg, wo er erfunden worden seyn soll.

Glück durch Unglück.

(Schluß.)

„Ich dachte ernstlich nach und nach einer halben Stunde hatte ich einen Ausweg gefunden, den zu betreten freilich einen schweren Entschluß erheischte. Aber es war doch ein Ausweg, der einzige, der mir blieb und ich faßte den Entschluß mannhafter Selbstverleugnung.

„Vor Allem mußte ich mein Kosthaus verlassen. Ich ließ die Wirthin zu mir kommen und stellte ihr einfach die Frage, ob sie mich ohne Aufkündigung ziehen lasse oder mir längere Zeit ohne bestimmte Aussicht auf Bezahlung borgen wolle? Ich hatte meine Worte so gewählt, daß eine Antwort, wie ich sie erwartete, nicht ausblieb.

„Ich möge in Gottes Namen gehen, sagte die kluge Frau.

„Nach längerem Suchen fand ich die Unterkunft, wie ich sie wollte, eine armselige Kammer in einem entlegenen Stadtviertel um den möglichst geringsten Preis.

„Mein Gepäck schaffte ich selber in die neue Wohnung.

„Um mich ferner nach der Decke zu strecken, setzte ich mich auf die allerschmalste Kost. Das Frühstück bestand aus einem Stück Brod, das Mittagsessen aus einem Bücking zum Brode. Vom Thee und Nachtessen war keine Rede. Den Durst löschte ich mit Wasser.

„Die neue Lebensart fiel mir schwer, aber ich zwang mich mit Gewalt und mein Muth wuchs mit der Schwierigkeit und überwand sie.

„Ein altes Sprichwort sagt: „Wenn das Lamm geschoren ist, so schickt ihm Gott ein lindes Lüftchen." Der Spruch bewährte sich auch einigermaßen bei mir, doch nur einigermaßen. Eines Tages nämlich traf ich einen alten Freund meines väterlichen Hauses, einen Deutschen, der in London lebte. Er freute sich, mich zu sehen, lud mich zum Essen ein und bestand darauf, daß ich wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speisen müsse.

„Ich ließ mir den Kosttag gern gefallen und war um so zufriedener, als sich herausstellte, daß die Wahl just auf den Rostbeeftag gefallen war.

„Mein Gastfreund war nämlich ein Freund der Ordnung und Pünktlichkeit und unter anderem hatte er auch einen bestimmten Tag in jeder Woche für gewisse Lieblingsgerichte. Abgesehen vom Essen ging ich herzlich gerne zu dem liebenswürdigen alten Herrn, mit dem ich von der Heimath und von den Meinigen plaudern konnte.

„Es gewährte ihm großes Vergnügen, mich bei Tische so tapfer einhauen zu sehen. Einmal äußerte er:

„Ich bin doch selber jung und stark gewesen, aber eines so gesunden Hungers habe ich mich nie erfreut." „Das kommt vom Wassertrinken," versetzte ich.

„Gott gesegne es Ihnen," fügte er hinzu. „Ein Anderer ißt in acht Tagen nicht so viel ..... Nur zugelangt, ich bitte."

„Nun hätte ich freilich antworten können: Ich esse für acht Tage! Das aber ließ ich fein bleiben und statt unnütze Reden zu führen, stopfte ich mir den Mund mit saftigem Rostbeef.

„Mein Geheimniß bewahrend, schlug ich mich herzhaft durch das herbe Vierteljahr. Der Kosttag trug nicht wenig dazu bei, meinen Muth aufrecht zu halten.

„Endlich erschien der Zahltag. Er fand mich nicht kahl und blos wie seine Vorgänger, sondern noch mit einer stattlichen Summe.

„In diesen drei Monaten hatte ich die große Kunst des Sparens gelernt und ich beschloß sie anzuwenden, indem ich alle unnützen Ausgaben vermied, ohne jedoch in das entgegengesetzte Laster des schnöden Geizes zu verfallen.

„Ich lebte wie ein vernünftiger Mensch und nahm alle Tage meine gehörigen Mahlzeiten ein.

„Seit jener Zeit war ich niemals mehr in Geldverlegenheit."

Mannigfaltiges.

Ueber die **mildesten Winter** in Frankreich berichtet der „Moniteur Universel", wie er aus-

drücklich hinzufügt, nach authentischen Quellen: Im Jahr 1172 war der Winter so mild, daß die Bäume im Januar Laub bekamen, die Vögel nisteten und im Februar Junge hatten, wie Calvirus in seinem Opus chronologicum meldet; im Jahre 1421 blühten im März die Bäume und im April die Weinstöcke und man hatte im April reife Kirschen; im Jahre 1572 bekamen die Bäume im Januar Laub und im Februar hatten die Vögel Junge; im Jahr 1585 war dasselbe der Fall und zu Ostern stand das Korn in Aehren; in den Wintern von 1558, 1607, 1609, 1617 und 1659 hatte man in Frankreich weder Eis noch Schnee, im Jahre 1622 brauchte man sogar in Deutschland nicht einzuheizen (?) und im Februar blühten die Bäume. Im 19. Jahrhundert waren in Frankreich milde Winter in den Jahren 1807, 1846 und 1847, wo es am 28. Januar über Paris donnerte. (Auch am 15. Februar dieses Jahres, Nachmittags gegen drei Uhr, wurde in Bois-Guillaume bei Rouen ein starker Donner vernommen, dem ein heftiger Nordsturm und einiger Regen folgte.)

Oesterreichische Fabrikation in China. Der Zündwaarenfabrikant A. M. Pollak, der seit Jahren durch seine Londoner Niederlage sein Fabrikat indirekt nach China exportirt, beabsichtigt in Folge der jetzt durch England anzuhoffenden Garantien in China, vorläufig in Kanton eine eigene Niederlage zu errichten und sendet zu diesem Behufe seinen Neffen nach London, um ihm daselbst nebst der nöthigen Geschäftsroutine auch noch durch Missionäre den Unterricht in der chinesischen und spanischen Sprache ertheilen zu lassen. Dieser Industrielle, welcher nebst seinen Niederlagen auf den vorzüglichsten europäischen Handelsplätzen auch noch in New-York, San Franzisko, Sidney, Melbourne, San Tomas und Havanna eigene Filialen errichtet und somit eines der bedeutendsten Exportgeschäfte aus Oesterreich gegründet hat, vermehrt und vergrößert von Tag zu Tag seine Fabriken, für deren gesteigerte Produktion er im Auslande stets neue, bleibende und nutzbringende Absatzquellen sucht.

Es ist doch immer gut, wenn man etwas gelernt hat. Das bewies vor einigen Tagen wieder ein Pudel zu Kassel zum großen Ergötzen von Alt und Jung. Mit noch vielen andern seines Geschlechts als Vagabund vom Scharfrichterknechte eingefangen und in einen Stall gesperrt, um todtgeschlagen oder auf Reklamation gegen gutes Trinkgeld rückgegeben zu werden, hatte sich der „Mann von der Schlinge" kaum entfernt, als er plötzlich ein fürchterliches Gebell vernimmt und nachsehend auch schon das ganze Rudel Gefangener ventre a terre in toller Flucht begriffen sieht. Sorgfältiges Nachsetzen war ohne Ergebniß, selbst einer Thorwache gelang es nicht, mittelst vorgehaltenem Gewehr die flink darüber wegsetzende fliehende Meute aufzuhalten, die Hunde waren „Hast-Du-nicht-gesehen" wieder in alle Winde zerstreut; wie aber kamen sie aus ihrem Kerker? Die Thüre war nur in's Schloß gelegt, nicht aber verriegelt; unser dressirter Pudel versuchte sein Thüraufmacherkunststück, es gelang und rettete ihn und viele seiner Kameraden vor dem Tode. Ergo ist es immer gut, wenn man etwas lernt.

Ein Gesanglehrer in Mailand will endlich das Problem gelöst haben, mittelst einer melographischen Maschine Alles auf einem Piano Gespielte gleichzeitig auf Papier niederzuschreiben.

Charade.

Der ersten Sylbe düstrer Schleier
Zieht magisch dir dein Aug' von dieser Welt zurück;
Den bittern Leidenskelch, der Wonne höchstes Glück,
Vergissest du bei ihrer stillen Todesfeier.
Auch bringt sie dich durch Morpheus Zaubernacht
In höh're Sphären hin, wo die Fortuna lacht.
Doch quält sein Täuschungs-Trug dich auch mit Kummer,
Den du sonst nie gefühlt und stört den Schlummer,
In welchen dich zuerst der Sylbe Macht gewiegt,
Die einer Göttin Lichtstrahl endlich ganz besiegt,
So schwindet dies Phantom — des Lasters Schutz zurück,
Und jede Trug-Gestalt entzieht sich deinem Blick.
Und leise beben himmlisch sanfte Töne
Von letzten Drei'n durch's Künstlers Hand berührt,
Vor deinem Ohr und du empfind'st das Schöne,
Wodurch ihr sanfter Ton die Harmonie geziert.
Im Unschulds-Kolorit entkeimt mit sanftem Glanze
Auf Florens Prachtgewand das Ganze.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 37:

Handwerk.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Dienstag, 30. März 1858.

Bäume — Wünsche.

Ich stand in einer Baumallee;
Die Bäume dicht in meiner Näh',
Wie ragten sie in's Blaue;
Die weitern, kleiner wurden die
Und immer nied'rer schienen sie,
So weit ich sie erschaue.

Sie däuchten mir wie Wünsche just,
Die aus der armen Menschenbrust
Zu steigen sich erdreisten:
Ununterbrochen eh' wie jetzt,
Und Niemand weiß es, wann zuletzt,
Und unerfüllt die meisten.

Die ersten, da du Jüngling noch,
Wie steigen die so hoch, so hoch,
Es schwindelt sie zu denken;
Und mit den Jahren abwärts geht's,
Da werden sie geringer stets
Und sich zur Erde senken.

Die ersten so gigantisch kühn,
Gewipfel, dessen Hoffnungsgrün
Dem Blick kaum zu erreichen;
Die weitern klein, doch dichtgereiht
Und ach, für Hand und Fuß so weit,
Als ob zurück sie weichen.

Der Stamm so hoch, der Mensch so klein,
Der Wunsch so schön, doch selten dein,
Was er gewährt will sehen! —
Ich schreite durch der Bäume Reih'
Und denke sorgenvoll dabei:
Wie wird es weiter gehen?

Die geraubte Krone.

„Ich schwöre Ihnen, mein Herr, bei Allem, was mir heilig, daß ich nicht ein so großes Verbrechen zu begehen glaubte!"

„Ja, glaubte! zu dem Glauben bekannte sich von jeher das Diebsvolk. Marsch, vorwärts, Gaunerin!"

„O, geben Sie mir keinen entehrenden Namen! — Sie tödten mich durch die Schande!"

„Schande! das ist das rechte Wort! Sie hätten sich schämen sollen, ehe Sie den sündlichen Raub begingen; jetzt ist es zu spät."

„Ich versichere Sie aber, daß ich nicht wußte..."

„Ist es gefällig zu folgen, oder..."

Diese Reden, von denen ich nicht ein Wort verlor, wurden auf einem Kirchhofe von Paris gewechselt zwischen dem Wächter und einer armen Frau, die auf den Knieen vor jenem lag und ihn mit rührender Stimme anflehte. Ich trat den Beiden näher.

„Was hat dieses Weib gethan?" fragte ich den Wächter.

„O, bemühen Sie sich nicht ihretwegen — sie verdient keine Theilnahme, die Diebin!"

„Dafür möchte ich sie schwerlich halten: ihr Wesen scheint so sanft, ihre Thränen so aufrichtig; und dann — was kann sie an diesem Orte gestohlen haben? Etwa den Todten eine Hand voll Erde? Nun, so werft einst einige Hände voll weniger auf ihr Grab und sie hat ihr Vergehen zur Genüge gebüßt!"

„Es sollte mir leid seyn, wenn ich meinen schönen Garten durch ein Grab für die Frevlerin verunehren müßte."

„Lieber Herr," begann die Arme unter heftigem Weinen, „schenken Sie mir einen Augenblick geneigtes Gehör; ich will mich keineswegs rechtfertigen, ich erkenne, daß ich gefehlt; ich bitte Sie

aber darum, diesem Manne zu sagen, daß er Nachsicht mit mir habe, da ich schon unglücklich genug bin!"

„Was haben Sie aber um des Himmelswillen verbrochen?"

„Das sollen Sie hören, mein Herr; ich werde Ihnen nicht das Mindeste verschweigen!"

Nachdem ich die Frau vom Boden aufgehoben, begann sie: „Es sind jetzt fünf Monate, seit ich meinen Mann verlor, einen fleißigen Arbeiter und liebevollen Gatten; der Schmerz darüber hätte mich getödtet, wenn ich meine Erhaltung nicht einem, erst drei Monat alten Töchterchen schuldig gewesen wäre. Ich ging also nach Paris, in der Hoffnung, dort mehr Arbeit zu finden. Tag und Nacht strengte ich mich an, um mein Kind und mich vor dem Hungertode zu retten. Doch — möchten Sie nie eine gleich traurige Erfahrung machen — wenn der Wind des Unglücks einmal über ein Daseyn weht, so stürmt er jede Freude desselben Blatt für Blatt nieder. Mein Töchterchen schwand sichtlich vor meinen Augen hin; was ich bei diesem Anblick fühlte, will ich Ihnen nicht schildern. Sie würden es doch nicht ganz fassen können, denn nur eine Mutter vermag zu würdigen, wovon das Herz einer Mutter neben der Leiche des geliebten, theuern Kindes bewegt wird. — Ich stand nun allein in der Welt, ohne Verwandte, ohne Freunde — sie Alle waren gestorben, ich war selbst jeder Hoffnung beraubt, meine theure Eugenie lebte ja nicht mehr! Wie oft wünschte ich seit ihrem Verscheiden, daß auch in mir die Lebensflamme, welche nur noch matt glühte, vollends erlöschen möchte. Jeden Sonntag, seit dem Tode meines lieben Kindes, kam ich hierher, um auf dem Grabe desselben zu beten, hier auf diesem niedrigen Rasenhügel. Wäre ich reich gewesen, welch ein herrlich Grabmal hätte ich meinem Kinde errichtet! Ich würde auf weißem Marmor eine Rosenknospe haben bilden lassen, die von einem Schmetterlinge geknickt wurde, der sich auf den Stengel setzte, welcher noch zu schwach war, um die leichte Last zu tragen. Doch ich war so arm und konnte nur ein kleines hölzernes Kreuz kaufen, ohne irgend eine Inschrift, die dem fühlenden Wanderer verkündet hätte: Hier schläft ein Engel! Jeden Sonntag hing ich um das Kreuz einen Immortellenkranz, den ich von meinem kleinen Sparpfennige bestritt; wenn ich alsdann mit Inbrunst gebetet, wenn ich mich satt geweint hatte, so ging ich, etwas ruhiger und mit der Hoffnung, daß der gütige Gott, von meinen Thränen gerührt, mich bald zu sich, zu meiner geliebten Eugenie und meinem Gatten heimrufen werde. In der vorigen Woche, einer Unglückswoche für mich, konnte ich keine Arbeit bekommen, so sehr ich mich auch bei den Reichen darum umthat. Ueberall klangen mir die schrecklichen Trostesworte entgegen: Kommen Sie in ein paar Tagen wieder!"

„Aber gnädige Frau, ich habe kein Geld, um mir Brod zu kaufen!"

„Was geht das mich an? ich habe schon meine Armen!"

„Ich will ja keine Almosen! geben Sie mir nur Arbeit!"

„Kommen Sie nach acht Tagen wieder!"

„Dann wird der Hunger, der furchtbare Hunger schon vielleicht morgen ein Opfer mehr hingerafft haben."

„Wie lästig, wie zudringlich ist das Weib! Schon spüre ich wieder meine Migräne! Was lassen die Bedienten auch solches Volk herauf!"

„Ein Lakai führte mich vor die Thür.

„Ja, bei Gott, mit solcher Gefühllosigkeit benehmen sich die meisten der gebildeten Damen und jene hohen Adeligen, über deren Großmuth so viel Lärm geschlagen wird. Um des Aufsehens willen mögen sie wohl manch Mal einige Sous in den Hut eines Armen werfen, wenn sie nämlich gewiß sind, daß den folgenden Tag in einem Journal mit großen Lettern verkündet wird, daß die gnädige Komtesse N. N., daß Ihre Durchlaucht X. Muster der Wohlthätigkeit, Engel der Erbarmung seyen. Wenn man sich aber diesen Engeln in dem Innern ihrer Gemächer naht und sie um Arbeit ersucht, oder um eine Unterstützung zur Rettung aus der dringenden Noth, da verschwindet jeder Nimbus, da erblickt man nur noch den Menschen mit all seinen Unvollkommenheiten, nur den Egoisten, der oft sogar mit beleidigender Härte zurückweiset. Warum aber wohl dies? Weil die verborgene, stille Wohlthätigkeit keine Posaunen zu hoffen hat.

„Obschon ich bereits drei Tage nicht die mindeste Nahrung zu mir genommen habe, so schleppe ich mich doch noch bis auf diesen Kirchhof."

„Von Paris aus?"

„Nicht wahr, mein Herr, der Weg ist weit, und besonders für Jemand, in dessen Eingeweiden der schreckliche Hunger wüthet?"

„Ich mußte bei jedem Schritt einhalten, mich an einen Baum anlehnen, doch wollte ich meinen wöchentlichen Besuch auf dem Kirchhof nicht versäumen und kam mit dem Gedanken her, daß, wenn ich ja einmal sterben sollte, es am Besten auf dem Grabe meines Kindes geschehen würde.

Als ich ankam, fühlte ich meine Kräfte durch die Aufregung eines brennenden Fiebers wieder um Etwas erhöht; ich erkannte nun die Größe meines Unglücks vollkommen. Der Gedanke, daß ich nicht, wie immer, einen Kranz von Immortellen hatte kaufen können, war für mich höchst peinigend. Da fielen meine Blicke plötzlich auf ein reiches Grabmal, dort unten, welches mit zehn Kronen geschmückt war. Zitternd trat ich demselben näher; es war das Grab einer Mutter; ihr Schatten wird nicht gegen den meinigen aufstehen, sprach ich beruhigend zu mir und nahm eine der Kronen, die am meisten entblättert war, welche das Denkmal am wenigsten zierte; als ich sie um das einfache, bescheidene Kreuz meiner Tochter hängen wollte, wurde dieser Mann da meiner ansichtig. Hier haben Sie, Herr, die Geschichte meines Verbrechens! Verdient wohl eine Mutter Strafe dafür, daß sie dem Drange ihres Herzens folgte?"

„O nein, nicht die mindeste," entgegnete ich, indem ich meine heftige innere Bewegung zu verbergen suchte; „ich bin vielmehr fest überzeugt, daß der brave Mann, nachdem er sich von Ihrer Unschuld überzeugt, Ihnen kein Leid zufügen wird."

„Ach! ja, wenn ich das Alles früher gewußt hätte . . . doch die Pflicht — die Schuldigkeit. Stille davon, ich fühle mich selbst innigst gerührt."

Die junge Frau dankte dem Wächter mit einer Wärme und Herzlichkeit, welche derselbe durchaus nicht verdient hatte, denn die anscheinende Rührung des alten Cerberus war nur die Wirkung eines blanken Stück Geldes, das ich ihm heimlich in die Hand gedrückt hatte. — Ich machte es mir nun aber zur heiligsten Angelegenheit, für die arme Mutter zu sorgen. Nachdem ich ihr zuerst die Nahrung hatte reichen lassen, deren sie so sehr bedurfte, empfahl ich sie an eine mir bekannte Dame, welche einer Kammerjungfer benöthigt war. Die arme Mutter erhielt auf meine Empfehlung diese Stelle, wie zugleich die Achtung und Liebe ihrer Herrschaft, nachdem ich derselben die Geschichte des Kronenraubes erzählte.

Jeden Sonntag besuchte die Mutter nun den Kirchhof, um auf dem Grabe ihres Kindes zu beten, bald vermag sie diesem einen Denkstein errichten zu lassen, mit einer Rosenknospe, welche sich neigt unter den zarten Flügeln eines Schmetterlings; jeden Sonntag kann die Mutter nun eine Immortellenkrone um das Kreuz hängen, ohne befürchten zu müssen, daß ein herzloser Wächter sie fest nehmen werde, **einer geraubten Krone** wegen.

Mannigfaltiges.

Anwendung der Photographie auf Astronomie. Wenige Augenblicke nach der letzten Sonnenfinsterniß wurde schon ein photographisches Abbild derselben vom Astronomen Faye der Pariser Akademie vorgelegt; die Photographie war mittelst eines großen Fernrohrs von 15 Metres Brennweite auf Kollodium aufgenommen. Nach den Instruktionen des Hrn. Faye wurden die Aufnahmen so vorgenommen, daß sie für die Wissenschaft die bestmöglichen Resultate gaben. Es kam darauf an, von den verschiedenen Phasen der Erscheinung augenblicklich genaue Abbilder zu nehmen; von der ersten Berührung der äußern Ränder an bis zur zweiten. Das große Porro'sche Fernrohr im technomatischen Institute dieses Herrn, womit man operirt, hat 52 Centimetres (etwa 21 Zoll) im Durchmesser und eine Brennweite von 15 Metres oder 51 Fuß. Mehrere Glasplatten waren vorher mit Kollodium präparirt worden und so empfindlich gemacht, daß man Bilder in dem Bruchtheile einer Sekunde erhalten konnte. Zur Bestimmung der Zeit bis auf 100stel von Sekunden bediente man sich eines elektrischen Chronographen. Außer dieser photographischen Beobachtung und der Zeitbestimmung durch die Elektrizität wurden zu gleicher Zeit gewöhnliche astronomische Beobachtungen vorgenommen und die Zeit mittelst des Chronometers bestimmt, so daß man eine beständige Kontrole erlangt. Während der ganzen Dauer der Finsterniß wurden 15 Bilder aufgenommen und zwar unmittelbar in dem Brennpunkte des riesigen Fernrohrs, so daß ihre Genauigkeit und ihre Schärfe Nichts zu wünschen übrig lassen. Die Sonne erscheint auf den Platten mit einem Durchmesser von 15 Centimetres. Da für jedes einzelne Bild die genaue Zeit angegeben ist, so hat man vermittelst dieser Reihe von Photographien gewissermaßen die ganze Sonnenfinsterniß fixirt und der Astronom kann sie in seinem Arbeitszimmer jeden Augenblick wieder an sich vorübergehen lassen. Die Bilder sind so genau und scharf, daß man mit Hilfe mikrometrischer Messungen alle verschiedenen Phasen der Finsterniß, die Stellung der Sonnenflecke, die Gestalt der leuchtenden Scheibe u. s. w. mit der größten Genauigkeit angeben kann. Mit Recht bemerkt Herr Faye, daß diese neue Beobachtungsmethode eine wahre Revolution in der Wissenschaft ist.

Zu Taganrog in Rußland hatte man am 30. Januar $5^1/_2$ Uhr Morgens den Anblick einer

prachtvollen Luftspiegelung. Bei 16 Grad Kälte war der Himmel klar, der volle Mond, dem Untergange nahe, leuchtete mit einem ganz besonders weißen Lichte. Rechts von demselben begann sich ein großes dunkelrothes Kreuz zu bilden, mit bläulichem Schimmer an den Rändern. Gegenüber auf der linken Seite zeigte sich eine Säule von derselben Farbe. Die Spitze der Säule war von blassem Silberschein. Ueber dem Mond befand sich ein strahlender Ring von geringerem Durchmesser als er selbst. Das Phänomen dauerte kaum 10 Minuten.

Auf die Restauration des Dogenpalastes von Venedig sind seit dem Jahre 1850 etwa eine Viertelmillion Thaler verwendet worden; hier befinden sich die Lokale des venetianischen Instituts für Künste und Wissenschaften, die Markusbibliothek, die Kanzleien der Handelskammer, die Börse; außerdem Wohnungen von Angestellten, Wachtstuben für die Pompiers und die Hauptwache. Im Saale des großen Rathes und in andern größeren Räumen werden zuweilen öffentliche Gerichtsverhandlungen gehalten. Eine Reihe von herrlich ausgestatteten Gemächern erhält jetzt eine wesentlich verschiedene, der Ehrwürdigkeit des Ortes mehr entsprechende Verwendung. Die Säle „der vier Thüren", des Anti-Collegio's der Gesandten und des Senats, welche mit den kostbarsten Meisterwerken der bedeutendsten venetianischen Maler geschmückt sind und zu denen als würdiger Anfang die goldene Stiege führt, sollen nämlich künftig vom Erzherzog-General-Gouverneur bei festlichen Empfängen, öffentlichen Audienzen und überhaupt bei allen solchen feierlichen Anläßen benutzt werden, wo derselbe die Person des Kaisers repräsentirt.

Zu Lund in Schweden gibt es einen Professor jur. Schrevelius, dem von den Studenten eine Katzenmusik gebracht wurde. Er soll die Examina nicht allein sehr streng genommen haben (was Niemand mißbilligen könnte), sondern seine Stellung häufig zu Provokationen benutzen. So fragte er, wie erzählt wird, jüngst bei einer Prüfung den Kandidaten: „Welche Folgen würde es für Sie haben, wenn Sie einen Menschen dazu dingen würden, mir das Fell durchzuprügeln?" Der Kandidat soll geantwortet haben: „Die Folgen für mich kann ich nicht beurtheilen, aber für Sie würde es die Folgen haben, daß Sie dann glimpflicher davon kämen, als wenn ich selbst die Streiche ausgetheilt hätte."

„Woher kommt der Name Grog?" Dieses so sehr beliebte Getränk verdankt seinen Ursprung dem englischen Admiral Vernon, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Vor ihm bekamen die Matrosen den Rum rein und unvermischt; er befahl, ihn mit einer gewissen Menge Wasser verdünnt auszutheilen, was den Seeleuten außerordentlich mißfiel. Nun trug der Admiral gewöhnlich einen Rock von kameelhaarenem Zeuge, Grogram, und so nannten sie ihn, sobald sie ihn sahen oder von ihm redeten, nur den alten Grog, womit denn auch bald die Mischung von Wasser und Rum bezeichnet wurde, welche sie täglich erhielten. Allmälig blieb der Name, die letztere zu bezeichnen, obschon der alte Vernon und sein Flauschrock längst vergessen sind.

In einem Orte am Obermain kaufte dieser Tage ein Geistlicher ein Quantum 1857r und händigte dem Verkäufer gleich die „Daraufgabe" aus. Andern Tags kommt Letzterer zu Ersterem und bittet um Auflösung des Kaufvertrags, da — seine Ehehälfte ihre Genehmigung verweigerte. Der Geistliche, allem Unfrieden abhold, entsprach der Bitte alsogleich, wies aber auch die Rückgabe des Draufgeldes mit den Worten ab: „Kauft Euch dafür eine Hose, denn die Eurige trägt ja die Frau!"

Gesandtschaft.

Der König Lenz ist ein galanter Herr,
Schickt mir im Winter seine Abgesandten;
Sie flüstern mir die besten Grüße zu,
Und tausend schöne Dinge, wohl verstanden.
Soll ich ihm trau'n? das Necken steht ihm gut;
Man weiß, trotz seinen blauen Veilchenaugen
Ist er ein Schalk, ein lockres junges Blut,
Ein Stutzer, der mit seinen Reizen prahlt,
Stets Schulden macht und selten nur bezahlt,
Und immer auf dem Sprunge abzureisen.
Der ihn fêtirt in tausend Weisen,
Der gute Dichter ist gefoppt zuletzt.
Wenn er an Blüthen kindisch sich ergötzt,
Schickt König Leichtfuß sich zum Wandern;
Die Früchte reifen einem Andern.

X.

Auflösung der Charade in № 38:
Nachtviole.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Freitag, 2. April 1858.

Bruderherz.

Ein Bruderherz, ein Bruderherz —
Wer kann den Werth ermessen? —
Nur Der, der schon in Lust und Schmerz
Ein Bruderherz besessen.

Ein Freundesherz, oft trügend Erz
Mit eitlem Glanz und Klange:
Ein Bruderherz, ein Bruderherz
Hält bis zum letzten Gange.

Den Freund gab dir der Zufall meist;
Du gibst ihn dir nur selten;
Und wenn er lieben soll, so heißt
Sein erstes Wort: vergelten.

Ein Bruderherz, ein Bruderherz
Fragt nicht: wirst du mich lieben? —
Es liebt und weiß, in's and're Herz
Hat Gott es auch geschrieben.

Wie du, hat's an derselben Brust
Einst weich und warm gelegen,
Mit dir getheilt der Kindheit Lust,
Mit dir der Eltern Segen;

Kennt jede kleine Freude noch,
Die dich als Kind beseelte;
Trug früh' mit dir des Kummers Joch,
Da dir der Freund noch fehlte.

Mit dir theilt es den hell'gen Schmerz,
Zur Heimath sich zu sehnen;
An's Bruderherz, an's Bruderherz
Darfst du dein Alles lehnen.

Drum blick' ich dankend himmelwärts
Und fröhlich in das Leben,
Weil manches treue Bruderherz
Der Herr mir hat gegeben.

Regine,

Erzählung nach dem Leben von L. Bornhagen.

1.

Es war ganz in der ersten Zeit der Eröffnung der Eisenbahn zwischen H. und M., als ich meiner Frau den Vorschlag zu einer kleinen Reise machte, die wir eben zum größten Theil auf der Eisenbahn zurücklegen konnten. Derselbe wurde mit großer Freude acceptirt und unsern beiden Kindern wie deren Gouvernante, die uns begleiten sollten, mitgetheilt. Die Kinder jubelten laut und auch Fräulein H. schien die Abwechslung nach dem ewigen Dociren nicht unangenehm zu seyn. Die Vorbereitungen waren bald getroffen und wir richteten uns an einem herrlichen Julimorgen ganz behaglich in einem Coupé zweiter Klasse ein, welches wir noch unbesetzt vorgefunden.

Ich sprach eben den Wunsch aus, daß es so bleiben möge, als zwei Damen den Wagenzug entlang kamen, welche sorglich in verschiedene Coupés schauten, ohne, wie es schien, ihre Anforderungen befriedigt zu sehen. Als sie an das unsrige kamen, zog ich mich in mein Winkelchen zurück und bemerkte, wie gleich darauf ein Paar kleine, scharfblickende graue Augen über mich und die liebe Familie hinwegglitten. Wahrscheinlich war das, was sie erblickten, nach Wunsch, denn der Schaffner wurde sofort gebeten, die Thüre zu öffnen. Gleich darauf ertönte der durchdringende Pfiff der Lokomotive und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Die Meinigen hatten sich mit mir in Eine Richtung gesetzt und die Fremden die Plätze gegenüber eingenommen, so daß ich Gelegenheit hatte, diese in voller Muße zu betrachten. Die vorhin erwähnten kleinen grauen Augen gehörten einer ältlichen Person, die, ihrer Kleidung, ihrem ganzen Aeußern nach, auf den Titel „Dame"

keinen Anspruch zu machen schien. Ihre Züge, die von Haus aus nichts Ansprechendes zeigten, wurden durch einen Ausdruck von Härte und Unfreundlichkeit fast abschreckend. Sie trug eine große Spitzenhaube von längst veraltetem Schnitt und einen alten dunkelrothen Merinomantel, unter welchem sie, wie es schien, mit großer Sorgfalt ein mächtiges Packet verbarg. Sie hatte meiner Frau gegenüber Platz genommen, während ihre jugendliche Begleiterin sich mehr nach mir zu niedergelassen hatte. Diese war in ihrer ganzen Erscheinung so gänzlich von der alten Frau verschieden, daß ich im ersten Augenblicke versucht war, zu glauben, sie sey die Herrin jener. Die junge Dame war mit einfacher Eleganz gekleidet und von dem zierlichen, nur mit einem strohgelben Bande umwundenen Hute bis zu dem saubern, sich eng an eine schöngeformte Hand anschmiegenden Handschuh sagte mir Alles, daß sie zu den sogenannten höheren Ständen gehören müsse. Nach meiner Schätzung konnte sie unmöglich viel über sechzehn Jahre alt seyn, was mir, als sie der großen Hitze wegen Hut und Mantel ablegte, zur Gewißheit wurde. So elastische schlanke Formen, wie sie dies eng anschließende braune Kleid abzeichnete, so sanfte Rundung von Wange und Kinn pflegt nur dies bevorzugte Alter aufzuweisen.

Meine Frau, die wohl wußte, welch reger Bewunderer weiblicher Schönheit ich alter Knabe sey, warf mir einen vielsagenden Blick zu und Fräulein H. lispelte:

„Quelle charmante dame!"

Diese Worte, obschon leise geflüstert, erreichten doch auch das Ohr des reizenden Mädchens. Sie erhob für einen Augenblick das mit schwarzen Wimpern umsäumte Augenlied und sah nach der Sprecherin. Das schönste dunkelblaue Auge begegnete unseren Blicken, aber mit einem so tief schwermüthigen Ausdruck, daß ich mich beinahe schämte, sie so angestarrt zu haben. Dennoch stellten meine Blicke, so wie ich mich überzeugt, die Dame habe sich, wie vorhin, in das Anschauen eines großen Albums vertieft, dieselbe Wanderung zu ihr an, bis ich mir ihr Bild vollständig eingeprägt hatte. Ja, sie war schön! In jedem Zuge ihres holden Gesichtchens schien mir ein besonderer Reiz zu liegen, und die sanfte Schwermuth, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, ließ sie mir nur noch reizender erscheinen, drängte mir aber auch die Frage auf: Woher kommt es, daß dies junge schöne Wesen einen so ungewöhnlichen und über ihre Jahre weit hinausgehenden kummervollen Ernst zeigt?

In diesem Augenblicke begann, zu unserem allseitigen Erstaunen, das Packet der Alten mit leisem Weinen ein Zeichen des Lebens von sich zu geben und so unsere Blicke nach einer andern Richtung hinzuziehen. Die Alte schlug den Mantel zurück und schwenkte in ungraziöser Bewegung das Packet — ein kleines, ungemein kleines Kind — auf und nieder.

Die junge Dame war sogleich aufgestanden, näherte sich der Alten und sagte mit sanfter, klangvoller Stimme und in einer fast demüthig erscheinenden Weise:

„Ach, soll ich das Kind nicht auch einmal nehmen?"

Die Alte aber erwiederte blos: „Wozu denn?" und drehte sich mit einer fast wegwerfenden Miene um.

Die junge Dame rückte näher zu ihr hin, ergriff die Hand des kleinen schreienden Wesens und küßte sie.

„Laß doch das Kind," brummte die Alte, „es schreit ja nur noch mehr!"

Und das hatte seine Richtigkeit, das Kind schrie, als wenn es am Spieße stäcke.

„Reich' mir 'mal den Korb!" sagte die Alte jezt.

Die junge Dame erhob sich schnell und mit Grazie, um das Geforderte vom äußersten Ende des Coupé's zu holen.

Ich reichte ihr respektvoll den Korb entgegen und bekam dafür ein freundliches: „Ich danke, mein Herr!"

Die Alte ertheilte nun einige Befehle über das, was sie aus dem Korbe zu haben wünschte, und zu meinem Schrecken sah ich, daß die junge Dame ein Stückchen Leinen daraus hervorzog, es mit gestoßenem Zucker und Zwieback füllte, mit Zwirn bewickelte, mit einer in einem kleinen Fläschchen befindlichen Flüssigkeit benetzte und es dann dem kleinen Schreihals in den Mund steckte.

„Du kannst gleich noch ein halbes Dutzend füllen, Regine," meinte die Alte.

Das junge Mädchen war nun sehr emsig, mußte aber ab und zu einen Tadel erfahren, daß die „Nutsche" (unter diesem Namen hatte ich die fatalen Dinger in meiner häuslichen Praxis kennen gelernt) zu stark oder zu klein seyen.

Während dessen hatte ich mit den Meinigen ein Gespräch angeknüpft, um Reginen wenigstens die Erleichterung zu verschaffen, sich unbeobachtet zu glauben.

Als der Zug bei dem nächsten Anhaltspunkte hielt, fragte Regine, ob sie vielleicht Milch holen solle.

„Ja, aber dann nur schnell," brummte die Alte; „der Zug hält sich ja blos ein paar Minuten hier auf!"

Regine setzte rasch den kleinen Strohhut auf und eilte in das Bahnhofgebäude. Es verging eine Weile, ehe sie zurückkehrte, und wir schauten sämmtlich etwas ängstlich nach ihr aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kirschkern.

Es scheint mir eine unerfreuliche Ansicht der Menschenschicksale, wenn man sich immer bemüht, das Wichtigste aus kleinen Zufällen und Zufälligkeiten abzuleiten, und auch im Leben des Einzelnen mag ich meinen Blick nicht gern dahin wenden, wo der Zufall sein flatterhaftes Spiel treibt. Lieber lasse ich ihn da verweilen, wo jener nur gleichsam behilfsweise die tiefer liegenden Verhältnisse des Herzens zur Reife brachte.

So viel als Einleitung zu folgender Anekdote:

Arnold hatte kürzlich ein seinen Kenntnissen angemessenes ziemlich einträgliches Amt erhalten und sah sich nun nach einer Gattin um. Frühere Liebschaften hatten sich, wie es bei jungen Männern zu geschehen pflegt, auf diese oder jene Art zerschlagen. Sie waren flüchtiger Art gewesen und er hatte die Gegenstände derselben immer bald vergessen.

Aber eine Gestalt war ihm dafür im Herzen geblieben und der Gedanke an sie that ihm wohl, ob er gleich gerade mit diesem Mädchen nie einen nähern Umgang gepflogen, noch überhaupt an eine engere Verbindung mit ihr bisher auf's Entfernteste gedacht hatte.

Es war — die Tochter eines Pachters auf dem Lande, der sich, wie man hörte, trotz seiner zahlreichen Familie, durch seinen Fleiß und seine ökonomischen Einsichten wohl fortbrachte.

Rosine, so hieß die älteste Tochter, ein kerngesundes hübsches Kind von neunzehn Jahren, pflegte fast jede Woche in die Stadt zu kommen, um bei dem Verkaufe der Viktualien und anderer Erzeugnisse anwesend zu seyn. Sie kam jedesmal auch in das Haus, wo Arnold zur Miethe wohnte und er versäumte nie, um die gewohnte Stunde ihr da zu begegnen. Sie war von einer Magd begleitet, welche die Körbe trug und ob sie gleich immer etwas theuerere Preise hielt, als andere Verkäufer, so wollten doch viele Familien nur von ihr kaufen. Denn ihre Butter war immer am frischesten und süßesten, ihr Obst und andere Feldfrüchte, sowie ihr Flachs von der besten Sorte, selbst ihre Körbe sahen besser aus, als die der Landleute und die über die Marktwaaren gebreiteten Tücher glänzten vor Reinlichkeit und Weiße. Der Anblick der schönen Verkäuferin selbst aber galt vollends den Waaren für die beste Empfehlung, ob sie gleich nichts weniger als geschwätzig die Güte derselben herausstrich, sondern nur mit irgend einem freundlichen Blick oder Wort den Käufer zu besiegen wußte.

Arnold hätte vielleicht ernsthafter an einen eigenen Heerd gedacht, wäre ihm nicht seine Miethwohnung wegen der flüchtigen Momente, wo die Pachterstochter an den Markttagen zusprach, lieb geworden. Er freute sich immer, ohne es sich deutlich zu gestehen, von einem Sonnabend auf den andern und so verzog es sich auch mit seiner Heirath, denn welches von den Frauenzimmern der Stadt er in seiner Phantasie neben die Pachterstochter stellte, keines wollte darin Stand halten.

Es geschah wohl durch Zureden seiner Freunde oder Verwandten, daß er endlich doch einen ernsthaften Entschluß fassen wollte. Er gab den Einladungen in das Haus des Raths S** nach und merkte bald, daß ihm die ältere von den noch unverheiratheten Töchtern, Ernestine, eine hübsche schlanke Brünette, zugedacht sey. Sein Verstand hatte nicht viel gegen eine solche Verbindung einzuwenden. Ernestine erschien ihm als ein gutgeartetes, gesittetes Frauenzimmer und in allen weiblichen Arbeiten wohl erfahren. Vor der Küche fühlte sie, wie sie offen gestand, einige Abneigung, doch sein Einkommen erlaubte ihm ja, eine Köchin zu halten. Den Putz liebte sie nicht übermäßig und wenn sie auch nicht hinter der Mode zurück seyn wollte, so hatte er diese Ausgabe eben auch nicht zu sehr zu scheuen; war ja er selbst dafür sehr genügsam in Anzügen, so wie in seinen übrigen Bedürfnissen. Ernestine war zwei und zwanzig Jahre alt; sie hatte freilich unter mehreren Anbetern einen erklärten Liebhaber gehabt, aber das Verhältniß hatte sich auf eine, zwar nicht zur Kunde der Stadt gekommene, jedoch auf eine solche Art aufgelöst, die dem Rufe keines Theils nachtheilig war.

Ihr Geliebter hatte nämlich eine Legationsrathsstelle angenommen und Ernestinens Gesundheit mochte ihr damals nicht erlaubt haben, ihm auf seinen entfernten Posten zu folgen. Hierin wollten wenigstens einige den Grund der aufgelösten Verbindung finden.

Arnold war bei seiner wachsenden Zuneigung, die er für die allerdings reizende Ernestine fühlte, doch nicht vor Liebe blind. Er hatte Besonnenheit genug, um nach und nach bei Gelegenheit, die keinem Freier abgeht, der das Haus seiner künftigen Schwiegereltern besucht, aus zerstreuten Aeußerungen die Hauptzüge ihres Charakters zu sammeln und in Gedanken diese Erscheinungen aus den lieblichen Frühlingstagen ihres jetzigen Umgangs in den oft beschwerlich heißen Sommer der Ehe zu übersetzen. An Veränderung des Gemüths, an Ablegung gewisser Eigenheiten und Gewohnheiten glaubte er nicht eben stark, auch fand er, wenn er je bei Ernestinen dergleichen hätte wünschen müssen, sie doch zu sehr aus Einem Guß, als daß er hierin sich hätte etwas weiß machen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber das Alter der chinesischen Kultur wird in einem Artikel der „Tribune scientifique et littéraire" von Quatrefages nachgewiesen, daß die Chinesen 2250 Jahre vor Christus schon den Thierkreis kannten, 2278 vor Christus schon Deiche und Kanäle bauten, 1146 schon die Magnetnadel, obwohl in rohester Form, benutzten und Sternwarten bauten und 249 vor Christus bereits die Abplattung der Erdkugel kannten, das Schießpulver gebrauchten, Kanonen hatten, Brücken, Wasserleitungen und die bekannte chinesische Mauer gebaut hatten. Diese Erfindungen und Bauten sind von den Occidentalen in hohem Grade vervollkommnet und überflügelt worden, dagegen sind die Porzellangefäße noch immer hoch bewundert und unübertroffen, welche mindestens 185 Jahre vor Christus in China gemacht wurden.

Amerikanische Definition. Ein englischer Publizist gibt folgende amerikanische Publikationen über einige wichtige Begriffe im Sinne der jenseits des Ozeans jetzt gebräuchlichen Anschauungen. Das Leben: die zum Gelderwerb bestimmte Zeit. Das Geld: der Zweck des Lebens. Der Mann: eine Gelderwerbmaschine. Die Frau: eine Geldausgebmaschine. Kinder: Zukunftssaat der einen oder andern Gattung.

Elbing. Ein benachbarter Gutsbesitzer fand, vor einigen Tagen von einer Reise zurückgekehrt, Haus, Hof und Stall leer und stille. Bald ward ihm Gewißheit, daß seine untreue Frau mit einem Liebhaber durchgebrannt war, gegen 5000 Thlr. an Geld, Wagen und Pferden mitnehmend. Der Betrogene eilte hierher, fand aber nur noch das Werthloseste — seine süße Gattin — denn ihr Entführer ließ sie schon wieder hier im Stich und zog mit Geld und Equipage allein weiter!

Dieser Tage kaufte ein Frankfurter Metzgermeister einen Wagen voll Heu. Als derselbe abgeladen werden sollte, sprangen zwei Individuen oben herab, welche auch während des Wiegens auf demselben gesessen hatten. Der Käufer drohte mit der Polizei, worauf der Verkäufer, das Gewicht der beiden Leute auf 300 Pfund taxirend, erklärte, sich einen Abzug von 3 Zentnern gefallen lassen zu wollen. Der Metzger hat aber eine bessere Meinung von der Schwere der Betreffenden; er schätzte sie doppelt so hoch als der Bauer und zog diesem 6 Zentner ab.

Landwirthschaftliches.

Sehr einfaches Schutzmittel gegen die Raupen. Ein großer Papierbogen wird in der Mitte des Baumstammes so um denselben gebunden, daß der untere längere Theil wie ein Krinoline-Rock davon absteht. Die Raupen, welche den Stamm hinaufkriechen wollen, gelangen nur bis zum Hinderniß, das ihnen die Papierglocke bereitet, sammeln sich darin an und können dort von Zeit zu Zeit mit Bequemlichkeit vertilgt werden.

Logogryph.

Unter vielerlei Gestalten,
Unter feurigen und kalten,
Unter guten, unter bösen
Triffst du mich bei Menschen-Wesen.

Sprechen mag wohl von Beglückung,
Wem ein gutes gab die Schickung,
Wer ein schlechtes sich gezogen,
Ist um Ruh und Heil betrogen.

Eine Mischung von Metallen
Bin ich, wenn das Haupt gefallen,
Manchmal — leider häuf'ge Fälle —
Sitz ich an des Ganzen Stelle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Sonntag, 4. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Schon wollte der Schaffner die Thüre schließen. „Aber mein Gott, meine Tochter ist noch nicht zurück!" sagte die Alte heftig.

„Ja, lieber Himmel, darauf kann der Zug nicht warten!" entgegnete mürrisch der Mann und schlug die Thüre zu. Da kam Regine herbeigeflogen und ihrer süß-bittenden Miene öffnete er sich schnell wieder. Sie setzte sich athemlos und reichte dann das kleine, mit einem Elfenbeinpfropf versehene Milchfläschchen der Mutter hin. — „Mutter!" Diese fast abschreckend und so gewöhnlich aussehende Person sollte die Mutter dieses Mädchens seyn? Unmöglich! — Da fiel mir unwillkürlich ein alter, verkrüppelter Apfelbaum meines Gärtchens ein, dem ich schon oft den Tod geschworen, weil er gar zu häßlich unter den anderen dastand, mich aber jeden Herbst durch seine rothwangigen Aepfel, die das zarteste Fleisch hatten, bestach, ihn noch ein Jährchen am Leben zu lassen. Trug er die süßen Früchte, so konnte die garstige Alte auch wohl einem so reizenden Kinde das Leben gegeben haben. Aus dieser mir sehr geistreich erscheinenden Betrachtung wurde ich durch die Stimme der Alten aufgeschreckt, welche der armen Regine die Flasche zurückgab und in ärgerlichem Tone sagte: „Die Milch ist ja ganz kalt, geht das so fort, so stirbt uns das Kind noch unterwegs!" Regine rang die zarten Hände, hatte aber kein Wort der Erwiederung. Die Alte stopfte indessen dem Kinde einen Nutsch nach dem andern in den Mund und warf die ausgesogenen aus dem Wagenfenster. „Die kalte Milch nimmt es nicht einmal," begann sie auf's Neue; „was soll also daraus werden?"

„Vielleicht hält der Zug das nächste Mal etwas länger," meinte Regine, „und ich kann dann...."

Ein unendliches Mitleiden mit dem armen jungen Wesen bemächtigte sich meiner.

„Meine Damen," nahm ich, von einem raschen Einfall durchzuckt, das Wort; „vor S. hält der Zug nicht wieder an, vor einer Stunde erreichen wir es aber nicht. Vertrauen Sie mir daher die Milch an, ich will sie erwärmen." Meine Frau, welche nicht gleich errieth, was ich wollte, sah mich einigermaßen ängstlich an. Ich bat sie indessen, die blecherne Beefsteak-Maschine, welche wir bei derartigen Touren auf meine Anordnung stets mit uns zu führen pflegten, aus der Reisetasche hervorzuholen und zur Befriedigung Aller, besonders meiner Kinder, brannte der Spiritus bald lustig unter der Milch; diese wurde nach kurzer Zeit von der Alten für warm genug erklärt und dem Kinde verabreicht. Es trank mit wahrem Wohlbehagen und sank dann in einen sanften Schlummer, was uns allen eine nicht geringe Erleichterung war. Die Alte wurde freundlicher und die schöne Regine sah ganz glücklich aus. „Darf ich mir wohl die Frage erlauben, meine Damen," begann ich dadurch ermuthigt, „ob Sie mit dem sehr kleinen Würmchen noch weit zu reisen gedenken?"

„Wir verlassen in B. die Eisenbahn, haben aber noch eine bedeutende Postreise vor uns!" entgegnete die Alte.

„Du lieber Gott!" sagte jetzt meine Frau, „das Kind ist wohl kaum erst sechs Wochen alt?"

„Vier Wochen nur, Madame."

„Aber das ist doch viel gewagt, es so früh von seiner Mutter zu trennen!"

Regine erglühte und ihre Mutter antwortete nur mit einem verlegenen Husten. —

Als das Gespräch einmal angebahnt war, wurde es fortgeführt. Das Album, welches die Neugier der Kinder erregte und von Regine in liebenswürdiger Freundlichkeit ihnen zum Durchblättern ge-

reicht wurde, lieferte mit seinen schönen Kupferstichen anfangs den Stoff, dem sich in natürlicher Folge ein Gespräch über Malerei, Poesie und Schauspielkunst anschloß. Die Mutter verhielt sich dabei ganz schweigsam und warf nur ab und zu Reginen einen jener Blicke zu, die auf Etwas aufmerksam machen sollen, was nicht ausgesprochen werden kann. Das junge Mädchen erwiederte denselben, achtete dann aber weiter nicht darauf, sondern sprach sich mit einem Feuer, mit einer so jugendlichen Begeisterung über die Erzeugnisse von Kunst und Poesie aus, und zeigte dabei eine so lebhafte Phantasie, daß sie uns jetzt als ein eben so geistig begabtes, wie zuvor mit wunderbarem Körperreiz geschmücktes Wesen erschien.

In S. sollten die Billets erneuert werden und die Meinigen wollten die kurze Zeit zur Besichtigung einiger Sehenswürdigkeiten benutzen. Ich ging mit den Fremden in die Restauration und hörte, wie Regine eine Portion Kaffee bestellte. Ich nahm an einem Tische in ihrer Nähe, mit einer Zeitung und einem Seidel Bier Platz.

„Wozu bestellst Du Kaffee?" hörte ich die Alte in ihrem rauhen Tone, obschon halb geflüstert, sagen. „Wir haben ja heute Morgen schon eine Tasse getrunken!"

„Ach, Marthy," lispelte das junge Mädchen, „ich glaubte, da wir kein Mittagbrod essen würden . . ."

„Wir werden aber kaum mit unserer Kasse auf der Reise ausreichen!"

Regine schwieg und schenkte ihrer Begleiterin eine Tasse, sich selbst aber kaum eine halbe ein. „Was soll das nun wieder vorstellen?" sagte die Alte mürrisch; „Du bedarfst es mehr als ich!" Regine setzte die Tasse an den Mund, ich sah aber, wie ihre Thränen hineinfielen.

Vielleicht klingt es lächerlich, wenn ich sage, daß ich kaum je an einem mir doch eigentlich fremden Wesen einen so lebhaften Antheil genommen, aber es war in Wahrheit so und ohne mich lange zu besinnen, zog ich meine Brieftasche heraus, schrieb einige Zeilen, riß das Blatt aus und legte es nebst einer Summe Geldes, die ich zur Reise bestimmt hatte, in die Beefsteak-Maschine.

Von S. bis B., dem Ziele unserer heutigen Reise, hatten wir noch ungefähr neun Meilen, die man in kaum drei Stunden zurücklegt. Sie entflohen uns unter den angenehmsten Gesprächen pfeilschnell und mit Bedauern befanden wir uns, ehe wir es dachten, in B. Meine Frau wandte sich nun zu der jungen Dame, drückte ihr innig die Hand und sagte in theilnehmender, herzgewinnender Art: „Ich wünsche sehr, daß Sie die weite Reise ohne Unfall zurücklegen und recht glücklichen Tagen entgegengehen mögen!"

Reginens Augen füllten sich mit Thränen und sie flüsterte kaum hörbar: „O ich danke Ihnen! Theilnahme wirkt so tröstlich — und gute Wünsche thun mir wahrlich Noth!"

Die Meinigen waren ausgestiegen. Fräulein H. ging mit den Kindern langsam voran, meine Frau belud eben noch einen Knaben mit unseren Reisetaschen und wartete dann auf mich. Es war aber beinahe, als ob ich mich nicht trennen könnte; immer machte ich mir noch Etwas zu thun. Endlich mußte aber doch ein Entschluß gefaßt werden. Ich winkte meiner Frau, daß sie vorangehe und wandte mich dann, wie ich bekenne, mit einer fast schülerhaften Verlegenheit, zu den Fremden, um ihnen Lebewohl zu sagen, wobei ich die Maschine verlegen hin und her drehte. Ich schüttelte alsdann der schönen Regine kräftig die Hand, und mich zu der Alten wendend, sagte ich: „Madame, würden Sie es mir wohl nicht übel auslegen, wenn ich mir die Freiheit nehme, dem . . . . dem kleinen Schreihals da diese Maschine zu verehren? Ich denke, sie könnte Ihnen noch mitunter nützlich seyn auf der weiten Reise!"

Die Alte nahm sie freundlicher, als ich gedacht und Regine dankte mir durch Händedruck und einen so süßen Blick ihrer wunderbar schönen Augen, daß ich den ganzen Tag daran zurückdenken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kirschkern.

(Fortsetzung.)

Ernestine war nicht unliebenswürdig, selbst wenn sie in Affekt gerieth, aber in den meisten Fällen schien sie doch zuerst an sich zu denken, und da, wo ein weicheres Gemüth durch ein kleines Opfer die Dankbarkeit des Andern gewonnen hätte, eher ein solches von diesem zu erwarten; sie fühlte sich einigermaßen beleidigt, wenn es ausblieb. Etwas mehr empfindsam und sie wäre weniger empfindlich gewesen. Es war sonderbar anzusehen, wie bei ihrem hellen Verstande durch ihren Egoismus ihr Blick oft gewaltsam verengt, ihr Herz verhärtet wurde. Sie war fähig, etwas Absurdes zu glauben, oder vorauszusetzen, wenn es ihrer Eigenliebe schmeichelte oder ihren Argwohn bestätigte. Wie Personen, die nicht gern sterben möchten, doch

oft vom Tode reden, aber jedesmal behaupten, sie fürchten ihn nicht, so sprach sie gerne von der Eifersucht, als von einer Eigenschaft jedoch, die ihr sehr fern liege. Aber Arnold sah durch diese Maskirung hindurch, und es war ihm bald gewiß, daß sie nach Umständen wohl sehr eifersüchtig seyn könnte.

Arnold versuchte Ernestinen einmal, und erwähnte vor ihr der schönen Pachterstochter mit warmem Lobe. Sie scherzte darüber, sie fand aber des Scherzens kein Ende, endlich zeigte sie sich neugierig, die Nebenbuhlerin vom Lande von Angesicht zu sehen; sie wollte veranstalten, daß sie am nächsten Markttage mit Lebensmitteln ins Haus komme. Dies geschah wirklich. Beim nächsten Besuch Arnold's schien sie gereizt und ließ sich mit viel Witz, aber zuletzt etwas boshaft, über das allerliebste blonde „Mistfinkchen" heraus.

In Arnolds Herzen standen sich jetzt die beiden Mädchen als Rivalinnen gegenüber. Ernestine behauptete die Stellung einer stolzen Herrscherin, Rosine die einer verkannten leidenden Unschuld. Jene verlor, diese gewann in seinen Augen bei dem Kampfe, und er konnte kaum erwarten, bis Rosine wieder in sein Haus kam, damit er das Unrecht, das, wiewohl ihr unbewußt, von Ernestinen ihr widerfahren, durch irgend ein herzliches Wort gut mache.

Sie kam, sie dünkte ihm schöner als je; er hätte ihr gern sein Herz zu Füßen gelegt. Er wurde weich, seine Seele lag auf seinem Gesichte. Es entging ihr nicht, sie hegte die reinste Achtung gegen den gütigen Mann, aber sein Stand zeigte ihrem klaren Sinne die Kluft, welche ihr Gefühl nicht überspringen dürfte. Er bemerkte immer mehr, wie sehr sie durch Zartheit und Richtigkeit der Empfindung sich von den gewöhnlichen Mädchen ihres Standes unterscheide.

Seine unschuldige Zudringlichkeit an diesem Tage, die Wärme, mit welcher er in verlorenen Worten von dem Glücke sprach, eine treue, harmlose, an Leib und Seele gesunde Gattin heimführen zu dürfen, war es wohl, die den ersten Strahl noch unbestimmter Hoffnungen in ihre Seele warf. Sie wagte aber gar nicht daran zu glauben, und bemühete sich auf dem Heimwege, jedes Gedankens hieran sich zu entschlagen.

Am nächsten Markttage kam sie nicht zur Stadt. Arnold überraschte sich über einer etwas verstimmten Laune, er konnte sich gegen Mittag nicht enthalten, allein den Markt zu durchlaufen. Er wußte eigentlich selbst nicht, was er wollte. Da stieß er auf die ihm wohlbekannte Magd vom Pachthofe; er fragte, was Rosine mache, ob sie vielleicht krank sey. Sie sey, war die Antwort, auf die Hochzeit eines Verwandten in einem etliche Stunden entfernten Dorfe abgeholt worden.

Das Wort „Hochzeit" klang ihm mahnend und fatal. „Gewöhnlich sind Hochzeiten Gelegenheitsmacher zu neuen Bekanntschaften und Verlöbnissen," dachte er, und er hätte lieber gehört, Rosine wäre unpäßlich gewesen.

Er kam wieder in das Haus seiner eventuellen Braut. Ernestine schmollte. Einige Winke der Eltern sagten ihm, daß er am letzten Markttage beobachtet worden sey. So wie dies nun erhoben war, hielt Ernestine nicht mehr zurück und goß die ganze ätzende Lauge ihrer Eifersucht halb im Scherz, halb im Ernst, über ihn aus. Sie sagte, wenn er je die Frechheit haben könnte, sie dieser verschrienen Leidenschaft zu zeihen, so möge er eben darin nur einen Beweis mehr ihrer Zuneigung zu ihm finden, die er aber so wenig als irgend ein Mann verdiene.

Der Ton war angegeben, und nun wurde über das Kapitel der „Eifersucht" gesprochen und hitzig gestritten. In allgemeinen Sätzen, in Axiomen suchte man festzusetzen, was hieran erlaubt und verzeihlich sey, obgleich dies in dem wechselnden Leben nach den jedesmaligen Umständen sich abzuändern pflegt.

„Mein Gott!" sagte Arnold, als er endlich wieder zu Wort kam, „seyd nur recht unendlich liebenswürdig, dann werdet ihr wohl aller Eifersucht ledig seyn. Der Wankelmüthige, der Ungetreue, wird von selbst zu Euch zurückkehren. Wo nicht — so ist er bei Gott auch keiner Eifersucht mehr werth. Wehmuth über die Unbeständigkeit eines geliebten Mannes belege man überhaupt nicht mit jenem verhaßten Namen. O ich denke jetzt an manche stillleidende Gattin eines ungetreuen Mannes. Als vorübergehenden Affekt kann man auch Eifersucht wohl gewähren lassen, sie mag ein Maßstab der Liebe seyn, und dergleichen Aufwallungen wandeln den Menschen von warmem Blute auch sonst in hundert Fällen an, aber als dauernde Leidenschaft ist sie mir abscheulich. Ich fürchte daher Menschen meines oder des zweiten Geschlechts, die mir im Anfange der Bekanntschaft mit einem Uebermaße der Zuneigung entgegenkommen, als sollte ich es seyn, der alle ihre Ideale, ihre schönsten Wünsche und Hoffnungen realisirt. Ich fühle schon, wie ich doch nur ein Mittel und Werkzeug ihres Egoismus bin, wie sie mich zuerst vor Liebe fast erdrücken, dann empfindlich festhalten, dann mit Eifersucht bewachen, endlich quälen und zuletzt

beleidigt von sich stoßen und verächtlich behandeln, weil ich den Werth ihres Umganges nicht zu schäzzen, nicht mit Aufopferung aller eignen Selbstständigkeit mich in ihrer unbequemen Liebe zu behandeln wußte. —"

„Sünder sind oft die besten Prediger, und mancher G—nvogel gäbe einen guten G—npater." Während Arnold sich einigermaßen schuldig fühlte, dabei aber sich doch sagen mußte, daß Ernestine das Maß seiner Schuld nicht ahnte und ihn doch so hart anlasse, hatte er mit vielem Feuer gesprochen, und die Zürnende schien innig bekehrt. Sie übertriebs aber auch wieder in ihrer Sinnesänderung, wie es ihr denn überhaupt auch schwer wurde, in irgend etwas das rechte Maß zu halten. Sie forderte ihn auf, sie, wenn er wollte, noch einmal auf die Probe zu stellen. Er versprach, sie beim Wort zu nehmen, und so schieden sie so ziemlich versöhnt und befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Amerikanische Moralitäts-Skala. Wer eine Million stiehlt, ist ein guter Finanzier. Wer eine halbe Million stiehlt, ist ein unzuverlässiger Mann. Wer eine viertel Million stiehlt, ist ein Betrüger. Wer Fünfzigtausend stiehlt, ist ein Spitzbube. Wer aber ein Paar Stiefel oder ein Brod stiehlt, ist ein niederträchtiger Schurke und muß geprügelt werden.

Schusternde Damen. In einigen englischen Städten gehört es unter den vornehmen Ständen zum guten Ton, daß sich die Damen ihr Schuhwerk selbst anfertigen. Selbst Besuche werden empfangen, ohne daß man sich im Schustern stören läßt. Die betreffenden Schuhmacher haben vergebens intriguirt, diese noble Passion in Mißkredit zu bringen, aber es ist ihnen bis jetzt noch nicht gelungen.

Westphalen. Vor Kurzem bekam ein Ehemann in Unna einen von seiner Frau an ihren Liebhaber geschriebenen Brief in die Hände, klagte darauf auf Ehescheidung und erfolgte diese auch wirklich. Jetzt trat die Geschiedene mit der Klage wegen Verletzung des Briefgeheimnisses vor Gericht, vergebens wandte der Mann ein, „zwischen Eheleuten gebe es kein Briefgeheimniß, er habe auch den Brief von einem Dritten entsiegelt erhalten" — kurz, er wurde zu 10 Thalern Geldbuße verurtheilt. Die Sache ist bereits einer höhern Instanz übergeben.

Aus Würtemberg wird über eine merkwürdige Todesahnung berichtet. Ein vor mehreren Jahren nach Nordamerika Ausgewanderter schrieb in die Heimath, es habe in einer und derselben Nacht ihm und seiner Frau geträumt, sein Schwager Franz in Oeffingen sey gestorben. Und wirklich war dieser in derselben Nacht mit Tod abgegangen.

Frühlingsfreuden.

Wenn mein heil'res Liebchen singend
Wandelt durch die grüne Au,
Ist sie holder als die Rose,
Reiner als der Morgenthau.

Vaterwonnig lacht der Himmel
Nieder auf sein schönstes Kind,
Blüthen schüttelt von den Zweigen
Ueber sie der Frühlingswind.

Und die Blumen an der Quelle
Neigen sich mit leisem Ach,
Und den schwarzen Zauberaugen
Schauen sie voll Sehnsucht nach.

Veilchen will ihr Treue schwören,
Röslein und Vergißmeinnicht
Hauchen ihre Liebesbitten —
Und das Liebchen hört sie nicht.

Blümlein, ach, mit euern Schmerzen
Bleibt ihr leider festgebannt,
Doch ich will der Schönsten folgen,
Sagen, daß ihr mich gesandt.

Euer Gruß und eure Klage,
Alles soll gemeldet seyn,
Dem Vergißmeinnicht zu Liebe
Flüst're ich, gedenke mein.

Für das Veilchen schwör' ich Treue,
Für die Rose liebewund,
Will ich fest die Lippen pressen
Auf den süßen Rosenmund.

X.

Auflösung des Logogryphs in № 12:

Herz — Erz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Dienstag, 6. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

2.

Von den Verwandten in B., bei denen wir einige Tage bleiben wollten, wurden wir auf das Liebreichste empfangen und fühlten uns in ihrer anmuthigen Häuslichkeit bald heimisch.

Unser Reiseabenteuer war das Erste, was wir unseren Wirthen erzählten, als wir uns am Theetische in dem kleinen Hausgarten niedergelassen hatten. Wir wurden nicht müde, alle Einzelnheiten zu wiederholen und selbst die Kinder, die ab und zu liefen, gaben kleine Beiträge. Hänschen hatte auf einer Pappschachtel den Namen „Regina Weißner" herausbuchstabirt und Marie brachte eine sehr hübsche Zeichnung hervor, die ihr die junge Dame, als das Kind den Kupferstich im Album so schön gefunden, mit den Worten herbeigesucht: „Warte, ich will Dir die Kopie davon schenken!"

Wir betrachteten das Bild mit Interesse. Es stellte ein noch junges Weib in Trauerkleidern dar, welches am Rande eines unbewachsenen Hügels saß und den thränenschweren Blick auf das unendliche Meer vor sich gerichtet hielt. Man sah, daß sie Nichts mehr erwartete noch hoffte und unwillkürlich mußte sich dem Beschauer der Gedanke aufdrängen, daß ihr Liebstes in der treulosen Fluth den Tod gefunden habe. Zwei große Hunde waren ihre einzigen Gesellschafter; der eine, ein schneeweißes Windspiel, hatte seinen Kopf auf ihre Kniee gelegt, der andere saß in nachdenkender Stellung, mit fast traurig erscheinender Miene neben ihr. Die Gegend rings umher hatte, das Meer etwa ausgenommen, etwas unendlich Dürres und Oedes und harmonirte in ihrer Melancholie mit der Stimmung des armen Weibes.

Das Bild war mit einer Treue und Akkuratesse gezeichnet, daß es mir fast schöner als der Kupferstich selbst erschien und ich nahm es einstweilen der Kleinen ab, um es sorgsam zu verwahren.

Meine Frau lächelte und sagte zu dem Vetter: „Ich glaube, Theodor, mein Alter ist etwas verliebt in die schöne Regine!" Dabei schilderte sie mein ganzes Benehmen gegen das junge Mädchen und gab zum Schluß in so komischer Weise die Attitüde wieder, in welcher ich die Maschine in einer Hand, die andere auf dem Herzen, Abschied genommen, daß ich, wohl oder übel, in das Gelächter mit einstimmen mußte, in welches Alle auf meine Kosten ausbrachen. Theodor aber meinte: „Nun, meine liebe Karoline, wir kennen schon seine zarte Art, den Damen zu huldigen! Hielt er Dich nicht auch für ein vollkommenes Wesen, dem ein armer Sterblicher niemals mit seinen Wünschen nahen dürfte? Ich glaube, wenn ich Euch nicht die Augen geöffnet und die Mittelsperson gespielt hätte, — er wäre heute noch Junggesell!"

„Nun lieben Kinder," warf ich ein, „war es anders von mir zu erwarten? Von Jugend auf fast nie mit einem weiblichen Wesen zusammen, hatte sich eine gewisse Blödigkeit vor dem ganzen Geschlechte meiner bemächtigt und so kam es, daß ich trotz aller Verehrung, ja Schwärmerei für dasselbe, die ich mir aus unseren besten Dichtern geholt hatte, fast ein alter Junggeselle wurde, ehe ich mich ihnen zu nahen gewagt hatte!"

„Und da," sagte schalkhaft mein Frauchen, „da kam ich! nicht wahr?"

„Ja wohl und da dachte ich lange seufzend: wenn ich nur nicht schon vierzig Jahre alt wäre, wo ich doch nimmermehr hoffen könnte, jetzt noch einem so jungen schönen Wesen zu gefallen!"

„Du warst aber im Irrthum!" meinte die gute Frau, „ich dachte freilich auch, daß es mit den

Jahren, die zwischen uns liegen, nicht ganz gut sey, aber nur deßwegen, weil ich fürchtete, daß ein so verständiger Mann an einem so jungen dummen Dinge kein Gefallen finden könnte und so wünschte ich oft statt achtzehn achtundzwanzig Jahre alt zu seyn!"

„Und da kam ich endlich," rief der Vetter in fröhlichem Tone; „und sagte: Liebe Kinder, es liegt klar zu Tage, daß Ihr Euch herzlich gut seyd und daß Euch nur der Muth fehlt, es einander zu gestehen, kommt, ich will Eure Hände vereinigen!"

„Und wir waren es gern zufrieden und Gott sey Dank, blieben es auch immer!" betheuerte ich.

„Das ist schon richtig, lieber Mann, aber so viel ist gewiß, Du weihtest Deine Huldigungen nicht blos mir allein!"

„Ach Frauchen, was sagst Du da! — ich huldigte freilich nun auch anderen Frauen, aber doch eben nur, weil ich durch Dich das ganze Geschlecht lieben gelernt hatte."

„Sehr galant in der That! und deßhalb wollen wir nicht genau untersuchen, in wie weit es damit seine Richtigkeit hat — noch, ob mein Verdacht, daß Du die Beefsteak-Maschine, dies Heiligthum aus Deinen Junggesellenjahren, zu den Füßen der schönen Regine niedergelegt hast — ein gegründeter sey!"

Ich konnte nicht verhindern, daß ich etwas roth wurde. „Darf ich wohl ein Mal die Kassenscheine in Deiner Brieftasche nachzählen?" fragte sie schelmisch — „ich bin neugierig, ob wir in M. glücklich durch die Taschendiebe, vor denen man dort so viel gewarnt wird, hindurch gekommen sind?" —

Ich mußte über den weiblichen Scharfsinn, welcher so schnell hinter mein kleines Geheimniß gekommen, von Herzen lachen und schloß der lieben Schwätzerin mit einem herzlichen Kuß den Mund.

„Immer noch bei demselben Thema?" fragte Auguste, die freundliche Wirthin jetzt, von einem entfernteren Theile des Gärtchens zurückkehrend, wo sie Fräulein H. ein seltenes Gewächs gezeigt hatte. — „Ich habe auch ein wenig über Ihre Reisegefährten nachgedacht und meine, — die arme junge Dame, die gewiß die Mutter des kleinen Schreiers war, wird plötzlich ihren Mann verloren haben und ist nun der Güte einer alten geizigen Schwiegermutter anheimgefallen, welche vielleicht nie diese Parthie billigte. Vielleicht war die schöne Regine wirklich eine Malerin und die Alte, die ziemlich prosaisch zu seyn scheint, hätte lieber eine Schwiegertochter mit anderen Talenten gehabt."

„Ach nein, so habe ich es mir nicht gedacht," nahm meine Frau das Wort; „ich glaube, die junge Frau ist auf einer Reise unerwartet niedergekommen, ist dadurch lange von ihrem Manne getrennt und reist so früh sie kann der fernen Heimath wieder zu!"

„Aber die Alte, liebes Frauchen!" sagte ich: „Du vergißt die Alte!"

„Nun, die Mutter war vielleicht sehr verdrießlich über die Reise und will das Töchterchen, bis es zu dem Manne zurückgekehrt ist, ein wenig bevormunden!"

„Die Auslegung scheint mir ein wenig friedlich, meine Damen," meinte Fräulein H. „Ich denke, das junge Mädchen (ich habe durchaus keinen Trauring bei ihr bemerkt) mußte der Alten gegenüber gegründete Ursache zum Bösesehn gegeben haben, denn sie war sehr garstig und Regine zu demüthig für eine **verheirathete** Frau!"

„Nun," sagte ich eifrig, „sey dem wie ihm wolle, sie war unendlich jung . . . und . . . und . . . ."

„Ja — und sehr reizend," meinte meine Frau, „und deßwegen, nicht wahr, mein liebes Männchen? wollen wir das Beste von ihr denken!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kirschkern.

(Fortsetzung.)

Mit nicht ganz zu unterdrückender Sehnsucht sah Arnold der schönen Pächterin entgegen. Er fühlte ein unruhiges Wesen in sich, als sie endlich zur gewohnten Morgenstunde dem Hause nahte; er mußte über sich selbst lachen, als er ein Glas Wasser, das er gerade zum Munde führen wollte, in seiner Hand zittern sah. Die Frau des Hauses rief ihn herab, und sagte, Rosine habe für ihn etwas mitgebracht. Es war ein Körbchen mit Kirschen von der auserlesensten Schönheit und zierlich mit Laub bedeckt.

Rosine kam ihm etwas verändert vor, es war seit ihrem letzten Hierseyn sichtbar etwas in ihrer Seele vorgegangen. Er wagte es auf sich zu deuten, und fühlte sich innig vergnügt. Die Hausfrau fing endlich an, Rosinen mit ihrem wohlgestalteten Miethsherrn aufzuziehen, für welchen sie doch nur aus besonderer Zuneigung das Obstkörbchen mit so viel Wahl und Geschmack geordnet habe. Diese, die sich unerwartet getroffen fühlte, wurde über und über blutroth und die höchste

Verlegenheit überfiel sie, sie suchte Worte der Entschuldigung, aber ihr Stottern verrieth sie nur immer mehr, und sie eilte endlich mit vor das Gesicht gehaltener Hand, alles zurücklassend, aus dem Zimmer und Hause.

Arnold nahm die lachende Frucht mit sonderbaren Gefühlen auf sein Zimmer. Am Boden des Körbchens lag, scheinbar blos der Reinlichkeit wegen, ein Papier ausgebreitet. Es war eine Schulschriftübung, vielleicht von einem der Geschwister Rosinens, worauf mit vielfacher Wiederholung die Worte standen: „Vergiß mein nicht."

Die einfachen Züge einer etwas unbeholfenen Kinderhand thaten ihm wohl, er beredete sich, daß Rosine das Papier absichtlich hineingelegt, daß es ein freundlicher Scherz von ihr sey, und der kleine Roman mit dem reizenden Kinde gefiel ihm täglich mehr.

Bei einem gutgearteten Herzen tritt aber jedesmal, wenn ihm die Hand des Schicksals etwas Gewünschtes, etwas mit Schwierigkeit zu Erlangendes nun endlich zuwenden will, die Reflexion ein, ob es nicht vermessen sey, darnach wirklich zu greifen, ob das gewünschte Gut nicht etwa in sein Leben ein Mißverständniß, eine Zweiheit bringe, an welche es während der Anstrengung des Bewerbens nicht gedacht.

Arnold wurde durch die sich in leisen Andeutungen enthüllende Zuneigung Rosinens auf ernsthafte Gedanken gebracht. Er hielt vernünftige Rechnung mit sich selbst, und es wurde ihm jetzt immer klarer, daß er das holde Geschöpf zu vergessen suchen, daß er, um mitten auf der Bahn seines Lebens zu bleiben, mit Ernst die Verbindung im Hause des Raths festhalten müsse. Das Zureden seiner Freunde und Angehörigen that um diese Zeit auch das Seinige.

Das erste Opfer, das Arnold brachte, war, daß er am nächsten Markttage ausritt, um ein langverschobenes etwas unangenehmes Geschäft, das geraume Zeit aus seinem Vormerkbuche fatal herausgemahnt hatte, in einem benachbarten Städtchen abzumachen.

Bei seiner Zurückkunft waren noch etliche von den erwähnten Kirschen vorräthig. Er sah sie mit einem wehmüthigen Blicke an, drückte aus einer der größten und schönsten sich das rothe Blut in den Mund und legte den Stein bei Seite. Er fühlte von dem Ritte auf der blendend weißen Heerstraße etwas Kopfschmerz; er nahm ein Blatt Papier, um in des Raths Haus schriftlich hinüberzusagen, daß er unbeschädigt, nur etwas unpäßlich zurückgekommen sey. Er hatte das Billet schon geendigt und spielte zufällig mit dem Kirschkerne. Da fiel ihm plötzlich seine Abrede mit Ernestinen ein. In einer Nachschrift sagte er also, um sie auf die Probe zu stellen, noch, hier überschicke er ihr einen Kern von den trefflichen Kirschen, die am vorletzten Markttage die schöne Pachterstochter auf sein Zimmer gebracht habe. Er legte den Kirschkern hinein, siegelte das Blatt und schickte es hinüber.

Ernestine bestand die kleine Eifersuchtsprobe nicht sehr ruhmwürdig. Sie nahm es nicht nur sehr übel auf, daß Arnold nicht trotz seines Kopfwehes noch herüber gekommen war, ob sie gleich in ihren eigenen Unpäßlichkeitsfällen gern sah, wenn das ganze Haus sich um sie bewegte und bemühete, sondern sie fiel auch auf den Gedanken, Arnold möchte wohl den Geschäftsritt nur zur Ausrede genommen haben und auf dem Pachthofe gewesen seyn. Dies wurde ihr nach einigen Augenblicken zur völligen Gewißheit; sie setzte sich also sogleich nieder und machte ihrem gekränkten Herzen in einem sehr empfindlichen Billete Luft.

Während dies geschah, gerieth ihr jüngerer Bruder, ein Knabe von zwölf Jahren, der Talent für's Mechanische besaß und es oft zu seinem und der übrigen Geschwister Vergnügen anwendete, zufällig an den frevelhaften Kirschkern und schnitzte, ohne daß die Schreiberin darauf achtete, ein Körbchen daraus, wie es vor einiger Zeit junge Frauenzimmer, ominös genug, in den Ohrringen zu tragen pflegten. Ernestine hatte mit der spitzigen Bemerkung geschlossen, daß sie hiermit die Pille zum Selbsteinnehmen vermittelst der verhüllenden Oblate des Briefs — er war aber voller Anzüglichkeiten und Argwohnsäußerungen — an den Geber zurücksende. Sie nahm nun dem Bruder denselben, ohne seine Metamorphose zu bemerken, hastig aus der Hand und siegelte ihn ein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Granada, im März. In einem Dorfe der Umgebung lebte ein armer Mann als Schweinhirt der Gemeinde und ließ sich von seinem Sohne, einem achtjährigen Knaben, begleiten, der ihm in seinem mühsamen Gewerbe behilflich war. Eines Tages hatte der Knabe seinen Unwillen erregt; er schleuderte erzürnt einen Stein nach ihm, der denselben an die Schläfe traf und ihn augenblick-

lich tödtete. Der über diesen Vorfall entsetzte Vater verlor die Besinnung, nahm einen Strick und erhängte sich an einem Baume. Kurz darauf rannten die Schweine, vom Blutgeruch angelockt, herbei, umringten die Leiche des Kindes und fraßen dasselbe auf. Die Frau des Treibers sah ihren Sohn zur gewohnten Stunde nicht eintreffen, um die Tageskost zu holen; sie ging nach dem Orte und nahm ihren Säugling mit sich. Angesichts des gräßlichen Schauspiels, das sich ihren Blicken darbot und das man vergebens zu schildern versuchen würde, fällt ihr der Säugling vom Arm und sie selber sinkt bewußtlos mitten unter die Heerde, welche im Nu das zweite Opfer noch lebend verschlingt. — Die arme Frau ist wahnsinnig.

Etwas spät. Ein griechischer Rechtsgelehrter hat kürzlich beim obersten Gerichtshof in Athen den Antrag gestellt, das Urtheil gegen Sokrates zu kassiren.

Literarisches.

** Von unserem Landsmann August Becker ist in der berühmten Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig ein mit zahlreichen schönen Holzschnitten versehenes Buch, betitelt: „Die Pfalz und die Pfälzer", Preis fl. 4. 30., erschienen, das seines reichen Inhaltes und seiner schönen Ausstattung wegen bestens empfohlen werden darf.

Ueber den Zweck des Werkes wollen wir den Verfasser selbst hören. Derselbe sagt in seinem Vorworte:

Was der edle Melanchthon in einem seiner Briefe über seine Heimath sagt, es gilt noch heute und diesen Satz zu bekräftigen, gehört mit zum Zwecke der vorliegenden Arbeit. Aus einem blosen Reisehandbuche, was es anfangs werden sollte, erwuchs dem Verfasser unter der Hand ein Werk, das sich über alles Wissenswürdige hinsichtlich der Pfalz verbreitete und das nicht allein der blos Unterhaltung suchende Laie, oder der Tourist, der eines Wegweisers bedarf, zur Hand nehmen wird, sondern das auch strengeren Anforderungen genügen kann, da es über das selten richtig beurtheilte überrheinische Land und Volk auf des Verfassers eigene Anschauung gestützte und auf langjähriges Quellenstudium gegründete Aufschlüsse gibt. Das Werk umfaßt alle Theile der heutigen Rheinpfalz und wirft auch Seitenblicke auf die Nachbargebiete, welche einst das schönste und vornehmste Kurfürstenthum des Reiches, die stolze Pfalzgrafschaft am Rhein ausmachten. Als gebornem Pfälzer kam dem Verfasser die Aufgabe, die er übernahm, wohl zu, und wenn Riehl im Auftrage des Königs Max die Pfälzer in jüngster Zeit zum Gegenstande seiner kulturhistorischen Forschungen nahm, um an ihnen seine volkswirthschaftlichen Ideen krystallisiren zu lassen, so ist darum das vorliegende Buch nicht überflüssig geworden, da es, nur das Thatsächliche im Auge, die Pfalz und die Pfälzer einfach darstellen und sie nicht zu Objekten einer systematisirten kulturgeschichtlichen Doktrin machen will.

Darf deßhalb unser Werk in Bezug auf Vollständigkeit als eine pfälzische Landeskunde bezeichnet werden, so kann es auch für den Touristen, der beim Reisen nicht blos den nur sinnlichen Genuß des Sehens und Beschauens schöner Landschaften sucht, sondern einen von Andern kaum geahnten Genuß im Achten auf das sittliche Element, auf Charakter und Physiognomie von Land und Leuten findet, ein zuverlässiger Begleiter durch das herrliche Land seyn, das noch den schönen Namen der Pfalz trägt. Er wird in einem Lande, wo das Merkwürdige und Schöne sich so nahe und oft in schärfstem Kontrast gegenüber gestellt ist, bald an Holland, bald an Italien erinnert werden, wird bald in einem frischen, grünen Waldlande, bald wieder im seltsamsten, abenteuerlichsten Felsengewinde wandern, um dann im friedlichen, idyllisch heerdenreichen Thal- und Hügellande zu verweilen; die untergegangene Kultur einer grauen Heidenzeit, die Romantik des Mittelalters, die Kraft und Macht der Bürgerfreiheit und des noch ungeschwächten Reiches wird ihm in ebenso hehren Denkmalen entgegentreten, als ihn das fröhliche Leben und Gedeihen eines frischen, an Seele und Körper gesunden und hochbegabten Volkes der Gegenwart anmuthen wird. —

Worträthsel.

Vier Zeichen freu'n des Menschen Herz,
Und vier beschließen Lust und Schmerz;
Das Ganze sind in Traurigkeit
Die Menschen öfter als in Freud.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Freitag, 9. April 1858.

Das große Freiconcert.

Vom Concerte will ich sagen,
Das nun bald in schönern Tagen,
Wenn die Schwalbe wiederkehrt,
Wenn die milden Lüfte weben,
Wird vom großen Herrn gegeben.
Mag es lange Stunden dauern,
Wird kein Heller doch begehrt
Für den Einlaß; Grafen, Bauern,
Greise, Kinder, Jedermann,
Was nur fühlen, athmen kann,
Ist vom großen Herrn voll Gnaden
Zum Concerte eingeladen. —
Soll ich euch den Saal beschreiben?
Er ist hochgewölbt und blau;
Unter seinem Wunderbau,
Welch ein Leben, welch ein Treiben!
Am Plafond und an den Wänden
Seht ihr farbige Gestalten,
Bilderwerk von Meisterhänden,
Wie in einer Zauberwelt,
Schattig jetzt und jetzt erhellet,
Sich erheben, sich entfalten.
Und dabei die reinsten Lüfte
Und so süße Nektardüfte,
Wie sie nicht im reichsten Haus,
Wie sie nicht im Kronensaale
Duften bei dem Krönungsmahle,
Athmen tausend Blumen aus.
Keinen fesselt Ort und Zeit;
Tausend Sitze sind bereit;
Was die Andern früh vernommen,
Hören auch die später kommen.
Jeder setzt sich, wie er kommt,
Keiner stößt und drängt den Andern;
Wenn das Sitzen dir nicht frommt,
Kannst du lustig weiter wandern,
Und doch hörst du überall
Gleicher Töne bunten Schall,
Denn der Musiker und Sänger
Läßt sich eine Anzahl hören,
Hier vereinzelt, dort in Chören,
Immer lieblicher, je länger.
Phantasie hat freien Lauf,
Keiner legt sich Noten auf,
Jeder spielt und phantasirt,
Auf der Andern Spiel nicht achtend,
Nach der eig'nen Lieblingsweise,
Jener schmetternd, dieser leise,
Dieser lustig, Jener schmachtend;
Denn das Ganze dirigirt
Kein Direktor, wild den Takt
Mit dem Notenbuche schlagend,
Rechts und links die Augen tragend,
Wie vom bösen Geist gepackt;
Doch die Töne, kraus und frei,
Die sich irren und verwirren,
All' das Schmettern, Pfeifen, Girren,
Wiederkehrend, monotonisch
Lockt uns ewig, ewig neu,
Klingt doch reizend und harmonisch.

Regine.

(Fortsetzung.)

3.

Ungefähr acht Jahre nach dem oben Erzählten hatte ich das Glück, einen entfernten Verwandten, welcher sich vor vielleicht vierzig Jahren in Brüssel niedergelassen und dort ein sehr einträgliches Geschäft betrieben hatte, zu beerben.

Ich war in meiner Jugend einige Jahre bei ihm gewesen; er wünschte sehr, daß ich auch Kaufmann werden sollte und deutete an, daß er mir in die-

sem Falle einst sein Vermögen vermachen werde. Wie denn aber die Jugend ist, ich konnte dem Kaufmannsstande, trotz der verlockenden Zusicherung, keinen Geschmack abgewinnen und gab dies so unverhohlen zu verstehen, daß endlich meinem heißen Wunsche, zu studiren, noch in meinem 23. Jahre nachgegeben wurde. Des Oheims Gunst hatte ich indessen verscherzt und es hatte alle Wahrscheinlichkeit, daß er einen Verwandten seiner Frau, den er kurz nach meiner Abreise in das Haus und in die Handlung genommen, zum Erben einsetzen würde. So lange ich unverheirathet war, dachte ich wenig darüber nach, als ich aber Frau und Kind hatte, erinnerte ich mich mitunter mit einem Seufzer an die verscherzte Erbschaft, wenn mein Frauchen auch immer behauptete, wir hätten ohne sie so viel, als wir gebrauchten. Jetzt erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß mein Verwandter gestorben sey und ich, da sich kein rechtsgiltiges Testament vorgefunden, als nächster Erbe, die Erbschaft anzutreten habe. Ich war indessen den dortigen Verhältnissen, während der seither verflossenen fünfundzwanzig Jahre, gänzlich fremd geworden und wandte mich daher an den Sohn eines lieben Jugendfreundes, Herrn Eugen L., der, wie ich wußte, in Brüssel als Advokat lebte, mit der Bitte, sich einstweilen meiner Sache anzunehmen. Der junge L. antwortete mir umgehend in liebenswürdigster Weise, daß es ihm die größte Freude bereiten würde, dem theuren Freunde seines verstorbenen Vaters irgendwie nützlich seyn zu können und bat mich, so bald als möglich selbst zu kommen, da dies den Gang der Angelegenheit bedeutend beschleunigen würde. Zum Schluß fügte er hinzu, er rechne mit Bestimmtheit darauf, daß ich sein Haus als das meinige betrachten werde. —

In der angenehmsten Stimmung, obschon nicht ohne einige Sorge, daß mir viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden könnten, legte ich die weite Reise mit Hilfe der Eisenbahn in einigen Tagen zurück. Ich stieg in einem mir als vortrefflich bezeichneten Hotel ab, erfrischte mich und ließ mich dann sogleich zu Herrn L. führen. Sein Haus lag ziemlich zu Ende einer der ersten Straßen Brüssels und verdiente, seiner Größe und seines prachtvollen Baues wegen, fast den Namen eines Palastes. Die innere Einrichtung entsprach dem vollkommen und trug überall den Charakter von Würde und einfacher Eleganz. Ich fragte den Portier nach Herrn L. und wurde, als ich meinen Namen genannt, nicht in das Geschäftszimmer, sondern in den ersten Stock hinauf, durch verschiedene herrlich dekorirte Zimmer, in ein kleines Arbeitskabinet des Herrn L. geführt, wo der Diener mich einen Augenblick zu warten bat.

Ich nahm in einem Fenstersitz ermüdet Platz und schaute umher. Das Zimmer war ohne alle Ueberladung, aber sehr schön möblirt und nur mit einigen Büsten geziert, die aber aus Meisterhand hervorgegangen seyn mußten und das Auge auf das Angenehmste fesselten. Ueber dem Schreibtisch hing ein großes Gemälde in einem Goldrahmen, welches aber durch einen grünseidenen Vorhang fremden Blicken entzogen war. Ich fühlte mich unendlich wohl in diesem stillen Gemach, das nach der Hinterseite gelegen, die Aussicht in eine reizende Parkanlage bot, welche als Hintergrund ein fast waldartiges Bosket herrlich grünender Buchen und Platanen zeigte. Hier wohnt doch gewiß das Glück, dacht' ich sinnend; dem Reichthum steht, was so selten der Fall ist, der geläuterte Geschmack zur Seite und wenn man vom Vater auf den Sohn schließen darf, so fehlt es dem Letzteren auch nicht an der wahren Herzensgüte, die es allein verdient, vom Schicksale so bevorzugt zu seyn.

Nach einem Weilchen öffnete sich die Thüre und ein schöner junger Mann, von hohem Wuchs, mit braunem Haar und eben solchen Augen trat herein. Er bewillkommnete mich mit Wärme und entschuldigte sich, daß er so lange ausgeblieben. Er sey, sagte er, am Krankenbette seiner Frau gewesen, die seit einigen Wochen an der Grippe darniederliege. Er bat mich, demungeachtet, herzlich, in seinem Hause zu logiren und als ich ihm sagte, ich würde aus manchen Gründen vorziehen, im Gasthofe zu bleiben, so wünschte er, ich möge wenigstens zu jeder Zeit, wann es mir beliebe, von Haus und Garten Besitz nehmen.

Er lenkte alsdann das Gespräch auf seinen Vater, sprach von ihm mit so viel Liebe und Verehrung und trug einen Theil der ersteren so ungekünstelt auf mich über, daß sich ihm schnell mein ganzes Herz zuwandte. Sein Aeußeres war von einer, bei einem Manne seltenen Anmuth umgeben; es machte mir Freude ihn zu betrachten, dem Klang der angenehmen Stimme, seinen warmen Worten zu lauschen. Von meinen Angelegenheiten war er bis in die kleinsten Details unterrichtet, und obschon er einige uns entgegentretende Schwierigkeiten richtig schätzte, so war er doch der Meinung, daß Alles zu dem von mir gewünschten Ende geführt werden könnte. „Freilich," fügte er hinzu, „auf einen Aufenthalt von sechs bis acht Wochen werden Sie sich wohl gefaßt machen müssen." —

Ich konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. — L. aber meinte: „Sie müssen das nun schon von der heitern Seite ansehen, bester Herr, und wahrlich, ich habe die Ueberzeugung, daß Sie hier in Brüssel, bei so angenehmen Aussichten, wie sie sich Ihnen eröffnen, eine ganz angenehme Zeit verleben werden!"

„Ich bin nur zu sehr an das Leben in der Häuslichkeit gewöhnt!" warf ich ein.

„Die werden Sie freilich vermissen, doch hoffe ich, wenn nur meine Frau wieder genesen ist, Ihnen in der meinigen einen kleinen Ersatz geben zu können. Einstweilen aber rathe ich Ihnen, die Zeit, wo Sie geschäftsfrei sind, zu Streifereien in die Umgegend Brüssels und zu kleinen Eisenbahnreisen zu benutzen. Ich wünschte, daß es meine Zeit erlaubte, dabei überall Ihr Führer zu seyn; wir würden, hoff' ich, beide unsern Antheil von Vergnügen dadurch haben. Allein leider geht dies nicht und ich muß mich darauf beschränken, ab und zu ein Mal einen Ausflug mit Ihnen zu unternehmen, werde aber nicht verfehlen, meinen Vetter Julius, einen liebenswürdigen jungen Mann, welcher noch freier Herr über seine Zeit ist, zu Ihrem Attaché zu ernennen!"

Sehr befriedigt von diesem ersten Besuche und eingenommen von der liebenswürdigen Bekanntschaft, empfahl ich mich für heute, um Das, was mir nach der Reise am wünschenswerthesten erschien, die Ruhe, aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kirschkern.

(Fortsetzung.)

Arnold empfing am folgenden Morgen das Billet, er öffnete, las und fand den zum Körbchen gedrechselten Kirschkern. Es schmerzte ihn, daß sie den unschuldigen Scherz so empfindlich aufgenommen, ihr Verdacht that ihm wehe; er hatte seinem Verhältnisse zu ihr ein Opfer gebracht und gerade jetzt warf sie ihm Unbeständigkeit vor. Er sah vorahnend eine lange Reihe solcher unangenehmen Scenen voraus. Ja, das Billet enthielt Ausdrücke, die in Beziehung auf die kleine Sturmhaube eine sehr ernsthafte und entscheidende Deutung zuließen und sie zu einer Kapsel am Scheidebriefe machen konnten. Sein Entschluß wankte. Von seinem Schreibsekretär winkten die rothen Kirschen herab. „Wie that euer Anblick meinem Sinne so wohl, — rief er — ihr runden, ruhigen, in euch geschlossenen, den unverletzten Kern im süßen Fleisch voll Saftfülle tragenden Naturen!" Er dachte an Rosinen. Er hielt dagegen den, von einem, wie er meinte, boshaften Messer geschnitzelten Kirschkern. Allerhand Gestalten nahm er in seiner Phantasie an. „Deine eigentliche Bedeutung kann ein Freier schon gar nicht nennen ohne Schmach," sagte er; „aber du bist auch ein Zank und Streit verursachender tassonischer Wassereimer, eine Pandorensbüchse, ein Vexir- und Vomirbecher, eine kriegerische Kesselpauke, ein feindliches Kanonierboot und der Himmel weiß, was du alles noch weiter bist!"

Arnold fühlte sich nun einige Zeit ganz verstimmt und mit der Welt über den Fuß gespannt. Er mied das Haus des Raths, er wollte auch die Schöne vom Lande nicht sehen, er suchte sich dafür in allerhand über den Herzensangelegenheiten bisher vernachlässigte literarische und Geschäftsinteressen hineinzuwerfen und die Gegenwart zu vergessen.

Während dieses Interims traf er zufällig auf einen vertrauten Freund des ehemaligen Geliebten von Ernestinen und dieser eröffnete ihm, daß Letztere seinen Freund durch Eifersucht gequält und so verscheucht habe. Die Legationsrathsstelle habe er nur deßwegen gewählt, um mit guter Manier die Verbindung wieder aufheben zu können.

Es wurde Arnold nun klar, daß ihr Egoismus die nie versiegende Quelle dieser Leidenschaft sey. „Ihr guten Mädchen," sagte er bei sich selbst, „seyd nur recht ohne Grund eifersüchtig und ihr werdet bald mit Grund es zu seyn Ursache finden! Wacht mit Argusaugen über die Alleinanbetung der jungen Männer und ihr treibt sie mit Gewalt zur Vielgötterei!"

Eines Tages ritt er, um sich zu zerstreuen, auf's Land hinaus. Bald aber wieder seinen Gedanken nachhängend, dachte er wenig an Weg oder Ziel seines Schweifens. Nach einigen Stunden, als ihm die Hitze lästig zu werden anfing, lenkte er gegen eine Meierei, die in einem Wiesengrunde, von Obstgärten umgeben, ihm gastfreundlich zuwinkte. Ein munterer Knabe, dessen Physiognomie ihm bekannt schien, nahm ihm das Pferd ab. Die Erwachsenen waren auf dem Felde beschäftigt. Er trat in die Wohnstube. Der Kleine, städtischer gekleidet als gewöhnlich Bauernkinder, war auch weit gesprächiger und von klarerem Sinne, als jene zu seyn pflegen. Er erbot sich selbst, dem Pferde Heu und Hafer zu geben.

Arnold fand das ganze Hauswesen auf einem bessern Fuß eingerichtet. Ein Klavier mit aufge-

schlagenem Choralbuch stand in einer Ecke; ein kleiner Bücherschrank, an der Wand befestigt, enthielt, so viel er durch die Glasscheiben bemerkte, die deutschen Klassiker des verflossenen Jahrhunderts; einige bessere Kupferstiche hingen umher. Es sey auch eine Sammlung von dergleichen Gegenständen noch so klein, sie verräth den Geist ihres Besitzers. Alles was hier an Kunst oder Wissen erinnerte, stand in der nächsten Verbindung mit Leben und Wirklichkeit, mit dem wiederkehrenden nur etwas veredelten Bedürfnisse und Gebrauche. So lobte er's an einem Landmanne und freute sich, den Wirth näher kennen zu lernen.

Dieser blieb nicht lange aus; — ein kräftiger Mann, gegen fünfzig, der unsern Arnold herzlich willkommen hieß. Nach der ersten Begrüßung rief er zur Thüre hinaus: „Rosine, bringe eine Schale Milch und weißes Brod!"

Die Tochter brachte das Verlangte nach wenigen Minuten, aber das Gefäß wollte ihr entfallen, als sie des Gastes ansichtig ward. Dieser war seiner Seits auf's Angenehmste überrascht, als es sich zeigte, wo er durch einen freundlichen Zufall sich befand. Der Anblick des holden, ländlich aufgeschürzten Kindes in ihrem heimathlichen Hause, dazu die Physiognomie des ganzen reinlich-friedlichen Hauswesens, die unverkennbaren Spuren eines geordneten, gewissermaßen gebildeten Daseyns, drängten ihm eine Menge Gedanken und Gefühle in Kopf und Herz. Er hatte Mühe, einen ordentlichen Gruß an die wohlbekannte Schöne vorzubringen. Sie entfernte sich, um ihre freudige Bestürzung ihm und dem Vater zu verbergen. „Was hat den verehrten Mann hierhergeführt, was kann er wollen, was wird er jetzt mit meinem Vater reden?" — Zweifel und süße Hoffnungen jagten sich in dem unschuldigen Herzen.

Arnold gab dem Vater zu erkennen, wie unerwartet es ihm gewesen, hier auf einem einsamen Pachthofe solche Merkmale feinerer Civilisation und geistiger Kultur anzutreffen. „Ich habe," sagte dieser, „mehrere Jahre in öffentlichen Aemtern gelebt. Glauben Sie aber nicht, in mir, wie in Romanen häufig vorkommt, einen verkannten resignirten Großen zu finden. Ich habe späterhin den Landbau aus angeborner Vorliebe, aus dem unvertilgbaren Hange zu einem unmittelbaren Verkehre mit der Natur gewählt, besonders aber um meinen Kindern einen Fond von soliden, an die einfachsten und natürlichsten Beschäftigungen sich bindenden Begriffen und Kenntnissen zu geben, wobei sich zugleich ihr Körper abhärten und gesund erhalten mußte.

„Ich kenne," fuhr er in gewählten Ausdrücken fort, „die Verderbniß unserer Zeit, ich weiß, wie jetzt das Nervenprinzip auf eine unverhältnißmäßige Art vorschlägt und die Reife des Körpers und der Seele auf eine gefährliche Weise beschleunigt, ich kenne neben den Vorzügen des Stadtlebens und der dortigen Erziehungsmethoden auch ihr Schädliches, ich weiß, wie man die Kinder mit Gedächtnißsachen überfüllt, denen kein Anschauen, kein Gebrauch, keine fühlbare Anwendung zum Grunde liegt. Ich behaupte keck, daß durch alle diese Dressuren, wodurch die Köpfe der armen Kleinen mnemonisch auswattirt werden, die eigentliche Gedächtnißkraft, besonders aber die Denk- und Urtheilskraft, unverantwortlich geschwächt werden. So verbläut sich dann ihr Geist, schweift heimathlos, ohne Richtung im Unendlichen herum und die Phantasie sucht zur Entschädigung gefährliche Spiele. Die eigentliche Nahrung der Seele sind einfache, wahre, große, klare Bilder. Darauf gründet sich meine ganze Erziehungskunst. Ich habe es erfahren, was ohne solche aus den Kindern werden kann, wenn kein guter Engel über ihnen schwebt. Darum will ich aber nicht, daß sie verbauern und ein tölpisches Wesen annehmen. Halte ich sie einmal für stark genug, um durch innere Kraft den falschen Tendenzen zu wiederstehen, so sollen sie allerdings auch die Vortheile der feinern Erziehung sich aneignen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Gläubiger, wie es wenige gibt, wollte neulich in Begleitung eines Exekutors die Mobiliar- und Personalexekution gegen einen armen Handwerker vollstrecken lassen, fand aber eine so drückende Armuth und eine so grimmige Kälte, daß er nicht nur für seine Rechnung Holz holen ließ, um die Stube zu erwärmen, sondern seinem Schuldner, anstatt die 10 Thlr. der Schuld zu beanspruchen, noch weitere 20 Thlr. vorschoß, um den armen aber braven Handwerker in Stand zu setzen, seine Arbeit wieder aufnehmen zu können.

Auflösung des Worträthsels in № 42:
Weinende.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Sonntag, 11. April 1858.

Der Wetterprophet.

Früh kräht des Hofes Sultanus
Gar laut gewohntermaßen,
Da krähen ihren Gegengruß
Des Hühnerhofes Sassen,
Und nochmals ruft er: Kickriki!
(Ein Hahn ist doch ein munt'res Vieh!)
Was gibt's wohl heut' für Wetter?

Die Bauern kriechen aus dem Bett,
Die Jungen wie die Alten;
Sie gucken, fragen um die Wett':
Wird wohl das Wetter halten?
„Besorgt das groß' und kleine Vieh
„Und“ — Kickriki! „ja, Kickriki!
„He! Was gibt's heut' für Wetter?

Was Wetter hin und Wetter her!
Ein Fragen sonder Gleichen!
Heu machen möchte Der und Der,
Die Ursel möchte bleichen.
Der möchte Das, ein And'res Die,
Dazwischen schallt es: Kickriki!
Trotz Fragen und trotz Wetter.

Der Hahn macht seine Reverenz
Dem ersten seiner Hühner.
Sie scharrt vor Seiner Excellenz
Und denkt: G'horsame Diener!
Und wie ein Geck umschwärmt er sie
Mit Scharrfuß und mit Kickriki,
Sein Kamm flammt wie ein Wetter.

Es scheint nicht, daß das Wetter hält
Zum Heuen und zum Bleichen;
Denn jedes Ding auf dieser Welt
Das hat so seine Zeichen:
Und pudelt sich das Federvieh,
Und schreit der Hahn so Kickriki —
Das zielt auf Regenwetter.

Ja, Kickriki! „So schweige doch!“
Der auf dem Thurme droben
Schaut auch schon in das Regenloch,
Der Wind hat sich erhoben
Und — Kickriki! „Verwünschtes Vieh,
„Scheer' dich mit deinem“ — Kickriki!
„So hole dich das Wetter!“

Der Hahn ist auch ein g'scheidtes Vieh;
Er disputirt nicht lange —
Noch einmal ruft er: Kickriki!
Und hüpft auf seine Stange.
Ihm folgt alsbald das Hühnervieh;
Es kennet ja dies Kickriki
Und — scheut das Regenwetter. —

Dein Schelten macht den Kerl nicht stumm!
Das Krähen ist ihm eigen.
Geh' hin, dreh' ihm den Hals herum,
Dann bringst du ihn zum Schweigen.
Doch änderst du die Sache nie —
Es bleibt, auch ohne Kickriki,
Das Wetter immer Wetter.

R e g i n e.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Morgen widmete ich den Geschäften und nahm darauf das Mittagsmahl bei Herrn L. ein, wobei uns nur der schon genannte Vetter Julius Gesellschaft leistete. L. stellte uns alsdann seine Equipage zur Disposition, und wir unternahmen sogleich einen Ausflug in die Umgegend. Dies wiederholte sich im Laufe der Woche noch

mehrere Male. Vetter Julius ließ es sich dabei sehr angelegen seyn, mich zu unterhalten und setzte eine Art Stolz darein, mir Alles von der vortheilhaftesten Seite zu präsentiren. Ich theilte freilich, was die Gegend betraf, nicht ganz seinen Geschmack, da ich an die schönen Berge meiner Heimath gewöhnt war und hier nur fruchtbare Felder und Wiesen, von manchfachen Baumgruppen und Gängen durchschnitten, aber freilich auch eine außerordentlich frische Vegetation fand. Wir vertauschten aber bald die Landstraße mit der Eisenbahn, die uns in unglaublich kurzer Zeit zu den merkwürdigsten Städten Belgiens führte, wovon ich noch manche interessante und angenehme Rückerinnerung behalten habe.

An seinem Vetter hing Julius mit der innigsten Liebe, und ich konnte aus mehreren Andeutungen den Schluß ziehen, daß er von ihm in Betreff des Geldpunktes auf das Freigebigste gehalten werde. Er theilte mir mit, daß der Vetter Eugen, als einziger Erbe seines Vormundes, in den Besitz eines enormen Vermögens gelangt sey, von welchem er in jeder Beziehung den edelsten Gebrauch mache. So habe er sofort das starkverschuldete Landgut seiner Mutter von dieser Last befreit und seinen Schwestern ein bedeutendes Kapital zu ihrer Aussteuer verschrieben — und das Alles, wie seine ihn schwärmerisch liebende Mutter sagte, als wenn es sich eben ganz von selbst verstünde und gar keines Dankes bedürfe.

Auf meine Frage, warum gerade Eugen so von dem Vormund bevorzugt sey, meinte er: Das sey nun eben so eine Grille von dem Alten gewesen, der von Frauenzimmern nichts wissen gewollt und es sogar zur Bedingung gemacht habe, daß Mutter und Schwestern Eugen's, welche letzteren einen andern Vormund gehabt, nie seine Schwelle betreten sollten. Man sage, der arme Eugen, der eben sein achtes Jahr zurückgelegt hatte, als er zu ihm kam, habe eine sehr traurige Jugend bei diesem despotischen Alten verlebt, der ihm kaum jährlich ein Mal erlaubte, die Seinigen zu besuchen.

„Aber warum ließ die Mutter den armen Jungen dort?“ fragte ich.

„Das war nun einmal nicht zu ändern; der Vater hatte Herrn F . . . . . sterbend zum Vormund bestimmt; diese Anordnung mußte von Madame L. gut geheißen werden. Dazu kam, daß so ziemlich ihre ganze Existenz und die ihrer Töchter von der Freigebigkeit des Herrn F . . . . . abhing, denn ihr Mann hatte sie in einer sehr sorgenvollen Lage hinterlassen. Ich glaube aber auch nicht, daß Madame L. eine so ungünstige Ansicht über die Lage ihres Kindes hatte, denn so wie ich Eugen kenne, hat er ihr gewiß niemals durch Klagen das Herz schwer gemacht. Er ertrug lieber in stiller Resignation das Unabänderliche, ja er faßte, wie er mich versicherte, sogar im Laufe der Zeit eine große Zuneigung zu dem wunderlichen Alten, der manche gute Seite gehabt haben soll!“

„Warum aber,“ fragte ich nach einer Pause, „quält sich unser lieber Eugen, da er es doch besser haben könnte, so sehr in seinem mühsamen Beruf ab?“

„Ja, das habe ich auch schon öfters gefragt. Dies Plaidiren ist nun aber einmal seine Leidenschaft und gewährt ihm die größte Befriedigung! Der Zudrang der Menschen, das Vertrauen zu ihm ist großartig. Jenun, er steht aber auch in dem Ruf strengster Rechtlichkeit und eines großen juristischen Scharfsinns und dazu kommt, daß er sich seine Leistungen stets um ein Drittel geringer honoriren läßt, als die übrigen hiesigen Advokaten!“

„Was thut er aber mit seinem großen Reichthum?“ fragte ich, „da er, wie Sie sagen, nicht eben ein großes Haus macht.“

„Ja,“ lachte Julius, „wenn ich und Andere nicht wären, für die er stets die offene Hand ist! Und dann, was thut er für die Armen und wie thut er es?! Ich glaube, in Brüssel ist kaum Ein Armer, den er nicht kennt, und was er nicht mit eigenen Mitteln ermöglichen kann, das weiß er durch Konnexionen, die ihm seine Praxis zugeführt, zuwege zu bringen.“

„Was sagt aber die junge Frau dazu? wird ihr das nicht mitunter zu viel?“

„O, diese Frau! das ist es ja eben! sie ist ein wahrer Engel, der eben alle schönen Blüthen im Gemüthe Eugen's zur Reife bringt; und dabei ist sie das schönste, geistreichste Wesen, das ich je gesehen!“

„Nun, nun, junger Freund, Sie gerathen ja förmlich in Extase! ich will nicht hoffen, daß Sie in die reizende Cousine verliebt sind!“

„Ach, Sie haben gut sprechen!“ versetzte er in fast komischem Zorn und warf die kaum halb ausgerauchte Cigarre aus dem Wagenfenster. „Sehen Sie sie nur erst! Haben Sie Reginen's Bild gesehen?“ fuhr er fort, ohne mein Lächeln zu berücksichtigen. Ich verneinte. „Ich werde es Ihnen heute Nachmittag zeigen und dann sollen Sie mir zugestehen, daß ich nicht zu viel in Bezug auf ihr Aeußeres gesagt; und was das Innere betrifft, so werf' ich Jedem den Handschuh hin, der ihre

Vorzüglichkeit bezweifeln wollte. Indessen," fügte er hinzu, „das wird auch Niemand einfallen."

Ich war wirklich gespannt, die Frau kennen zu lernen, welche diesem jungen, mitunter fast etwas frivol erscheinenden Manne solche Bewunderung abgezwungen. Außerdem interessirte sie mich auch schon als die Gattin Eugen's, den ich täglich lieber gewann und in dem ich immer mehr den echten Sohn meines mir so früh entrissenen Freundes in tausend kleinen liebenswürdigen Zügen und Einzelnheiten erkannte. Als wir daher von unserer Spazierfahrt zurückgekehrt waren, folgte ich Julius' Aufforderung, gleich jetzt das Bild anzusehen, mit Freuden. „Eugen befindet sich jetzt in seinem Geschäftszimmer und wir können daher das Bild mit Muße betrachten!" meinte Julius.

„Aber es wird ihm doch auch recht seyn?" warf ich ein.

„O, fürchten Sie Nichts, er würde es Ihnen auf Ihren Wunsch auch sogleich gezeigt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kirschkern.

(Schluß.)

Arnold drückte seinem Wirthe auf's Wärmste die Hand. Das naturgesunde Wesen der Tochter wurde ihm jetzt klar, es wurzelte in dem verständigen hellen Geiste des biederen Vaters. Er besann sich auf eine kleine Geschichte, um die Zuneigung des Mädchens zu sondiren. Rosine kam wieder und warf fragende, zweifelnde Blicke auf ihn.

„Mich hat — fing Arnold zu dem Vater an — ein kleines Geschäft zu Ihnen geführt. Ich bin nämlich daran, mit einem Frauenzimmer aus der Stadt mich zu verehlichen" — Rosine stand auf glühenden Kohlen. — „Sie wissen, daß die Einrichtung einer Haushaltung in der Stadt allerhand Vorkehrungen nothwendig macht. Ein guter Haushalter kauft seine Vorräthe wo möglich von der ersten Hand; ich habe von Ihrer musterhaften Oekonomie gehört und weil ich genügsam und frugal zu leben gewöhnt bin, so wünsche ich dafür die Bedürfnisse immer von der besten Qualität, von ausgesuchter Art zu haben, damit sie, statt der Produkte der beiden Indien, als Leckerbissen gelten können. Ich wünschte also über deren Lieferung mit Ihnen übereinzukommen."

Dem Pachter gefiel dieser Antrag sehr wohl, desto weniger aber seiner Tochter Rosine, die erschrocken dem Fortgange dieser Rede zuhorchte und endlich, als sie merkte, daß er nicht etwa verblümt rede, mit weinenden Augen aus dem Zimmer eilte. Sie schalt sich jetzt über ihre Thorheit, daß sie je dem Wahne Gehör gegeben, dem Manne mehr seyn zu wollen, als die Pachterstochter, die seiner glücklicheren Gattin die Erzeugnisse ihres väterlichen Feldes überbrachte. Das war ja wohl künftig die Gelegenheit, den im Herzen Getragenen zu sehen und zu sprechen.

Der Pachter erbot sich, dem Gaste, dessen klares Wesen seinem eigenen freundlich entgegen kam, die nähere Einrichtung seiner Wirthschaft zu zeigen, in welcher er das bewährte Alte mit dem guten Neuen zu verbinden suchte. Er wurde bald durch einen Knecht zu einem dringlichen Geschäfte abgerufen und übertrug nun Rosinen die Begleitung.

Sie ging immer ein Paar Schritte voraus und sprach, obwohl freundlich und weich, mit weggewendetem Gesicht. Er besah und lobte die zweckmäßige Einrichtung der Wirthschaftsgebäude, die schönen Vorräthe, das vor Wohlseyn glänzende Vieh, die sorgfältig kultivirten Gärten, aber im Grunde sah er Alles das nur mit halbem Blicke. Sein Sinn war bei der leidenden Führerin. Sie waren vor einer Laube angekommen, welche ein ehrwürdiger Fliederbaum mit seinen schirmenden Aesten bildete, die er gleich Fittigen gegen sie ausstreckte. Arnold trat näher an Rosinen, umschloß sie mit sanftem Arme und blickte ihr in's Gesicht. Sie hatte verweinte Augen und sah ihn mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blicke an, der ihm tief in die Seele drang.

„Was ist Dir, gute Rosine?" sagte er, „Du hast geweint!"

„Ich will es nicht läugnen," erwiederte sie halb weggewendet, „aber was wollen Sie sich viel um die Thränen eines einfältigen Bauernmädchens kümmern!"

„Ei nein doch!" sagte Arnold, „ich bin Ihr Gast, ich habe Ihre Familie lieb gewonnen und darf Ihnen schon ein wenig meine Theilnahme aufdringen."

„Nein, nein!" entgegnete Rosine. „Es ist mein Schmerz und bleibt mein Schmerz und ich will ihn tragen."

Er führte sie in die Laube und nöthigte sie mit Wärme, neben ihm zu sitzen; er umschloß sie inniger und gestand nun, daß er sie vorhin nur habe versuchen wollen. Durch unschuldige Liebkosungen entlockte er auch ihr das Geständniß, daß ihre Thränen ihm gegolten. In der süßen, fast wortlosen Sprache, die die Liebe zu ihren Eröffnungen wählt, wurde in seligen Momenten der

Bund geschlossen, der sie einander zu eigen gab. Sie senkte überschwenglich glücklich die fromme keusche Stirn an die redliche Brust des längst im Stillen verehrten Mannes.

Der würdige Pachter trat gegen die Laube heran, das selige Paar trat Arm in Arm aus ihr hervor und beide zugleich riefen: „Vater! lieber Vater!“ —

War es hiermit von den jungen Leuten auf seinen Segen abgesehen, so bemerken wir nur kurz, daß der verständige Vater denselben nicht zu lange zurückhielt.

Rosine kam zu einer Verwandten in die Stadt, um für ihre künftige Bestimmung dasjenige zu lernen, wozu man auf dem Lande weniger Gelegenheit findet.

Am Hochzeittage trug sie das Körbchen, das diese Verbindung einleiten half, in einem hübschen mit Diamanten besetzten Ohrringe. „Es deutet,“ sagte die naive Braut einigen Fragenden, „auf die Körbe, mit welchen ich sonst wöchentlich in meines Arnolds Hause kam; es soll mich vor Hochmuth bewahren, wiewohl es auch ein Zeichen seyn mag, daß aus mir nie eine vollendete Stadtdame werden wird.“

Ernestine ärgerte sich doch über den Verlust ihres ehemaligen Verehrers, machte sich aber zu einiger Entschädigung die Freude, über seine Verbindung sich in witzigen Anspielungen zu ergießen.

Mannigfaltiges.

(Aus dem Leben.) Ein Prokurator in Frankreich von geringem Vermögen hatte einen einzigen Sohn, der Hauptmann in der Artillerie war und sieben Töchter, von welchen auch die jüngste schon Neigung zum Ehestande fühlte. Sein Haus glich einem Bienenstocke, dessen Bewohner immer ein- und ausfliegen und an Ruhe war gar nicht mehr zu denken. Jede Tochter hatte eine Bekanntschaft, von welcher sie Heirathsanträge erwartete, die aber ausblieben. Auf Besuch nach Hause gekommen, beschloß der Sohn, diesem Zustande ein rasches Ende zu machen. Er lud die sieben Liebhaber zu Tische und hielt nach dem Dessert folgende Rede: „Meine Herren! Es ist nicht billig und höchst unanständig daß meine Eltern ihre Täubchen länger zu Ihrem Vergnügen füttern! Meine Schwestern haben mir gestanden, daß jeder unter Ihnen einer derselben von Liebe gesprochen habe, Liebschaften ohne Ehe sind aber wahre Beleidigungen honetter Familien. Dieserhalb erkläre ich hiermit, daß, wer unter Ihnen nicht binnen vier Wochen einer meiner Schwestern seine Hand förmlich anbietet und sich mit derselben verlobt, von mir auf Pistolen gefordert und wenn er sich nicht schlägt, öffentlich beschimpft und halbtodt geschlagen wird!“ — Die Liebhaber, welche ihren Mann kannten, versicherten demselben, daß sie nur redliche Absichten gehabt, diese Drohungen also überflüssig seyen, sie gute Freunde seyn und bleiben wollten, und — machten bald nachher Hochzeit.

Katharina von Medicis war bekannter Maßen sehr abergläubisch und hielt viel auf Sterndeuter und Prophezeihungen. Als ihr nun wahrgesagt worden, daß sie in der Nähe von Saint-Germain sterben würde, verließ sie dieses Schloß plötzlich, bezog auch nicht die Tuilerien, weil diese in dem Kirchsprengel Saint-Germain-l'Auxerrois lagen, sondern ließ mit großen Unkosten das Hôtel de Soissons für sich erbauen, welches sie noch dreizehn Jahre nach jener Prophezeihung bewohnte. In ihrer letzten Krankheit ließ sie den Bischof von Nazareth, welcher den Vornamen Laurent führte und fast nur unter diesem Namen bekannt war, zu sich rufen und verschied bald nachdem sie ihm gebeichtet hatte. Laurent aber war aus dem adeligen Geschlechte der Ritter von Saint-Germain. Und so war denn die Prophezeihung dem Buchstaben nach in Erfüllung gegangen.

Als die Generale Sir John Outram und Havelock zum Entsatz von Luknow anrückten, verlor beim Eindringen des 18. Hochländerregiments in die untere Stadt von Luknow der Sackpfeifer der Hochländer seinen Weg und sah plötzlich einen feindlichen Reiter vor sich, mit gehobenem Säbel, um ihn niederzuhauen. Seine Enfieldbüchse war abgeschossen und er hatte keine Zeit, das Bajonnet zu brauchen. „Da kam mir,“ erzählte der Mann hernach, „eine gute Idee. Ich ergriff meine Pfeife, setzte sie an den Mund und blies einen der schrillsten Töne. Das erschreckte den Burschen so, daß er wie ein Pfeil zurückprallte, offenbar in der Einbildung, ich hanthiere mit einer Höllenmaschine. Meine Sackpfeife rettete mein Leben.“

Palindrom.

Vorwärts nicht selten des Waidmannes Beute,
Rückwärts die Quelle des Unheils, der Freude!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Dienstag, 13. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Wir begaben uns nun in das kleine, schon früher beschriebene Arbeitskabinet. Julius zog hastig den grünseidenen Vorhang von dem Bilde über dem Schreibtisch zurück und ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entfuhr meinen Lippen. Eine junge, wunderschöne Dame, welche in sinnender Stellung an einem von Epheu umrankten Fenster saß und die wildromantische Landschaft, welche darunter ausgebreitet lag, zu betrachten schien, zeigte sich meinen neugierigen Blicken.

„Nun, hatte ich Recht?" fragte Julius; „ist sie nicht himmlisch schön?" — Ich nickte blos. — Ja, sehr schön war sie, das konnte nicht bestritten werden; aber es war nicht das allein, was mich beschäftigte. Ich hatte dieses liebliche Wesen schon ein Mal im Original gesehen, freilich in sehr verschiedenen Umgebungen; Zug für Zug war es die schöne Regine, die mir vor acht Jahren, während der kurzen Zeit einer Eisenbahnreise, ein so lebhaftes Interesse eingeflößt.

„Aber was haben Sie nur?" fragte Julius halb ärgerlich, daß ich mich gar nicht äußerte.

„Ich dachte an eine junge Dame, der das Bild sehr gleicht und für die ich mich immer sehr interessirt habe."

„Ach, dummes Zeug mit den ewigen Aehnlichkeiten! eine Regine gibt es nur ein Mal!"

„Wo stammt aber diese Frau L. her? wie nannte sich ihre Familie?" fragte ich, neugierig, ob mir dadurch vielleicht eine Aufklärung kommen würde.

„Sie ist eine Waise und wurde von ihrem Oheim mütterlicherseits adoptirt — einem alten braven Herrn, der die eigenen Kinder in ihrer Blüthenzeit verlor und seit einigen Jahren sein in der Nähe Brüssels gelegenes Gut bezogen hat. Wie ihr früherer Name war, habe ich nie gehört. Sie erschien, als ich sie kennen lernte, unter dem Namen Ina v. B. Eugen aber nennt sie, ich weiß nicht aus welcher Grille, Regine."

Wir hatten uns bei diesem Gespräch langsam entfernt, denn mein freundlicher Führer meinte, es wäre Zeit, daß wir uns nach den Beschwerlichkeiten der Morgenfahrt mit einer Flasche Chablis und einigen Austern stärkten. Ich gab ihm völlig Recht, bemerkte aber lächelnd, ich freue mich nur, daß ihn seine Liebe noch nicht so ganz einseitig gemacht, um darüber seinen Appetit und die Rücksichten für seine Gesundheit zu vergessen.

„Ach!" entgegnete er halb ernst-, halb scherzhaft, „ich bin gottlob nun schon aus dem ersten Stadium meines Liebeskummers heraus; eine Zeit lang aber bedurfte es der ganzen Zuneigung, die ich für Eugen hege, um mich zu bestimmen, von der Bewerbung um Reginen abzustehen." — Ich schwieg und Julius mochte wohl denken, daß ich im Stillen einen Vergleich zwischen ihm und dem männlich schönen Eugen zog, der auch außerdem so reichlich mit Glücksgütern gesegnet war, denn er sagte: „Jenun, denken Sie darüber, wie Ihnen gefällt; ich versichere Sie, daß es eine Zeit gab, wo — der Geschmack der Weiber ist eben wunderlich — Regine mir vor dem schönen Eugen den Vorzug zu geben schien. Glauben Sie mir, es kostete ihn trotz all der Vorzüge, welche für ihn sprechen mochten, jahrelang Mühe, diese stolze Schönheit zu erringen; ja er erhielt sogar zuerst einen Korb! Es gab damals eine Zeit, wo seine Mutter, obschon er nie darüber sprach, in furchtbaren Sorgen um seine Gesundheit war, da er ob dieser unerwiedert scheinenden Liebe fast zum Schatten dahinwelkte. Ich will nicht behaupten, daß er eifersüchtig auf mich gewesen, — daß sie aber gegen mich bedeutend huldvoller als gegen

ihn war, gestand er selbst zu. Wie gesagt, ich war vielleicht zu gutmüthig, meinen Vortheil zu verfolgen, als ich seine wahnsinnige Leidenschaft bemerkte. Was es mich aber gekostet, weiß ich am Besten. Gewiß ist, daß Eugen das Jawort nur durch Einmischung seiner Mutter erlangte, die er endlich in's Vertrauen gezogen haben mochte. Sie machte plötzlich in der ihr wildfremden Familie einen Besuch, soll sich mehrere Stunden mit Reginen eingeschlossen und, wie man sagt, erst nach vielen Kämpfen und Thränen das Jawort für ihren Sohn mitgenommen haben."

„Nun und waren sie dann ein glückliches Brautpaar?" fragte ich gespannt.

„Glücklich? ei, das ist viel zu wenig, — selig waren sie! Ich glaube, meine alte gute Tante hatte ihr einen Liebestrank eingegeben, denn von der Stunde an hatte Ina nur noch Augen für Eugen! Wie huldigte er ihr aber auch! und das ist jetzt nach einem Jahre noch ebenso, wie an dem Tag, als er das Jawort erhielt."

„Und Sie, mein lieber Julius, ergaben Sie sich einige Zeit Ihrem Liebesgram?"

„Nicht doch, es war unmöglich, der Liebenswürdigkeit dieses Paares lange eine üble Laune entgegenzusetzen," versetzte er; „ich tanzte so heiter auf der Nachfeier ihrer Hochzeit (diese selbst ward ganz in der Stille im Hause ihrer Verwandten vollzogen), als wäre ich der Glückliche gewesen, der die Braut heimgeführt. Ich hätte aber auch ein Herz von Stein haben müssen, wenn ich mich nicht zuletzt ihres Glückes gefreut hätte; auch konnte ein Bruder von ihnen nicht gütiger behandelt werden, als sie gegen mich waren!" Hierbei wischte sich Julius verstohlen Etwas aus dem Auge, was fast wie eine Thräne aussah und wechselte dann das Gespräch. —

Einige Tage später sagte mir der Portier des Hotels, in dem ich abgestiegen war, daß Herr L. zwei Mal hier gewesen sey und nach mir gefragt habe. In der Meinung, daß er mir eine auf meine Erbschaft bezügliche, vielleicht dringende und wichtige Mittheilung zu machen habe, begab ich mich in seine Wohnung. Dort sagte mir der Diener, er habe den Befehl, mich in den Garten zu geleiten, wo sein Herr mich erwartete. Ich ließ mir indessen blos den Weg zeigen und schickte dann den Diener fort.

Bei jeder Biegung des Weges glaubte ich den Hausherrn treffen zu müssen, fand mich zwar immer getäuscht, setzte aber stets wieder mit innigem Vergnügen meine Wanderung durch diese reizenden Anlagen, die so viel angenehmen Wechsel boten, fort. Endlich, als ich abermals aus einer duftenden Boscage heraustrat, begegnete ein freier im lachendsten Grün prangender Rasenplatz und dahinter ein niedliches Schweizerhäuschen meinen Blicken. Ich hörte Stimmen, umschritt den Rasenplatz und stand bald vor dem Eingang des Häuschens, wo ich plötzlich stehen blieb, da der Anblick, der sich mir darbot, mich in hohem Grad überraschte.

Durch die geöffnete Thür erblickte ich allerdings den Gegenstand meines Suchens, aber er war nicht allein. Eugen saß auf einem niedrigen Tabouret gleichsam zu den Füßen einer jungen Dame, die in nachlässig graziöser Weise in den Kissen eines dunkelfarbenen Plüschsopha's ruhte, von denen sich die Contouren ihrer herrlichen, obschon etwas bleichen Züge, bestimmt abhoben. Die eine Hand stützte den Kopf, die andere lag in der des jungen Mannes, der ihr mit tiefer, aber melodischer Stimme einzelne Stellen aus dem Giaur von Byron vorlas. Den weichen Tonfall seiner Stimme begleitete gleichsam das Plätschern eines kleinen Springbrunnens und das Gezwitscher einzelner Vögel, welche sich furchtlos in die Nähe des Häuschens gewagt hatten. Die Düfte der umgebenden Blumenbeete und der blühenden Pflanzen im kleinen Salon erfüllten die Luft. Ich gab mich dem angenehmen Eindruck der Sinne einen Augenblick mit vollen Zügen hin; der Anblick dieses jungen, schönen, so innig ergebenen Paares, in dieser Poesie, Frieden und Anmuth athmenden Umgebung, hatte für mich beinahe etwas Rührendes. Unwillkürlich murmelte ich: „Blieben doch an diesem Himmel die Wolken aus!"

„Eugen," sagte jetzt eine Stimme, die mir so bekannt erschien und meines Bedünkens, wenn auch nur ein Mal gehört, nicht wieder vergessen werden konnte; „findest Du nicht, daß diese Stelle wundervoll und so recht geeignet ist, uns einen Blick in die Seele des Dichters werfen zu lassen, dem so wenig irdisches Glück beschieden war?"

Eugen war im Begriff, hierauf etwas zu erwiedern, als ich mich durch ein rasches Nähertreten bemerkbar machte. Beide sahen sich um, Herr L. sprang rasch auf und kam mir entgegen.

„Ach, da sind sie ja, mein werther Freund," sagte er in seiner herzlichen Weise. „Ich war zwei Mal bei Ihnen, um Sie zu bitten, morgen in aller Frühe mit uns zu meiner Mama zu fahren. Erlauben Sie, daß ich Sie jetzt meiner Frau vorstelle." Diese hatte sich indessen erhoben und trat mir, mit anmuthiger Freundlichkeit in ihrem von einem zarten Roth gefärbten Antlitz, entgegen. Die wun-

derbare Aehnlichkeit zwischen diesem schönen gefeierten Weibe und dem armen traurigen Mädchen von damals frappirte mich. Das waren dieselben tiefblauen Augen, derselbe langsame Aufschlag der mit einem schwarzen Schleier umsäumten Lider, die sanft gebogene Nase und der kleine freundliche Mund, der sich damals so oft, in fast kindlicher Weise, schmerzhaft verzogen hatte. Alles war da und doch war es anders, ganz anders. Die Gestalt war höher, imposanter geworden, das Auge blickte ruhiger. Der Mund war, wenn er nicht sprach, eng geschlossen, das Haar dunkler und selbst die Nase schien mir bestimmter gezeichnet.

Ich machte diese Bemerkungen, während wir alle Drei schon längst um den runden Tisch im Gespräch saßen, wo ich mich angesprochen fühlte durch die Art, wie mir Beide ihre Freude bezeugten, nun vereint für mein Wohlbehagen sorgen zu können. Sie machten Pläne für Ausflüge, die wir nun, da Regine wieder wohl war, gemeinsam unternehmen wollten.

„Aber wird es Ihnen, verehrte Frau, auch nicht schädlich seyn, nach der kaum überstandenen Krankheit solche Touren zu unternehmen?“ fragte ich.

„O nein, mein Herr, es ist sogar der ausdrückliche Wunsch des Arztes, daß ich das warme Wetter viel benützen soll, und ich freue mich lebhaft darauf, all die mir lieben Plätze wieder aufzusuchen und sie Ihnen zeigen zu können. Morgen geht es zuerst nach dem Landgut der Mama, dann müssen wir aber gleich zu meinen Pflegeeltern nach S . . . .“

Herr L. entfernte sich für einen Augenblick, um, da kein Diener in der Nähe war, einen kleinen Auftrag seiner Frau im Hause zu besorgen. Es entstand eine augenblickliche Pause in der Unterhaltung; Regine war beschäftigt, einige Dinge aus einem Wandschrank hervor zu holen und ich gab mich den oben angegebenen Betrachtungen über sie hin und schloß sie endlich mit der Bemerkung: „Sie ist es keinen Falls! Alles sprach dagegen; auch hatte mir nicht ein Zeichen verrathen, daß sie mich wieder erkannt.“ Freilich mochten auch die verwitterten Züge eines ältlichen Mannes nicht so interessant für sie gewesen seyn, um sie ihrem Gedächtniß einzuprägen. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Ginster als Nutzpflanze. Auf der Küste von Spanien zwischen Alicante und Almeira erzeugen die dem Meere gegenüberliegenden Gebirge eine Faserpflanze, welche einer wichtigen und sehr alten Industrie als Rohstoff dient. Diese Pflanze, in Deutschland unter dem Namen Pfriemenkraut oder Ginster bekannt, die zu jeder Jahreszeit gesammelt und zu der erwähnten Industrie verwendet werden kann, wächst ohne alle Kultur. Man macht daraus Netze, Teppiche, Matten, Körbe aller Arten und Schiffsseile, welche nach Frankreich, Italien, England, Holland und Nordamerika versendet werden. Der Hafen von Las Anguilas bei Karthagena verschifft allein 20,000 Tonnen Ginsterflechtwerk, wovon $^2/_3$ nach Marseille gehen. Aus den übrigen Häfen von Alicante bis Almeira betrug die Ausfuhr 1854 circa 2424 Tonnen. Die Ginster-Industrie beschäftigt zwischen Alicante und Almeria nicht weniger als 50,000 Menschen, meist Frauen, junge Mädchen und Kinder. Sie empfangen für diese Arbeit, die hauptsächlich in Netzen besteht, täglich nur 35 bis 45 Centimes, obgleich sie 13 bis 14 Stunden arbeiten. Aber mit der Qualität dieser Netze ist es auch nicht weit her. Da die Nachfrage größer ist, als das Angebot, werden sie immer schlechter, wie sehr auch die Käufer darüber klagen und die Preise dafür in die Höhe gehen. Man verfertigt aus dem Ginster ferner rundes und flaches Tauwerk, so wie geflochtene Bänder, welche dann weiter zu Matten, Teppichen und Körben verarbeitet werden. Die spanische Marine- und Bergbau-Industrie verwendet die von Ginster gemachten Seile in großen Quantitäten. In Anguilas verwandelt man den Ginster auch in eine Art vegetabilisches Haar, welches sich vortrefflich zur Ausstopfung von Matratzen eignet und verhältnißmäßig sehr billig ist. Man macht daraus auch Netze, die auf den englischen Märkten bereits mit den Netzen aus Kokosfasern konkurriren.

Entführungen aus Liebe, die man auf dem prosaischen Kontinent fast nur noch aus Romanen kennt, kommen in England, wo die Polizei nicht alle Romantik abgeschnitten hat, zuweilen noch vor und würzen dann die trockenen Spalten der politischen Tagespresse. In Cheltenham ist soeben die 17jährige Tochter eines Obersten P. durchgegangen und zwar, wie der „Cheltenham Examiner“ sich ausdrückt, mit einem nicht mehr in erster Jugend blühenden Gentleman, einem Advokaten M., der bereits 46 Sommer gesehen hat. Die junge Schöne, seit längerer Zeit wegen dieses „Verhältnisses“ von ihrem Vater in strenger Haft gehalten, brauchte eine gefährliche Kriegslist: sie

zündete Nachts die Fenstervorhänge ihres Zimmers an und schrie um Hülfe. Darauf stürzt der erschrockene Paterfamilias herbei und schließt schnell die Thür auf: man schreit „Feuer!“ und „Wasser!“ durcheinander, das Mädchen schlüpft in der Verwirrung hinaus und in die Arme ihres harrenden Lothario. Andern Morgens wird das Paar in der Kirche eines benachbarten Dorfes getraut.

Ein Fußreisender im Schwarzwalde fragte einen an der Landstraße mit Steinschlagen beschäftigten Burschen: ob er auf dem rechten Wege sey nach Allerheiligen. Der Kappelthäler, froh, mit Jemand plaudern und den Steinschlägel auf eine Weile ruhen lassen zu können, fragte ruhig: „Wo kommt Ihr denn her, Herr?“ — Der Fremde, ein Norddeutscher, war einigermaßen verletzt von dieser Vertraulichkeit, ärgerte sich darüber, daß er keine direkte Antwort bekommen hatte und erwiederte: „Was geht es Dich an, Junge, woher ich komme?“ — „Hm, ich meine, es gehe mich gerade so viel an, als wohin Ihr geht!“ versetzte der junge Bursche schwang seinen Steinschlägel wieder und ließ den Fremden stehen.

Während man in Wien bisher vergeblich nach dem Grabe Mozarts gesucht hat, ist man im Auffinden des Hauses, in welchem der unsterbliche Meister in München nicht nur eine Zeitlang wohnte, sondern sogar eines seiner bedeutendsten Werke, den „Idomeneo“, komponirte, glücklicher gewesen, indem dasselbe vorzüglich durch die Bemühungen des hiesigen Magistratsraths Schreyer in der Burggasse aufgefunden worden ist. Das Haus führt seit älteren Zeiten den Namen „Sonneneck“. Die Wohnung selbst war im zweiten Stock, wo jetzt ein Schneider sein harmloses Gewerb treibt. An dem besagten Hause ist eine steinerne Gedenktafel angebracht, wie solche in München einer schönen Gewohnheit gemäß an geschichtlich merkwürdigen Häusern häufig vorkommen und deren Inschrift folgendermaßen lautet: „Hier vollendete und zwar im Eckzimmer des zweiten Stocks Amadeus Wolfgang Mozart im November und Dezember 1780 seine Oper Idomeneo.“

Fritz Finke saß am Wasser und angelte und Liese Schröter saß auf einem Baumstumpf neben ihm. „Ach, Liseken“, rief er, „ik wollte, ik wäre een Fisch und Du een Köder, — wie wollt' ik da 'rin beißen!“

Gemeinnütziges.

(Glacehandschuhe zu reinigen und zu färben.) Für das Reinigen beschmutzter Glacehandschuhe bedient man sich vortheilhaft zweier hölzernen Hände, um die Handschuhe darüber auszuspannen. Verschwitzte Stellen an den Fingerspitzen ꝛc. werden zuerst von innen mit etwas Ochsenmark eingerieben; hierauf spannt man die Handschuhe und reinigt sie mit einem halbfeuchten Schwamm, taucht diesen sodann in eine Mischung von drei Theilen Regenwasser und einem Theile Milch, reibt ihn etwas mit Seife ein und entfernt hiermit allen Schmutz; dann reibt man mit einem andern Schwamm die Feuchtigkeit ab und bestreicht sie zuletzt noch mittelst eines feinen Dachspinsels mit einer Mischung von zwei Theilen weißen Zuckers, einem Theile Gummi-Sandarack und zwölf Theilen Wasser. Wenn die getrockneten Handschuhe hierauf noch geplättet werden, sind sie von neuen kaum zu unterscheiden. Weil aber durch öfteren Gebrauch und Wäsche Handschuhe von weißer oder blaßgelber Farbe gar leicht zu unscheinbar werden, färbt man sie lieber nach, so lange die Näthe dauerhaft sind. Hat man sich überzeugt, daß sie, besonders an den Fingerspitzen, noch nicht aufgetrennt sind, so bestreicht man sie mit nachstehender Mischung, welche man schon zuvor bereitet hat, mittelst obgedachten Dachspinsels. — Das Färbemittel für eine schöne, orangegelbe Mischung wird bereitet, indem man eine starke Messerspitze voll Safran, ein viertel Loth Orseille und eben so viel Hausenblase in zwei Schoppen siedenden Wassers gießt und über Nacht stehen läßt. Die Hausenblase gibt der Farbe Haltbarkeit und schönen Glanz.

Sylbenräthsel.

Ein Theil des Körpers ist die erste Sylbe.
Wenn du von ihr das Anfangszeichen wegnimmst,
Entsteht ein anderer von seinen Theilen.
Die zweite Sylbe ist ein Menschenwerk,
Das man, je mehr ein Land bevölkert ist,
Um desto öfter in demselben antrifft.
Das Ganze endlich ist ein einzelnes
Aus jener Gattung, die die zweite Sylbe
Nur ganz im Allgemeinen uns bezeichnet.

Auflösung des Palindroms in № 44:

Eber — Rebe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Freitag, 16. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau, welche sich vielleicht über mein Schweigen wunderte, befragte mich jetzt, wie mir das hiesige Leben zusage. Ich sprach über die mannigfachen Genüsse Brüssels und gedachte mit Dankbarkeit der Sorgsamkeit ihres Mannes für meine Behaglichkeit.

„Ja er ist sehr, sehr gut!" sagte sie mit freudigem Erglühen.

„Wie glücklich ist er aber auch!" meinte ich. Sie sah mich schweigend, aber freundlich an und das Gespräch stockte abermals. Endlich nahm ich mich zusammen. „Sie finden es vielleicht unbescheiden, daß ich meine Blicke so andauernd auf Ihnen ruhen lasse?" begann ich; „allein Sie haben eine so wunderbare Aehnlichkeit mit einem jungen Wesen, welches ich vor beiläufig acht Jahren kennen lernte und für das ich mich von ganzer Seele interessirte, so daß ich Sie immer wieder darum ansehen muß."

„Und wo war das?" fragte sie mit einem kaum merklichen Beben der Stimme.

Ich theilte ihr nun, von dem Augenblick hingerissen, das kleine Erlebniß mit und fügte hinzu, daß ich damals Nichts lebhafter gewünscht, als dem armen holden Wesen als Vormund oder Verwandter zur Seite stehen zu dürfen, daß ich mir nachher bittre Vorwürfe gemacht, aus einer unzeitigen Delikatesse den Frauen nicht Schutz und Unterstützung angeboten zu haben. Sie hörte mir mit reger Theilnahme und einer Thräne im Auge zu und drückte mir dann so herzlich die Hand, als wenn sie mir für Etwas zu danken habe. — Herr L. kehrte jetzt zurück und setzte sich zu uns.

„Du siehst wieder so blaß aus, mein Engel!" sagte er und hüllte sie sogleich in einen großen Shawl. „Wir hätten am Ende den Thee im Hause trinken sollen, es wird doch schon abendlich."

„Mein lieber Eugen, das ist es nicht!" lispelte sie; „Herr F. erzählte mir nur Etwas aus seiner Vergangenheit, was mich so traurig machte; ich fühle mich aber nicht unwohl, sondern nur etwas erregt."

Herr L. warf mir einen fragenden Blick zu, und ich war etwas in Verlegenheit, was ich sagen sollte, als eine Dienerin das Theegeschirr brachte und auf den Nebentisch setzte. Unwillkürlich sah ich mich um; aber betroffen ruhte mein Auge einen Moment auf der Dienerin, um dann zu der Herrin zurückzukehren, deren forschend auf mich gehefteten Blicken ich nun begegnete. Sie erröthete bis in die Schläfe, wurde dann leichenblaß und sank ohnmächtig in die Kissen des Sopha's zurück. Herr L. suchte sie, tödtlich erschrocken, in die Höhe zu heben und durch zärtliche Worte in's Leben zurückzurufen. In seinen schönen Zügen lag eine so namenlose Angst, daß es mich wahrhaft ergriff. Die alte Dienerin hatte indessen eiligst ein Glas Wasser vom Springbrunnen herbei geholt und begann ihre Herrin damit zu benetzen. Als Regine hierauf wieder einige Bewegung zeigte, so hielt ich es für das Beste, fortzugehen, damit ihr Auge beim Erwachen nicht auf den unberufenen Fremden falle.

Ich zog mich, im Hotel angelangt, sofort auf mein Zimmer zurück, denn es war mir Bedürfniß, meinen Gedanken nachzuhängen. „Also doch!" sagte ich mir mit einer tiefen Niedergeschlagenheit, „also doch ist es dieselbe Regine, deren Schicksal mir so viel Theilnahme eingeflößt." — Der Anblick der Dienerin, derselben Alten, die damals auf so diktatorische Weise das junge Mädchen beherrscht, ließ mir keinen Zweifel und das Erröthen, die nachfolgende Ohnmacht Regina's bewiesen, daß sie sich von mir erkannt wußte. —

Wo aber war ihr Kind? denn ihr Kind war es gewesen, wenn schon dies nicht buchstäblich ausgesprochen war. — Allerlei seltsame und beängstigende Gedanken begannen sich in meinem alten Kopfe zu kreuzen, aus denen die Frage: „Weiß Eugen um diese Vergangenheit?" zuerst deutlich und erschreckend hervortrat. — Er konnte es nicht wissen nach Allem, was ich gesehen und gehört hatte, denn er hätte sie nicht so abgöttisch lieben und verehren können, wenn er gewußt, daß sie schon einem Anderen angehört. Also mußte er betrogen seyn! Und da waren denn die Wolken, die ich noch eben dieser Ehe fern zu halten gewünscht hatte. Ich seufzte tief über die Unvollkommenheit alles Irdischen und wünschte nie dies Haus betreten zu haben, wo ich vielleicht bestimmt war, die mühsam errungene Ruhe eines edlen Wesens zu stören. Unzufrieden, daß ich durch meine Erzählung vielleicht dazu den ersten Impuls gegeben, warf ich mich endlich auf mein Lager, wo mich aber noch lange der Schlaf floh. — Ich versuchte mich mit etwas Anderem zu beschäftigen, — ich dachte an die lieben Meinigen, aber vergebens. — Alles Andere wurde von Eugen und Reginen in den Hintergrund gedrängt.

Endlich schlief ich ein, aber böse Träume gaben mir auch jetzt nicht die ersehnte Ruhe. Bald sah ich Regine gleich einer zweiten Pfarrerstochter von Taubenheim die goldene Nadel, die das braune Haar gehalten, in das Köpfchen des armen Kindes versenken. Dann stand die alte Martha wieder vor mir und mischte giftige Pulver in die Mutsche, die zu einer Riesenmasse angewachsen, in Reih und Glied in dem schönen Gartenhause aufgestapelt waren und alle, sammt dem Kinde, noch entfernt werden sollten, ehe der Hausherr zurückkehre.

Regine hob die schönen schmalen Hände bittend in die Höhe und flehete, daß ich der Alten helfen möge, das Kind in das schöne Beet mit den feuerfarbenen Verbenen, aus welchen sich ein Kranz schlanker schneeweißer Kalla's erhob, zu versenken. Ich grub, daß mir der Schweiß von der Stirne floß; — aber es war eine Sisyphus-Arbeit, — denn je mehr ich grub, desto mehr Erde stürzte von allen Seiten hernieder. Und doch mußten wir ja so sehr eilen, Eugen konnte jeden Augenblick zurückkehren. Regine half jetzt selbst. In ihrer Herzensangst holte sie mit ihren Händchen die Erde in die Höhe, aber vergebens! Was wir an einer Seite wegnahmen, stürzte an der andern geräuschvoll wieder hinab. Da fühlte ich mich plötzlich sehr unsanft am Arm gerüttelt. — „Eugen, Eugen!" rief ich und schaute um mich, darauf gefaßt, seinen verstörten Zügen zu begegnen, aber er war es nicht! und einen Augenblick mußte ich mich erst überzeugen, daß ich nur geträumt habe, als der Kellner mir zurief: „Aber mein Herr, Sie haben ja einen todtenähnlichen Schlaf! es ist neun Uhr und Herr L. ist schon zum zweiten Male hier, um Sie abzuholen!"

Ich trug nun dem Menschen auf, Herrn L. zu bitten, einen Augenblick auf mich zu warten und kleidete mich an. Er ging, ließ mich aber in der rathlosesten Stimmung zurück. Mich beherrschte nämlich eine wahre Angst, Eugen möchte nur gekommen seyn, um mich auszuforschen und schnell faßte ich einen Entschluß, wie ich mich ihm gegenüber benehmen wolle. Etwas gefaßter suchte ich ihn jetzt auf; er begrüßte mich herzlich und meinte, ich sehe etwas angegriffen aus. Ich erwiederte, daß ich schlechte Träume gehabt und erkundigte mich nach dem Befinden seiner Gattin. — „Sie ist, Gott sey Dank! wohl auf und wie sie sagt, nur beschämt, sich Ihnen gegenüber so schwach gezeigt zu haben."

„Du lieber Himmel, das ist ja bei nervenschwachen Damen etwas so Häufiges," meinte ich; — „ich kenne das zur Genüge!"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon I. als Kind.

In den „Europäischen Bildern und Skizzen" von Julius Hoffmann (Breslau, Ed. Trewendt) finden sich Erinnerungen aus dem Jugendleben des gewaltigen Kaisers, die dem Reisenden ein alter Korse mitgetheilt haben soll, welcher angeblich Napoleon in seiner ersten Jugendzeit sehr nahe stand. Diese Charakterzüge des Kindes sind höchst interessant, weil sie schon in diesem frühen Alter den Charakter des Mannes enthüllen. „Wenn Napoleon," so erzählt der Korse, auch der Kleinste und Jüngste von uns Allen war, so wußte er doch seinen Willen durchzusetzen und wir andern Buben mußten thun, was er wollte, ohne daß wir eigentlich wußten, wie das kam. Dabei war er stets verschlossen und still für sich und Spiele, bei denen gelacht oder gejubelt wurde, oder wo er nicht die erste Stelle einnehmen konnte, spielte er schon als Bube von 9 oder 10 Jahren, denn später habe ich ihn nicht mehr gesehen, niemals mit. Wenn wir **Banditi** und **Carabinieri** (Räuber

und Soldaten) spielten, war der kleine Napoleon stets dabei. Wir andern Buben wollten nie gern die Carabinieri machen und es mußte immer das Loos entscheiden, wer es seyn sollte. Napoleon erbot sich aber stets freiwillig dazu und dann wußte er es immer so zu machen, daß die Soldaten die Räuber überfielen und eine Prügelei mit Stöcken daraus entstand. Einmal hatte ich ihn bei einer solchen Gelegenheit mit einer Gerte in das Gesicht getroffen, so daß das Auge stark anschwoll. Frau Lätitia Bonaparte, Napoleons Mutter, eine sehr heftige Frau, vor der wir Buben alle Furcht hatten, wollte mich des andern Tages dafür tüchtig durchprügeln. Der Kleine bat aber für mich und als seine Mutter dennoch nach dem Besen griff, fiel er ihr in den Arm, daß sie nicht schlagen konnte. Sonst war er sehr rachsüchtig und vergaß nie eine ihm absichtlich angethane Beleidigung, wenn auch Wochen vorübergingen, ehe die Gelegenheit zur Rache sich bot. So hatte ihn einst ein größerer, stärkerer Junge, ich weiß nicht weshalb, geschlagen, ohne daß der kleine Napoleon ihm etwas anhaben konnte. Viele Wochen brütete er finster und niedergeschlagen über einen Akt der Vergeltung. Endlich erfuhr er eines Abends, daß sein Beleidiger nach einem Dorfe gegangen war und erst in der Dämmerung heimkehren werde. Da bindet er ein Seil zwischen zwei Ulmenbäume so niedrig am Boden fest, daß der den Fußsteig Gehende in der Dunkelheit darüber fallen mußte. Er selbst versteckt sich hinter einem der Bäume mit einer Peitsche und wartet an zwei Stunden trotz Sturm und Kälte. Sein Gegner kommt, stolpert richtig über das Seil und fällt zu Boden. Napoleon springt aber rasch hervor, gibt dem Liegenden ein paar tüchtige Hiebe und läuft dann eilig fort.

Ehrgeiz war ein anderer Charakterzug des Kleinen. Er that gern gerade das, woran Andere sich nicht wagten und was er sich einmal vorgenommen hatte, setzte er gewöhnlich durch, mochte es kosten was es wollte. Auf dem alten Thurme des Castello vecchio unweit der Stadt war ein Falkennest, das wir gern ausnehmen wollten. Der Thurm war aber so hinfällig und beim Hinaufklettern fielen die Steine so oft herab, daß selbst die Kühnsten und Gewandtesten den Versuch endlich aufgeben und wir nach Hause gehen wollten. Der kleine Napoleon war aber nicht damit einverstanden, fing an zu klettern und erreichte, obgleich wenig geübt darin, glücklich das Nest. Schon hatte er ein Junges herausgenommen und uns zugeworfen, als der Stein, auf dem er stand, brach und Napoleon herabstürzte. Die Höhe betrug 35 bis 40 Fuß und unten war der Boden mit großen Steinblöcken besäet. Der Fall konnte ihm also das Leben kosten; doch glücklicherweise erfaßte er im Fallen den Ast eines wilden Maulbeerbaumes, der daneben stand, hielt sich daran fest und erreichte glücklich den Boden, wenn auch an Gesicht und Händen arg geschunden. Hier lief er sogleich auf den jungen Falken zu, hob ihn in die Höhe und rief triumphirend: „Seht, Jungen, nun hab' ich doch einen Vogel!“ Doch mußten wir versprechen, seiner Mutter nichts davon zu sagen, die sich sehr geängstigt haben würde, denn Napoleon war ihr Lieblingskind, von dem sie am meisten hielt. In dem Hause, in welchem Napoleon geboren war und seine erste Jugend verlebte, wurde den Reisenden das Zimmer gezeigt, wo der spätere Besieger von halb Europa gearbeitet. Schon damals soll er die Gewohnheit gehabt haben, am Fenster zu trommeln, wenn er einen Gedanken sich nicht zurechtlegen konnte. In der Kirche zeigte man ihnen den Ort, wo eine alte Frau den Kindern die Heldenkämpfe der Korsen gegen die Genuesen und Franzosen erzählte und am kleinen Napoleon einen unermüdeten Zuhörer fand. Er war der Erzählerin am liebsten und oft soll sie von ihm gesagt haben: Der wird noch mehr als Ihr Alle und mehr als der Jose, Napoleons ältester Bruder.

Mannigfaltiges.

Zur Auswanderungsfrage. Zur Warnung für Auswanderungslustige und zur Vorsicht wird folgender Fall mitgetheilt: Ein junger Mann aus Berlin, Hugo Kosa, von Fach ein Kunstgärtner, welcher außer anderen Bildungsanstalten namentlich auch die berühmte Gärtnerlehranstalt in Sanssouci besuchte und sich dort wegen seines Eifers die Gunst seiner Lehrer und besonders des Hrn. Professors Karl Koch erwarb, war so für sein Fach eingenommen, daß es sein höchster Wunsch war, einmal durch Reisen in fremden Ländern und Welttheilen die Pflanzenschätze Europa's bereichern zu können. Diese Neigung äußerte er auch bei seiner Anwesenheit in Hamburg und in Folge dessen wurde ihm das Anerbieten gemacht, als Gärtner in die Dienste eines englischen Ansiedlers in Australien zu treten, was er mit großer Freude annahm. Es wurden ihm zwei Kontrakte, bereits von seinem neuen Herrn unterschrieben, der eine

für ihn in deutscher, der andere für jenen in englischer Sprache, vorgelegt. Ohne weiteres Bedenken unterschrieb er beide Kontrakte, nachdem er die Summe des Gehalts in beiden verglichen hatte. Das Schiff erreichte endlich die Ostküste von Neu-Südwales, kam nach Ipswich, von wo aus die Reisenden auf großen zweiräderigen Karren weiter transportirt wurden. Fünf Wochen lang brachten sie zu, um die kurze Strecke von 200 englischen (nicht ganz vierzig deutsche) Meilen zurückzulegen. Endlich kam Kosa mit zwei Gefährten in Barramba, dem Ort der Bestimmung, an, allein er erfuhr erst jetzt, daß nun sein größtes Elend beginnen werde, denn laut dem englischen Kontrakte war er nicht als Gärtner, sondern als Hirte engagirt. Alle Protestationen waren fruchtlos, weil nach den dortigen Gesetzen nur der englische Kontrakt giltig ist und so kam der von edlem Streben beseelte, von einem deutschen Landsmanne betrogene Mann in ein gezwungenes Verhältniß, welches der englischen Sklaverei so ähnlich steht, wie ein Ei dem andern. Das Einzige, was ihm seine unglückliche Lage noch einigermaßen erträglich macht, ist die herrliche, noch wenig ausgebeutete Vegetation, welche den von hohen Bergen umschlossenen Thalkessel schmückt, in welchem er seine Heerden hüten muß. Möge dieser traurige Fall, dem sich eine Menge nicht bekannt gewordener ähnlicher anschließen, auswanderungslustige Leute davor warnen, einen Kontrakt zu unterschreiben, dessen Wortlaut sie nicht vorher durch einen gewissenhaften Sprachkundigen sich übersetzen ließen.

Ein indischer Journalist. In dem Prozeß des Königs von Delhi wurde auch ein gewisser Chuni als Zeuge vernommen. Derselbe ist Herausgeber und Redakteur eines indischen Journals, dessen Verbreitung jedoch in ganz eigenthümlicher Weise stattfindet. Nachdem Chuni sein Journal geschrieben hat, geht er zu seinen Abonnenten, die entweder nicht lesen können oder zu bequem sind, um es selbst zu thun, der Reihe nach umher und liest jedem Einzelnen das Manuskript vor. Die Beschränkung der Abonnentenzahl, welche dieses neue System nothwendig mit sich führt, wird durch die geringen Kosten, welche eine derartige Herausgabe des Journals verursacht, theilweise ausgeglichen.

Die „Augsb. Allg. Ztg." schreibt: Einer unserer Korrespondenten in China hat seinem neuesten Briefe zwei als treu garantirte Porträts Yeh's beigeschlossen, das eine en face, das andere in Profil. Die (freilich auch in Europa nicht unbekannte) „insolence of office" kann sich schwerlich mandarinenhafter darstellen, als in diesem Angesicht. „Jeder Zug ein Bambusrohr."

Binsen als Lampendochte. Ein Industriezweig für ärmere Familien in manchen Gegenden scheint in Deutschland noch wenig oder gar nicht beachtet zu werden, obgleich die Arbeit eine leichte und selbst für kleinere Kinder geignet ist und an den Tagen verrichtet werden kann, wo Anderes nicht dringend zu thun ist. In dem reichen England werden die Binsen mit festem Halme, besonders die Art Juncus effusus, allgemein zu Lampendochten verwendet, so daß zu deren Verkauf alljährlich am 2. August ein eigener Markt in der Nähe von Norfolk abgehalten wird. Dergleichen Binsen wachsen in Deutschland ziemlich häufig und werden als Unkraut verachtet.

Wie die „Wiener Ztg." vom 20. März berichtet, hat der Kaiser von Oesterreich für den in das Hofmineralienkabinet aufgenommenen Meteorstein, welcher im October v. J. bei dem Dorfe Ohaba gefallen ist, den Betrag von 500 fl. bewilligt. Von dieser Prämie sind dem Weinberghüter Groza 300 fl., dem griechisch-nichtunirten Pfarrer von Ohaba, Nikolaus Moldovan, und dem Ortsnotar des Nachbardorfes Blutroth, Thalmann, je 100 fl. angewiesen worden.

Räthsel.

Im Haus, am Mond bin ich zu schauen,
Im ersten oft, am zweiten nicht,
Will sich einmal der Fürst erbauen,
Erscheine ich im Glanzes-Licht.

Der Damen Gunst schnell zu erhaschen,
Bin ich allein der Meister oft,
Freund Amor pflegt da gern zu naschen,
Erhält, was er wohl kaum gehofft.

Darum ihr Schönen aller Orten,
Recht felsenfest vor mir euch schützt;
Ich fange euch mit leeren Worten,
Erkennet ihr das Räthsel itzt?

Auflösung des Sylbenräthsels in No. 45:

Darmstadt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Sonntag, 18. April 1858.

Die Georgine.

Ein junger Gärtner pflegte sehr
Die holden Blumenkinder
Mit großer Sorgfalt und Beschwer
Im Sommer und im Winter.

Er hegte all' sie ohne Gunst;
Doch lohnte unter ihnen
Am meisten seine Gärtnerkunst
Ein' prächt'ge Georgine.

Sie stand im Garten ganz allein
Auf einem grünen Rasen,
In düsterem Cypressenhain,
Wie von der Welt verlassen.

Der Gärtner nur, der wußte sie
Und freute sich im Stillen
Der schönen Farbenpracht, sowie
Der hübschen Blüthenfüllen.

So fällt es einst dem Eitlen ein,
Mit seinem Glück zu prangen;
Es sollte Georgine seyn
Allseitiges Verlangen.

Zudem pflanzt neben ein' Allee,
Auf eine hoh' Terasse,
Er seine Blume in die Höh',
Um sie auch seh'n zu lassen.

Da fiel ein kleiner Reif herab,
Ohn' Schaden allen Blüthen;
Doch die, die er so hoch gebracht,
Die hatte schwer gelitten. —

Und hast ein' traute Liebe du,
Im Herzen thu's behalten;
Sagst's du der ganzen Welt, im Nu
Nur Schaden wirst erhalten.

Wo immer deine Blume wächst,
Laß still sie sich entfalten:
Wenn so du Georginen pflegst,
Wirst du sie auch erhalten.

St. Ingbert.

Regine.

(Fortsetzung.)

„Jetzt, theurer Freund," hub Eugen an, „möchte ich Sie gern um Einiges befragen!" — Ich konnte nicht verhindern, daß sich meine Mienen etwas verfinsterten. — Der junge Mann sah mich forschend an und sagte dann, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit: „Nicht wahr, Sie lernten vor acht Jahren eine junge Dame kennen, die meiner Frau auffallend glich?"

„Ihrer Frau? das ist leicht möglich, ich entsinne mich nicht genau. Mit den Aehnlichkeiten, mein Lieber, ist es ein wunderbares Ding! — Ich kenne z. B. Jemand, dem Sie, bis auf das Leberfleckchen auf der Wange, wie aus dem Auge geschnitten gleichen. Naturspiele, mein Lieber Nichts weiter!"

Eugen lächelte und meinte: „Sie haben darin vollkommen Recht; aber in diesem besondern Falle möchte ich mit Bestimmtheit wissen, ob Sie glauben, meine Frau früher und in andern Verhältnissen gekannt zu haben?"

„Welche Idee, mein Herr!" entgegnete ich fast ärgerlich; „wo sollte ich das? ich lebe seit beinahe zwanzig Jahren still in unserem Städtchen und bin selten zwanzig Meilen darüber hinausgekommen!"

„Nun eben in O., meine ich. Erinnern Sie sich wirklich nicht, mein alter väterlicher Freund, mit Regine auf der Eisenbahn zusammengetroffen zu seyn?"

Ich wurde jetzt aufmerksam. „Erinnert sich etwa Ihre Frau eines solchen Zusammentreffens?"

„Allerdings!"

„So? — und dann was weiter?"

„Sie sagt, daß Sie sich dort in einer liebenswürdigen und edlen Weise um sie und unser Kind verdient gemacht hätten und daß sie Sie wie eine Tochter lieben wolle."

„Unser Kind?" fragte ich athemlos.

„Ja, mein theurer Freund! meines und meiner Regine Kind!"

„Und das ist gewiß so?"

„Gewiß und wahrhaftig!"

„Nun so sey Gott im Himmel Dank, daß sich Alles in dieser Weise aufklärt!" rief ich und sank, ein alter Schwärmer, der ich nun einmal war, glückselig in die Arme Eugens.

„Jetzt kommen Sie aber mit mir zu Reginen!" bat dieser nach einem Weilchen; „sie ist vollständig hergestellt, die gestrige Ohnmacht zeigte allerdings noch ein Ueberbleibsel von Schwäche; heute aber, versichert sie, sey Alles abgestreift und sie freue sich wahrhaft darauf, mit uns diesen kleinen Ausflug, woran auch Julius theilnehmen wird, zu machen!"

So gingen wir denn zu ihr. Sie empfing mich mit einer fast kindlichen Zärtlichkeit, ich fand sie wohler aussehend und in wahrer Heiterkeit und gab mich dem Reiz ihrer anmuthigen Unterhaltung und überhaupt dieses liebenswürdigen Ensembles, nun mit wahrem Entzücken hin. Es herrschte zwischen diesem Ehepaare eine so zarte bräutliche Liebe, als gedächten sie immerdar des Spruches: „Ihr sollt besitzen, als besäßet ihr nicht!" — Beide genossen, wie ich heute und nachher noch oft bemerken konnte, der ausgezeichnetsten Achtung, ja es wurde ihnen von vielen Seiten eine Huldigung dargebracht, die Andere leicht zu Anmaßung oder Eitelkeit geführt hätte, hier aber mit herzgewinnender Anmuth und der richtig beigemischten Demuth angenommen wurde, die den Neid — wagte er sich je ein Mal in so ausgezeichneten Verhältnissen hervor — bald zum Schweigen brachte. Eine Frage aber drängte sich trotz Allem mir mitunter auf und ich hatte keine ganz bestimmte Antwort dafür: War das, was Eugen mir mitgetheilt, Wahrheit? oder war es seine unbegrenzte Liebe, der ihm innewohnende Edelmuth, der ihn bestimmt hatte, mir diese Erklärung zu geben? Der Punkt war zu zart, als daß ich ihn je auch nur annähernd hätte berühren mögen. — Wie dem aber auch sey, unbedingt war Eugens Liebe für Regine auf die höchste Achtung gestützt und ich mußte annehmen, daß die schöne Frau jedenfalls ohne Geheimniß in diese, jetzt so harmonische Ehe getreten war.

Doppelt rasch flossen von nun an die Tage dahin, da mich die jungen Leute auf das Liebevollste gezwungen hatten, für die Dauer meines Aufenthaltes ganz bei ihnen zu wohnen. Ich fühlte eine väterliche Zuneigung für beide und sage es mit Stolz, daß sie mich wie gute Kinder behandelten. Und so sah ich fast mit Trauer das Ende meines Aufenthaltes herannahen, wenn schon die Sehnsucht nach den Meinigen in der Schaale das Gleichgewicht erhielt.

Meine Angelegenheit war nach Wunsche beendigt; die Einspruchthuenden hatte ich ebenfalls zu ihrer Zufriedenheit abgefunden und meiner Abreise, die von meiner guten Frau herzlich herbeigewünscht wurde, stand Nichts mehr im Wege.

Regine, Eugen und Julius fuhren mit mir zur Eisenbahn. Wir gingen noch eine Weile auf dem Perron des Bahnhofes auf und nieder und gaben uns das Versprechen, daß, falls uns Gott am Leben erhalte, dies nicht ein Abschied für immer seyn solle, als der dringende Pfiff der Lokomotive zum Einsteigen ermahnte. Alle drei umarmten mich innig und Eugen reichte mir, als ich schon Platz genommen, noch ein kleines Päckchen in den Wagen: „Zum Andenken an die Brüsseler Freunde." — Bald jagte der Zug davon und die liebgewordenen Menschen waren meinen Augen entzogen. Ich öffnete jetzt, da ich mich zufällig ganz allein in dem Coupé befand, das Päckchen und fand darin die Bilder der Lieben, sowie einige dichtbeschriebene Blätter von Eugens Hand. Er schrieb darin, er glaube meinen Wunsch nach einigen Erläuterungen über seine Vergangenheit errathen zu haben und wolle mir einen schwachen Abriß davon übergeben, welchen ich aber erst, wenn wir von einander getrennt seyen, erhalten solle.

Natürlich war diese Lektüre für mich von höchstem Interesse und ich vertiefte mich so darin, daß ich Ort und Zeit vergessen hatte und beim nächsten Wechsel der Wagen beinahe sitzen geblieben wäre, wenn mich nicht ein gutmüthiger Schaffner noch hervorgeholt hätte.

Ich will diese Aufklärungen auch dem Leser, der vielleicht auch einigermaßen gespannt seyn dürfte, nicht länger vorenthalten.

Eugen's Mittheilungen.

„Es war im letzten halben Jahre meines Aufenthaltes zu Berlin, wo ich, nachdem ich ein Jahr in Brüssel selbst, auf der 1837 dort errichteten

sogenannten freien Universität, dann ein Jahr in Heidelberg studirt hatte, nun nach dem Wunsche meines Oheims meine Studien beschließen sollte, — als ich meine geliebte Regine kennen lernte. Ich begegnete ihr in einer Gesellschaft, wo ich wohl nicht daran gedacht, ein so unschuldvolles Wesen zu treffen. Sie bestand aus Damen von der Bühne, einigen Studenten und Offizieren.

Regine benahm sich so scheu und zaghaft und hatte etwas so ungemein Kindliches, daß es kaum ihrer auffallenden Schönheit bedurft hätte, um mein Interesse für sie zu erwecken. Ich fragte bei einem meiner Bekannten sogleich nach ihr. — „Ach, das arme Lamm!" sagte er halb mitleidig, halb ergötzt, das arme Kind betrachtend, „es ist bös: williger weise durch falsche Vorspiegelungen unter diese Wölfe gelockt und scheint sich nun sehr unbehaglich hier zu fühlen." Ich sah jetzt nicht ohne Besorgniß, wie sich einige muthwillige junge Leute, denen der Wein in den Kopf gestiegen, um die Kleine drängten und sie, je verdrießlicher sie sich zeigte, um so mehr mit Neckereien und schönen Redensarten plagten. Als es ihr zu arg wurde, stiegen ihr die Thränen in die Augen, sie drängte sich eilig durch ihre Belagerer hindurch, ergriff ihren kleinen Strohhut und die Mantille und eilte der Thüre zu. Sofort wandte sich die ganze Schaar nach derselben Seite; Regine warf einen flehenden Blick um sich, ihr Auge traf das meinige und ich war sogleich entschieden, mich zu ihrem Ritter aufzuwerfen. Die Thüre aufreißen, sie sanft hinausschieben, ihr folgen und alsdann die Thüre von außen verschließen, war das Werk eines Augenblicks. Man donnerte nun mit furchtbarer Gewalt dagegen, aber ich wußte, daß doch noch einige Minuten vergehen würden, ehe sie uns folgen könnten und daß wir bis dahin glücklich die Straße erreicht haben würden. Ich bot dem am ganzen Körper zitternden Kinde meinen Arm und sagte ihr, daß ich sie nach Hause geleiten wolle. Sie nahm es schweigend an und ließ sich willenlos einige Straßen fortgeleiten. Ich bemerkte, daß sie weinte und wollte sie sich erst erholen lassen. Endlich fragte ich sie, wohin ich sie führen solle. Sie nannte eine sehr entfernte Straße in einer der Vorstädte und erklärte, daß sie nun allein sich dahin begeben wolle. Sie war aber noch so blaß und zitternd und ich fühlte mich, ohne es mir zu gestehen, so selig in meinem Beschützeramt, daß ich sie bat, mir zu erlauben, sie, da sie bei der einbrechenden Dämmerung doch nicht wohl allein gehen könne, begleiten zu dürfen. Sie nahm es an und ich hatte die Kühnheit, sie nach einer Weise zu fragen, wie sie in diese Gesellschaft gekommen, bereute es aber gethan zu haben, denn sie brach in einen Thränenstrom aus und erzählte mir, als ich sie etwas beruhigt, daß sie schon öfters von einer der jungen Damen, mit welcher sie gemeinschaftlich Gesangunterricht genieße, aufgefordert worden sey, mit ihr einige Freundinnen zu besuchen. Sie habe es immer unter diesem oder jenem Vorwand abgelehnt, da sie nicht in den Verhältnissen sey, Bekanntschaften anknüpfen zu können. Aline sey aber immer so gütig gewesen, daß sie, als sie heute abermals diesen Wunsch ausgesprochen, aus Furcht sie zu beleidigen, eingewilligt habe, da sie nicht anders gedacht, als daß, wie jene gesagt, sie zusammen zu einigen jungen Mädchen gehen würden, die sie gern kennen lernen wollten. „Aber wie fand ich mich getäuscht," fuhr Regine tief aufathmend fort, „als nach kurzem Aufenthalt eine Gesellschaft junger, ausgelassener Herren hinzukam. Ach und wie benahmen sie sich gegen uns! und wie ist es möglich, daß Aline sich dort wohl fühlen kann!? Gottlob," fügte sie hinzu, „daß ich ihnen glücklich entkommen bin! ich werde nie wieder mit ihr gehen! Aber ach, wenn Martha das Alles wüßte! Sie warnt mich täglich vor den schlechten Menschen, ich schöpfte nie viel Arges daraus, denn ich dachte, sie hält die Menschen blos schlecht, weil sie einmal so argwöhnisch ist. Gegen mich waren sie ja immer so gut und freundlich gewesen!"

„Wer ist denn Martha?" fragte ich; „Ihre Lehrerin?"

„Nein, das nicht; sie ist seit langen Jahren im Hause meiner Eltern gewesen und hat Alles besorgt, was der Mutter zu schwer fiel und als diese starb, führte sie dem Vater ganz allein die Haushaltung."

„Der Vater lebt noch?"

„Ach nein, er ist leider vor beinahe einem Jahre gestorben!"

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so viel frage; es ist jedoch wirkliche Theilnahme für Sie; Sie haben doch Verwandte hier, bei denen Sie wohnen?"

Regine schüttelte traurig den Kopf. „Wir haben wohl noch Verwandte, aber sie bekümmern sich nicht um uns, weil sie böse sind, daß die Mutter den Vater heirathete — und doch," fügte sie mit einem innigen Ausdruck der Augen hinzu, „hatten sie sich so sehr lieb!"

„Ich möchte gern noch mehr fragen," sagte ich, „ich fürchte aber, Ihnen beschwerlich zu fallen."

„O fragen Sie nur! ich glaube, daß Sie es gut mit mir meinen; Sie haben es mir ja bewiesen. Ich werde Ihnen der Wahrheit gemäß antworten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Theorie und Praxis.) Ein Mnemoniker à la Reventlow-Otto gab jüngst im ersten Gasthof einer kleinen Stadt eine mnemonische Soirée, worin er die Zuhörer durch die außerordentlichen Leistungen seines künstlichen Gedächtnisses höchlich überraschte. Wenige Minuten nachdem der Künstler unter donnerndem Applaus abgetreten war, zog ein Kellner aus einer Ecke hinter dem Tisch des Vortragenden einen alten Regenschirm hervor und rief: „Herrjeh! nu seht doch! der Gedächtnißkünstler hat sein Paraplule vergessen!"

Neues Papier. Nach Chamber's Journal hat man ein neues Verfahren entdeckt, dem gewöhnlichen Papier eine Zähigkeit und Haltbarkeit zu geben, welche bisher blos dem Pergament eigen war. Das Verfahren besteht in einem höchst einfachen chemischen Prozeß, indem das Papier auf eigene Art in Säuren getränkt wird. Die Erfindung dürfte, wenn sie sich bewährt, bei Dokumenten und selbst bei Büchern vortheilhaft zu verwenden seyn.

Ein vorsichtiger Bräutigam. Zu Valencia in Spanien soll, wie man schreibt, eine Mutter von 115 Jahren das Haus ihrer 84 Jahre zählenden Tochter verlassen, weil diese im Begriffe steht, sich mit einem 81jährigen Manne zu verheirathen, der eine seine Häuslichkeit vielleicht dominirende Schwiegermutter nicht bei sich dulden will.

In Rhodus starb unlängst eine türkische Frau im Alter von 128 Jahren. Sie behielt ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten in erstaunlichem Grade.

In Paris zieht jetzt ein Daguerreotypist zu Wagen durch die Stadt, um Porträts zu 1 und 2 Franken anzufertigen.

Auflösung des Räthsels in № 46:
Hof.

An das Gefühl der Zweibrücker Narren und Nichtnarren.

Wie hats doch vergangene Fastnacht so schön zugange in de Städt' in unserer Pälz. Wie hawe sich do die kleene un große narrige Leut' so viel Pläsir gemacht; ja sie hawe sogar uf große Papiere gedruckt un üwerall hingeschickt, daß ach die annere Närrcher un Narre komme solle, um sich mit ihne zu freue.

Wie hat ach do so manchem Zweibrücker Narr sei Herz gedoppelt und hat en hemlich gefrogt, wann werre mer nur noch emohl narrig? Es ist schun gar ze lang, daß mer hie nix meh' gehatt hat, un wanns so fort geht, werre mer am End' gar zu verstännig. —

Nu is aber hie so e hemlich Närrche bei eme annere hemliche Narre geseff' un obiges Gedänkelche is erausgewitscht; uff der Stell war ach dem Annere sei Herz uff, die Gefühle hawe sich annenanner gerieb' un wie Fixfeuer so geschwind han se alle zwee vor Narrheet gebrennt; das hat aber so e Damb gewe, daß alle annere Narre es geroche han. Die sin all zesamme geloff' un habe sich beredt un berothe un mole Alles aus wie's gehn wird. Uff emohl is aber em von dene Narre e ganzi Gasfabrik im Kopp uffgange un er hat geschproche: das is schun Alles recht, aber die Narre hawe e Prinz, der Prinz hat Soldate, die Soldate wolle Uniform un Munition han; un dann kommt noch's groß Hoftheater. For Alles das anzeschaffe müsse mer Spones-Raffel han; aber wo her nemme un nit stehle?

Sie han viel do drüwer gebabbelt; do saht ach ener von de Gescheidte: die Narre han all' gute Herzer, wann do Jeder alle Monat e bische mitsteuere däht, do kennte mer Eppes zesamme bringe. Awer mer müsse in der Zeit anfange, damit mersch in der Noth hawe.

Darum geht jetzt die Lischt erum un alle reiche un ach nit reiche Narre sinn domit freundlichst eingelad', e Bische, oder viel Bischer for e monatlich Beisteurung do druff ze schreiwe. — Wer for's ganz Johr zahle will, kanns ach duhn.

Vorderhand zählt der Verein nur passive Mitglieder; aber im nächste Dezember werre herno die allernärrigste erst herausgeholt.

Die passive Narre und Nitnarre werre beim Theater, bei de Bäl un Reunione üwerall bevorzugt. —

Das wärs, was mer uffem Herz hätte. —

Der einstweilige, provisorische
Narrenausschuß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Dienstag, 20. April 1858.

Der Christbaum vom Kirchhofe.

Auf seinem Todtenbette
Das schönste Mädchen liegt,
Und an die weißen Kissen
Sich ihr Geliebter schmiegt.

Sein Antlitz netzt die Thräne,
Das ihre Todesschweiß;
Er horcht der letzten Bitte,
Sie flüstert schwach und leis:

„Ich darf nicht mehr erleben
Die nahe heil'ge Nacht,
Die mich als Kind erfreute,
Den heil'gen Christ gebracht.

„Bald werd' ich draußen ruhen —
Zier' jährlich Du mein Grab
Mit einem Weihnachtbäumchen,
Als ew'ger Liebesgab'.“

Sie stirbt und er erfüllet,
Was letzter Wunsch ihr war,
Er ziert und setzt die Bäumchen
Wohl manches liebe Jahr.

Doch weil im Lebensgarten
Viel' neue Röslein blüh'n,
Sieht er sie gar verlangend
In Lebensfarben glüh'n;

Ihn fesseln neue Bande,
In neue Ketten schmiegt
Er sich für neue Liebe,
Die alte modernd liegt.

Doch denkt er seines Schwures,
Und setzt die Bäumlein fort,
Zur Weihnachtszeit der heil'gen,
An jenem stillen Ort.

Einst kömmt am Weihnachtabend
Er zu der reichen Braut,
Und mehret die Geschenke,
Die er bei ihr erschaut.

Da glänzten Seidenzeuge
Bei Teppich, Wollenkleid,
Und für des Balles Freuden
Lag leichter Stoff bereit.

Viel' and're Gaben prangen,
Kaum ist für sie mehr Raum;
Doch fehlt bei allem Glanze
Nur ein geschmückter Baum.

Sie spricht: „Ich will mich freuen,
Als könnt' ich Kind noch seyn,
Drum gehe schnell, mein Lieber,
Leg' mir ein Bäumchen ein.“

Da flieget der Geliebte
Zum Weihnachtmarkte fort:
Die Bäume sind verkaufet,
Kein einz'ger ist mehr dort.

Und traurig er ihr kündet,
Umsonst die Mühe sey;
Sie spricht, als ob sie zürnte,
Mit süßer Schäkerei:

„Wohl weiß ich noch ein Bäumchen,
Das heute Du gesetzt,
Und wenn Du wahr mich liebest,
So hole mir es jetzt.

„Das Bäumlein muß ich haben,
Geh', hole es mir gleich,

Gilt Dir nicht mehr als Leben
Die Lieb' im Todtenreich.

„Uns droht nicht nur im Leben
Die Nebenbuhlerin;
Dich zieht auch noch zur Todten
Dein treulos flücht'ger Sinn."

Lang schwanket der Geschmähte,
Bis er zum Kirchhof geht,
Wo eine Seitenpforte
Einladend offen steht.

Er reißt von heil'ger Stätte
Den Christbaum bebend aus,
Er schmücket ihn auf's Schönste,
Und trägt ihn ihr in's Haus.

In reicher Gaben Mitte,
Da ist des Christbaums Stell',
Er pranget schön erleuchtet,
Die Lichtlein brennen hell.

Doch wendet er sich immer
Hinweg von ihrem Schein:
„O sieh' nur, wie es flackert,
Es brennt in's Herz hinein!"

„O sieh' nur, wie es flimmert,
Ich kann es nicht mehr seh'n,
Es zuckt, es flirrt und lodert
Als wie von Geisterweh'n."

Nicht kann ihr süßes Kosen,
Ihr Händedruck, ihr Kuß,
Den Fieberwahn verscheuchen,
Dem er erliegen muß.

„Geliebte, aus den Kerzchen
Ersteigt ein Nebelrauch,
Es riechet als wie Moder,
Es weht ein Geisterhauch."

Sie will ihn lächelnd trösten,
Er sucht an ihrer Brust
Die Angst zu überwinden,
In sel'ger Liebeslust.

Da sieh', vom schwanken Zweiglein
Fällt schnell ein Kerzenlicht,
Entzündet die Gewänder,
Sie aber merken's nicht.

Bis taghell im Gemache
Die wilde Flamme glüht,
Bis um das Liebespärchen
Die helle Lohe sprüht.

Sie will die Flamme löschen:
Die Gluth faßt ihr Gewand;
Er will vom Tod sie retten;
Da greift auch ihn der Brand.

Sie eilen nach der Thüre,
Die Flamme wächst im Lauf,
Es reißen Geistermächte
Die Fensterflügel auf.

Die Winterstürme fachen
Die Flamme furchtbar an,
Sie brennen und verbrennen,
Eh' Hilfe kommen kann. —

So lasset uns erkennen,
Daß man, nach ew'gem Schluß,
Was man dem Grab versprochen,
Dem Himmel halten muß.

Regine.

(Fortsetzung.)

Ich lauschte mit Entzücken den Worten Reginens und befragte sie noch um Einiges. Sie theilte mir darauf mit, daß es ihnen in früheren Zeiten ganz gut ergangen wäre, daß der Vater aber durch Verleumdung um seine Stelle, die er bei einem kleinen Fürsten bekleidet, gekommen sey, und dann durch Unterricht in der Musik und Malerei, sowie durch Abschreiben sich mühsam weiter geholfen habe. Sie habe ihm schon früh bei Manchem helfen müssen, weil sie nach seiner Meinung Talent zum Malen besessen und er habe ihr deßhalb außer seinen Anleitungen noch theure Stunden darin ertheilen lassen. Dadurch habe sie es wenigstens so weit gebracht, daß sie ziemlich häufig Aufträge zu kleinen Malereien von Kunsthändlern bekäme. „Nun war ich ganz zufrieden, mich auf diese Weise nützlich machen zu können," meinte Regine, „der Vater aber sah weiter, sagte, dies bliebe doch nur ein kümmerlicher Nothbehelf und gewähre mir keine sichere Zukunft. Sprachen müsse ich lernen und das recht gründlich. — Natürlich war ich zu Allem bereit, — obschon ich mitunter die Lust verlor und mich oft recht matt und angegriffen fühlte. Sah ich dann aber ein, wie der Vater so Alles und Alles aufopferte, nur um mein Kenntnisse zu erweitern, so ermannte ich mich schnell

wieder und lernte nur um so eifriger. Der Vater bezeigte mir auch immer mehr seine volle Zufriedenheit und sagte, er hoffe, daß ich binnen einem Jahre das Gouvernanten-Examen machen könne. Da glaubte er plötzlich eine gute Stimme bei mir zu entdecken — ich mußte ihm sofort zu einem der berühmten Gesanglehrer Berlins folgen, der meine Stimme prüfte und sie eine vielversprechende nannte. Sie lächeln, mein Herr? Ach, verargen Sie es meinem guten Vater nicht, daß er scheinbar so unbeständig bei den Plänen für meine Zukunft war. Er fühlte gewiß schon damals, daß ihm kein langes Leben beschieden seyn würde und die Angst um mein unsicheres Loos ließ ihn stets nach Dem greifen, wovon er sich das Beste für mich versprach. Nun sey meine Zukunft gesichert, meinte er und prophezeihte mir, daß ich einst eine berühmte Opern- und Concertsängerin werden solle. Ach, ich stellte mir das gar nicht reizend vor und war tief betrübt, daß Ausgaben, die mein Gesangunterricht mit sich brachte, immer mehr Sorgen auf das Haupt meines armen Vaters luden. Ein großes Vergnügen aber führte die Ausführung dieser neuen Idee meines Vaters für uns mit sich. Mein Lehrer verschaffte mir nebst meinem Vater den unentgeltlichen Zutritt in das Theater. Das war eine Zeit! welche Genüsse lernte ich da kennen! Und wie wußte mein Vater mir so trefflich ein Verständniß für so Manches zu geben, was außerdem wohl unbeachtet an Auge und Ohr vorübergegangen wäre. Und wie glücklich war er, wenn ich ihm nach einem solchen Abend voll Dankbarkeit um den Hals fiel und mit meinen entzückten Lobpreisungen kein Ende finden konnte. So war ein glückliches Halbjahr, das genußreichste meines Lebens, verflossen — da raubte mir der unerbittliche Tod den geliebten Vater ganz unvorbereitet. Er wurde an meiner Seite vom Schlage getroffen, als wir uns gerade in der Oper befanden. Ach, anfangs überließ ich mich ganz fassungslos meinem Schmerz; ich war nahe daran, den Gesang ruhen zu lassen. — Herr G., mein Lehrer, kam selbst zu mir, als er von dem Tode des Vaters gehört und erbot sich, da er, wie er sagte, überzeugt sey, daß ich einst etwas Tüchtiges leisten werde, mich umsonst zu unterrichten. Ach, ich hätte es gern abgelehnt, aber der Gedanke: was würde der Vater dazu sagen? gab dies nicht zu und so gehe ich denn fast täglich mit mehreren anderen jungen Mädchen, unter welchen sich auch Aline befindet, zu ihm und außer heute, habe ich noch nie gefunden, daß die Menschen so garstig sind, wie Martha meint!"

An ihrer Thüre angelangt, erschreckte mich der Gedanke, sie vielleicht nie wieder sehen zu sollen und ich fragte daher schüchtern, ob ich mich morgen nach ihrem Befinden erkundigen dürfe.

„Ach nein, das geht nicht!" sagte sie schnell. „Martha würde darüber schelten; sie hat mir verboten," fügte sie erglühend hinzu, „Bekanntschaften anzuknüpfen!"

„Aber sie hat doch nichts dagegen, wenn ich als Kunstliebhaber erscheine und mir einige von Ihren Bildern ausbitte?"

„O nein," sagte Regine unschuldig lächelnd, „das muß ihr schon recht seyn!" Und nun dankte sie mir noch ein Mal in rührender Weise, daß ich mich ihrer angenommen und verschwand durch die Thür.

Ich wanderte langsam den Weg zurück, den wir gekommen waren und jedes Wort, das Regine gesprochen, stand dabei vor meiner Seele.

Es lag in diesem Wesen ein reizendes Gemisch von kindlicher Unschuld und verständigem Ernst. Die Arbeit um das tägliche Brod und dabei die Ausbildung zweier so schönen Talente hatten sie früh gereift. Obschon allein und unbeschützt in einer Welt von Gefahren stehend, schien sie doch einen Führer in der jungen Brust zu tragen. Nie war mir ein ähnliches Wesen begegnet und der Eindruck, den sie auf mich machte, sollte vielleicht eben deßwegen ein so starker seyn. — Es war eine gänzliche Umwandlung in mir vorgegangen binnen weniger Stunden. Wie schaal und fast unerträglich erschienen mir die Genüsse und Freuden, denen ich mich bis dahin, mit fortgerissen von dem Strudel der großen Stadt, in vollen Zügen hingegeben! Ich floh die Gesellschaft Derer, die mich auf's Neue hineinziehen wollten, wurde inmitten des bewegtesten Treibens ein halber Einsiedler und gab mich ganz dem Zauber einer echten und unschuldigen Liebe, dem Gedanken an Reginen hin.

Die Kollegien besuchte ich regelmäßig, machte aber allemal einen großen Umweg, um an ihrem Fenster vorüber gehen zu können. Schon von ferne spähte ich emsig, ob ich ihr liebliches Köpfchen erblicken werde. Anfangs bemerkte ich sie nur selten am Fenster mit einer Stickerei und ich dachte mir dann, sie habe, mit Malen beschäftigt, den dunkleren Theil des Zimmers aufgesucht. Späterhin aber, und ich legte dies sehr günstig für mich aus, saß sie immer dort (ich verfehlte nie, zur bestimmten Stunde, mochte ich in die Kollegien gehen oder nicht, unter ihrem Fenster zu erscheinen) und erwiederte meinen ehrerbietigen Gruß lächelnd und mit einem süßen Erröthen. Nachmittags, wenn

sie in ihrem einfachen aber mir so reizend erscheinenden Anzuge, das Notenheft unter dem Arm, durch die Straßen eilte, folgte ich ihr von fern bis in die Friedrichsstraße, wo ihr Lehrer wohnte. Ich blieb die zwei bis drei Stunden beharrlich in einem gegenüberliegenden Kaffeehause, anscheinend in das Lesen der Zeitungen emsig vertieft, in Wahrheit aber mich nur mit dem Gedanken an ihr Wiederkommen beschäftigend. Endlich kamen dann einige Damen ebenfalls mit Notenheften aus dem Hause, sämmtlich mit einem sichern, fast freien Benehmen. Ich war ihr innerlich dankbar, daß sie nicht mit ihnen ging, ergriff aber alsdann meinen Hut, weil ich wußte, daß sie nun auch gleich erscheinen würde. O wie verschlangen meine Blicke bald die holde, fast noch kindlich erscheinende Gestalt! wie war mir ihre Eigenthümlichkeit binnen weniger Wochen so vertraut geworden! — Ich wußte bestimmt, daß sie es war, wenn sich die Thüre so leise öffnete; ich kannte den schnellen und doch so graziösen Schritt, mit dem sie sich, ohne sich aufzuhalten, entfernte. Ihre Art die Mantille zu tragen, ja selbst den Schleier herabzulassen, war anders und gewiß reizender, als ich es je an andern jungen Mädchen gesehen. Mit Einem Wort, ich war nicht blos verliebt, sondern ich liebte so, daß ich nur noch Gedanken für sie hatte. Dennoch wagte ich nicht, wie ich es anfangs beabsichtigt, mich ihr zu nähern. Wer wußte, dachte ich, wenn mich meine unbezwingliche Sehnsucht antrieb, dies endlich dennoch auszuführen, — wer wußte, ob ich dadurch nicht die Ruhe, den Frieden ihrer schönen Seele stören könnte! Dann sagte ich mir wohl zur Ermuthigung: Aber du könntest ihr ja deine Hand antragen! Allein ich befand mich in einer so gänzlich abhängigen Stellung und war überdies noch so jung, daß ich unmöglich wagen konnte, schon jetzt ein Mädchen an mein Geschick zu fesseln. Daran aber, daß in den kleinen Aufmerksamkeiten, die ich ihr in ehrerbietiger Entfernung erwies, schon etwas Unrechtes liege, dachte ich nicht. Es ist das einzige Glück, was dir vergönnt ist, meinte ich und fand mich in seinem Genusse so selig, wie mancher kaum für möglich halten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Es ist jetzt die Zeit der Kamellienblüthe; die schönste Flora dieser Art ist, wie der „Moniteur" berichtet, jetzt in Paris bei dem Gärtner Courtois zu sehen, der Kamelliabäume von 25 Fuß Höhe hat, von denen die zwei größten im Jahre 1800 Herrn Tampounet, dem Vorgänger des Gärtners Courtois, von der Kaiserin Josephine geschenkt worden. Mehrere andere sind 30 bis 40 Jahre alt. Der Verbrauch von Kamelliablüthen in Paris ist so stark, daß Herr Courtois an manchen Tagen an die Straußverkäuferinnen 300 Dutzend verkauft. Die Kamellia ist schon seit 200 Jahren Lieblingsblume der Pariser. Sie wurde im 17. Jahrhundert aus Japan und von den Philippinen durch den Jesuiten-Pater Kamel (Kamelli), einen geschätzten Botaniker und Verfasser einer Flora der Insel Luçon, nach Europa gebracht und von Linné nach ihm Kamellia getauft. Die Kamellia hat auch ihre Pariser Geschichte. So wurde ein Mordversuch gegen Adrienne Lecouvreur mit einem vergifteten Strauße von rothen Kamellien gemacht.

Ein berühmter Theologe zeichnete sich in der ersten Periode seines Kirchendienstes durch eine besonders lärmende und aufgeregte Art zu predigen aus, nahm dann aber später einen ganz leidenschaftlosen, milden und ruhigen Kanzelvortrag an. Einer seiner Amtsbrüder richtete die Frage an ihn, woher diese Umwandlung rühre und erhielt die Antwort: „Als ich noch jung war, glaubte ich, der Donner tödte die Leute; wie ich aber gescheidter wurde, entdeckte ich, daß es der Blitz thut; daher beschloß ich, für die Zukunft weniger zu donnern und mehr zu leuchten."

Neuartige Portraits. Herr Rospini in Wien erzeugt photographische Portraits, die erst unter dem Mikroskope angesehen die Größe eines gewöhnlichen Portraits erhalten. Die Bilder haben die Größe eines Hirsekorns.

Räthsel.

Mich brauchet jede Bäuerin
Für ihrer Bäume reiche Gaben,
Es schämt sich keine Königin,
In ihrem Schlosse mich zu haben,
Allein, so schön ich oft auch bin,
Nimmt froh mich doch kein Jüngling hin.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Freitag, 23. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war ich, wie gewöhnlich, Reginen in der Entfernung gefolgt, als sie aus der Stunde heimkehrte; dunkle Wolken standen am Himmel und drohten jeden Augenblick mit ihrer Entladung. Regine eilte hastig vorwärts, wahrscheinlich in der Hoffnung, noch vor dem Ausbruche des Gewitters ihre Wohnung zu erreichen; sie hatte aber noch lange nicht das Ende der Friedrichsstraße erreicht, als ein starker Platzregen in Strömen herniederfloß. Der arme Engel eilte rastlos weiter und flüchtete sich für einen Augenblick auf eine überbaute Treppe, um sich einige Erholung zu gönnen. Im nächsten Augenblick stand ich mit meinem Schirme neben ihr. Sie erröthete, als sie mich erblickte, nahm aber mein Anerbieten dankbar an. Und ich war so glückselig, als ich nun abermals ihre Hand auf meinem Arm, ihr Athem, wenn sie sprach, an meiner Wange fühlte, daß ich anfangs stumm und nur eifrig bemüht, sie vor Wind und Wetter zu schützen, neben ihr ging. Dann aber fiel mir ein, daß dieses Glück so bald vorüber seyn würde und ich hätte stehen bleiben mögen, damit wir nur noch nicht das Ziel unserer Wanderung erreichten. Ich sprach endlich über Dies und Jenes, nur nicht über Das, wovon mir das Herz so übervoll war. Sie antwortete unbefangen. Alles, was sie sagte, trug den Stempel des Wahren und dabei des Zutrauens zu mir, daß ich immer wieder mit Bewunderung darauf zurückkam, wie dieses schöne Kind, inmitten einer Stadt von so viel Sittenverderbniß, so hold, gleich einer Alpenrose, erblühen konnte!

Der Regen goß indeß immer noch hernieder und die kleinen zierlichen Schuhe Reginen's waren schon ganz durchnäßt, als wir vor ihrer Wohnung anlangten. Ich wollte mich, freilich mit schwerem Herzen, verabschieden. „O nein," sagte sie in bittendem Tone, „ich darf Sie in diesem Wetter nicht wieder fortlassen. Bitte, treten Sie ein, Sie müssen sich erst etwas erholen." Ich hatte Dem, trotz aller guten Vorsätze, Nichts entgegenzusetzen und mein Blick mochte wohl so etwas Ueberglückseliges haben, daß sie davor einen Augenblick die Augen senkte. Wir traten in den Hausflur. „Bitte, warten Sie ein Augenblickchen, ich bin gleich zurück," rief sie und entschlüpfte in das Zimmer. Ich mußte aber länger warten, als ich gedacht hatte und merkte wohl aus dem Hin- und Herreden der Stimmen, daß es drinnen eine kleine, obschon leise geführte Debatte gab. Ich überlegte einen Augenblick, ob ich nicht lieber gehen solle, um sie von der Verpflichtung, mich abzuholen, die ihr vielleicht schwer zu erfüllen wurde, zu erlösen. Der Wunsch, die theure Stimme wieder zu hören, in die blauen, mir so unergründlich scheinenden Augen schauen zu können, entschied aber und so blieb ich denn. — Endlich kam sie auch; sie hatte den Hut abgelegt und das liebliche Gesicht trug in Folge des Luft- und Regenbades eine höhere Röthe als gewöhnlich; an ihrem Auge aber schien mir Etwas zu hängen, was nach einem andern Thaue aussah. „Treten Sie ein, mein Herr," bat sie, „Sie können unmöglich bei diesem Unwetter den Rückweg antreten!" Ich hätte nun leicht erwiedern können, daß ich die erste beste Droschke benützen wolle; aber es war zu spät und ich betrat mit ihr zugleich das kleine Heiligthum, in welches einen Blick zu werfen mich so oft verlangt hatte. Sie bat mich, am Fenster Platz zu nehmen und verschwand abermals. Aber ich war nicht allein, denn Alles, was ich sah, sprach mir von der Geliebten. Auf dem Nähtisch lag eine Stickerei und ein aufgeschlagenes Buch; ich zog die erstere, deren schneeige Weiße und äußerste Akkuratesse in dem kleinsten Stiche mich entzückte, rasch,

als wenn ich einen Raub begehe, an meine Lippen. Etwas Anderes wagte ich aber nicht zu berühren und hielt es fast für ein Unrecht, daß mein Auge so prüfend über die Ausstattung dieses Zimmerchens, die mir in einer obschon veralteten Eleganz zeigte, daß die Eltern Reginen's bessere Tage gekannt hatten, hinwegglitt.

„Aber warum setzten Sie sich nicht?" fragte jetzt eine liebliche Stimme. Es war Regine, die geräuschlos in die andere Thür getreten war und mir eine Tasse dampfenden Kaffee präsentirte. „Bitte, schlagen Sie es mir nicht ab!" bat sie, „es wird Ihnen gut thun." Ich nahm die Tasse und bat sie dann um Erlaubniß, mich ein wenig in ihrem Stübchen umsehen zu dürfen. — „O gern!" sagte sie und führte mich nun selbst zu der Staffelei am andern Ende des Zimmers. Ein halb vollendetes, mir aber sehr gut gelungen scheinendes Bildchen eines mit Blumen spielenden Kindes lachte mir entgegen. Ich bewunderte es und fragte sie, ob es ein Phantasiegemälde sey? — „Nein, ich sehe die Kleine öfters bei meinen Gängen zur Gesangstunde; ihr Bildchen hat sich mir so lebhaft eingeprägt und ich fand es so reizend, daß ich mich daran gemacht habe, es aus dem Gedächtniß zu malen."

„Erhalten Sie gar keinen Unterricht mehr in der Malerei?"

„Das gerade nicht, aber ein alter Freund meines Vaters, der Maler S., macht mich ab und zu auf Einiges aufmerksam; ich besuche ein bis zwei Mal wöchentlich sein Atelier, betrachte dann seine Bilder und muß einige Entwürfe machen. Herr S. verschafft mir auch Gelegenheit, die Bilder anderer Meister zu sehen und führt mich oft in das Museum, wo mir seine Begleitung vom größten Nutzen ist. Er meint es sehr gut und liebevoll mit mir und ich bin überzeugt, daß er — wäre er nicht selbst in sehr bedrängter Lage — auch in anderer Beziehung für mich sorgen würde. Herr S. war der einzige Bekannte meiner Eltern," setzte sie hinzu, als sie meinem fragenden Blicke begegnete, „den sie, als wir vor zehn Jahren hieher zogen, vorfanden." — Von der Staffelei führte mich Regine zum Bücherschrank; er enthielt die besten deutschen Schriftsteller und Einiges aus der älteren französischen Literatur. „Das waren die liebsten Schätze der Mutter," meinte Regine; „die meisten davon hatte sie schon in ihren Mädchenjahren besessen und sie erlaubte mir schon früh, darin zu lesen. Nach ihrem Tode aber mußte ich dem Vater jeden Abend, wenn er nach der ermüdenden Arbeit des Tages ruhte, daraus vorlesen. Die Eltern haben mich auch fast ganz allein unterrichtet, denn sie hielten Nichts vom Schulbesuch. Ich glaube aber, man entbehrt doch viel, wenn man gar nicht mit anderen Kindern zusammen ist?" und dabei sah sie mich mit ihrem lieben, seelenvollen Auge fragend an. Ich erwiederte Etwas darauf und fragte, ob sie sich nicht als Kind glücklich gefühlt habe. „O wohl!" sagte sie mit jenem unnachahmlichen Ausdruck der Wahrheit, der ihr so sehr eigen war, — „besonders so lange die Mutter lebte! Sie sah es gern, wenn ich spielte und wir hatten damals ein kleines, ganz kleines Gärtchen, wo ich im Sommer tausend Freuden hatte. Winters zog ich mir immer in einem großen Holzkasten einen kleinen Garten und zu Weihnachten putzte sie mir einen Baum. Ach! sie hatte immer eine kleine Freude für mich bereit! Hier schwieg Regine einen Augenblick und zerdrückte eine Thräne. Ich wagte nicht weiter zu fragen, aber sie fuhr nach einem Augenblick fort: „Das hatte nachher Alles ein Ende. Wir zogen nach dem Tode der Mama in eine andere Wohnung; ich verlor mein Gärtchen, mein kleines Treibhaus wurde mit verkauft und der Vater meinte, ich sollte jetzt mich im Ernste mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich mir meinen Lebensunterhalt einst selbst verdienen müsse. Ach, er hatte ja vollkommen Recht und ich bin ihm auch sehr dankbar, daß er mich in so Manchem unterrichtet hat!" Unter derartigen Plaudereien verstrich die Zeit nur zu rasch und ich sah endlich, daß der Regen längst aufgehört hatte und die Sonne durch Reginen's Blumenfensterchen freundlich zu uns hereinschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Die Würfel des Glücks.

Es war einer jener Homburger Separatzüge, mit denen man gewöhnlich „leichter" nach Frankfurt zurückkehrt, als man ausfuhr, mit welchem ich an einem lachenden Sonntag-Nachmittag einen Ausflug nach jenem weltberühmten Kurorte machte, der vor manchem andern Bad noch den Komfort voraus hat, daß man sich daselbst recht tief hineinsetzen kann und dabei die Bequemlichkeit genießt, „ausgezogen" zu werden. Ich hatte kaum meinen Platz eingenommen, als ich auch schon mit in die allgemeine Konservation verwickelt war. Ich glaubte anfangs in eine Gesellschaft gelehrter Mathematiker gerathen zu seyn, denn das ganze Gespräch bewegte

sich um Zahlen. Wo ich hinblickte und hinhorchte, überall hörte ich Fragmente des Einmal-Eins citiren. Einige aus meiner Reisegesellschaft hatten sogar Notizbücher aufgeschlagen und schienen sich eben gegenseitig darüber klar, daß für sie das x der Roulette keine unbekannte Größe mehr sey; dagegen schüttelte ein kurhessiger Bauer, der auch seinen Beutel nach Homburg trug, gutmüthig den Kopf und meinte mit ergötzlicher Naivetät: „Wann man nur wüßte, da ging's schon!" und dennoch war der einfältige Bauer gewiß klüger, als der Nachbar, der gelehrte Herr Amtsschreiber von Bockenheim. Der behauptete, daß heute der Vierunddreißiger herauskommen müsse, weil jede Nummer längstens nach drei Tagen komme und für den Vierunddreißiger heute der vierte Tag sey.

„Wie viel haben Sie heute zur Disposition?" fragte der Conducteur einen ziemlich voluminösen Herrn, der, wie sein Nachbar bemerkte, erst seit dem „Badegebrauch" so behaglich geworden.

„Ich trete nie aus meiner Ordnung heraus," sagte der dicke Herr schmunzelnd, „ich liebe die gleichmäßige Beschäftigung; wie immer: dreihundert Napoleon."

„Glauben Sie, daß die vielen Selbstmordgeschichten der heurigen Saison der Bank Schaden machen werden, Herr Schulmeister?" flüsterte eine echte Spielerphysiognomie, mit blauer Brille und hoher Glatze, der verneinenden Antwort gewärtig, seinem hageren und devoten vis-à-vis zu.

„Allerdings dürften die beklagenswerthen Fälle abschreckende Beispiele seyn," erlaubte sich der Schulmeister zu erwiedern.

„Bah! abschreckende Beispiele," lächelte der Spieler, „ich meine ja nur von wegen der Begräbnißkosten dieser armen Teufel!"

In so bunter Weise entfaltete sich rings um mich her die Konversation. Am meisten interessirte mich das Zwiegespräch eines jungen Brautpaares, das mir gegenüber saß. Es war eine Ueberredungsscene. Das Mädchen, ein munteres Geschöpf mit blonden Locken und himmlischen Augen, schien ein weiblicher Demosthenes an Beredtsamkeit und Liebenswürdigkeit, der junge Mann dagegen ein Kato an Strenge zu seyn.

„Du wirst heute spielen, Heinrich, Du wirst mir zu Liebe spielen; oder willst Du mir's abschlagen, Du ungalanter Bräutigam?" sagte sie mit bezaubernder Beweglichkeit.

„Ich werde nicht, Nettchen," erwiederte, ihre Hand fassend, der junge Mann, dessen seltene männliche Schönheit noch durch die sichere Festigkeit, die sich in seinen edlen Gesichtszügen ausprägte, erhöht wurde; „Du kennst meine Ansichten über das Spiel, ich wollte, Du hättest Homburg nie gesehen, nicht der bedeutenden Summen wegen, die Du seit wenigen Tagen verspielt, aber der Sache halber. Du weißt es selbst kaum, wie sehr Dir das Spiel zur Leidenschaft geworden. Es gibt nichts Häßlicheres für eine Frau, als eine Leidenschaft!"

„Willst Du schon wieder moralisiren, Du häßlicher — lieber Mann," versetzte das Mädchen „Das Spiel ist mir keine Leidenschaft, aber ich liebe es, weil ich alles Lebhafte liebe, weil es aufregt. Wenn ich am grünen Tische stehe, bald heiter, bald traurig, so voll Erwartung und jeder Augenblick voll Abwechslung, das ist so recht mein Element; und Du wirst heute ein Mal mitspielen, Du mußt Glück in die Zahlen bringen, Heinrich," fügte sie hinzu, indem sie den blendend schwarzen Kinnbart ihres Geliebten streichelte.

„Ich werde nicht spielen," wiederholte Heinrich seiner Verlobten. „Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, ich könnte durch's Feuer für Dich gehen, so feurig liebe ich Dich, aber — spielen werde ich nicht!"

„Prahler!" unterbrach ihn das Mädchen, „Du willst durch's Feuer für mich gehen und fürchtest diese zahme Filiale der Hölle. Schämst Du Dich vor unserem Nachbar nicht," fügte sie, auf mich deutend, hinzu. „Nicht wahr, lieber Herr, Sie möchten nicht so unerbittlich seyn, wenn Sie eine Braut hätten wie mich," sagte sie mit schelmischen Blicken zu mir.

Der junge Mann bat mich, das ungezwungene Wesen seiner Braut, das er „Uebermuth" titulirte, zu entschuldigen und rief seinerseits wieder meine Hilfe an, dem Mädchen ihre „tollen Spielideen" auszureden.

So war unsere Bekanntschaft gemacht, aber in wenigen Minuten hieß es: „Bonames! Zwei Minuten Aufenthalt! Nach Homburg! Aussteigen, meine Damen! Auf den Omnibus, meine Herren!" und Alles stob auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In New-York ward am 6. März eine seltsame Heirath vollzogen. Bräutigam und Braut, beide verwittwet, hatten eine Familie von je sieben Kindern, er sechs Mädchen und einen Knaben, sie

sechs Knaben und ein Mädchen. Die sieben Knaben machten die Brautführer, die sieben Mädchen die Brautführerinnen des Paares. Die Neuvermählten sollen beide verhältnißmäßig jung und überdies im Besitze eines bedeutenden Vermögens seyn, das allerdings bei einer schon ohne den etwaigen ferneren Zuwachs aus sechszehn Mäulern bestehenden Familie eben nicht unwillkommen seyn dürfte.

Ein sehr reicher Engländer in Liverpool, im zweiten Stadium des Spleens, hat eine Wette von 50,000 Pfund angeboten, daß er in sechs Jahren ganz Frankreich, Preußen, Rußland, die Tartarei, längs der großen chinesischen Mauer, zu Fuß durchreisen und auch zu Fuß über Indien, Persien, das südliche Rußland, Konstantinopel, Griechenland, Italien und Frankreich zurückkehren will. Zweifelsohne wird die Wette angenommen und dann die Reise am 1. Januar 1859 angetreten; sie soll am 1. Januar 1865 vollendet seyn.

Ein Quäker und ein hitzköpfiger junger Mann geriethen einmal auf der Straße in Wortwechsel. Der „Freund", ein breitkrämpiger Hut, blieb dabei überaus gelassen, was aber den Ingrimm des Andern nur desto höher zu steigern schien. „Bursche, ich sage Dir, ich kenne auf der ganzen Welt keinen größeren Narren, als Du bist!" rief der Hitzkopf mit einem Kernfluche dem Quäker zu. — „Halt ein, Freund," versetzte der Quäker, „Du vergissest Dich!"

Blumenlied.

Ein Jüngling wallte im Garten hin,
„Freut euch ihr Nelken und Rosen,
Ihr sollt in den Locken der Schönsten drin
Als Brautkranz flüstern und kosen.

Ich führe sie heim im lieblichen Mai,
Ich kann es kaum erwarten." —
Und als Micheli kam herbei,
Da wallte er wieder im Garten.

Er wallte das Beet wohl um und um,
„O ihr kleinen Blumenengel,
Und du meine große Ehstandsblum',
O wäret ihr wieder am Stengel!"

X.

Auflösung des Räthses in № 48:

Korb.

Zweibrücker Cäcilien-Verein.

Sonntag den 25. April 1858

Grosses Concert

im

Fruchthall-Saale.

PROGRAMM.

Erste Abtheilung.

1) **Hochzeitsmarsch** zum „Sommernachtstraum" von Shakspeare, komponirt von Mendelssohn-Bartholdy.

2) **Arie** für Tenor, vorgetragen von Herrn **Baumhauer**, Regisseur am Stadttheater in Heidelberg.

3) **Lied** für Bariton, vorgetragen von Herrn **Pernitza** von da.

4) **Solo** für Pianoforte.

5) **Duett** für Tenor und Bariton, vorgetragen von den Herren **Baumhauer** und **Pernitza**.

Zweite Abtheilung.

LOBGESANG.

Sinfonie-Cantate von Mendelssohn-Bartholdy.

Die Soli's werden von Fräulein **Forstmaier**, Fräulein **Krämer** und Herrn **Baumhauer** gesungen.

Anfang Nachmittags 5 Uhr.

Nach dem Concert

Ball.

Eintrittskarten zum Concert und Ball zu 1 fl. für die einzelne Person und 1 fl. 30 kr. für die Familie werden bis 4 Uhr Sonntag Nachmittag bei dem Vereins-Kassier Herrn Kaufmann Cullmann abgegeben. **Eintrittspreis** an der Kasse 1 fl. 12 kr. für jede Person. — Vereinsmitglieder zahlen für Concert und Ball 30 kr. — Freien Eintritt genießen nur die aktiven Mitglieder.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Sonntag, 25. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

„Ich muß nun wohl gehen?“ sagte ich und ergriff eine ihrer kleinen Hände; „und doch,“ fügte ich schnell hinzu, „bliebe ich am Liebsten immer hier.“ Es war fast nur ein lautes Denken, der Abdruck all meiner stillen Wünsche. Sie erröthete leicht und hatte keine Antwort; ich hielt noch immer ihre Hand und sagte: „Ich muß Ihnen Lebewohl sagen; muß es denn aber für immer seyn?“

Ich fühlte jetzt, daß sie zitterte — aber sie schwieg noch. „Ach Regine,“ sagte ich und sprach nun so hastig, als müsse ich fürchten, es könne Etwas eintreten, was mir das Weitersprechen verböte, „ich hege, seit ich Sie kennen lernte, nur den einen Wunsch: Sie für immer zu besitzen. Auf Tritt und Schritt bin ich Ihnen gefolgt: so oft es anging, war ich in Ihrer Nähe. Ihr Schattenriß auf den herabgelassenen Rouleaux machte mich schon glücklich und wenn Sie Abends diese Lieder von Liebe und Sehnsucht sangen, dann träumte ich, sie gälten mir und war oft der seligste Mensch!“

Regine vergrub ihr glühendes Gesicht in beide Händchen, hinderte mich aber nicht am Weitersprechen. — „Sie zürnen mir doch nicht, Regine?“ flehte ich; „meine Liebe ist ja wahrhaftig eine so heilige, ich wagte es ja nicht ein Mal, Ihnen in den Weg zu treten und auch heute geschah dies nur in dem Wunsche, Ihnen nützlich seyn zu wollen!“

„O ich weiß es,“ sagte sie, ohne mich anzusehen. „Sie meinen es wahrhaft gut mit mir!“

„Ja Regine, das meine ich; — aber alles Kämpfen gegen meine Leidenschaft ist vergeblich, hier in diesem kleinen Heiligthume, wo Alles von Ihnen spricht, wallt mein Herz in Liebe über. — Warum auch gegen etwas so Edles, als die Liebe es ist, kämpfen?“ fuhr ich fort, da ich sah, wie ihr zarter Körper erbebte und Thränen über ihre Wangen rollten. „Nicht wahr?“ sagte ich und schloß sie leidenschaftlich an mein Herz. „Du verstehst und erwiederst meine Gefühle? . . .“ . . .“ Allein was soll ich noch länger bei dieser Scene verweilen; Sie, mein Freund, werden mich verstehen.

Der süße Engel dachte nicht daran, sich zu verstellen, sie ließ mich in dem jungen unentweihten Herzen lesen und als ich darin mit Entzücken mein Bild fand, gelobte ich mir und ihr eine felsenfeste Treue. Ich ging von da an täglich zu Reginen, obschon ich bemerken mußte, daß ich für Martha ein sehr ungern gesehener Gast sey. Diese einzige Gesellschafterin des armen Kindes hatte in ihrem Aeußeren etwas wahrhaft Unfreundliches, Rauhes; sie glich einem bärbeißigen Kettenhunde, der einen kostbaren Schatz zu bewachen hat. Als ich sie bei meinem nächsten Besuche allein vorfand, hatte ich nicht den Muth, direkt nach Reginen zu fragen, sondern gab vor, daß ich wegen einer Bestellung komme. Sie sah mich argwöhnisch an, rief Reginen und blieb dann im Zimmer. Regine aber war scheu und verlegen; ich sah, sie hatte ihr Geheimniß nicht mit Martha besprochen, war aber auch zu wahr, um vor ihr irgend eine Komödie spielen zu wollen. Ich ergriff daher schnell ihre Hand und mich gegen Martha wendend, sagte ich: „Ich stelle mich Ihnen, der mütterlichen Freundin Reginens, hiermit als deren verlobten Bräutigam vor!“

Die Wirkung dieser Worte war nicht die gewünschte. Martha sagte mir in sehr unfreundlicher Weise, wir seyen Beide noch viel zu jung, um ein Bündniß zu schließen und es wäre daher besser, wenn ich gleich wieder ginge und dem armen alleinstehenden Mädchen nicht Dinge in den Kopf setzte, die vielleicht nie in Erfüllung gingen.

Ich versicherte, meine Absichten seyen die reinsten und Regine allein habe zu entscheiden, ob ich gehen oder bleiben solle. Diese sagte jetzt mit einem Ausdruck des vollsten Vertrauens und der Liebe: „So bleiben Sie denn und Du, Martha, wirst nicht so ungerecht seyn und mir mein einziges Glück rauben wollen!" Sie erröthete dabei, als fühlte sie nun erst, wie viel sie damit gesagt; aber Martha entgegnete: „Nun denn, wenn das eigensinnige Mädchen nicht anders will, so kann ich, als ihre Dienerin, es nicht hindern; — aber geloben Sie mir wenigstens, mein Herr, daß Sie sie dereinst, es komme wie es wolle, als Ihre Gattin zum Altar führen wollen!"

„O Martha, Martha, wie kannst Du so seyn?" sagte Regine, die das Betragen ihrer Dienerin offenbar verletzte, „ich dulde das nicht; gewiß nicht!"

„Laß mich gewähren, meine Regine," sagte ich zärtlich. Und sie mit einem Arm umschlingend und den andern in die Höhe hebend, sagte ich feierlich: „Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich diese meine liebe Regine, wenn uns der Herr erhält, zum Altar führen und," fügte ich feurig hinzu, „nie und nimmer ein anderes Weib lieben will!"

Martha schien beruhigt und widersetzte sich wenigstens nicht mehr meinen täglichen Besuchen, bei denen sie aber fast immer wenigstens in der Nähe blieb, was uns freilich nicht den mindesten Zwang auferlegte, denn unser ganzes Verhältniß war ein fast kindliches und sie durfte immerhin hören, was wir sagten. Nach und nach schien Martha dies auch selbst einzusehen und ward einigermaßen freundlicher, was mir um Reginens willen sehr lieb war.

Wir verlebten nun eine liebe schöne Zeit, deren Erinnerung für mich noch heute viel Süßes hat. Wir betrachteten zusammen ihre Malereien, ich begleitete ihren Gesang und es lag für uns Beide ein unaussprechlicher Reiz darin, unsere Stimmen in den Liedern der Liebe zu vereinigen. Oft auch brachte ich Lektüre mit und las vor, während beide Frauen fleißig die Nadel führten, immer aber endigte Alles in heiteren Plaudereien und gewiß dachten wir nie d a r a n, daß es noch ein größeres, schöneres Glück als das unsrige geben könne und nur flüchtig d a r a n, daß wir uns vielleicht bald und dann auf längere Zeit trennen müßten. Die Gegenwart mit ihrem Zauber genossen wir ohne eine Störung. Aber schon trug das Sträußchen, welches ich meinem Liebchen jeden Morgen, ehe sie erwachte, auf das Fensterbrettchen warf, einen herbstlichen Charakter. Rose und Nelke wurden immer seltener, die Bäume bekamen braune Blätter und einzelne Vögel traten schon die Wanderung nach wärmeren Ländern an. Das Semester war abgelaufen und die meisten Studenten zogen ihrer Heimath zu. Ich hatte vor einiger Zeit an meinen Oheim geschrieben, ich wünsche noch ein Jahr länger zu studiren und in Berlin zu bleiben und zweifelte nicht im Mindesten, daß er diesen Wunsch erfüllen werde, da er selbst ziemlich lange studirt und dies für gut befunden hatte. Wie bald sollte ich aber aus dieser angenehmen Täuschung gerissen werden, als eines Abends ganz unerwartet mein Oheim in Reisekleidern in mein Zimmer trat und mir, ohne irgend einen Grund zu nennen, eröffnete, daß ich mich fertig machen müsse, morgen die Heimreise nach Brüssel anzutreten. Ich sprach von der Unmöglichkeit, da noch Manches hier meine Anwesenheit verlange; er beachtete es aber nicht, ließ, nachdem er abgelegt, sich von seinem Diener in meinem Schlafzimmer ein Bett aufmachen, einige Portionen Essen holen und verlangte, ich sollte mit ihm speisen.

„Ich bin nicht im Stande zu essen," sagte ich mit einer vor Aufregung zitternden Stimme, ergriff meinen Hut und erklärte, einen nothwendigen Weg abmachen zu müssen.

„Dummes Zeug!" sagte mein Oheim, — „beauftrage nur Johann damit, der ist in Berlin so gut zu Hause wie Du!"

„Es geht nicht an, Oheim," sagte ich fest, „es ist eine Pflicht, die mich ruft!"

„Bah, wohl irgend ein schönes Kind, das Dich erwartet!" sagte der Oheim; „heute bleibst Du hier; — ich glaube, die Oper hat schon angefangen, Du mußt mich begleiten!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Würfel des Glücks.

(Fortsetzung.)

Ein glücklicher Zufall brachte mich wieder mit meiner früheren Reisegesellschaft zusammen. Die Ueberredungsscene nahm auch in dem Omnibus ihren Fortgang und ich hatte dabei Gelegenheit, mich genauer über die jedenfalls eigenthümlichen Charaktere meiner Nachbarn zu orientiren. Zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte ich in der That, daß die Spielsucht des jungen Mädchens die Grenzen des Scherzes und kindischen Eigensinns überschritten hatte. Die Art, wie sie das Spiel vertheidigte, war nicht mehr die Sprache

des muthwilligen Kindes, sie brachte sophistische Gründe vor, aber man brauchte eben kein großer Menschenkenner zu seyn, um zu bemerken, daß ihr der grüne Tisch wirklich Bedürfniß geworden.

Nicht minder interessirte mich die bewunderungswürdige Festigkeit des jungen Mannes, der Alles aufbot, seine Braut von ihrem thörichten Vorhaben abzubringen und nicht ein Haar breit von seinen Grundsätzen abwich. Gibt es eine qualvollere Stellung, als den Bitten einer liebenswürdigen Braut Wiederstand leisten zu müssen? Allein so viel ich mich auf Menschen verstand, machte der junge Mann auf mich den Eindruck, als würde er endlich den Bitten dieses liebenswürdigen Kobolds doch nachgeben. So viel ich aus dem Gespräche und aus Dem, was sie mir selbst mittheilten, entnehmen konnte, waren sie bereits seit mehreren Monaten verlobt und sollten im Laufe der Woche ihre Vermählung feiern. Jeannette war, wie ich später erfuhr, eigentlich eine geborene Spanierin, aber von ihrer frühesten Kindheit an theils auf Reisen, theils bei ihrer Tante, einer Deutschen, bei welcher sie auch erzogen worden. Ihre Eltern hatte sie frühzeitig verloren und wurde nach dem Tode ihres Vaters, der Schiffskapitän in englischen Diensten war und auf dem Meere starb, von ihrem Onkel, einem englischen Marineoffizier, nach Deutschland gebracht. In Gesellschaft des Onkels lernte sie das Spiel kennen, zu welchem sie stets noch von ihm, der ihr bedeutende Summen zusteckte, aufgemuntert wurde. Der alte Herr, der mit unaussprechlicher Liebe an dem Kinde hing, that Alles, was er ihren Augen nur ablesen mochte und so führte er sie selbst zum Roulette, setzte sie als Kind auf seinen Schooß, gab ihr immer lange Geldrollen zum Spielen hin und freute sich kindlich, wenn seine Jeannette mit ihren kleinen Alabasterfingern einen glücklichen Wurf machte. So wurde schon im frühesten Alter die Lust des Kindes zum Spiele erweckt. Die Tante, in deren Hause Jeannette eine geregelte deutsche Erziehung erhielt, betrachtete das Spielen nur als einen Scherz, als eine Spielerei und tadelte nur zuweilen den Marineoffizier, wenn er zu große Summen verlor. Im Hause der Tante hatte Jeannette, obzwar sie nie viel Lust zeigte, etwas Positives zu erlernen, eine sorgfältige Erziehung genossen und trotz ihres angeborenen Unfleißes und ihrer muthwilligen Bücherverachtung sich eine schönere Bildung angeeignet, als manche ihrer „geschulten" Altersgenossen. Einen nicht minder günstigen Einfluß übte die Freiheit, die man ihr ließ, auf ihre Herzensbildung aus. Sie haßte jeden Zwang und so kam es auch, daß sie Heinrich, den sie im Hause einer Freundin kennen lernte, sah, liebte und sich wenige Tage darauf mit ihm verlobte. Heinrich, der ursprünglich die diplomatische Carriere einschlagen wollte, sich aber dann dem Kaufmannsstande zuwendete, stand damals eben auf dem Sprunge, sich in Frankfurt zu etabliren. Was Jeannette an ihn fesselte, war neben seinem einnehmenden Wesen vor Allem seine männliche Festigkeit. Trotz seines zurückhaltenden Wesens las Jeannette doch recht deutlich in seinen brennenden rabenschwarzen Augen, in seinem feurigen Händedrucke, wie unaussprechlich er sie liebe und in der That, ihr Herz, auf das sie sich stets verließ, belog sie auch dies Mal nicht. Sie wußte es wohl, daß Heinrich Alles für sie zu thun im Stande sey, aber sie hätte auch gern den Triumph gefeiert, ihn am Spieltische zu sehen, den er verabscheute und wozu ihn zunächst, wie er mir später entdeckte, ein Spiel=Unglücksfall in seiner Familie veranlaßte, den er jedoch aus Zartgefühl vor seiner Braut verheimlichte.

Diese und noch manche andere Mittheilung erfuhr ich von dem jungen Kaufmann selbst, der sehr bald Vertrauen zu mir gefaßt hatte und mich einlud, ihn Abends vor dem Kursaale zu erwarten und dann mit ihm nach Frankfurt zurückzukehren. Jeannettens Bemühungen, ihn zum Spiel zu überreden, schienen fruchtlos und es wurde beschlossen, daß das Mädchen heute bei ihrer Tante bleiben sollte, die ihren Sommeraufenthalt in Homburg nahm.

In Homburg angelangt, trennten wir uns. Es war gegen 5 Uhr und im Parke vor dem Kursaale wogte es bunt durcheinander. Ich durchschritt den Garten, um noch einen Besuch bei einem Freunde zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am Ostermontage wurden, wie der „Herald" meldet, zu Birmingham unter dem Vorsitz Dr. Millers eine Anzahl Jungen, denen ein Frühstück gegeben wurde, in den „höchst edlen Orden der Schuhputzer" aufgenommen. Der Vorsitzende hielt eine eindringliche und rührende Ansprache an die Jungen, die er mit folgenden Worten schloß: „Ich nehme euch hiermit in die St. Martins-Brigade von dem höchst edlen und nützlichen Orden der

Schuhputzer dahier auf. Entehret nie eure Uniform. Seyd gehorsam gegen die Gesetze der Brigade. Macht die Schuhe und Stiefel von Ihrer Majestät Unterthanen glänzend, bis der Inhaber im Stande ist, nicht blos darin seine Beine zu fühlen, sondern sein Angesicht zu sehen. Ganz besonders meidet das Spiel. Seyd pünktlich und ordentlich. Seyd freundlich gegen einander. Heget einen heilsamen Abscheu vor dem Polizeihof. Ehret die Obrigkeit, aber habet während ihrer Geschäftsstunden nichts mit ihr zu schaffen. Achtet die Polizei, aber lasset eure Beziehungen zu ihr die von Privatpersonen seyn, nicht aber wie zwischen Polizeimann und seinem Gefangenen." Jeder Junge bekam dann einen neuen Anzug und einen Schilling. Einer aus der Brigade sprach hierauf für die ihnen erwiesene Freundlichkeit seinen Dank aus.

Der französische Akademiker Babinet berichtet im „Journal des Debats", daß er der Akademie der Wissenschaften zu Paris einen Brief vom Nordkap vorgelegt habe, worin gemeldet wird, daß man zu Anfang Februar am Nordkap unter dem 70. Grad nördl. Breite 11 Grad Wärme hatte, in derselben Zeit, wo man in Frankreich 3 bis 4 Grad Kälte hatte und daß, während man am Nordkap sonst Ende Juli erst Blumen sieht, man Blumen im Freien hatte, während schon seit mehr als zwei Monaten die Sonne nicht am Himmel erschienen war. Gewöhnlich ist neun Monate Alles in Schnee gehüllt, in diesem Winter hatte man gar keinen Schnee.

Das sechsunddreißigste niederrheinische Musikfest wird an beiden Pfingstfeiertagen in Köln abgehalten werden. Die Vorbereitungen sind bereits in vollem Gang und das Programm definitiv festgestellt. Der erste Festtag bringt das neue Oratorium „Saul", Text von Moritz Hartmann, Musik von Ferdinand Hiller. Am zweiten Tag kommen das „Credo" aus der „Hohen Messe" (H-moll) von J. S. Bach, eine Zusammenstellung der Hauptscenen aus „Armida" von Gluck, die Beethoven'sche Sinfonia eroica und Mendelssohns „Erste Walpurgisnacht" zur Aufführung.

Frühlingshymne.

Einmal im jungen Jahre,
Wenn die Sonne so lachend warm blickt,
Und die selige Erde an's Herz drückt,
Vor Pracht, Glanz, Wonne, Strahlenkuß
Das Auge sich schließen muß,
Wenn der Winter, der grämliche Winter,
Der hinkende, alte, eisgraue Sünder
Sich gegen der Lerche Haftbefehl wehrt,
Sich kindisch in eiteln Thränen verzehrt,
Wenn es singt und klingt in den Lüften,
Und die Veilchen sprießen auf Grüften,
Da blüht ein Lenz in jeder Brust;
Was hätt'st du verloren,
Neu wird es geboren.
O Liebe, o schaffendes Leben,
Wer weiß, wo du endest?
Leben, Liebe, o nimm mich hin

Einmal im jungen Jahre,
Wenn der Schnee geht und das Eis geht,
Und im Blau das Silbergewölk weht,
Und der Bach durch wogende Halmen rauscht,
Nach seinem Meere rauscht;
Wenn die Lüftlein die Blüthen kräuseln,
Und wie himmlische Pilger die Brust umsäuseln,
Und pochen und locken, mitzuzieh'n
Ueber Thäler und Höh'n, wer weiß wohin,
Wenn es ruft mit tausend Stimmen,
Mit zaubrisch geheimen Stimmen,
Da möcht' ich satteln mir ein Pferd
Und reiten und reiten
Durch blühende Weiten,
In's Land meiner Träume,
In's Land meiner Hoffnung,
Suchen, finden Elysium!

Einmal im jungen Jahre,
Wenn die Zweige, laubig, vergittert,
Ein Hauch, ein leiser durchzittert
Und der Sonnenblick herein sich stiehlt
Und auf dem Rasen spielt,
Und ich liege und lausche dem Scherzen
Der Welle und fühle so nahe dem Herzen
Das pochende Herz der großen Natur
Und ihrer geheimsten Thaten Spur,
Wenn die Vöglein im Schatten brüten
Und die Früchte quellen aus Blüthen,
Da träumt die Seele wonnig still,
Läßt gerne sich binden
Mit Blumengewinden,
Und hangt wie ein Kind an den Brüsten
Des Lebens, und in mir,
In mir dämmert Elysium!

X.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Dienstag, 27. April 1858.

Der junge Baum an die Vorübergehenden.*)

Nun steh' ich schwaches Bäumchen hier,
Ihr Menschen, hört mein Flehen,
Erduldet mich bei euch, laßt mir
Von Keinem Leid geschehen.

Der gute Gott will, daß ich schön,
Alt, Menschen nützlich werde,
Dazu hat er mir ausersehn
Dies kleine Plätzchen Erde.

So lang ich lebe, steh' ich still,
Dräng' Keinen aus dem Pfade,
Und wenn er an mir bessern will,
Dank' ich es ihm als Gnade.

Im Lenze schmückt der Schöpfer mich
Mit einem Wäldchen Blätter,
Deß freuen Gottes Kinder sich
Bei Hitze, Sturm und Wetter.

Mit euern Kindern wachs' ich auf,
Werd' grau und alt mit ihnen,
Und nütze meinen Lebenslauf,
Wie sie, der Welt zu dienen.

Oft, wenn die Schrecken düstrer Nacht
Des Wand'rers Aug' verwirrten,
Da stand ein Baum auf Gottes Wacht
Und winkte dem Verirrten.

Unschuldig leb' ich auf der Welt,
Vertrage mich mit Allen;
Ein wenig Schatten auf dem Feld,
Freund, laß Dir nicht mißfallen.

Schont meiner, seyd mir Alle gut,
Laßt mich vor Alter sterben,
Hat Jemand bei mir ausgeruht,
So gönn' er's seinen Erben.

Bin ich bewacht, bin ich verschanzt,
Verletzt mich nicht durch Waffen;
Ehrt ihr Den nicht, der mich gepflanzt,
Ehrt Den, der mich geschaffen.

*) Diese werthvolle Gabe hat den Herrn Schulrath und Gymnasialdirektor Dr. Krügelstein in Ohrdruff bei Gotha zum Verfasser. Es kamen dort vor mehreren Jahren an den neuen Baumpflanzungen viele Beschädigungen vor, die meist von unerwachsenen Personen herrührten. Der Verfasser ließ das Lied mit einer recht gemüthlichen Melodie in den Schulen zum Absingen einüben und was nicht Drohungen und Strafe bewirkt hatten, das bewirkte dieses Lied. — Ehre dem Lenker und den so Geleiteten.

Regine.

(Fortsetzung.)

Außer mir und fast zähneknirschend folgte ich dem Oheim, mit dem festen Vorsatz, bei der nächsten Gelegenheit zu entschlüpfen; in der That zeigte sich mir auch bald eine solche. Der Oheim fand ein paar Bekannte aus früheren Zeiten und unterhielt sich mit ihnen sehr lebhaft; ich sah, daß er wirklich für einen Augenblick nicht an mich dachte und verließ eiligst und ohne Hut die Loge. Halb rasend vor Schmerz, mich von der Geliebten trennen zu müssen, voll Wuth, mich so ganz als Kind behandelt zu sehen, stürmte ich durch die Straßen und schöpfte erst vor Reginens Thüre, die ich leise öffnete, wieder Athem. Sie war allein. Ich war erst vor einigen Stunden von ihr gegangen und Martha glaubte sie wohl vor meinem Besuch sicher.

Regine nähte noch beim Scheine einer Lampe emsig und summte fröhlich eines meiner kleinen Lieblingslieder; sie saß so, daß sie mir ihr edles Profil zuwandte und ich konnte bemerken, wie ihre

Züge den Stempel des süßesten Friedens trugen. An ihrem Busen duftete noch der Strauß von heute früh. Sie ging damit stets sehr sorgsam um und preßte ihn allemal noch, wenn sie ihn den Tag über getragen. Ich hatte heute Morgen dem Strauße eine an meinem Fenster erblühte Rose hinzugefügt und konnte bemerken, wie sie noch frisch und duftig aussah. O Gott, dachte ich, mit einem Blick Reginen und ihre ganze Umgebung, die so ganz ein Bild unschuldigen Glückes war, erfassend, — soll ich auf dies so mit einem Male verzichten? Aber da war keine Wahl und im nächsten Augenblick hielt ich sie im Arme.

„Du, Du!" sagte Regine unschuldig scheltend, „Martha sagte, ich solle ja nicht den Wolf in ihrer Abwesenheit herein lassen, am Ende hat sie Dich damit gemeint!" — Aber bald mein verstörtes Aussehen bemerkend, fragte sie ängstlich, was mir sey? — Ich sagte ihr Alles und verhehlte auch nicht, daß ich eine unklare Befürchtung habe, man wolle uns für immer trennen. Ihre Thränen mischten sich mit den meinigen; aber sie war stärker als ich, tröstete, sprach Muth ein und wiederholte öfters: „Aber wir werden uns treu bleiben und endlich, wenn auch nach Jahren, doch vereint seyn! Reize Deinen Oheim — der, wie Du selbst mir erzählt, der der Wohlthäter Eurer Familie ist — nicht durch Widerspruch. Du sollst sehen, unsere Liebe wird ihn einst erweichen!" — So stand sie vor mir in ihrer unvergleichlichen Schönheit, ein so holder tröstender Engel. Aber ich war zu betrübt, zu leidenschaftlich hingerissen von dem Schmerz der bevorstehenden Trennung, um einen Trost annehmen, einen andern Gedanken fassen zu können. Immer und immer zog ich sie wieder mit der Versicherung in meine Arme, daß ich sie nicht lassen könne und als ich mich endlich von ihr losriß, geschah es mit dem trostlosesten Gefühle, nun auch noch die Reue, mich an dem geliebten Wesen versündigt zu haben, zur Begleiterin zu erhalten. Als ich die Thüre schließen wollte, schaute ich noch ein Mal zurück; sie blickte aber nicht, wie doch sonst immer, noch ein Mal um. Ihr Haupt ruhte mir verhüllt und unbeweglich auf dem Tische, der eine Arm hing schlaff hernieder. „O Gott," stöhnte ich; „Regine, Regine, Du zürnest mir! Du liebst mich nicht mehr?"

„Eugen," sagte sie sanft und erhob das thränenfeuchte Antlitz; „ich zürne Dir nicht — und werde," fügte sie hinzu, da sie meinem angstvoll auf sie gehefteten Auge begegnete, „meinen Trost eben in der Unveränderlichkeit unserer Liebe finden!" Sie strich mir zärtlich, wie auch sonst, die Haare aus der Stirn und sagte dann: „Du mußt nun gehen, mein Eugen!"

Noch ein Mal bedeckte ich ihre Hand mit Küssen und raffte mich dann auf; da fühlte ich, wie mein Fuß auf Etwas trat, unwillkürlich faßte ich darnach . . . es war die Rose, die zerknickt am Boden lag; ich steckte sie gedankenlos ein, aber mit welchen Gefühlen habe ich sie später betrachtet!

Mein Oheim, den ich schon in meiner Wohnung vorfand, sagte Nichts über mein Fortgehen; ehe der Tag graute, befanden wir uns aber auf der Eisenbahn. Meine Stimmung war eine so niedergeschlagene, daß sie jedem auffallen mußte; der Oheim hatte kein Auge dafür, wußte aber nach unserer Ankunft in Brüssel mich so sehr theils in Geschäfte, theils in Vergnügungen zu verwickeln, daß ich wenig zu mir selbst kommen konnte und nur die Stunden der Nacht für den Briefwechsel mit meiner Regine übrig behielt. In diesem aber überließ ich mich ganz meiner sehnsüchtigen und trostlosen Stimmung und klagte ihr, wie ich noch für Nichts hier eine Theilnahme in mir entdecke. Ihre Antworten bildeten mein ganzes Glück. Welche Briefe schrieb dieses noch so junge Mädchen aber auch! Wie sprach aus jedem Wort der mit größter Sorgfalt herangebildete Geist neben dem kindlichsten Gemüthe. Ihrem Zuspruch allein verdanke ich es, daß ich mich dem Leben mit seinen Anforderungen wieder zuwandte; sie bewies mir mit einer so liebenswürdigen Logik das Unnütze und Pflichtwidrige meines hypochondrischen Hinträumens, daß ich davon besiegt, mich nun mit äußerster Kraftanstrengung zusammennahm. An der Arbeit fand ich nach und nach wirklich bald einen wahren Genuß, theils sagte ich mir: je fleißiger Du bist, je rascher erreichst Du Dein Ziel; anderntheils wußte mir der Oheim, der selbst Advokat war, meinen Beruf im angenehmsten Lichte zu zeigen. Durch seine Ueberredungsgabe geschah es auch wohl, daß so manche seiner Klienten ihre Angelegenheiten mir, dem noch so jungen Manne übergaben, dem der Oheim Eigenschaften beilegte, die wohl erst noch mit der Zeit errungen werden mußten. Er sagte dabei, daß er gesonnen sey, sich bald von den Geschäften zurückzuziehen, daß er aber seinem Neffen mit Rath und That zur Hand gehen wolle. Wahrscheinlich habe ich es eben auch nur seinen Empfehlungen zu danken, daß ich nach und nach eine so bedeutende Praxis erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Würfel des Glücks.

(Fortsetzung.)

Als ich nach mehreren Stunden zurückkehrte war der Park bereits erleuchtet. Ein vollzähliges Orchester ließ einladende Musikstücke ertönen und ohne gerade zu tanzen, wogte die ganze Gesellschaft in rhythmischer Bewegung. Die Mehrzahl der Damen bestand aus blonden Engländerinnen, die man durch ihre graziösen Gartenhüte mit den wallenden Federn alsbald herauskannte. Auf den Terrassen vor dem Kursaale saßen die ältlichen Damen beim Mokka und sahen in das Patschuli duftende Blumenbeet hinab.

Aus dem Kursaale tönte das unheimliche Geldgeklirre heraus, das sich immer erneuerte, wenn eine Rolle Gold- oder Silberstücke auf den grünen Tisch flog. Hätten nicht die Arkaden der Terrassen und die gallonirten Bedienten die Bestimmung des Hauses verrathen, so würde ich geglaubt haben, in der Nähe einer Münze zu seyn.

Mit dem festen Entschlusse, nicht zu spielen, trat ich in die prachtvollen Säle des Kurhauses ein.

Der beispiellose Luxus der Ausstattung, die blendenden Toiletten der Damen, die schönen Fresken, kurz das ganze Arrangement überraschte mich, so sehr auch meine Erwartungen durch die vielen Beschreibungen Homburgs gespannt waren.

Sämmtliche Spieltische waren besetzt und das Gesumme der Spielenden, das Klirren des Geldes und die absichtlich zu düsterem Schimmer gedämpfte Beleuchtung verliehen dem weiten Saale einen unheimlichen Charakter. Immer neue Gruppen gesellten sich zu den Tischen und immer von Neuem ertönte das einförmige „faites votre jeu, messieurs“ (die Aufforderung zum Spiele) der Croupiers. Auf allen Gesichtern spiegelte sich Aufregung und Spannung ab. „Rouge“, (Roth) rief der Croupier und das weinrothe Gesicht eines Herrn mit grünem Schirm verdüsterte sich; „Noir“, (Schwarz) rief ein Anderer und die Wangen einer brünetten Schönheit rötheten sich über ein Häuflein Goldstücke, das sie einstrich.

Das größte Gedränge war jedoch bei dem letzten Tische des Nebensaales. Ein junger Mann soll daselbst, wie sich die Leute erzählten, ungeheure Summen verloren haben und noch immer den Einsatz auf ein und dieselbe Zahl verdoppeln. Ich trat hinzu, aber durch die Menschenmenge war ich verhindert, den Spieler selbst ins Auge zu fassen. Nur die Rollen Goldes sah ich, die er hinwarf und der Croupier mit seiner Schaufel einscharrte.

„Vingt!“ rief eine kräftige Stimme, die das laute Durcheinander der andern Spieler übertönte, und wieder lag ein Haufen Goldstücke auf der unglückseligen Zwanzig.

„Trent un!“ rief der Croupier und strich die Summe ein. „Vingt!“ wiederholte die Stimme und eine doppelt hohe Summe flog auf den Tisch. „Es ist der zwanzigste Geburtstag seiner Braut,“ erklärte einer der Zuschauer, „darum setzt er immer auf die Zwanzig.“

„Wie viel setzt er darauf?“ fragte ein zweiter.

„Hundert achtzig Napoleons,“ rief einer über den Tisch weg.

Eine Wendung meines Vordermannes ermöglichte mir endlich, dem Spieler ins Gesicht zu sehen. Ich fuhr zusammen vor Schrecken. Der Spieler war kein Anderer, als jener standhafte junge Mann, dessen Festigkeit ich noch vor wenigen Stunden so sehr bewunderte. Immer bedeutendere Summen warf er auf den Tisch und die höchste Aufregung hatte seine Gesichtszüge verändert. Umsonst bat ihn jetzt seine Braut, die offenbar der Impuls seines ihm so schnell zur Leidenschaft gewordenen Spieles war, er möge doch endlich innehalten. Er beachtete ihre Bitten kaum, bemerkte auch nicht, wie blaß sie aussah und wie ihre Glieder vor Schrecken zitterten. Er schüttelte noch das letzte Geld aus einem Lederbeutel auf die fatale Zwanzig. Ein Moment und das Gold war verschwunden! „Zu Ende,“ rief er endlich, drängte sich, ohne auf seine Braut zu achten, durch die Menge und stürzte von einem zweiten jungen Manne begleitet aus dem Saal. Das Mädchen rang die Hände und wäre beinahe zusammengesunken, wenn ich ihr nicht zu Hilfe gekommen wäre. Sprachlos ließ sie sich von mir in eines der Nebenzimmer führen. Verzweiflung lag auf ihren Zügen. „Helfen Sie, guter Freund!“ rief sie endlich, „eilen Sie, retten Sie meinen geliebten Freund, ich war sein Unglück!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Photographie findet von Tag zu Tag eine ausgedehntere Anwendung. Wenige Augenblicke nach der letzten Sonnenfinsterniß wurden schon photographische Abbildungen derselben vom Astronomen Faye der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegt. Die Photographien, 15 an der

Zahl, wurden mittelst eines großen Fernrohrs von 15 Meter Brennweite auf Kollodium aufgenommen; sie zeigen die verschiedenen Phasen der Erscheinung mit einer Genauigkeit und Schärfe, die nichts zu wünschen übrig lassen. Die Sonne erscheint auf den Platten mit einem Durchmesser von 15 Centimeter und ist für jedes einzelne Bild die genaue Zeit angegeben. Mit Recht bemerkte Hr. Faye, daß diese neue Beobachtungsmethode eine wahre Revolution in der Wissenschaft ist. — Eine weitere Anwendung findet die Photographie jezt zum Zeugdruk. Das Verfahren ist folgendes: Man legt ein Papier oder dünnes Metallblech, worin ein beliebiges Muster ausgeschnitten ist, auf ein Gewebe, das vorher in zweifach-chromsaurem Kalk eingeweicht worden ist; beide werden in einen Rahmen auf einander gepreßt, worauf man das ausgeschnittene Papier oder Blech dem Einfluß der Sonne oder des zerstreuten Lichtes aussetzt. Nach kurzer Zeit färbt sich das Gewebe in sehr merklicher Weise überall, wo das Licht durchgedrungen ist und man sieht auf demselben die genaue Kopie des Musters. Dieses Muster wird durch eine blaßrothe Farbe gebildet, welche ganz echt ist, sich aber auch sehr wohl mit anderen Farbstoffen, als Krapp, Blauholz ꝛc. verbindet. Nach diesen Verfahrungsarten hat man in England wahrhaft bewunderungswürdige Gegenstände hervorgebracht.

(Damenblätter.) Eine schöne Frau, die geistreich, erhält ihre Schönheit länger als eine, die nur schön ist. Einer echten Schönheit ist Geist unerläßlich — er verklärt und vollendet die Schönheit des Weibes. Aspasia, Diana von Poitiers, Ninon de Lenclos u. A. waren noch im Alter schön. — Die Frauen sind die Aeolsharfen in der Harmonie des Lebens. Nichts wirkt wohlthuender auf unser Gehör, als der sanfte Klang harmonisch gestimmter Saiten, Nichts empört es mehr, als schrillende Mißtöne. Eine sanfte, tugendhafte Frau stärkt und kräftigt, eine ausgeartete zerreißt unsere Gefühlssaiten.

Das große Schiff des Pariser Industrie-Palastes, welches mehr als eine Hektare Flächenraum hat, wird jezt in einen prächtigen englischen Garten umgewandelt, in welchem im Mai die große Blumen-Ausstellung gehalten werden soll. Auf die Rasenbeete, wozu mehrere tausend Metres Rasen aus der Umgegend von Issy Auteuil herbeigeschafft werden, sollen Magnolias, Pinien u. s. w. gepflanzt und in schönen Gruppen von seltenen Pflanzen, Blumen u. s. w. angebracht werden. Ein Bächlein durchrieselt den Park und ist mit Wasserpflanzen geschmückt. Es wird Alles aufgeboten, um diese Blumen- und Gewächs-Ausstellung sehr prachtvoll und großartig zu machen.

Im Gasthofe zu den „drei Mohren" in Augsburg befinden sich gegenwärtig zwei Riesen-Kellnerinnen. Es sind zwei Schwestern, Maria und Margaretha Schubizer aus dem schweizer Kanton St. Gallen; die ältere, 22jährige ist 6 Fuß 8 Zoll, die jüngere 19jährige ist 6 Fuß und 4 Zoll hoch. Sie hatten sich anfangs für Geld sehen lassen; nun hat sie der industriöse Wirth des genannten Gasthofs zum Bedienen der Gäste engagirt und der Zulauf ist außerordentlich.

Landwirthschaftliches.

Guter Rath. Wenn die Samen der Wurzelgewächse, als Mohr- und andere Rüben, Zwiebeln ꝛc. mit frischem Kohlenstaube (dem Maße nach etwa um das Zehn- bis Zwanzigfache des Samens) vermischt, ausgesäet werden, so soll das sehr das Gedeihen der daraus zu gewinnenden Früchte befördern. — Auch die Gurkenkerne sollen, auf eine Unterlage solchen Kohlenpulvers gelegt, reichlichere und schönere Früchte geben. Die Kohle nimmt bekanntlich eine Menge Gase auf (verdichtet sie) und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade dieser Umstand wohlthätig auf die Vegetation jener Früchte wirkt. Besser wie Holzkohle wirkt übrigens die Knochenkohle, was besonders bei Topfgewächsen von Bedeutung ist. Wir empfehlen das Vorstehende zur Beachtung unserer geneigten Leserinnen.

Zweisylbige Charade.

Wenn Regen rauscht und Wind und Wetter weht,
Mag man sich gern zur ersten Sylbe retten;
Nur die erschreckt kein Sturm, auf deren Ruhebetten
Die zweite steht.

Zählt mancher auch zu den vom Glück erhaltnen Gaben
Das Eigenthum der ersten nicht,
So kann doch wohl der arme Wicht
An seiner Frau das Ganze haben. —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Freitag, 30. April 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Ungefähr ein halbes Jahr nach der Trennung von Regine blieben plötzlich ihre Briefe, die sie sonst, meinen dringenden Wünschen gemäß, regelmäßig jede Woche absandte, aus. Ich schrieb kurz auf einander drei, vier Mal an sie, — keine Antwort erfolgte. Ich befand mich in großer Angst und unternahm eine Reise, welche mich in Geschäften des Oheims einige Wochen abwesend halten mußte, nur mit Widerstreben; doch half mir das wenig und ich konnte nur zu meiner Beruhigung bestimmen, daß man mir alles für mich Angekommene nachschicke. Dies geschah auch pünktlich; vergebens forschte ich aber darunter nach einem Briefe von Regine. Ich schrieb nun von hier aus wieder an sie, aber ohne bessern Erfolg. Endlich war ich mit meinen Geschäften, die, wie es mir oft geschienen, kein Ende nehmen wollten, fertig und kehrte nach Brüssel zurück.

Auch hier Nichts von meiner Regine! Meine Angst kannte nun keine Grenzen und ich beschloß, obschon mit einem gewissen Widerwillen, mich dem Oheim zu entdecken und ihn zu bitten, mir eine Reise nach Berlin zu gestatten. Ich hoffte, daß der Zeitpunkt dazu wenigstens gut gewählt sey, da er sehr heiter über meine glückliche Durchführung eines Prozesses war, der in damaliger Zeit einiges Aufsehen erregte. Trotzdem rief meine Mittheilung die dunkelsten Wolken auf seiner Stirn hervor, und er sagte in rauhem Tone: „Wie kannst Du nur ein solches Kind seyn, Eugen, eine kleine Liebelei so ernsthaft zu nehmen? Du hast, wenn Du Dich einmal verheirathen willst, wozu ich Dir wahrlich nochnicht rathe, Ansprüche an die ersten Parthien des Landes und wirst doch nicht daran denken, so einer lustigen Berlinerin, einer Nähjungfer, die, wer weiß aus was für Gründen, auf die Bühne gehen will, Deine Hand zu reichen? Schlag' Dir das aus dem Sinn!"

„Aber Oheim!" sagte ich zürnend, „welch falsches Bild entwerfen Sie sich von dem Mädchen, das ich liebe!" Und nun malte ich ihm mit den glühendsten Farben das Bild Reginen's aus, wie es noch ungeschwächt vor meiner Seele stand und fügte hinzu, daß ich nie einer Andern meine Hand reichen werde.

„So bleib' ewig ein Junggeselle!" rief er heftig. Nach einer Weile meinte er: „Also Deine letzten Briefe hat sie unbeantwortet gelassen?" Ich bejahte. „Nun, ich dächte, darin liegt der deutlichste Beweis, daß sie Deiner überdrüssig ist. Hast Du sie vielleicht in der letzten Zeit nicht mehr so reichlich mit Geld unterstützt?"

„Oheim!" sagte ich tief verletzt; „wie würde ich es je gewagt haben, Regine so zu erniedrigen? Meine Geschenke bestanden in Blumen und einigen Büchern!"

Der Oheim lachte hämisch. „Und Du denkst, damit soll sie auf die Länge zufrieden seyn? Thor, der Du bist! Sie wird sich jetzt nach einem freigebigeren Liebhaber umgesehen haben. Ich will Dir 'mal Etwas sagen, Eugen: hast Du Dich zu weit mit dem Mädchen eingelassen, so überlaß die Sache mir, ich will sie auf eine so anständige Weise abmachen, daß Dein Gewissen sich dabei vollständig befriedigt fühlen kann."

„Oheim, Oheim!" rief ich und verbarg das brennende Antlitz in meinen Händen. „Sie werden mich kränken, wenn Sie in solcher Weise über das edelste weibliche Wesen aburtheilen. Ich bitte, ich beschwöre Sie, mir zu erlauben, daß ich nach Berlin reise, um zu erfahren, welches der Grund ihres Schweigens ist. O, Sie wissen nicht, welch' brennende Gewissensbisse ich fühle, mich an diesem unschuldsvollen Engel versündigt zu haben, und ich schwöre Ihnen bei Allem, was heilig und

theuer, daß bis zu jenem unglücklichen Abend der Trennung es kein kindlich reineres Verhältniß als das unsrige gab!"

„Gut, gut, ich glaube Dir; Du hast übrigens gar nicht nöthig, Dich so sehr bei mir zu entschuldigen; ich brauch' nur an die eigene Jugend zurückzudenken, wo ich manche Liebesintrigue durchgespielt habe. Da waren all diese schönen Mädchen auch Göttinnen und Engel. Nachdem ich aber von der Ersten, die ich wirklich zu lieben glaubte, betrogen, schändlich betrogen wurde, zahlte ich ihnen mit gleicher Münze — Betrug um Betrug — und habe zuletzt nichts davon zurückbehalten, als die Verachtung für das ganze Geschlecht. Ein Jeder muß froh seyn, wenn er noch zeitig genug aus so entehrenden Liebesnetzen befreit wird!"

„Oheim," sagte ich jetzt, ernst vor ihn hintretend, „ich sehe wohl, daß ich bei Ihnen für meine Liebe kein Gehör finden werde. Wie dem aber auch sey, ich schwöre, daß ich keine Andere zum Altar führen und daß ich schon morgen nach Berlin abreisen werde, um mich zu überzeugen, wie es ihr geht."

„Und ich," donnerte mein Oheim, „erkläre, daß Du ein Narr bist und daß Du, so lange Du unter meiner Vormundschaft stehst, diese Reise nicht antreten sollst. Damit ist, denk' ich, diese Sache abgemacht," fügte er in etwas sanfterem Tone hinzu; „wir wollen kein Wort mehr darüber verlieren!"

Mein Oheim verließ mich in einem Zustande ohnmächtigen Zornes, den ich nur mit dem des Gefangenen vergleichen kann, welcher vergeblich an den Eisenstäben eines Gefängnisses rüttelt. Plötzlich schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich ja heimlich entfliehen könne. Es sey meine Pflicht, dies zu thun, meinte ich und diese harmonirte hier so sehr mit den Wünschen des Herzens, daß es bald fest in mir stand, die erste günstige Gelegenheit, wo mein Oheim, der ab und zu kleine Reisen unternahm, auf einige Zeit sich entfernt hätte, zu benutzen. Es war aber fast, als ob ein Unstern über meinen Wünschen schwebe; es vergingen mehrere Wochen, ehe er nur den kleinsten Ausflug unternahm. Meine Ungeduld und Angst waren aber kaum noch zu dämmen und in die nöthige Grenze der Verstellung zurückzuweisen. Endlich kündigte mir der Oheim an, daß er auf drei Tage nach N. zu einem alten Freunde reisen wolle, mit dem er Geschäfte abzumachen habe. Ich konnte kaum meine Freude unterdrücken und umarmte ihn, da er in seinen Wagen stieg, so herzlich, daß er mich etwas verwundert betrachtete.

Kaum war der Wagen um die Ecke, so machte ich mich daran, einige nöthige Schreibereien abzumachen, wobei aber meine Gedanken fortwährend zu meinem Vorhaben abschweiften. Endlich war ich fertig, ich steckte einiges Geld zu mir, nahm aber, um mein Vorhaben nicht auffallend zu machen, nicht das Mindeste von Gepäck mit, sondern ging blos im leichten Oberrock und ohne Paletot. Ich sagte dem ersten Sekretär meines Oheims — einem in seinem Dienst ergrauten Manne — nur ein flüchtiges Adieu, ohne irgend eine Anordnung zu treffen, die auf ein längeres Fortbleiben schließen ließ. Als ich die Thüre schloß schaute ich mich noch ein Mal ganz zufällig um; ich bemerkte, wie der alte Mann mit einem gewissen Ausdruck kummervollen Nachdenkens den Kopf schüttelte, was mein unruhiges Herz unwillkürlich noch ängstlicher schlagen ließ. Ich eilte durch die volkreichen Straßen Brüssels mit der Befürchtung, daß meine Abfahrt immerhin noch durch Etwas verhindert werden könne, ja daß ein Jeder mir meine Absicht ansehen und sich mir in den Weg stellen müsse. Oft sah ich mich um, wenn ich einen schallenden Fußtritt hinter mir hörte, als müsse mir Jemand nachkommen. Ich befand mich, ohne es zu wissen, in einem fieberhaften Zustande und mußte von Zeit zu Zeit ausruhen, weil ein dumpfer Schmerz im Kopf, der mich seit den letzten in peinlicher Aufregung verlebten acht Tagen nicht verlassen hatte, bei der eiligen Bewegung überhand zu nehmen drohte. Die Furcht, zu spät zu kommen, trieb mich aber bald wieder weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Würfel des Glücks.

(Schluß.)

Ich bat Jeannette, sich ruhig zu verhalten und meine Rückkehr zu erwarten und eilte hinaus, ohne mich der Hoffnung hinzugeben, in dem Gewimmel die Spur des Unglücklichen entdecken zu können. Am Ende des Parkes angelangt, wurde ich aber nicht wenig überrascht, den Spieler in ruhigem Gespräch mit dem zweiten jungen Mann zu finden, der ihm so hastig gefolgt war. Ich hielt mich in der Ferne, um den weiteren Verlauf abzuwarten, konnte jedoch aus der Mimik der Beiden nur wenig wahrnehmen. Nach wenigen Minuten fuhr ein Wagen vor, und die beiden Freunde setzten sich sofort in

das Kabriolet. Da ich den Wagen als einen gewöhnlichen Omnibus, der nach Bonames fährt, erkannte und im Innern desselben noch zwei Plätze frei waren, so nahm ich keinen Anstand einzusteigen, um so von den Vorsitzenden unbemerkt ihr Gespräch belauschen zu können. Der Wagen wollte sich bereits in Bewegung setzen, als ich vom Parke noch eine Dame herbeieilen sah, die dem Kutscher mit dem Taschentuche zuwinkte, er möge noch einen Augenblick anhalten. Nachlässig in einen Shawl gehüllt, kam sie näher. Es war Jeannette. Sie hatte von dem Fenster des Kabinets aus meine Schritte beobachtet und eilte mir nach, in der Angst, ohne Nachricht allein in dem Zimmer zurückbleiben zu müssen. Von den beiden Passagieren, die ihr Einsteigen wohl auch nicht bemerkt haben mochten, wußte sie Nichts. Wie groß war daher ihr Glück, als ich ihr mittheilte, daß Heinrich mit im Wagen sey. Es gibt doch kein seligeres Gefühl, als sich in düsteren Ahnungen getäuscht zu haben. Ungestüm, wie sie war, hätte sie den Passagieren des Kabriolets alsogleich ihre Anwesenheit verrathen, wenn ich ihr nicht gerathen hätte, ihr Incognito wenigstens bis Bonames beizubehalten. Ich erinnerte sie an die bedeutenden Verluste ihres Bräutigams und bat sie, wenigstens abzuwarten, bis sich seine Aufregung gelegt haben würde.

„Wie danke ich Ihnen," rief sie mit Wärme. „Sie haben mir das Leben gerettet, denn ich wäre vergangen vor Angst um den Geliebten, den ich so unglücklich gemacht. O hätte ich doch seinen Vorstellungen gefolgt! Wie thöricht war ich, einen solchen Beweis seiner Liebe zu verlangen! Wie Recht hatte er, wenn er mein Spiel bereits eine Leidenschaft nannte. Ich bin von ihr geheilt durch ihn. Nie soll mein Fuß einen Spielsaal wieder betreten; ich schwöre es bei meiner Liebe zu Heinrich. Er aber ist jetzt vielleicht arm und alle seine kühnen Pläne, seine schönsten Hoffnungen sind vielleicht zertrümmert. Wie soll ich vor ihn treten, ich, die Ursache seines Unglücks! Aber ich will auf den Knieen vor ihm liegen, bis er mich wieder zu sich erhebt, die ich so tief unter ihm stehe, ich will es ihm zuschwören, daß nie das Wort Roulette mehr über meine Lippen kommen soll."

Sie sprach dies so laut, daß es die Passagiere gehört haben mußten und immer von Neuem betheuerte sie, nie wieder an einen Spieltisch zu treten.

Wir hatten nun die Hälfte des Weges zurückgelegt. Im Kabriolet, von wo aus ich jetzt ein leises Flüstern vernahm, wurde es auf Einmal still. Nach einigen Sekunden, da hörten wir plötzlich einen Knall, das Fenster des Kabriolets flog in Trümmer. Ich saß starr vor Schrecken! Die Braut stieß einen Schrei aus und sank zusammen. Ich rief dem Kutscher zu, er möge halten, unschlüssig, wo Rettung nöthiger sey: bei dem Bräutigam oder der unglücklichen Braut. Da sprang ein junger Mann aus dem Kabriolet und riß unsern Wagenschlag auf.

„Nettchen!" rief er und sie schlug die Augen auf.

„Du lebst!" schrie sie und betastete seinen Kopf, seine Kleider, wie Jemand, der, erwachend, seinen Augen nicht traut. „Du lebst, Heinrich! wirklich, bist nicht todt, von keiner Kugel getroffen?"

„Ich lebe!" wiederholte er, ihr die Hand reichend, „lebe für Dich und Deine Liebe."

„Und der Knall?" fragte sie, bei dem Gedanken an die entsetzliche Möglichkeit zusammenschaudernd.

„Kam von einer unschuldigen Champagner-Flasche, die wir auf Dein Wohl und auf Deine Heilung von der Spielsucht geleert. Du versprichst mir's ja, niemals mehr zu spielen?"

Statt einer Antwort neigte sie sich zu ihm herab und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Niemals," sagte sie dann leise, „bei meiner Liebe schwör' ich's, niemals. Und die vielen Rollen Goldes?" fragte sie endlich furchtsam.

„Waren Rollen blanker Kupferkreuzer," gab der Bräutigam zur Antwort, „die mir durch Vermittlung dieses meines Freundes" — er deutete auf den zweiten jungen Mann — „der Croupier an Goldesstatt annahm. Ich habe im Ganzen nur fünfzig Thaler verloren; ein nur geringer Preis für Deine Heilung."

So endete ein Tag des Kampfes zwischen zwei Liebenden. Ich unterlasse es, das Glück dieser Wiedergeburt der Zufriedenheit auszumalen. Wenige Tage darauf erfolgte in der Bockenheimer Kapelle die Trauung der beiden Brautleute. Der zweite junge Mann und ich waren die Zeugen. Homburg haben sie nicht wieder gesehen.

Mannigfaltiges.

Die australische Zeitung „Melbourne Argus" erwähnt in einer Zusammenstellung der Entdeckungen, welche Herr Blandowski auf seiner letzten Expe-

dition nach dem untern Murray gemacht hat und berichtet, daß er in diesem Flusse 15 Arten Fische, außer 5 schon früher bekannten, darunter 5 Arten lebendige Junge gebärende Stachelfische, so wie einige Süßwasserschwämme fand. Die größte Merkwürdigkeit in seiner Sammlung war aber eine Varietät der Boa Constrictor mit zwei kleinen Füßen, die zwar sehr wenig entwickelt sind, aber doch hinreichen, um das Thier in den Stand zu setzen, an den glattesten Bäumen in die Höhe zu steigen, indem es die Füße in die Spalten und Excrescenzen der Rinde einsetzt. Die Existenz eines solchen Thieres in einem Lande der Abnormitäten und sonderbaren Gegensätze — bemerkt dazu Petermann in den geographischen Mittheilungen — wie Australien, ist sehr leicht möglich; ob aber ein Reptil mit Füßen zum Boa Constrictor-Geschlecht oder zu den Schlangen überhaupt gerechnet werden kann, das ist eine andere Sache. Schon Vollrath Hoffmann schreibt: Kennst du das Land, wo die Vögel Haare haben und die Säugethiere Schnäbel, wo die Adler weiß sind und die Schwäne schwarz, wo den Birnen der Stiel am dicken Ende sitzt und den Kirschen der Stein an der Außenseite? Die Bäume verlieren im Winter nicht ihre Blätter, wie bei uns, sondern ihre Rinde und die sogenannten immergrünen Bäume verdienen „nimmergrün" oder „immerbraun" genannt zu werden, da letzteres ihre eigentliche wahre Farbe ist. Das Gras ist hoch, die Bäume sind niedrig, die Bienen haben keinen Stachel. Viele Säugethiere sind mit Taschen oder Beuteln versehen, in welchen sie ihre Jungen tragen; einige vierfüßige Thiere legen Eier. Vögel gibt es, deren Junge einem Besen gleichen, die Eulen schreien am Tage, der Kukuk bei Nacht. Von den sogenannten Singvögeln heißt einer bell-bird (Glockenvogel), ein anderer coachman (Kutscher), ein dritter knife rind (Scheerenschleifer), ein vierter laughing-jackas (lachender Esel), Benennungen, welche die Beschaffenheit ihres Gesanges ausdrücken und denselben mit bekannten Tönen vergleichen.

Aus Kalifornien wird berichtet, daß in San Francisko eine eigenthümliche Selbstmordmanie herrschte: dutzendweise nahmen sich die Menschen das Leben, oft ohne allen erklärlichen Grund. Einer der Selbstmörder, ein Handlungskassier, welcher Gelder unterschlagen hatte, begab sich nach einem Kirchhofe, setzte sich auf ein Grab und nahm von fünf zu fünf Minuten Strychnin. Dabei zog er seine Brieftasche heraus und verzeichnete die Wirkungen, welche das Gift auf ihn übte; er that dies, wie er gleichfalls niederschrieb, „um der Welt noch etwas zu nützen." Er sah Leute in der Ferne gehen, die ihn kannten; sie hielten ihn für betrunken; dann nahm er eine neue Dosis und schrieb, er wundere sich, daß das Gift noch nicht wirke. Aber bald nachher verspürte er eine eigenthümliche Kälte und einen Schauer durch Mark und Bein. Darauf verschluckte er die dritte Dosis und verzeichnete seine Empfindungen, bis ihm alle Glieder zuckten. So ward er gefunden; nach Verlauf von drei Stunden war er todt.

---

180 Jahre in ein und demselben Hause zur Miethe. — In einem Prager Hause hatten mehrere aufeinanderfolgende Geschlechter derselben Familie eine und dieselbe Wohnung während des Zeitraums von 180 Jahren inne. Es würde die angeführte Jahresreihe eine vielleicht noch längere geworden seyn, wenn nicht erst kürzlich der letzte aus dieser Familie stammende Bewohner in dem hohen Alter von 80 Jahren, seine Mutter aber in dem noch höheren von 95 Jahren gestorben wäre.

Gemeinnütziges.

(Aufbewahrung der Eier im Salzwasser.) Dr. Schubert legte im Sept. 1846 ein Ei in eine Auflösung von 1 Theil Kochsalz und 10 Theilen Wasser, und öffnete es im April 1848, also nach 19 Monaten. Es unterschied sich in Aussehen, Geruch und Geschmack durchaus nicht von einem frischen Ei. Der Salzgehalt war kaum durch den Geschmack zu erkennen.

Sylbenräthsel.

(Zweisylbig.)

Meine erste Sylbe stellet dar
Was nicht ist, was einst bestand und war.
Meine zweite Sylbe mahnt: Vertrau
Nicht zu blindlings, sondern prüf' und schau.
Eine Stadt mein ganzes Wort uns nennt,
Deren Namen jeder weiß und kennt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 51:
Hauskreuz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Sonntag, 2. Mai 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Ich erreichte endlich den Bahnhof, kam eben noch zur rechten Zeit und fuhr wirklich — binnen wenigen Augenblicken — meinem Ziele zu. Jetzt erst zog die süßeste Befriedigung in mein Herz. Nun konnte ich mich mit dem Gefühle der Sicherheit der Hoffnung überlassen, daß ich Regine bald wieder an mein Herz drücken werde. Ich fühlte nicht einen Moment Reue über meinen Ungehorsam und lehnte nun die matten Glieder mit einem frohen Wohlbehagen in die weichen Kissen des Koupè's zurück und fiel bald in einen so sanften Schlummer, wie ich ihn lange, lange nicht genossen hatte. Nach und nach wurde indessen mein Schlaf unruhiger, ich fühlte großen Durst selbst im Traum, erwachte davon und nahm bald wahr, daß Hitze und Kälte schnell bei mir wechselten und der Kopf wieder stark schmerzte. Der Mangel eines Paletots machte sich bald fühlbar, es wurde abendlich und die Luft war trotz des Sommertages durchaus nicht warm zu nennen. Wir hielten in G. an und ich beschloß, die Stunde Aufenthalt hier zu benutzen, um mir das bis jetzt fast unentbehrlich scheinende Kleidungsstück zu besorgen. Nur sehr langsam konnte ich indessen den Weg zur Stadt zurücklegen, denn das Gehen wurde mir schwer und vor den Augen tanzten so ungewisse Gestalten, daß ich oft einen Augenblick anhalten mußte, um mich zu erholen. „Sie scheinen sich sehr übel zu befinden, mein Herr," sagte der Kleiderhändler; „wollen Sie nicht ein Weilchen in meinem Zimmer ausruhen?"

„Wie viel Uhr ist es?" fragte ich matt.

„In zehn Minuten sieben."

„Dann muß ich eilen, ein Viertel auf acht Uhr geht der Zug ab!" — Ich grüßte eilig und suchte durch verdoppelte Schnelligkeit mein Versäumniß einzuholen und die Angst, zu spät zu kommen, ließ mich auch wirklich scheinbar das Uebelbefinden überwinden. Auf den Bahnhof zurückgekehrt, redete mich ein mir gänzlich fremder Mann beim Namen an und ersuchte mich sehr höflich, einen Augenblick mit ihm in ein Zimmer zu treten. Von einer bangen Ahnung beklemmt, wies ich ihn ziemlich unfreundlich mit der Bemerkung zurück: ich hätte nicht Zeit, da der Zug ja sogleich weiterfahre. Jetzt aber bat er mich, kein Aufsehen zu machen, er müsse mich durchaus sprechen und habe den Auftrag, sich durch Nichts abweisen zu lassen.

„Und von wem haben Sie diesen Auftrag, mein Herr? Ich erkenne hier keine Autorität über meinen festen Willen an!"

„Davon ist auch nicht die Rede," sagte der Mann in artigem Tone; „es will Ihnen nur Jemand in Betreff Ihres Reisezwecks eine Mittheilung machen!" Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, eine unbestimmte Hoffnung, ich könne vielleicht Etwas von Reginen hören, hieß mich ihm folgen. Mein Unwohlseyn stieg indeß von Minute zu Minute. Ich entsinne mich, daß ich, als wir vor einem Zimmer anlangten, welches nach der Hofseite lag, wohin ich meinem Führer fast mechanisch gefolgt, mich einen Augenblick nicht erinnern konnte, zu welchem Zweck es geschehen war. Als wir in das Zimmer eintraten, fanden wir dort einen Herrn vor, der das Gesicht dem Fenster zugewendet hatte und, unbekümmert um uns, wie es schien, einen Marsch auf den Scheiben trommelte. Mein Führer redete ihn an, er drehte sich langsam um — ich erkannte meinen Oheim. Mein erster Gedanke war zu entfliehen, ich eilte der Thüre zu, mein Begleiter aber war schneller wie ich, denn er sprang rasch an mir durch, öffnete die Thür und verschloß sie von außen. Ich stürzte mich gegen dieselbe und versuchte sie

zu sprengen; indessen selbst wenn ich meine Kräfte beisammen gehabt, würde es mir nicht gelungen seyn, denn es war nur ein ohnmächtiger Versuch, unter welchem ich fast zusammenbrach. Mein Oheim trat auf mich zu, zog mich mit sanfter Gewalt zurück und sagte: „Thörichter Knabe, Du strengst Dich vergeblich an!“ Ich taumelte furchtbar schwindlig einem Stuhle zu. Erst jetzt bemerkte er mein Aussehen. „Um Gottes willen, Junge, bist Du krank?“ rief er. — Ich weiß nicht, was ich erwiederte. Er schellte heftig und gleich darauf kamen einige Menschen, die sich eifrig um mich beschäftigten. Der Schleier vor meinen Augen wurde immer dunkler. Ich vernahm das Murmeln von Stimmen, aber ich verstand die Worte nicht; ich fühlte, daß man sich mit mir beschäftigte, wußte aber nicht wozu; endlich empfand ich nur eine lange Zeit hindurch Schmerzen in allen Gliedern, ohne irgend ein anderes Bewußtseyn meines Daseyns. Nach und nach kam dies auf Augenblicke zurück, die große Müdigkeit schloß mir jedoch immer bald wieder die Augen, aber der Schlaf führte mir nun Bilder aus dem Leben vor das geistige Auge.

Endlich, als ich nach vielen langen und schweren Träumen (in denen ich immer und immer wieder mich auf der Reise zu Regine befand, aber nie weiter kam und Todesängste ausstand) zum ersten Male mit vollem Bewußtseyn die Augen öffnete, sah ich, daß meine Mutter an meinem Bette saß, eine meiner Hände fest umschlossen haltend. Ich erinnerte mich erst nach und nach, was mit mir vorgegangen war; als es mir aber allmälig klar wurde, seufzte ich tief auf und fragte: „Wie lange liege ich schon hier?“

Die Mutter zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als ich aber in heftigem Tone meine Frage wiederholte, sagte sie: „Einige Wochen, mein Eugen!“

Ich fuhr erschrocken in die Höhe und rief: „Nun soll mich aber Niemand zurückhalten, nach Berlin zu reisen!“

„Der Meinung bin ich auch, mein lieber Sohn, und Dein Vormund hat nun meinen Bitten, Dir die Erlaubniß dazu zu ertheilen, auch nachgegeben!“

„So will ich gleich fort, ich muß endlich erfahren, warum Regine nicht mehr schreibt!“

Die Mutter sah mich traurig an und sagte dann in sanftem Tone: „Du wirst das noch nicht können, mein armer Sohn, Du mußt erst wieder einige Kräfte gewinnen. Wenn Du aber so heftig und ungeduldig bleibst, wirst Du Deine Genesung bedeutend verzögern. Ich fürchte, Du würdest jetzt nicht einmal stehen können.“ Ich machte einen Versuch, mich im Bette in die Höhe zu richten. Ach, sie hatte Recht, ich war noch todtesmatt. „Schlafe jetzt ein wenig,“ bat die Mutter, „wir wollen dann auch Alles zusammen berathen und Deine Sorge soll die meine werden.“ Ich fühlte mich einigermaßen beruhigt und gab der übergroßen Müdigkeit alsbald wieder nach. Meine Genesung schritt indessen rasch vorwärts, und ich kam natürlich sehr bald wieder auf meine Wünsche zurück. Wir hatten vorher noch nie eine Sylbe von Regine gesprochen, ich sah aber, daß sie mein Oheim schon unterrichtet und für seine Ansicht gewonnen hatte. „Ach, mein Sohn,“ bat sie, „wäre es denn nicht besser, Du schlügest Dir diese Sache aus dem Sinn, da dies Mädchen aus so niederem Stande doch keine passende Gattin für Dich seyn kann und Du gewiß, wenn die Leidenschaft verflogen, eine bittere Reue über Deine verfehlte Wahl empfinden wirst!“

Meine Augen funkelten und ich rief so heftig, daß die Mutter erschrocken davor zusammenbebte: „Und das sagt eine Mutter zu ihrem Sohn, das verlangt eine Frau, die doch wohl Mitgefühl für eine ihres Geschlechts haben sollte?!“

Sie suchte mich zu besänftigen, ich aber wollte sie überzeugt sehen, und ein Band mit einem Schlüssel vom Halse nehmend, bat ich sie, mir ein Kästchen aus meinem Schreibtisch zu holen. Sie that es, und ich reichte ihr daraus Reginens Briefe: „Lies sie, lies sie alle,“ sagte ich. — Sie setzte sich damit an das Fenster; ich verwandte kein Auge von ihr und sah zu meiner Befriedigung den wechselnden Ausdruck ihrer Mienen.

„Eugen,“ sagte sie liebevoll, da sie mit dem Lesen der Briefe fertig war; „der Oheim hat sich getäuscht. Aus diesen Briefen spricht ein tiefgebildeter Geist, ein unschuldvolles Herz, das wir nicht in seinen heiligsten Anforderungen betrügen dürfen. Sage mir nun auch, wie Du sie kennen lerntest!“

Ich erzählte ihr nun Alles, von unserer ersten Bekanntschaft bis zu unserem letzten Beisammenseyn, und ich sah, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. — Endlich sagte sie: „Ach, mein Sohn, warum hast Du mir nicht gleich vertraut, wie hätte ich Deine Liebe behüten wollen.“ Jetzt schmolz die Eisrinde von meinem Herzen, ich sank an ihren treuen Busen und erleichterte mich durch Thränen. „Nun will ich aber sogleich an Regine schreiben!“ sagte meine Mutter; „ich will ihr sagen, daß ich Eure Liebe unter meinen Schutz nehmen will, daß sie mir vertrauen darf. Laß

Du aber nun auch Ruhe und Hoffnung in Dein Herz einziehen, das wird Dich am Frühesten wieder gesund machen." Ich versprach es; von einem ungewissen Argwohn beschlichen, bat ich aber, daß sie den Brief selbst zur Post tragen möge und als sie dies versprochen, legte ich mich, vollständig befriedigt, in die Kissen zurück.

Schon nach einigen Tagen konnte ich für einige Stunden das Bett verlassen. Mein Oheim besuchte mich nun auch öfters. Er war sehr gütig gegen mich, erwähnte aber durch keine Sylbe die Veranlassung des Krankwerdens. Ich mußte mich indessen mühsam zwingen, ihm nicht meine volle Erbitterung zu zeigen, denn obschon ich mir sagen mußte, daß er die Ueberzeugung hege, das Beste für mein Wohl gethan zu haben, so erschien mir doch sein Verfahren sehr tyrannisch. Die Antwort von Reginen blieb auch dies Mal aus. Die Mutter meinte endlich: „Wenn Regine nun nicht mehr in Berlin und der Brief zurückgekommen wäre?" und schickte zugleich einen vertrauten Diener zur Post, der dann den Brief auch wirklich meiner Mutter zurückbrachte, auf welchen in Berlin blos noch die Worte: „Ist nicht zu ermitteln!" geschrieben waren. Die Mutter war leichenblaß geworden und warf mir einen schüchternen Blick zu, den ich jedoch so gefaßt als möglich und in liebevoller Weise erwiederte.

„Bist Du gewiß, liebe Mutter, daß mir vom Oheim nicht wieder Hindernisse in den Weg gelegt werden, wenn ich nach Berlin abreise?" Die Mutter versicherte es. „Es ist gut so," sagte ich; „ich würde sonst zu einem Schritte meine Zuflucht genommen haben, der ihn vielleicht betrübt haben dürfte. Ich reise nun noch heute, denn ich fühle mich wohl genug." Die Mutter widersprach nicht, besorgte alles Nöthige und erklärte, mit mir reisen zu wollen, was ich auch dankbar annahm.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Dankbarkeit. Ein Lederhändler hatte in der Vorflur eines Bierhauses zu Kassel, während der letzten Messe, seine Brieftasche mit etwa 500 Thaler verloren. Ein eintretender armer Jude findet sie und unterrichtet sogleich den Wirth, wenn etwa Nachfrage geschieht. Indem sie noch so sprechen, erscheint schon der ganz verstörte Verlierer und ist auf's Freudigste überrascht, als er sein Geld wieder erhält. „Trinkt indessen einen Schoppen, ich kehre gleich zurück," sagte er zu dem Juden, „aber wartet ja."

Man kann sich denken, mit welcher Sehnsucht der arme Jude, einer guten Belohnung sicher, wartete und mit Wollust den Schoppen Bier trank, der ihn ja nichts kostete. — Allein der Schoppen ist getrunken — doch kein Lederhändler erscheint.

„Immer noch einen getrunken," sagte der Wirth, — „das Trinkgeld zahlt alles," und schenkt den zweiten Schoppen ein.

Der Jude trinkt immer langsamer, da kein Lederhändler erscheint und er sieht sich endlich genöthigt, dem eigenen Geldbeutel die Bezahlung abzupressen; denn kein Lederhändler hat sich bis jetzt noch wieder sehen lassen.

Kann man da nicht mit Recht mit Wallenstein sagen: „Das ist spanische Dankbarkeit."

Die in jüngster Zeit erfolgte Verehelichung eines Professors in H. soll folgendes bon mot zu ihrer Veranlassung haben. Eine dem Herrn Professor gegenübersitzende Dame streckte zufällig ihre Hand über die Tafel, worauf jener ihr im freundlichsten Tone die Worte: „welch eine schöne Hand," zulispelte. — „Sie können sie haben," erwiederte die Dame kurz besonnen, und er ergriff sie zur selbigen Stunde.

Auch ein Protest gegen die Krinoline. Der Besitzer des Omnibus, welcher zwischen Köln und Stommeln fährt, hat öffentlich erklärt, es sey nicht genug, daß den Herren im Wagen das Rauchen verpönt sey; er ersuchte die Damen, ohne Krinoline zu erscheinen, falls sie einen Sitz bei ihm beanspruchen. Entwickelten die Ehemänner ihren werthen Hälften gegenüber eine solche Energie, dann würden die Stahlungethümer bald verschwunden seyn.

Paris zählt dreizehn öffentliche Bibliotheken mit 2,594,000 Bänden und 95,300 Manuskripten. Außerdem einundzwanzig, dem Staate gehörige Administrations-Bibliotheken mit 420,000 Bänden und 9000 Manuscripten, so daß der Staat in Paris vierunddreißig Bibliotheken mit 3,118,300 Bänden und Manuskripten hat.

Augsburg. Ein junger Mann hat sich vor einigen Tagen in der Nähe erschossen, weil ihm ein Biersud im elterlichen Hause mißlungen war.

Eine kleine Gemeinde im Staate Illinois fühlte das Bedürfniß, ein neues Gefängniß bauen zu lassen. Um den ohnedem wenig gefüllten Säckel nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, faßte der Stadtrath folgende Beschlüsse: 1) Das neue Gefängniß soll auf dem Platze des alten erbaut werden, um die Kosten des Ankaufs eines neuen Terrains zu vermeiden. 2) Das Material des jetzigen Gefängnisses soll, zur Verminderung der Kosten, möglichst wieder verwendet werden. 3) Das alte Gefängniß soll, in Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit, nicht abgerissen werden, bis das neue fertig ist. Die Aedilen der kleinen Stadt Illinois scheinen sich besser auf Sparen als auf Logik zu verstehen. Je nun, man kann nicht Alles wissen.

In Stockholm sind jetzt 2 geistliche Stellen als erledigt zur Bewerbung angezeigt, deren eine 5800 Thlr., die andere nicht einmal den 100sten Theil, nämlich nur 51 Thlr. einträgt.

Eine Dame erkundigte sich bei dem heiligen Franz von Sales, ob der Gebrauch von Schminke erlaubt seye oder nicht. — „Die Ansichten sind darüber getheilt,“ sagte er; „manche fromme Männer erlauben ihn, manche verbieten ihn; ich will einen vermittelnden Weg einschlagen, und erlaube Euch, wenigstens Eine Wange zu schminken.“

Ein Milchmann B. wurde in der Nacht von einem Spaßmacher mit der Nachricht aufgeweckt, daß seine beste und einträglichste Kuh ersticken wolle. Er sprang gleich aus dem Bette, um dem Thiere zu helfen, fand jedoch alle ganz gesund, dagegen aber stack eine Rübe in der Brunnenröhre.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die plötzlich in Mähren unter den Krähen ausgebrochene Epidemie. Man sieht diese schwarzen Vögel mit offenen Schnäbeln und eingezogenen Krallen auf den Feldern todt herumliegen.

Ein gewisser Isidor Momma, welcher in dem zu Stuttgart erscheinenden „Allg. Deutschen Telegraphen“ ein Geheimmittel gegen die Kahlköpfigkeit angepriesen, und wegen dessen Erfolglosigkeit auf Rückerstattung der Gebühren verklagt wurde, ist vor dem Zuchtpolizeigericht in Düsseldorf zu fünf Tagen Gefängniß oder 15 Thaler Geldbuße verurtheilt worden.

Frühlingsabend.

Der liebe Frühling that sein Wunder,
Die Bäume stehen weiß wie Schnee;
Doch ach, mir däucht, im Abendwinde
Durchzittert sie ein tiefes Weh.

Die Veilchen, still im Thau gebogen,
Sie bieten weinend ihren Duft,
Sie wollen zärtlich uns verhehlen,
Daß sie ein Kranz sind auf der Gruft.

Und all der Scherz in Flur und Lüften
Stillt mir die tiefe Wunde nicht,
Er schlägt ihn nicht, den Nachtgedanken,
Der grollend aus dem Strome spricht:

„Ich rausche her aus dunkeln Tiefen,
Ich rausche dunkeln Zielen zu,
In ew'gem Wechsel fortgetrieben,
In dunklem Sehnen, ohne Ruh'.

Und frisches Grün und holde Augen
Find' ich bei jeder Wiederkehr.
Wo sind die alten, die sich freuten?
Sie kommen nimmer, nimmermehr.“ X.

Sylbenräthsel.

Meiner ersten Sylbe Streben
Ist nach oben hin genannt, —
Sie beginnet viele Wörter,
Und ist jedem wohlbekannt.

Durch die zweite meiner Sylben
Wird ein kleiner Fluß genannt, —
Eine Krankheit auch, durch welche
Mancher seinen Tod schon fand.

Wehe, wo des Ganzen Geißel
Eingedrungen in ein Land;
Es zerreißet der Gesetze
Und der Ordnung heil'ges Band,

Ist begleitet von Verwüstung
Und von Raub und Mord und Brand,
Führet Land und Leut' in Jammer
Und an des Verderbens Rand.

Auflösung des zweisylbigen Sylbenräthsels in No. 52:
Warschau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Dienstag, 4. Mai 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Ohne einen Aufenthalt und nirgend länger verweilend, als die Züge anhielten, legten wir unsere Reise zurück, nahmen auf dem Bahnhof zu Berlin eine Droschke und fuhren nach Reginen's Wohnung. Von den Gefühlen, die sich meiner bemächtigten, als ich das Haus, welches einst mein ganzes Glück umschlossen, nun wieder vor mir sah, mag ich nicht reden. Ich zog stürmisch an dem Klingelzuge. Es erschien eine mürrisch aussehende Magd. „Wohnt Fräulein Regine Meißner nicht mehr hier?"

„Hier unten nicht, vielleicht im obern Stock." Ich flog die Treppe hinan. Auch hier fremde Menschen, die mir keine Auskunft geben konnten oder wollten. Ich stand rathlos und verzweifelnd da.

„Vielleicht können uns die Nachbarn einige Nachrichten geben!" flüsterte die Mutter, welche mir nachgeeilt war.

Gegenüber wohnte ein alter Junggeselle, ein Uhrmacher, der häufig seine Blicke nach ihrem Blumenfensterchen gerichtet, weßwegen Regine oft von mir geneckt wurde. Vielleicht daß er —? Ich war binnen wenigen Augenblicken in seinem Zimmer und nannte in einigen hastigen Worten mein Begehr. Er schüttelte fast traurig den Kopf, als er mein verändertes Aeußere bemerkte. „Ach lieber Herr, wären Sie nur früher gekommen!" meinte er; „das junge Mädchen ist mit ihrer alten Verwandten schon seit Mai nicht mehr hier. Ich hatte es gar nicht gewußt, daß sie fortzögen; eines schönen Morgens aber war das Nest leer und im Fenster stand ein Blatt mit den Worten: Hier sind einige Zimmer zu vermiethen! Ich dachte anfangs, ich habe geträumt, aber es war leider nur zu wahr, die schöne Regine war auf- und davongeflogen."

„Und weiter wißt Ihr Nichts von ihr?"

„Ich habe nie wieder Etwas von ihr gehört!"

„Und wißt Ihr auch nicht, wie es ihr die letzte Zeit, wo sie hier wohnte, erging?" Der Alte machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ich glaube, nicht zum Besten; die arme Regine sah immer sehr blaß und die alte Sybille noch mürrischer als gewöhnlich aus und Regine unterbrach ihr fleißiges Sticken häufig durch das Trocknen ihrer Thränen. Wahrscheinlich hatten sie Geldnoth, denn ich sah, wie die Alte oft in der Dämmerung ein Stückchen ihres Hausraths forttrug und dachte dabei, daß es wohl in das Pfandhaus wandere."

„Und ging Regine immer noch jeden Nachmittag in die Singstunde?"

„Ach Gott, nein, sie ging zuletzt gar nicht mehr aus; auch hörte ich nur noch selten ihren Gesang. Ja, mein Herr, die Lust zu Vergleichen vergeht Einem wohl, wenn das liebe Brod nicht da ist! Ich hätte den Beiden gern Etwas von meiner Armuth angetragen, aber sie waren, Jede in ihrer Art, etwas stolz und da wagte ich es nicht. Als sie aber so plötzlich verschwunden waren, bereute ich es doch. Ich zog nun bei den übrigen Nachbarleuten Erkundigungen über sie ein, sie wußten aber noch weniger wie ich, denn sie hatten sich ja nie so für sie interessirt. Der Hausbesitzer konnte mir Nichts von ihnen sagen, als daß sie die Miethe bis zum letzten Augenblick pünktlich bezahlt hätten. Ach lieber Herr," schloß er seine Mittheilung, „wenn Sie's nun doch gut mit dem lieben Mädchen meinten, woran ich, verzeihen Sie mir! oft zweifelte — denn ich weiß, wie es die jungen Herren machen —, warum kamen Sie denn nur nicht früher? Ich fürchte,

jetzt ist Alles zu spät!" — Ich dankte dem treuherzigen Alten für seine Mittheilungen und begab mich entmuthigt und erschöpft mit der Mutter in ein Hotel. Hier überlegten wir, was nun zunächst zu thun sey und ich begab mich dann nach kurzer Zeit auf das Polizeibureau. Leider bekam ich hier auch nur die Auskunft, daß die beiden Frauen, ohne Anzeige davon zu machen, die Stadt verlassen haben. Ich versprach einem der Polizeibeamten eine bedeutende Summe Geldes, wenn er mir eine sichere Nachricht über den Aufenthalt der Verschwundenen bringen würde und ging dann zu Reginen's Klavierlehrer und in die Wohnung des alten Malers. Ersterer aber wußte weiter Nichts, als daß ihm Regine schon im vorigen Winter die Stunden aufgesagt. Der Maler aber war schon im Februar gestorben.

Alle anderen Nachforschungen waren gleich erfolglos und ich griff nur noch mit einiger Hoffnung zu dem letzten Mittel: in alle möglichen öffentlichen Blätter, ohne Nennung ihres Namens, eine nur ihr verständliche Anzeige einrücken zu lassen. Hierauf kehrten wir nach Brüssel zurück.

Eine Zeitlang, ja ein ganzes Jahr schmeichelte ich mir immer mit der Hoffnung, daß sie doch entdeckt werden müsse.

Der Polizeibeamte hatte mir mehrere Male geschrieben. Er glaubte öfters, eine Spur von der Verlornen aufgefunden zu haben; endlich aber erklärte er, von den vielen Täuschungen entmuthigt, daß er Nichts weiter thun könne. Ich belohnte ihn, als ob er meine Wünsche erfüllt hätte und kaum 21 Jahre alt, schloß ich und wie ich dachte, für immer, mit meinem Jugendglück ab. Ich fühlte, daß ich nie wieder lieben könne, glaubte mich aber von Reginen aufgegeben und hielt es für meine Pflicht, den Anforderungen des Lebens wieder mehr zu genügen. Alles kam, wie es schien, wieder in seinen alten Gang. Ich arbeitete mit großem Fleiß und besuchte selbst auf den Wunsch meiner Mutter die Gesellschaften. Der Oheim, das wußte ich, gewann dadurch den Glauben, daß ich ganz glücklich und daß Regine vergessen sey; nicht so die Mutter, die zwar nie wieder über sie sprach, aus deren stummem Händedruck, aus deren verstohlen auf mich gerichteten wehmuthsvollen Blicken ich aber wohl merken konnte, daß sie ein Verständniß für mein Leben habe. Das traurige Ereigniß hatte mich frühzeitig gereift und mit einem fast an Unwillen grenzenden bestimmten Wesen wies ich jede fernere Bevormundung des Oheims von mir. Erst als ich sah, daß ihm dies Wesen wirklich Kummer bereitete, wurde ich wieder freundlich und herzlicher. — Ungefähr 4 Jahre nach der Reise wurde mein Oheim plötzlich vom Schlage gerührt. Man rief mich eilig zu ihm und ich kam eben noch zur rechten Zeit, um seinen Segen, seine letzten Worte zu empfangen. Er sagte mir, daß er mir sein Vermögen ganz allein vermacht habe und daß er hoffe, mich dadurch für ein Gut zu entschädigen, dem ich nachgestrebt, dessen Besitz mir aber nur schädlich gewesen seyn würde. Ich glaubte diesen letzten Augenblick zu einer Ansprache an sein versteinertes Herz günstig und sagte: „Oheim, Sie stehen bald vor Gott, haben Sie mir gar Nichts von Regine zu sagen?"

„Wozu das?" stammelte er; „es kann zu Nichts helfen!"

„Oheim, Oheim!" flehte ich, „lassen Sie Ihr Herz rühren; sagen Sie mir, ob Sie wissen, wo sie ist?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber haben Sie mir auch nicht ihre Briefe vorenthalten?"

„Und wenn ich es gethan hätte? Sey kein Thor, Eugen, schlag' Dir alle Weiber aus dem Sinn; Du lebst ohne sie viel glücklicher! Was ich auch gethan habe, es geschah nur zu Deinem Besten und ist nicht mehr zu ändern." Er schwieg erschöpft.

„Und weiter haben Sie mir Nichts zu sagen?"

„Nichts, Eugen, — ich habe meine Rechnung in dieser Welt geschlossen und glaube ein guter Haushalter gewesen zu seyn. Mache einen guten Gebrauch von dem Gelde, das ich Dir hinterlasse." Er streckte die abgezehrte Rechte nach mir aus und obschon nicht ohne Groll, daß ihn Nichts meinen Bitten zugänglich machen sollte, beugte ich mich doch gerührt über diese Hand, die mir so manches Gute gethan. Ich fühlte, als ich sie an meine Lippen zog, wie sie schon erkaltete; und als ich in sein Antlitz blickte, sah ich, wie über dasselbe bei meinem Liebesbeweis ein Lächeln glitt; dann flog ein Zittern über seinen ganzen Körper, der Kopf sank langsam in die Kissen, — er war nicht mehr. —

Abermals waren 2 Jahre verflossen. Ich hatte angestrengt gearbeitet, aber auch ab und zu einige größere Reisen gemacht. Der Gedanke an Regine hatte mich überall hin begleitet und war mir noch immer heilig. Wie ein schöner Traum stand die mit ihr verlebte Zeit in meinem Andenken. Man freut sich, wenn man erwacht, noch seines Reizes; man sehnt ihn zurück, aber man fühlt, daß man

den Ansprüchen des heißen Lebenstages genügen müsse und kein Träumer bleiben dürfe. Meine Mutter wünschte sehr, daß ich mich vermählen sollte, aber bis dahin hatte es noch kein weibliches Wesen über mich vermocht, mir ein tieferes Interesse für sich abzugewinnen. So war es auch wohl ganz natürlich, daß ich den begeisterten Lobpreisungen des Vetters Julius über eine junge Dame, welche seit vielleicht einem halben Jahre mit ihren Verwandten auf dem reizend gelegenen Landhaus S.....n wohnen sollte, wenig Beachtung schenkte.

„Sieh' sie nur erst!" hatte er mehrere Male gesagt, „und ich bin überzeugt, Du wirst meine Leidenschaft sehr gerechtfertigt finden." Als ich in dieser Zeit damit umging, mir ein neues Reitpferd zu kaufen, schlug er mir vor, die des Gutsbesitzers v. M. zu S. einmal anzusehen. Ich willigte darein und versichere, daß ich schon längst wieder vergessen hatte, daß eben dort die schöne Ina residiren solle. Wir fanden bei dem ältlichen Baron eine freundliche Aufnahme. Die Pferde wurden vorgeführt und besprochen und der Handel ziemlich rasch erledigt. Herr v. M. bat uns dann sehr artig, bei ihm zu Mittag zu speisen und als wir dies dankbar annahmen, führte er uns zur Gemahlin, mit welcher wir uns bald in einer jener Plaudereien befanden, mit denen man so leicht über das Verlegene einer ersten Bekanntschaft hinwegkommt. „Wo ist aber Ina?" fragte der alte Herr.

„Ich schickte schon zu ihr, lieber Mann; sie hat noch einige nothwendige Besorgungen, glaub' ich!" Einige Augenblicke später trat eine hohe, schlanke Frauensgestalt durch die Gartenthür und grüßte in vornehmer kalter Haltung. Ihr Anblick brachte mich um alle Fassung. Es war ja Regine!! Ich wollte auf sie zueilen, meine Lippen wollten ihren Namen nennen, aber das Wort erstarb mir auf der Zunge! War sie es denn auch wirklich, oder war sie es nicht? Ihr Aeußeres war es, obschon aus der zarten Knospe die herrlichste Rose erblüht war. Größer war diese Ina auch und statt des zarten Rothes, welches meiner Regine Wange färbte, sah ich hier eine marmor-gleiche Blässe. Ach und wenn sie es war, so hatte sie jetzt eben eine Scheidewand zwischen uns errichtet, als sie so traurig kalt den Vater fragte: „Nicht war, Herr L., der wegen des Pferdehandels gekommen ist? — o, ich wünschte, lieber Vater, daß Du das schöne Thier nicht verkauftest!" Regine, wenn sie es war, wollte von der Vergangenheit Nichts mehr wissen — das sagten mir diese unbedeutenden Worte, das sagte mir ihr ganzes Benehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Freunde des arabischen Pferdes machen wir auf einen Brief Abd-el-Kaders aufmerksam, welchen der französische General Daumas, der berühmte Kenner Nordafrikas, in der Revue contemporine vom 31. März veröffentlicht. In Anmerkungen zu diesem Briefe hat Daumas die hohe Achtung der Araber für das Pferd, welches in ihren ganzen religiösen Anschauungskreis tief innerlich verflochten ist, an weiteren Sprüchen des Korans, des Volksmundes und der Dichter nachgewiesen. Abd-el-Kaders Brief selbst ist ein schönes Stück legendenhafter poetisch-religiöser Naturhistorie in ächt orientalischem Styl. Von General Daumas über die Geschichte des arabischen Pferdes befragt, geht Abd-el-Kader bis zum Ursprung desselben zurück und schreibt: „Sie bitten mich um Aufschlüsse über den Ursprung des arabischen Pferdes. Wissen Sie denn, daß es unser Glaube ist, daß Gott das Pferd mit dem Winde geschaffen hat, wie er Adam mit dem Erdenkloße schuf. Das kann gar nicht bestritten werden. Mehrere Propheten haben verkündet: Als Gott das Pferd erschaffen wollte, sagte er zum Wind aus Süden: „„Ich will aus Dir eine Kreatur hervorgehen lassen, verdichte dich,"" und der Wind verdichtete sich. Dann kam der Engel Gabriel. Er nahm eine Hand voll davon und gab sie Gott, der daraus ein schwarzrothes Pferd bildete und rief: Ich heiße dich Fraß, ich habe das Glück an die Haare geheftet, welche zwischen deine Augen fallen; du wirst Herr aller anderen Thiere seyn. Die Menschen werden Dir folgen, wohin du gehst; gut zur Verfolgung wie zur Flucht wirst du ohne Flügel fliegen; der Reichthum wird auf deinem Rücken ruhen und das Gute kommen durch dich. Dann bezeichnete er es mit dem Zeichen des Ruhmes und des Glücks: Ghora (Stern auf der Stirne). Gott hat das Pferd vor dem Menschen erschaffen, weil der Mensch eine höhere Kreatur ist und Gott ihm alles Gute schaffen mußte vor ihm selbst. (Abweichend ist Abd-el-Kaders Schöpfungstheorie in der Frage, ob der Hengst oder die Stute zuerst erschaffen worden sey, indem er den Hengst als den „edleren" zuerst werden läßt.) Als Gott den Adam erschaffen

hatte, nannte er ihn beim Namen und sagte ihm: Wähle zwischen dem Pferde und Borak (dem Thiere, worauf Mohamed durch die Himmel reiste). Adam antwortete: das Pferd ist schöner. Und Gott sprach: Das ist gut, Du hast erwählt Deinen Ruhm und den ewigen Ruhm Deiner Kinder; so lange sie seyn werden, wird mein Segen auf ihnen ruhen; denn ich habe Nichts erschaffen, was mir lieber wäre als der Mensch und das Pferd." — Nach Darstellung der Schöpfung verfolgt der geschichtsgelehrte Emir die Geschichte des Pferdes bis heute in 4 Epochen, welche die Epochen der arabischen Geschichte selbst sind und in welcher Naturbeschreibung, poetische Legende und Volksgeschichte orientalisch sich ineinander weben. Die Epochen sind: Von Adam auf Ismael, von diesem auf Salomo, von Salomo auf Mohamed, von Mohamed bis heute. Unter den schönen arabischen Sinnsprüchen aufs Pferd führte General Daumas auch folgenden an: „Der „Lufttrinker" ist im Kampfe der erste auf dem Feinde; nach dem Siege der erste bei der Plünderung, im Falle der Niederlage zuerst ferne „von der Gefahr," eine Vielseitigkeit, die alle Bedürfnisse des Beduinenlebens erschöpft!

Wie der „Semaphore" berichtet, nehmen die Ratten — und zwar der größten Race, ächt schwedische Ratten — in Marseille derart überhand, daß man nicht ohne Besorgniß ist. Nicht nur daß man dieser Tage „wegen nächtlicher Ruhestörung" in einem Magazine eine förmliche Jagd veranstalten mußte, wobei 85 dieser Störefriede fielen, sondern während der Nacht belagern diese abscheulichen Thiere die weniger belebten Gassen, unbekümmert um die Anwesenheit der patrouillirenden zahlreichen — Katzen.

Eine alte Gans. Als höchst seltene Naturmerkwürdigkeit wird aus einer böhmischen Ortschaft Milvic berichtet, daß sich dort eine 36jährige Gans befindet, welche alle Seuchen und schweren Zeiten glücklich überstand, jährlich 15 Eier legte und eine Nachkommenschaft von 500 Gänschen hat, wovon freilich der größte Theil dem Schlachtmesser verfiel. Taub, halb blind, altersschwach und gebrechlich, hat sie noch in den letzten Jahren ihren Mutterpflichten obgelegen und auch im letzten Jahre sechs Eier zur Welt gebracht. Sie promenirt noch ganz rüstig im Hühnerhof herum und erfreut sich im Bache der Gesellschaft ihrer Enkel und Urenkel.

Nach der neuesten Zählung werden die Straßen von Paris täglich von 3200 Fuhrwerken aller Art mit 50,000 Pferden durchkreuzt. Die Zahl der Wagen, welche lediglich zum Transport von Personen dienen, ist 13,320 und zwar: Privat-Equipagen 6000, Fiaker, Droschken 5200, Miethwagen per Monat und Jahr 1400. Omnibus 400. Messagerien für die Bannmeile 350.

Palindrom.

Alles in des Raumes Weite
Athmet Wonne, Lust und Freude
Nur in mir;
Und auch dir
Komm ich freundlich jetzt entgegen,
Dich auf sanften Blumenwegen
Zu erfreu'n.
Stets erneu'n
Muß ich aller Kräfte Spiel
In dem weiten Weltgewühl.
Darum sieh'st du rege walten
Mich in tausenden Gestalten,
Immerhin
Mich erblü'hn —

Wohl Dir, schwebet klar enthüllet
Vor der Seele dir mein Ziel;
Aber wehe, wenn erfüllet
Deinem Geist das Gaukelspiel
Eitler Freuden;
Denn sie leiden
Von den holden Friedensau'n
Dich hinweg in nächt'ges Grau'n. —
Für solch' Wogen, solches Treiben
Laß Dir in die Seele schreiben
Hier ein Bild;
Hehr und mild?

Nein! umdüstert
Und verschwistert
Mit des Orkus Nachtgestalten,
Siehest öfters du es walten,
Wenn die Herbstzeitlose blüh't,
Starres Eis die Erd' umzieht. —
Willst Du dieses Bild erkennen,
Laß mich rückwärts dir es nennen.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 53:
Aufruhr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Freitag, 7. Mai 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Mühsam raffte ich meine Fassung zusammen, aber ich bemerkte bald, wie viel leichter es den Frauen wird, sich zu beherrschen, denn Julius flüsterte mir zu: „Aber mein Gott, was hast Du denn? Du bist ja zu zerstreut; was sollen die fremden Menschen von Dir denken?“ Ich knüpfte mit einigen andern noch hinzugekommenen Gästen ein Gespräch an, aber mein Blick schweifte oft zu ihr, die, wie es schien, ruhig arbeitend oder ab und zu einige heitere Bemerkungen an die ihr Zunächststehenden austheilend, dasaß. Bei Tisch saß sie mir gegenüber. Ich hatte nur Augen und Gedanken für sie, jede ihrer Bewegungen beobachtete, verglich ich. Ihr Aeußeres war wahrscheinlich bezaubernder denn je, obschon ein fast zu tiefer Ernst auf dieser hohen Stirn, ja in jedem dieser feinen Züge lag und die Frische ihrer Wangen geschwunden war. Letztere sollte jedoch, wenigstens für einen Augenblick, wieder erscheinen, da meine Nachbarin, eine freundliche alte Dame, besorgt zu ihr sagte: „Sie sind doch wohl, meine liebe Ina, Sie sehen sehr bleich aus?“

Ina erröthete jetzt bis zu dem zierlich geformten Ohr und sagte in einem Tone, wie ihn Regine nimmer gekannt hätte: „Ich fühle mich ganz wohl und denke nicht, daß ich bleicher wie gewöhnlich aussehe; es liegt auch dazu,“ und hier bildete sich auf der schönen Oberlippe ein kleiner, vielleicht nur mir bemerkbarer verächtlicher Zug, „durchaus keine Veranlassung vor!“

Nach Tisch begab sich die Gesellschaft in den Park. Ich suchte mich ihr zu nähern, voll geheimer Hoffnung, daß sie, wenn wir allein wären, anders seyn würde. — Sie vermied mich auch nicht, sondern beobachtete gegen mich genau dasselbe Benehmen wie gegen die anderen jungen Leute, die sie eifrig umschwärmten, aber von ihr stets in einer gewissen Entfernung gehalten wurden.

Ich sah bald ein, daß sich mir heute keine Gelegenheit bieten würde, ihr ein Wort zuzuflüstern und ihre Eiseskälte ermuthigte mich auch nicht zu einem derartigen Versuch. Ich empfahl mich und ritt, von Julius begleitet, schweigsam und finster der Stadt zu. Julius fragte mich endlich, wie mir Ina gefalle und ob ich der Einladung ihrer Eltern Folge leisten und den Besuch wiederholen werde? Ich beantwortete nur die letzte Frage mit einem „Vielleicht“ und ließ ihn, ohne viel darauf zu achten, über Ina's Schönheit und Reichthum, so wie über ihre große Güte schwatzen, so viel er nur wollte.

Schon den nächsten Tag wäre ich gern wieder nach S. geritten, verfolgte auch eine Zeitlang den Weg dahin, kehrte aber nach einigem Ueberlegen wieder um und suchte meine rastlosen Gedanken auf die Geschäfte zu richten. Dies wiederholte sich fast täglich. Endlich den sechsten Tag ritt ich wirklich nach S. und wurde von Ina's Eltern mit Wohlwollen empfangen. Ich konnte bemerken, daß sie mit Sicherheit auf mein baldiges Wiederkommen gerechnet hatten. Aber Regine oder Ina, wie sie sie nannten, war förmlich und kalt wie das erste Mal und bewegte sich dabei so frei und ruhig, als ob ich nicht anwesend sey. Kein Blick, keine Miene verrieth, daß sie mich früher gesehen und es war eine so ebenmäßige Gleichgiltigkeit in ihrem Wesen gegen mich, daß ich mitunter, wenn auch nur für Augenblicke, glaubte, Ina sey dennoch meine Regine nicht. — —

Ich war bald der tägliche Gast in S. Am Tage saß ich fast unausgesetzt über meinen Akten; kam aber der Abend heran, so hielt mich Nichts mehr in Brüssel. Immer ritt ich, von einer Ahnung belebt, daß ich sie dennoch besiegen würde, fort,

kehrte aber jeden Abend muthloser zurück. Die Eltern, das lag klar zu Tage, begünstigten meine Bewerbung (als solche wurde mein Benehmen binnen Kurzem in der Umgegend bezeichnet); aber ich sah auch, daß sie sich selbst wenig Hoffnung auf eine Annahme derselben von Ina's Seite machten und sie hier wie in jeder andern Sache frei schalten und walten ließen. Das Verhältniß zu ihren Pflegeeltern mußte für Jeden, der Gelegenheit hatte, einen Blick hinein zu werfen, etwas sehr Interessantes haben. Es lag klar zu Tage, daß sie das schöne Mädchen für ihren höchsten Schatz, als einen Ersatz für die verlorenen Töchter, ansahen. Der Vater hatte eine fast ritterliche Verehrung in seinem Wesen gegen sie; und die Mutter, eine Frau voll der edelsten Weiblichkeit, behandelte sie mit einem Gemisch von so inniger Liebe und so zarter Achtung, daß man sich von der Vortrefflichkeit Derjenigen, der dies gezollt wurde, sofort überzeugt hielt.

War man nun aber öfters in der Nähe von Eltern und Tochter, so konnte man auch wahrnehmen, wie Ina für beide unentbehrlich und nicht allein der Schmuck, die Zierde des Hauses, sondern die Seele von Allem war. Mit großer Sicherheit und Akkuratesse stand sie dem großen Hauswesen vor und ich war oft erstaunt zu bemerken, daß sich dies bis auf die kleinsten Details erstreckte, so wie daß die Dienerschaft des Hauses, fast in allen dasselbe betreffenden Angelegenheiten, sich stets an sie wandte und durch sie auch immer an der richtigen Stelle verwandt wurde.

Frau v. M., eine zarte schwächliche Frau, hatte, durch die erlebten traurigen Schicksale in der Familie, in ihrem Wesen mitunter etwas so Lebensmüdes, daß man begriff, es sey ihr eine Wohlthat, ein Wesen wie Regine stets zur Seite zu haben, das so trefflich für sie dachte, sorgte und vor ihren Augen gleichsam alles Ungeordnete zurecht legte und schlichtete. Dadurch, daß sie das, was eine große häusliche Geselligkeit, wie sie Herr v. M. sehr liebte, an Unbequemem und Lästigem mit sich führt, von ihr ferne hielt und auf sich nahm, gewährte sie der Hausfrau und wie ich doch mitunter fürchtete, auf Kosten ihres eigenen Wohlbefindens (denn ihre Züge trugen ab und zu den Stempel einer gewissen Abgespanntheit), große Erleichterung. Ich konnte oft kaum begreifen, wie es möglich war, daß sie so viel leistete und die Bewunderung hiefür wurde noch gesteigert, als eines Tages Herr v. M., auf ein ziemlich starkes Paquet Briefe zeigend, lachend ausrief: „Sehen Sie 'mal, lieber L., diese Briefe hier hat mein kleiner Sekretär sämmtlich seit gestern expedirt!"

Ich sah ihn fragend an.

„Ina besorgt den größten Theil meiner Korrespondenz," erwiederte er hierauf; „sie hat in dergleichen eine männliche Umsicht; auch meine vielen Rechnungen hat sie übernommen!"

„Aber wird das nicht fast zu viel für ein junges zartes Mädchen? Ich sollte meinen, sie behielt wenig Zeit für andere Dinge, als Klavierspiel, Malerei, feine Arbeiten u. s. w., was doch einer Dame mehr zusagen dürfte?"

„Sie mögen wohl Recht haben, sie will es aber nicht anders und behauptet, daß sie, nur wenn man ihr darin ihren Willen ließe, sich einigermaßen glücklich fühle."

Ich hatte unwillkürlich einen dieser Briefe ergriffen und betrachtete die Aufschrift. — Die Handschrift schien mir wohl in Einigem eine gewisse Aehnlichkeit mit der Reginens zu haben; aber sie war fester, ich möchte sagen männlicher geworden; und ein tiefer Seufzer, daß doch auch Alles an und in ihr verändert zu seyn schien, entfloh meiner Brust. Als ich den Blick erhob, bemerkte ich erst, daß der Gegenstand meines schmerzlichen Nachdenkens durch eine Tapetenthüre eingetreten und mit einem hochroth gefärbten Antlitze zu dem Oheim getreten war. Das war das zweite Mal, wo ich ein äußeres Zeichen innerer Erregung an ihr wahrnahm! Aber es war schnell entschwunden und eine jener gleichgiltigen Redeweisen, die ihr so sehr zu Gebote standen, berührte mein Herz mit Eiseskälte. Ich ergriff schnell den Hut und empfahl mich.

„Ach lieber Freund, Sie hatten doch versprochen, den Abend bei uns zu bleiben!" meinte der alte Herr.

„Es ist mir unmöglich!" sagte ich mit einer fast tonlosen Stimme und eilte hastig hinaus.

Ich schwang mich auf mein Pferd, durchstreifte die Gegend und den nahen Wald, und warf mich endlich, das Pferd anbindend, erschöpft auf einen moosigen Hügel nieder. Mein Seelenzustand wurde mir unerträglich; so konnte es nicht länger bleiben! Ich war überzeugt, daß etwas mir Unbekanntes zwischen uns stand, daß auch sie meine Briefe nicht erhalten hatte, daß sie mich als einen Treulosen verachtete, und ich wollte um jeden Preis wissen, ob ich mir ihre Liebe wieder gewinnen könnte.

Sie sollte und mußte mir Rede stehen! Ich beschloß, zuerst bei den Eltern um ihre Hand anzuhalten; darauf mußte sie doch irgend eine Erwiederung haben, und dies konnte dann, so hoffte

ich, zu den gewünschten Aufklärungen Veranlassung geben. Am morgenden Tage wollte ich hinreiten und meine Absicht ausführen.

„Morgen?" rief ich plötzlich und sprang bei diesen Worten in die Höhe; „warum denn nicht gleich heute?" Ich warf einen Blick auf meine Kleidung, die bestaubt und nach den gewöhnlichen Begriffen durchaus nicht nach einem Heirathsantrag, vielleicht aber, fügte ich in Gedanken bitter lächelnd hinzu, nach einem Korbe aussah. — Aber das war gleichgiltig; ich bestieg ohne Zögern mein Pferd und jagte mit verhängtem Zügel dem Schlosse, von dem ich mich über eine Stunde entfernt hatte, wieder zu.

Ich suchte sogleich Herrn v. M. auf; er befand sich noch in seinem Zimmer, aber allein, und er bemerkte augenblicklich, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorging. Er reichte mir seine Hand entgegen und fragte: „Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet, mein lieber junger Freund?"

Ich warf mich erschöpft in einen Stuhl und sagte ohne alle Vorbereitung, denn diese widerstand meinen stürmisch aufgeregten Gefühlen: „Herr v. M., Sie werden längst bemerkt haben, daß ich Ihre Pflegetochter liebe; ich komme mit der Absicht, um ihre Hand anzuhalten!"

Der alte Mann sah mich erschreckt an, vielleicht weniger der Worte als meines Aussehens wegen.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr v. M. und ich weiß, daß ich wenig Hoffnung auf Erfüllung meiner Wünsche hegen darf; vielleicht erfahre ich aber bei dieser Gelegenheit die Gründe der offenbaren Abneigung Ina's und selbst das wird eine Wohlthat seyn gegenüber von meinem jetzigen Gemüthszustand!"

„Erlauben Sie mir," sagte er nach einer Weile, in der er in seiner gutmüthigen Weise einen Versuch gemacht hatte, mir Muth einzuflößen; „daß ich meine Frau von Ihren Wünschen benachrichte, und daß diese sie dann Ina mittheilt!" — Ich blieb allein, eine volle Stunde allein, denn auch der alte Herr wollte nicht wiederkehren.

Vergangenheit und Gegenwart zogen mir vorüber, in die Zukunft aber wagte ich nicht zu blicken. Endlich erschien das würdige Ehepaar. Frau v. M. sah traurig und verweint aus und reichte mir still die Hand.

„Ich kenne nun mein Schicksal!" sagte ich gefaßt. — Sie sah mich wehmüthig an und sagte nur: „Ach Sie wären uns der liebste Schwiegersohn gewesen."

„Ja bei Gott!" meinte der ehrliche Alte, „das wären Sie! Und ich denke, man sollte dem eigensinnigen Mädchen den Kopf zurecht setzen. — Was gab sie denn als Grund an, liebe Frau?"

„Sie sagte nur, daß sie für den ehrenvollen Antrag danken müsse, da sie für beide Theile kein Glück in dieser Verbindung voraussehen könne. Und als ich nun noch weiter in sie drang, meinte sie nur: liebste Mutter, ich werde mich nicht verheirathen, und da ich widersprach, setzte sie bei: Aber willst du mich denn so gerne los seyn? ist's denn nicht besser, daß ich immer bei Dir bleibe?

„Ich redete nun noch viel hin und her; sie blieb aber dabei und meinte noch: Herr L. könne sich die Sache selbst nicht wohl überlegt haben. Sie sey wenigstens der Ueberzeugung, daß in ihrem Wesen Nichts gelegen, was ihn zu dem Glauben, sie werde einen derartigen Antrag annehmen, berechtigt habe!"

„Sie hat Recht," nahm ich schnell das Wort, „und ich bescheide mich. — So leben Sie denn wohl!" Ich sagte nur noch mit einigen Worten den alten Leuten für ihre Güte Dank. Diese nahmen mit Thränen in den Augen von mir und, wie sie sagten, von ihrer liebsten Hoffnung, Abschied; ich aber kehrte merkwürdiger Weise in Etwas beruhigter wieder heim.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bekanntlich haben alle stickstoffhaltigen Substanzen eine außerordentliche Befruchtungskraft. Das Ammoniak-Wasser, das bei der zur Gewinnung des Leuchtgases vorgenommen Destillation der Steinkohle erzeugt wird, enthält eine große Menge Stickstoff. Dennoch wollte bis jetzt die Anwendung dieses Wassers als Düngstoff keinen rechten Eingang finden. Wenn einige demselben einen großen Werth beilegten, so behaupteten Andere, daß es die Vegetation verderbe, indem dieselbe trotz aller Schönheit der ersten Entwickelung bald darauf verkümmere. Der französische Civilingenieur Le Roi erklärt diese Erscheinung auf folgende Weise. Er hatte längere Zeit aus der Gasanstalt zu Chalons-sur-Marne, welcher er als Direktor vorstand, Ammoniakwasser in einen alten Kreidebruch inmitten einer aller Vegetation baaren Gegend bringen lassen. Im Frühjahr darauf fand man den dürren Weg, den die Ammoniakwassertonnen genommen, mit Gras bedeckt, nur die Stellen, wo von dem Ammoniakwasser zuviel verschüttet worden war,

hatten keine Vegetation. Le Roi schloß hieraus, daß das Ammoniakwasser nur bei mäßiger Anwendung befruchtend, bei übermäßiger Anwendung aber zerstörend wirke, gerade wie das Salz. Er machte hierauf weitere Versuche und fand, daß die Ursache der Zerstörung, die das Ammoniakwasser hervorbringt, in der Ueberreizung der Vegetation liege, daß dasselbe aber bei mäßigem Gebrauch ein ausgezeichnetes Düngmittel sey; daß ferner, wenn man etwas Theer dazu nehme, der dürrste Boden dadurch fruchtbar gemacht werden könne, indem er die beweglichen Staubtheilchen so befestigt, daß sie nicht fortgeweht werden können, sondern nach und nach eine stickstoffhaltige und darum sehr fruchtbare Schicht Erde bilden. Mit dem Gastheer hat auch ein anderer Franzose, der General Hygonnet, sehr erfolgreiche Versuche zum Schutz der Obstbäume gegen Insekten, Ameisen, Raupen und Nagethiere gemacht. Er bestreicht damit den unteren Theil der Bäume. Ein Kilogramm Theer reicht hin, um 500 Bäume einen halben Meter hoch damit zu überziehen.

Im Jahr 1754 endigte Johnson sein Lexikon der englischen Schriftsteller. Er war darüber herzlich froh, doch froher noch sein Verleger. Dieser drückte seine Freude beim Empfange des lange vergeblich erwarteten letzten Bogens von dem Manuskripte in folgendem Briefchen aus: „Andreas Millar läßt dem Herrn Samuel Johnson seine Empfehlungen vermelden, überschickt ihm das Honorar für den letzten Bogen des Lexikons, und dankt Gott, daß er nun Nichts mehr mit ihm zu thun hat." — — Darauf erhielt er folgende Antwort: „Samuel Johnson dankt dem Herrn Andreas Millar für die erwiesene Höflichkeit und ist sehr erfreut, aus dessen erhaltenem Billet zu ersehen, daß Andreas Millar auch noch im Stand ist, Gott für Etwas zu danken."

Eines der gesündesten Gemüse ist der Spargel. Wer sein Blut reinigen, Eßlust bekommen und heiteren Sinn's seyn will, nehme zur Spargelzeit dessen täglich einen Teller voll zu sich, ja zwei, und begehe so eine eigentliche Spargelkur, — die wird schon in Kurzem ihre gute Wirkung zeigen. Sowohl als Gemüse wie als Salat hat der Spargel eröffnende, blutreinigende und harntreibende Eigenschaften. Nur den Podagraisten ist er nicht zu empfehlen, weil er ihnen leicht neue Anfälle verursachen soll, sowie bei schwächlichen Personen sein allzuhäufiger Genuß Blutharnen zur Folge hat. In Deutschland ist gegenwärtig kaum ein Garten, in welchem der Spargel nicht gebaut wird, wer aber diese Gemüsepflanze noch nicht bauen sollte, lege doch ja im nächsten Frühjahre ein Beet voll davon an.

Auch für die Eichhörnchen scheint die Zeit des „Bummelns und Nichtsthuns" vorüber. Das erste „Arbeitshaus" für diese munteren „Gefangenen" hat ein Materialwaarenhändler in Königsberg etablirt. In dem Laden dieses spekulativen Königsbergers erblickt man nämlich drei Eichhörnchen in einem cylinderartigen Drahtkäfig, dessen Achse von vier Fuß auf kleine Räder wirkt, welche die Kurbel einer Kaffeemühle in Bewegung setzen. Man schätzt in dieser Zusammensetzung die Kraft eines solchen kleinen Thierchens auf 64 Pfund, und kann dasselbe durch sein Herumspringen ohne Anstrengung in jeder Stunde ein Pfund Kaffee mahlen. Wie man jetzt also „Milch-Hunde" besitzt, wird man in der Folge „Kaffee-Eichhörnchen" benutzen.

Worträthsel.

Wer erreichen will den Ort,
Den vier Glieder uns beschreiben,
Muß aufsteigen immerfort,
Darf nicht ruhig stehen bleiben.

Das, was mit dem Herbst vergeht,
Im Beginn des Frühlings wieder
Neu sich zeiget, frisch entsteht,
Es hat ebenfalls vier Glieder.

Setz' es jenen vieren nach,
Noch ein Zeichen vorn und hinten,
Flieht das Ganze Licht und Tag,
Doch will, wo es ist, nicht schwinden.

Der ist ein Verblendeter,
Der dem Worte ist gewogen,
Werther wirds ihm um so mehr,
Als er öfter wird betrogen.

Auflösung des Palindroms in № 54:
Leben — Nebel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Sonntag, 9. Mai 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Ich hatte fest beschlossen, daß hiermit noch nicht Alles beendigt seyn solle und griff, kaum heimgekehrt, zur Feder, um an Regine zu schreiben. Ich sagte ihr in diesem Briefe, wie viel ich gelitten, wie vergeblich ich sie Jahre lang gesucht und daß ich ihr selbst dann treu geblieben, als jede Hoffnung auf ein Wiederfinden verloren und daß für mich auch jetzt ein wahres Glück nur in ihrem Besitze zu hoffen sey. Ich übergab diesen Brief Julius, auf dessen Freundschaft für mich ich mit Recht Häuser baute und weil ich in dem Egoismus meiner Liebe gar nicht daran dachte, daß ihm, der sich ja auch so lebhaft für sie interessirte, dieser Auftrag schwer fallen möchte.

In andauernder Spannung erwartete ich seine Zurückkunft, an die ich, ohne daß ich es mir recht zugestand, die größten Hoffnungen knüpfte. Sie glaubte sich von dir vergessen und konnte das nicht verzeihen, dachte ich; nun aber wird sie sehen, wie du sie geliebt und um sie gelitten hast und das muß endlich Alles gut machen. Julius blieb für meine Sehnsucht unendlich lange aus und als er endlich kam und ich ihm in freudiger Hast entgegeneilte, war er sehr verlegen und warf auf mein hastiges „Nun?" meinen eigenen Brief unerbrochen mit ärgerlicher Bewegung auf den Tisch. Ich sah ihn fragend an.

„Die Dame meinte," sagte Julius in zornigem Tone, „sie müsse Dich bitten, durch ihre Dir schon gestern gegebene Antwort ein für alle Mal über ihre Ansicht im Klaren zu seyn, diese werde in Nichts eine Aenderung erleiden."

„Nun," sagte ich, den Brief zitternd vor getäuschter Hoffnung in meiner Hand zerknitternd, „so sey es denn — und möge sie es nie bereuen!"

Ich ging noch in derselben Stunde an meine Geschäfte, als wäre Nichts vorgefallen, ich suchte abermals Zerstreuung, besuchte Bälle und Theater und umschwärmte jede Blume, die durch ihre Reize meinem Auge ein Wohlgefallen abgewinnen konnte. Aber mein Herz blieb kalt, und ich fühlte, daß der Wunsch meines Oheims in Erfüllung gehen, daß ich ein einsamer Wandrer durch dies Erdenleben werden würde. Aber einsamer, tausend Mal einsamer wie er, denn mein Herz hatte keine Freude an dem Mammon, den er liebte; es sehnte sich nach dem gleichfühlenden und wußte, daß das Einzige, was es mit Liebe umfaßt, lebendig todt sey. Der Winter mit seinen geräuschvollen Vergnügungen, die zu Nichts dienten, als die Leere des Herzens mir doppelt fühlbar zu machen, war vorüber. Der 20. Mai, der Tag, wo ich Reginen zum ersten Male wieder gesehen, war herangekommen und ich beschloß, ihn ganz zurückgezogen, nur ihrem Andenken geweiht, zu verleben.

Bald stand sie im Geiste auch in ihrer frühern Lieblichkeit vor mir und all die tausend Beweise ihrer Zuneigung erwachten wieder in mir. Zu meiner Liebe gesellte sich aber der Vorwurf: so war sie und wie ist sie jetzt, so ist sie durch dich geworden, sie, die einst ein Engel der Milde und Vergebung war. Dann fragte ich mich, ob es selbst nach Dem, was ich jetzt durch sie erfahren, ganz Recht sey, sie so schnell aufzugeben? Konnte sich mir nicht, wenn ich ausharrte, dennoch endlich eine günstige Gelegenheit bieten, sie von meiner Liebe und Treue zu überzeugen? Diesem Gedanken folgten viele andere mit Blitzesschnelle und nach einigen Augenblicken befand ich mich zu Pferde und auf dem Wege nach S. Das Pferd hatte den Weg noch nicht vergessen und ich brachte es dahin, ohne daß ich es zu leiten brauchte. Ich warf einem Reitknecht die Zügel zu und fragte nach der Herrschaft.

„Sie trinkt den Kaffee unter dem türkischen Zelte im Garten!"

„Ist Besuch da?"

„Niemand, daß ich wüßte!"

Ich eilte rasch vorwärts und traf, fast zu meiner Erleichterung, Herrn v. M. mit seiner Gemahlin allein. Ich sagte ihnen in wenig Worten, daß ich trotz Allem nicht jede Hoffnung aufzugeben vermöge und der Vater sagte, mich freundlich auf die Schultern schlagend: „Nun, das nenne ich eine Liebe! Das macht Ihnen nicht Jeder nach! Ich hatte meine Alte sehr lieb; aber so viel hätte ich doch nicht über mich vermocht. Indessen — ich tadle Ihre Weise einem Mädchen gegenüber, wie Ina ist, nicht. Habe auch meine geheimen Hoffnungen, sie ist mir gar zu träumerisch geworden nach Ihrer Entfernung!" Die Mutter nickte hierbei leise.

„Wo ist sie aber?" fragte ich.

„Sie ist, nachdem sie mit uns den Kaffee getrunken, in das Dorf hinabgegangen, muß aber bald zurückkehren!"

„O verhelfen Sie mir, theuerste Frau, zu einem einzigen ungestörten Gespräche, wo sie meinen Mittheilungen nicht entgehen kann; ich verspreche mir davon Alles!"

Die Mutter sah mich einen Augenblick forschend an, dann sagte sie freundlich: „Es soll geschehen und ich hoffe, daß Ina mir nicht zürnen wird, wenn ich mich mit Ihnen verbünde; es geschieht ja doch nur aus Liebe für sie," fügte sie hinzu, „auch aus Theilnahme für Sie, mein Herr! — Ziehen Sie sich für jetzt in das der kleinen Fliederlaube nahe Gebüsch zurück; ich werde Regine veranlassen, mir dort ein wenig vorzulesen und mich dann nach einer Weile fortbegeben. Der Himmel gebe," fügte sie hinzu, „daß sich Alles zum Besten wendet!"

Ich that, wie es die würdige Frau mir anbefohlen und hatte noch nicht lange in meinem Versteck geharrt, als ich Tritte vernahm und gleich darauf — selbst ungesehen — die beiden Frauen beobachten konnte. Regine erschien blaß und wie es mir vorkam, abgehärmter, als da ich sie zuletzt gesehen. Als sie den Strohhut abgelegt, wollte es mir scheinen, als wenn ihre lieben Augen Spuren kürzlich vergossener Thränen zeigten. Sie nahm auf einer niederen Rasenbank vor dem Tischchen Platz und zwar so, daß ich jede Miene des geliebten Antlitzes betrachten konnte.

„Soll ich jetzt gleich lesen?" fragte sie.

Die Tante nickte bejahend. — Regine las, ich hörte Alles, aber es kam mir vor, als betone sie die Worte oft nicht ganz recht, als seyen ihre Gedanken nicht bei dem Buche. — Eine unklare Ahnung, daß ich vielleicht mein Ziel erreichen würde, durchschauerte mich mit Wonne. Die Tante war indessen aufgestanden, indem sie bemerkte, sie würde in nicht zu langer Zeit wiederkommen, Regine möge nur auf sie warten. Als sie sich entfernt hatte, saß Regine eine Weile in Gedanken versunken, dann zog sie aus ihrem Körbchen ein kleines, grün eingebundenes Buch hervor, welches ich sogleich erkannte, da wir oft zusammen daraus gelesen. Sie las eine Weile, dann schüttelte sie wehmüthig den Kopf und legte ihn mit dem Ausdrucke größter Traurigkeit auf den kleinen steinernen Tisch, so daß die braunen Locken ihre Züge verhüllten. Als sie sich nach einer Weile in die Höhe richtete, rollten ein paar schwere Tropfen über ihre Wangen. Ich vermochte mich jetzt nicht mehr länger zurückzuhalten, bog die Zweige schnell auseinander und trat zu ihr.

Einen Augenblick machte Regine die Geberde des Entfliehens, dann aber sagte sie mit bebender Stimme und einem so ganz anderen milderen Tone, wie ich ihn nur in früheren Zeiten von ihr gehört: „Es ist nicht freundlich von Ihnen, mein Herr, mich hier, so ganz meinem Wunsche entgegen, aufzusuchen!"

Ich ergriff indeß sehr ernst ihre Hand, führte sie zu ihrem Sitze zurück und sagte: „Ich bin es mir, ich bin es Ihnen schuldig, daß ich Alles thue, um mich vor Ihnen aussprechen, entschuldigen zu können!"

„Ich verlange weder das Eine, noch das Andere, mein Herr, und muß bitten, daß Sie sich meinem Fortgehen nicht hinderlich entgegenstellen!"

„Regine," flehte ich, „wollen Sie mich so ganz ungehört verdammen? Spricht denn so gar Nichts mehr in Ihrem Herzen für den Eugen, welchen Sie einst zu lieben glaubten?"

Das schöne Auge war zu Boden geheftet und von Thränen verdunkelt. Ich deutete sie zu meinen Gunsten und kniete, ehe sie es hindern konnte, an ihrer Seite nieder, die wundervoll zarte, halb abwehrende Hand mit meinen Küssen bedeckend. „O Regine! sieh' mich nur ein Mal an!" bat ich. — „Du kannst mir nicht mehr länger zürnen!"

Aber sie sah nicht auf und sagte, in ihren kalten Ton zurückfallend und plötzlich ihre Hand aus der meinigen ziehend: „Ich begreife nicht, was Sie mir noch zu sagen haben können — und muß diesen Auftritt endigen."

Dabei streifte mich einer jener eisigen gleich=

giltigen Blicke, die mich so oft verletzt hatten. Aber es war ein letzter ohnmächtiger Versuch gegen die Stimme ihres Herzens, die zu meinen Gunsten redete, als sie in meinem Gesichte das Gefühl des tiefsten Schmerzes las.

„Und was haben Sie mir denn zu sagen," sagte sie leise; — „um deßhalb an eine Aenderung meiner Ansichten zu glauben?"

„Was ich zu sagen habe? Nun, daß ich immer noch eine Hoffnung in meinem Herzen genährt habe, daß Ihre Kälte nur eine angenommene, daß sie durch den falschen Glauben hervorgerufen sey, ich . . . . . . ich . . . . . . habe Sie vergessen können!"

„Falsch?" frogte sie kaum vernehmbar.

„Ja falsch, Regine," und nun sagte ich ihr, wie ich seit dem Tod des Oheims zu der Ueberzeugung gelangt, daß unser Briefwechsel unterschlagen worden sey und was ich vor- und nachher gethan, um sie wiederzufinden. — Von meinem Leid um sie sprach ich und von der trostlosen Oede meiner Jünglingsjahre. Ich hoffte, sie würde mich am Schlusse meiner Mittheilungen mit den alten Liebestönen anreden, aber es schien, als müsse sie sich selbst erst wiederfinden. Sie ruhte abermals mit verhülltem Antlitz auf der Steinplatte, doch lag ihre kleine Hand geduldig in der meinen. Ich ließ sie noch einen Augenblick gewähren, dann aber hob ich sanft ihr Köpfchen in die Höhe und zog sie an meine Brust, — sie ließ es still geschehen. „Regine!" flüsterte ich; „sprich! sage mir endlich nun, daß Alles wieder gut seyn soll, — daß," fügte ich bei ihrem fortgesetzten Schweigen hinzu: „nun nichts Fremdes mehr zwischen uns steht!"

Es war, als ob sie durch diese Worte erst zum vollen Bewußtseyn gelangte, denn sie schlang ihre Arme fest um meinen Nacken und weinte sich still an meinem Herzen aus. Ihre ersten Worte aber waren: „Vergib mir, mein Eugen, o vergib mir! So viel, so grenzenlos viel ich auch gekämpft und gelitten habe, Du trägst nicht die Schuld. Man hat uns grausam, unverantwortlich betrogen und als wir uns wiederfanden, da war ich die Fehlende; mein Stolz, meine Härte waren es nur, die uns um ein schönes Jugendjahr gebracht haben. Nun aber," fügte sie hinzu und sah mich mit einem Engelslächeln an, „will ich gewiß Alles gut machen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine musikalische Rache. Vor mehreren Jahren ereignete sich in Ungarn folgender tragikomische Vorfall. — Ein junger, strebsamer Componist, welcher sich gegenwärtig schon einen nicht unbedeutenden Namen in der musikalischen Welt erworben hat, wurde, als er noch ein Knabe von 14 Jahren, trotzdem aber bereits ein eifriger Verehrer der Tonkunst war, von einem Flötisten des O***er Theaters in seinem Jünglingsbewußtseyn, das jenem Alter so eigen ist, dadurch auf das Tiefste gekränkt, daß ihn derselbe bei einer Gelegenheit mit dem Namen „Junge" belegte. Ein Kamerad bestärkte ihn in der Meinung, er sey auf das Schändlichste beschimpft worden und stachelte ihn dermaßen, daß der Verletzte beschloß, fürchterliche Rache zu üben. Seinem musikalischen Berufe entsprechend, sollte auch letztere musikalisch ausfallen. In dem gedachten Theater sollten eines Abends die „Hugenotten" gegeben werden. Unser nach Genugthuung lechzende Jüngling wußte sich, kurz vor Beginn der Vorstellung, ins Orchester zu schleichen, bemächtigt sich dort der bereits auf dem betreffenden Pulte aufgestellten Partie seines Opfers, des Flötenspielers, radirte eine der wichtigsten Stellen derselben, nämlich die Begleitung der großen Arie Margaretha's im 3. Akte, aus und schrieb an deren Platz mehre ganz falsche Takte; damit aber noch nicht zufrieden, ließ ihn sein Rachedurst auch noch an einigen anderen Stellen Hand anlegen; hin und wieder schrieb er in genannte Partie einzelne hohe, dissonirende Töne, die gerade da angebracht waren, wo die Sänger tiefere Töne zu singen hatten. Von dieser That höchst befriedigt, verließ der rachsüchtige Knabe das Orchester und erwartete mit pochendem Herzen den Ausgang der Sache. Die Vorstellung nimmt ihren Anfang; Alles geht gut und Niemand ahnt die Schrecken, die im Orchesterraume versteckt sind, um bald loszubrechen. Jetzt beginnt die unglückliche Arie — gleich bei den ersten Tönen sieht sich das Publikum verblüfft an, ein verhängnißvolles Zischen wird hörbar; der Lärm steigert sich bei jedem fruchtlosen Versuch des armen Flötisten, ins Geleis zu kommen, denn es muß erwähnt werden, daß Letzterer zwar ein tüchtiger Spieler war, aber nicht so viel Talent besaß, um diese Stelle auswendig hervorzubringen — er richtete sich eben treulichst nach seinen Noten. Der Kapellmeister ist wüthend, die Primadonna wirft unserem armen Opfer fürchterliche Blicke zu. Der

Musikus ist aber unerschütterlich und behauptet steif und fest, er spiele richtig, denn was er spiele, stehe Schwarz auf Weiß in seinem Notenbuch. Die Verwirrung ist groß, natürlich zur lächerlichen Freude unseres racheburstigen Jünglings. Hatte nun schon diese verunglückte Arie Anlaß zu der allgemeinsten Heiterkeit gegeben, so war dies bei den nun folgenden einzelnen falschen Tönen noch in erhöhtem Maße der Fall. Man kann sich die fürchterliche Verlegenheit des unglückseligen Flötenspielers denken, der in Schweiß gebadet, mit Todesangst bei jedem Takte einen neuen herzzerreißenden Ton befürchtet. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwartete er das Ende der Oper, welches auch mühsam und unter fortwährendem Lachen und Zischen des Publikums erreicht ward. Daß der arme Musiker noch eine fürchterliche Strafrede von Seiten des Kapellmeisters, sowie nicht minder von den Sängern, insbesondere aber von der erzürnten Primadonna anhören mußte, kann man sich leicht vorstellen. Niemand aber hatte eine Ahnung, daß diese Mißtöne eigentlich nur das Ergebniß einer wohldurchdachten musikalischen Rache seyen.

Eine höchst drollige Scene erheiterte kürzlich die Bewohner der Gemeinde Vimeux. Ein excentrischer Engländer fuhr auf einem Wagen durch die ganze Gegend mit dem Bilde eines schönen Jagdhundes. Auf jedem Dorfplatz, auf jedem Kreuzwege hielt er an, stieß in eine Trompete, stieg auf den Sitz des Wagens, schlug mit einem Stab auf das Bild und rief: „Das ist mein Hund, den ich verloren habe, wer mir ihn wieder bringt, erhält eine gute Belohnung!" Neuer Trompetenstoß und weiter ging's im Trabe. Der Gentleman war übrigens sehr elegant gekleidet im schwarzen Frack und weißen Handschuhen.

Die Pfarrei St. Mary in London hat jüngst einen jungen Geistlichen zum Vorlesen bei ihrer Abendandacht gewählt, der blind ist. Derselbe liest aus Büchern mit erhabenen Buchstaben, welche eigens für Blinde gedruckt werden und sein Vortrag ist so fließend, daß man den Mangel des Gesichtes kaum bemerkt.

Riesen-Runkelrüben. Der „Antwerpener Precuseur" meldet, daß in der letzten Sitzung der Central-Ackerbau-Gesellschaft in Antwerpen Samen einer Runkelrübenart vertheilt wurde, deren Wurzel 13 bis 20 Proc. Zucker enthalten.

Eine beliebte Form, einen Fremden in irgend einem Hause in Brasilien einzuführen, soll seyn: „Dies ist mein Freund N.; wenn er bei Ihnen irgend etwas stiehlt, so will ich dafür verantwortlich seyn."

Gemeinnütziges.

(Erlenlaub als Mittel gegen die Flöhe.) Um diese lästigen Insekten mit Erfolg zu vertreiben, empfiehlt man grünes Erlenlaub in den Wohnungen unter die Betten und bei Thieren auf ihre Lagerstätten zu streuen, worauf die Flöhe sofort entweichen. — Einen weiteren nützlichen Dienst erweist das Erlenlaub beim Räuchern von Fleischwaaren im Sommer, wo oft durch das Beschmeißen des Fleisches Maden darin entstehen. Um dies zu verhindern, soll man nur von Zeit zu Zeit ein paar Hände voll Erlenlaub auf das Feuermaterial werfen, welches den Rauch für das Fleisch liefert und die Gefahr des Verderbens ist beim Fleische beseitigt.

Sylbenräthsel.

Dreisylbig.

Schöne Träume alter Zeiten,
Einstens war't ihr wahr!
Ihr stellt durch die ersten beiden
Meinem Sinn euch dar.

Zwar besteht das Wort noch immer,
Jener alte Sinn
Kehrt doch wieder nimmer, nimmer,
Denn sein Geist ist hin.

„Was bezeichnet uns die Dritte?" —
Also fraget man. —
Etwas, welches man beim Ritte
Schwer entbehren kann. —

„Und das Ganze — Jene beiden
Erstern zeigens ja. —
„Muß ich drum in alte Zeiten,
Find' ich's denn nicht nah'?" —

Such's im Sommer in dem Garten —
„Noch hats damit Zeit." —
Willst du denn nicht länger warten,
Nun so rath' es heut.

Auflösung des Worträthsels in № 55:
Aberglaube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Dienstag, 11. Mai 1858.

Regine.

(Fortsetzung.)

Ich drückte die nun endlich Wiedergefundene stets von Neuem an mein Herz und wir dachten nicht an ein Vergehen der Zeit. Endlich erinnerte Regine daran, daß man sie vermissen würde. „Ja," sagte ich, „komm', meine Regine, wir wollen zu den guten Eltern, die gewiß mit Sehnsucht unserer harren!"

„O sie waren gewiß mit dir im Bunde?" und ein kleines fröhliches Lächeln von ehemals zog über ihre Züge. — Ich bejahte und führte sie dann zu den guten alten Leuten. „Meine Eltern," sagte Regine, „ich bringe Euch hier meinen Verlobten!" Sie warf sich an die Brust der Mutter und flüsterte: „Ach, es ist ja Eugen und er hat mich nie vergessen; er ist gleich mir betrogen, unsere Briefe sind unterschlagen worden!"

„Ich hatte zuletzt eine Ahnung davon!" sagte die würdige alte Dame. „Lieber Mann," wandte sie sich zu dem etwas verwundert aussehenden alten Herrn, der mich aber liebevoll umarmt hielt. „Die jungen Leute haben sich vor acht Jahren schon gekannt und geliebt!"

„Alle Wetter!" rief dieser fröhlich; „nun geht mir ein Licht auf, darum also erklärte Ina so fest bei den besten Vorschlägen, daß sie nie heirathen werde! Warum denn aber auch hier erst so trotzig?"

„Ach lassen wir das, liebster Papa," bat ich, da ich sah, wie Reginens Züge sich verdüsterten; „Sie wissen, die Frauen haben ihre Grillen und ich bin wahrhaftig zufrieden und glücklich genug, endlich alle ihre Einwendungen besiegt zu haben!"

„Nun das muß man Ihnen lassen, Herr Sohn, Sie sind ein treuer Liebender und ich hoffe, Ina wird es Ihnen lohnen!"

Regine reichte mir die kleine Hand herüber und sah mich so innig an, daß der Papa die Ueberzeugung meines Glücks daraus ersah, denn er rief ein Mal über das andere; „Nun, Gott gebe seinen Segen dazu!"

Ein Vierteljahr später wurde Regine meine Gattin. Meinem Wunsche nach würden wir freilich unsere Verbindung noch früher gefeiert haben; Regine mußte aber zuvor ein junges Mädchen, welches fortan ihre Stelle im Haushalt der Pflegeeltern einnehmen sollte, noch recht gründlich in ihre eigenen Pflichten einweihen. Sie stellte mir das als eine unerläßige Liebespflicht gegen die alten Leute vor und ich konnte auch hier nicht umhin, ihr, obschon etwas widerstrebend, Recht zu geben.

Kurz vor der Trauung übergab mir Regine ein ziemlich starkes Buch, welches die Ueberschrift: „Mein Tagebuch" führte. Beim Abschied in Berlin hat sie versprochen, jeden Tag einige Zeilen für mich aufzuschreiben; sie hatte dies treulich gehalten und selbst dann noch damit fortgefahren, als sie alle Hoffnung, es mir einst übergeben zu können, und allen Glauben an die Fortdauer meiner Liebe verloren. Ich betrachtete dieses Buch wie ein Heiligthum, welches nie eines Andern Auge erschauen darf; es war ja auch nur für mich und später in dem Glauben geschrieben, daß diese Ergüsse eines zärtlichen und sich dann in seinen heiligsten Empfindungen gekränkt fühlenden Herzens von Niemand gelesen würden. — So darf ich es selbst Ihnen, mein alter theurer Freund, nicht mittheilen und kann nur in einigen schwachen Umrissen das hievon geben, was Ihnen zur Ergänzung und zum Verständniß des Vorhergesagten zu wissen wünschenswerth seyn dürfte.

Die erste Zeit nach unserer Abreise suchte Regine sich in angestrengter Arbeit und durch Fortbildung ihres Geistes in einer Weise, wie sie in meinen Wünschen lag, zu zerstreuen. Gewiß hätte

ihr auch der Weiseste nichts Besseres anrathen können. Dennoch spricht auch hier schon jede Zeile eine viel größere Niedergeschlagenheit aus, als ihre damaligen Briefe an mich jemals verriethen. Das Bewußtseyn gefehlt zu haben, vermochte alle Liebe zu mir nicht zu erlöschen, aber ihr zarter Sinn verschmähte es, jenes auch nur durch ein Wort oder eine Klage zu vergrößern. So geschah es denn, daß sie auch später, wo eine Mittheilung ihrer Lage nothwendig gewesen, beharrlich schwieg und selbst dem ungestümen Drängen Martha's ein ernstes „Nein!" entgegensetzte. Ihr goldenes Herz baute auf das meinige. Sie wußte, daß ich, sobald ich konnte, zu ihr nach Berlin zurückeilen werde, daß ich aber jetzt noch nicht in der Lage sey, einen selbstständigen Schritt zu unternehmen. Warum also mich durch ein Geständniß beängstigen, welches uns dem Ziele doch nicht näher führen würde?

Zu der trüben Verstimmung der Frauen, die durch den heftigen und reizbaren Charakter Martha's noch häufiger hervorgerufen wurde, sollten sich bald auch noch pekuniäre Sorgen gesellen. Regine befand sich oft viele Tage so unwohl, daß sie sich zu jeder Arbeit unfähig fühlte, und bald machte es sich drückend fühlbar, daß ihre fleißige Hand nicht mehr so viel verdienen konnte, wie früher. In dieser Zeit körperlichen Leidens und geistiger Niedergeschlagenheit wurde sie durch die unbedachten Aeußerungen Martha's oft tief verletzt. Diese erschöpfte sich in Vorwürfen gegen mich, und wiederholte oft, daß sie alles Unheil vorhergesehen, Regine genug gewarnt und sich, wie sie denke, nun keine Vorwürfe zu machen habe. Regine sprach endlich, durch die ewige Wiederholung dieser Klagen und das Jammern über den immer fühlbarer werdenden Geldmangel erschöpft und mürbe gemacht, die Bitte aus, Martha mögs sie lieber ihrem Geschicke überlassen und für ihr eigenes besseres Fortkommen Sorge tragen. Dadurch war indessen Reginens Lage durchaus nicht verbessert. Martha warf ihr eine herzlose Undankbarkeit vor, behauptete, Regine wolle sie nur gerne los seyn, und geberdete sich überhaupt, trotz ihres im Grunde doch guten Herzens, wie man eben es nur da findet, wo das feinere Gefühl abgeht. Anstatt das Unabänderliche in Ruhe zu ertragen und es durch Liebe und Theilnahme erträglicher zu machen, vergrößerte sie es durch laute Klagen, durch bittere harte Worte. Andrerseits war sie freilich unermüdlich, durch die That zu beweisen, daß ihre Anhänglichkeit für Regine unvermindert sey: sie arbeitete oft bis in die späte Nacht hinein, um Reginen nur etwas kräftigere Nahrung bringen zu können und war überhaupt, was die Pflege des Körpers betraf, unübertrefflich. Nur für die Seele des armen Mädchens, das sie sich durchaus nicht entwöhnen konnte immer noch als Kind zu betrachten und darnach zu behandeln, war sie ein ungeschickter Arzt, dessen plumpe Hand die Wunde des Kranken unsanft berührt und auf die falsche Art zu heilen bestrebt ist. Sie unternahm jetzt auch eigenmächtig einen Schritt, welcher in seinen Folgen Reginens Leben zu gefährden drohte.

Sie schrieb nämlich zuerst an mich, dann an meinen Oheim und theilte ihm Reginens Lage und mein ihr gegebenes Eheversprechen mit. — Hierauf traf nun eines Tages eine an Regine gerichtete Antwort ein. Mein Oheim schrieb sehr entrüstet über die, wie er meinte, lächerlichen Ansprüche Martha's, die hoffentlich, wie er annehmen wolle, von Regine nicht getheilt würden. Wie dem aber auch sey, er versicherte fest, daß an unsere Verbindung nicht zu denken sey, drohte, daß er mich enterben werde und daß Regine, wenn sein Neffe noch länger einer so unklugen Idee nachhänge, am Besten thun würde, selbst davon abzustehen, da es doch wahrlich kein Glück zu nennen sey, sich als eine Last, eine Schande der Familie ansehen und täglich sagen zu müssen, dem Weiterkommen eines Menschen hinderlich im Wege zu stehen. — Er füge, sagte er schließlich, eine bedeutende Summe Geldes bei, die, wie er hoffe, allen etwaigen Ansprüchen an seinen Neffen genügen würde und verbäte sich allen ferneren Briefwechsel.

Regine hielt bei Lesung dieses Briefes nur der auf's Tiefste gekränkte Stolz aufrecht; sie schickte noch zur selben Stunde das Geld an meinen Oheim ohne eine erläuternde Zeile zurück und theilte mir in wenigen Worten das Vorgefallene mit. Dann aber brachen ihre Kräfte zusammen. Sie konnte mehrere Wochen das Bett nicht verlassen. Das Einzige aber, was sie in diesem traurigen Zustande zu trösten vermocht hätte, was sie im heißen Gebet erflehte, ein Brief von mir, — blieb aus! O nur den Glauben an mich wollte sie ja in diesem Schiffbruch des Glückes behalten! So sandte sie denn zu wiederholten Malen die flehendsten Briefe an mich ab, ihr sobald als möglich zu schreiben, nur zu sagen, daß ich ihr trotz aller Hindernisse treu bleiben wolle und die Hoffnung auf eine Vereinigung in der Zukunft nicht aufgegeben habe. — Keine Antwort erfolgte, aber endlich kam der Brief meines Oheims, worin er in kurzen dürren Worten sagte, daß ich von Allem

unterrichtet sey und meine abenteuerlichen Ideen, bezugs Reginens, aufgegeben habe, da er mir gedroht, mich andernfalls zu enterben." Dies war der letzte Schlag, der die kaum Genesene abermals auf das Krankenbett warf. Noch denselben Tag gab sie einem sehr zarten schwachen Wesen das Leben.

Martha bangte mehrere Tage für das Leben Reginens und war Tag und Nacht ganz allein um sie bemüht, da nach ihrem Wunsche Niemand von der Geburt des armen Kindes etwas merken sollte. Die Frauen hatten aus diesem Grunde schon im April ihre alte Wohnung aufgegeben und waren eines Abends in den verstecktesten Winkel Berlins gezogen, wo Niemand Regine zu sehen bekam. Als der arme Engel sich wieder so ziemlich wohl fühlte, was trotz alles Leids, bei ihrer Jugend und doch kräftigen Natur, nicht so lange ausblieb, als man fürchtete, — machte ihr Martha den Vorschlag, Berlin zu verlassen, um sie zu Verwandten von sich, bei denen sie einstweilen ein Unterkommen finden würden, zu begleiten. Regine willigte ein; der Rest ihrer kleinen Habe wurde verkauft, damit es zu der ziemlich weiten Reise nicht an Reisegeld fehle und im Dunkel der Nacht, wie sie gekommen, verließen die beiden Frauen die ärmliche Wohnung, um sich von da zur Eisenbahn zu begeben.

Martha's Benehmen, welches während Reginens Krankheit etwas milder gewesen, ja mitunter einen Anflug von Zärtlichkeit gehabt, trat jetzt wieder in aller Schroffheit hervor; sie riß die Pflege und Abwartung des Kindes gänzlich an sich und erklärte, daß Regine nicht damit umzugehen verstehe. Diese hatte oft ihre ganze Geduld nöthig — sie mußte sich Martha's jahrelange Aufopferung und Treue im Hause der Eltern zurückrufen, sich erinnern, wie sie für sie sich Tag und Nacht abgearbeitet und sie in ihrer Krankheit gepflegt — um sie jetzt ertragen zu können. Wie dann aber ihr frommer Sinn sie immer führte und leitete, so sagte er ihr auch, daß dies eben eine Prüfung mehr für sie sey, die sie in Demuth hinnehmen müsse und so gebeugt war sie augenblicklich, daß sie oft sogar dachte, sie habe es nicht anders verdient.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Tell in Westen. Im „Louisville Journal" lesen wir: „Kapitän Travis ist die Wette eingegangen: mit drei Schüssen Apfelsinen von den beiden Händen und dem Kopfe eines Knaben zu schießen. Es wird kaltes Blut dazu gehören, nur den Versuch zu machen, vielmehr noch ihn glücklich durchzuführen; aber wir sind überzeugt, der Kapitän gewinnt die Wette, obwohl er selbst recht wohl weiß, daß die geringste Muskelbewegung während des Zielens ein vorzeitiges Losgehen des Schusses veranlassen kann und daß der Knabe, der auf die Schießgeschicklichkeit vertraut, es mit dem Leben büßt, sobald der Schießende einen ganz kleinen Theil vom rechten Ziele abweicht.

„Die Apfelsinen sollen 2¼ Zoll jede im Durchmesser haben; eine soll auf den Wirbel des Kopfes und eine auf den Rücken jeder Hand, bei ausgestrecktem Arme, gelegt werden. In dieser Stellung, aus der Entfernung von zehn Schritten oder dreißig Fuß, dem Knaben gerade gegenüber, will Kapitän Travis mit jedem der drei Schüsse, die rasch hintereinander folgen sollen, eine der Apfelsinen treffen. Die Ausführung der Wette soll in Louisville im nächsten Juni erfolgen. Bei uns würde sie durch die Polizei verhindert werden. Der Knabe, der die Apfelsinen tragen wird, ist nicht der Sohn des Kapitäns, zehn Jahre alt und ein kecker, munterer Bursche, der das größte Vertrauen auf die Sicherheit und Geschicklichkeit des Kapitäns und gleich großes Vertrauen auf sein eigenes Feststehen ohne Zittern hat. Beide üben sich jetzt bereits täglich und zwar in folgender Weise: Der Knabe stellt sich so auf, daß seine Beine zwölf Zoll auseinander stehen und stützt die Hände auf die Hüften. Der Kapitän schießt nun zwischen den Beinen des Knaben, sowie in dem Winkel hindurch, den die aufgestützten Arme bilden. Es geschieht dies, um den Knaben an das Schießen zu gewöhnen, ihm wo möglich noch größeres Vertrauen zu geben und jede Besorgniß zu benehmen. Das Merkwürdigste bei der ganzen Sache ist aber, daß die Mutter des Knaben davon weiß und daß sie jedesmal bei den Proben jetzt dabei ist. Sie fürchtet durchaus keinen Unfall, da sie der Sicherheit ihres Sohnes und des Kapitäns vertraut, der mit ihr den Betrag der Wette theilen wird.

Ein romanhaftes Ereigniß. Am 23. Februar kam ein Reisender auf einem Dampfer nach Portland und kehrte in einem Hotel der Stadt ein. Am nächsten Morgen ging er zur Eisenbahn, um nach Boston zu fahren und zwar mit einem Herrn, welcher die Nacht vorher in demselben Hotel verbracht hatte und dessen Gesicht ihm be-

kannt vorgekommen war. Während der Fahrt auf der Eisenbahn kamen sie mit einander in's Gespräch, ohne daß Etwas in demselben verrieth, ob sie in der That früher einander gekannt hätten oder nicht. Im Bahnhofe zu Boston rief einer der Beiden, so daß es der Andere hören konnte, einen Miethwagen an, der ihn in eine gewisse Straße bringen sollte. Der Andere bemerkte sogleich, jene Straße sey auch sein Reiseziel und sie könnten also wohl mit einander fahren. Das geschah. Als sie in der fraglichen Straße ankamen, ergab es sich, daß sie Beide sich zu einer und derselben Person begeben wollten. Dieses wiederholte Zusammentreffen überraschte Beide, aber wie groß ihre Ueberraschung und zugleich ihre Freude war, als sich ergab, daß sie Brüder waren und so merkwürdiger Weise im Hause eines dritten Bruders zusammentrafen, läßt sich gewiß nur zum Theil errathen. Einer der beiden Brüder war zweiundzwanzig Jahre im Dienste des Paschas von Egypten gewesen, der andere hatte sechszehn Jahre in Ostindien gelebt, während der dritte neunzehn Jahre in Amerika gewesen ist. Die Brüder stammen aus Schottland und hatten einander vierundzwanzig Jahre nicht gesehen.

Die nöthigen Vorkenntnisse eines modernen Kommis. Handlungs-Kommis: „Ich glaube mich wegen meiner gründlichen Kenntnisse im Komptoir- und Waaren-Dienste empfehlen zu können und beehre mich, zu diesem Behufe die Zeugnisse mehrerer Häuser vorzulegen.“ Kaufmann (lesend): „Berner und Waldeck, Binder und Seiler, lauter solide Firmen, haben Sie denn noch nie bei einem fallirenden Hause gedient?“ — Handlungs-Kommis: „Nein.“ Kaufmann: „Dann ist es mir sehr leid, Ihre Dienstanerbietungen nicht berücksichtigen zu können, denn Sie werden einsehen, daß man bei der jetzigen Zeit mit einseitiger Bildung nicht ausreicht, sondern für jede Eventualität Vorkenntnisse mitbringen muß.“

Wie bekannt, fand die Kaiserin Eugenie auf einer im vorigen Jahre in Paris abgehaltenen Parade ein ganz besonderes Wohlgefallen an einem Trakehner Rappen, auf welchem bei dieser Gelegenheit der diesseitige Gesandte Graf Hatzfeldt erschienen war. Bald darauf ging ein Zug von vier ausgesuchten Pferden dieser trefflichen Race in Begleitung des Stallmeisters Rammschüssel, der sie eingefahren hatte, nach Paris ab; Se. Maj. der König hatte sie dem Kaiser zum Geschenke gemacht. Von diesen vier herrlichen Thieren, mit denen der Kaiser immer am liebsten gefahren war, ist nach einer aus Paris hier eingegangenen Nachricht jetzt nur noch eines am Leben. Das eine derselben brach bei einem Sturze den Fuß und mußte erschossen werden und die beiden andern wurden bei dem Attentate am 14. Januar d. J. so arg von den Bombensplittern zugerichtet, daß sie gleich nachher verendeten.

Thue den Menschen dein Lebenlang Gutes und sie werden es vielleicht doch vergessen; thue ihnen aber ein einziges Unrecht an, das werden sie in einem eisernen Schrein des Gedächtnisses aufbewahren.

Ein Seilermeister.

Der Liebe Band im ersten Theil,
Im zweiten wird zum Narrenseil,
Dann hängt sie, welches Mißgeschick,
Sich noch an einen Galgenstrick.
Er wird gestricket und bestrickt,
Es wird verstricket und umstrickt,
So muß, ich sehe es wohl ein,
Amor ein Seilermeister seyn.

Dreisylbige Charade.

Lida, in der Schönheit Glanze,
Schreitet mit dem Myrthenkranze
Fröhlich hin zum Traualtar!
Sanftes Roth thront auf den Wangen
Und die erste seh' ich prangen
In dem seidenweichen Haar.

Beide letzten werden sagen,
Wer in deines Lebens Tagen
Auf dein Bestes nur bedacht,
Wer mit unnennbaren Sorgen
Dich in deines Lebens Morgen
Und oft später noch bewacht.

Auf des Meeres stillen Gründen
Wirst du's schöne Ganze finden
Unter stets bewegter Fluth,
Wo's in unscheinbarem Kleide —
Bis es wird des Menschen Beute —
Neben meiner Ersten ruht!

Auflösung des dreisylb. Sylbenräthsels in № 56
Rittersporn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Freitag, 14. Mai 1858.

Zwei Scheintodte.

Ich hatte einen Glauben,
Der stand so fest und hehr,
Daß ihn nicht konnte rauben
Der Zweifel wildes Meer.

Auf ihn hatt' ich gebauet
Mein ganzes Lebensglück,
Auf ihn hatt' ich geschauet
Mit unverwandtem Blick.

Da hat der Menschen Tücke
Ihn langsam unterwühlt,
Es fiel ein Fels in Stücke
Und wurde weggespült.

Ich sargt' in bleicher Wange
In's tiefste Herz ihn ein,
Da ruhte er gar lange
Im stillen Todtenschrein.

Ich hatte eine Liebe,
Die stand so fest und treu,
Im stürm'schen Weltgetriebe
Erwuchs sie täglich neu.

Sie hätte mir geschworen
Ein selig Lebensloos,
Ich lag wie neu geboren
In ihrem Engelsschoos.

Die Liebe hat gelogen,
Ihr Wort und Blick war Trug,
Und weil sie mich betrogen,
Ich zürnend sie erschlug.

Ich sargte sie mit Thränen
Im tiefsten Herzen ein;
Ich barg mein heißes Sehnen
Bei ihr im Todtenschrein.

Lebt wohl, o Glaub' und Liebe
Im Herzensgrab, lebt wohl!
Nichts, das mir fürder bliebe
Im Leben kalt und hohl.

Doch Hoffnung blieb am Leben;
Sie sargt man niemals ein:
Wer kann den Tod ihr geben,
Wer sie dem Grabe weih'n?

Sie tritt zu mir mit Lächeln
Und führt mich an der Hand,
In kühler Lüfte Fächeln
Hin an der Gräber Rand.

Mit einem Zauberstabe
Ruft sie herauf zur Luft
Den Glauben aus dem Grabe,
Die Liebe aus der Gruft.

Regine.

(Schluß.)

Zu jener Zeit, mein theurer, väterlicher Freund, war es, wo Sie meine Regine kennen lernten, und ich bin nicht verwundert darüber, daß Ihnen dieses junge leidende Wesen ein so tiefes Interesse einflößte, denn wessen Herz hätte da nicht Theilnahme empfunden! Drei Tage später starb unser armes Kindchen. — Martha, welche schon den Tag vorher bemerkt hatte, wie es stand, hatte Regine bestimmt, in F . . . . zu bleiben. Hier starb es nach kurzem Kampfe und wurde auch ganz in der Stille begraben. Regine erklärte nun, daß

sie jetzt, da das Kind ihrer nicht mehr bedürfe, es für besser halte, sich nach einer Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin umzusehen. Martha billigte diesen Entschluß und die Frauen begaben sich auf ein Adreßbureau. Regine ließ sich die Namen der Herrschaften und die etwa gleich ausgesprochenen Bedingungen nennen. Da fiel ihr Auge auf den Familiennamen ihrer Mutter.

„Ein kinderloses Paar, welches eine Gesellschafterin zu einer größern Reise sucht!" — Von einer unbestimmten Ahnung getrieben, entschloß sich Regine rasch, gerade diesen Leuten ihre Dienste anzubieten. Das Paar befand sich für eine kurze Zeit in M. Regine eilte zu ihnen, gefiel und wurde engagirt. Auf den ersten Blick erkannte sie an der Aehnlichkeit in Herrn v. M. den Bruder der geliebten verstorbenen Mutter und fand ihre Vermuthung später auch wirklich bestätigt; aber sie schwieg einstweilen und erst nachdem sie über ein Jahr bei dem sich ihr bald als sehr vortrefflich und gütig zeigenden Ehepaar gewesen, nachdem sie der herrlichen Frau ihr Herz eröffnet, das traurige Schicksal mitgetheilt, welches sie in so früher Jugend betroffen und sie, wie sie hoffte, die Zuneigung beider errungen hatte, gab sie sich ihnen als ihre Nichte zu erkennen. Daß das würdige Paar in Reginen ihr größtes Glück fand, daß es sie als Tochter adoptirte, ist Ihnen bekannt. Herr v. M. folgte hierin aber nicht blos dem Zuge seines Herzens — es gereichte auch seinem Gewissen zur Beruhigung, für das Kind der unglücklichen, durch die unerbittliche Strenge des Vaters enterbten Schwester das thun zu können, was ihm für diese, da ihm nicht einmal ihr Aufenthalt bekannt, nicht zu thun möglich gewesen.

Regine lebte aber auch nur diesen theuren Pflegeeltern und wies jeden Heirathsantrag entschieden von sich. So viel als möglich strebte sie Herr ihres Kummers zu werden. Nie zeigte sie ein verweintes Auge, eine umdüsterte Stirn, denn ihr feiner Sinn sagte ihr, daß sie die Pflichten der Dankbarkeit hier nur in Aufgebung alles Egoismus ausüben könnte. — Die Mutter war durch den Verlust ihrer Kinder so niedergedrückt, daß es aller Anstrengung liebender Herzen um sie bedurfte, sie einigermaßen dem Leben wieder zu gewinnen, wie es doch ihr Gemahl so innig wünschte. Regine wußte ihr sich bald unentbehrlich zu machen und ihr nach und nach wieder ein Interesse an dem sie Umgebenden einzuflößen. Durch dieses Bestreben wurde aber auch ihr eigener Kummer milder, und das Bewußtseyn treu erfüllter Pflichten gab ihr den Glauben an sich zurück. Nur in stiller Nacht noch flossen zuweilen ihre Thränen dem verlorenen Jugendglücke, aber der Tag fand sie gefaßt und in stiller Heiterkeit ihren Wirkungskreis ausfüllend. Der Gesundheitszustand der Frau v. M. machte es nach Verlauf mehrerer Jahre nöthig, daß sie das kältere Klima Ostpreußens, wo die Familie bis dahin gelebt, dauernd mit einem wärmeren vertauschte.

Es wurde beschlossen, ein dieser gehöriges, in Belgien gelegenes Landgut zu beziehen. Ein ungewisses Gefühl der Angst ergriff Regine bei dem Gedanken, daß dort auch meine Heimath sey. . . . . Sie hatte mit sich abgeschlossen und fürchtete jede neue Aufregung. Doch sprach sie dies Gefühl nicht gegen ihre mütterliche Freundin aus, der sie auch nie meinen Namen mitgetheilt hatte.

Die erste Zeit in S. verging indessen, ohne daß sie Etwas von mir hörte. Schon glaubte sie sich unnütz geängstigt zu haben, als Julius, der die Bekanntschaft der Familie vor einem Jahre in einem Bade gemacht und sie hier durch einen Zufall wieder aufgefunden, einst meinen Namen nannte. Sie erfuhr nun, daß ich noch in Brüssel lebe, wagte aber nicht einmal zu fragen, ob ich verheirathet sey? Nur daß ich ein bedeutendes Vermögen ererbt, wurde beiläufig erwähnt. — Regine machte sich nun mit der ihr eigenen Selbstbeherrschung darauf gefaßt, mit mir irgendwo zufällig zusammenzutreffen; es verging aber fast ein Jahr, ohne daß ihr Fürchten und, wie sie sagt, dennoch auch wieder momentanes Hoffen sich erfüllte. Ihr Betragen gegen mich habe ich Ihnen, theuerster Herr, schon geschildert. — Sie glaubte sich von mir aufgegeben wegen Androhung der Enterbung; sie mußte annehmen, daß ich Herz und Gewissen in Betreff ihrer durch das vom Oheim ihr übersandte Geld beruhigt habe. Die Flamme der ersten Liebe, so wahr und stark sie auch gewesen seyn mochte, war fast erstickt durch ein Gefühl des edelsten Zornes, welches beinahe mit Verachtung gemischt war.

So trat sie mir denn stolz und kalt, — ja gleichgültig das erste Mal entgegen. Mein Benehmen zeigte ihr freilich vom ersten Augenblicke an meine unverminderte Liebe, was sollte sie aber von einer Liebe halten, die sie verließ, als sie noch arm und schutzlos dastand, und jetzt, wo sie als Tochter einer angesehenen Familie, als Erbin eines bedeutenden Vermögens eine fast glänzende Stellung in der Welt einnahm, plötzlich wieder zu Tage kam? Sie fühlte, daß sie sich selbst verrathen müsse, wenn sie ihr Gehör liehe und wie

ihr Herz auch dabei leiden mochte, der Entschluß, mir jede Annäherung unmöglich zu machen, stand fest. Die lang geübte Selbstbeherrschung kam ihr dabei abermals zu Hilfe; sie brach aber zusammen, da sie durch das Zurückschicken meines Briefes jede fernere Annäherung, wie sie glaubte, unmöglich gemacht hatte.

Es kamen jetzt Stunden, in denen mein Bild die alte Macht über sie ausübte, in denen sie sich die Frage aufwarf: „Wenn er nun selbst von diesem hartherzigen Oheim getäuscht worden wäre; wenn er Deine Briefe gar nicht empfangen?" Das war freilich eine bald vorübergehende Hoffnung, denn ihre Vernunft warf schnell die Frage auf: „Warum that er denn aber gar Nichts, um sich eine Nachricht von Dir zu verschaffen? warum gab er Dich so schnell auf?" — Immer und immer wieder bereute sie bitter, nicht wenigstens den durch Julius ihr geschickten Brief gelesen zu haben, und meine in der letzten Zeit von Kummer und Uebelbefinden so deutlich redenden Züge traten jetzt oft und öfters, Liebe und Vergebung flehend, vor ihr geistiges Auge.

In einer solchen Stunde war es, wo ich sie an jenem Morgen, der der Anfang meines Glückes werden sollte, in der kleinen Fliederlaube aufgesucht hatte. Gott sey Dank, daß es mir gelang, alle Zweifel, alle Ungewißheit glücklich aufzuhellen und mir dadurch den Segen ihrer Liebe wieder zu gewinnen. — Sie haben in unsere Häuslichkeit gesehen, theuerster Freund. Sie wissen, welchen Schatz ich in Regine besitze, ich habe daher diesen Mittheilungen nur noch hinzuzufügen: „Kommen Sie, so bald Sie können, wieder zu Ihren glücklichen Kindern!"

Eine Gerichtsverhandlung in Rußland

Es war in der Donaufestung Ismail.

Zwei Verbrecher standen im Bureau der Polizei: bei dem Einen war das Verbrechen erwiesen; bei dem Andern war es zu erweisen; der Eine gehörte dem letzten Stande der Gesellschaft an, sein Aussehen war rauh und gemein, wie die That, deren er überwiesen; er hatte einen Arm amputirt; der Andere fein und anständig, mit pfiffigen Zügen und schlauem Blicke; der Eine war schmutzig, zerlumpt und verwahrlost, der Andere trug die saubere, wenn auch nicht elegante Kleidung russischer Bürger, die weite dunkelblaue Hose, den reichgefalteten, langen, bis zu den Knöcheln reichenden Rock und den Nationalstolz der Russen, den üppigen schwarzen Vollbart, sorgsam gehegt und gepflegt. So stark immerhin der Unterschied der beiden Delinquenten gewesen; ihr Verbrechen sah einander so ziemlich ähnlich.

Der Eigenthümer eines Kohlenmagazins, der die Gewohnheit hatte, allein in seinem Gewölbe zu schlafen, wurde, nachdem er Tags zuvor von einem Schiffskapitän eine beträchtliche Geldsumme eingezogen hatte, durch das leise Kratzen einer vorsichtig, aber emsig arbeitenden Feile geweckt. Den Zweck leicht errathend und überzeugt, daß Lärm zu dieser Stunde in diesem Stadttheile fruchtlos bleiben würde, nahm der schlaue Grieche ein Licht in die eine, eine Schnur in die andere Hand und stellte sich mit leisen unhörbaren Tritten hinter die Thüre, an welcher von außen operirt wurde. Langsam und ächzend fuhr die Feile in das schwere Eichenholz, bis nach langem Fressen eine kleine Bresche entstand, daß eine gelenkige Menschenhand von mittlerer Größe gerade hinein konnte, um darin den Riegel wegzuschieben und den Eingang in's Gewölbe frei zu machen.

Endlich erschien eine Hand, die Faust hatte sich gänzlich hineingearbeitet und fingerte nach dem Schlosse; diesen Augenblick benutzend, warf der Gewölbseigenthümer den mit einer Schlinge versehenen Strick um die Hand des Räubers, befestigte diesen an das Thürschloß und näherte das bis jetzt verborgen gehaltene Licht an die gefangene Hand und begann dann mit dem größten Phlegma sie zu braten. Die Reihe um Hilfe zu rufen war nun an dem Dieb. Das Feuer der Talgkerze zündete gemach um die rauchende Hand; der Mann draußen brüllte vor Schmerz und vor Wuth; seine Kameraden flohen, den Unglücklichen seinem martervollen Loose überlassend, nach allen Seiten und der Kohlenhändler blieb standhaft bei seiner gräßlichen Arbeit, bis eine Militärpatrouille und ein Menschenhaufen, vom Zeter des gefangenen Diebes herbeigerufen, diesen befreite, um ihn in's Gefängniß zu führen. In's Spital aufgenommen und operirt am Arm entlassen, stand er nun zum ersten Male vor dem Polizeigericht.

Der andere Angeklagte war Bankier. Schon einmal haftete auf dem wenig gut beleumundeten Armenier der Verdacht, sein Haus angezündet zu haben, nachdem er es um das Vierfache versichert, die Polizei aber in ihrer Nachforschung nicht glücklich gewesen. Jetzt machte er der Behörde händeringend die Anzeige: in der Nacht hätten verwegene Diebe die Außenwand seiner Schreibstube unterminirt, in die Kasse gedrungen, den Sekretär

erbrochen, sein eigenes und fremdes Geld geraubt, daß er hierdurch außer Stand sey, seine Zahlungen zu leisten, wenn die Diebe nicht mit dem Raube eingebracht werden. Der scharfe Blick des gewandten Polizeidirektors und seine Quer- und Kreuzfragen brachten jedoch einige Verwirrung bei dem sonst pfiffigen Manne hervor und seine Verwirrung steigerte nur noch mehr den gegen ihn aufgekeimten Verdacht.

Der Polizeimeister ging sinnend in seinem Kabinete auf und ab. An der Thüre standen vier Gendarmen, am Pult sein Schreiber in Civilkleidung, während er selbst wie gewöhnlich die Uniform und zwei goldene Kreuze auf der Brust trug, Zeugen seiner anerkannten Verdienste. In der Mitte des reich mit Bildern russischer Fürsten dekorirten Saales stand ein runder, mit rothgoldenem Damast bekleideter Tisch, worauf die Marmorbüste des Kaisers Nikolaus stand. Dann und wann blieb er vor dem Einen oder Andern stehen, ein feines, schadenfrohes Lächeln oder einen drohenden Blick austheilend, daß den beiden Männern das Blut im Herzen erstarrte. Endlich trat er vor den Mann mit einem Arm hin.

„Wer sind Deine Mitschuldigen?" fragte er und aus seinen Augen schienen Blitze zu drohen. „Wirst Du endlich über Deine Bande und Euren Versteckort reden?"

„Ich weiß nichts davon; ich habe weder Kameraden noch einen Schlupfwinkel."

„Was hast Du denn an der Thüre des Alexander Pocopulo gesucht?"

„Ich dachte es sey Niemand darin, da habe ich mir öffnen wollen, um dort die Nacht zuzubringen; ich fürchtete zu meiner Frau heimzugehen, weil ich den Tag nichts verdient habe."

„Vortrefflich. Also Du willst nichts sagen?"

„Ich weiß nichts. Ihr könnt mich schlagen lassen, wenn Ihr wollt," sagte der Schlingel mit affektirter Resignation; „Ihr könnt mich schlagen lassen, aber ich habe nichts zu gestehen."

„Gut denn, wir wollens mit Dir versuchen," erwiederte der Polizeimeister und an einen Gendarmen gewendet, fuhr er fort: „Der Mann wird nicht geschlagen, aber er erhält als ausschließliche Nahrung, ohne einen Tropfen Wasser oder andere Flüssigkeit ungewaschene Häringe, bis er, vom Durste gepeinigt, alle seine Verbindungen eingestehen wird und seine Kameraden nennt."

Der Verbrecher wurde abgeführt; von einem verzehrenden und brennenden Durst gemartert, ohne einen Tropfen Wasser für seine Gluth, gestand er nach drei Tagen sein Verbrechen vollkommen ein.

Kaum hatte der Verbrecher den Saal verlassen, als sich der Beamte an den beraubten Armenier wandte. „Hören Sie," sagte er sardonisch, „der Dieb ist entdeckt und schon so gut wie in den Händen der Gerechtigkeit."

„In der That, Herr Polizeimeister? O wie dankbar!" —

„Seyen Sie auch wegen Ihren Zahlungen außer Sorgen, Ihre Gläubiger werden ganz bestimmt zu ihren Kapitalien kommen und so ein achtbarer Mann nicht insolvent werden."

„Gott segne Sie für diesen Trost, Herr Polizeimeister — und der Dieb?"

„Sind Sie!" donnerte der Polizeichef und als ob ein Blitz zu seinen Füßen einschlüge, blieb sprachlos, in die Seele getroffen, der vernichtete Bankier.

„Wenn Diebe eingebrochen und das Loch in Ihre Wand gebohrt hätten, müßte dies, merken Sie wohl, Pfuscher! von Außen weiter, von Außen die Spuren der Haue an der Kante der Oeffnung sichtbar, von außen derselben der gebrochene Schutt aufgehäuft seyn. Die Höhlung aber fand ich drin weiter, der Schutt liegt drin und die innere Wand trägt die verfehlten Hiebe des Meißels; der Einbruch, oder richtiger der Ausbruch geschah von Innen und während ich mit Ihnen spreche, ehrenwerther Herr, sind meine Agenten beschäftigt, den von Ihnen an sich selbst begangenen Diebstahl ausfindig zu machen und werde ich Sie ersuchen, inzwischen die Bekanntschaft dieser Männer zu machen."

Mit diesen Worten überwies der Polizeimeister den gänzlich vernichteten Mann den an der Thüre harrenden Gendarmen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Wenn nach des Krieges ernstem, blut'gem Spiele
Das Erst' erscheinet, längst ersehnt, gehofft;
Dann tönt manch Freudenruf zum schönen Ziele,
Manch froher Jubel aus dem Zweiten oft.
Das Ganze wird aus sturmbewegten Zeiten
Dir einen mächt'gen deutschen Kaiser deuten.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 57:
Perlmutter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Sonntag, 16. Mai 1858.

Ein Tag der Sühne.

1.

Herr Jakob Branstrupp war ein Mann, der seiner Stellung niemals Etwas vergab und dies oft und laut versicherte; ein Mann von der alten Schule, der aus Grundsatz jede Neuerung haßte und sich jeder Reform widersetzte und der gerade deßhalb für einen ganz zuversichtlichen Mann galt, weil er sich von der Epidemie der Neuerungssucht, von der Krätze des Fortschritts, von den Masern des Zeitgeistes nicht hatte anstecken lassen. Er rühmte sich fortwährend seiner Erfolge im Geschäftsleben und es schmeichelte seinem Stolze, für einen Mann zu gelten, der sein ganzes Glück nur sich selber zu danken habe; allein seine ganze Laufbahn hatte sich nur um die faule Angel der Scheinheiligkeit und Aufrechthaltung äußern Anstandes gedreht. Er führte die strengsten moralischen Grundsätze im Munde, erblödete sich aber niemals, im Handel und Wandel jeden Vortheil auszubeuten, wenn nur zu hoffen war, daß es nicht an den Tag kam; wo es nur eine öffentliche Armenkollekte gab, da fehlte der Name des Herrn Jakob Branstrupp nicht, weil diese öffentliche Wohlthätigkeit weit wohlfeiler war, als die privative und weil der Ruhm seiner Heiligkeit und Menschenfreundlichkeit hiedurch allgemeiner verbreitet wurde und für Jedermann offen dalag. War irgend ein Bekannter auf dem Punkte, in der Welt unterzugehen, so ließ sich Jakob Branstrupp durch keinerlei altväterliche Begriffe von ehemaliger Freundschaft oder Verpflichtung abhalten, ihm noch einen Puff oder Genickfang zu geben, wenn es in seinem Interesse lag. Sah er dagegen einen Mann, der sich wacker aus seinen Verlegenheiten und Bedrängnissen herausarbeitete, — Einen, der seines Erfolges schon so gut wie sicher war, — so bot er ihm zuvorkommend und mit süßlich-selbstzufriedenem Lächeln einen Finger, um ihm zu helfen; war dann der Mann im Trockenen und überholte er ihn gar noch, so deutete er triumphirend mit den Fingern auf ihn und sagte: „Der hat sein Glück auch blos mir zu verdanken!"

Jakob Branstrupp hatte seinen älteren Sohn Karl ganz in seinen eigenen Grundsätzen erzogen und sie schlugen bei dem Jungen so gut an wie Muttermilch. Er war frühzeitig schon schlau, abgefeimt, verschmitzt und voll süßlicher Redensarten — ein echter Span vom alten Blocke. Dem jüngeren Sohne Robert fehlte es nicht an schönen Gaben, aber sein Vater und Bruder hielten ihn für einen Thoren und machten ihm gar kein Hehl daraus. Galt ihm ja doch das Geld um seiner selbst willen Nichts, wo bedurfte es da noch eines stärkern Beweises für seine Dummheit und Geistesschwäche? Er suchte seine Freunde und Bekannten nur in den Ateliers der Künstler und Bildhauer; er lebte mit ihnen heiter und glücklich, aber ohne Ausschweifung; nur gab er sein vierteljährliches Salair immer schon in den ersten drei Wochen aus, wie der verlorne Sohn im Evangelium und lebte dann auf eine für jeden Andern unerklärliche und räthselhafte Weise. Sein Vater war hierüber im höchsten Grade erbost; er setzte ihm einen Jahresgehalt aus und hieß ihn hingehen und denselben so rasch wie möglich zu vergeuden, ihn aber niemals wieder zu belästigen oder mehr von ihm zu erwarten. Robert lächelte und schüttelte seinen lustigen Kopf und schied dankbar von dem Vater und Bruder. Das Vaterhaus war düster, der Umgang mit dem Vater drückend; es war Robert wie einem freigelassenen Gefangenen, als er sich als sein eigener Herr in der Welt sah und er verkostete ihre Genüsse wie ein verständiger Epikuräer, welcher zwar in den Ueppigkeiten des Heute sich ergeht, aber auch noch an die

morgenden Genüsse denkt und sich das Vermögen des Genusses nicht durch Uebersättigung abstumpft. Sein Gemüth war vielleicht etwas weibisch, sein Geist zu zart und weich für einen Mann, der rüstig mit dem Leben kämpfen sollte; allein beide besaßen in reichem Maße die Fähigkeit, des Lebens feines Aroma von Glück und Wohlseyn zu ergreifen und es in seiner ursprünglichen Süßigkeit und Kraft zu kosten. Robert ging auf einige Jahre auf Reisen, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück und gründete sich seinen eigenen Heerd. Karl traf gelegentlich mit seinem Bruder zusammen, verhöhnte ihn, gab ihm guten Rath, prophezeihte ihm im stillen Armuth und Elend und legte allabendlich sein Haupt in die Kissen mit der schmeichelhaften Zuversicht und dem Bewußtseyn, daß er nicht sey wie dieser Bruder: verschwenderisch, müßig, achtlos wegen der Zukunft, warmherzig, edelmüthig, arglos. Mit Nichten: er, Karl, kannte ja alle Schliche und Wege dieser verworrenen Welt bis auf den allerinnersten Knoten des Knäuels hinein, oder glaubte ihn wenigstens zu kennen, was auf dasselbe herauskommt.

In Jakob Branstrupp's Hause lebte eine verwaiste Nichte, ein armes Schwesterkind des Alten, mit Namen Elise Decken. Sie führte ihm gewissermaßen die Wirthschaft, aß an seinem Tische, schnitt ihm die Zeitungen auf, nähte ihm Pantoffeln in Stramin, flickte seine geplatzten Handschuhe und machte sich stille und anspruchslos in Allem gemeinnützig. Jakob nahm wenig Notiz von ihr; er benützte sie als Maschine, als nützliches Hausthier und dachte nie darüber nach, ob sie hübsch oder häßlich, bornirt oder gewandt, liebenswürdig oder das Gegentheil war. Sechzehn Jahre lang war sie unter seinem Dache und unbeachtet allmälig vom Kinde zur Jungfrau herangewachsen. Jakob kümmerte sich nie um sie oder Robert; er hatte sich überhaupt nie um einen andern Menschen gekümmert als um sich selbst und Karl, und früher wohl auch ein wenig um Karl's Mutter; aber die war ja schon seit vielen Jahren todt. Namentlich um Elisen's willen hätte Karl den Bruder Robert gerne aus dem Hause scheiden sehen, denn obschon Jakob für Elisen's äußere Vorzüge ganz blind war, hatten doch beide Brüder längst wahrgenommen, daß das Bäschen wundersam hübsch und anziehend und daß ihre großen, ernsten, grauen Augen die schönsten Augen in der Welt waren, daß ihr Wuchs dem einer Diana gleich kam. Man begriff kaum, wie ein solch hübsches Wesen in dem dunkeln, düstern Hause in der Fahrgasse und in einer so kalten, unfreundlichen Umgebung so schön hatte gedeihen können.

Seit Robert nicht mehr im Hause war, hatte Karl jede Gelegenheit wahrgenommen, ihn vor Elisen als einen leichtsinnigen Libertin hinzustellen und als einen kurzsichtigen Dummkopf lächerlich zu machen, und da sie nie ein Wort zu seinen Gunsten sagte, glaubte Karl, er mache in seiner Bewerbung um Elisen mächtige Fortschritte.

Einstmals vertraute Karl seinem Vater an, daß er nicht übel Lust hätte, die Base Elise zu heirathen. Der alte Jakob stutzte, meinte aber: wenn Elise auch kein Vermögen habe, so würde sie doch ein solches ersparen, in Anbetracht, daß sie keine Zierpuppe, sondern eine gute Hausfrau sey und weder an Flitterstaat noch an Vergnügungen ihr Herz hänge und ihre Zeit lieber mit Stricken und Nähen ausfülle, als mit Zeichnen, Malen, Singen, fremden Sprachen und ähnlichen brodlosen Künsten.

Karl verdoppelte nun seine beharrlichen Aufmerksamkeiten; allein so oft er sich ein Herz gefaßt und einen Heirathsantrag einstudirt hatte, welchen er an Elisen richten wollte, so benahm ihm irgend Etwas in ihrem unbeschreiblich abstoßenden und eiskalten Benehmen gegen ihn wieder allen Muth, sich gegen sie zu erklären. Soweit selbstsüchtige Leute überhaupt lieben können, war Karl Elisen auch gut und ihre hartnäckige Blindheit gegen diese Thatsache machte ihn beinahe toll. Er konnte sie um kein Tüpfelchen aus ihrer Theilnahmlosigkeit aufrühren. Ihr Auge, stets rein, klar, kalt und voll Selbstbeherrschung, begegnete seinen Blicken; ihre Wange behielt ihre gleichmäßige Färbung, ihre Stimme denselben ungehemmten Redefluß, wie sehr er ihr auch durch Blick, Wort und Geberde seine Neigung kundgeben mochte. Jakob lachte seinen Sohn aus; Robert, meinte er, würde ohne langes Freien Elisen's Jawort erhalten und sie geheirathet haben, während Karl dastehe und sie anstiere, als ob ihm die Trauben zu hoch hingen. Karl war gedemüthigt; er fürchtete, sein Vater spreche die Wahrheit und Robert sey Elisen's Auserwählter. So mußte er sich endlich doch ein Herz herausnehmen und mit ihr reden.

Es war ein schöner, goldener Juli-Abend und Elise saß am Fenster des Besuchzimmers, auf welchem ein flüchtiger schräger Blick der scheidenden Sonne ruhte zu laß in einem Buche. Sie schien sich dabei so gut zu unterhalten, daß sie gar nicht bemerkte, wie Karl sie aus der Entfernung beobachtete. Hie und da wähnte er, sie erröthe unter seinem Blick; aber es war Irr-

thum: nur der Widerschein von den rothen Gardinen war es, der auf ihre reine weiße Stirne, auf ihre feinen rosigen Wangen und den weichen, schöngeschwungenen Hals fiel. Karl merkte es erst, als dieser röthliche Reflex der Gardinen sich auf das helle Kattunkleid ergoß, welches Elise trug. Er trat leise zu ihr heran und fragte, was sie lese; und ohne aufzublicken, erwiederte sie: „Herrmann und Dorothea, von Goethe."

„Willst Du das Buch auf eine Weile auf die Seite legen und mir Gehör schenken?" fragte er so kalt und gleichgiltig, als rede er mit ihr von der Wirthschaftsrechnung, welche sie zu führen hatte. Sie las die Seite vollends zu Ende, klappte dann das Buch zu, blickte ihm starr in's Gesicht und sagte: „Was beliebt? ich bin nun bereit!" Er stampfte unmuthig mit dem Fuße, ging im Zimmer auf und ab, kam zurück und stellte sich vor sie hin. Die schwächste Idee eines Lächelns zuckte um Elisen's Mundwinkel, als sie ihn fragte: was ihn so sehr aufrege?

„Du bist es, Elise! Du!" sagte er; „weißt Du wohl auch, wie ich Dich seit Jahren geliebt, verehrt, vergöttert, angebetet habe?"

„Du hast mich ordentlich überrascht, Vetter Karl! ich hätte Dich für weit vernünftiger gehalten — ich bin ja keine Göttin," erwiederte sie ruhig und ihre Züge verriethen nicht die mindeste Gemüthsbewegung.

„O Elise!" rief er und seine Ferse stampfte unwillkürlich wieder auf den Boden; „wie hab' ich Dich geliebt!"

Elise maß ihn mit kaltem Auge, von seinem leidenschaftlichen, aufgeregten und gierigen Gesicht an bis herab zu seinem ungeduldigen Fuße und erwiederte ernsthaft: „Es kann wohl gar Nichts in der ganzen Welt so deutlich beweisen, Karl, daß ich Deine Liebe nicht erwiedere, als der Umstand, daß ich gar Nichts davon gemerkt habe. In der That, ich würde nie eine Ahnung davon bekommen haben, wenn Du mir's nicht selber gesagt hättest! Vielleicht ist es nur ein Irrthum!"

„Ein Irrthum? Was in aller Welt willst Du denn damit sagen?"

„Was ich so eben sagte — nicht mehr, nicht weniger!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Jefferson's zehn Lebensregeln.) Die folgenden Regeln für das praktische Leben gab der 1826 verstorbene, ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten in einem Briefe seinem Namensvetter Thomas Jefferson Smith:

1. Nie verschiebe auf morgen, was du heute thun kannst.
2. Nie bemühe Andere mit Dem, was du selbst thun kannst.
3. Verschwende nie dein Geld, ehe du es hast.
4. Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie billig sind.
5. Hochmuth kostet uns mehr denn Hunger, Durst und Kälte.
6. Wir bereuen nie, daß wir zu wenig gegessen haben.
7. Nichts ist mühsam, wenn wir es willig thun.
8. Wie oft haben jene Uebel uns Schmerz verursacht, welche nie eintraten.
9. Betrachte Alles von der guten Seite.
10. Wenn du zornig bist, zähle zehn, ehe du sprichst; bist du aber sehr zornig, so zähle hundert.

Ein merkwürdiger Traum. Als der jetzige Reichskanzler Fürst Gortschakow noch russischer Gesandter in Stuttgart war, träumte ihm, sein Koch Gruyere — ein in seinem Fache berühmter Mann, der noch jetzt im Dienst des Fürsten steht, — komme in dem Augenblicke, wo er zur Tafel gehen wollte, voller Verzweiflung zu ihm und erzähle ihm etwas Unglaubliches, Unerhörtes: „er, Gruyere, habe ein treffliches mit Trüffeln gefülltes Huhn an den Spieß gesteckt und seinem Küchenjungen den Auftrag gegeben, den Spieß zu drehen und mit Sauce zu begießen. Nach einiger Zeit sey er wieder an den Heerd getreten, um nach dem Braten zu sehen und siehe da! das Huhn sey vom Spieße verschwunden und statt seiner habe der doppelköpfige Adler Rußlands mit einem Wappen auf der Brust daran gesteckt, statt des Küchenjungen habe aber ein Herr in einem reichgestickten Kleide, ein Kreppband am Arm, dabei gestanden, während ein Türke mit gekreuzten Beinen die Stelle des Blasebalges vertreten habe. Fürst Gortschakoff habe diesen Bericht seines Kochs nicht glauben wollen und sich selbst nach der Küche begeben, wo er mit Entsetzen gesehen, daß er buchstäblich wahr sey. Bei seinem Eintritt habe sich der Mann im gestickten

Kleide erhoben und sey ihm entgegengekommen, habe sich vor ihm verbeugt, seine Hand ergriffen und dieselbe geküßt. Der Fürst habe aber in ihm den Kanzler von Nesselrode erkannt. Die Berührung der eisigen Lippen auf seiner Hand hätte ihn eben aus dem Schlafe erweckt. Fürst Gortschakoff schrieb sich alle Details dieses seltsamen Traumbildes auf und sandte sie an den berühmten schwedischen Traumdeuter Wolkstagen, der schon damals in Rußland großes Ansehen genoß. Wolkstagen verkündete ihm in seiner Antwort den Krieg und die Niederlage der Russen, den Tod des Kaisers Nikolaus, den Sturz des Kanzlers Nesselrode und seine eigene Erhebung auf diesen Posten. Schon lange vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Kriegs soll die Weissagung in Rußland allgemein bekannt gewesen seyn und ihre Erfüllung hat nicht wenig zur Erhöhung des Ansehens des schwedischen Traumdeuters beigetragen.

Die alten Obrigkeiten zogen bekanntlich Manches in den Bereich ihrer Macht, was heute nur von der Kritik des Geschmacks oder den stillen Seufzern geplagter Familienväter abge- und verurtheilt wird. So mögen unsere Damen Gott danken, daß sie keine Verordnungen zu gewärtigen haben, wie etwa die folgende am 16. Juni 1774 von der „Reformations-Kanzlei" der Stadt Zürich erlassene: „Nachdem der verordneten Reformations-Kammer hinterbracht worden, daß das Tragen, in die Claß der Reifröcken gehörenden, so geheißnen Pochen, unter unserem Frauenzimmer zur Mode werden wolle: Als wird, um diese dem buchstäblichen Sinn des Hoch-Oberkeitlichen Mandats zuwiderlaufende und ohne anders zu vielem verderblichem Aufwand führende schädliche Neuerung annoch in ihrem Anfang — (sehr weise!) — zu unterdrücken, in Kraft dieser Publikation jedermann die dißfällige, für die allgemeine Oekonomie besorgte Oberkeitliche Willensmeinung dahin bekannt gemacht, daß das Tragen bemeldeter Pochen und überhaupt aller und jeder Arten von Reifröcken, von was Gattung und Namen solche immer seyn mögen, gänzlichen und in der heiteren Meinung verbotten seyn solle, daß diese offentliche Verkündigung statt aller ferneren Warnung dienen und die wider diesen Befehl, entweder geradezu oder durch künstelnde Elusionen (!) hartnäckig Fehlende ohne Ansehen der Person zur Verantwortung gezogen und ohne weiteres mit Oberkeitlichem Straferest angesehen werden solle."

Prag. Dieser Tage trug sich hier eine romantische Geschichte zu, die wohl werth ist, in weiteren Kreisen erzählt zu werden. Der Sohn eines bereits verstorbenen Klavierlehrers A., der seit acht Jahren als verschollen galt, kehrte vor einigen Tagen aus London mit seiner jungen Gemahlin zurück. Er hatte bereits hier mehrere Tage im Schoße seiner über das Glück des Zurückgekehrten sich freuenden Familie und im fröhlichen Verein mit seiner reizenden Gattin, einer Stockengländerin verlebt, als er plötzlich eine Vorladung vor die Polizei erhielt. Es ergab sich, daß er in der Person seiner Frau, mit welcher er sich in G. . . trauen ließ, die Tochter eines reichen englischen Gutsbesitzers, wie man hört, sogar eines Lord, entführt hatte, bei dem er sich unter Angabe eines falschen Namens eingeführt. Der Engländer betrieb die Verfolgung sehr nachdrücklich und so gelang es ihm, den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen. Er dringt auf die Ungiltigkeitserklärung der Ehe, die A. unter Vorgabe einer Konfession, der er nicht angehörte, einging, während die junge Frau entschlossen ist, ihrem Entführer treu zu bleiben.

Dreisylbige Charade.

Mordgier schnaubend in der Nacht der Klüfte
Stürzen schnell getragen durch die Lüfte,
Sich die ersten auf ihr Opfer.
Schon der blose Namen macht dich grausen,
Und die Gegend, wo sie schrecklich hausen,
Wäre öde bald und menschenleer.

Trug dein Fuß dich auf die hohe dritte,
Hüte angstvoll dich vor falschem Tritte,
Nicht erhübst du dich vom tiefen Fall.
In der Wolken Schoos sieh'st du sie tagen,
Heftig von der Welle Macht geschlagen
Gibt sie dumpfertönend Wiederhall.

Wo jetzt Uhu's nisten auf dem Ganzen,
Klirrten vordem Schwerter, brachen Lanzen,
Ging der Humpen in der Runde um;
Traurig Denkmal krafterfüllter Zeiten
Blickt der Wandrer es in dunkeln Weiten
Stille staunend, vor Bewundrung stumm.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 58:
S i e g m u n d.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Dienstag, 18. Mai 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

„Ich liebe Dich, Elise; ich würde mein Leben für Dich hingeben!“ versetzte Karl und dämpfte seine Stimme bis zum Flüstern.

„Bah das ist eine bloße Redensart, Karl; ich weiß zu gut, Du würdest das nicht thun. Ja, ich glaube nicht einmal, daß Du etwas minder Werthvolles für mich hingeben würdest. Sieh', da ist ja gestern ein Mann hier gewesen wegen einer kleinen Summe, die er dem Oheim schuldet. Ich hörte, wie Du ihm erklärtest, wenn die Schuld nicht binnen drei Tagen abgetragen sey, werdest Du ihn gerichtlich verfolgen lassen. Ich hörte, wie er mit Thränen in den Augen betheuerte, er habe die Mittel nicht zum Bezahlen, — wie er um seiner kranken Gattin, um seiner kleinen Kinder willen Dich um Schonung anflehte, und Du schicktest ihn mit Deiner ersten Antwort hinweg. Du hast ja Geld genug, Karl; wenn ich nun einen Werth darauf legte, würdest Du diese Schuld für den armen Mann bezahlen?“

„Unsinn, Elise! von Geschäftssachen verstehst Du Nichts!“ erwiederte Karl halb verwirrt, halb verdrießlich.

„Dann habe ich die Gelegenheit dazu sehr schlecht benützt, denn ich habe in meinem Leben nichts Anderes als Geschäftssachen von Oheim und Dir abhandlen hören!“ sagte Elise. „Uebrigens mag's darum seyn; allein ich versichere Dich, Du verstehst die Liebe nicht so, wie ich sie verstehe und ich kann Dir keine Liebe nach meiner Art bieten!“

„Ja, ja, ich merke; Du denkst an Robert, den armen, faulen, bettelhaften Thoren! Aber glaube mir, Elise, er sorgt für Dich nicht so, wie ich für Dich sorge; er ist ein wilder, ausschweifender, leichtfertiger Windbeutel, der Dich unglücklich machen würde!“

„Aber es ist ein beßrer Mensch als Du, Karl! Ich schaudere nie zusammen, wenn er meine Hand ergreift . . . .“

„Also bei meiner Berührung schauderst Du?....“

„Ja; mir gibt sich Deine Annäherung immer durch ein gewisses Gefühl der Beklemmung kund, wie mir bange wird, sobald ein Gewitter in der Luft aufsteigt. Wenn ich Dich reden höre, so denke ich: das ist die Zunge, welche Robert um seinen guten Namen bestehlen möchte; wenn Du mir Morgens die Hand reichst, so muß ich unwillkürlich denken, wie viele unglückliche Geschöpfe sie noch vor Abend in's Elend schicken und wie vieler Armen Verderben sie besiegeln werde, und wie Viele sie gestern elend gemacht habe. Wenn Du lachst, so sag' ich zu mir selbst: jetzt muß vielleicht irgend eine arme Seele Deinetwegen weinen, an der Du Dich in Deiner Härte und Habsucht vergangen hast! — Nein, Vetter Karl, ich liebe Dich nicht; ich kann Dich niemals lieben!“

„Du gibst mir Deinen Bescheid sehr unumwunden, Elise!“

„Ei freilich! Sagtest Du mir nicht erst am gestrigen Abende: Was Du auch immer seyn magst, sey vor Allem praktisch! — Sieh', deßhalb bin ich nun praktisch und mache keine Mördergrube aus meinem Herzen. Und nun? darf ich jetzt in meinem Buche weiter lesen?“

Er gab ihr keine Antwort und sie nahm ihr Buch wieder auf. Karl stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt und blickte auf ihr reines Antlitz herab. Sie gefiel ihm besser als jemals. Ihre Vorwürfe kränkten ihn gar nicht: sie waren schwach und weibisch, aber natürlich für ein Herz, wie das ihrige, das so arglos und unerfahren in der Welt war — er mußte unwillkürlich darüber lächeln.

„Elise,“ sprach er endlich ironisch, „Du bist nicht praktisch — nichts weniger als praktisch.

Du bist arm und eine verlassene Waise, von dem Mitleid Anderer abhängig. Ein Wort von mir gegen meinen Vater könnte Dich bis morgen hilflos und ohne Obdach in die Welt hinausstoßen."

„Sehr großmüthig von Dir, daß Du mich daran erinnerst, Karl — in der That sehr edelmüthig und wohlwollend!"

„Allerdings, ich hätte nicht nöthig gehabt, es Dir vorzuhalten. Aber an meiner Seite hättest Du Reichthum, Ansehen, Gesellschaft, Vergnügungen, wenn Du nur wolltest. Ich bin reich, mein Vater ist auch reich und alt — er kann nicht mehr lange leben. Ich würde gerne Robert denjenigen Antheil an seinem Erbe hinausbezahlen, dessen er durch seine Verschwendung verlustig gegangen ist."

„Vetter Karl, wenn Du auch bis um Mitternacht an mich hinredetest, Du könntest doch an meinem Entschluß und Sinn oder an Deiner eigenen Natur Nichts verändern! Du bist reich, — wohlan, es gibt Frauen genug, welche Du Dir mit Deinem Reichthum erwerben kannst. Was dagegen mich anbelangt, so möchte ich lieber als arme Magd in Lumpen Tag und Nacht arbeiten, als Deine Frau werden! — Du würdest mich ein halbes Jahr lang verhätscheln und dann den ganzen Rest meiner Lebenszeit vernachlässigen!"

„Du bist sehr hart, Elise!"

„Gegen Dich, Karl, allerdings so hart wie ein Mühlstein, und nicht hart allein — auch gerecht bin ich! Laß es gut seyn; Du machst mich nicht anders. Wenn ich mich durch Deinen Reichthum bestechen ließe, so würde ich soweit kommen, Dich zu hassen — ich würde tückisch, verworfen werden. Geh', Karl, und laß mich; Du und ich haben Nichts mit einander gemein — geh!"

Sie ward endlich bewegt: in ihrem grauen, ruhigen Auge blitzte ein röthlicher, gefährlicher Funke, ihr Herz war nicht von Marmor — es war eher Gluth unter der Asche.

Karl fühlte sich ebenfalls bewegt. „Sie ist des Gewinnens werth; sie kann gewonnen werden, wenn ich nur die Mittel und Wege dazu ausfindig mache," sagte er zu sich selbst. Dann nahm er die Miene tiefster Entmuthigung und Niedergeschlagenheit an und verließ sie langsam, um sich stracks zu seinem Vater zu begeben.

Der Alte war gerade in seiner sarkastischen Laune. „Aha, Du hast Deine Rolle als Liebhaber gespielt, Karl," sagte er; „faß dir ein Herz, Mensch, und trag' es leichter, oder laß Dir von Robert Unterricht in der Kunst, Mädchenherzen zu gewinnen, geben. Robert verträgt sich besser mit der Kleinen, wie Du!"

„Glaubst Du, daß Robert sie liebt, Vater? Ich versicherte sie vom Gegentheil."

„Sie weiß es besser als Du, Karl und lacht über Dich als einen Lügner."

„Sie hat über mich nie gelacht!" versetzte Karl, sich auf die Lippen beißend und warf dem Vater einen unmuthigen Blick zu. Er fragte sich verwundert und verwirrt, warum denn Elise ihm seinen Bruder vorziehe, den er verachtete und haßte — ihm, der hübscher, gescheidter, reicher und geachteter war. Die Leute liebten Robert, aber sie achteten Karl nur, der doch Ansehen und Geld und einen feinen, gescheidten Kopf und zähen Willen hatte. Jakob Branstrupp durchschaute die Gedanken seines Sohnes.

„Du bist ein merkwürdig schmucker Bursche, Karl!" sagte er lachend. „Ich weiß gar nicht, wo die Kleine ihre Augen hat, daß Du ihr nicht gefällst! Wie schade, daß sie Dich nicht liebt, oder daß Du in kein anderes Mädchen verschossen bist! Als ich noch in Deinen Jahren stand, war ich nicht so leicht entmuthigt. Deine Mutter hat mir vielleicht ein ganzes Dutzend Körbe gegeben, bevor ich ihr Jawort erhielt."

„Elise ist ein Mädchen von ganz anderem Schlage. Du würdest mir gar nicht zureden, ich solle mein Heil noch ein Mal versuchen, wenn Du gehört hättest, wie sie mich vor einer halben Stunde abgefertigt hat!"

„Dann will ich sie auch nicht länger hier behalten, um Dich zu quälen, Karl. Sprich nur ein Wort und sie muß gleich morgen zur Base Pilgram. Ehe dann ein Monat oder zwei um sind, wird sie wohl heilfroh seyn, wenn sie wieder zu uns zurückkehren darf — sogar mit Dir!"

Karl's Züge heiterten sich auf. „Das ist ein guter Einfall, Vater! Robert würde sie dort niemals ausfindig machen."

„Oho, mein Sohn, fehlgeschossen! Wenn er sie liebt, so würde er sie sogar in der Hölle ausfindig machen. Allein Du mußt ihm zuvorkommen — mußt aufmerksam, freundlich, sanft und liebkosend gegen die Kleine seyn — merke Dir das! Bringe ihr Geschenke! Meiner Treu', ich will für Dich den Hof machen, wenn Du nicht weißt, wie Du es angreifen sollst. Ich möchte doch sehen, ob sie es wagen sollte, dem Jakob Branstrupp einen Korb zu geben!"

„Nein, Vater, laß sie ganz aus dem Spiel! Schicke lieber zu Muhme Pilgram, daß sie herein-

kommt und Elisen abholt. Robert soll Nichts davon erfahren!" Und Karl ging auf sein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Des Oberkonstablers Schuß.

Unser schönes Schiff lag in der Bai von Tanger, einer befestigten Stadt an der Nordwestspitze von Afrika, vor Anker. Der Tag war außerordentlich mild gewesen; ein sanftes Lüftchen kräuselte die Wellen, aber gegen Abend hörte die Brise auf und eine schwüle Luft kam aus der großen sonnenheißen Sahara.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang gab der Kapitän dem Hochbootsmann den Befehl, die Matrosen schwimmen zu lassen und in weniger als 5 Minuten sah man unsere Mannschaft aus allen Löchern klettern und einige von den Kühneren warfen sich geradezu in's Meer.

Eines von den Leesegeln war ins Wasser hinabgelassen worden, an welchem sich die Schwimmer übten.

Unter denen, welche die größte Freude an dieser Jagd zu haben schienen, waren 2 Schiffsjungen, Tim Wallace und Fred Fairbanks, welch letzterer der Sohn unseres Oberkonstablers war. In der ausgelassensten Stimmung von der Welt stürzten sich die beiden Jungen von Leesegel in die Strömung. Sie lachten und jubelten, als sie in's weite Meer hinausschwammen und wie Fische die Wellen theilten. Die Oberfläche der See war so glatt wie Glas und Alles schien die Lustfahrt der Mannschaft zu begünstigen.

Das Schiff war mit beiden Kabeltauen angebunden und die Boje des Steuerbordankers war weit entfernt vom Steuerbord, wo sie sich mit den Wellen hob und fiel, wie ein betrunkener Mann.

Gegen die Boje nahmen die beiden Jungen ihren Weg; Fred Fairbanks war voran; als sie jedoch ungefähr 20—30 Faden von der Boje entfernt waren, überholte ihn Tim und versprach das Wettschwimmen zu gewinnen. Der alte Oberkonstabler beobachtete das Treiben seines Sohnes mit großem Stolze; als er ihn aber jedoch zurückbleiben sah, lief er nach der Kampanie und war auf dem Punkte, ihn durch einen Schuß anzufeuern, als ein Schrei an sein Ohr drang, der ihn aufspringen machte, als wenn eine Kugel ihn getroffen hätte.

„Ein Haifisch! ein Haifisch!" rief der Kapitän vom Vorderkastel und beim Tone dieser furchtbaren Worte schwammen die Matrosen, welche im Wasser waren, in unbeschreiblicher Angst und Hast nach dem Boote zurück. Es war ein Drängen und ein Durcheinander, von dem man sich keine Vorstellung machen kann; keiner achtete mehr des andern, jeder wollte aus der gefährlichen Nähe des furchtbaren Thieres entfliehen und doch fragte Niemand, von welcher Seite der Haifisch käme, ob man ihm nicht gerade in den Rachen schwimme.

Rechts vom Schiffe in einer Entfernung von 3—4 Kabeln zeigte sich die Furche eines Haifisches in dem Wasser, wo der Rücken des Ungeheuers sichtbar war. Es schwamm auf die beiden Schiffsjungen zu.

Einen Augenblick stand der Oberkonstabler wie seiner Sinne beraubt da, im nächsten Augenblicke jedoch rief er mit der furchtbarsten Anstrengung seiner Stimme den Knaben zu, sie sollten umkehren, aber die kleinen Jungen hörten ihn nicht. Die beiden Schwimmer steuerten herzhaft dem Ziele zu, indem sie mit jedem Augenblicke ihre Anstrengung vermehrten, da es ihre Ehre und ihr Ansehen unter den Matrosen galt. Auch hofften sie durch dieses Meisterstück baldigst zu avanciren. Sie ahnten nicht, welch' schreckliche Gefahr ihnen drohte. Das Schwert schwankte über ihren Häuptern. Um so fürchterlicher war der Kontrast ihres fröhlichen Lachens, das über das Wasser hinklang.

Endlich hatten sie die Boje mit einander erreicht.

Schwere Schweißtropfen, die die Angst ausgepreßt, standen auf der Stirne unseres alten Oberkonstablers. Ein Boot hatte abgestoßen, aber Fairbanks wußte, daß es sie nicht mehr zur rechten Zeit erreichen konnte. Jeden Augenblick glaubte er das Ungeheuer verschwinden zu sehen; dann, wußte er, war alle Hoffnung umsonst. Wirklich tauchte auch im nächsten Momente der Hai unter und der alte Fairbanks mußte sich am Bord halten, um nicht umzusinken. Er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Im nächsten Augenblicke tauchte der Hai jedoch wieder empor und zu gleicher Zeit hörte man einen Schrei, der hell über das Wasser hinscholl und wie ein Feuerstrom Aller Herzen durchdrang — die Knaben hatten ihren Feind entdeckt!

Der Schrei brachte den alten Fairbanks wieder zur Besinnung und rascher, denn gedacht, sprang er auf das Hinterdeck. Die Kanonen waren alle geladen und Niemand kannte ihre Tragfähigkeit besser als er. Mit starker Hand, die eine plötzlich

erwachte Hoffnung stark gemacht, ergriff der alte Oberkonstabler eine Raumnadel und setzte die Patrone einer Kanone auf; dann nahm er aus seiner Tasche einen Perkussionszünder, setzte ihn an seine Stelle und drückte den Pfanndeckel zurück. Mit der Stärke eines Riesen wandte der alte Mann das Bodenstück der Kanone in der gewünschten Richtung und wartete auf den Augenblick, wo das Thier, von den Wogen gehoben, in die Schußweite käme. Er hatte das Stück etwas über das Ziel hinausgerichtet. Ein einziger Moment sollte all' seinen Bangigkeiten oder Hoffnungen ein Ende machen.

Die ganze Mannschaft, die sich aus dem Wasser gerettet, stand in athemloser Erwartung der Dinge an Bord und jedes Herz schlug, als wollte es die Brust zersprengen.

Das Boot war noch ziemlich entfernt von den Knaben, während das Seeungeheuer furchtbar nahe war. Plötzlich erbebte die Luft durch den Donnerschlag einer schweren Kanone und als der alte Mann wußte, daß sein Schuß abgefeuert war, sank er auf den Boden und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, als fürchtete er sich, das Resultat seiner That zu sehen, denn wenn er gefehlt, wußte er, daß die Knaben verloren waren.

Einen Augenblick, nachdem der Schuß der Kanone verhallt war, trat eine tiefe Stille ein; als sich jedoch der Rauch von der Oberfläche des Wassers erhob, entstand anfangs ein leises Murmeln unter der umstehenden Mannschaft; das Murmeln wurde aber bald lauter, bis es zuletzt in einem Freudenschrei schloß.

Der alte Oberkonstabler sprang auf die Füße und blickte auf das Wasser hinaus und das Erste, dem sein Blick begegnete, war der gewaltige Körper des Haifisches, der mit emporgekehrtem Bauche, eine verstümmelte Mass , auf dem Wasser schwamm.

In wenigen Augenblicken erreichte das Boot die kühnen Schwimmer und halb todt vor Angst wurden sie an Bord gebracht. Der alte Mann schloß seinen Jungen in die Arme und überwältigt von der furchtbaren Aufregung mußte er sich an die Kanone lehnen, um nicht umzusinken.

Ich habe die Menschen in allen Phasen der Freude und des Glückes gesehen. Aber nie sah ich 300 Herzen so freudig in einem Jubel sich vereinigen, als in diesem bedeutungsvollen Augenblicke, da sie den Erfolg des Schusses erfuhren.

Mannigfaltiges.

In Hamburg ist ein Diebstahl an — Gas vorgekommen, welches in einem Hause seit sieben Jahren gebrannt wurde, ohne daß die Kompagnie von der verborgenen Röhre eine Ahnung gehabt hatte. Endlich ist die Sache aber doch aufgekommen und nun werden die Konsumenten nicht blos blechen, sondern auch sitzen müssen.

Eine Putzmacherin in Paris „schuf“ einen Damen-Gibus-Hut unter dem Namen „Bibi“, der zusammen gelegt und in ein ganz kleines Volumen gebracht werden kann.

Eine seltsame Annonce bringt das Berliner „Intelligenzblatt“, nämlich: „Für ein sechs Monate altes Mädchen vornehmen Standes wird bei bemittelten Leuten eine unentgeltliche Aufnahme gesucht.“

Der Kosak in Paris. Eine Empfehlung von unserm Herrn Minister der Volksaufklärung, und es wär ihm da ein Haferl Censurschwärze übrig geblieben. Wir können's nicht mehr brauchen, aber wenn Sie's vielleicht benützen wollen, steht's Ihnen zu Diensten! (Punsch.)

Dreisylbige Charade.

Nur der Kräfte reges Streben
Rief das schaffend einst ins Leben,
Was die beiden ersten nennen,
Kannst es nie vom Fleiße trennen. —

Und das Dritte kann nicht fehlen,
Muß sogleich sich dir vermählen,
Wenn ein mächtiges Verlangen
Deine Seele hält umfangen.

Hat ein zartes Band dich einst umschlungen,
Ist's vom Munde freundlich dann erklungen:
„Du nur bist für mich geboren!
Treue sey Dir d'rum geschworen;“

O, dann laß von aller Wechselliebe,
Sonst verfolgen Dich des Dämons Triebe,
Den das Ganze Dir wird nennen,
Den fast alle Weiber kennen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 59:
Drachenfels.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Freitag, 21. Mai 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

2.

Margarethe Pilgram war eine unvermählte Jungfrau von beinahe sechszig Jahren, mit Knochen wie von Erz und einem Blute wie gefrorener Schlamm: ein stilles, unscheinbares Frauenzimmer, das nie eine gute That gethan, noch einen guten Gedanken gehegt hatte, sondern in eine Bildsäule pharisäischer Heuchelei und irdischer Selbstsucht erstarrt war. Sie war Jakob Branstrupp's leibliche Base — sein weibliches Pendant und Gegenstück, jedoch ohne seine glatte, behäbige Schönheit, denn er war ein sehr hübscher alter Mann, sie dagegen bis zum Abstoßenden häßlich, allein Beider Gemüth war in demselben Stempel geprägt und Beider Ansichten durch dieselben Grenzen beschränkt. Margaretha Pilgram wohnte auf dem Lande, in einem viereckigen, massiven widerlich aussehenden steinernen Hause, das auf dem großen Platze des Fleckens Beckerath stund und hinter welchem sich ein weitschichtiger, von hohen Mauern umhegter Garten mit Gebäuden hinzog. Dies war eine ehemalige Karthause und jetzt Fräulein Pilgram's Eigenthum, und in den verfallenden Zellen und Häuschen der einstigen Karthäuser-Mönche wohnte jetzt eine ganze Bevölkerung armer Arbeiter und Taglöhner, welche theils den Garten und die Felder der alten Jungfer bestellen, theils für sie spinnen und weben mußten, denn sie trieb ihr Geld in einem ausgedehnten Leinwandhandel um, welcher zum Theil durch Jakob Branstrupp's Hände ging. Von ihrem Wartthurm-artigen Hause aus übersah sie alle ihre Hintersassen und Miethsleute und den ganzen Garten, und die gottesfürchtige Jungfrau hielt auf Zucht und Ordnung in der Karthause. Sie nahm daher Elise Dechen in strenge Zucht, als diese bei ihr war, denn Vetter Jakob hatte ihr das Mädchen als tückisch und eigensinnig geschildert und sie gebeten, sie solle Elise den Kopf zurechtsetzen. Margarethe unterzog sich dieser Aufgabe mit salbungsvoller Genugthuung.

Wenn Elise gern draußen am Flußufer spaziren gegangen wäre und sich am Anblick von Gottes freier Natur gelabt hätte, mußte sie daheim hinter den kalten Steinwänden sitzen und zur Erholung Strümpfe stopfen; blies dagegen der Nordost schneidend das Thal herauf, so drang Muhme Pilgram in sie, um ihrer Gesundheit willen spaziren zu gehen; hatte sie Kopfschmerz, so erklärte die Muhme es für leere Ausflüchte und ließ sich von Elisen aus einem soliden Erbauungsbuche vorlesen. Las dagegen Elise ein Buch, in dessen Inhalt sie sich mit Liebe versenkte, so mußte sie es bei Seite legen und eine gemeine Arbeit in der Haushaltung vornehmen. O Jungfer Margaretha Pilgram verstand sich meisterhaft auf die Kunst, Jedermann auf die überlegteste, schmerzhafteste Weise so in die Quere zu kommen, daß man sich nicht einmal darüber beklagen konnte, denn sie versteckte ihre Bosheit hinter lauter Liebe und Güte. Elise widersprach ihr ein Mal, allein sie schalt und schmälte eine ganze Stunde fort, ohne nur ein einziges Mal Athem zu schöpfen, und führte ihrem Opfer ein solch entsetzliches Bild von seiner thörichten Empfindlichkeit und seinem Eigensinn zu Gemüthe, daß das arme Mädchen keine Lust mehr hatte, die Weisungen der Muhme zu übertreten. Elise durchschaute diese Heuchelei und verachtete sie, fügte sich aber mit ziemlicher Fassung in ihre Gefangenschaft.

Karl Branstrupp kam eines Sonntags — Elise mochte ungefähr seit zehn Tagen im Hause der Muhme Pilgram gewesen seyn, und hielt es jedenfalls für lange genug, um dieser Fegfeuerzucht herzlich überdrüssig zu seyn — in bester Laune

und mit großer Zuversicht nach Beckerath hinausgefahren, um Muhme Margarethe und Bäschen Elise zu besuchen. Er hatte eine glückliche Spekulation gemacht und schloß daraus auch auf günstigen Erfolg für die Bewerbung. Elise empfing ihn herzlich: jede Veränderung war ja besser als gar keine.

„Nimm mich mit nach Hause, Karl!" flüsterte sie ihm zu und vergaß den Auftritt, welchen sie vor ihrem Weggehen aus dem Hause des Oheims mit ihm gehabt hatte, so sehr, daß sie sogar in einen verwandtschaftlich vertraulichen Ton gegen ihn verfiel.

Karl schien davon sehr erbaut und fragte sie leise und scherzend: „Ziehst Du gelindere Saiten gegen mich auf, Elise?"

Da reckte sie plötzlich ihre schlanke Gestalt mit einer Geberde voll unbeschreiblichen Stolzes in die Höhe, sah ihm mit kalten, stechenden Augen in's Gesicht und fragte: „So hat man mich also zur Strafe hierher gesandt, gleichsam in die Verbannung? Wie gut, daß ich dies weiß, Karl Branstrupp! Nun will ich aber auch lieber bis zum jüngsten Tage hier bleiben, als Dich heirathen, Vetter! Hast Du Dich denn mit dem Wahn getragen, Du seyest mir zuvor noch nicht genug zuwider gewesen, daß Du nun gar Verfolgung und grausame Plackerei gegen mich anwendest?" .... Mit diesen Worten prallte sie vor ihm zurück wie vor einem häßlichen, ekelhaften Reptil, und überließ ihn dem Bewußtseyn, daß er in der That ein sehr gemeiner und niederträchtiger Schuft sey. Karl hatte nicht mehr den Muth, ihr die hübschen Geschenke an Putz und Schmuck anzubieten, welche er ihr mitgebracht hatte, sondern behielt sie in der Tasche und kehrte wieder nach der Stadt zurück, im Herzen Groll und Rache brütend.

Muhme Pilgram gab vor, sie leide sehr an Gesichtskrampf. Am andern Tage schützte sie wieder einen Anfall davon vor und schloß sich nach einem ganzen Morgen der gräßlichsten Mißlaune, während dessen es schwer zu unterscheiden war, ob sie oder Elise am Meisten litt, in ihr Schlafzimmer ein, um sich scheinbar zu Bett zu legen. Elise setzte mit einem tröstlichen Seufzer ihren Hut auf und verließ das Haus, um am Flußufer entlang spaziren zu gehen. Der Fluß war hier von malerischen Hügeln eingeschlossen und zugleich auch wegen seines Fischreichthums bekannt, so daß die Bewohner der nahen Stadt ihre Ausflüge häufig in diese Gegend lenkten, um entweder zu fischen oder die hübsche Landschaft zu betrachten. Es war daher gar nichts Auffallendes, daß Elise, wie sie um eine Krümmung des Pfades bog, der dem Flusse folgte, sich plötzlich einem Angler gegenüber sah, in welchem sie ihren Vetter Robert erkannte! Und noch weniger auffallend war, daß bei diesem unvermutheten Zusammentreffen Beide sich in Ausdrücken ergingen, wie froh sie seyen, sich hier so zufällig zu begegnen, und daß sie dann miteinander durch den nahen, schattigen Buchenwald schlenderten und von allen möglichen interessanten Sachen sprachen, welchen wohl Niemand zuhören brauchte als sie selber.

„Ich habe gestern zufällig erfahren, daß Du hier seyest, Elise," sagte Robert. „Alsbald habe ich mich hieher aufgemacht, um Dich wieder einmal zu sehen. Warum hat man Dich denn hieher verbannt, mein herziges Bäschen?"

Elise erzählte ihm einen Theil davon und den Rest errieth er selber.

„Mein sauberes Brüderchen ist ein arger Schuft; — ich werde ihn verstoßen!" rief Robert lachend; allein Elise wußte, daß Robert eher seine letzte Brodkrume mit seinem eigenen Todfeinde getheilt haben würde; es war ihm beinahe unmöglich, eine Beleidigung nachzutragen, und weit entfernt, auf Karl's Neigung für Elise eifersüchtig zu seyn, sah er darin nur die allernatürlichste Sache von der Welt.

Robert hatte eine sehr angenehme Stimme, klangvoll und rein, aber er konnte sie zum leisesten Flüstern dämpfen, und was er Elisen nun zuflüsterte, das hätten die kleinen Vögel im Gezweige kaum gehört, wenn sie auch aus Leibeskräften gelauscht hätten. Wir wollen es aber nur gestehen, daß er ihr sagte: „Elise, sey mir gut, werde die Meinige, laß mich für Deine Zukunft Sorge tragen; ich habe Dich seit sechszehn Jahren lieb, seit damals, wo man Dich zu uns brachte, ein kleines, schüchternes Mädchen, das kaum gehen konnte, wo man Dich zwischen mich und Karl niedersetzte und uns hieß, Dich für unser Schwesterchen anzusehen!"

Elise war nicht kokett, aber ihr Auge funkelte doch schelmisch, als sie sagte: „Ja, ja, Ihr balgtet Euch gleich am andern Tage darüber, welcher von beiden mich am Meisten lieb habe!"

„Und ich gewann es damals, Elise, — ich bezwang Karl!" sagte Robert. „Antworte mir, Bäschen: willst Du mich lieb haben?"

„Mich dünkt, Deine Treue hat einen Lohn verdient, Robert," erwiederte sie erröthend und mit einem bezaubernden Lächeln.

„So versprich mir denn, daß Du mir ihn geben willst!" sagte Robert und streckte seine Hand

aus und sie legte die ihrige hinein, wie ein winziges, schüchternes Täubchen, das sich in seinem Neste verkriecht und da keine anderen Horcher und Zuschauer da waren und der Wind es weiter erzählen konnte, so ließ sich Robert von ihren weichen, süßen Lippen das Versprechen wiederholt bekräftigen und durch einen Kuß besiegeln.

Es war mitten im Nachmittag, als sie einander trafen und beinahe Dämmerung, als sie auf dem Waldsaume von einander schieden. Elise kehrte über die Wiesen nach dem Marktflecken zurück, allseitig gewappnet gegen Jungfer Pilgram's schlechte Launen und Vorwürfe und Robert schlenderte nicht minder erfreut und verklärt nach der Stadt heim. Vor dem Abschied hatte er noch um Erlaubniß gebeten, Elise in der Karthause bei der Muhme Margareth besuchen zu dürfen; allein Elischen wollte es um keinen Preis zugeben; er ließ daher so beiläufig fallen, er werde am morgenden Tage vermuthlich wieder angeln gehen und sie meinte: da dürfte es nicht unmöglich seyn, daß sie zu irgend einer Stunde zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang einen Spaziergang am Flußufer mache. „Es ist im Juli so wunderhübsch am Flußufer," setzte sie schelmisch hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein junger preußischer Lieutenant, von ganzer Seele dem Vergnügen der Jagd ergeben, veruneinigte sich mit dem Förster, welcher in der Nähe seiner Garnison wohnte, und wurde von der Stund an nicht mehr zu Treibjagden rc. eingeladen. Um seiner nicht zu unterdrückenden Leidenschaft Genüge zu leisten, ging er nun verstohlener Weise auf die Jagd und schoß manchen feisten Rehbock, der ihm und seinen befreundeten Kameraden ganz vortrefflich zu munden pflegte. Der Förster merkte indeß den verminderten Bestand seines Wildes gar bald und der Herr Lieutenant wurde zu sehr ungelegener Stunde bei seinem angenehmen Zeitvertreibe von ihm überrascht. Der Förster reichte seine Klage beim Regimentskommandeur ein und der allzu eifrige Jagdliebhaber wurde in 50 Rthlr. Strafe verurtheilt. — Die kleine Geldsumme kümmerte ihn weiter nicht, denn er war reich. Wohl aber fürchtete er die Ungnade des Königs, an den natürlich das ganze kleine Ereigniß berichtet wurde. In der Angst seines Herzens setzt er sich hin, schreibt einen Brief an den alten Fritz, bittet denselben wehmüthig um Verzeihung seiner jugendlichen Unbesonnenheit und verspricht hoch und theuer, sich niemals wieder eine ähnliche zu Schulden kommen zu lassen. — Das Schreiben geht ab. Nach wenigen Tagen aber erfolgt es wieder zurück und Lieutenant ahnt Schlimmes. Hastig öffnete er es und bemerkt folgende Worte von der Hand des Königs an den Rand geschrieben: „Mein Lieber, wenn Er mir das Wildpret mit 50 Rthlr. bezahlen will, so genire Er sich gar nicht, sondern gebe auf die Jagd, so viel Ihm beliebt." — Ob der Herr Lieutenant die gnädige Erlaubniß benutzte, oder mit dem Förster sich wieder ausgesöhnt hat, können wir nicht errathen. Doch vermuthen wir das Letztere; denn 50 Rthlr. für einen Rehziemer ist doch ein wenig viel Geld, wäre es auch noch so saftig, zart und schmackhaft.

Eine kurze Petition. Im Brümaire des Jahres 11 der Republik oder mit andern Worten im Oktober 1802, beschlossen die Bewohner von Caudelec, welche es müde waren, immer und immer fruchtlos um eine Chaussée von Caudelec nach Rouen und Havre beim Minister zu petitioniren, — sich an den ersten Konsul zu wenden. Die Munizipalität richtete demzufolge folgende Petition an Buonaparte: „Sie, die Sie so vortrefflich Ihren Weg machten, verhelfen Sie uns auch zu dem Unsrigen." — Die Straße wurde gebaut.

In Kentucky in Nordamerika ist vor Kurzem durch eine gerichtliche Entscheidung in letzter Instanz einem freien Neger, Namens Kylers, seine Frau, mit der er seit langen Jahren in glücklicher Ehe zusammenlebte, Schuldenhalber weggenommen und verkauft worden. Es wäre interessant, die Entscheidungsgründe des Gerichts zu kennen. So viel ist bei der Geschichte klar, daß in Amerika auch die freien Schwarzen nicht als Person, sondern als Sache angesehen werden. Bei uns zu Lande kommt Mancher durch die Frau in Schulden, aber abgenommen wird ihm die Frau dann sicherlich nicht; eher kommt es vor, daß ihm die Frau davon läuft.

Das Hippopotamen-(Nilpferd-) Paar der Menagerie des Jardin de plantes wurde, wie Hr. Geoffroy St. Hilaire in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften mittheilte, vorgestern durch die Geburt eines Jungen erfreut. Trotzdem es nicht möglich war, dasselbe lebend zu erhalten, da seine Mutter es zufällig verletzt hatte, so ist es dennoch

der interessante Beweis, daß diese Thiere sich in der Gefangenschaft und unter unserm Klima fortpflanzen können.

Der „Sun" berichtet: Von dem Direktor der kgl. Oper in Coventgarten ist eine neue Prima-Donna engagirt. Man kann sich von ihrer Stellung und Bedeutung einen Begriff machen, wenn man die Thatsache vernimmt, daß nach einer Clausel der Vertrag ungiltig seyn soll, wenn sie während der Zeit ihres Engagements einen souveränen Fürsten heirathen sollte.

Ein junger Jäger erzählte einem alten seine Jagdabenteuer und natürlich à la Münchhausen in der zehnten Potenz. Lange hatte der alte Waidmann geduldig zugehört, endlich unterbrach er ihn. „Nun will ich Ihnen doch auch einmal Etwas erzählen. Ich stehe einmal auf dem Anstand und rauch mein Pfeifchen, plötzlich sehe ich in Schußweite einen Fuchs spielen. Den hatte ich schon im Sacke, ich stellte meine Pfeife an einen Baum neben mich, lege an und richtig fällt er, aber meine Mühe, den Fuchs zu finden, war umsonst. Verdrießlich und zugleich staunend, den Geschossenen nicht finden zu können, kehrte ich daher zu meinem Posten zurück und denken Sie sich, ich finde den Fuchs an dem Baume ganz ruhig auf den Hinterläufen sitzend und meine Pfeife rauchend." Der junge Jäger erzählte Nichts mehr.

Die Apfelschimmel

des Ritters Runkel von Runkelhausen.

Der Ritter Runkel von Runkelhausen,
Er wollte nicht ängstiglich sparen und knausen,
Das Sparen und Knausen war ihm veracht;
Ein Dürsten verspürt er bei Tag und Nacht.

Der Ritter Runkel von Runkelhausen,
Sechs Schimmel kauft' er im Reiche draußen,
Sechs Apfelschimmel mit Sättel und Zäum';
Er sprach: „Wie werden sie lachen daheim."

Und als er ein Stücklein fortgeritten,
Da hing ihm ein Schild im Wege mitten.
An's Zahlen hat er nicht gedacht,
Ein Dürsten verspürt' er bei Tag und Nacht.

Der Ritter Runkel von Runkelhausen,
Nicht ängstlich wollte er sparen und knausen.
„Dieweil ich der Schimmel sechse hab',
Herr Wirth, ei, schneidet euch einen ab."

Nicht ängstlich wollte er sparen und knausen,
Der Ritter Runkel von Runkelhausen.
In jedem Wirthshaus kehrt' er ein,
Ließ überall einen Schimmel fein.

Und als sie den fünften ihm abgeschnitten,
Da gab er den letzten, darauf er geritten.
Zu Füßen schritt er sacht' einher,
Und strich sich den Bart und seufzte schwer.

Er sprach: „das hab' ich nun von dem Schmauße,
Nur einen Esel bring' ich nach Hause,
Kein Schimmel mit Sättel und Zäum'. —
Wie werden sie lachen, ja lachen daheim."

X.

Zweisylbige Charade.

In der Ersten tief verschwiegne Halle
Dringt kein Erdenblick;
Früher oder später nimmt sie alle
In den Schoos zurück.

Forsche in der Zweiten heil'ger Kunde,
Sey von Herzen rein,
Und die Erste wird zu jeder Stunde
Dir nicht schrecklich seyn.

Was ersonnen der Verstand der Weisen,
Pflanzt die zweite schweigend fort;
Kunst und Wissen blüht in muntern Kreisen
Durch ihr todtes Wort.

Wenn das düst're Ganze du willst sehen,
Geh' zur Ersten du,
Wo Cypressen niederhangend wehen
Sanften Schläfern Ruh.

Gern mag ich mit ernstem Blick verweilen
Bei dem moos'gen Stein,
Wo Vergang'nes eingegrab'ne Zeilen
Der Erinnerung weih'n.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 60:
Eifersucht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Sonntag, 23. Mai 1858.

Stille Liebe.

Wohin ich geh', wohin ich schaue,
Find' ich der stillen Liebe Spur,
Im Wald, im Bach, auf Feld und Aue,
Im ganzen Umkreis der Natur;
Hüllt die Natur rings Schweigen ein,
Denk' ich, 's wird stille Liebe seyn.

Empor die Morgenröthe steiget
Und küßt die schlafbefang'ne Welt,
In voller Pracht die Sonn' sich zeiget,
Und grüßt ihr blaues Himmelszelt;
Doch tiefes Schweigen hüllt sie ein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Der Schmetterling auf voller Rose
Wiegt sich mit Wonne her und hin,
Er saugt aus ihrem Blumenschooße
Die Luft mit wonnevollem Sinn,
Er spricht kein Sterbewörtelein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Die Aehren auf dem Felde nicken
Sich freundlich lächelnd immer zu,
Und die gesenkten Häupter blicken
Einander an in stiller Ruh;
Kein Sterbenswörtchen tönt darein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Das Veilchen blickt hinauf zur Rose,
Schaut sie mit blauen Augen an,
Zufrieden mit bescheid'nem Loose
Will sie der stolzen Blum' nicht nah'n;
Doch fällt sie nicht in Klagen ein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Zum Eichbaum beuget sich die Tanne,
Ihr schlanker Leib schwankt her und hin,
Als bäte sie ihn: „O verbanne,
Du stolzer Baum, den stolzen Sinn;“
Doch will kein Wort dem Schmerz sie leih'n:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Die Sternlein oben an dem Himmel,
Sie schauen sich so freundlich an,
Ei, das ist munteres Gewimmel
Auf ihrer stillen dunkeln Bahn;
Doch schallt kein einzig Wörtlein d'rein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Es birgt mit thränenschweren Blicken
Ein Mädchen sich ins weiche Pfühl,
Die Schmerzen jeden Laut ersticken,
Durch's Fenster streicht die Nachtluft kühl,
Und Mond und Sterne blicken drein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Auf seinem Todtenbette lieget,
Ein letztes Lächeln um den Mund,
Der Vater, und zu ihm sich schmieget
Der Seinen schmerzerfüllte Rund';
Er kann kein Wort dem Trost mehr leih'n:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Im Schooß der Muttererde liegen
Die Todten all' an stillem Ort;
Eng sie sich an einander schmiegen,
Der Lauscher hört nicht Laut noch Wort,
Sie ruh'n in traulichem Verein:
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Wenn oft vier Augen sich begegnen,
Und kalt erscheint der flücht'ge Blick,
Gedanken still die Stunde segnen,
Die solche Wonne bringt zurück,
Tönt aus dem Mund ein trotzig „Nein!“
Ei, das muß stille Liebe seyn.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Als Elise in Muhme Pilgram's kleine, nüchterne Wohnstube trat, erschien sie darin ebenso wenig an ihrem Platze, wie ein Bild der Hebe in einem Keller. Ihre Lippen waren frischgeröthet wie Kirschen, ihre Wangen rosig angehaucht und aus ihren dunkelgrauen Augen blitzte ein glücklicher Strahl, ein Freudenfeuer. Muhme Margaretha saß ganz in Flanell gewickelt in ihrem Lehnstuhl und zeigte eine abscheuliche finstere Miene; sie blickte Elise mit ihren stechenden Augen an und schnaubte ergrimmt bei ihrem Erscheinen.

„Die Jungfer kommt recht zeitig nach Hause, wie es sittsamen Mädchen ziemt!“ hub die Muhme an; „aber kein Wunder, wenn man sich so vergißt: die Männer raufen sich ja ordentlich um das Stadtlärvchen; gestern Karl, heute Robert — wer weiß, wer morgen noch kommt! Aber ich denke, es ist das Beste, wir bringen die lockere, falsche Dirne gleich morgen zum Oheim Branstrupp in die Stadt zurück!“

Elise gestand ihren Fehler durch ein tiefes Erglühen ein und bat die Tante, sie hier zu lassen. „Ich bin so gerne auf dem Lande; Beckerath liegt so hübsch; lassen Sie mich doch hier bleiben, liebe Tante! es gefällt mir hier weit besser, als in der Stadt!“

„Natürlich, wenn Robert Branstrupp da ist und mit Dir Waldspaziergänge macht, nicht wahr?“ versetzte Muhme Margaretha. „Du bist ein undankbares Geschöpf, Elise! was soll denn einmal aus Dir werden, wenn Du todt bist? Hat nicht Jakob Branstrupp wie ein Vater an Dir gehandelt?“

„Nein, Muhme!“

„Nein? was willst Du damit sagen? Er hat Dir sechszehn Jahre lang Nahrung, Kleidung und Obdach gegeben, — er hat Dich erziehen lassen!“

„Nicht im Mindesten, — was ich weiß, habe ich nur von Robert gelernt, Muhme!“

„Ah so! und meiner Treu! da muß also die Schülerin ihre Dankbarkeit dadurch beweisen, daß sie den Lehrer liebt? Das ist wohl ganz in der Ordnung?“

„Versteht sich, Muhme; was kann ich armes Mädchen ihm denn Anderes bieten, als mein Herz?“

„Und der junge Herr will Dich heirathen? er will um Deinetwillen Alles auf's Spiel setzen und verlieren? der Thor!“

„Verlieren? wie so denn?“ fragte Elise.

„Nun, ja doch! Der Alte hat Dich einmal seinem Sohne Karl zur Gattin bestimmt. Heirathest Du Karl, so wird er seinen Vater wieder mit Robert versöhnen und der leichtsinnige Junge wird dann beim Tode des Alten sein Erbtheil erhalten! — Heirathest Du dagegen Robert, so bekommt weder er noch Du einen Pfennig. Ihr werdet dann Beide verhungern können und ich will Dir nur zu bedenken geben, daß, wenn einmal die Armuth zur Thüre hereinkommt, die Liebe zum Fenster hinausfliegt!“

Elise nahm die Warnung sehr gleichmüthig hin und erwiederte ruhig: „Wir werden nur Wenig brauchen und dieses Wenige uns verdienen können!“

Jungfer Pilgram schlug ein gellendes, höhnisches Lachen an und rief: „Wenn die Sache mich anginge, ich wollte Euch ruhig gewähren lassen. Ihr solltet meinethalben ungehindert in Euer Unglück rennen! Was geschehen soll, das geschieht ja doch. Aber ich will mich Euretwegen nicht mit dem Vetter Jakob verfeinden; ich will ihm Alles beichten. Und nun marsch! fort auf Deine Stube, Mädchen! packe heute Abend noch Deine Habseligkeiten zusammen; morgen mit dem Frühesten ziehst Du wieder in die Stadt!“

Muhme Margaretha's Befehle duldeten keinen Widerspruch und Elise verfügte sich still und gehorsam in ihr Schlafzimmer.

3.

Ungefähr 4 Wochen nach dem Zusammentreffen am Flußufer traten eines Mittags nach Tische Robert und Elise mit einander in das Wohnzimmer des alten Jakob Branstrupp.

„Vater, wir sind nun verheirathet,“ hub Robert an und stellte sich, seine hübsche Frau an der Hand, fest und ohne Verlegenheit, ohne irgend eine theatralische Darlegung von Reue und Leid dem Vater vor.

„Wirklich? Ihr seyd verheirathet?“ wiederholte der Alte.

Karl's Züge waren seit der letzten Zurecht- und Abweisung, welche er von Elisen erfahren hatte, finster und verschlossen und man mag sich denken, daß sie bei der Nachricht nicht aufheiterten. Jungfer Margaretha Pilgram hatte es nicht für nöthig erachtet, ihren Verwandten mitzutheilen, daß das Mädchen, welches man ihrer Obhut anvertraut, ihre Wachsamkeit getäuscht hatte und

sich mit ihr im Auslande habe trauen lassen. Sein Vater hörte diese Kunde, ohne darüber Erstaunen oder Mißvergnügen an den Tag zu legen; er sah ganz kalt und unbefangen aus, allein wer Jakob Branstrupp näher kannte, dem war bei seiner Kälte nicht behaglich, denn sie bedeutete stets etwas Schlimmes.

„Oheim, zürnen Sie Robert nicht um meinetwillen!“ bat Elise sanft, denn sie verstand die gefährliche Warnung, die auf seinem Gesichte aufzog.

„Zürnen, meine Tochter? O, ich zürne nie! Komm, setz' Dich, mein Kind! Robert, willst Du nicht eine Tasse Kaffee? Karl, gieß' Deinem Bruder ein!“ sagte Jakob mit seinem geschmeidigen Lächeln, das ein Triumph der offenkundigsten Heuchelei war. Er legte einen salbungsvollen Nachdruck auf Elisen's neue Stellung gegenüber von ihm als seine Tochter. Früher nannte er sie nur „Nichte“, niemals bei ihrem Taufnamen Elise, was auch der Name seiner verstorbenen Frau gewesen war. Robert setzte nicht den mindesten Zweifel in die Echtheit von seines Vaters herzlichem, gemüthlichem Benehmen, warf seine ziemlich stolze und doch ängstliche Zurückhaltung ab und ließ sich mit dem Alten in ein Gespräch über seine eigenen Absichten und Aussichten ein.

„Und wo hast Du denn Deinen Heerd aufgeschlagen, Robert?“ fragte der Alte; „wo willst Du nun wohnen? Du wirst Dir natürlich eine eigene Wirthschaft einrichten wollen?“ setzte er ernsthaft hinzu.

„Ei gewiß — ich denke wenigstens, lieber Vater,“ versetzte Robert heiter; „können Sie mir keine Wohnung empfehlen?“

„O ja, — draußen in der neuen Gartenstraße ist ein wunderschönes Haus zu vermiethen — zwei Stockwerke mit elf Zimmerchen und einem großen Salon, sammt Stallung, Remise und Garten,“ erwiederte der Vater. „Das ganze Haus ist prachtvoll möblirt und beinahe noch neu. Es gehört dem Obersten v. Dalberg, der als Generalmajor nach W. versetzt worden ist und ist vielleicht um 500 Thaler zu miethen — wenn es Dir nicht zu klein ist. Graf Lersen hat den Winter über darin gewohnt! Hier, meine Liebe, ist nachträglich auch ein kleines Hochzeitsgeschenk von mir!“ setzte Jakob hinzu und überreichte mit ausnehmender Grazie und Höflichkeit einen Kassenschein von 25 Thalern, welchen er mit großer Ostentation aus seiner Brieftasche genommen hatte, während er dem jungen Paare eine Wohnung anempfahl. Karl schien innerlich seelenvergnügt über die Ironie seines Vaters, verwandte aber kein Auge von seiner Zeitung, außer in dem Augenblicke, wo Jakob Elisen den Kassenschein überreichte, Karl dagegen nicht den Betrag desselben zu unterscheiden vermochte und daher aus des Bruders freudestrahlenden Zügen halbwegs argwöhnte, Papa könnte bei dieser Gelegenheit zu einer ungewöhnlichen Regung von Freigebigkeit hingerissen worden seyn. Robert mochte ein Gleiches vermuthen und dankte seinem Vater warm; Elise aber fühlte sich unbehaglich und beengt und war froh, als die Stutzuhr auf der Kommode endlich drei Uhr schlug und Jakob Branstrupp und Karl sich anschickten, wieder in's Comptoir hinunter zu gehen.

„Laß mich's wissen, wo Du Dich einmiethest, Robert,“ sagte der Vater. „Hoffentlich besucht Ihr uns auch von Zeit zu Zeit, denn ich bin kein Freund von Familienzwistigkeiten, das weißt Du; — guten Tag!“ und mit einigen eilenden, aber anscheinend äußerst herzlichen Händedrücken begleitete der Alte seinen jüngern Sohn und seine Schwiegertochter bis vor die Hausthüre; Karl nickte seinem Bruder kalt und schweigend zu und würdigte Elisen keines Blickes; dann lief er so eilig nach dem Comptoir, als ob ihn die dringendsten Geschäfte dahin riefen.

Als Robert und Elise einige hundert Schritte von Jakob Branstrupp's Hause entfernt waren, flüsterte Elise: „Es war nur ein Fünfundzwanzigthalerschein, Robert!“

Der junge Ehemann blickte einen Moment verdutzt darein, dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Meiner Treu!“ rief er, „das hätte ich ja erwarten können! Aber sey nur ruhig, meine Liebe! wir werden uns schon durchschlagen können! Als Kaufmann kann ich mein Glück nicht versuchen, denn dazu fehlen mir Lust, Erfahrung und Mittel; aber ich will Daguerreotypist, Photograph, Portraitmaler werden — ich will mich keiner ehrlichen Arbeit schämen. Laß uns nun einmal nach der kleinen Wohnung in der Vorstadt sehen, welche wir im heutigen Tagblatt ausgeboten lasen. — Sie würde für unsere Verhältnisse ganz passen!“

„Ja, laß uns hingehen!“ erwiederte Elise; „die paar Stübchen werden uns genügen und ich will darin so glücklich seyn, wie eine Königin, Robert!“ Und sie schritt so wohlgemuth und rüstig aus, als ob ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. Elise war in der That froh, daß keinerlei Abhängigkeit von ihrem Oheim ihr das neue Leben vergälle. Lieber arm und unab-

hängig und frei seyn, als in einer sklavischen Ueppigkeit oder in einer üppigen Sklaverei leben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein altes, seltenes Buch — schreibt die Berliner „Zeit“ — ist uns durch Zufall zu Händen gekommen: „Der gerade Weg zum langen Leben,“ von Dr. Venner, einem Zeitgenossen Shakespeare's, aus dem wir ersehen, daß die damalige Zeit nicht nur reich an Männern war, die sich des Geistes und Witzes, sondern auch eines gesunden Appetits erfreuten. In dem Werke werden nämlich die Grundsätze der Diätetik weitläufig berührt, nach welcher man damals lebte und leben sollte. Als ein leichtes Frühstück für schwache Magen empfiehlt der Autor ein paar hartgesottene Eier mit Sauce, einigen Pfefferkörnern, dazu Brod und Butter und einen „guten Schluck“ rothen Franzwein. Auch sey ein „guter Zug“ weißer oder Rheinwein oder ein Krug Porter Morgens nüchtern im Allgemeinen sehr gesund. Als goldener Spruch wird empfohlen: „Wenn du speisest, denke nicht nach, sondern kaue!“ Fisch und Fleisch sollen nicht bei derselben Mahlzeit genossen werden; sie vertragen sich nicht mit einander. Wasser als Getränk verwirft der vortreffliche Doktor gänzlich; es sey nur für Leute in heißen Ländern nützlich. Auch auf Obstweine ist er nicht gut zu sprechen und würde, wenn er jetzt noch lebte, mit Hrn. Petsch in gewaltigen Konflikt gerathen. Shakespeare's Fallstaff gibt ihm Gelegenheit, über den „Sekt“ zu sprechen. Er sey heiß und dünn, theile daher dem Körper schnell Wärme mit und eigne sich daher vorzüglich für „alte und dicke Personen;“ daß Fallstaff aber nur für einen halben Penny Brod dazu genoß, war gefehlt; man solle ihn nur mit vielen und schweren Speisen genießen. Was aber werden unsere Mäßigkeitsapostel dazu sagen, daß der Doktor „gebrannte Wasser“ empfiehlt, die das Leben erhalten und das Alter zurückschrecken?!

Zur Tagesgeschichte der Berliner Miethserhöhungen hat ein neuer Hausherr in der alten Jakobsstraße einen Beitrag geliefert, der neben seiner Schattenseite für die gesteigerten Miether doch auch einen komischen Anstrich hat. Der neue Hausherr war durch den Tod seines Vaters in den Besitz des Hauses gekommen und als Vorwand der von ihm sofort angekündigten Miethssteigerung machte er geltend: sein Vater habe ihm das Versprechen, sämmtliche Hausmiethen zu erhöhen, auf dem Krankenbette abgenommen. Es erinnert diese Berliner Anekdote an jenen treuen Diener, der einem Neffen die Botschaft von dem Tode seines reichen Oheims brachte und schluchzend sagte: „Die letzten Worte Ihres Hrn. Onkels waren, daß Sie als Universalerbe doch ja nicht vergessen möchten, mir 2000 Thlr. für meine treuen Dienste auszuzahlen!“

Pyrmont verdankte seinem Mineralwasser in früheren Zeiten einen so großen Ruf, daß im Jahre 1556 dort über 10,000 Kranke aus allen Ländern Europa's versammelt waren. Man hatte aber auch soü bertriebene Erfolge von diesem Brunnen, daß sich (nach einer alten Chronik) alte Frauen dorthin begaben, in der Hoffnung, wieder jung zu werden. Damals erließ der Besitzer dieser Quellen, ein Graf von Waldeck, Badgesetze in deutscher und lateinischer Sprache; das erste dieser Gesetze befahl: „dem Brunnen keine göttliche Ehre zu erweisen.“

Die seit einigen Monaten mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vermählte Prinzeß Royal von England hat eine soziale Neuerung eingeführt: eine Livree für ihre weibliche Dienerschaft. Diese muß am Morgen in schwarzen Kleidern, weißen Schürzen und Hauben und am Nachmittag in braunen Kleidern erscheinen. Eine Kleiderordnung für die Dienstboten könnte auch in andern Kreisen keineswegs schaden.

Zweisylbige Charade.

Die erste ist nicht leicht,
Die zweite unverzagt.
Schon vor der Zeit erbleicht
Der, den das Ganze plagt.

Homonyme.

Ich ernähre das Vieh,
Doch als Baum thu' ich's nie.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 61:
Grabschrift.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Dienstag, 25. Mai 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung, welche sich die beiden jungen Ehegatten miethheten, lag ganz auf dem äußersten Saum der Vorstadt zwischen Gärten; die Aussicht war sehr schön und der Garten am Hause machte den Aufenthalt noch weit angenehmer. Zwei Stübchen im Erdgeschoße wurden zum Wohn- und Robert's Studirzimmer eingerichtet, im oberen Stockwerk war ein Besuch- und ein Schlafzimmer; die Küche und die Schlafkammer für die Magd lagen im Souterrain. An Robert's Stübchen stieß eine hübsche grüne Laube von Gaisblatt und wilden Reben; Epheu bekleidete die Wände und hing in grünen Festons an seinem Fenster herunter und in einem kleinen Anbau hatte er seine Camera obscura und seine übrigen photographischen Apparate aufgestellt. Im Wohnzimmer standen Robert's Piano und die hübschen Statuetten, die er Elisen geschenkt hatte. Auf der azurblauen Tapete hoben sich die paar hübschen Oelgemälde gut ab, die er nach und nach von den befreundeten Künstlern erworben hatte. — Alles war einfach und anspruchlos, aber unbeschreiblich traulich und behaglich. Robert ging mehrere Monate lang gar nicht ohne Elisen aus dem Hause; er vernachlässigte seine Bekannten im Kaffeehaus und der Ressource; er lebte nur für und mit seiner herzigen Elise. Bei Tage übte er sich im Photographiren und Malen; natürlich war Elise sein hauptsächlichstes Modell und mußte sich nur von Zeit zu Zeit durch ein paar hübsche Kinderköpfe in der Nachbarschaft ablösen lassen. In der Abenddämmerung gingen die beiden Gatten dann mit einander spazieren und Abends lasen oder musizirten sie mit einander, oder Robert las wohl auch allein vor, während Elise nähte, denn in einer so improvisirten Haushaltung gab es gar vielerlei zu thun und die Arbeit war dem hübschen jungen Weibchen ein Zeitvertreib. Man hätte kaum ein glücklicheres Paar treffen können und daß Bruder Karl wegblieb, war vielleicht nur um so besser. Herr Jakob Branstrupp war ein Mal Sonntags Mittags vor zwölf zu einem zeremoniösen Besuch gekommen und hatte das ganze Häuschen eingesehen und mit seinem stereotypen wohlwollenden Lächeln behauptet: sein Sohn und seine Schwiegertochter seyen doch eigentlich recht zu beneiden, denn sie wohnten wie ein paar Turteltäubchen ganz allerliebst, gleichsam in einem wahren Paradiese; da habe er es in seiner düsteren, lärmenden Fahrgasse weitaus nicht so gut. Man fühle sich ordentlich veranlaßt, bei ihnen zu bleiben.

„Das käme ja nur auf Sie an, lieber Oheim!" sagte Elise lächelnd. „Ziehen Sie sich vom Geschäft zurück und bauen Sie sich hier ein Landhaus in des Nachbars Garten; dann sind Sie uns nahe und ich kann Ihnen vielleicht wieder die Wirthschaft führen!"

Herr Jakob Branstrupp seufzte und meinte: „Das wäre Alles recht schön: aber es geht nicht, meine liebe Kleine; ich bin noch so rüstig und zu sehr an die Arbeit gewöhnt, um mich zur Ruhe zu setzen; ich muß noch arbeiten, damit Ihr behaglicher leben könnt. Aber kommt Zeit, kommt Rath!"

Seither war er nicht wieder gekommen und Robert und Elise hatten ihn nur ein Mal wiedergesehen, als sie am Neujahrsmorgen in die Stadt gegangen waren, um ihm zu gratuliren. Er hatte sie mit jenem feierlich andächtigen Gesicht empfangen, womit er bei dieser Gelegenheit immer sein zahlreiches Comptoirpersonal zum Neujahrsgruße aufzunehmen pflegte, hatte sie dann mit einem salbungsvollen Glückwunsche entlassen und sich mit der Ecke seines Taschentuchs die Augen gewischt.

Einige Tage später saßen Robert und Elise am Abend wieder am runden Tischchen neben dem Ofen beisammen — er las aus einem neuen Werke vor und sie strickte. Da legte Robert endlich das Buch hin und meinte: „Apropos, Elise, die halbjährliche Rate der Sustentation von meinem Vater ist beinahe seit Monatsfrist fällig. Es ist das erste Mal, daß ich den Verfalltag versäumt habe und Wormser schickt mir auch das Geld nicht; da will ich denn morgen in der Frühe gleich in die Stadt und mir mein Geld erheben!"

Elise meinte, dies sey ganz vernünftig, wobei sie lächelnd einen kleinen Kissenüberzug zwischen sich und die Lampe hielt, um ihr Erröthen zu verbergen. In der That herrschte schon seit einigen Wochen in ihrer Haushaltung große Ebbe und die erwartete Fluth, welche jener entsprechen sollte, war ausgeblieben.

Am andern Morgen ging Robert in die Stadt und machte Herrn Wormser, welcher der Bankier seines Vaters war, die Aufwartung, um sich von ihm die halbjährige Rate seines Gehalts zu holen. Der Bankier empfing ihn mit einem steifen Bückling und meinte, als Robert sein Anliegen vorbrachte, er habe von seinem geehrten Freunde Branstrupp keine weitere Weisung erhalten, die sechshundert Thaler auszubezahlen; vielmehr sey er, nach einer Aeußerung seines achtbaren Freundes, der Ansicht gewesen, die Auszahlung dieses Jahresgehaltes solle vom Tage von Robert's Verheirathung an aufhören und diese Bedingung sey nun eingetreten, weßhalb er um die Erlaubniß bitte, seinem jungen Freunde noch nachträglich zu seiner Verheirathung gratuliren zu dürfen.

In unsäglicher Bestürzung und Verlegenheit und auf eine empfindliche Weise gedemüthigt, kehrte Robert nach Hause zurück und machte sein Weibchen mit dem Ergebniß seines Morgenausganges bekannt. Elise ward ebenfalls bestürzt und Thränen traten ihr in die klaren Augen. „Dann haben wir also Nichts, gar Nichts, wovon wir leben könnten?" fragte sie. „Er hat also seine Hand ganz von uns abgezogen? Und gerade jetzt, wo wir so viele Rechnungen zu berichtigen und noch einen großen Theil unserer häuslichen Einrichtung zu bezahlen haben? Was sollen wir beginnen, Robert?"

Der arme Mann ging etliche Male ganz verwirrt und stumm und niedergeschlagen im Zimmer auf und ab und eine derartige Entmuthigung war einem Manne wohl zu verzeihen, welcher sich plötzlich seines gesammten Vermögens beraubt und in die größten Sorgen verwickelt sieht. Es war ein sehr geringer Grad von Selbstvertrauen, mit welchem er endlich sagte: „Sey außer Sorgen, Elise! ich will's nun mit dem Photographiren versuchen; heutzutage will ja Jedermann sein Bild haben, da kann mir's bei meinen vielen Bekannten nicht an Beschäftigung fehlen!"

„Aber wer wird hier herauskommen, so weit vom Mittelpunkt der Stadt, um sich hier portraitiren zu lassen?" fragte die junge Frau mit einem Blick des Bedauerns auf ihre hübsche Wohnung.

„Hier heraus werden freilich nur Wenige zu diesem Behufe kommen, liebes Kind, aber höre mich nur geduldig an. Ich habe mir schon einen guten Plan ausgedacht, aber Du mußt mir ihn ausführen helfen. Ich werde mir ein passendes Lokal in der Stadt wählen, dann gehe ich Morgens hinein und komme Abends wieder heraus!"

„Nein, mein lieber Robert, daraus wird Nichts!" erwiederte Elise mit wehmüthigem Kopfschütteln. „Du würdest dann den ganzen Tag fort seyn. Ich muß immer in Deiner Nähe bleiben. Und zweierlei Lokale wären neben allen andern Unbequemlichkeiten auch mit doppelten Kosten verbunden. Wir müssen eine Wohnung nehmen, wo wir beisammen bleiben können!"

Robert küßte sie und sagte: „Das ist mir freilich weitaus das Liebste; es thut mir jedoch um Deinetwillen leid, daß wir diese schöne Wohnung verlassen müssen."

„Wir müssen aber, Robert, und in das Unabwendbare muß man sich fügen!" erwiederte Elise. Wie oft überwältigt das kleine Wort „muß" Neigung, Wahl und Wunsch.

(Fortsetzung folgt.)

Rosaura von Montalbon.

Als Ferdinand aus dem Hause der Medici den Thron zu Florenz bestieg, geschah es, daß eine Dame, deren Gesicht von einer Larve in Gestalt eines Todtenkopfes bedeckt war, vor dem obersten Tribunal stand und des Urtheils wartete.

Den übrigen Körper umhüllte ein langer, bis zur Ferse herabwallender Mantel, dessen Kappe bis zur Stirn heruntergezogen war; der Anblick, den sie darbot, war schaudererregend; die schreckhafte Larve und die Todtenhülle, die sie bedeckte, brachte eine nicht zu beschreibende Wirkung hervor.

Rosaura von Montalbon heißt diese Dame, die zum vierten Male vor dem Tribunal steht; zum vierten Mal angeklagt eines Vergehens, das auf wunderbare Weise sich selbst vertheidigt.

Worin bestand diese Anklage?

Einfach darin, daß Rosaura von Montalbon — zu schön sey!

So schön, daß wenn sie des Morgens am Fenster sitzt, das Volk auf der Gasse zusammenströmt und die Wagen und Sänften in ihrem Wege hindert, daß die Kaufleute ihre Waaren, die fürstlichen Offiziere und Beamten ihre Amtspflicht vergessen und stundenlang nur sie betrachten.

So schön, daß wenn sie ausgeht, um Seidenwaaren und Juwelen einzukaufen, die Kaufleute für diese keine Bezahlung nehmen, ihr Hab und Gut der Königin aller Herzen zu Füßen legen. Wessen Gewölbe sie mit ihrem Besuche beehrt, der ist ein zu Grunde gerichteter Mann.

So schön, daß, seitdem sie am rechten Ufer des Arno wohnt, dort eine ganze Reihe von Palästen gebaut wurde, während das linke Ufer immer mehr vernachlässigt wird.

So schön, daß, wenn sie in die prachtvolle Kirche der Santa Maria del Fiore eintritt, die Andächtigen ihre Augen vom Altarbilde abwenden und sich an ihrem Anblicke weiden. Vergessen ist dann die Andacht; statt auf den Knieen Segen und Gnade von Gott zu erflehen, schöpfen sie Fluch und Verdammniß aus dem flammenden Auge dieses Weibes.

Wenn, was nicht selten geschah, die Leiche eines bleichen Jünglings aus dem Arno herausgefischt ward, hatte er sicher für Rosauren geschwärmt und ward von ihrer Kälte bewogen, sich ein Leid anzuthun; wenn die Wächter während der Nacht in den finsteren Gassen auf die erstarrte Leiche eines reich gekleideten Ritters stießen, wußte Jedermann, daß er für Rosauren starb, daß er für einen Blick der holden Dame sein Leben opferte.

Einst herrschte große Hungersnoth in der Stadt; die Aufregung des Volkes, das kein Brod hatte, wuchs immer mehr, endlich brach seine Wuth los und unter fürchterlichem Geschrei drang es in den Palast Montalbon, dessen Herrin sich in Milch badete, die Blumen ihres Gartens mit süßem Wein begießen ließ und täglich Mahlzeiten gab, während anderswo der Hunger wüthete und unzählige Opfer hinwegraffte. Als die aufgeregte Masse schon das Thor des Palastes eingebrochen und das Gesinde gemordet hatte, in dieser entscheidenden Minute trat Rosaura, das goldene Haar halb aufgelöst und in der Hand einen diamantenen Fächer, mit dem sie sich zierlich die drückende Luft abwehte, unter die wogende Menge. Das Volk verstummte, die Rädelsführer küßten nach der Reihe den Saum ihres Gewandes und Alle entfernten sich ruhig mit Freude strahlendem Gesichte. Das Volk schrie nach Brod, Rosaura warf ihm ein huldreiches Lächeln zu und es war zufrieden.

Dreimal wurde sie von erbitterten Vätern, deren Söhne ihren Reizen zum Opfer fielen, angeklagt.

Dreimal wurde sie angeklagt, daß sie zu schön sey!

Die Richter hörten die Klage an, ließen die Sünderin vor sich führen und überzeugten sich von der Wahrheit der Anklage.

Doch selbst die erbittertste Anklage war dem Thatbestand gegenüber noch zu gelinde. Rosaura war viel schöner als sie von ihren Anklägern geschildert wurde.

Zweimal antworteten die Richter: „Die Anklage ist wahr, das Laster ist wahr, die Angeklagte sey freigesprochen!"

Zur Anklage war ihre Schönheit groß genug, doch noch größer zur Vertheidigung und Freisprechung. Wenn sie den Richtern ihr Antlitz zuwendete, vergaßen sie die Anklage; wenn sie weinte, schwuren sie hoch und theuer, daß die Angeklagte unschuldig sey; wenn sie lächelte, waren sie bereit, sich selbst für schuldig zu erklären.

Doch zum dritten Mal angeklagt, war ihr Verbrechen schon sehr groß. Der großherzogliche Schatzmeister hatte die Schätze des Landes gestohlen und nachdem er sie an Rosaura vergeudet, sich selbst getödtet.

Jetzt hatte die Gnade ihr Ende erreicht. Der Holden ward mit Stimmenmehrheit das Urtheil gesprochen, daß sie aus Florenz auf ewig verbannt und ihr schöner Leib gebrandmarkt werde.

Vor dem berüchtigten Palazzo Pitti wurde der Pranger aufgestellt, auf welchem die Strafe vollzogen werden sollte. Das Volk füllte den Platz bis zum Erdrücken und die Dächer der Häuser, von denen man das ganze Schauspiel übersehen konnte, waren bedeckt mit Neugierigen.

Hierher wurde das schöne Weib gebracht, der Henker nahm das glühende Brandeisen in die Hand, mit der andern entblößte er ihre Schultern.

Und als er die glatte, schneeweiße Schulter vor seinen Augen sah, da vergaß er, daß er Scharfrichter sey und drückte statt des glühenden Eisens seine heißen Lippen auf sie.

Diese Selbstvergessenheit mußte der Scharfrichter

mit seinem Leben büßen, doch Rosaura wurde dadurch befreit, denn es fand sich Keiner, der das grausame Urtheil, die blendend weißen, runden Schultern zu verstümmeln, vollziehen wollte. Dies Wunder kam zu den Ohren des Großherzogs. Cosimo war damals schon hoch bei Jahren und deßhalb zur Gnade geneigt und als man ihm seinem Wunsche gemäß die Holde vorführte, erließ er ihr jedwede Strafe.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wissen Sie, wie man in Nordamerika die Hasen fängt? — Man fängt die Hasen in Nordamerika im Winter, zur Nachtzeit; es muß aber sehr kalt seyn. Man nimmt eine Laterne, thut ein brennendes Licht hinein und geht damit hinaus auf ein Feld, wo viele Hasen sind. Dort setzt man die Laterne auf den Boden und versteckt sich hinter einen Busch. Die Hasen, die das Licht sehen, denken bei sich: „Schock Schwerenoth, wo kommt denn die Laterne her?" und schleichen neugierig näher. Sie setzen sich im Kreise herum und gucken in das Licht. Von dem unverwandten Hinsehen gehen ihnen die Augen bald über; die Thränen laufen auf den Boden herab und sie frieren fest. Wenn sie festgefroren sind, tritt man vor, bricht sie ab und steckt sie in die Jagdtasche.

Als Benjamin Franklin als Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris lebte, schrieb ihm seine Tochter, Mrs. Bache, einmal um einige Stücke Spitzen und um Federn (zum Kopfputz). Er aber schlug ihr Beides rundweg ab und setzte folgende charakteristischen Worte hinzu: „Wenn Du Manschetten von Kammertuch trägst wie ich und nicht dafür sorgst, daß die Löcher daran geflickt werden, so werden sie sich in kurzer Zeit in Spitzen verwandeln; und Federn, mein liebes Kind, kann man in Amerika nach Belieben jedem Truthahn aus dem Schwanze raufen!"

(Vier Blicke.) Wenn eine Dame, wir sprechen von einer solchen, die im vollen Sinne der vornehmen Welt eine solche ist, ihren Hut aufgesetzt und ihre Handschuhe angezogen hat und eben den Sonnenschirm nehmen will, so geht sie, sagt man, noch ein Mal nach dem Spiegel und wirft einen langen vielsagenden Blick hinein. Wir fragten deßhalb einmal eine schöne liebenswürdige Gräfin, ob dies wahr sey und sie war so freundlich uns zu erwiedern: „Ja wohl, das ist wahr, aber nicht die volle Wahrheit. Diese besteht darin, daß wir vier Blicke in den Spiegel werfen. Kein Frauenzimmer ist mit einem zufrieden. Der erste Blick gilt uns selbst, das ist nicht mehr als billig, der zweite gilt unserm Manne, ob wir ihm gefallen werden, das ist in der Ordnung, der dritte gilt unsern Freunden, das ist großmüthig und der letzte ist für unsere Nebenbuhlerinnen, das liegt in der menschlichen Natur. Wenn mir der letzte Blick genügt, dann weiß ich, ist Alles recht und ich kann beruhigt ausgehen."

Man schreibt aus Berlin: Ein kleiner, kecker Jobber, der — noch vor Kurzem Kommis in einem Waarengeschäft — sich zu Höherem berufen fühlte und gegen Erlegung von drei Thalern als „Bankier" die Börse besuchte, hatte sich schnell unter seinen Kollegen in der „Coulisse" einige hundert Thaler zusammen geschlagen. Stolz trat er nun eines Tages, die erworbenen Differenzen in der Tasche, an einen ältlichen Herrn mit der Frage heran: „Können Sie mir nicht sagen, wo man sich die besten eisernen Geldschränke kauft?" Der Angeredete sah sich den Patron an und erwiederte lächelnd: „Wollen Sie nicht bis zum Ultimo warten? Sie werden dann mit einem — Porte-Monnaie auskommen."

Ein Irländer erzählt von einem seiner Verwandten, welcher gehangen worden war: er sey an einer öffentlichen Produktion an gespanntem Seil gestorben.

Zweisylbige Charade.

Die erste hat kein gros Gewicht,
Die zweite hat der Dummkopf nicht;
Der, den das Ganze lenkt,
Nicht sehr vernünftig denkt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in No. 62:
Schwermuth.

Auflösung der Homonyme in No. 62:
Weide.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Freitag, 28. Mai 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Der Wohnungswechsel ging also vor sich, jedoch nicht ohne daß einige Worte des Bedauerns geäußert und noch mehr zurückgehalten und verschwiegen wurden. Ihre neue Wohnung lag in einer engen, geräuschvollen Straße, worin von früh bis spät ein unaufhörliches Menschengedränge herrschte; ein kleiner Schild und ein großer Rahmen mit Glas, unter welchem ein Dutzend photographische Bilder auf Metall und Papier zur Schau gestellt waren, verkündeten dem Strom der Vorübergehenden, daß ein Photograph hier seine Residenz aufgeschlagen hatte. Elise bemerkte von ihrem Fenster aus, daß eine Menge Leute vor dem Rahmen mit den Portraits stehen blieben und sie beschauten; auch sah sie einen Monat lang im Tagblatt und in einigen Zeitungen die Anzeigen, durch welche Robert dem Publikum seine Dienste anbot; allein dennoch vergingen beinahe vierzehn Täge, bevor ein Kunde sich einfand, der sein Bild aufnehmen lassen wollte. Mittlerweile hatte Robert den Postbriefträger, die hübsche Putzmacherin gegenüber, den dicken Spezereikrämer im Erdgeschoß und mehrere andere „öffentliche Charaktere" photographirt, allein ohne sonderlichen Erfolg. Einige Freunde Robert's kamen zwar auch von Zeit zu Zeit, rauchten eine Menge seiner Cigarren, wurden „frei, gratis, umsonst" mehrfach aufgenommen und waren unerschöpflich in gutem Rath und in Betheuerungen ihrer Bereitwilligkeit, allein dies konnte nicht als gewinnbringende Spekulation betrachtet werden. Seinen ersten Louisd'or, den er mit dieser Arbeit verdiente, nahm Robert von seinem Vater ein, der ihm sitzen und wie ein anderer Mann bezahlen wollte. Der alte Branstrupp gab sich den Anschein, als glaube er, es gehe seinem Sohne ganz vorzüglich. „Ich habe beim Hereingehen eine Menge Leute vor Deiner Thüre stehen sehen, Robert," sagte er mit seinem routinirten Lächeln; „vermuthlich warten sie, bis Du sie vornehmen kannst!"

„Ich glaube kaum, daß es Kunden von mir seyn werden, Vater!" erwiederte Robert mit seinem leichtfertigen Lachen. „Sie sind in der That der erste Kunde, der bezahlt!"

„Aber Du hast wenigstens Dein Geschäft sehr anständig eröffnet, Robert," meinte der Alte; „es steht Alles sehr respektabel aus und Anständigkeit und Achtbarkeit sind die Hauptsache in der Welt — merke Dir das. Ich bin überzeugt, Du hast an Elisen auch eine vorzügliche Hausfrau gefunden; sie hat bei mir Sparsamkeit erlernen können; denn ich habe niemals Verschwendung in meinem Hause geduldet. Wie geht es ihr jetzt?"

„Nicht zum Besten, Vater! Aber wollen Sie nicht nachher ein wenig in's Wohnzimmer treten und sie besuchen? Es wird sie gewiß freuen!"

Jakob Branstrupp trat bei seiner Schwiegertochter ein, begrüßte sie freundlich, unterhielt sich mit ihr ein Viertelstündchen auf ganz väterliche Art, spielte pathetisch auf das nahe bevorstehende Ereigniß an, wodurch sie ihm die Würde eines Großvaters verleihen wolle, rieth ihr, sich doch ja recht zu schonen und zu pflegen und schied dann, ein leuchtendes Beispiel väterlicher Wohlanständigkeit, ohne daß sein Sohn weder Muth noch Zeit gefunden hätte, mit dem Vater über die Entziehung seines Jahresgehaltes zu sprechen und ihm die Bedrängniß zu schildern, in welche ihn dieselbe gerade jetzt versetzte. Jakob ahnte ungefähr, was Robert ihm hatte sagen wollen, wich ihm aber geschickt aus; er wollte es, um des Anstandes willen, nicht zu einem offenen Bruch mit seinem Sohne kommen lassen; allein sein Herz war damals so bitter gegen Robert, daß er ihn mit Wollust hätte Hungers sterben sehen können.

4.

Vier weitere Monate waren seit diesem Tage vergangen und der kalte Winter hatte die Erde bereits wieder in Fesseln geschlagen, als Elise eines Söhnchens genas. Schon vor diesem Ereigniß waren Mangel und Entbehrung in Robert's Hause eingekehrt; sein Geschäft als Photograph wollte nicht recht gehen und er hatte sich in mehreren anderen Erwerbsquellen versuchen müssen. Er war unter die — nicht Räuber und Mörder, sondern die — Litteraten gegangen, übersetzte Novellen für das Feuilleton des Tagblatts, den Quartbogen engen Drucks für vier Thaler und zeichnete Karrikaturen für die „Fliegenden Blätter", die ihm besser bezahlt wurden. Die Litteratur und die Presse sind ja in Deutschland das Floß, auf welches sich alle Diejenigen retten, welche in den übrigen Berufsfächern Schiffbruch gelitten haben! So brachte Robert sich und Elisen mit knapper Noth durch, denn auch hierin fand er nicht andauernd, sondern nur sporadisch Beschäftigung. Aber Elise und er waren trotzdem unter solchen Umständen verhältnißmäßig sehr heiter und genügsam. Nur als Robert Vater geworden war und neue Ausgaben in Aussicht sah, erinnerte er sich wieder, um wie Vieles leichter und behaglicher er leben könnte, wenn er noch eine Unterstützung von seinem reichen Vater dazu bekäme und er beschloß, den Vater um eine solche in Gestalt eines kleinen Jahresgehaltes anzugehen. In dieser Absicht begab er sich eines Morgens nach dem Comptoir des alten Branstrupp. Karl war anwesend und empfing seinen Bruder mit zeremoniöser Geringschätzung; als jedoch Robert mit seinem Anliegen herausrückte und der Vater schon zur Nachgiebigkeit geneigt schien, fiel Karl mit Hohn und Vorwürfen und Drohungen dazwischen und es entspann sich ein Wortwechsel, welcher damit endete, daß dem jüngern Bruder verboten wurde, jemals die Schwelle seines Vaters wieder zu betreten. Robert schüttelte den Staub von den Füßen und ging, im tiefsten Innern verwundet nach Hause.

Am Abend dieses Tages saßen Jakob und sein ältester Sohn länger als gewöhnlich nach dem Abendbrod bei einer Flasche Wein, — nicht etwa, als ob Einer von ihnen getrunken hätte, denn sie waren Beide sehr mäßige Leute; aber es war, als liege Jedem von ihnen an diesem Abend Etwas schwer auf der Seele. Jakob war von dem Auftritte im Comptoir sehr angegriffen worden und auf seinem Gesicht lag noch immer ein düsterer, ängstlicher Ausdruck; er schien zerstreut und fuhr sich oft mit der Hand an die Stirne; er hatte Schwindel und auf seinem Hirn lag ein unbehaglicher Druck. Karl dagegen war so tief in Gedanken, daß er gar Nichts davon bemerkte. Endlich stand der Alte mühsam auf und wankte zum Ofen, gegen den er sich lehnte. Als er jedoch zu reden anhub, war seine Sprache undeutlich und schleppend; unverkennbar wirkte irgend ein ungewöhnlicher fremder Einfluß auf ihn ein.

„Wir hätten ihm die armseligen sechshundert Thaler wohl geben können, Karl," hub er an und legte einen ängstlichen bittenden Ton in diese Rede. „Als Jahresgehalt für einen Mann mit Weib und Kind ist es ja sehr wenig und uns hätte es nicht wehe gethan!" Ein kaltes Hohnlächeln verzerrte Karl's Lippen, aber er rührte sich nicht und blickte nicht auf. Jakob fuhr in demselben Tone fort: „Ich denke, wir geben Wormser den Auftrag, ihm monatlich fünfzig Thaler auszubezahlen; Robert schien heute ganz entmuthigt: Elise ist krank und das Kind will doch auch verpflegt seyn. Glaubst Du, daß Mayer noch unten im Comptoir ist?"

Karl fuhr auf. Mayer war des Vaters vertrauter Kommis und Buchhalter — ein Mann, welcher es von jeher gut mit Robert gemeint hatte. — „Warte nur bis morgen, Vater! überlege Dir die Sache noch besser!"

Jakob machte einen oder zwei Schritte vorwärts, streckte plötzlich die Hand aus, versuchte Etwas zu sagen und brach, von einem Schlagflusse getroffen, zusammen und fiel auf den Boden nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Rosaura von Montalbon.

(Schluß.)

Rosaura von Montalbon konnte fortan ungestraft schön seyn. Niemand wagte es, irgend eine Klage wider sie zu erheben; Niemand wagte es, die blitzenden Augen, ihre lächelnden, rothen Lippen, die verführenden Grübchen ihres Rosenantlitzes, ihr berauschendes Lächeln anzuklagen.

Doch bald darauf starb Cosmo; ihm folgte Ferdinand.

Ferdinand war noch jung, als er den Thron bestieg, er zählte kaum zwölf Jahre. Schon in zarter Jugend wurde er mit Lorenzo Frascati bekannt, der etwas älter als er, seine volle Gunst

und Freundschaft genoß. Lorenzo wurde Maler, Cosmo Regent; aber dieser vergaß auch dann nicht seines Jugendfreundes; gleich beim Antritte seiner Regierung ließ er ihn von Padua nach seinem Palaste rufen, um mit ihm sein Glück und seine Macht zu theilen.

Lorenzo war wie die meisten Maler ein lustiger, immer gut aufgelegter Jüngling, der durch seine drolligen Einfälle oft die Grillen des Herzogs verscheuchte. Doch plötzlich fing er an ernsthaft, nachdenkend zu werden, die lustigen Scherze blieben aus; der Fürst mußte dafür sorgen, seinen Freund zu erheitern.

Ferdinand ließ am Ufer des Arno eine neue Kapelle errichten und um seinem Freunde eine geistige Beschäftigung zu verschaffen, überließ er es ihm, sie nach seinem Gefallen auszumalen.

Lorenzo war sehr fleißig: vom frühen Morgen bis zum späten Abend blieb er bei der Arbeit und wenn er auch zuweilen ausging, schloß er immer die Thür hinter sich zu, damit Niemand sein Werk sähe, bevor es gänzlich vollendet wäre.

Einst geschah es, daß Lorenzo drei Tage nach einander nicht aus der Kirche kam und auch Niemand zu sich hinein ließ. Seine Gehilfen erzählten dem Herzog, daß er ganz allein ohne Speise und Trank schon drei Tage und drei Nächte in der Kirche zubringe.

Der Großherzog eilte selbst dahin und da er nach mehrmaligem Klopfen keine Antwort erhielt, ließ er die Thür erbrechen.

Aber welch' Wunder! Er blickte umher und überall sah er nur das Bild einer und derselben Frauengestalt, dasselbe Gesicht bei den mit Palmzweigen gegen den Himmel fahrenden Heiligen, wie bei den herablächelnden Engeln, dasselbe Gesicht bei der bußfertigen Madonna am Altarbilde, überall dasselbe zauberische Frauengebilde, — es war Rosauren's Bild.

Der Künstler aber saß in der Kanzel, seinen starren Blick von einem Bilde zum andern wendend; er bemerkte weder den Herzog, noch sein Gefolge, sein Auge hing nur an dem gemalten Phantom seiner erhitzten Phantasie. Er war wahnsinnig und blieb es sein Leben lang.

Der Großherzog ließ den Mörtel von den Mauern abbrechen und die Kapelle neuerdings einweihen; dann wurde sie gesperrt und blieb von nun an Jedem verschlossen.

Der Fürst war noch jung, kaum zwölf Jahre alt; er kannte noch nicht den Zauber, der in den Augen eines Frauenzimmers liegt.

Rosaura von Montalbon wurde jetzt zum vierten Male vor den obersten Richterstuhl gerufen; doch jetzt mußte sie ihr Gesicht in eine Todtenmaske hüllen, denn man fürchtete ihre blauen schimmernden Augen; man fürchtete ihr magisch lächelndes Gesicht.

Bist Du jene Rosaura von Montalbon, die mit ihren verführerischen Reizen Jung und Alt verstrickt? fragte der Richter.

Ja, ich bin es! scholl es dumpf unter der Maske hervor.

Bekennst Du, daß Dein Blick Jeden, der Dich betrachtet, wahnsinnig macht?

Ich bekenne es, antwortete der Todtenkopf, seinen stieren Blick auf den Fragenden heftend.

Kennst Du die Zahl Jener, deren Leben Du vergiftet, deren unglücklichen Tod Du herbeigeführt hast?

Der Todtenkopf schluchzte. Aus den leeren Augenhöhlen stürzten Thränen heraus, doch eine weinende Stimme hallte hohl und dumpf aus der starren Kinnlade hervor.

Rosaura! Dein Urtheil ist gefällt: Dein ganzes Leben lang wirst Du dem Sonnenlichte und den Menschen verschlossen seyn, in einsamer, öder Zelle wirst Du Deine Tage vertrauern. Um aber Deine Kerkermeister oder deren Vorgesetzte mit Deinem zauberischen Blick, mit Deinem dämonischen Lächeln nicht verführen zu können, wirst Du, so lange Du lebst, die Todtenmaske tragen, daß Du nicht Lieben, sondern Grauen und Abscheu erregen sollst bei Jedem, der auf Dich schaut.

Erblaßte Rosaura, als sie dies schreckliche Urtheil hörte? Zuckten ihre Gesichtszüge vor Schmerz und Gram? Bebten ihre Lippen vor Entsetzen? . . . Der Todtenkopf blieb bleich und unbeweglich. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Neunundbreißig Jahre herrschte Ferdinand in Toscana; nach seinem Tode folgte Cosmo III. Dieser erließ bei seiner Thronbesteigung eine allgemeine Amnestie für alle Gefangenen seines Staates.

Damals fand man auch eine verurtheilte Frau, deren Vergehen nur in ihrer zu großen Schönheit bestand. Dazu war sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft und zu der noch peinigenderen Strafe: so lange sie lebe, eine Todtenmaske zu tragen, verurtheilt.

Als man die Maske von ihrem Kopfe nahm, fand man unter ihr ein eben so todtenbleiches Gesicht mit eingefallenen Augen und runzelnder Haut, wie die Maske selbst.

Diese Frau war Rosaura von Montalbon, jene junge Dame, die vor Jahren eine so grausame

Verurtheilung erleiden mußte, „ihrer wunderbaren, seltenen Schönheit wegen!!"

Mannigfaltiges.

Ein Dichter der Gegenwart als Friseur. Daß Kaiser Diokletian seinen Kohl selbst baute, Alphons Karr die Blumengärtnerei als Handelsgeschäft als Leidenschaft betreibt, finden wir sonderbar, doch sonderbarer dürfte wohl erscheinen, was ein Augenzeuge von S. H. Mosenthal, dem Dichter der „Deborah", mittheilt. Derselbe soll nämlich sehr oft, auf Reisen aber stets, seine Frau selbst frisiren und Mosenthal's Verwandte diesen deutschen Dichterzug mit Stolz erzählen. Da eigentlich die Ehe nur eine Vereinigung ist, welche gewissermaßen auf Gegenseitigkeit beruht — so müßte hier die Frau den Dichter jedenfalls doch — barbieren.

Die Glocke, welche im Jahre 1776 die Freiheit und Unabhängigkeit Nordamerika's vom Thurme des Staaten-Hauses in Philadelphia einläutete und noch in demselben hängt, wurde 1753 in Philadelphia gegossen und trägt in der Krone die Worte der Schrift: „Proclaim liberty throughout all the land unto all the inhabitants there of." (Verkünde Freiheit durch das ganze Land und unter allen seinen Bewohnern.)

Man hat statistisch genau nach untrüglichen Quellen berechnet, daß an der Pariser Börse in den letzten fünf Jahren eine Milliarde gewonnen wurde, und diese Summe floß in die Tasche von höchstens vierzig oder fünfzig Personen, die sich auf das Börsen-Schaukelspiel verstanden. Wie viele Hunderte und Hunderte kleiner Kapitalisten wurden aber zu Grunde gerichtet, bis man die obige Summe zusammenbrachte?

Eine sonderbare Industrie. In Brüssel haben sich eine Anzahl junger, eleganter Leute zu einer Vereinigung zusammengethan, die als eine höchst industriöse Unternehmung angesehen werden darf. Ihr Geschäft besteht nämlich darin, daß sie sich täglich zur Zeit, wo die Eisenbahnzüge ankommen, auf die verschiedenen Perrons vertheilen und dort ihr Augenmerk auf ankommende junge schöne Damen richten. Sobald ein so Aufgestellter einer artigen hübschen Person weiblichen Geschlechts ansichtig wird, eilt er auf dieselbe zu um sie als eine erwartete Anverwandte herzlich zu umarmen und zu küssen. Erst nachdem dies geschehen, wird er natürlich sein Versehen gewahr und er zieht sich dann mit tausend Entschuldigungen zurück. So galant und lustig diese Kußindustrie nun aber auch ist, dennoch scheint es, wird die Polizei sie auf die Länge nicht dulden können und die Stammvereinigung auflösen müssen.

In Szegßard in Ungarn tanzten dieser Tage zwei Schornsteinfegergesellen auf einem Dache des des stockhohen Schulgebäudes um die Wette Galopp, da wollte der eine den andern übertreffen und sprang auf die Spitze des hohen Schornsteines, woselbst er sich auf den Kopf stellte und die Füße hoch in die Luft schwenkte; doch sollte die gefährliche Bravour nicht lange dauern, denn der Waghalsige verlor plötzlich das Gleichgewicht und stürzte auf das Dach und von da auf das Straßenpflaster nieder, von wo er, am Kopfe, den Händen und Füßen gräßlich verstümmelt, leblos in's Spital gebracht werden mußte.

Dreisylbige Charade.

Wo mein Erstes unter hohen Linden
Zart, auch weich der Erde ist entkeimt,
Wo die Vöglein reges Leben künden
Und den Bach der Rosenhang umsäumt,
Lag ich einst im Schatten dichter Bäume,
Alles lud zur süßen Ruhe ein,
Bald sank ich in das weite Reich der Träume,
Doch mein Schlummer sollte kurz nur seyn!
Auf fuhr ich mit zürnender Geberde,
Jagt' die beiden letzten in die Flucht,
Die mit ihrer Schwestern großer Heerde
Mich zu ihrem Spielplatz aufgesucht.
Noch stand ich mit zornerglühten Wangen,
Als des Ganzen zauberische Tön'
Jetzt aus duft'gem Rosenstrauche drangen —
Da war's schnell um meinen Grimm gescheh'n;
Sanft ließ ich mich auf das Erste nieder,
Lauschend auf des Ganzen süße Lieder!

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 63:
Leichtsinn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Sonntag, 30. Mai 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde später kam ein athemloser Bote an Robert's Hausthüre und schellte an der Klingel des Photographen. Es war kein Kunde mehr, denn wer wäre so verrückt, sich bei Nacht photographiren lassen zu wollen? allein dennoch ging Robert aus dem Schlafzimmer hinunter, um zu sehen, was es gebe. Dort hörte er denn von dem stämmigen Markthelfer, daß er sogleich in sein Elternhaus kommen solle, weil sein Vater vom Schlage getroffen worden sey und die Nacht kaum überleben werde. Er kehrte auf einen Augenblick zu seiner Frau zurück, hieß sie nicht auf seine Rückkehr warten, da er möglicherweise lange aufgehalten werden könnte, küßte sie und das Kind und folgte sodann dem Markthelfer nach seines Vaters Hause.

Als er in des Vaters Schlafzimmer trat, fand er hier seinen Bruder Karl, den Buchhalter Mayer, einen Arzt und die Haushälterin. Der alte Branstrupp gab sich die größte Mühe, zu sprechen, vermochte aber kein einziges Wort deutlich herauszubringen. Dies dauerte eine Zeitlang an, dann schienen Betäubung und Fühllosigkeit alle seine Geistes- und Körperkräfte zu lähmen und zu erstarren. Der arme Robert hielt eine der schlaffen Hände des Vaters und weinte so bitterlich, als ob sein Vater an ihm so freigebig und liebevoll gehandelt hätte, wie an seinem Bruder Karl, während dieser kalt und ungerührt und phlegmatisch dabeistand. Auch Mayer und die Haushälterin waren tief ergriffen. Der Arzt versuchte alle üblichen Heilmittel ohne Erfolg und gab seine Ansicht mit dem gewohnten Orakeltone seines Fachs preis: Herr Branstrupp könne sich wieder erholen und dann noch Monate, ja Jahre lang leben, vorausgesetzt, daß kein weiterer Schlaganfall eintrete und verhängnißvoll werde. Für den Augenblick sey mit dem Kranken gar Nichts mehr anzufangen, wenn der Patient sich jedoch erhole und wieder zur Besinnung komme, so solle man ihm von der Arznei, die er noch verordnen wolle, einige Tropfen reichen — nur einige wenige Tropfen, höchstens sechs, in Wasser! Damit entfernte sich der Mann der Heilkunde mit dem Bewußtseyn und in der Ueberzeugung, daß er dem Tode sein auserlesenes Opfer nicht mehr entreißen könne.

Jakob war in eine Art Lethargie verfallen, welche offenbar lange anzudauern drohte; daher eilte Robert jetzt nach Hause zurück, um seine Frau zu beruhigen und äußerte gegen Mayer und die Haushälterin, er werde in einer starken Stunde wiederkehren. Mayer legte sich in einem Nebenzimmer auf das Kanapee, um Etwas auszuruhen und die Wirthschafterin ging zu Bette. Karl blieb allein im Schlafzimmer seines Vaters zurück und setzte sich neben sein Bett, um bei ihm zu wachen; es war das erste Mal in seinem Leben, daß ihm ein derartiger Dienst zufiel und die mitternächtliche Stille im Hause drückte unter diesen Umständen auf sein Gemüth wie ein Alp. Dieser Mensch hatte niemals Umgang mit einem guten Gedanken gehabt, aber in einsamen Stunden schlafloser Nächte beschlich ihn meistens eine Anwandlung von dumpfer Furcht. So geschah ihm auch jetzt wieder — ein unerklärliches Grausen erfaßte ihn. Er stand auf, trat zum Fenster, schob den Vorhang bei Seite und stierte in die Nacht hinaus. Hoch über den Häusern der schmalen Fahrgasse spannte sich ein klarer, sternenheller Himmel und die Lichter des Firmaments gossen eine weiche, falbe Dämmerung über die Straße mit ihren dunkeln, räucherichen Häusern; hinter ihm im Stübchen brannte eine Nachtlampe trübe hinter einem grünen Schirm. Auf dem Tischchen, wo sie stand, waren Gläser und verschiedene Me-

dizinfläschchen aufgereiht, leere und halbgeleerte und am Ende derselben stand die Mixtur, welche der Doktor zuletzt verordnet und Klaus, der Markthelfer, eben vorhin erst aus der Löwen-Apotheke gebracht hatte. Karl's Blicke streiften dieses Fläschchen mit der einfachen Signatur; er kehrte sich davon ab, allein wohin er auch blicken mochte — auf den Schirm der Lampe oder auf den schmalen Lichtkreis an der Decke — immer kehrte sein Blick wieder zu diesem Fläschchen zurück. Er wandte sich ab und ging im Stübchen auf und ab; allein ehe er sich's versah, stand er wieder vor dem Fläschchen und las seine Signatur; dann drehte er ihm abermals mit einem Schauder den Rücken, als bebe er vor dem Gedanken zurück, den es ihm eingab, schritt wieder eine Weile im Stübchen auf und ab und trat zum Bette. Er schlug die rothen Vorhänge zurück und blickte auf das graue Haupt, das mit halbgeschlossenen Augen auf den Kissen lag. Karl schauerte zusammen, als ob es ihm eisig durch Mark und Bein liefe, ging dann an die Thüre des Zimmers, worin Mayer lag, griff mit der Hand nach der Thürklinke, prallte zurück und verharrte eine Weile unentschlossen. Ein leises Stöhnen und Wimmern rief ihn wieder an die Seite seines Vaters zurück, der abermals vergebliche Versuche machte, zu sprechen. Karl neigte sein Ohr so nahe wie nur möglich an den Mund des Kranken herab und unterschied die wenigen unzusammenhängenden Worte: „Robert .... Frau .... mein Testament .... Mayer .... Jahresgehalt .... sogleich ....“ Der Alte schien in einer wahren Todesangst, so eilig stieß er diese kaum vernehmlichen Worte aus.

Karl stand einen Augenblick aufrecht und musterte seines Vaters zuckendes Gesicht; dann füllte er ein Trinkglas zur Hälfte mit Wasser und goß in dasselbe einige Tropfen von der Mixtur im letzten Fläschchen. Abermals zögerte er noch einen Augenblick; dann aber goß er eine ziemliche Portion aus dem Fläschchen dazu und brachte dem Alten das Glas an die Lippen. Der Kranke trank das Glas bis zur Neige aus und ließ dann das Haupt, das vom Arme des Sohnes unterstützt wurde, wieder zurücksinken. Karl zog seinen Arm hinweg, trat an's Fenster und schaute mit verstörtem, gespensterhaftem Gesichte in die sternenhelle Nacht hinaus.

Als Robert nach zwei Stunden zurückkehrte, empfing ihn sein Bruder auf der Schwelle des väterlichen Schlafzimmers. Der Vater, sagte er, habe einen neuen Schlaganfall gehabt und sey todt; dann gingen die beiden Brüder mit einander in die Wohnstube.

(Fortsetzung folgt.)

Der dreitägige Ehemann.

Im fünfundvierzigsten Jahre heirathete Herr v. B. ein liebenswürdiges Mädchen von zwanzig Jahren. Drei Tage nach der Trauung kam er Abends auf das Zimmer der jungen Frau, küßte sie mit Zärtlichkeit und versicherte sie seiner innigsten Liebe, doch um diese Liebe zu erhalten, sagte er, ist es nothwendig, daß ich Sie verlasse: unser täglicher Umgang würde uns einander bald zur Last machen und die Flamme unsrer Liebe ersticken. Eins muß sich nach dem andern sehnen, eins dem andern werth und theuer bleiben, keins darf das andere ganz kennen lernen, nur selten müssen wir einander sehen. Zu diesem Ende, meine Liebe, bin ich fest entschlossen, dieses Haus noch diese Nacht mit einem andern zu vertauschen und solches des Jahres nur einmal zu betreten. Sie sollen es allein mit Ihrer weiblichen Bedienung bewohnen. Heute über's Jahr bin ich wieder in Ihrer Gesellschaft, verweile drei Tage an Ihrer Seite und verlasse Sie dann zu derselben Stunde wieder, in der ich mich heute von Ihnen trenne; Sie besuchen mich niemals. Bringt uns das Ungefähr irgendwo zusammen, so begegnen wir einander wie Menschen von Erziehung, von feiner Lebensart, ohne es der Welt merken zu lassen, daß wir Mann und Frau sind.

Die Dame war erstaunt, wollte reden, aber der Gemahl ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen, und fühle es mit Ihnen, daß mein Antrag etwas Auffallendes in sich faßt; wir beide müssen uns einige Gewalt anthun. Sollten Sie, wie ich nicht zweifle, mit Kindern gesegnet werden, so bleiben die weiblichen immer, die männlichen aber nur bis zum siebenten Jahre unter Ihrer Leitung. Leben Sie wohl, bis auf Wiedersehn, heute nach einem Jahre — hier küßte Herr v. B. seine Gemahlin, entfernte sich schnell, sprang in den Wagen und fuhr davon. Die gute Frau wußte nicht, was sie denken sollte; man überredete sie, es für Scherz zu nehmen; doch es war des Gemahls völliger Ernst, er bezog wirklich ein anderes Haus in der Stadt, und Niemand konnte ihn früher zur Rückkehr bringen. Seine Bedienung bestand blos aus Männern, und so viele

Augen ihn auch beobachteten, so sah ihn doch keines in weiblicher Gesellschaft. Seine Gemahlin wagte es, ihm einen Besuch zu machen: er ließ sie recht sehr bitten, sich seiner Worte zu erinnern, und nahm diesen Besuch nicht an. Sie schrieb ihm Briefe, er antwortete ihr nur einmal und zwar mit folgenden Worten:

Meine Theure!

Mein Entschluß ist unabänderlich. Vergebens bemühen Sie sich, mich andern Sinns zu machen. Verlangen Sie Alles, und es soll Ihnen gewährt werden, nur das nicht, daß ich Sie des Jahrs mehr als einmal besuche; ich liebe Sie von ganzem Herzen und wünsche wirklich, daß das Jahr bald zu Ende wäre, um mein Herz gegen Sie reden zu lassen. Sie werden mir immer schätzbarer, theurer, das glauben Sie mir ohne Schwur. Sollten Sie mir noch öfter schreiben wollen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich Ihre Briefe zwar annehmen, auch lesen, aber nicht beantworten werde; ich küsse Sie mit wahrer Zärtlichkeit und bin ewig der Ihrige.

Man versuchte es, ihn durch kluge Freunde von der sonderbaren Grille zu befreien. Aber die Klugheit der Freunde scheiterte an dem Scharfblick des Herrn v. B. Es war nicht möglich, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Von der Liebe zu seiner Gemahlin gab er die stärksten und unverdächtigsten Beweise, er unterhielt einen eigenen Arzt, der sich täglich nach ihrem Befinden erkundigen und ihm davon Nachricht ertheilen mußte. Er überhäufte sie mit Geschenken und überraschte sie mit den ausgesuchtesten Vergnügungen. Doch vermied er sorgfältig jede Gelegenheit, mit ihr zusammen zu kommen. Die Gesellschaften, welche sie besuchte, waren nicht die seinigen, so wie er überhaupt wenig, außer in Geschäften, unter Menschen ging. Mit einem Geistlichen, der sein vertrauter alter Freund war, unterhielt er sich am meisten. Dieser mußte ihm feierlich zusagen, nie der Gemahlin und des Entschlusses, von ihr getrennt zu leben, auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Diesen Geistlichen suchte man zu gewinnen und beredete ihn dahin, daß er gestattete, eine unvermuthete Zusammenkunft der beiden Eheleute in seinem Hause zu veranstalten. Da ein Tag in der Woche bestimmt war, an welchem Herr v. B. bei dem Geistlichen sich sicher einzufinden pflegte, um eine Partie Schach mit ihm zu spielen, so war es leicht, ihn dort zu treffen. Herr v. B. erschien zur gewöhnlichen Abendstunde, der Geistliche und er spielten; als beide mitten im Spiel begriffen waren, läßt sich ein fremder Herr melden. Der Geistliche geht dem Fremden entgegen. Allein dieser kommt ihm zuvor und tritt mit einer verschleierten Dame in's Zimmer. Herr v. B. erkennt den Fremden, der ein Anverwandter von ihm war, nimmt seinen Hut und empfiehlt sich. Nicht doch, sagte der Anverwandte, diese Dame bittet um die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Bei diesen Worten schlägt die Dame ihren Schleier zurück und fällt ihrem Gemahl um den Hals. Dieser schweigt, windet sich los, wirft einen Blick des Unwillens auf den Geistlichen und stürzt zur Thüre hinaus.

Noch in derselben Nacht verließ er die Stadt und begab sich auf eines seiner entferntesten Landgüter, von woher er folgenden Brief an den Geistlichen schrieb: „Wir waren Freunde und sind es nicht mehr; wer mich hintergeht, kann mein Freund nicht seyn, so wenig als ich der seinige. Nach einem halben Jahre hätte ich meine Gattin gesehen und gesprochen. Sie sind schuld daran, wenn sie nun noch ein ganzes Jahr warten muß. Es ist Ihre Pflicht, ihr diese Nachricht zu bringen. Leben Sie wohl."

Was Herr v. B. schrieb, hielt er auch treulich. Erst nach einem vollen Jahre kam er in die Hauptstadt zurück. Abends 10 Uhr hielt er vor dem Hause seiner Gemahlin. Auf den Flügeln der Liebe flog sie ihm entgegen; es war eine Scene des Entzückens, das Ehepaar sich umarmen zu seh'n. Drei Tage lebten sie wie im Elysium; es hatte das Ansehen, als wenn sie erst getraut wären: an eine Wiederentfernung ward nicht gedacht. Am Schlusse des dritten Tages, Abends 10 Uhr, trat Herr v. B. in Reisekleidern auf das Zimmer seiner Gemahlin.

„Die Stunde ist da, daß wir uns trennen, ein Jahr und wir sehen uns wieder."

Die liebende Gattin umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihr Herz und rief: „Ich lasse Dich nicht, — ich lasse Dich nicht, Geliebter!" Sie bat, sie weinte, sie fiel ihm zu seinen Füßen. Ungerührt blieb Herr v. B., klingelte, eines der aufwartenden Mädchen kam.

Sorgt für Eure Gebieterin, sprach er und eilte davon.

Vor dem Hause stand schon der Wagen, in einem Fluge ging es auf das Landgut, wo er wieder ein ganzes Jahr zubrachte.

So trieb es Herr v. B. 11 Jahre lang und würde vielleicht noch länger diese Sonderbarkeit fortgesetzt haben, hätte ihn nicht der Tod hinweggerafft. Er starb plötzlich auf seinem Landgute, hinterließ ein großes Vermögen und zwei Töch-

ter, welche die Freude der Mutter waren. Alle, die ihn kannten, wie auch seine Gemahlin, versicherten, daß er übrigens ein sehr einsichtsvoller Mann gewesen, der mit dem besten Herzen die seltensten Kenntnisse verbunden und eine ungemeine Strenge gegen sich selbst bewiesen hätte. Von Liebe und Ehe hatte er eigene Begriffe und diesen Begriffen mußte man die Anomalie an ihm zuschreiben. Was er einmal für wahr erkannte, wozu er sich nach einer langen Ueberlegung entschloß, darauf beharrte er unerschütterlich und Niemand war im Stande, seiner Denkart und seinem Willen eine andere Wendung zu geben.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz. Auf dem letzten Markte in Weblen (wohlhabendes Dorf in Argau) fuhr ein nobel gekleideter Charlatan in eleganter dreispänniger Chaise an und verkündete ein untrügliches Mittel gegen Zahnweh und alle mögliche Schmerzen. Auf seinem Wagen stehend verkaufte der Wunderdoktor sein Mittel à 1 Fr. und nahm so den gläubigen Marktleuten in ein paar Stunden ca. 700 Fr. ab.

Neue Berufsart. In der „Köln. Ztg.“ wurde jüngst ein Vogelarzt gesucht. Diese neue Vermehrung der Heilkunde wird wohl die Errichtung eines neuen Lehrstuhles der ornithologischen Medizin zur Folge haben.

Gegen die Formatveränderung der „New-Yorker Staatszeitung“ haben unter den zahlreichen Abonnenten drei Schneider protestirt, weil sie das Blatt, um es in seiner jetzigen Form zu lesen, aufschneiden müssen, somit einen großen Makulaturbogen zum Einwickeln verlieren.

Die modernsten Visitenkarten in Paris tragen in der Mitte das photographische Portrait der Person, die den Besuch macht, in der Größe eines Zweigroschenstücks. Noch kleinere Portraits, etwa wie ein Silbergroschen groß, benützt man als Briefoblaten, namentlich für intimere Stadtbillets. Manchen Briefempfänger mag ein solches Portraitsiegel erfreuen; sollte die Mode aber allgemeiner werden, so dürfte manches Portrait aber auch als Schreckbild erscheinen.

Was ist ein Fest der Phantasie? — Wenn Einer kein Mittagsbrod hat und dafür im Kochbuch liest.

Poesie des Abends.

Auf die Welt in goldner Wonne
Streut der Tag die Flammengarben,
Lichtverklärend jedes Gräschen,
Lauter Glanz und lauter Farben!

Um die Welt mit ernstem Schweigen
Breitet Nacht die schwarzen Decken,
Selbst ihr Vollmond kann nur Sehnen
Nach dem Hingeschwund'nen wecken.

Doch der Abend läßt uns schauen
Dunkelheit und Purpurgluthen,
Gibt uns Täuschung und Gewißheit,
Läßt uns glauben und vermuthen.

Seht, aus Tag und Nacht gewoben,
Bilden sich phantast'sche Lichter!
Nacht und Tag sind Prosaisten,
Doch der Abend ist ein Dichter.

Viersylbige Charade.

Durch des Gärtners treues Warten,
Durch ein fleißiges Bemüh'n,
Siehst du in dem Blumengarten
Die ersten Sylben prangend blüh'n.
Die letzten sind vom Himmel dir
Als nützliches Geschenk gegeben;
Wie nöthig ist's dem Menschen hier,
Verschafft Gesundheit ihm und Leben.
Sind die Sylben nun vereint,
Sieh', wie stärkend ist es jetzt;
Wenn als Ganzes es erscheint,
Wird's als Medizin geschätzt.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 64:
Grasmücke.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Dienstag, 1. Juni 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

5.

Die Beerdigung des alten Jakob Branstrupp war vorüber, die Fensterläden wurden wieder geöffnet, die Gardinen in die Höhe gezogen. Karl war nun allein im Hause — Herr, alleiniger Herr in diesem Hause, das jetzt sein Eigenthum. Sein Gesicht war käseweiß, seine Züge starr wie Marmor, sein stieres Auge suchte den Boden. Die Dienstboten in der Küche und die Schröter und Marktbelfer im Packraume unterhielten sich vom „Vater des Herrn", den man am Nachmittag mit so großem Pomp begraben hatte. Jakob war seinem Charakter als heuchlerischer Egoist bis auf den letzten Augenblick treu geblieben — sein Testament bedachte eine Menge öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten und armer Leute, sowie alle Angehörigen seines Hauswesens und Geschäfts mit Legaten von zwanzig bis fünfzig Thalern, aber der größte Theil seines Vermögens war seinem Karl vermacht — Robert erbte nicht einen Groschen. Robert war zwar hiedurch tief gekränkt und bitter enttäuscht, allein er fluchte dem Andenken seines Vaters nicht und beklagte sich auch nicht über des Bruders Habsucht, sondern äußerte blos: „Hätte mein Vater länger gelebt, so würde er dieses Testament gewiß noch umgeändert haben, denn als ich ihn das letzte Mal sprach, schien er mehr als halb geneigt, mir zu vergeben und hätte es gewiß gethan, wenn Du nicht dazwischen gekommen wärest, Karl, wie Du wohl weißt!"

Karl wußte es allerdings, da er es aber nicht für passend hielt, irgend welche feierliche Versicherungen seines Wohlwollens für den Bruder vor Zeugen preiszugeben, so schwieg er und die Brüder schieden mit einem kalten Händedruck, bald nachdem die übrigen Personen, welche zur Eröffnung des Testaments vorgeladen waren, sich entfernt hatten.

Der Tag zog träge vorüber. Das Abendbrod war eingenommen und Karl sah mit einem leisen Beben, daß die alte Wirthschafterin, welche er eingeladen hatte, mit ihm am Tische zu essen, sich zum Weggehen anschickte. Er schielte scheu und ängstlich zu ihr hinüber und sein Blick schien den Diener zurückhalten zu wollen, der bei Tische servirt hatte. Nicht aus Liebe zum Prunk oder aus Hang zur Geselligkeit hatte er sich beim Essen bedienen lassen und die Haushälterin eingeladen, sondern nur, weil er nicht allein seyn wollte. Er hatte die Abendmahlzeit ungebührlich in die Länge gezogen, aber sie konnte doch nicht ewig währen. Endlich ließ er den Tisch abtragen und zum Ofen rücken; dann verlangte er noch eine Flasche Wein und zwei weitere Lichter . . . . . Er war nun allein! Er stand auf und ging durch's Zimmer und schöpfte tief Athem, als ob er seine Brust von irgend einer drückenden Last befreien wollte, — er schnuppte die Lichter, bis nirgends mehr ein Schatten in einer Zimmerecke lauerte und warf sich dann in seinen Lehnstuhl am Ofen — der alleinige Besitzer dieses Hauses und eines großen Handelsgeschäfts!

Er hatte nun erreicht, wonach sich sein Herz schon lange gesehnt hatte! Wie oft hatte er Pläne gemacht und Luftschlösser erbaut, was er thun wolle, wenn er dieses Ziel erreicht habe, wie wichtig und einflußreich, wie geachtet und angesehen er alsdann seyn würde. Diese Pläne traten ihm nun alle wieder lebhaft vor die Seele und doch hatten sie jetzt für ihn nicht mehr Interesse und Schönheit, als das Klümpchen Lichtschnuppe aus der Lichtscheere, das dort auf dem silbernen Leuchter lag. Er kam sich selber in allem Glanze seines Reichthums nur wie ein sol-

ches Klümpchen armseliger Lichtschnuppe vor. Er rückte seinen Stuhl unruhig von einer Seite zur andern und von seinem zuvor so selbstzufriedenen, ruhigen und stolzen Gesichte war alle Behaglichkeit, aller Stolz, alles Selbstbewußtseyn des Reichen gewichen vor einer tödtlichen Blässe, einem scheuen, fieberhaften Blick — er sah gräßlich aus, wie die Haushälterin zu den Mägden in der Küche sagte, als sie ihren Herrn verlassen hatte.

Gegen seine Gewohnheit trank Karl ein Glas Wein auf das andere, stand dann auf und schritt schwerfällig im Zimmer auf und ab, als ob das gesellige Geräusch seiner eigenen Schritte immer noch besser wäre, als diese Grabesstille.

„Kein Wunder, daß er sich jetzt so allein und verlassen fühlt!" sagte die Haushälterin zu den Mädchen; „der selige Herr hat ihn ja beinahe auf den Händen getragen; ja meiner Treu! so geizig der alte selige Herr auch war, ich glaube, er hätte seine Seele verkauft für den jetzigen Herrn!"

Plötzlich blieb Karl mitten im Zimmer stehen und sein Auge fiel auf den großen Spiegel über der kleinen Pfeilerkommode mit der Marmorplatte. Er schien in der Tiefe des Spiegels das Bett mit den schweren rothen Vorhängen zu sehen, worin sein Vater gestorben war und zwischen diesem und dem Licht stand eine hohe Gestalt, wie seine eigene, und goß aus einem Fläschchen eine Flüssigkeit in ein Glas Wasser. Ein düstrer, lauernder Gast lag auf der Fläche des Spiegels, in welchem die beschriebenen Gegenstände sich schattenhaft bewegten und dann allmälig verschwammen, bis der Spiegel nur noch die rothen Gardinen und Draperien des Fensters hinter ihm und sein eigenes marmorbleiches Gesicht abzeichnete.

„Es ist nur eine Täuschung, ein Trugbild, ein Hirngespinnst gewesen!" stammelte er laut; aber seine Glieder bebten wie vom Fieber geschüttelt, seine Zähne klapperten, sein Herz pochte wie ein Hammer. Er zog die Klingelschnur und als der Diener erschien, ließ er ihn eine Weile reden, indem er gleichgiltige und alltägliche Fragen an ihn richtete und ihm unwesentliche Befehle gab, bis der Diener den ungewöhnlichen Zustand seines Herrn bemerkte, ihn nach seinem Befinden fragte und sich erkundigte, ob er nicht vielleicht Herrn Robert, seinen Bruder, holen solle.

„Nicht doch, Stephan! ich will Nichts von diesem. Aber Ihr sollt morgen dafür sorgen, daß dieser Spiegel hier weggenommen wird und ein Gemälde an seine Stelle kommt! Das ist's, was ich eigentlich sagen wollte und nun geht und schickt mir Frau Lehmann, die Haushälterin, herauf!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild des Vaters.

Schaurig rauschte der Herbstwind durch die alten Linden- und Kastanienbäume. Die welken gelben Blätter fielen herunter und wurden vom Winde in die Mauerecken der alten Kirche gejagt, in denen sie tanzend ein neckisches Spiel trieben. Die Wetterfahne auf dem Thurme drehte sich ächzend hin und her. Auch die Laternen klirrten in ihren eisernen Haltern und ihr spärliches Licht flackerte unstät durch das Dunkel. Bald warf es seinen Schein auf die Straße, bald in die niederen Fenster der nächsten Häuser.

In der kleinsten dieser Wohnungen zu ebener Erde saß eine alte, von der Last der Jahre zusammengedrückte Frau an einem Spinnrade und spann emsig beim Scheine der Laterne. In der kleinen Stube sah es so dürftig aus, daß man merkte, es war eine arme Frau, die von den milden Gaben reicher Leute lebte. Das Bett, welches den größten Theil der Stube einnahm, war so spärlich mit weichen wärmenden Stoffen versehen, daß es eine recht harte Lagerstatt seyn mußte. Uralt waren der Tisch und der Stuhl.

Wenn nun die alte Frau nicht gerade vor dem großen Ofen kauerte und sich Kaffee kochte oder in die Häuser gegangen war, in denen sie das Garn ablieferte, so saß sie mit ihrem Spinnrade an dem einzigen Fenster des kleinen Stübchens und zog so unermüdlich den Flachs aus dem Rocken, daß man sich über den Fleiß der alten Frau wundern mußte. Nur wenn es dämmerte und die Nacht den Tag verdrängte, saß sie still in ihrer Ecke und wischte wohl manch Mal eine Thräne der Erinnerung von ihren gefurchten Wangen. Sobald aber der Laternenwärter kam und das Licht in ihr Stübchen fiel, fing sie wieder an, ihr Rad zu drehen und bei diesem dürftigen Schimmer spann sie fleißig, bis vom alten Klosterthurme die Glocke die zehnte Stunde schlug. Sobald sie diese Töne hörte, ruhte ihr Rad, denn sie wußte, daß sie nun nicht viel Zeit mehr hatte, bis die Laterne wieder ausgelöscht würde, denn ein Licht, — ach, das besaß sie ja nicht! Und bevor es dunkel im kleinen Stübchen wurde, hatte sie ja noch ein Geschäft, ein recht trauriges Geschäft.

Hinter dem Ofen stand eine alte Truhe, durchlöchert von vielen Holzwürmern, morsch und unscheinbar. Darin lagen noch einige alte und abgetragene Kleidungsstücke und das Theuerste und Liebste der Frau, ihr Heiligthum — eine alte Bibel. Das Buch mußte wohl aus einer besseren Zeit ihres Lebens stammen, denn ein silbernes Schloß umfaßte dasselbe und hielt die dünnen, zerlesenen Blätter zusammen. Bevor nun das einzige Licht, das ihr nicht einmal gehörte, allabendlich erlosch, nahm sie noch das Buch aus dem Schrein, schlug die Blätter auseinander und betrachtete eine blonde Locke, die in demselben lag. Viele Jahre hindurch hatte sie es nie ohne Schluchzen und Weinen vermocht; wie aber die Zeit überall ein heilsamer Balsam auf die Wunden der Menschen und menschlichen Herzen ist, so auch bei der Greisin. Auch bei ihr flossen die Thränen nach und nach spärlicher, — und es war die Zeit gekommen, in der die Thränenquelle fast versiegt war. Aber ein schmerzliches Zucken war geblieben — ein schwermüthiger Zug, der auf tiefes Leid deutete, umspielte ihren Mund. Einst hatten ihre Finger jene blonden Haare gestrählt, einst hatte ihr Mund den Kopf geküßt, der sie trug, aber damals war sie noch jung und der Kopf auch und jetzt wußte sie nicht, ob der schon begraben lag in fernem Land.

Die Erinnerung an ihren Sohn, denn von ihm stammte die Locke, war die Abendandacht der armen Frau, bevor die Laterne erlosch und die Alte das Lager suchen mußte. So trieb sie es viele Jahre lang und kein Mensch wußte von ihrem stummen Schmerz. Nur wenige Leute gab es in der Stadt, die es wissen konnten, daß sie einen Sohn gehabt hatte, der eines Tages verschwunden und nicht mehr zurückgekehrt war.

* * *

Es war zur Zeit der Befreiungskriege, kurz vor Ostern. Theodor war ein frischer, kräftiger Jüngling von fast sechzehn Jahren, der froh war, daß er die Schulzeit nun bald überstanden hatte und nicht mehr auf den harten hölzernen Bänken angeschmiedet sitzen mußte. Er ging in die Stunden beim Pfarrer, die ihn zur Konfirmation vorbereiten sollten, war also ganz nahe am Ende seines Schullebens.

In wilden Sprüngen kamen eines Tages die Knaben und Jünglinge aus diesen Vorbereitungsstunden. Der Himmel hatte noch ein Mal seine weißen Flocken geschüttelt, bevor die Knospen aufbrachen und die Rasenplätze sich mit frischem Grün färbten. Das war eine Freude für die muntere Schaar! Der Schnee ballte sich leicht und in kurzer Zeit waren zwei einander gegenüberstehende Reihen in voller Thätigkeit des Werfens.

Die Schneeballkanonade würde jedenfalls noch länger gedauert haben, wenn nicht auf ein Mal durch den Ruf eines hastig herbeieilenden Knaben: Die Preußen kommen! Die Preußen kommen! dem Spiele ein schnelles Ende gemacht worden wäre.

Wo? woher? riefen Alle durcheinander, und der ganze Haufe stürmte auf die Antwort: Zum Nordthor herein! nach dieser Gegend der Stadt.

Ein ganzes Regiment Cavallerie kam mit Musik herangezogen. Wie kühn die Reiter auf ihren Rossen saßen, und wie stolz diese nach dem Takte der Musik einherschritten! Militärmusik macht immer einen eigenthümlichen Eindruck auf die Jugend. Jetzt wurde er erhöht durch den Gedanken an die Thaten, deren Gerücht diesen Kämpfern vorangegangen war.

Theodor sprang lustig neben dem Zuge her und fühlte dabei sein Herz seltsam klopfen. Es wurde ihm auf ein Mal so heimathmüde zu Sinn, daß er sich keck an die Reiter drängte. Herrenlose Pferde trabten genug nebenher. Wie gern hätte Theodor auf einem derselben gesessen! Er verstand ja zu reiten, und seine ganze Figur ließ auf drei bis vier Jahre höheres Alter schließen. Ein Reiter, dem er zunächst lief und recht heiter und verlangend in die Augen schaute, rief ihm zu: Na, Junge, was machst du denn für ein sehnsüchtig Gesicht? Willst du mitreiten, so komm, es geht direkt in den Krieg.

Schöner als die Musik des Regiments klangen Theodor diese Worte in die Ohren und ohne sich zu besinnen, rief er: Warum denn nicht, ich bin gleich dabei.

Nun, so schwing dich auf mein Handpferd, wurde ihm zur Antwort.

Rasch warf er das Buch, welches er unter dem Arm trug, einem andern Knaben zu und rief: Trag' die Bibel nach Haus zu meiner Mutter und sag' ihr, ich wär' mit in den Krieg gezogen.

Zweifelnd sahen ihn seine Kameraden an, er aber kletterte wie eine Katze an dem Pferd in die Höhe und saß bald fest im Sattel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Rache eines Löwen. Seit einiger Zeit — erzählt die „Gaz. des Trib." — richtete ein Löwe allnächtlich Verheerungen in den Heerden eines arabischen Stammes in der Umgegend von Stora an. Um sich von diesem gefährlichen Gaste zu befreien, schickten die Araber zu einem Schuhmacher im Dorfe St. Charles, der im verdienten Rufe als geschickter und muthiger Jäger stand. Der Schuhmacher willfahrte sogleich der an ihn ergangenen Aufforderung, verließ Sonntag den 9. Nachmittags, mit einer Doppelflinte bewaffnet, St. Charles und legte sich an der bezeichneten Stelle in einem hohlen Baume in den Hinterhalt .... Gegen 8 Uhr hörte er das Brüllen des Löwen und als derselbe sich dem Baume näherte, feuerte er seine beiden Schüsse auf das Thier ab. Der Löwe fiel und blieb regungslos liegen; eine Kugel war in den Kopf, die andere in die rechte Flanke gedrungen. Der geschickte Schütze hatte die Flinte sofort wieder geladen, verharrte noch 1/4 Stunde in seinem Versteck und näherte sich dann, ohne nochmals zu feuern, dem regungslos gebliebenen Löwen. Bevor er jedoch den in einiger Entfernung harrenden Arabern ein Zeichen gab, wollte er sich überzeugen, ob das Thier todt sey und berührte es deßhalb mit dem Laufe seiner Flinte an mehreren Stellen des Körpers. Als dies geschehen war, drehte der Jäger sich um, um den Wartenden das verabredete Zeichen zu geben. Aber plötzlich erhob der Löwe, seine letzte Kraft zusammenraffend, den Kopf, — streckte eine seiner furchtbaren Tatzen aus, — packte den Jäger am Halse hinter dem Kopfe, warf ihn zu Boden und zerriß ihm die Wirbelsäule vom Halse bis an die Hüften. Der unglückliche Schuster erlag sofort und der Kopf des Thieres fiel plump auf seine Leiche. Löwe und Jäger waren todt und wurden zusammen nach St. Charles gebracht.

Die Chinesen bemessen die Kälte nach einer Anzahl Unterjacken, welche angezogen werden müssen, um nicht zu frieren. Eine Drei-Jacken-Kälte entspricht ungefähr 0 Grad des Thermometers von Réaumur. Wenn es „sechs Jacken kalt ist", laufen und tanzen die Chinesen auf den Straßen; bei einer „Zehn-Jacken-Kälte" kommen Nasen und Fußzehen in dringende Gefahr und bei „fünfzehn Jacken" gefriert das Feuer auf dem Heerde.

Der Wildpretthändler Müller in Wien ist im Besitze eines Hirschgeweihes, welches er direkt aus Nordamerika erhalten hat und in seiner Art als Unicum betrachtet werden dürfte. Dasselbe hat 42 Enden, ist 60 Pfd. schwer und gleicht einem Baume.

Pferdefleisch. Wie der „Thierfreund" meldet, wurden im Wiener Rayon allein im verflossenen Jahre über 2000 gesunde Pferde ausgehauen.

Dreisylbige Charade.

Einst eilt', die Brille auf der Nase,
Ein Herr durch die belebte Straße —
Es war, als trieb die Erste ihn —
Zu eines Kaufherrn Bude hin.
Die stolze, herrische Geberde
Wars, die den Kaufmann schnell belehrte,
Daß wohl ein Gräfchen vor ihm stand,
Zu geben ihm mit voller Hand.
„Was kostet dieses Pracht-Geschmeide?"
Fragt jetzt der Herr im Grafenkleide,
„Was kostet diese Perlenschnur
Und jene gold'ne Damenuhr?"
Der Kaufmann, mit geheimer Freude,
Daß ihm das Glück so günstig heute,
Hat schnell den hohen Preiß genannt,
Den unser Held gar billig fand.
Doch jetzt, als er bezahlen sollte —
Der Kaufmann greift schon nach dem Golde —
Sucht in den Taschen er umher;
Doch diese sind, wie immer — leer.
Freund, spricht er, laßt nur Alles liegen,
Ich will nach meinem Palais fliegen,
Da ließ ich, wohlverwahrt zum Glück,
Die beiden Letzten voll zurück!
Der Kaufmann wartet vier, fünf Stunden,
Doch wer sich nimmer eingefunden,
War unser federleichter Held
Im Grafenkleid, doch ohne Geld.
Da roch der Kaufmann endlich Lunten —
Der gold'ne Traum — er ist verschwunden —
Und brummend packt' er ein und dacht':
Vom Ganzen wirst Du jetzt verlacht!

Auflösung der viersylbigen Charade in № 65:
Rosenwasser.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Freitag, 4. Juni 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Frau Lehmann kam und stand fünf Minuten unter der offenen Thüre, ehe Karl sprach; und als er endlich das Haupt emporhob und ihre Anwesenheit bemerkte, schien er sich erst lange besinnen zu müssen, weßhalb er sie habe rufen lassen und endlich schickte er sie wieder fort, weil es ihm doch nicht einfallen wollte. Ehe sie aber noch auf der Treppe war, rief er sie wieder zurück, verlangte einen Handleuchter mit einer Kerze und begab sich dann über den Flur nach seinem Schlafzimmer. Stephan und Frau Lehmann aber meinten, sie haben noch nie einen Menschen ob seines Vaters Tode so gewaltig erschüttert gesehen, wie Herrn Karl Branstrupp.

Den Tag über, während er im Comptoir arbeitete und von Geschäften in Anspruch genommen wurde, vergaß und erholte sich Karl; allein Nacht für Nacht kehrte diese Angst vor der Einsamkeit bei ihm wieder. Mayer bemerkte, daß Karl's Temperament immer reizbarer wurde, während die Härte und Zähigkeit seines Charakters nachließen und er oft eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen Gelegenheiten zum Gewinnen an den Tag legte, zu deren Ausbeutung er ehedem alle guten und schlechten Eigenschaften seines Wesens aufgeboten haben würde. Karl hatte die Entdeckung gemacht, daß ein Mann reich, angesehen, hochgeachtet, einflußreich und mächtig seyn kann, dabei aber doch ausnehmend elend und hoffnungslos unglücklich bleibt. Er würde sogleich mit dem ersten besten barfüßigen Betteljungen auf der Straße, mit seinem unglücklichsten Schuldner, mit irgend Jemand getauscht haben. In diesem gedrückten und gepeinigten Zustande, worin er weder geistige noch leibliche Ruhe genoß, ward er oft von dem Arzte besucht, welcher seinen Vater in dessen letzter Krankheit behandelt hatte; und dieser gelehrte Herr gab ihm nun den Rath, sich entweder durch Reisen oder durch Geselligkeit oder Vergnügungen in seinem eigenen Hause zu zerstreuen. Karl konnte sich aber nicht von Haus und Geschäft losreißen und sich auch keinen andern Umgang denken, als den der Margaretha Pilgram, welche denn auch auf seine Einladung bald kam und sich an die Spitze seines Hauswesens stellte. Nun hatte er Gesellschaft genug; o, es war ein gesegneter Hausstand, worin die alte Margaretha Pilgram regierte.

Es währte nicht lange, so wurde diese lästige Gesellschafterin Karl mehr zuwider, als ihm zuvor sein eigenes Ich oder seine Einsamkeit gewesen war. Ihr stechendes, graugrünes Auge verfolgte und beobachtete ihn so hartnäckig, als ob sie sein Schicksal wäre, das geduldig seines Heimgangs wartete; sie beherrschte ihn ganz und gar, diktirte ihm bei großen und kleinen Veranlassungen ihren Willen und führte eine wahre Vormundschaft über ihn. Leistete er Widerstand, so drohte sie ihm und es lag Etwas in ihrer heisern, barschen Stimme und ihrem kalten, funkelnden Auge, was ihm sagte, er thue besser, mit ihr nicht zu hadern! Und Karl vermied daher auch jeden Wortwechsel mit ihr und fügte sich ganz in ihren Willen; nachdem er aber zwei Jahre lang diese Tyrannei erduldet hatte, ward die alte Jungfer Margaretha Pilgram eines Morgens todt in ihrem Bette gefunden und er war wieder frei.

Kurz nach diesem Ereigniß kaufte Karl Branstrupp ein größeres Haus in einer neuern und schönern Straße, das alte Haus in der Fahrgasse ward verkauft und niedergerissen und an dessen Stelle erbaute man eine wohlthätige Anstalt, zu welcher Karl eine bedeutende Summe beisteuerte und bei deren Erbauung er den Grundstein legte.

Bald darauf ging er auf Reisen in's Ausland, Niemand wußte, wo er sich aufhielt und was er draußen in der Welt that. Mayer führte daheim das Geschäft auf eigene Verantwortlichkeit fort. Von Zeit zu Zeit kamen ihm allerlei abenteuerliche Gerüchte zu, z. B. Karl sey geisteskrank und befinde sich in einem Privatirrenhause in der Nähe von Paris; alsdann, er habe eine Pilgerreise nach Jerusalem unternommen, er sey als Krankenwärter in ein Choleraspital gegangen, er habe als Freiwilliger Dienste unter der französischen Fremdenlegion in Algerien genommen, — kurzum hunderterlei abenteuerliche Gerede, über welche die kurzen Weisungen in Karl's Briefen, dies oder jenes zu thun, nicht den mindesten Aufschluß gaben. Mayer maß daher diesen Gerüchten nicht den geringsten Glauben bei und ließ alle Fragen Neugieriger nach dem Befinden seines Brodherrn unbeantwortet. Karl hatte, wie es schien, eine Vorliebe für das Reisen gefaßt; er sollte dieser nun nach Herzenslust fröhnen, denn er würde ja doch Alles in bester Ordnung finden, wann es ihm dereinst beliebte, wieder in die Heimath zurückzukehren.

6.

Ein fröhliches Herz und ein heitres, leichtes Temperament vermögen ihren Besitzer leicht und wohlbehalten durch die Leiden, Heimsuchungen und Schwierigkeiten dieser qualvollen Welt hindurchzubringen, während ein Gemüth, dem diese lustige Spannkraft und geistige Lebendigkeit fehlt, sich mit schweren Sorgen plagt und in ohnmächtigem Schmerz und Traurigkeit das äußere Leid Herr über sich werden läßt. Robert Branstrupp und seine Frau Elise hatten mit Mangel, Armuth und schweren Sorgen zu kämpfen, aber sie blieben immer besonnen und hoffnungsvoll; Eines heiterte und richtete das Andere auf und wenn auch ihre Familiensorgen und Nöthen von Jahr zu Jahr zunahmen, so wuchs gleichzeitig damit auch ihre natürliche Heiterkeit und ihre genügsame Zufriedenheit. Das Photographiren warf keine besonderlichen Einkünfte ab — die Konkurrenz war bald zu groß; aber Robert zeichnete noch immer seine Karikaturen, erlernte die Lithographie und dünkte sich nicht zu vornehm, hie und da den Titel eines Musikstücks oder den Kopf einer Schneidersrechnung in Stein zu graviren. Daneben übersetzte er von Zeit zu Zeit, wenn er einen Auftrag bekam, oder las Korrekturen von Werken in fremden Sprachen. Er verschmähte keinerlei ehrlichen und anständigen Erwerb, der sich ihm bot und besorgte jeden Auftrag. Das verschaffte ihm Vertrauen und wenn er so Abends die drei hübschen Lockenköpfe seiner Kinder mit den sechs schönsten blauen Augen in der Welt um sich herum sah, wie sie dem Vater beim Zeichnen zuschauten, so hätte er nicht mit dem reichen Roßheim da drüben getauscht, der alljährlich seine vierzigtausend Thaler Renten zu verzehren und seine Hypochondrie und Gicht zu tragen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild des Vaters.

(Fortsetzung.)

Fort ging es nun durch die Straßen der Stadt zum Thore hinaus, und manche Stimme rief noch: Da reitet ja Hellners Theodor mit! aber sie konnte die Lust des Daheimbleibens in Theodor nicht wieder wecken. Rasch und unüberlegt hatte er den Schritt gethan, und erst als er auf der letzten Höhe der Stadt noch einmal zurückschaute, wurde es ihm weich ums Herz und eine Thräne rollte bei dem Gedanken an seine arme Mutter von den Wangen. Nun schien es ihm aber zu spät zum Umkehren, und im raschen Trabe ritt er mit dem Regimente.

Seine Genossen hatten die Bibel, die er ihnen zugeworfen, aufgehoben und seiner Mutter mit der Nachricht gebracht, ihr Sohn sey in den Krieg gezogen. Das ihr bekannte ungestüme, heftige Wesen ihres Theodor ließ sie nicht lange an der Nachricht zweifeln. Eine Anzeige bei den betreffenden Gerichten half ihr Nichts. Wer jene Zeit erlebt hat, weiß, wie es dazumal zuging. Die Mutter verschloß daher ihren Schmerz tief in sich und ließ ihn nur sich Bahn brechen, wenn sie Abends die Locke betrachtete, welche sie ihrem Sohn einmal in einer schweren Krankheit abgeschnitten hatte, als sie ihn schon dem Tode nahe und für sich verloren glaubte.

Außerdem schmerzte sie noch ein anderer Verlust. In der Bibel hatte nämlich ein kleines Bild von Elfenbein gelegen, das Porträt von Theodors Vater. Dieses fehlte, und die arme Frau glaubte eher, daß dasselbe von den Knaben herausgenommen worden sey, die ihr die Bibel gebracht hatten, als daß es Theodor an sich genommen habe.

Zurückgezogen von der Welt, lebte sie fortan, ohne Etwas von den Kriegs- und Zeitereignissen zu erfahren und ohne Kunde von ihrem Theodor.

Die merkwürdigsten Schicksale führten Theodor in das französische Heer und mehrere in einer Schlacht empfangene Wunden in ein französisches Lazareth. Lange brachte er ohne Bewußtseyn zu, bis er mit dem Ausruf in deutscher Sprache: „Gott, wo bin ich?" aus seinen Fieberphantasien erwachte.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich im Bette neben ihm eine bleiche Gestalt auf einem Arm halb emporrichtete — es war ein todtkranker französischer Soldat — und mit leiser, fast unhörbarer Stimme sagte: Landsmann!

Die Ankunft des Lazaretharztes verhinderte ein weiteres Gespräch, indem derselbe Theodor befahl, sich des Sprechens in nächster Zeit noch zu enthalten.

Dieser fühlte sich jedoch selbst so stark, daß er kurze Zeit nach Entfernung des Arztes seinen Kopf langsam hob und den Krieger neben sich lange aufmerksam betrachtete.

Dann zog er plötzlich aus der Brieftasche, die neben seinem Bett im Rock steckte, ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Bild heraus. Von diesem schweiften seine Blicke auf den kranken Nachbar und von da zurück auf das Bild. Die Züge waren offenbar dieselben, nur mit dem Unterschied, daß Jahre und lebensgefährliche Krankheiten tiefe Furchen in das Antlitz des Kriegers gezogen hatten. Kopfschüttelnd reichte er das Bild dem Kranken. Ein rasches Zucken in den bleichen Zügen und ein aufflammendes Blitzen in den matten Augen verriethen sogleich, daß der Krieger mit dem Bilde in Zusammenhang stehe.

Woher stammt das Bild? fragte er rasch, aber leise.

Von meiner Mutter, war die Antwort; es lag immer in ihrer Bibel.

In der Bibel mit Silber beschlagen? Was für ein Name stand auf dem silbernen Schloß?

Katharina Hellmer — der Name meiner Mutter.

Wer und was ist dein Vater?

Ich hab' ihn nie gekannt.

So lerne ihn jetzt kennen, sprach sich aufrichtend der Einarmige. Sieh' mich an und erkenne in mir deinen Vater — erkenne und umarme ihn für die kurze Zeit, die ihm noch vom Leben geblieben ist!

Mit unbeschreiblichem Staunen vernahm Theodor diese Worte des Todtkranken, zweifelte aber nicht an ihnen. Auf seltsamere Weise haben sich wohl nicht leicht Vater und Sohn zusammengefunden. Theodor genas schnell und saß bald als Krankenwärter an dem Bette seines Vaters. Da wurde des Erzählens kein Ende, und Theodor konnte seinem Vater, nachdem er dessen Lebensgeschichte gehört hatte, nicht grollen, daß er seine arme Mutter verlassen hatte. Das Leben schleudert so oft den Bannstrahl auf einzelne Menschen, daß sie wie vogelfrei in der Welt umherirren, ohne Friede und Ruhe zu erlangen, ohne eine sichere Stätte sich bereiten zu können. Auf solche Weise hatte das Schicksal auch mit Theodors Vater tückisch gespielt. Seine innige Liebe zu seiner armen Gattin äußerte sich in rührenden Ausdrücken dem Sohn gegenüber, der nicht wußte, ob sie noch lebe, und nichts aus seiner Vaterstadt gehört hatte.

Tieferschütternd waren die letzten Lebensstunden von Theodors Vater. Kaum hatte er den Sohn gefunden, so mußte er auch schon wieder von ihm scheiden — ihn verlassen mit der betrübenden Gewißheit, für die Seinen Nichts thun, Ihnen Nichts hinterlassen zu können. Theodor mußte ihm versprechen, in die Heimath zu eilen und seiner Mutter den Abschiedsgruß des Sterbenden zu bringen mit der letzten Bitte, diesem zu verzeihen, daß er ihr so manche kummervolle Stunde verursacht.

Nach einigen Tagen wurde die Leiche des vom Schicksal schwer Geprüften zu Grabe getragen, und Theodor folgte mit eigenen Gefühlen dem Sarge seines Vaters. Nach dessen Bestattung hielt es ihn nicht lange mehr in fremden Landen. Er begehrte den Abschied; es wurden ihm aber dabei so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß er sich entschloß, ohne Abschied und ohne Paß Frankreich zu verlassen. Er kam jedoch nicht weit, wurde wieder eingefangen und auf eine Festung gebracht. Hier blieb er so lange, bis er einer nach Algier bestimmten Strafkompagnie eingereiht wurde. Dort kämpfte er mit der Welt und seinem Schicksal zerfallen, muthig gegen die Beduinen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine neue Art Taucherglocke, mit welcher vor einigen Tagen im Bassin des Port d'Orsay auf der Seine bei Paris sehr gelungene Versuche angestellt wurden, besteht aus Eisen und hat die Form einer geräumigen, oben mit einer sphärischen Kappe geschlossenen Kufe. Das Innere der-

selben ist durch zwei parallele eiserne Scheidewände in drei hermetisch gegen einander abgeschlossene Abtheilungen getheilt. Die mittlere dient den Arbeitern zum Aufenthalt, welche durch eine oben angebrachte, nach außen wie nach innen verschließbare Fallthür herabsteigen; die äußeren Kammern werden abwechselnd mit Wasser und mit comprimirter Luft gefüllt. Das Erstere, um die Taucherglocke sinken zu machen, geschieht einfach durch Oeffnen eines Hahnes, welcher eine den untern Theil der Kammer mit dem Wasser außerhalb in Verbindung setzende Röhre schließt; das Letztere, um die Glocke steigen zu machen, geschieht durch Oeffnen eines zweiten Hahns, welcher den oberen Theil der Kammer mit dem in den Arbeiterraum von oben mündenden biegsamen Rohre verbindet, vermittelst dessen der letztere mit comprimirter Luft gespeist wird. Bewerkstelligt wird dies durch eine Dampfluftpumpe von sechs Pferdekraft, welche auf einem in der Nähe verankerten Lichter aufgestellt ist. In dem Bodenstück des Arbeiterraumes sind leicht bewegliche Fallthüren angebracht, durch welche man an den Grund selbst gelangt, wo die Arbeiten zu verrichten sind. Die comprimirte Luft, welche aus dem Speiserohr einströmt, treibt dabei alles Wasser aus dem Raume, weil sie nach und nach die dem Wasserdruck entsprechende Dichtigkeit erlangt. Der Apparat, welchem der Erfinder den Namen „Nautilus" beigelegt hat, scheint einer nützlichen Verwendung zu untersseeischen Arbeiten bei Hafenbauten fähig.

An Gallatagen ziert den Arm der Königin Viktoria von England ein Bracelet, welches zu den bedeutsamsten Memento's gerechnet werden dürfte, auf die je unter dem Glanze strahlender Feste und dem Jubel begeisterter Huldigungen königliche Augen fielen. Aus dem feinsten Golde geschmackvoll gearbeitet, schmücken diese Armspangen noch vier der seltensten Diamanten, welche an Schönheit des Wassers mit einander wetteifern, ihr höchstes und eigenthümlichstes Interesse aber haben sie durch die Besitzer erhalten, in deren Händen sie sich befanden. So gehörte der erste und größte von ihnen der wegen ihrer hohen weiblichen Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften dem britischen Volke unvergeßlichen Prinzessin von Wales, Charlotte Auguste. Der zweite und dritte Diamant waren einst in dem Besitze der unglücklichen Königin von Frankreich, Maria Antoinette, und der vierte und schönste von allen prangte einst an der weißen majestätischen Stirn eines gefeierten königlichen Hauptes, das einem gleichen Geschicke, wie Jene, verfiel: er gehörte der schottischen Königin Maria Stuart und später einem Könige, dessen Macht zugleich mit der seines Bruders erlosch: Joseph Napoleon. Wohl kann man fragen: „Umschlossen je einen Frauenarm in leichtem, zierlichem Ringe inhaltsschwerere Erinnerungszeichen?"

Wohl das älteste Preßgesetz dürfte das vom Kaiser Ferdinand I. am 24. Juli 1528 erlassene seyn, welches folgendermaßen lautet: „Buchdrucker der sektischen verbotenen Bücher, welche in österreichischen Erbländern betreten werden, sollen, als Hauptverführer und Vergifter aller Länder, ohne Gnade straks am Leben mit dem Wasser bestraft, ihre Waare aber verbrannt werden." — Also eine Bestrafung mit Feuer und Wasser.

Logogryph.

1.
Ich eine und binde die Herzen,
Doch oft auch mache ich Schmerzen. —

2.
Ganz anders ist es mit mir bewandt;
Denn feindlich trenn' ich in And'rer Hand. —

3.
Mich bergen der Erde Schachten,
Doch oft auch dien' ich auf Jagden. —

4.
Dem Köstlichsten bin ich die Hülle,
Oft strotzend in üppiger Fülle. —

5.
Und wirst du von hinten dem vorigen nah'n,
Dann triffst in der Schweiz du als Städtchen
mich an.

Zweisylbige Charade.

Wünscht sich das Zweite zu seyn beim
Ersten nicht immer das Ganze?
Saget ihr Schönen darauf, ist es in Wahrheit nicht so?

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 66:
Windbeutel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Sonntag, 6. Juni 1858.

Der Baum und die Quelle.

Traurig steht ein Baum und seufzend
Mitten in des Waldes Schooß,
Nach ihm weinet eine Quelle
Heimlich in das hohe Moos.

Beider Leben ist verbunden
Tief in ihres Wesens Grund,
Doch sie wagen nicht zu glauben
An den längst geschloss'nen Bund.

Sorgsam breitet er die Aeste
Wie ein schützend Freundeshaus,
Grün und blüthig, kühl und duftig
Ueber sie, die Reine, aus.

Doch, daß sie versiechen müßte
Und verschmachten — ohne ihn,
Kommt dem blöden Muthverlass'nen
Nie in den bescheid'nen Sinn.

Mit Vergißmeinnicht und Veilchen
Faßt sie ihres Spiegels Rain,
Weil sein Bild darinnen schwebet,
Holdverschämt und zitternd ein.

Aber daß trotz seiner Höhe
Stolzer Kraft, doch — ohne sie
Seines Lebens Mark verdorre,
Glaubt die allzu Zage nie.

Beider Leben ist verbunden
Tief in ihres Wesens Grund,
Doch sie wagen nicht zu glauben
An den längst geschloss'nen Bund.

Und so seufzt der Baum und stehet
Trauernd in des Waldes Schooß,
Und ihm nahe weint die Quelle
Heimlich in das hohe Moos.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Elise war auch praktisch geworden, oder vielmehr, sie war es eigentlich von jeher gewesen. Seit aber ihr jüngstes Kind, ein wunderliebes Mädchen, fünf Jahre alt war und schon in die Strickschule ging, hatte sie ebenfalls auf Mittel gedacht, noch eine kleine Zubuße zu den Kosten der Haushaltung durch ihre Arbeit zu verdienen. Sie hatte Herrn Mayer dabei zu Rath gezogen und ohne daß Robert Etwas davon ahnte, war unten im Erdgeschosse ein kleiner Laden eingerichtet worden und darin saß Morgens die hübsche Frau Elise Branstrupp und verkaufte Handschuhe, Parfümerien und künstliche Blumen. Und das heitere Gesicht und freundliche Wesen der Verkäuferin mochte manchen Käufer anlocken, denn sie erwarb sich bald eine namhafte Kundschaft und das Geschäftchen warf eine kleine Rente ab. Elise verstand sich trefflich darauf, die Haushaltung nicht unter dieser Beschäftigung leiden zu lassen; ihr fröhliches Gesicht und ihre Anmuth ließen sie auch in den einfachen Kleidern hübsch erscheinen und die Kinder gediehen und blühten wie die Rosen. Es gab viele Leute, welche Robert um sein Loos beneideten, denn er war, trotz seiner unsichern Arbeit und schwankenden Einkünfte, ein glücklicher Mann in seinem sehr glücklichen Heimwesen.

Der alte Branstrupp war nun seit beinahe neun Jahren todt, Karl schon mehr als sechs Jahre

im Auslande, außer allem Verkehr mit seinem Bruder; Robert's übrige Freunde und Bekannten aus seiner Junggesellenzeit waren dahin und dorthin verschlagen worden und verschollen und so war ihm außer seinem Heimwesen kein anderes Interesse mehr geblieben, das seine Muße erfüllte. Es lockte ihn daher nur höchst selten etwas am Feierabend aus seinem Familienkreise hinaus, denn diese Abendstunden, nachdem der Handschuhladen geschlossen war, vereinigten ja eigentlich erst seine ganze Familie in dem Wohnstübchen.

Es war Weihnachtsabend. Die Einbescheerung war vorüber, die Kinder erfreuten sich nach ihrer Art der Geschenke, welche sie unter dem Christbaum gefunden hatten und Robert und Elise saßen nach eingenommenem Abendbrod bei einem Gläschen Glühwein und belauschten die harmlosen Spiele und Plaudereien der Kinder. Im Mansardenstübchen war es warm und traulich; draußen aber heulte der Wind um die Schornsteine und Dachgiebel und ein eckliges Gemenge von Regen und Schnee wirbelte zur Erde hernieder. Es war ein Wetter, bei dessen Anblick man erst seiner wohnlichen Behausung recht froh wird. Robert hatte seinen jüngsten Knaben auf dem Knie und auf Elisen's Schooße kleidete die kleine Jeannette ihre Puppe um, während der ältere Knabe am Tische saß und sich in dem Robinson Crusoe vertiefte, welchen ihm das Christkind einbescheert hatte. Es war so stille und friedlich, daß man hätte einen Engel durch's Zimmer gehen hören. Elisens Linke ruhte in Robert's rechter Hand und er blies gedankenvoll die blauen Wölkchen seiner Cigarre unter den Lampenschirm. Elisens Auge schwamm in einem weichen, feuchten Glanz und sah so bedenklich darein, als suche es in den blauen Ringeln von Robert's Cigarre Bilder und Ahnungen künftiger Zeiten — vielleicht einer glänzenden Zukunft für ihre Kinder und eines heitern, ruhigen Lebensabends für ihren Robert und sich selbst, nachdem der heiße arbeitsvolle Mittag vorüber war.

Endlich hub sie an: „Und Karl ist also von seinen Reisen wieder zurückgekehrt, Robert? Ich wollte, ihr ständet Beide mit einander auf freundlichem Fuße; es ist ungerecht und unchristlich, einen Zwist Jahrzehnte lang fortzusetzen!"

„Du hast Recht, liebe Elise; ich selber bin ihm längst nicht mehr böse. Aber wie kommst Du gerade auf ihn zu sprechen?"

„Der Weihnachtsabend erinnerte mich an ihn, den armen Mann in seinem Reichthum!" entgegnete Elise. „Wie öde und liebeleer muß er sich in seinem großen Hause fühlen, von lauter Miethlingen umgeben! Ich wollte, er wäre hier und könnte nur eine Woche lang bei uns seyn; wir würden ihm gewiß jeden Groll gegen uns benehmen. Ohnedem scheint es ihm seit des Vaters Tode nie wieder recht wohl um's Herz geworden zu seyn!"

„Es ist doch seltsam, Elise, daß wir uns Beide in diesem Augenblick auf demselben Gedanken betreffen. Denke Dir: ganz das nämliche ging mir soeben gleichfalls durch den Sinn! — Aber was ist das?"

Die Klingel an der Thüre ward von Jemand heftig angezogen. Robert blickte seine überraschte Frau an und sagte: „Mir ist, als könne dies Niemand anders seyn, wie Karl!"

Er eilte mit dem Lichte hinaus und öffnete. Es war Karl. Tastend und unsicher kam er herein, verblendet von dem plötzlichen Uebergang aus der Dunkelheit in die Helle dieses freundlich erleuchteten Wohnstübchens. Robert drückte ihm herzlich die Hand und hieß ihn freudig willkommen. Karl blieb eine Weile unbeweglich stehen und blickte starr von Einem zum Andern mit einer verstörten, halb verlegenen Miene und fuhr dann mit der Hand unbehaglich über das Gesicht, als ob er einen nebeligen Schleier entfernen wollte. Der Ausdruck seines Gesichts war über die Maßen niedergeschlagen, muthlos und lebenssatt; seine Kleidung war ganz von Nässe durchdrungen und der Mantel klebte ihm ordentlich an den Schultern, das dünne, graue Haar lag in nassen Streifen über der blassen gefurchten Stirne. Sein Gesicht war bleich, abgehärmt und verstört, als ob er soeben erst von einem langen Krankenbette erstanden wäre; seine Stimme schien, als er des Bruders Gruß erwiederte, hohl und unsicher und aus der tiefsten Brust heraufzukommen, wie bei einem Mann, der lange, lange Zeit zu anhaltendem Schweigen gezwungen worden war.

„Du bist von der Reise zurückgekommen und wohl noch sehr davon angegriffen, Karl?" sagte Elise. „Komm', setz' Dich und rede nicht sogleich; das Ersteigen der vier Treppen hat Dich außer Athem gebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild des Vaters.

(Schluß.)

Neben einem Gendarmen zu Pferde ging ein Mann von einigen vierzig Jahren. Seine Kleider

trugen die Spuren weiter Reise und sein Auge schaute finster und trotzig vor sich hin. Er war wegen seines unverständlichen Passes, seiner abgenutzten Kleidung und mangelnden Geldes als gefährliches Individuum von dem Gendarmen in einem Dorfe an der Landstraße aufgehalten worden und ward nun von diesem nach der Stadt gebracht, wo er der Polizei übergeben werden sollte. Wäre ein Anderer neben ihm gewesen als dieser ungebildete Gendarme, so würde der Manches in seinem gebräunten Gesichte gelesen haben.

Je näher Beide der Stadt kamen, desto mehr änderten sich die Züge des Gefangenen. Der Trotz und das Rauhe wich und in den dichten Bart rann sogar verstohlen eine Thräne. In der Stadt angekommen, wurde er in eine Arreststube gebracht, da die hereingebrochene Nacht eine Untersuchung nicht mehr möglich machte.

Am andern Morgen wurde er verhört. Sein Paß war richtig und giltig, aber in französischer Sprache ausgestellt und von der hatte der Gendarme Nichts verstanden. Als Heimath war die Stadt genannt, in der er jetzt gefangen war, aber in seinem Passe stand nicht der Name Theodor Hellmer, sondern seines Vaters Familienname. Die Geschichte seines Lebens erzählte er im Laufe des Verhöres; seinen früheren Namen verschwieg er indessen, um nicht in eine weitere Untersuchung verwickelt zu werden. Da jedoch bei dem Verhör zur Sprache gekommen war, daß er noch nicht konfirmirt sey, so mußte er sich bequemen, diese Ceremonie an sich vollziehen zu lassen. Nachdem ein Geistlicher die alten Erinnerungen in ihm wieder wach gerufen hatte, wurden die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akte in der Kirche des Korrektionshauses getroffen, welcher nach der gewöhnlichen Betstunde stattfinden sollte. In der Stadt war Nichts von diesem Vorfall bekannt geworden und so kam es, daß sich nur Diejenigen, welche die kleine Kirche auch sonst an Sonntagen und Betstunden zu besuchen pflegten, dort eingefunden hatten.

Die Feier war vorüber. Der Konfirmirte blickte auf und schaute in der Kirche umher. Da gewahrte er in einem Kirchstuhl in seiner Nähe eine alte Frau, vor der ein dickes mit Silberschloß beschlagenes Buch lag. Die Frau pflegte darin die Evangelien nachzulesen. Ein scharfer Blick darauf — und Theodor erkannte die Bibel seiner Mutter; aber sie selbst erkannte er nicht mehr. Er trat darauf zum Prediger und bat ihn, jene Greisin in die Sakristei zu rufen. Dort ging er ihr als Fremder entgegen, das Elfenbeinbild in der Hand. Er hielt es ihr vor die Augen — und ihr lauter Schrei sagte ihm, daß seine Mutter vor ihm stehe.

Lange, lange lagen sie sich in den Armen; erst die Aufforderung zu neuem Verhör Theodor's trennte sie. Jetzt brauchte er nur noch Zusätze zu seiner vorigen Erzählung zu machen und da ihm kein Vergehen schuld gegeben werden konnte, so wurde er in Betracht der eigenthümlichen Verhältnisse mit der Ermahnung entlassen, sich Beschäftigung zu suchen und einen Erwerb zu sichern.

* * *

In dem kleinen Stübchen der alten Frau war den ganzen Nachmittag lautes Sprechen und Schluchzen gewesen. Das Spinnrad ruhte. Jetzt strichen die abgemagerten Hände der alten Frau nicht mehr den Flachs ihres Spinnrockens, sondern streichelten die nun schon mit Grau durchzogenen Haare ihres wiedergefundenen Sohnes. Abends war auch nicht das Laternenlicht die einzige Hellung im Zimmer, sondern aus der alten Oellampe drängte sich wieder eine Flamme hervor.

Als nun Beide müde waren vom vielen Erzählen und sich zum Schlafen anschickten, da nahm Theodor das Bild des Vaters aus seiner Brieftasche und legte es neben die Locke in die alte Bibel.

Mannigfaltiges.

Im Faubourg St. Honore macht nachfolgender Vorfall seit mehreren Tagen einiges Aufsehen. Herr Viktor von B . . . . . und Fräulein von Saint-So und So liebten sich auf's innigste. Aber aus Vermögens-Rücksichten widersetzte sich die Familie auf's entschiedenste einer Heirath, als ein unerwarteter Zwischenfall Alles änderte. Die Pferde der Frl. von Saint-So und So gingen auf der Straße von Neuilly durch. Hr. Viktor, welcher sich zufällig dort befand, stürzte herbei und rettete das junge Mädchen aus der drohendsten Gefahr. Die gerührten Eltern waren auf dem Punkte, in die so ersehnte Vereinigung zu willigen, als sie gewahrten, daß ihre Pferde an dem Tage gewechselt waren und man an deren Stelle . . . 2 abgerichtete Pferde angespannt hatte, die auf ein gegebenes Zeichen durchgehen und von selbst wieder

stehen bleiben, was das Verdienst des Lebensretters allerdings wesentlich schmälert.

Das Pariser „Univers" citirt folgende Stelle aus dem letzten Januarberichte eines Wohlthätigkeitsausschusses über die Armuth in den Distrikten Gwendore und Glughaneeley in Irland. In diesem Augenblicke leben 800 Familien nur von Seegräsern, Krappen und anderen Dingen, welche sie am Rande des Meeres finden oder von den Felsen abreißen. Ungefähr 600 Erwachsene beider Geschlechter sind ihrer Armuth wegen gezwungen, trotz der Kälte an den eisigen Küsten des Nordens barfuß zu gehen. Ungefähr 800 Familien haben nur je ein einziges Bett, in welchem Vater, Mutter, Knaben und Mädchen durcheinander liegen, so gut sie können. Tausende von Männern haben nur ein einziges baumwollenes Hemd, während andere Tausende nicht einmal eins haben. Die Frauen sind noch schlimmer daran: in etwa 400 Familien findet man sechs erwachsene Frauen, welche alle zusammen nur einen Anzug haben, mit dem sie ausgehen können. Mutter und Töchter bedienen sich desselben abwechselnd. Etwa 600 Familien haben weder Kühe, noch Schafe, noch Ziegen und bekommen im Laufe des Jahres kaum etwas Butter oder Milch. Tausend junge Leute beiderlei Geschlechts, die schon ziemlich erwachsen sind, haben so wenig Kleidung am Leibe, daß man sie nicht ansehen kann.

Zur Charakteristik kalifornischer Zustände. Ein Mörder wird zum Tode verurtheilt. Die Einwohner seines Dorfes bitten den Gouverneur dringend, ihn zu begnadigen, da er der einzige Geiger im Orte sey und schlechterdings nicht entbehrt werden könne. Dem Gouverneur Weller leuchtet dies oder irgend ein anderes Argument ein; er begnadigt den Missethäter und übersendet dem Sherif die betreffende Ordre, welche demselben am Abend vor dem zur Hinrichtung festgesetzten Tage zukommt. Dieser Ehrenmann ist nun aber anderer Ansicht. Er betrachtet die Ordre genau, sieht, daß der Name des Delinquenten verkehrt geschrieben ist und expedirt denselben zur bestimmten Stunde in die Ewigkeit. Das Dorf, welches seinen Geiger unwiederruflich verloren sieht, ist untröstlich; der Gouverneur runzelt die Stirn und stellt den Sherif zur Rede. Dieser antwortet: „Obgleich ich moralisch davon überzeugt war, daß Ew. Excellenz den Verurtheilten zu begnadigen wünschten, so hielt ich es doch für zweckmäßig, mich an den Buchstaben zu halten und die Welt von einem Menschen zu befreien, dessen Existenz mir mehr als überflüssig schien.

In Paris ist bei Lafitte und Firmin Didot (56, Rue Jakob) eine Subskription für die zu Deraux in äußerster Dürftigkeit lebende fünfundsechszigjährige Tochter des Erfinders der Papier-Maschine, Robert, eröffnet. Dieser Mann, dem die Welt eine so nützliche Erfindung verdankt, starb im Elend; seine Tochter ernährte sich kümmerlich von einer Mädchenschule, bis sie zu alt dazu wurde und den Wohlthätigkeits-Anstalten zur Last fiel.

Schuhe mit Ventilation. Nach einer Mittheilung der „Gemeinnützigen Wochenschrift" in Würzburg hat ein Amerikaner vermittelst Kautschoukkugeln auf den Sohlen und dem Absatz eine Lüftung in den Schuhen hergestellt, die das Feuchtwerden der Füße beseitigt und somit auch vor Erkältung schützt. In der Modellsammung des polytechnischen Vereines in Würzburg ist ein Muster davon ausgestellt.

Ein Geiziger ist wie der unfruchtbare, sandige Boden der Wüste, welcher gierig allen Regen einsaugt, aber keine fruchttragenden Sträucher und Pflanzen zum Wohle Andrer hervorbringt.

Dreisylbige Charade.

Wie richtig sagt im ersten Sylbenpaar
Ein Wort, wie lange Gott noch lebt?
Wie spricht's so treffend, treu und wahr,
Wie lang uns noch sein hoher Geist umschwebt;
Denkend an des Lenzes Prachtgewande,
Und an Florens reiche Saaten,
Ist ein jeder leicht im Stande,
Das Wort der letzten Sylb' zu rathen.
Ein treues Bild der Ewigkeit
Find't man an einer Pflanze;
Gewiß ist's keine Schwierigkeit,
Zu lösen nun das Ganze.

Auflösung des Logogryphs in № 67:
Lieb'. Beil. Blei. Leib. Biel.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 67:
Jungfrau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Dienstag, 8. Juni 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Fortsetzung.)

Karl schaute Elisen einige Sekunden lang in's Gesicht und erwiederte dann: „Warum trägst Du jetzt schlichtes Haar und streichst es so weit aus dem Gesicht, Elise? Man erkennt Dich ja kaum mehr. Die langen Locken waren ehedem viel schöner und kleideten Dich besser! — nicht wahr, Robert? Du sahst darin weit hübscher aus!" Dann kreuzte er die Arme über die Brust, blickte ihr noch ein Mal in's Gesicht und murmelte vor sich hin: „Viel hübscher! — in der That viel hübscher!" Er sprach wie im Traume.

Robert schien auf dieses seltsame Betragen nicht zu achten, und nachdem Karl Elisen einige Zeit beobachtet hatte, wie sie sich am Theekessel zu thun machte, um auch ihm ein Glas Glühwein zu bereiten, erholte er sich einigermaßen und setzte sich auf das Sopha.

„Ich habe meine guten Gründe gehabt, nach Hause zurückzukehren, Robert," sagte er alsdann gefaßter zu diesem, „ich habe mir ein kleines Gütchen am Rhein gekauft, um mich nun dort niederzulassen und das Landleben zu genießen — denke Dir nur, ich will ein Landmann werden!" setzte er lachend hinzu.

„Das ist ja recht hübsch von Dir!" versetzte Elise; „Du mußt des langen Reisens nun überdrüssig und müde seyn, und kannst Dich nirgends besser ausruhen, als auf dem Lande!"

„Ausruhen — ja das möchte ich!" sagte Karl; „ich bin Alles überdrüssig, des Geschäfts, des Lebens — o ich mag oft den Tag nicht mehr anblicken! — Ihr müßt zu mir kommen, sammt Euren Kindern, um mir Gesellschaft zu leisten, — und je lauter und lustiger es zugeht, desto besser! Sind das Deine Knaben, Robert?"

Die Kinder hatten bei des Oheims Eintreten ihre Spielzeuge bei Seite gelegt und standen nun in respektvoller Entfernung und blickten den Oheim mit der größten Neugier an. Auf des Oheims Frage aber trat Franz mit seinem Säbel in der Hand einige Schritte näher und gab Karl die Hand. „Bist Du auch auf Robinson's Insel gewesen, Onkel Karl?" fragte er; „hast Du schon eine solche einsame Insel im Meere gesehen?"

„Ja wohl mein Junge! ich bin mein ganzes Leben auf einer solchen Robinson's-Insel gesessen," erwiederte Karl schmerzlich.

„Wem meinst Du, daß Franz gleich sieht, Karl?" fragte Elise, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und dem Kleinen die Fragen abzuschneiden, welche er noch an den Oheim richten wollte, da er dessen Antwort buchstäblich und in allem Ernst genommen hatte. Karl blickte den Knaben einige Sekunden lang an, wandte sich dann aber und sagte, er könne keinerlei Aehnlichkeit mit Jemand auffinden.

„Wir glauben, er habe auffallend viel Aehnlichkeit mit seinem Großvater — findest Du nicht auch, daß er ihm gleicht, Karl? Sieh' nur einmal her!" fuhr sie fort, legte ihre Hand zärtlich auf des Knaben Haupt und strich ihm das Haar aus der hohen breiten Stirne.

Karl blickte den Knaben von der Seite an und meinte: „Ich finde keine Spur vom Vater in ihm — er gleicht eher Dir, wenn er überhaupt Jemand gleicht!" Dann wandte er wieder den Kopf ab.

„Onkel Karl, hat es auch wilde Thiere auf der einsamen Insel gegeben, auf welcher Du gewesen bist?" fragte Franz und lehnte sich an des Oheims Knie.

„Wilde Thiere in Menge — wo ich lebe, gibt es nichts Anderes," erwiederte Karl dumpf.

„Und Du bist immer allein gewesen, Onkel?"

„Nein," versetzte Karl so barsch und unwillig, daß der Knabe erschrocken sich zu seiner Mutter flüchtete und eine Weile hinter deren Rücken versteckt, den seltsamen Oheim aus der Ferne betrachtete. Nach einer längeren Pause fragte Robert seinen Bruder, von welchem Ort im Auslande er denn eigentlich zunächst herkomme.

„Von Rom," war die Antwort; — „eine schöne Stadt, aber todt — ganz todt und gleichsam wieder ausgegraben!" Der Ton, in welchem Karl Branstrupp sprach, war höchst seltsam und auffallend. Er war kaum mit den Tönen einer menschlichen Stimme zu vergleichen, sondern klang eher wie eine künstliche Nachahmung derselben. Jeder Satz kam scharf, bestimmt, aber zusammenhängend aus seinem Munde, als ob der Sprechende gleichsam im Dunkeln tappe nach Gedanken und Begriffen und Erinnerungen, welche nicht willig in ihm auftauchten, oder die er nicht erfassen, oder falls er sie erfaßt, nicht recht in passende Worte kleiden konnte. Dazu irrte sein Auge immer unstät und finster von einem Gegenstand zum andern und vermied es, die Personen, mit welchen er gerade sprach, anzusehen.

Es lag nicht in Robert's Wesen und Charakter, frühere Kränkungen nachzutragen, sonst hätte er eine kalte Genugthuung beim Anblick von seines Bruders leiblichem und geistigem Elend empfinden können. Statt dessen betrachtete er ihn mit dem größten Mitleid, und Elise, die Karl nie geliebt hatte, konnte kaum ihre Thränen zurückhalten. Karl bemerkte es, drückte Elisen die Hand und sagte: „Dein Herz ist immer weich gewesen, Elise; aber verschwende Dein Mitleid nicht an mich! Du siehst in mir nur einen Mann, der acht Tage lang in kein Bett gekommen ist. Bereite mir eine Tasse Thee, Elise, dann will ich wieder in den Gasthof zurückkehren, wo ich abgestiegen bin!"

„Ach nein, Karl, das geht nicht! Du wirst uns doch nicht schon wieder verlassen wollen? Es ist ja heiliger Christabend!" rief Elise. „Und vollends gar noch in einem Gasthof!" fuhr sie fort. „Nein, Karl! Du darfst nicht in Deinen Gasthof zurück! So enge wir auch logirt sind, so können wir doch ein Stübchen und ein Bett anbieten, und Du mußt bei uns bleiben! Bilde Dir ein, Du seyest zu Hause, Du bist uns ja herzlich willkommen und mußt morgen am Christfest bei uns zu Mittag speisen! Nein, nein! Du darfst es Elisen nicht abschlagen, Du mußt ihr Gast seyn."

„Wohlan, sey es drum!" sagte Karl; „heute und morgen bin ich Euer Gast, und übermorgen seyd Ihr Alle die meinigen!"

Franz hatte sich allmälig wieder ein Herz gefaßt und vor seinen Oheim hingestellt, dem er jetzt mit feierlichem Ernste und kindlicher Neugier fest in's Gesicht blickte. „Onkel Karl," hub er endlich dreist an, „wie Du auf der einsamen Insel wohntest, hast Du da auch Gespenster gesehen?"

Elise nannte ihren Franz einen thörichten Jungen, schob ihn bei Seite und sagte: er solle doch den Oheim nicht so sehr mit Fragen quälen, weil er müde sey.

„Gespenster gesehen? Was meint denn der Knabe damit — Gespenster? was für Gespenster?!" polterte Karl leidenschaftlich heraus und von seinen Lippen wich alle Farbe. — „Gespenster! Wer spricht denn hier von Gespenstern? Ich weiß Nichts von ihnen. Warum sollte ich denn Gespenster sehen? — Fort, fort von mir!"

Franz schlüpfte ängstlich hinter seine Mutter, und doch bedrohte der Oheim mit der geballten Faust nicht ihn; es war eine dunstige, schattenhafte Gestalt in der Luft, die er bedrohte und die er fortjagen wollte. Diese fieberische Aufregung währte zwei oder drei Minuten, dann brach er zusammen und sank in die Sophaecke zurück. Elise hieß die Kinder hinausgehen und sich schlafen legen; sie begleitete sie selber in ihr Schlafstübchen. Als sie wieder zurückkehrte, erzählte Karl soeben seinem Bruder, daß er in Rom an einer schweren Krankheit darnieder gelegen und sich von derselben bis jetzt noch nicht erholt habe.

„Du siehst, Robert!" schloß er, „ich habe ein hartes Leben geführt. — weiß Gott, ein recht elendes armseliges Leben!"

„Ich glaube Dir's, Karl! der plötzliche Tod des Vaters, der Dir so unerwartet kam, mußte Dich sehr erschüttern!" sagte Elise sanft, erhielt aber keine Antwort. Karl stierte einige Minuten lang in den hellen Kreis, den das Lampenlicht an der Decke beschrieb; dann wandte er sich jählings an Elise und sagte barsch: „Geh' hinaus, Elise! laß uns eine Weile allein! Ich habe Robert Etwas mitzutheilen — geh'!"

Kaum war die Thür hinter ihr zugefallen, so beugte sich Karl vorwärts zu seinem Bruder und sagte mit einem rauhen, geheimnißvollen Flüstern: „Robert, denke Dir, ich habe — den Vater umgebracht, und — und — Muhme Margaretha Pilgram ebenfalls!" — Robert prallte zurück und starrte den Bruder an; ihre Blicke begegneten sich.

„Ja, ja!" fuhr Karl fort und nickte gräßlich, „es ist gewiß wahr! vergiftet hab' ich sie Beide und sie sind gestorben, — todt — todt! — und ich bin . . . Aber was blickst Du mich so wild an, Bruder? was fehlt Dir?"

„Schweige mit diesen aberwitzigen Geschichten, Karl," rief Robert unwillig. „Du bist nicht bei Sinnen! Hast Du denn nicht Selbstbeherrschung genug, um solche Lügen für Dich zu behalten?"

„Es sind keine Lügen, Robert! ich goß die dreifache Portion in das Glas und reichte ihm den Trank mit dieser meiner eigenen Hand!" stammelte Karl. „Hätte ich drei Stunden länger gewartet, so wäre meine Seele gerettet! Der Doktor sagt, er wäre nicht wieder aufgekommen, er hätte die Nacht nicht überlebt; aber der Satan blendete und versuchte mich. — Muhme Margaretha kam schon am ersten Abend, wo sie unter meinem Dache wohnte, hinter mein Geheimniß, und die Qual der Verfolgung, die ich von diesem Teufelsweibe auszustehen hatte, war namenlos grausam. Eines Nachts drohte sie mir, sie wolle mich den Gerichten als Vatermörder angeben, und sie starb. Nun, was kann ich dafür? die Leute sagten ja, sie habe an einer Herzkrankheit gelitten . . . ."

„Karl! spricht der Wahnsinn aus Dir?" rief Robert in fürchterlichem Tone; „diese Fabeln können nur aus einem kranken Gehirn kommen!"

„Wahrheit, lautere Wahrheit, Bruder!" versetzte Karl mit einem aberwitzigen Lachen; „ich versichere Dich, es ist Alles ganz so, wie ich Dir gesagt habe. Der Teufel weiß, daß es Wahrheit ist. Wenn Du mir nicht glaubst, so frage Muhme Pilgram — sieh', hier sitzt sie neben mir auf dem Sopha, an der Stelle, wo Deine Frau vorhin saß! Aber Du mußt mir schwören, daß Du Elisen kein Wort davon sagst! Hörst Du? schwöre mir's!" Damit sprang er auf und packte seinen Bruder an der Schulter. Robert aber stieß ihn in das Sopha zurück und hielt ihn hier wie mit eisernem Griffe.

„Du bist ganz von Sinnen, Karl! der Wahnwitz spricht aus Dir und Du weißt nicht, was Du sprichst!" rief Robert.

„Ich soll nicht wissen, was ich sage? Laß mich los, laß mich!" schrie Karl und wollte sich losreißen; aber Robert ließ ihn nicht fahren, denn Karl's Augen funkelten so seltsam, als ob er auf seinen Bruder einspringen und ihn erdrosseln wollte. In diesem Augenblick schellte Jemand draußen heftig an der Vorthüre und Karl brach plötzlich ganz entmuthigt zusammen, erblaßte und suchte sich zu verstecken. „Sag' Niemand, daß ich hier bin, Robert!" flüsterte er ängstlich. Mittlerweile öffnete Elise die Vorthüre und ein fremder Herr, dem man auf den ersten Blick den Ausländer ansah, trat herein.

„Ah, also hier ist Herr Karl Branstrupp?" sagte er, als er in's Zimmer trat und flüsterte dann Robert zu, er wünsche ihn auf einen Augenblick unter vier Augen zu sprechen. „Sie werden nun hier bleiben, Herr Karl!" wandte er sich an diesen und drohte ihm mit dem Finger; „Madame wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis wir wieder kommen!" Dann trat er mit Robert in's Nebenzimmer.

„Herr Karl ist mir vor einigen Tagen entsprungen, mein Herr!" hub der Fremde an, als er sich mit Robert allein sah. „Sie werden bemerkt haben, daß er geisteskrank, beinahe wahnsinnig ist. Wollen Sie mir erlauben, daß ich ihn wieder mitnehme?"

Robert erschrack bis in's Innerste. „Wahnsinnig?" rief er; „ja in der That, das ist er! er muß es seyn, — es kann kein Zweifel darüber obwalten!" setzte er zögernd und tief erschüttert hinzu.

„Er kann mit keinem Menschen eine Stunde lang beisammen seyn, ohne es unverkennbar an den Tag zu legen!" sagte der Arzt; „vermuthlich hat er auch Ihnen seine wilden Phantasien und Hirngespinnste mitgetheilt?"

„Allerdings!" erwiederte Robert und hielt inne, denn der Fremde fixirte seine Züge mit auffallendem Lauern.

„Es sind thörichte Selbstanklagen, nicht wahr?" fragte der Fremde, welcher trotz seines fremden Accents fließend deutsch sprach. „Ich sehe, mein Patient hat auch Ihnen einen Schreck eingejagt; Sie scheinen bereits geneigt, es zu glauben, daß er wirklich den Mord an seinem ehrwürdigen Vater und jener alten Frau verübt hat. Aber ich versichere Sie, es ist nur eine fixe Idee bei ihm, es ist seine Manie! Er hat mir beide eingebildete Vergehen schon oft mit einer wunderbaren Genauigkeit der Einzelnheiten und mit einem Anschein von Wirklichkeit erzählt; allein ganz in derselben Weise hörte ich ihn zuweilen auch andere Unthaten bekennen, z. B. daß er Sie erschlagen habe und ein Mädchen, Namens Elise, und daß er diesen oder jenen bedeutenden Raub begangen und dies Alles mit der größten Ausführlichkeit und Umständlichkeit. Das Bischen Vernunft, das ihm geblieben ist, beschäftigt sich beständig mit Mordgedanken!" (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Wien erzählt man sich gegenwärtig folgende Anekdote: Nach österreichischer Hofsitte werden der Kaiserin jeden Tag ein neues Paar Stiefletten gebracht, welche am folgenden Tag sodann in das Eigenthum der weiblichen Hofdienerschaft übergehen. Die junge Kaiserin Elisabeth wollte von dieser nicht immer ganz bequemen Sitte ablassen, Kaiser Franz Joseph aber zog das Herkommen in Betracht und meinte, man könnte nicht wohl davon abgehen, ohne die Dienerschaft wegen des verminderten Gebrauches zu benachtheiligen. Gut, erwiederte die hohe Frau, wenn es nur das ist, ich werde sodann meine bisher nur einmal getragenen Stiefletten öfter benützen, dafür aber soll die Dienerschaft die tagtäglich für mich bestimmten gleich ganz neu erhalten — und selber austreten.

Den türkischen Gesandten in Paris fragte eine liebenswürdige und geistreiche Dame, wie es doch komme, daß die Türken die häßliche und verwerfliche, sogar durch ihre Religion gerechtfertigte Gewohnheit hätten, mehrere Frauen zu nehmen. „Unser Prophet," entgegnete der Gesandte galant, „hat seinen Anhängern diese Erlaubniß deßhalb gegeben, damit sie bei mehreren Frauen die vortrefflichen Eigenschaften finden können, welche bei Ihnen, gnädige Frau, vereinigt sind."

Ein russischer Kapitän a. D. Ljubanski hat eine Schrift herausgegeben, in welcher er das Riesenprojekt einer Eisenbahn zwischen Warschau und Tiflis und zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere entwickelt. Die größten Schwierigkeiten findet der Verfasser im Kaukasus, aber er hat 16 Jahre dort gelebt und glaubt, daß auch dort die Hindernisse zu beseitigen wären. Nach seiner Berechnung würde der Bau der Riesenbahn über 371 Mill. Rubel kosten.

Asien soll mit Europa durch eine Schiffbrücke über den Bosporus verbunden werden. Drei Gesellschaften, eine englische, eine französische und eine deutsche, konkurriren gegenwärtig bei der türkischen Regierung um die Concession für dieses Unternehmen.

Seit Menschengedenken hat man in der Normandie keine so üppige Apfelblüthe gesehen, wie in diesem Jahre. Die Bäume bildeten alle volle Blumensträuße, die dünnen Zweige konnten kaum die Last der Blüthe tragen. Jetzt ist schon in Aussicht des Herbstes der Preis des Apfelweins allenthalben gewichen.

In einem Lande wie China, wo man keine Haupthaare, wenigstens nur einen Theil davon als Zopf trägt, müssen natürlich die Rasirer eine höchst wichtige Rolle spielen. Es soll daher in Canton allein nicht weniger als 20,000 Barbiere geben. Es gibt deren mit eigenen Läden, solche die in ihrem Zimmer rasiren und solche, die herumwandern und an den Ecken stehen.

In dem Erker eines Pfeifenhändlers unter der Neuen Kräme in Frankfurt liegt gegenwärtig eine meerschaumene Cigarrenspitze aus, die nach der beigelegten Notiz um die Bagatelle von 230 fl. zu haben ist. Um diese Summe konnte man früher ein Bauerngut erkaufen.

Charade.

Dreisylbig.

In einem Reich, über wenig Vasallen,
Herrscht ein König, der kleinste von allen,
Und diesen König und sein Land
Bezwingt wohl ein Knabe mit seiner Hand,
Doch wer mir die ersten beiden will nennen,
Der muß den König und seine Vasallen kennen.

Die Dritte, sie ist bald breit und schmal,
Und führt zum Glück bald, bald zur Höllenqual;
Bald seh'n wir von Holz sie und bald auch von Eisen,
Bald ist sie im Winter nur aufzureisen;
Der muß auf der Bahn der Wahrheit geh'n,
Den ich soll die Dritte errathen seh'n.

Ein enger Paß ist endlich das Ganze,
Führt zu jenes Königs Thron und Glanze,
Und der Paß, den besetzen viel närrische Streiter,
Die bekämpfen den König, doch kommen nie weiter;
Denn so gerne sie sein Reich auch fallen seh'n,
So gerne seh'n sie es auch wieder ersteh'n,
Und König in dem Land zu seyn,
Fiel keinem von den Streitern ein.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 68:
Immergrün.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Freitag, 11. Juni 1858.

Ein Tag der Sühne.

(Schluß.)

Robert holte tief Athem und fragte dann den Fremden: „Wie kommt es, daß mein Bruder unter Ihrer Pflege und Obhut steht?"

„Ich bin Arzt, mein Herr, und leite eine Privat-Irren-Anstalt nahe bei S.." gab der Fremde zur Antwort. „Schon vor längerer Zeit — es mögen ungefähr zwei Jahre seyn — gab sich Herr Karl Branstrupp selbst in meine Pflege und ich unternahm es, ihn vor sich selbst zu beschützen. Seine lichten Augenblicke sind nur kurz und selten und er faselt gewöhnlich nur von den Mordthaten, die er vermeintlich begangen. Vorgestern früh befand er sich ziemlich wohl und durfte im Hofe spazieren gehen. Da muß ihm plötzlich der Einfall gekommen seyn, mir zu entspringen; allein wir machten seine Spur leicht ausfindig!"

„Armer Karl!" sagte Robert tief ergriffen. „Es würde mir eine Beruhigung seyn, ihn mehr in meiner Nähe zu haben. Ich möchte mich gerne überzeugen, daß seine unglückliche Lage so viel wie möglich verbessert und erleichtert werde!"

„Das ist sehr natürlich, mein Herr!" versetzte der Doktor; „aber es ist Einiges dabei zu erwägen: würde das Gefasel des Kranken, welches manch Mal merkwürdig wahrscheinlich und glaubhaft klingt, nicht Verdacht erwecken und eine gerichtliche Untersuchung veranlassen? Im Grund wäre es — erwägen Sie dies wohl! — vielleicht zweckmäßiger, wenn Sie ihn mir wieder nach dem Auslande mitgeben und dort verpflegen lassen würden!"

„Wir wollen hören, was er selbst dazu sagt!" meinte Robert.

„Ich bin überzeugt, er wird meiner Ansicht beipflichten," erwiederte der Fremde und folgte Robert nach dem Wohnzimmer. Elise hatte Karl'n seinen Mantel hereingebracht, der inzwischen beinahe wieder trocken geworden war und er war soeben im Begriff, ihn anzuziehen.

„Ich bin beinahe fertig, Herr Doktor!" rief er diesem rasch entgegen.

„Wollen Sie wieder mit mir gehen, Herr Karl? Fühlen Sie sich bei mir sicher?"

„O jedenfalls weit sicherer als hier; kommen Sie! es darf mich Niemand hier erkennen!" Er nahm keine Notiz von der Hand, welche Elise ihm entgegenstreckte, noch von den Thränen, die sie nicht zurückhalten konnte, sondern erfaßte krampfhaft den Arm des Arztes und zog diesen mit sich die Treppe hinab. Robert folgte ihnen. Vor der Hausthüre war eine Chaise und in dieser ein anderer Mann, der wie ein Wärter aussah. Karl stieg in den Wagen, dann rief er: „Gute Nacht, Elise! Nicht wahr Du besuchst mich bald und bringst Robert und die Kleinen mit? Adieu, Robert! auf baldiges Wiedersehen!"

„Leb' wohl, Bruder Karl! ich besuche Dich bald! — Armer Bruder!" sagte Robert und rang die Hände.

Das Kutschenfenster ward geschlossen und die Chaise fuhr rasch die Straße hinab durch den strömenden Regen und heulenden Wind. Robert stieg langsam wieder zu seiner Frau in das vierte Stockwerk hinauf und fand sie weinend im Sopha.

„O Robert!" rief sie; „was war das für ein Wiedersehen! Ein solcher Weihnachtsgast und eine solche Heimkehr!"

„Gewiß, mein Kind, das ist sehr traurig! Mayer muß darum doch gewußt haben und ich wundere mich ewig, daß er mich niemals in's Vertrauen gezogen hat," entgegnete Robert. — „Was sprach denn Karl mit Dir, während ich mit dem Arzte da drinnen war?"

„Kein Wort," sagte Elise.

„Komm', meine Liebe! wir wollen schlafen gehen! Der arme Karl! wie es scheint, ist er nicht

in schlimmen Händen; aber ich will doch in einiger Zeit hinreißen und nach ihm sehen! — O Gott, es erscheint mir Alles wie ein Traum! Kaum angekommen und schon wieder fortgegangen."

7.

Der Sommer, welcher auf diesen Besuch Karl Branstrupp's bei seinem Bruder folgte, war von andauernder Trockenheit; Sträucher und Blumen waren eingeschrumpft und verbrannt und die Erde gähnte aus tausend Rissen und Sprüngen ihrer Oberfläche. Robert hatte Karl zwei Male besucht und sich durch eigene Beobachtungen überzeugt, wie auch aus des Doktors Beweisen die Ansicht gewonnen, daß der Kranke nicht in bessern Händen seyn konnte; er ließ ihn daher gerne, wo der Patient sich untergebracht hatte. Nach mehrfachen Unterredungen mit Karl hatte Robert ferner die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß seine Delusionen unheilbar seyen. In seinem eigenen Hauswesen und im Kreise seiner eigenen Kinder und seines herzigen Frauchens glücklich, verwischte sich in Robert allmälig die Erinnerung an jenen erschütternden Besuch am Weihnachtsabende und sogar die Erinnerung an das Schicksal des Bruders lastete nicht mehr so schwer auf ihm.

Karl dagegen war nach seinem Austritt aus der staubigen Arena des Geschäftslebens bald in Vergessenheit gerathen, — so vollständig, als ob er schon wirklich todt wäre — und seine Stelle war durch einen Andern ausgefüllt worden. Das Geld, welches er durch Arbeiten und Knausern und Geizen und Erben zusammengescharrt hatte, blieb unberührt. Sein Schicksal hatte sich Schritt für Schritt aus dem Verbrechen entwickelt, das er in den Paroxysmen seiner Gewissensbisse fortwährend selber vertrieb. Von dem Augenblicke an, wo er die Unthat verübt hatte, senkte sich ein Schleier oder Nebel unbestimmter Angst und Unbehaglichkeit über ihn und verwirrte seine Sinne, dann lagerte sich eine Dämmerung von bestimmter Furcht über ihn, welche allmälig gar für sein körperliches Auge Gestalt annahm und endlich erfaßte ihn die Nacht des Wahnsinns mit unausweichlicher Gewalt.

Es war am Vormittag des 10. August's, als er zum zweiten Male aus dem Hause entsprang, worin er verwahrt wurde und dies Mal gelang es ihm besser, der Nachforschung und Verfolgung zu entgehen, welche man gegen ihn einleitete. Zehn Tage vergingen, ohne daß man ihn wieder auffand. Man wußte, daß er Geld bei sich hatte; es war ihm während seiner dreijährigen Einsperrung nicht vorenthalten worden, denn er pflegte von Zeit zu Zeit mit seinen Wärtern imaginäre kaufmännische Geschäfte zu machen und man konnte ihn bisweilen nicht anders zur Ruhe bringen, als durch das Gold, welches man ihm bei derartigen Scheinhändeln in die Hand spielte und dann freilich in seiner Hand sich gleichsam nur in dürres Laub verwandelte.

Am 27. August, am Jahrestage von seines Vaters Tode, betrat Karl gegen Abend einen dichten Wald, durch dessen eines Ende ein schmaler Pfad nach einer ausgedehnten Fläche ginsterbewachsener Haide und mit Gestrüpp bedeckten Moors führte. Die dichtstehenden Hochstämme prangten in ihrem vollen sommerlichen Laubschmucke und schlossen beinahe jeden Sonnenblick aus. Man denke sich nun diesen gottverlassenen Mann, wie er ohne Plan und Ziel hungernd und dürstend in diesem Waldesdämmer vorwärts schritt, bei jedem Rauschen eines Blattes erzitterte und in dem Echo seiner eigenen scheuen Schritte den Fußtritt eines Verfolgers zu vernehmen meinte, wie er scheu und bestürzt sich auf dem immer dunkler werdenden Pfad umsah und dann keuchend immer weiter eilte. Man vergegenwärtige sich ihn, wie er über eine Wurzel stolpernd niederstürzte und den Blick voll Seelenangst zu den schwarzen Stämmen erhob, die er für lauter Verfolger oder gespenstige Gefährten ansah, welche er halblaut verfluchte! — wie er sich dann wieder aufraffte und in ein abermitziges, gellendes Lachen ausbrach, wovon die Wälder widerhallten! — Man mache sich hievon nur einen schwachen Begriff!

Auf ein Mal sah er durch die Lichtungen des Waldes und zwischen den Stämmen hindurch seltsame Lichter aufleuchten und am Boden hinhuschen. Was konnten das für Feuerzeichen seyn? Blitze waren es nicht, denn Mond und Sterne standen droben still am blauen, klaren Firmament und warfen ein mildes, falbes Zwielicht auf die Haide. Die Wirkung dieser aufzuckenden Feuerzungen, wenn ihr Glast so plötzlich durch das finstere Unterholz der Büsche brach, war eine überaus wilde und Karl Branstrupp machte es vorkommen, als nähere er sich der Mündung der Hölle. Bald war die Nacht in gräßliche, düster lohende Tageshelle verwandelt; die Sterne erblaßten vor dieser Gluth; ein leises Zischen und Sausen, wie das Hohnlachen triumphirender Teufel, schien die Luft um ihn her zu bewegen und in heißen, raschen Wallungen schlug ihm ein glühender Brodem in's Gesicht. Er mußte nun auch den letzten Schimmer

von Bewußtseyn verloren haben, welcher ihn seither auf seinen Wanderungen geleitet hatte, sonst hätte er, als er auf den Saum des Waldes kam, die Erscheinung vor ihm begriffen und wäre der Gefahr ausgewichen. Der Ginster und das Gestrüpp standen über eine ungeheure Strecke in Flammen und die allgemeine Dürre der ganzen Vegetation half den Brand mit wundersamer Geschwindigkeit verbreiten. Für Karl war dieser Haidebrand nur eine Fortsetzung der tollen Ausgeburten seiner Phantasie, nicht wirklicher noch überirdischer als sie; er war bestürzt, urtheilslos, verwirrt, verloren!

Er rannte immer geradeaus; nirgends ein Ausweg sichtbar. Er kehrte um; das Feuer hatte sich auch schon hinter seinem Rücken verbreitet und eilte dem Walde zu. Zur Rechten, zur Linken, vor und hinter ihm lohten die Flammen — es war kein Entrinnen mehr möglich; er sah sich buchstäblich von einem Feuerkreise eingeschlossen, der von Sekunde zu Sekunde enger wurde! Die rothen Flammen hüpften und tanzten über den Ginster hin, schwarze, rauchende Oede und Zerstörung auf ihrer Spur zurücklassend und kamen gerade auf ihn zu.

O ruhige Sommernacht! was war das für ein Schauspiel, auf welches dein stiller Mond und deine stillen Sterne herniederschauten! Was für eine furchtbare Verzweiflung! welche tödtliche Furcht! Stieg aus der Brust dieses verlorenen Mannes in seiner äußersten Noth kein Gebet zu dir empor? stieß er keinen Schrei um Gnade und Erbarmen aus? machte sich kein Ausbruch der Verzweiflung und der Reue bei ihm geltend? Das weißt du und der Himmel. Es kam nun auch für ihn seine Stunde der Sühne, der Abrechnung und so wie seine Bilanz wirklich stand, mußte sie dem großen Richter eingereicht werden, der früher oder später die Sünden eines Jeden an ihm heimsucht!

Karl Branstrupp's halbverbrannte Leiche ward einige Tage später aufgefunden und ihre Identität hergestellt.

Der Arzt, in dessen Hause er untergebracht gewesen war, überbrachte die Kunde von seinem schrecklichen Ende selber dem Bruder Robert und seiner Gattin. Dann hatte er mit Robert und Herrn Mayer eine lange Konferenz; was jedoch in derselben verhandelt, aufgedeckt und durch gegenseitige Mittheilungen enthüllt wurde, davon hat niemals Etwas verlautet; selbst Elisen ward hievon niemals auch nur das Geringste mitgetheilt. Daß aber diese Enthüllungen von gar schauerlicher und entsetzlicher Art gewesen seyn mußten, das konnte sie aus der Thatsache abnehmen, daß ihr Gatte nach wie vor von seiner harten und schlechtgelohnten Arbeit lebte und keinen Heller von dem sehr bedeutenden Vermögen berührte, welches sein Bruder hinterlassen hatte. Einige Jahre später, als die Erziehung der Kinder mit mehr Unkosten und Ausgaben verknüpft war, wagte sie ein Mal die Frage an Robert zu richten: wie denn das große Vermögen angewendet und warum es ihnen nicht eingehändigt worden sey? Da sprach Robert zum ersten Mal in seinem Leben barsch und kurz angebunden mit ihr und sagte: „Glaub' mir, Elise, wenn meine Kinder barfuß gehen und ihr Brod vor fremden Thüren erbetteln müßten, so würde ich doch mit meinem Willen keinen Heller von Karl's Vermögen anrühren, um ihnen zu helfen!"

Im Verlauf der Zeit wandte das Schicksal jedoch Robert ein freundlicheres Gesicht zu und wenn er auch nicht reich ward, so blieb doch der Mangel seiner Thüre fern. Er erzog seine Knaben zu fleißigen, brauchbaren Jünglingen, die in der Welt durch eigene Kraft und Wissen ihr Fortkommen finden können und lehrte sie, daß Kunst und Wissen und Gemüthlichkeit mehr werth seyen, als das reichste Erbe. Diese Söhne Robert's und seine Tochter werden einst ihrer wackern Mutter und ihrem geprüften Vater noch im Grabe danken, daß sie ihnen in Lehre und Beispiel solche rechtschaffene, strenge Grundsätze beigebracht und sie jene genügsame, geradsinnige Sinnesart gelehrt haben, welcher ein ruhiges Gewissen mit Arbeit lieber ist, als ein Wohlleben ohne innere Befriedigung.

Habsucht und Haschen nach Geld ist die Wurzel alles Bösen, war ein Sprichwort, welches Robert seinen Kindern schon von frühe auf einprägte. Seine Söhne wissen nicht um den Grund davon, aber sie behaupten es bis auf den heutigen Tag, daß sie nie einen Mann getroffen, welcher einen so innigen und ungeheuchelten Abscheu vor dem Gelde gehabt habe, wie ihr Vater.

Mannigfaltiges.

Ueber den Tanz. Unter dieser Ueberschrift bringt die „Köln. Ztg." einen mehrere Seiten großen, sehr interessanten Aufsatz von Gustav vom See, dem wir nachstehende Stellen entnehmen: „Das bewegende Element der gesellschaftlichen Tänze ist allein die Freude und die Lust, ihnen verdanken

sie ihre Entstehung; denn nur die im Innern des Menschen überströmende Empfindung der Freude und der Fröhlichkeit fühlt das Bedürfniß, sich in jenen anmuthigen und lebendigen Bewegungen zu verkörpern, welche wir als gesellige Tänze bezeichnen. Es macht daher auch stets einen unangenehmen, fast beängstigenden Eindruck, wenn wir diese Tänze mit ernsten oder schläfrigen Mienen, wie eine Arbeit, verrichten sehen; denn das Tanzen besteht keineswegs in der richtigen, taktmäßigen Bewegung der Füße allein, sondern es gehört dazu, als nothwendiges Erforderniß, ein heiteres, die innere Fröhlichkeit bekundendes Gesicht und die anmuthige leichte Bewegung des ganzen Körpers. Eigentlich soll Niemand tanzen, an dessen Wiege nicht wenigstens eine der Grazien gestanden hat, eben so wenig, wie Jemand singen soll, dem die Stimme von der Natur zur Rede verliehen ist. Wenn wir die Grundursache der Entstehung des gesellschaftlichen Tanzes festhalten, so erklärt es sich auch sehr leicht, warum die meisten jungen Mädchen, überhaupt die Jugend des weiblichen Geschlechtes, so gerne tanzen und der Rhythmus eines Walzers oder einer Polka ihre Füße unwillkürlich in Bewegung setzt — denn wo ist harmlose Fröhlichkeit, wo ist der Scherz, die heitere Lust und der lose Muthwille heimischer, als in den Herzen der jungen Mädchen und welche Herzen gäbe es, die mehr geneigt wären, dies auch nach Außen kund zu thun, als gerade diese? Nur Hypochondrie oder Pietismus wird der Jugend diese Aeußerung der sie bewegenden inneren Fröhlichkeit mißgönnen oder verbieten, — ein Verbot, welches die Zeit, indem sie dem Ernste des Lebens, der Sorge und dem Schmerze immer mehr Macht verleiht, schon von selbst nur zu bald eintreten läßt. Daß die männliche Jugend, namentlich in den größeren Städten, jetzt weniger und überhaupt im Ganzen ungern tanzt, ist ein Armuthszeugniß, welches sie sich als Jugend selbst ausstellt. Sie erkennt das natürlich nicht an, sondern sieht vor der Zeit abgestumpft und übersättigt mit den Augen des Alters auf diese harmlosen Freuden herab und setzt den höchsten Stolz darein, daß ihr unter den gluthvollen Strahlen überreizten Genusses zur Schlacke ausgebranntes Herz keiner wirklichen Erregung mehr fähig sey. Der Tanz bedingt die ungeschwächte Genußfähigkeit zu harmloser Freude. Beneidenswerth sind Alle, welche sich diese Fähigkeit zu erhalten verstehen bis in ihr spätestes Alter, zu beklagen Die, welche sie verloren, zu bemitleiden aber Jene, die selbst mit allen Kräften darnach streben, sich dieser werthvollen Eigenschaft so bald als möglich zu entäußern!"

Frau X. bestellte sich bei einem Schreinermeister ein Ellenmaß. Beim Gebrauche der Elle zeigte sich dieselbe stets unrichtig und ihre Vergleichung mit mehreren andern wies nach, daß dieselbe um ein Sechzehntel zu lang war. Man schickte nach dem Meister und dieser, erstaunt über die Beschuldigungen, die man ihm machte, erwiederte ganz trocken: „Deß begreiff ich nitt. Ich habb merr doch beim Krämer X. e Ehl Schnur ghohlt, un, weil der immer schlecht meßt, haw ich se e bissel a'gezoge, un die neu Ehl — do dennoch gemacht."

Ein getaufter Rabbiner, der jetzt in Boston als Missionär gastirt, will vom England die Nachricht erhalten haben, daß die dortigen Rabbiner zu dem Beschluß gekommen sind, nur noch 15 Jahre auf den Messias zu warten; falls der seit fast zweitausend Jahren erwartete Gast nach Verlauf dieser Zeit sich nicht eingestellt hat, wollen sie Christus als den wahren Messias erkennen.

Dreisylbige Charade.

Wo mein Erstes unter hohen Linden
Zart, auch weich der Erde ist entkeimt,
Wo die Vöglein reges Leben künden,
Und den Bach und Rosenhang umsäumt,
Lag ich einst im Schatten dichter Bäume,
Alles lud zur süßen Ruhe ein,
Bald sank ich in's weite Reich der Träume,
Doch mein Schlummer sollte kurz nur seyn!
Auf fuhr ich mit zürnender Geberde,
Jagt' die beiden Letzten in die Flucht,
Die mit ihrer Schwestern großer Heerde
Mich zu ihrem Spielplatz ausgesucht.
Noch stand ich mit zornerglühten Wangen,
Als des Ganzen zauberische Tön'
Jetzt aus duft'gem Rosenstrauche drangen — —
Da war's schnell um meinen Grimm gescheh'n;
Sanft ließ ich mich auf das Erste nieder,
Lauschend auf des Ganzen süße Lieder.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 69:
Kegel-Bahn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Sonntag, 13. Juni 1858.

Was ist das Herz?

Was ist das Herz? — Es ist ein Blumengarten,
Worinnen Rosenlauben blüh'n,
Wo Engel still der schönen Blüthen warten,
Und Frühlingswolken durch den Himmel zieh'n;
Wo unser Vater weilt mit seinem Frieden —
O wäre Jedem solch' ein Herz beschieden.

Was ist das Herz? — Es ist ein Gotteshaus,
Worin ein Altar aufgerichtet stehet,
Und wo, entfloh'n dem wüsten Weltgebraus,
Die Seele still zu beten gehet.
Es ist dies Herz ein Ort zu Gottes Ruhm,
O Vater, schütze stets dies stille Heiligthum.

Was ist das Herz? — Es ist ein Winterfeld,
Weithin vom Schnee und Eis bedecket,
Ach, eine ganze schöne, doch erstarrte Welt,
Die nimmer ja ein Erdenfrühling wecket;
Nur von dem Himmel muß ein Frühling sprechen,
Soll dieses Eis mit diesem Herzen brechen.

Was ist das Herz? — Es ist die todte Wüste
Mit keinem Thale, keinen gold'nen Höh'n,
Ach, eine endlos öde Küste,
Und nirgend ist ein grünes Blatt zu seh'n;
Es ist das kranke Herz nicht, nein das arme,
O bitten wir, daß Gott sich sein erbarme.

Was ist das Herz? — Es ist die dunkle Höhle,
Wo Schlangen ringeln, die mit gift'gem Zahn
Der rastlos flüchtenden gequälten Seele
Sich fort und fort und unaufhaltsam nah'n;
Es ist das Herz in seinen höchsten Nöthen,
O möchte Gott ihm diese Schlangen tödten.

Doch Sterbliche, euch Allen ist's gegeben,
In Jedes Willen hat es Gott gestellt,
Zu schaffen sich nach freier Wahl das Leben,
Ob dunkel, ob von Gott erhellt —
Ja, Jeder baut sich selbst des Herzens Zelle,
Ein Paradies der Eine, der And're eine Hölle.

Das begonnene Bild.

1.

Man mochte nicht leicht ein behaglicheres Stübchen finden als das, welches der junge Maler Karl Lerchen bewohnte, wenigstens nach dessen Meinung. Freilich mußte er zugeben, daß es eng, vielwinkelig, nieder und vor Allem vier Stiegen hoch sey; doch wußte er darin nur Vorzüge zu finden und was die hohe Lage betraf, behauptete er, da oben das allerbeste Licht zu haben und überdies sey es eine Familienliebhaberei aller Lerchen, sich vorzugsweise in den höheren Regionen aufzuhalten.

Das erwähnte vortreffliche Licht fand aber nur Zugang durch zwei winzige Fensterlein, deren Eines ein hängender Garten voll Blumen war, während vor dem Andern die Staffelei des Malers stand. Vor dieser Staffelei stand eines Tages nun der junge Künstler und malte nach Herzenslust; es war ihm so recht wohl dabei; verwegen fuhr er mit dem Pinsel über die Leinwand, wo er hintraf, saß er recht und brachte seine Wirkung und die Arbeit fing schon an, unter seiner Hand Gestalt und Leben zu gewinnen.

Da hörte man plötzlich die Stiegen herauf ein breites gutmüthiges Lachen und einen derben Schritt. Der Maler packte halbverdrießlich, halb freudig seine Sachen zusammen und kehrte hastig das Bild um, so daß es der Wand zukehrte. Doch ging dies nicht so schnell, daß es nicht der Eintretende noch gewahr geworden wäre.

„Ho, ho, ho, ho!“ lachte der mit einer tiefen Baßstimme. „Was gibt's da wieder zu verstecken, Lerchenkarlchen? Herum da mit dem Bilde!“

Der Eingetretene war ein kurzer, dicker, junger Mann mit breitem, treuherzigem Gesicht, mit gewaltig vorspringender Stirne und einem blonden Schnurrbärtchen, dessen Enden um den Mundwinkel hin- und herzuckten.

Der Maler kam in einige Verlegenheit. Vergebens stellte er sich vor das Bild und protestirte mit aller Energie, vergebens versicherte er, vergebens hub er an: „Was sieht Du auch, was seht Ihr Laien auch an einem angefangenen Gemälde? Ihr versteht ja neunzig- unter hundertmalen nicht einmal das fertige Bild, wie viel weniger das unfertige, wo erst der Zusammenhang der Einzelnheiten, der Alles erklärt, zu schaffen ist. Da vernarrt Ihr Euch denn in diese Einzelnheiten, tadelt eine kleine Unvollkommenheit, die vielleicht der Keim des schönsten Gedankens ist, lobt eine andere, die vielleicht nur störend im Ganzen wirken kann. Den Gedanken aber fühlt Ihr aus diesen Bruchstücken nimmermehr heraus und den Künstler, der noch mit ungetrübter Weise das Begonnene vollenden soll, kann Euer Urtheil blos verletzen, ihn verwirren und unschlüssig machen und ihm die Ruhe und Ganzheit seiner Empfindung rauben, welche allein die Arbeit zu einer rechten Vollendung gelangen läßt.“

„Wieder etwas gelernt!“ sagte Freund Walker, faßte mit verwegener Hand das Bild, und taub für die Reden Karl's, wandte er grausam dessen Werk an das Tageslicht.

Kaum aber hatte er es ein paar Augenblicke betrachtet, als er in ein so erschütterndes Lachen ausbrach, daß die Wände zitterten und daß der junge Maler erst ganz entsetzt zurücksprang, dann zweifelhaft in seines Freundes Gesicht spähte und erst als er die alte unverlöschliche Treuherzigkeit in dessen Zügen wahrnahm, näher zu treten wagte mit der Frage: „Aber um des Himmels Willen, Walker, was findest Du denn an dem Gemälde zum Lachen? Es ist doch ganz ernsthaft behandelt und ein sehr ernsthafter Gegenstand, nämlich Philemon und Baucis, das glücklichste Ehepaar, das jemals auf der Erde gelebt hat. Es sind doch keine groben Schnitzer darin, das bin ich gewiß. Ich weiß, daß meine Draperien nie so natürlich und gefällig waren, daß meine Luft nie so heiter war, so durchsichtig, leicht und lustig wie auf diesem Bilde, daß meine Farben nie die Frische und Wärme und den wohlthätigen Wechsel mit richtig behandelten Schatten hatten, wie es mir hier zu meinem eigenen Erstaunen auf einmal ganz ohne Anstrengung in die Hand, in die Augen, oder in den Kopf gefahren ist.“

„Oder in das Herz, mußt Du sagen,“ rief Walker, kaum sich im Lachen unterbrechend, „denn ich will zur Buße meiner Sünden in ein Nonnenkloster gehen, wenn dieser Philemon Jemand anderes ist, als mein lieber und getreuer Karl Lerche, auch genannt Lerchenkarl!“

„Was fällt Dir ein!“ rief der junge Maler.

„Ja,“ fuhr der Walker fort, „und da die verdächtige Baucis, mit ihren goldenen Zöpfen und blauen Augen, die kenn' ich auch! Wart', wo hab' ich sie doch nur gesehen. Nun gratulire, Herr Bräutigam Philemon! gratulire, halten wir bald Kindtaufe? Ich stehe Gevatter!“

Nun fing der Redestrom Walker's zu fließen an und er malte die Herrlichkeiten der Kindtaufe auf das Prächtigste aus, bis ihn ernstlich der Künstler darauf aufmerksam machte, daß vermuthlich die Freunde ungeduldig auf sie warteten.

Noch beim Fortgehen erwischte Walker eine Zeichnungsmappe und als er sie trotz aller Proteste aufriß, spazierte ein Bauciskopf um den andern heraus zum größten Schrecken Lerchenkarls und zu seines Freundes größtem Jubel.

Endlich aber marschirten Beide ab. Als sie vor dem zweiten Stock vorbeischritten, schoß ein allerliebster Mädchenkopf aus der Küchenthüre hervor und wünschte gar freundlich einen vergnügten Abend, was freundlich erwiedert wurde.

Einige Minuten nachher, gerade unter der Hausthüre, kam Walker noch die Erleuchtung. „Potz Blitz,“ rief er, „das ist die Bewußte von Blasewitz! Das ist ja die Baucis! Die griechische Jungfer, meine Bekannte! Wie mir Schneiders Annchen nicht gleich eingefallen ist, das kann ich nicht begreifen!“

„Freund,“ sagte der Maler, „Du weißt, solche Späße liebe ich nicht. Gut, ich habe das Mädchen gezeichnet, was folgt daraus?“

Walker versetzte: „Du bist verliebt, das folgt daraus. Aber,“ setzte er mit einer komischen Feierlichkeit hinzu, die seinem ehrlichen Gesichte vortrefflich stand: „Du hast Recht und machst Deinem Freund und Mentor Ehre. Wenn ich nicht als Pädagog wie von selbst verständlich, weit über alle Euere irdischen Schwächen und Leidenschaften erhaben wäre, so möchte es wohl seyn, daß ich selbst mich herabließe, dieses liebenswürdige neue Aennchen von Tharau mit einer vorübergehenden Neigung zu beglücken.“ — Und indem ihm, wie es ihm wohl zu geschehen pflegte,

plötzlich das Herz warm ward, fügte er mit weicherer Stimme hinzu: „Uebrigens gönne ich Dir sie recht von Herzen und hoffe, Ihr sollt recht glücklich mit einander werden."

Der Maler drückte seinem Freunde innig die Hand und sie traten hinaus auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Antonio de Vega.

Eines Abends im Frühjahre 1808 saßen zwei junge Leute auf dem Gottesacker hinter der Kirche der heiligen Katharina von Lissabon.

Einer von ihnen trug die glänzende Uniform der Ordonnanz-Offiziere Napoleons. Die sorglose Keckheit seines von der südlichen Sonne gebräunten Gesichtes, sein Ehrenkreuz, das in den Strahlen des Mondes glänzte, die Lebhaftigkeit in seinen Geberden und seiner Sprache, Alles verrieth an ihm einen jener jungen Krieger, für die der Krieg zur zweiten Natur geworden war und die nie besser schliefen, als auf dem blutigen Stroh eines Bivouacs. Seine Gefährtin war ein junges, bräunliches, zwar nicht großes, aber wunderschön gewachsenes Mädchen, dessen schwarzes Haar in reizender Unordnung auf die Schultern fiel, deren anmuthige Form eine leichte Mantille halb sehen ließ.

„Ach, mein Eduard," sagte Katharina, indem sie einen Arm um den Hals des jungen Mannes schlang, während sie mit der Hand auf einen Stern deutete, der von einer vorüberziehenden Wolke verschleiert wurde; „dieser Stern ist das Sinnbild Portugals. Es wird wieder glänzend aus dem Schatten hervortreten, wie jener Stern; bald wird die fremde Bedrückung von seinem Boden fliehen, wie diese Wolke."

— — „Kleine Rebellin!" entgegnete Eduard lächelnd, „wir sind weder Gothen noch Araber. Wir kamen, um Euch zu schützen, nicht um Euch zu unterdrücken und übrigens," setzte der junge Offizier hinzu, „wie könnet Ihr Portugiesen versuchen, dem Manne zu widerstehen, der schon einen so großen Theil von Europa erobert hat?"

„Warum nicht?" erwiederte Katharina; „Euere Soldaten sind zwar tapfer, aber sie kämpfen ohne Zweck und morden nur weil sie müssen. Wir sind von Euerem Massena besiegt worden, aber unsere Unterwerfung ist nur scheinbar. — Wir werden früher oder später stärker und furchtbarer wieder aufstehen und glaube mir, muthiger kämpfen, um unsere Nationalität zu erhalten, als Ihr, die Ihr uns dieselbe nur entreißen könnet."

— „Daran zweifle ich, meine schöne Spartanerin . . . Der Ruhm ist auch ein Beweggrund . . ."

„Der Ruhm?" unterbrach ihn die junge Portugiesin. „Der Ruhm verlangt, daß man Städte zerstört, Völker mordet und die Welt mit Blut befleckt. Trauriger Ruhm, Eduard, er ist der Bruder des Verbrechens. Aber was rede ich . . .," setzte sie hinzu und eine Thräne fiel aus ihrem Auge, „ich habe nicht mehr das Recht zu sprechen, — denn ich bin nicht mehr Portugiesin. — Ich habe meinem Vaterlande entsagt, seit ich Deine Geliebte ward. Aber höre mich an, Eduard," sprach sie und blickte den jungen Offizier unverwandt an, — „Gott wird Dich strafen, wenn Du mein Vertrauen mißbrauchst und noch länger zögerst, mich zu Deiner Gattin zu machen."

— „Nie, nie, mein Engel!" antwortete Eduard mit etwas veränderter Stimme, „nur die Macht der Umstände zwingt mich, unsere Verbindung zu verschieben. — Der Kaiser würde in diesem Augenblicke meine Vermählung mit einer Portugiesin in hohem Grade mißbilligen, und Dein Vater . . ."

„Mein Vater! — Mein armer Vater!" — fuhr Katharina schmerzlich auf . . . „Ich folge Dir nach Frankreich und benachrichtige ihn von meiner That erst, wenn wir verheirathet sind; denn, siehst Du, Eduard, wenn er jetzt um unsere Liebe wüßte, daß ich den Namen entehrt habe, auf den er stolz ist, er würde Dich ermorden, wahrhaftig und mich vielleicht auch. Er, der begeistertste Vaterlandsfreund, würde seiner Liebe zu mir nie gestatten, daß seiner Ehre etwas vergeben werde. Und doch," fuhr sie nach einer Pause fort, „bereue ich nicht, was ich gethan habe. Du bist so schön, so gut, so liebenswürdig, daß Deine Liebe durch Opfer nicht zu theuer erkauft ist."

Der junge Mann drückte das reizende, aufrichtige Mädchen innig an sein Herz, aber es lag in dieser Liebkosung etwas Trauriges, das dem Mädchen nicht entging.

„Warum sollen wir traurig und trostlos seyn, mein Eduard? Ich wiederhole es: sind wir erst in Frankreich angekommen, so heiliget die Kirche unsere Liebe und mein Vater wird mir seine Verzeihung nicht versagen können, wenn ich ihn mit seinem Enkel auf dem Arm um Verzeihung bitte. Acht Uhr!" sprach sie, nachdem sie die Schläge der Glocke gezählt hatte, dann schnell aufstand und ihre Mantille wieder in Ordnung

brachte . . . . „Wir müssen uns trennen, denn der Abendgottesdienst ist bald zu Ende und Du weißt, daß mir mein Vater jeden Abend entgegenkommt . . . . Wann werde ich Dich wiedersehen, mein Eduard?"

— „Ich weiß es nicht, mein Engel. Die Sendung, mit der ich beauftragt bin, ist beendet und die mir zu dieser Reise bewilligte Zeit läuft diesen Abend ab. Schon morgen kehre ich nach Bayonne zurück, wo der Kaiser am 17. die Deputation der portugiesischen Notablen empfangen will."

„Es ist gut," antwortete Katharina, indem sie ihm die Hand reichte. „Lebe wohl; ich werde mich einfinden."

— „Was sagst Du?" fragte Eduard erstaunt.

„Lebe wohl, lebe wohl!" wiederholte die Portugiesin. „Dein auf ewig, Eduard."

Der junge Mann lehnte sich an die Mauer der Kirche, bis Katharina ganz verschwunden war.

„Und meine Frau?!" seufzte er.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Adlerfang. Aus Zirl meldet man der „Schützenzeitung" in gemüthlichem Jäger- und Tyrolerdeutsch: Denken Sie sich, unser bekannter „Gaisbua" ist pro 1858 „Schafbua" geworden, dabei aber der alte Mordsburich geblieben, wie und vor ehe, was nachstehendes „Stückl" darthut. Da gegenwärtig die Schafe von der Martinswand abwärts gegen Kranewittens hin in den Felsen weiden, bemerkt unser Schafbua gähling den Abgang von acht Lämmern. Und wer waren die Diebe? Niemand anderes, als zwei Steinadler, die in einer Felsenhöhle östlich von der Martinswand im sogenannten Jaufenthale horsteten. Kaum hatte unser „Hanns" das Nest der Räuber entdeckt, werden gleich mehrere Heuseile zusammengeknüpft, an einer Föhre befestigt und dann über den Felsen hinabgelassen, in welchem sich das Nest befindet; ein Kamerad des „Schafbua" leistet dabei hilfreiche Hand. Nun „kraxelt" dieser dem Seile nach über den Felsen hinauf bis zum Nest. Sein Bewohner, kaum dem Ei noch entschlüpft, zeigt dem ungebetenen Besucher schon die „Klatten". Links liegen die vier Viertel eines nach allen Regeln ausgezogenen Hasen; das Fell liegt abseits, der Kopf ist schon verspeist. Rechts liegt ein Lamm auf dem Rücken mit aufgeschlitztem Bauche, in dem die Eingeweide fehlten. So fand unser „Schafbua" das Nest. Aber wie, wenn nun in diesem Augenblicke die Alten gekommen wären? „Pons non ruit" — sagte der Hanns und traf eiligst seine Anstalten zum Fange derselben. Vom Kameraden wird ein Schlageisen über die Wand herabgeseilt, dieses dann am Eingange in die Höhle zurecht gerichtet, mit altem Grase zugedeckt, hierauf der junge Prinz in seinem Neste förmlich „abgezäunt" und als die ganze Arbeit fertig war, der Rückweg angetreten und dieser glücklich zurückgelegt. Am Pfingstsamstag wird Nachschau gehalten. Schon aus der Ferne sieht Hanns das Seil, das an der Föhre befestigt belassen worden war, fortwährend sich bewegen. Holla, denkt er sich, „es hat ihn schon." Plötzlich fliegt der Alte sammt dem Schlageisen aus der Höhle heraus, wird aber bald durch das Seil zurückgerissen und flattert nun, mit beiden Flügeln den Felsen peitschend, ein paar Klafter unter der Höhle herum. Hanns zieht nun mit Hilfe seines Kameraden das Raubthier sammt dem Schlageisen am Seile langsam über den Felsen herauf. Jetzt ist der Vogel in der Nähe, jetzt gilt's, ihn frisch zu packen; aber Das hat seine „Nift"; erst nachdem Hanns dem Raubthiere mit dem Stocke ein paar „auf's Dach" hinaufgehauen hatte, gelang es, dasselbe rasch heranzuziehen und beide Füße sammt den Flügeln zu binden. Während Dem hatte sich der Gefangene von seiner Betäubung wieder erholt und dem Hanns einen tüchtigen „Hacker" mit dem Schnabel in den Arm versetzt; allein bald war auch der Schnabel versorgt. Mit dem Thiere auf dem Rücken wanderte nun unser Mordsbursche lustig und allegro nach Hause. Der Raubvogel (es ist das Weibchen) hat durch das Eisen keinen Schaden gelitten, befindet sich derzeit wohl und bei gutem Appetit und mißt von einem Ende des Flügels bis zum andern über sieben Schuhe. Der „Schafbua" macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, das Thier zu zeigen, das in der That gesehen zu werden verdient.

Charade.

Die erste lebet von der zweiten,
Pflanze sind die kleinen Beiden.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 70:
Grasmücke.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Dienstag, 15. Juni 1858.

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

2.

Bei rauschender Musik und gutem Trank sammelte sich in einem öffentlichen Garten die Gesellschaft unserer beiden Bekannten. Es waren aufgeweckte junge Leute aus allen Kreisen, Handwerker und Kaufleute u. s. w.

Der Garten war sehr besucht. Viele Herren und Damen ergingen sich in der Kühle des Abends unter den Laubgängen und Schaaren lieblicher Mädchen, die unter sich flüsternd und kichernd sich in den Gängen verloren, eilten stiller und erröthend vor dem Tische unsrer kleinen Gesellschaft vorüber.

Durch irgend einen Zufall kam bald die Rede auf das Heirathen und auf die Bedingungen, unter welchen eine glückliche Ehe zu erwarten sey. Die Kaufleute versicherten nun einstimmig, nie heirathen zu wollen, bis nach erlangtem Wohlstand und erklärten, eine Heirath, sie sey aus noch so warmer Neigung entsprungen, für eine voraussichtlich unglückliche, wenn sie nicht durch einen gewissen Reichthum dem Andrang des augenblicklichen Bedürfnisses entzogen sey, denn die Noth nannten sie den Tod der Liebe.

Hierauf versicherte Walker, daß er nie heirathen würde, bevor er nicht durch irgend einen Glücksfall Besitzer einiger Millionen geworden sey, und that klärlich dar, wie nothwendig derjenige unglücklich und ganz elend seyn müsse, der nur einen halben Gulden weniger besitze, als eine Million.

Obwohl dieser Scherz gut gemeint war, um Karl aufzuheitern, so war doch Karl der Einzige, der nicht herzlich darüber lachen mußte. „Die gesicherte Zukunft", welche die kaufmännischen Mitglieder der Gesellschaft als die erste Bedingung einer glücklichen Ehe angesehen wissen wollten, hatte seinen Muth so darnieder geschlagen, daß er schweigend bei Seite schaute und mit Schrecken der Unbestimmtheit, der nebelhaften schwankenden Hoffnungen gedachte, auf welchen seine Zukunft beruhte.

In diesen nichts weniger als angenehmen Betrachtungen wurde er plötzlich von Jemand angesprochen:

„Ei, guten Abend Herr Lerche! trifft man Sie auch hier?"

Karl fuhr auf. Als er aber die lange Gestalt seines Hausherrn, des Schneidermeisters Tüpfel erkannte, drückte er herzlich die dargebotene Rechte und erkundigte sich nach dem Wohlbefinden der werthen Familie. Da bemerkte er erst, daß Herr Tüpfel an dem Arme der Madame Tüpfel hänge, welche sich geflissentlich in den Schatten gestellt hatte, um den Maler nicht grüßen zu müssen. Im Hintergrunde gewahrte man noch in tiefem Schatten verborgen zwei Fräulein Tüpfel, die nur mit Nasenrümpfen an dem „armen Maler", wie er im Hause allgemein hieß, vorübergingen. Fräulein Amanda Tüpfel mußte zwar bekennen, daß er wunderschön gewachsen sey, und Fräulein Rosaura Tüpfel vermochte nicht in Abrede zu stellen, daß er sehr feurige Augen habe, da er aber als ein Mann von einiger Selbstachtung sich nicht herbeilassen konnte, den Galan der Damen Amanda und Rosaura zu machen und es eben so wenig verstand, sich durch eine kriechende Botmäßigkeit Madame Tüpfel's mächtiger Protektion würdig zu machen, so wurde er von Allen im Hause etwas wegwerfend behandelt, bis auf den ehrlichen Schneidermeister, der ihn recht wohl leiden konnte und die Pflegetochter Anna, eine Waise, die ihn noch viel besser leiden konnte.

Die Familie ging weiter und Karl überlegte:

Anna ist nicht dabei, — folglich ist sie zu Hause, folglich, — schied er kurz von seiner Gesellschaft. Wie schnell war er zu Hause! Wie flog er die Stiegen hinan!

„Guten Abend, lieber Karl," tönte ihm eine wohlbekannte liebe Stimme entgegen, „schön, daß Du kommst, Tüpfel's sind ausgegangen, wir können ein wenig mit einander plaudern."

„Hole sie der Teufel, die Tüpfel's," rief unmuthig der Maler, „zwar macht's mich glücklich, ein Paar Minuten bei Dir seyn zu können, aber es bleibt doch eine Barbarei von ihnen, Dich, ihr Bäschen so zu behandeln, Dich zum Aschenbrödel zu machen, Dir keinen freien Ausgang zu gönnen! Und es empört mich, wenn ich daran denke, was Du Alles erdulden mußt, daß ich, der ich Dich vor allen diesen Unbilden schützen sollte, so elend daran bin, Dir nicht nur nicht helfen zu können, sondern sogar Deiner Hilfe noch zu bedürfen, um mich aufrecht zu erhalten in dem Kampfe der Hoffnungen und Zweifel, der zernichtend in mir braust."

„Jetzt kommst Du mir wieder damit," sagte das Mädchen, „aber wie kannst Du auch nur so seyn! Heute erst habe ich wieder Dein Bild betrachtet, ach, es wird ja zu schön, — zu lieb!"

„Meinst Du!" sagte lächelnd der Maler. — „Es ist das Beste, was ich jetzt vermag, — aber welche Hoffnungen, welche Luftschlösser haben wir nicht auch auf sein Gelingen gebaut?"

„Es gelingt Dir ganz gewiß!" sagte das Mädchen, indem es treuherzig seine Hand mit beiden Händen faßte.

„Wenigstens habe ich meine Schuldigkeit gethan," erwiederte ernster der Maler, „ich habe alle meine Kräfte zusammengenommen. Aber wenn es mißglückt, habe ich gelobt, kein Zweites zu beginnen! Mein Zustand muß sich ändern. Ist es eines Mannes würdig, in einem Alter von 26 Jahren noch den Zufällen jedes Tages mit waffenloser Ohnmacht preisgestellt zu seyn? Nein, ich muß mir eine Zukunft sichern und wenn ich darüber alle meine Ideale aufgeben müßte. Ich fühle, daß es meine Schuldigkeit, nach dem Wohlstande zu streben, — ich habe eine arme Mutter — und wenn ich Wandanstreicher werde, und nur sie unterstützen, nur ihr Alter leicht und glücklich machen kann, so ist mir das tröstliche Bewußtseyn, meine Kindespflicht gethan zu haben, eine genügende Belohnung für den Schmerz, allen meinen Hoffnungen, allen meinen Idealen entsagt zu haben! Und dann wird es mir auch als Handwerker wohl gelingen, meinen eigenen Hausstand zu gründen; ich komme und hole Dich heim, und bin ich dann kein großer Mann geworden, so bin ich doch ein glücklicher Mann. Ich habe meine Pflichten erfüllt und theile das Loos der Meisten, weniger zu erringen, als ich zu erringen strebte, nur mit dem Unterschiede, daß ich dennoch durch den Besitz eines so unvergleichlich lieben Weibchens unendlich selig worden bin!"

Noch lange saßen sie in traulichem Gespräch, bis man die Hausthüre sich öffnen hörte. „Sie kommen heim," sagte das Mädchen und schnell entfernte sich der Maler.

Noch den Tag darauf befand sich der junge Maler in einer freudig gehobenen Stimmung. Die Erinnerung an die gestrigen Gespräche mit seinem Liebchen erhellte sein Gemüth und machte ihn heiter und ruhig. Er verlor das Schwankende seiner gegenwärtigen Lage aus dem Auge und baute sich aus flüchtigen Hoffnungen ein leichtes Luftschloß aus, was alsobald wieder einem prächtigeren und immer prächtigeren Platz machen mußte. Bei dieser anmuthigen Beschäftigung seiner Einbildungskraft entfernten sich die gesetzteren Kräfte seines Verstandes keineswegs von der Arbeit, die vor ihm lag, von dem begonnenen Bilde, aus dem ja alle diese tröstlichen Phantasien entsprungen waren. Sein Blick war hell, seine Hand war sicher und das Werk gedieh.

Aennchen trat ein und brachte einen Brief. Karl sah das Postzeichen seiner Heimath und wunderte sich, eine ihm völlig fremde Handschrift zu erblicken. Hastig erbrach er das Siegel und überflog das Blatt mit gierigem Auge. Aennchen sah ihn erbleichen, krampfhaft das Blatt in seiner Hand zerknittern, in einer Aufregung, wie sie ihn nie vorher gesehen hatte. Sie wollte ihn fragen, — er reichte ihr schweigend den Brief, schlug sich die Hände vor das Gesicht, taumelte auf einen Stuhl in der Ecke und ließ da, laut in Weinen ausbrechend, seinen Thränen freien Lauf.

Kaum hatte Anna das Blatt flüchtig übersehen und daraus ersehen, daß Karl's Mutter gefährlich krank sey, daß ihn ein Freund aufforderte, schleunigst heimzureisen, um schlimmsten Falls die letzten Augenblicke des Lebens seiner Mutter durch seine Gegenwart zu versüßen, — kaum hatte dies Anna ersehen, als plötzlich Karl aufsprang, und in leidenschaftlicher Hast Kisten und Kasten aufriß und in einer Minute seine ganze Garderobe in einen Bündel schnürte.

(Fortsetzung folgt.)

Antonio de Vega.

(Fortsetzung.)

Die Arme auf dem Rücken gekreuzt, ging Napoleon mit großen Schritten in dem Saale des kaiserlichen Palastes zu Bayonne auf und ab.

Ein gewaltiger Gedanke schien in ihm zu gähren; bald blieb er stehen und murmelte einige unverständliche Worte, bald stützte er sich auf einen Tisch und folgte aufmerksam auf einer Karte von Europa der Linie, welche Portugal von Spanien scheidet. Dann warf er einen Blick auf die Uhr und sagte, die Karte zusammenschlagend, während er sich zu mehreren Adjutanten wendete, die in einer Fensterbrüstung standen:

„Zwei Uhr! die Portugiesen können nicht weit mehr seyn. Duroc, lassen Sie meinen Generalstab eintreten."

Die Ordonnanz-Offiziere Napoleons waren die vollendetsten Krieger Europas.

Meist von Adel, hatten sie eine glänzende Erziehung genossen, waren von dem Glanze des Kaiserreiches geblendet worden, und vertauschten ihre Aussichten gern und willig gegen die Unruhe und den Ruhm der Schlachtfelder. So sah man auch wenige dieser jungen Leute ohne Orden. Napoleon überblickte mit seinem Adlerauge die Reihen dieser glänzenden Jugend, welche so viele Strahlen auf seine Krone warf, und sein Blick ruhte vorzugsweise gern auf Eduard, dessen männliches Gesicht er liebte und dessen Muth er so oft selbst hatte kennen gelernt. —

„Junger Mann," sagte er, indem er auf ihn zuschritt und vertraulich die Hand auf seine Achsel legte: „sind Sie unserer Kämpfe, unserer Reisen und Bivouacs nicht überdrüssig? — Sie ließen in Paris eine junge Frau zurück, die Sie mit Sehnsucht erwarten wird."

— „Sire," entgegnete Eduard, welcher den Widerwillen Napoleons gegen weitschweifige Antworten kannte, „alle meine Wünsche sind dem, Euerer Majestät zu dienen, untergeordnet."

„Denken Sie immer so," entgegnete der Kaiser. „Wir haben Epauletten und Patente zu vertheilen."

Ein Diener öffnete in diesem Augenblicke die Flügelthüren des Saales und meldete die portugiesischen Deputirten an. Ein Ausdruck von Trauer und Kummer verdüsterte jene südlichen Gesichter und selbst in ihrer Demüthigung lag etwas Drohendes. Der Graf von Lima, der ehemalige Gesandte Portugals in Paris, stand an der Spitze der Deputation. — Neben ihm befand sich ein kleiner, schwächlicher junger Offizier, dessen große schwarze Augen aber von Patriotismus glänzten. Die ungehorsamen Locken seines üppigen Haares quollen unter dem Militärhute hervor, welcher mit Federn in den Farben Portugals geschmückt war. Er stützte sich auf den Arm eines Greises, der die Uniform eines portugiesischen Kapitäns trug. Langes graues Haar, ein eckiges sonnenverbranntes Gesicht und schwarze, dichte Augenbrauen, gaben den Zügen dieses Mannes etwas Finsteres.

Seine durchdringenden Blicke, die der Richtung jener seines jungen Begleiters folgten, richteten sich auf Eduard und verließen denselben nicht wieder.

„Guten Tag, meine Herren," sagte Napoleon, indem er den Grafen von Lima nach den ersten Worten desselben unterbrach, „die Einwohner von Lissabon konnten keine ehrenwertheren Repräsentanten wählen."

Alle Portugiesen verneigten sich, mit Ausnahme des Greises und des jungen Offiziers.

— „Ich weiß nicht, was ich aus Euch machen könnte," fuhr Napoleon kurz fort ... „Ihr seyd ein Punkt auf der Karte von Europa ... Ihr seyd weder einig noch zahlreich genug, um ein Volk ausmachen zu können ... Ihr seyd zehnmal erobert worden ... Euer Fürst hat Euch feig verlassen."

Dann wendete er sich direkt an den Grafen von Lima, den diese seltsame Einleitung bereits unwillig gemacht hatte.

„Wie viel Leute hat Portugal? — Zwei Millionen?"

— „Ueber drei," antwortete der Graf.

„Lissabon hundertfünfzigtausend?"

— „Mehr als das Doppelte," entgegnete der Graf v. Lima.

„Was nützt das?" fuhr Napoleon fort ... „Drei Millionen Menschen sind nicht hinreichend, um ein Volk auszumachen. Was wollen Sie? Wollen Sie Spanier werden?"

Der Graf von Lima richtete sich, roth vor Unwillen und Stolz, empor. Sein Zorn schien ihn um Vieles größer zu machen.

„Nie!" entgegnete er, indem er nach dem Griffe seines Degens faßte, mit donnernder Stimme, daß das Gewölbe des Palastes bebte.

Der Kaiser runzelte die Stirn.

Da warf der junge Offizier, von dem wir oben gesprochen haben, kühn gemacht durch seinen Enthusiasmus, einen Blick auf seinen Begleiter, als wollte er Bewilligung bei demselben suchen, trat bis in die Mitte des Saales vor und sprach:

„Es lebe Portugal!"

Eduard zuckte zusammen.

„Die Thörin!" dachte er, denn er hatte die Stimme Katharinas erkannt.

Als die Deputation abgetreten war, sagte Napoleon zu dem Marschall Duroc: „Diese Portugiesen sind fanatische Patrioten. Der Graf von Lima hat mir ein prächtiges „Nie" gesagt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Seltsamer studentischer Geschmack. Auf einer Universität in der Schweiz gibt es eine Studentenverbindung, die wöchentlich einen „Kneiptag" hält, dabei aber die Bachus- und Gambrinusgaben verschmäht und in — Milch kommerzirt. Diese schon dem seligen Tell bekannte, damals ihm leider vom bösen Landvogt in „Drachengift" verwandelte „Milch der frommen Denkart" soll nicht den geringsten Katzenjammer zurücklassen.

Nach den öffentlichen Erklärungen des zahnärztlichen Vereines zu Dresden und Leipzig erscheinen künstlich eingesetzte Zähne von organischem Ursprunge, z. B. Menschenzähne, Wallroß-, Elfenbein- und Nilpferdzahngebisse oder Gebißtheile, als ganz und gar verwerflich. Ihr Zersetzungsprozeß beginnt sofort, sobald diese Zähne in den Mund eingefügt werden. Während dieselben von dem Speichel und den Speisesäuren angegriffen werden und den entsetzlichen Geruch von angefaulten Knochen von sich geben, sind ihre nachtheiligen Wirkungen auf die Speicheldrüßen und damit auf die Verdauung und das Allgemeinbefinden gewiß nicht unbedeutend. Nur der unverderbliche Mineralzahn kann denen empfohlen werden, welche sich wegen fehlerhaften Gebisses der Hilfe der Kunst bedienen wollen.

Ein Herr, welcher ein möblirtes Zimmer miethen wollte, sagte zu der Besitzerin desselben: „Ich versichere Sie, Madame, ich bin noch niemals aus einer Wohnung ausgezogen, ohne daß meine Miethsfrau Thränen vergoß!" — „Das wäre?" war die Antwort; „aber hoffentlich weinten die Frauen doch nicht, weil Sie davon gingen, ohne die Miethe bezahlt zu haben?"

Der Redakteur eines New-Yorker Blattes machte bekannt, daß ihm noch mehrere Abonnenten in der Stadt die Bezahlung schuldig seyen und daß er bei Denjenigen, welche bis zu einer gewissen Frist das Geld nicht bringen, einen armen Blatternkranken herumschicken werde, um es einzukassiren. Das Mittel wirkte, die Gelder flossen.

Die Rosen kamen im Jahr 1522 als ein Geschenk aus Italien nach England. Dort waren sie als ein Zeichen der Verschwiegenheit bekannt und wurden deßhalb auf Befehl des Papstes an den Beichtstühlen befestigt, daher noch der bekannte Ausdruck: sub rosa.

Cordanus, ein gesuchter Arzt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, pflegte zu sagen: „Ein tüchtiger Arzt komme in tausend Jahren nur ein Mal — er selbst sey der siebente."

Dreisylbige Charade.

Düst're Sylbe! die die Erste deutet,
Ew'ge Nacht erzeugest du;
Finsternisse, wenn von dir bereitet,
Führen keinem Ende zu.
Fern von jeder Freude, jeder Wonne,
Weilst du in der Einsamkeit;
Dem Bedrängten leuchtet nie die Sonne,
Dem der Himmel dich geweiht.

Willst du deines Liebchens Treu' erproben,
Mach' es pfiffig! nur gemach —
Hör' von And'ren seine Tugend loben,
Forsche so der Wahrheit nach.
Laß dann meine Letzten dich geleiten,
Leis', bedachtsam in den Saal —
Wird dein Blick sich an der Unschuld weiden,
Wünsch' ich Glück dir zum Gemahl.

Wenn mein Ganzes aber sich entfaltet,
Seh'n wir's voll Verwund'rung an,
Wie es, Ringe bildend, sich gestaltet,
Unser Aug' ergötzen kann.
Schneidet's auch in zehnmal hundert Stücken,
Leben wird's noch Stundenlang;
Tapfer kämpfend wird es euch entzücken,
Wie es mit dem Tode rang.

Auflösung der Charade in № 71:
Geisblatt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Freitag, 18. Juni 1858.

Festgedicht,

Seiner Majestät dem König Max II.

bei Seiner Ankunft in Zweibrücken

am 17. Juni 1858

nebst einem Bouquet überreicht im Namen der Stadt

von vierundzwanzig Jungfrauen.

Wenn mild von seinem lichten Throne
Der holde Lenz hernieder steigt,
Sein Haupt mit duft'ger Blüthenkrone
Beglückend zu der Erde neigt,
Der Herrscher, stark und weis' und milde,
Der durch sein mächtig Frühlingsweh'n
Verscheucht des Winters Macht, die wilde,
Und tausend Blumen heißt ersteh'n;
Der mit dem lichten Sonnenstrahle
Die schlanken Wipfel golden schmückt
Und mit dem Himmelsthau im Thale
Die schwächsten Hälmchen selbst erquickt:

Dann regt sich tausendfältig Leben,
Ihn grüßen Wald und Feld und Flur,
Und bunte Blümlein, blau und weiß,
Sie blüh'n und duften ihm zum Preis,
Von Jubel Berg und Thal erbeben
Und Freude herrscht und Wonne nur.

Kein Herrscher ist's, den sie begrüßen,
Ihr Vater ist's, ihr treu'ster Freund;
Ihn möchten All' an's Herz sie schließen,
Ihn, der's so wohl mit Allen meint;
Es möchte jedes gern sich laben
An seinem Auge, sanft und mild,
Und jedes tief ins Herz sich graben
Des lieben Vaters theures Bild;
Daß, wenn auch bald er wieder scheide,
Sein Bild in Aller Herzen sey,
Daß fort und fort es ihnen deute,
Wie er so gut, so mild und treu.

* * *

So steigst auch Du von Deinem Throne,
Geliebter Maximilian,
Dem Gott verlieh Bavaria's Krone,
Um liebend Deinem Volk zu nah'n,
Du Herrscher, stark und weis' und mild,
Du, Bayerns mächt'ger Schirm und Schild,
Der, wie des Lenzes mächtig Wehen
Viel tausend Blumen heißt erstehen,
Mit heil'gem felsenfesten Willen,
Mit starkem Arme muthig kühn
Die hohe Sendung will erfüllen,
Die Ihm von Oben ward verlieh'n;
Der Bayerns Glanz nach Außen mehret,
Der Feinde Tücken kräftig wehret;
Mit täglich neuer reger Kraft
Im Lande Heil und Segen schafft;

Der, wie der Sonne goldnes Licht
Um schlanke Wipfel schimmernd blitzt,
Um's Haupt den Kranz der Weisheit flicht;
Der jede Wissenschaft beschützt,
Bei dem die Muse, scheu, verkannt,
Stets offen einen Tempel fand;
Der, wie der milde Lenzesthau
Die schwachen Hälmchen auf der Au
Mit frischem Lebenssaft erquickt,
Die hohen segensvollen Tritte
Gelenket selbst zur kleinsten Hütte,
Den Aermsten liebend angeblickt,
Der Nothdurft spendend reiche Gabe,
Der Schwachheit reichend süße Labe.

So herrschest Du nach Gottes Bilde,
Geliebter Fürst, stark, weis' und milde.

Wie Zauberklang von Mund zu Munde
Erscholl darum die frohe Kunde,
Daß her zu Deinem Pfälzerland
Dein Auge liebend Du gewandt,
Und daß auch uns're Vaterstadt,
Wo Deiner Ahnen Wiege stand,
Die schon so mancher Liebe Pfand
Dein Vaterherz gewürdigt hat,
Das Glück, die Wonne soll genießen,
In ihren Mauern Dich zu grüßen.

D'rum Glockenklang und Jubellieder
In Thal und Bergen hallen wieder:
„Wir dürfen, Theurer, heut' Dich grüßen,
Dich, König, Vater, unsern Hort,
Und freudig legen Dir zu Füßen
Des heißen Dankes schwaches Wort!“
Sieh', diese Blümlein, die wir reichen
Zum Gruße Dir, bunt, blau und weiß,
Sie seyen Dir die stummen Zeichen
Der Blumen, die so licht und heiß
In unser Aller Brust Dir glühen,
Im Herzen duftend für Dich blühen:
Der W o n n e, die uns heut' erfüllt,
Dein Aug' zu seh'n, Dein Wort zu hören,
Der T r e u e himmlisch blaues Bild,
Die wir Dir Alle freudig schwören,
Der reinsten L i e b e Lilienschein,
In der wir Alle Dir uns weih'n. J. A.

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

Anna seufzte ihm traurig zu, faßte seine Hand und sprach in linder, liebevoller Weise Trost zu. Karl hörte kaum darauf: „O, meine Mutter, meine arme Mutter!“ rief er aus. — „Du in Leiden. Du auf dem Schmerzenlager und um Dich nur fremde Hände, nur fremde Gesichter! Dein Sohn, Dein Liebling in der Ferne! Wehe mir, die Entbehrungen, die Du meinetwegen getragen, der Kummer, den ich Dir verursacht, sind vielleicht die Ursache Deiner Leiden! Und ich elender, armseliger Mensch kann Dir nicht helfen!“

Während er fortfuhr, so sich selbst anzuklagen, wollte Anna sich entfernen.

„Wohin gehst Du?“ rief Karl sich unterbrechend, „ich ohne Lebewohl Dich verlassen? Ich muß augenblicklich fort.“

Das Mädchen erwiederte: „Du kannst nicht fort und sollst auch nicht bei Deiner armen Mutter ankommen mit leeren Händen. Ich nehme meinen Stein, eile nach dem Bureau der Sparkasse und lasse mir einen kleinen Betrag zahlen.“

„Nein,“ rief Karl erröthend, „das darfst Du nicht. Soll ich Dich mit in mein Unglück ziehen? Ich eile zu meinen Freunden, eine kleine Summe zu erhalten, Du darfst Dich nicht für mich opfern, ich laufe zu Walker.“

„Und ich zur Sparkasse,“ sagte das Mädchen und Beide verfolgten eilig ihre Wege.

Schon auf der Stiege zu Freund Walker's Wohnung hörte Karl dessen breites, herzliches Lachen und dazwischen eine kreischende Stimme.

Karl trat ein und sah einen kleinen hagern Juden mit schlauem Gesicht und karrikirt demüthigen Geberden, der einen alten fadenscheinigen Rock prüfend gegen das Licht hielt, während Walker mit gewöhnlicher guter Laune auf dem Tische sitzend, ihm zusah.

„Willkommen im Grünen!“ rief Walker seinem Freunde zu, „Du kommst merkwürdig gelegen, einem höchst köstlichen und unbezahlbaren Trauer- und Schauerspiel beizuwohnen. Hier habe ich Dir vorzustellen die Ehre meinen Freund, Gönner und Hofbanquier Moses, den ersten Liebhaber meiner alten Hosen und zerrissenen Stiefel. Bietet mir drei und einen halben Gulden für einen Rock so gut wie neu!“

„So gut wie neu!“ sagte Moses ironisch, indem er wieder den Rock gegen das Licht hielt.

Während der Handel noch fortging, fand endlich Karl Gelegenheit, seinen Freund bei Seite zu ziehen und ihm leise das traurige Ereigniß und seine Verlegenheit mitzutheilen. Walker's Scherz-

haftigkeit verstummte sofort und mit warmer Theilnahme hörte er die kurze Erzählung. „Daß ich Dir im Augenblick mit Geld nicht beispringen kann, das wird Dir diese Scene da wohl klar gemacht haben und auf unsere Freunde ist kein Verlaß. Ein Einzelner kann nicht leicht die ganze Summe entbehren und Du verlierst die köstlichste Zeit, wenn Du herum laufen und es zusammensuchen willst. Warte, Moses da ist der rechte Mann, er muß Dir das Geld vorschießen, soviel vermag hoffentlich noch mein Kredit, oder schlimmsten Falls gibst Du ihm Deine überflüssigen Effekten in Versatz, Du kannst sie ja doch nicht mitnehmen und wenn Du wieder kommst, wird man Mittel finden, sie auszulösen."

Die Eile bezwang Karl's Widerwillen gegen solche Geschäfte und er willigte ein.

Nun unterrichtete Walker seinen Hofbanquier von der Sache und verlangte einen Vorschuß von hundert Gulden. Dieser ließ sich bereit finden ihn zu leisten gegen billige Zinsen und Versatz der Effekten. „Es sind sonst das meine Geschäfte nicht," — sagte er auf dem Wege nach Karl's Wohnung, „aber aus besonderer Freundschaft zu dem gnädigen Herrn Professor (so titulirte er Walker), und um anzuknüpfen eine Geschäftsverbindung mit dem jungen Herrn Künstler, will ich's thun für diesmal. Ich hoffe, der Herr werden machen mehr Geschäfte mit mir, denn ich habe eine große Freundschaft unter den Herrn Künstlern, die sind von meinen besten Kunden, so wahr Gott lebt."

Der kurze Inhalt der Schränke war bald auf einen Haufen zusammengeworfen und erzeigte sich als sehr ungenügende Deckung. Moses schüttelte bedenklich den Kopf, selbst als Karl mit schwerem Herzen noch seine Pinsel, seine Paletten, seine Staffelei dazulegte.

„Und das Bild da?" sagte Moses.

„Das kommt nicht dazu!" rief Karl entschlossen.

„Können Sie es doch nicht nehmen mit!" sagte Moses, „was schadet es Sie, wenn Sie es mir lassen als Pfand?"

„Nein," sagte Karl, „daran hängt mein Herz und es soll nicht aus meiner Stube. Das ist das Liebste von Allem und das will ich rein halten. Das Werk meiner stillen Weihe soll nicht entweiht werden."

„Stuß!" erwiederte der Jude. „Was schadet es denn, wenn es steht statt in Ihrer Stub, in meiner Stub. Ich muß hab'n das Bild und wenn ich nicht das Bild bekomm, so bekommen Sie kein Geld!"

Nun kam Aennchen zurück, aber mit betrübtem Gesicht und leeren Händen; das Bureau, welches nur zu bestimmten Zeiten geöffnet war, hatte sie geschlossen gefunden und folglich den Betrag nicht erheben können.

Umsonst drang man mit vereinten Bitten in Moses, das Bild auszunehmen von dem Inventar der Versatzstücke, das bereits aufgesetzt worden war. Gerade ihre Bitten verstärkten nur seinen Widerstand. Das Bild, das er sonst kaum für ein Paar Batzen gekauft haben würde, kam ihm in den Verdacht von unschätzbarem, wiewohl von ihm unbegriffenen Werthe zu seyn und da das Unbegriffene stets dem Gemüthe mehr imponirt, wurde ihm das Gemälde allgemach werthvoller als alles Uebrige und alle Beredsamkeit würde ihn nimmer vermocht haben, dieses unbegriffene Kleinod zurückzulassen.

Man ergab sich also in das Schicksal. Anna erbot sich noch, regelmäßig Revision bei Moses zu halten, daß der Schatz sich bewahrt werde und nicht Schaden litt. Der Pfandschein wurde unterschrieben, das Geld ausgehändigt und Anna schließlich als Bevollmächtigte in Abwesenheit des Karl Lerche beiderseits anerkannt.

Karl nahm einen herzlichen Abschied von dem Mädchen und schritt mit Walker zum Ufer des Stroms, wo er das Dampfboot betreten mußte, das ihn in die Heimath bringen sollte.

Walker war nicht mehr zu kennen. Kein leichtfertiger Spaß kam von seinen Lippen, das behagliche Lachen war verstummt. Still und Hand in Hand ging er mit seinem Freunde dahin, ohne ihn mit leeren Trostworten zu plagen. Hie und da ein liebevoller Druck der Hand und ein warmer Blick in des Freundes Auge war Alles, womit er seine innige Theilnahme bezeugte und ein solcher Händedruck und ein solcher Tausch warmer Blicke war Alles, womit die Freunde schieden, als die Räder des Dampfers sich in Bewegung setzten und das Boot vom Strande stieß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Köslin starb vor 20 Jahren der dortige Kreischirurg Kaufmann, der mit der Idee behaftet war, er leide in Folge des Genusses von Salz und Gewürzen am Gallenstein, was sich bei der Obduktion jedoch nicht bestätigte. Derselbe

machte ein höchst sonderbares Testament, das jetzt nach 20 Jahren zur Ausführung kommt. Er vermachte nämlich der Stadt Köslin ein Legat von 4500 Thalern zur Gründung einer Stiftung unter dem Namen „der Gallenstein". Das Kapital soll während 20 Jahren vergrößert, dann dafür ein Grundstück angekauft und zu einem Vergnügungsort eingerichtet werden. Auf demselben sollen 62 Bienenstöcke, der Zahl der Lebensjahre des Verstorbenen entsprechend, gehalten werden. Einmal im Jahre (am Johannestage) sind die Testamentskuratoren dort mit einem frugalen Mittagsmahle zu bewirthen, bei welchem Honig, Aepfel und dicke Milch als die Hauptspeisen erscheinen. Das Salz ist in einem verschlossenen Gefäße auf den Tisch zu stellen und wer davon Gebrauch machen will, hat die Gesellschaft zuvor um Erlaubniß zu bitten. Bei der Tafel haben eine Hebamme und ein Todtengräber, die Repräsentanten der Geburt und des Todes, zu bedienen und dem Testator soll ein Toast mit einem Glase Wasser ausgebracht werden. Heuer wird dieses ungesalzene Mahl zum ersten Male stattfinden. Der betreffende Gallensteinstiftungsgrund liegt etwa drei Viertelstunden Weges von Köslin.

Auf der Berlin-Hamburger-Eisenbahn hat man seit einiger Zeit einige „Damen-Coupees" eingerichtet, die als solche von außen bezeichnet sind. Die „Hamburger Reform" zollt dieser Neuerung ihre vollste Anerkennung, indem sie bemerkt: Manche Dame ist gezwungen, allein eine Reise zu machen und da kann ihr diese Einrichtung nur äußerst lieb seyn; andere, die sonst nicht reisen würden, werden nunmehr eine Reise zu unternehmen nicht scheuen, wenn sie wissen, nur mit Personen ihres Geschlechts unterwegs zusammen zu seyn und so wird die Eisenbahn-Verwaltung auch Vortheil von der neuen Idee haben.

Ein merkwürdiger Klageantrag eines Gesunden gegen einen Taubstummen ist in Königsberg unlängst vorgekommen. Der Gesunde klagte gegen den Taubstummen, daß dieser ihn — natürlich pantomimisch — „Spion! und Spitzbube!" geschimpft hätte. Das wird, wenn der Gesunde nicht ab und zur Ruhe verwiesen werden sollte, einen Injurienprozeß eigener Art geben.

Um blaue Hortensien zu ziehen, bestreut man im März, bevor die Pflanzen getrieben haben, die Erde der Hortensientöpfe mit römischem Alaun (dreifaches Sulfat von Thonerde, Potasche und Eisen). Je stärker die Dosis und je öfter dieselbe aufgestreut wird, um so dunkler wird die Färbung.

Wie die Gazette médicale mittheilt, entdeckte man in der Holzkohle zufällig ein wirksames Mittel gegen Brandwunden. Man lege auf die gebrannte Stelle ein Stück kalter Kohle und der Schmerz hört sofort auf. Nach einer Stunde ist, wie mehrfache Versuche zeigten, das Uebel verschwunden.

Fahrende Photographie. Ein Wagen zieht in Berlin jetzt die Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe gehört den Photographen Michels und Boneys aus Brüssel, welche die Absicht haben, alle großartigen Denkmäler Europas behufs der Herausgabe zu photographiren.

Dreisylbige Charade.

In der Erde düstern Gründen
Ist mein Erstes aufzufinden,
Und es muß — der Stärke Zeichen —
Ihm an Härte Alles weichen.

Glänzen siehst Du es als Waffen,
Doch zum blut'gen Krieg geschaffen
Ist's nicht blos, — dem holden Frieden
Ist's zum Nutzen auch beschieden.

Zweites dient dem Haupt zum Schutze,
Doch geweiht ist's auch dem Putze,
Und in mancherlei Gestalten
Wechselt's nach der Mode Walten.

Lieblich blüht das holde Ganze
In der Schönheit heitrem Glanze,
Und es scheint nur süße Freuden
Durch die Blüthen zu verbreiten.

Doch wie in der Schönheit Zügen
Oft des Lasters Keime liegen,
Birgt, statt angenehmer Düfte,
Es des Todes schwarze Gifte.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 72:
Blindschleiche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Sonntag, 20. Juni 1858.

Das begonnene Bild.

4.

Nicht die fröhliche Reiselust, sondern die bittere Sorge bewegte stürmisch Karl's Gemüth und ließ es nur in Zwischenräumen in trüber Apathie ausruhen. Die augenblicklichen Sorgen und Bedürfnisse, welche ihn bis zur Abreise wenigstens theilweise beschäftigt hatten, fielen nunmehr weg und der Kummer über die traurige Nachricht trat jetzt erst in seiner ganzen Kraft hervor. Gewohnter Weise hatte er sein Skizzenbuch mitgenommen und hielt, es auf der Bank des Verdecks sitzend, auf den Knieen — sah darüber hinweg, bald in die rauschenden Fluthen, bald in das Gedränge der übrigen Passagiere. Ein Paar Kinder, welche auf dem Verdecke spielend hin- und herliefen, beschäftigten öfters seine Aufmerksamkeit und die drollige Art und Weise eines kleinen Lockenkopfs brachte sogar einige Belustigung in ihm hervor.

Eine sehr schöne junge Dame trat öfters zu den Kindern, ihnen Vorsicht einzuschärfen und kleine Verbote ergehen zu lassen, aber der muntere Lockenkopf wußte doch immer Alles bei ihr durchzusetzen. Dann traten wieder die übrigen Passagiere zu der Dame, welche sich als gesuchte Gesellschafterin zu zeigen schien und während sie nun schnell und anmuthig die Unterhaltung in Gang brachte, sah sie sich immer mit halbem Auge nach den Kindern um.

Da sah er sie plötzlich ein paar Schritte gegen ihn hineilen und mit einem Schrei ohnmächtig in die Arme eines der Herren sinken. Karl sah nach den Kindern, die eben noch zu seinen Füßen gespielt hatten und vermißte das Lockenköpfchen. Ein Blick über Bord und er sah ihn an der Schiffsleiter, die hart neben dem Rade ist, blutigen Kopfes mit schwachen Händchen sich festhalten. Die Kräfte des Kindes konnten nicht ausdauern Mit einem Schwunge hatte Karl die Brüstung des Schiffes überstiegen und während er sich mit einer Hand an dem Gitterwerk festhielt, klimmte er vorsichtig die Leiter hinunter, packte den Knaben am Gürtel und trug ihn triefend und blutend auf das Verdeck. Eine Minute länger und das Kind hätte die Leiter loslassen müssen, an die es sich angeklammert hatte und es wäre rettungslos verloren gewesen.

Die Mutter erholte sich, und ihr Kind in die Arme drückend, ergoß sich ihre Dankbarkeit gegen Karl in einem Strom von Dankesthränen und Worten, welche Karl mit Mühe und Eifer von sich wies, indem er demonstrirte, wie er ja ganz mühelos und ohne Gefahr diese kleine That vollbracht habe und daß sie so viel Redens nicht werth sey, — was dagegen die Dame und mit ihr die Passagiere in Abrede stellen wollten.

Während sich aber hier ein so anmuthiger Wortwechsel entsponnen hatte, ließ sich der Herr, der die Dame begleitete und sich als ihren Gatten auswies, von den Schiffsleuten ein Schwämmchen geben, nahm den Knaben, wusch ihn vom Blut rein und indem er ein chirurgisches Besteck aus der Tasche zog, untersuchte er eifrig den Körper des Kindes und kam zu dem Schlusse, daß er nicht ernstlich verletzt sey. Kaltblütig und gründlich verband er die kleinen Wunden, ließ die Koffer beischaffen und in dem Kabinet des Kondukteurs, das dieser gefällig so lange räumte, das Kind umkleiden.

Nachdem er so das Dringendste vollbracht hatte, trat er auf unseren Karl zu und zog ihn aus der Gesellschaft abseits. — „Mein lieber Herr," begann er, „Sie haben das Leben meines Kindes gerettet, ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank und werde Ihnen verbunden seyn bis an das Ende meines Lebens. Hier meine Adresse. Ich

bitte Sie und zähle darauf, daß Sie an meine Verpflichtung gegen Sie denken, wenn Sie auf eine oder die andere Weise in den Fall gesetzt würden, eines Fremden Rath und That zu bedürfen; ich werde jederzeit für den Retter meines Kindes mit Vergnügen Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht."

„Doctor Sergus, Professor in B.!" rief Karl überrascht, als er den Namen einer Celebrität der medizinischen und chirurgischen Fakultät auf der Karte erkannte. „Sie sind der berühmte Arzt," rief er aus, „Gottes Güte waltet über mir! Ja, mein Herr, Ihr schönes Anerbieten weise ich nicht zurück, ich bin vielmehr in der Lage, sofort davon Gebrauch zu machen. Sie sehen mich auf einer für mich traurigen Reise begriffen. Man schreibt mir, meine Mutter liege todtkrank darnieder und ich eile, durch meine Gegenwart ihre letzten Augenblicke zu erhellen und ihren Segen mir zu holen. Auf der nächsten Station werde ich das Boot verlassen, um, ein Paar Stunden mit der Post fahrend, meine Heimath zu erreichen. Ich bin aus einem Dorfe und da liegt meine Mutter. Ich fürchte nun sehr, daß die Beschränktheit ihrer Umgebung vielleicht keine andere ärztliche Hilfe herbeigeschafft hat, als die eines unwissenden Baders oder eines sogenannten Wunderdoktors, wie das auf dem Lande noch häufig vorkommt. Es wird Ihnen darum sehr natürlich und verzeihlich scheinen, wenn ich es wage, Sie um Hilfe zu bitten in dieser traurigen Lage. Ihr berühmter Name ist mir erschienen wie ein Hoffnungsstern an trübem Himmel. Ihre Wissenschaft vermag vielleicht mir meine arme Mutter zu erhalten, darum bin ich so frei, von Ihrem edeln Anerbieten sofort Gebrauch zu machen.

Der Arzt faßte Karl's Hand und sprach: „Ich werde Sie begleiten und würde mir das süßeste Gefühl der Berufsfreude noch erhöhen, wenn ich einem so wackeren Sohne seine Mutter erhalten könnte."

Er wandte sich zu seiner Gattin, erzählte in Kürze die ganze Lage und traf die nöthigen Vorkehrungen. Sie befanden sich auf der Rückkehr von einer Vakanzreise und auf der nächsten Station fuhr die Frau mit ihren Kindern, nach einem herzlichen Abschied, heimwärts weiter, während ihr Gatte mit Karl, unter lebhaften und anziehenden Gesprächen, im Postwagen der Heimath des Malers zufuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Antonio de Vega.

(Fortsetzung.)

Den Tag nach diesem Auftritte ging ein Mann von etwa sechszig Jahren eilig in der Straße hin, welche nach dem kaiserlichen Palaste führte. Unter dem weiten Mantel, der ihn umhüllte, bemerkte man eine alte Uniform. Sein Degen, dessen Alter von ehrenvollem Dienste zeugte, wurde um den Leib durch einen so nachläßig befestigten Gürtel gehalten, daß man hätte zweifeln können, ob der Mann Soldat gewesen, wären nicht sein regelmäßiger Schritt und seine gerade Haltung davon unwiderlegliche Beweise gewesen.

Er ging in das Gebäude hinein, schritt über den ersten Hof und fragte eine Schildwache: „Wo finde ich den Kapitän Eduard von Sevigny?"

„Im ersten Hofe rechts, die Thüre zur Linken."

Der alte Mann benutzte diese Rechtweisung, aber als er an die Thüre Eduards kam, mußte er sich an die Mauer stützen, denn seine Kniee wankten unter ihm. Aber gleich als schäme er sich dieser Bewegung, schüttelte er stolz sein Haupt und öffnete die Thür.

„Sind Sie der Kapitän Eduard von Sevigny?" fragte er einen jungen Mann, der auf einem großen Lehnstuhl saß und durch ein Fenster vor sich das köstliche Bild betrachtete, das Bayonne mit seinen Umgebungen gewährt.

—„Ja, Herr," antwortete der Gefragte, indem er dem Eintretenden einen Stuhl bot.

Der Greis schien eine innere Bewegung kaum bemeistern zu können.

Mit einer Stimme, die er gleichgiltig klingen lassen wollte, sagte er endlich: „Ich bin aus Lissabon blos in der Absicht hieher gekommen, um Sie aufzusuchen . . . "

„Sprechen Sie . . . was wünschen Sie?"

Der Fremde schwieg einen Augenblick.

— „Sie erinnern sich," fuhr er endlich fort, „mich gestern bei der Deputation gesehen zu haben."

„Nein," antwortete Eduard verwundert.

— „Sie haben ein ungetreues Gedächtniß, junger Mann," fuhr der Alte mit düsterer Stimme fort. „Ich begleitete jenen portugiesischen Offizier, mit dem Sie so zärtliche Blicke wechselten . . . Sie sehen, daß ich Ihre Geheimnisse kenne," fügte er mit bitterem Lächeln hinzu. „Jener angebliche Offizier war ein junges Mädchen, ist Ihre Geliebte!"

Eduard stand auf.

„Sie sind verrückt oder betrunken, alter Mann. Wer gab Ihnen ein Recht, so mit mir zu sprechen?"

Der alte Portugiese ergriff den Arm Eduards. — „Ich habe dazu mehr Recht, als Sie wohl glauben . . . . Ich werde es Ihnen sogleich auseinandersetzen. Erst aber sagen Sie mir, ob sie diesen Brief kennen? . . ."

Eduard wurde todtenbleich.

— „Dieser Brief ist von Ihnen," fuhr der Alte fort. „Und ich, Sie haben es wohl schon errathen, bin — der Vater Katharinas."

— „Ach, Herr!" murmelte Eduard, indem er die Hand des Portugiesen drückte.

„Keine Bitten und Betheurungen!" unterbrach ihn dieser, indem er ihm die Hand entzog. „Sie können mir meine Ehre nicht mit Thränen bezahlen und wenn Sie Ihr ganzes Leben hindurch weinten! Sie haben weiter nichts zu thun, als auf meine Fragen zu antworten . . . . Sie wissen es, Herr, das Mädchen war, ehe sie in Ihren Arm sank, rein wie die Mutter Gottes; sie gehörte einer ehrenwerthen Familie an, — sie war der Stolz und der Liebling ihres alten Vaters . . . Sie wußten Alles dies und ich will glauben, Sie hatten wahrscheinlich die Absicht und die Mittel, Ihr Vergehen wieder gut zu machen."

Eduard warf einen Blick der Verzweiflung auf den Alten und sagte mit fast unverständlicher Stimme: „Diese Mittel sind mir nicht gegeben. — Ich liebe Ihre Tochter, ich bete sie an, aber heirathen kann ich sie nicht."

— — „Können Sie Katharina nicht heirathen, Herr?" wiederholte der Alte mit keuchender Stimme.

„Nein, . . . denn ich, ich bin nicht mehr frei. Ich bin verheirathet." Der Greis zuckte zusammen, als habe ihn eine Schlange gebissen.

— „Verheirathet! Ehrloser! Elender Verführer! Gib mir die Ehre meiner Tochter wieder; gib mir mein Glück, meine Freude! den Stolz meines Alters zurück! Glaube nicht, daß Du so davon kommst. — Du bist mir für mein zerstörtes Glück eine Genugthuung schuldig; Einer von uns muß sterben. — Zieh!"

Eduard richtete sich fest und entschlossen auf. „Thun Sie, was Sie wollen; ich schlage mich nicht mit Ihnen."

— „Ach, Du willst Dich nicht schlagen, feige Memme! Muth hast Du, ein junges, unschuldiges, tugendhaftes, schönes Mädchen zu bethören, aber wenn der Vater desselben kommt und von Dir, Elender! Genugthuung fordert, glaubst Du Deine Ehrlosigkeit hinter einer Weigerung bergen zu können. Wohlan," fuhr er fort, indem er den Degen Eduard's, der an der Wand hing, herabnahm und dem jungen Offizier damit in das Gesicht schlug. „Du hast nicht mehr Zeit, als Deine feige Seele Gott zu empfehlen. So wahr Du ein verabscheuungswerther Mensch bist, so gewiß werde ich Dich hier ohne Barmherzigkeit niederstoßen."

„Ich schlage mich nicht," wiederholte Eduard, „und doch bin ich nicht feig," setzte er stolz hinzu, indem er den Rock aufknöpfte und seine Brust zeigte. „Fünf Wunden, ein Ehrenkreuz und auf dem Schlachtfelde gewonnene Epauletten mögen beweisen, daß ich nicht feig bin . . . Aber Sie sind der Vater Katharina's und nichts in der Welt kann mich vermögen, die Hand gegen Sie aufzuheben."

— „Junger Mann, bei der Ehre meiner Tochter, es ist keine leere Drohung!" Und er ergriff Eduard, der sich der Thür genähert hatte, am Arme. „Du entgehst mir nicht!" rief er mit Donnerstimme. „Noch einmal — erspare mir ein Verbrechen! Nimm den Degen, schlage Dich mit mir. Du willst nicht? Nun wohlan!"

Er stieß seinen Degen mit solcher Kraft in die Brust Eduard's, daß er auf dem Rücken wieder herauskam. Eduard sank zusammen. Der Greis blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, dann nahm er seinen Mantel ab, warf ihn auf den Leichnam und sagte mit gefaßter ruhiger Stimme: „Gott sey Dank!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Leuchtkäfer in Brasilien. Eines Abends lustwandelte ich von H.'s Gute dem „Glücklichen Thal" zu, bog aber in einen Wald ab und setzte meinen Weg bis an den Rand eines jähen Absturzes oder vielmehr einer krater-ähnlichen Vertiefung fort, deren Mittelpunkt ein Tausend Fuß unter mir lag und deren Wände mit Bäumen bedeckt waren. Die Nacht war dunkel und nach dem kurzen Zwielicht so plötzlich und unversehens eingebrochen, daß ich auf rasche Umkehr denken mußte. Ehe ich den Heimweg antrat, blieb ich ein paar Augenblicke stehen und sah in die mitternachtschwarze Finsterniß des Abgrunds unter mir hinab; da hob sich, wie aus seiner innersten Tiefe heraus, eine leuchtende Masse meinen Blicken entge-

gen. Ich verfolgte sie aufmerksam, wie sie aufwärts schwebte und in ihrem langsamen Flug die langen Blätter der Euterpe etilis (Speise-Palme) und das feinere Laubwerk anderer Bäume beschien. Sie kam gerade auf mich zu und erhellte das Düster um mich mit ihren drei Lichtstellen, die ich nun deutlich sehen konnte. Es war der, jedem Reisenden in den Antillen und im tropischen Amerika so wohlbekannte Pyrophorus noctilucus (Leuchtkäfer). Er ist von dunkelm schwärzlichen Braun und der Leib überall mit einem kurzen hellbraunen Flaum bedeckt. Wenn er läuft oder ruht, so kommt der Hauptschein, den er von sich gibt, aus den zwei gelben Warzen; sind aber die Flügel im Fluge ausgespannt, so zeigt sich noch ein leuchtender Fleck mit im hintern Theil des Brustſtücks. Diese Lichtstellen — aus phosphorischen Bestandtheilen, wie man glaubt — sind so beträchtlich, daß die „Feuer-Fliege" in Ländern, wo sie sich häufig findet, als Ersatz für künstliches Licht dient. In den Gebirgen von Tijucca (in der Provinz Minas Geraes) habe ich ganz feinen Druck beim Licht einer dieser, unter einen Glasbecher gesetzten, Lampen gelesen und konnte auf einem Taschenührchen die ganz kleinen Sekunden-Zahlen mitten in der Nacht erkennen und angeben. Die Indianer gebrauchten sie ehedem als Fackeln bei ihren Jagd- und Fisch-Zügen; und wenn sie Nachts reisen, so pflegen sie diese Lichtthierchen sich an die Füße und Hände zu befestigen. In einigen Gegenden der Tropenländer werden sie von den Sennoritas zur Ausschmückung ihrer Haarflechten oder ihrer Kleider genommen, indem man sie in einem dünnen Gazeumschlag anmacht, wodurch denn ihre Trägerinnen in der That mit des Dichters Worten „helle Sondersterne" werden. Eben von diesem Leuchtkäfer (der, in Allem, die Farbe ausgenommen, dem nordamerikanischen „Snapping-bug" oder Schnellkäfer des Mississippi gleicht) erzählt Prescott in seiner „Geschichte der Eroberung Mexiko's" den Schrecken, den sie den Spaniern 1520 einflößten: „Die Luft war mit „„Cocuyos"" angefüllt, einer Art großer Käfer, der aus seinem Leib einen starken phosphorischen Schein ausströmt, stark genug, um dabei lesen zu können. Diese wandernden Feuer, in der Nacht gesehen, wurden von den Belagerten für ein Heer mit Luntenflinten gehalten." So lautet der Bericht eines Augenzeugen, des alten Bernal Diaz.

Die Bettelei im Berliner Thiergarten hatte so überhand genommen, daß die dort stationirten Polizei-Beamten in letzterer Zeit besonders angewiesen werden mußten, ihr Augenmerk darauf zu richten. Hiebei hat sich denn, wie die „Gerichts-Ztg." meldet, herausgestellt, daß eine nicht kleine Anzahl jener Handwerksburschen, welche auf der Charlottenburger Chaussee die Equipagen anzusprechen pflegen, aus fingirten Handwerksburschen besteht, deren Tornister sogar mit Heu und dergleichen ausgestopft gefunden wurden. An einem einzigen Tage dieser Woche sind im Thiergarten nicht weniger als drei solcher Bettler im Handwerksburschen-Costume von der Polizei verhaftet worden.

Gaudet, ein Schüler Daguerre's, hat eine Erfindung gemacht, durch welche die Stereoskopen bald ganz verdrängt seyn werden. Er nennt seinen Apparat: „Monostereoskope", weil er nur ein einziges Bild aufnimmt und seine Bilder von jedem Standpunkte und von mehreren Personen zugleich gesehen werden können. Die optische Wirkung des Monostereoskope ist täuschender, als die der gewöhnlichen Stereoskope, die Gegenstände treten noch mehr im Relief hervor und können auch durch Vergrößerungsgläser betrachtet werden. Der Uebelstand der Stereoskope, daß sie nicht für alle Augen passen, fällt bei Gaudet's Erfindung ganz fort.

Räthsel.

Die lange Kette, deren Glieder
Grenzen an die Ewigkeit,
Schwindet fort und fort, doch wieder
Kehrt nie die Vergangenheit.
Schon da, wo aus dem Chaos Welten
Stiegen, fand der Wechsel statt,
Und hat so manches großen Helden
Hartes Schicksals-Loos gebracht;
Bald gingen lichte Sterne unter,
Bald Sonnen wieder auf,
Bald nahmen wieder neue Stunden
Verhängnißvoll den Lauf.
Es stürzte manche hohe Kraft,
Manch' Kunst und schöne Wissenschaft
Unter ihrem Strom dahin,
Und's erfand bis jetzt noch keiner
Ihrer Zukunft dunklen Sinn,
Doch versetz't des Wortes erstes Zeichen,
Gewahrt ihr durch sie
Die Zauber-Harmonie.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 73:
Eisenhut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Dienstag, 22. Juni 1858.

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

5.

Unterdessen hatte Moses Karl's Habseligkeiten heimgeschafft und man kann sich leicht denken, daß es sein erstes Geschäft war, das räthselhafte Bild von unten nach oben, von oben nach unten, von rechts nach links und von links nach rechts zu betasten und zu untersuchen, ob nicht irgendwo verborgene Taschen mit preußischen Kassenscheinen oder sonstigen Werthpapieren eingenäht wären, denn wiewohl seine Phantasie sich sonst nicht allzu hoch zu versteigen pflegte, hatte sie doch eine ungewöhnliche Dehnbarkeit in Betreff verborgener Schätze.

Es kam kein altes Möbel in seinen Trödlerladen, das er nicht vor allen Dingen sorgfältig untersuchte und forschte nach hohlen Doppelwänden, oder durch kunstreichen Federdruck verschlossenen geheimen Fächern, in welchen Edelsteine oder sonstige Gegenstände von hohem Werthe verborgen seyn könnten, — wie man ja schon sehr oft erlebt haben soll — und wenn er dann nichts dergleichen vorfand, so schob er das Möbel mißlaunig in eine Ecke und glaubte, ihm sey ein Unrecht geschehen.

Eben so ging es mit dem fraglichen Bilde. Nachdem er alles Mögliche versucht hatte, den vermuthlichen Zauber zu lösen und zur Ueberzeugung gelangt war, daß das Bild nicht mehr und nicht weniger als eben ein Bild sey, tauchte in ihm die Vermuthung auf, er sey mystifizirt worden. Der Maler habe sich nur darum den Anschein gegeben, sich so ungern von seinem Bilde zu trennen, um ihm eine allzuhohe Idee von dessen Werthe beizubringen, um ihn so leichter zum Geldvorschuß zu bewegen! Moses hielt sich für betrogen und jammerte im Stillen über die Verderbtheit der Welt.

Während er nun in solchen Betrachtungen sich erging und im Mißmuth das Bild an das Fenster seines Lädchens aufhing, kam die Straße herab eine kleine Karawane reisender Engländer. An deren Spitze schritt der junge Lord Fitz-Harriet mit seiner Lady, seinem jungen Weibchen.

Lord und Lady machten als Hochzeitsreise die große Tour durch Deutschland und ließen sich sammt ihrem Gefolge durch einen Lohndiener die Stadt zeigen. Das Bild fiel ihnen auf und sie blieben vor dem Fenster stehen.

Moses sah kaum die reisende Gesellschaft vor seinem Fenster Halt machen, als er aus dem Laden schoß, sein schmutziges Sammtkäppchen vom Kopfe riß und sagte: „Wollen die gnädigen Herrschaften mein Magazin beehren? Kommen Sie nur herein, Herrschaften. Alles ist zu haben bei mir, belieben die Herrschaften nur zu spazieren herein."

Er versuchte seine gewöhnliche List, die Leute eintreten zu machen; denn er wußte, daß, wer einmal in seinem Laden war, nicht wieder heraus kam, ohne Etwas gekauft zu haben. Der Lohndiener verdollmetschte die Worte des Trödlers.

Der Lord fragte nach dem Preise von Karl's Bild.

„Der Preis?" sagte der Trödler, „der Preis von das Bild? Wo weiß ich den Preis? Ich kann nicht verkaufen d a s Bild, aber hab auch zu verkaufen Bilder, will ich Ihnen einmal zeigen Bilder!"

Er rannte in seinen Laden und kam mit einem armvoll alter angerauchter Kabinetsstücke wieder hervor.

Der Lord schüttelte verneinend den Kopf und wollte weiter gehen.

„Gott's Wunder!" rief Moses, „wollen doch immer die Herrschaften haben, was man nicht will oder was man nicht kann verkaufen! Das Bild ist nicht mein Eigenthum, ich hab es nur gestellt daher für die Leut, daß sie sollen sehen,

Moses hat immer was Neues. Aber ich darf es, so wahr Gott lebt, nicht verkaufen, nicht für eine Million!"

„Er will es nicht verkaufen für eine Million," machte der Lohndiener dem Lord deutlich.

Da bot der Lord zehn Pfund durch den Lohndiener.

Der Trödler spitzte die Ohren und warf noch einmal einen verwunderten Blick auf das Bild. Zehn Pfund, das klang so verführerisch, daß er nicht widerstehen konnte und sein Gewissen mit der Ausrede beruhigte, daß er den Gewinn mit dem Maler redlich theilen wolle und so er und dieser zufrieden seyn könne. Doch gab er seine Weigerung, das Bild zu verkaufen, nicht auf, sondern es leuchtete ihm, als klugem Geschäftsmann, ein, daß der Kniff, den er dem armen Maler zugetraut hatte, hier in doppelter Wirksamkeit seyn dürfte und er begann daher:

„Zehn Pfund! Glauben die Herrschaften mich zu verführen, zu verkaufen eine Waare, die ihm nicht ist feil? Zehn Pfund! Gott soll hüten!"

Der Lord bot zwanzig Pfund.

Das klang wie Sphärengesang in Moses Ohr, aber er that wie die Entrüstung selbst. „Zwanzig Pfund? Wenn auch mir wär feil das Bild, wenn auch ich wollte verkaufen das Bild, und es käm mein eigener Bruder und sagte, ich will Dir geben zwanzig Pfund, ich thät's nicht."

Der Lord bot nun vierzig Pfund.

„Nicht für hundert geb ich's! Nicht für hundert!" schrie der Trödler. „Das Bild ich verkaufe nicht, aber wenn ich wollt es verkaufen, müßt ich haben nicht einen Pfennig weniger, als zweihundert."

Endlich kam man auf fünfundsiebenzig Pfund überein.

Der Engländer wollte das Bild gleich mitnehmen. Da aber der Trödler bemerklich machte, das Bild müsse erst sorgfältig gereinigt und verpackt werden, zog der Lord die Brieftasche, zahlte den Betrag in Banknoten, hieß einen Bedienten da zu bleiben und das verpackte Bild in das Hotel zu bringen. Der Bediente blieb und ihre Lordschaft entfernten sich.

„Rebekka!" rief nun der Trödler in sein Haus und bald darauf erschien ein kleines Mädchen, welchem Moses die Banknoten gab und leise sagte: „lauf geschwind hinüber zu H . . . und frag, ob die Banknoten seyn ächt." Indessen beschäftigte er sich damit, das Bild mit Seufzern zu betrachten und den Bedienten zu versichern, wie billig seine Herrschaft gekauft hätte und wie er eigentlich das Bild hätte nicht verkaufen dürfen; Dinge, die alle den Bedienten um so weniger interessirten, als er sie nur viertels verstand, weil er nur sehr wenig deutsch konnte und Moses' Deutsch selbst für einen geborenen Deutschen seine Schwierigkeiten hatte.

Das Mädchen kam zurück, die Banknoten waren ächt und der Bediente zog ab mit dem Bilde. Behaglich strich sich der Trödler den spärlichen Bart und das bisher geschnittene Jammergesicht verwandelte sich in das grinzend behagliche Antlitz eines Mannes, der das süße Bewußtseyn im Busen trägt, einen unmenschlich reichen Lord über den Löffel barbiert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Antonio de Vega.

(Schluß.)

Obgleich Katharina wohl wußte, daß ihr Vater einen Brief von Eduard gefunden, den sie unvorsichtiger Weise nicht vernichtet, so überraschte sie doch seine tiefe Traurigkeit und die ungewöhnliche Bitterkeit seiner Reden, und sie bemühte sich auf der Reise nach Bayonne, wenn auch vergebens, die Ursache davon zu ermitteln. Seitdem hatte sie alle seine Bewegungen belauscht und war seinen Schritten mit ängstlicher Besorgniß gefolgt.

Zitternd, getrieben von einer schrecklichen Ahnung, gelangte sie an den Schauplatz des Schreckens, eben als die blutige Scene, die wir beschrieben haben, beendigt war. Es gibt Arten von Verzweiflung, die zu beschreiben man gar nicht wagen darf, um ihnen ihre ganze Heftigkeit zu erhalten.

Bleich, mit aufgelöstem Haar, die eine Hand nach ihrem Vater, wie um ihn zu verfluchen, die andere nach dem Leichname des Geliebten ausgestreckt, stand sie da, sprachlos, ohne Seufzer, ohne eine Thräne, als habe sie der Tod in dieser Stellung getroffen.

Diese traurige Stunde hatte sich, wie alle Ereignisse, die mit einem politischen Zwecke in Verbindung zu stehen scheinen, in Bayonne schnell verbreitet. Napoleon erfuhr sie zuerst. Außer der Vorliebe, die er für Eduard gehegt hatte, interessirte ihn der Vorfall auch wegen der Absicht, die nach seiner Meinung zum Grunde lag, und er begab sich unmittelbar dahin, wo der alte Portugiese, den man sogleich festgenommen hatte, von den Offizieren des Generalstabs bewacht wurde.

Beim Eintritte in das Zimmer entblößte Napoleon sein Haupt vor dem Leichnam, trat dann

zu dem alten Portugiesen, — der, um den herzzerreißenden Schmerz seiner Tochter nicht zu sehen, den Kopf zwischen seinen Händen verbarg, und fragte:

— „Wie heißt Du?"

Der Alte wischte schnell die Thränen ab, welche seine Wangen befeuchteten, und antwortete sodann:

„Antonio de Vega. — Es ist ein Name, der durch sechs Generationen unbefleckt geblieben."

— „Dein Stand . . .?"

„Soldat, ehemaliger Kapitän im Garderegiment."

— „Was hat Dich bewogen, diesen Mann zu ermorden?"

— „Warum sollte ich es sagen?" antwortete der alte Mann, indem er sein Haupt schüttelte . . . „man erschieße mich. Ich will Deine Gerechtigkeit nicht anklagen."

Napoleon stampfte mit dem Fuße.

— „Warum hast Du dies Verbrechen begangen?" wiederholte der Kaiser mit strenger Stimme.

„Warum?" wiederholte der alte Portugiese mit bitterem Lächeln. „Muß ich meine Schande öffentlich machen? Warum? . . . Weil dieser Mann meine Tochter verführte."

Katharina sank bei diesen Worten ohnmächtig nieder und ihr Vater bemühte sich in herzzerreißendem Schmerze, sie wieder in's Leben zu rufen.

Das stoische Wesen dieses Mannes konnte der Stimme der Natur nicht widerstehen. Große Thränen fielen aus seinen Augen und er geberdete sich wie ein Wahnsinniger.

Napoleon gab ein Zeichen und sagte mit bewegter Stimme:

„Dieser Auftritt muß ein Ende nehmen. Man führe den Mann hinweg und erschieße ihn."

Bei diesen Worten schlug Katharina die Augen wieder auf; sie schleppte sich zu den Füßen Napoleons, heftete ihre großen Augen auf ihn und bat: „Gnade, Sire, Gnade! — Sie haben eine Mutter, — eine Gattin, — nehmen Sie mir den Vater nicht, meine einzige Stütze, meine einzige Hoffnung. Sire, die guten Thaten zählen im Himmel mehr, als die großen Siege und die Todesstunde schlägt für die Könige, wie für alle Menschen. Ach, Erbarmen, mein Gott! Gnade für meinen Vater... Gnade für mich!"

„Ich habe dazu kein Recht," — erwiederte der Kaiser mit gerührter Stimme, indem er das unglückliche Mädchen aufhob, das, knieend und mit aufgelöstem Haar und mit gefaltenen Händen, der Engel des Gebetes zu seyn schien. „Das Blut eines französischen Offiziers ist kostbar. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben."

Dann wendete er sich zu Duroc, der Katharina hielt, flüsternd: „Es ist traurig" und wischte sich unbemerkt eine Thräne aus dem Auge.

* * *

Der alte Portugiese starb mit dem Muthe eines Soldaten und der Andacht eines Christen. Katharina ließ Messen in allen Kirchen der Stadt lesen für die ewige Ruhe ihres Geliebten und Vaters, nahm sodann den Schleier im Kloster der heiligen Cäcilie und fand allmälig in der Religion Trost für ihre Leiden.

Mannigfaltiges.

Eine zweifelhafte Wette. In Köln wurde jüngst eine Wette abgeschlossen, nach welcher sich ein seiner großen Stärke bewußter junger Mann verpflichtete, eine Million Thaler in einzelnen Thalerscheinen zu tragen. Es wurde sofort berechnet, daß die Million neuer Kassen-Anweisungen das unvermuthete Gewicht von 1594 Pfund ergeben würde und der junge Mann ersucht, die Wette zu decken, weil ein Versuch jedenfalls mißglücken werde. Eingedenk des Satzes: „Ein tüchtiger Advokat weiß für Alles Rath," wandte sich der Bedrängte an einen Themisritter und klagte sein Noth. „Wie hoch lautet die Wette?" fragte dieser. Die Antwort hieß: „Drei Flaschen Champagner." „Dann erklären Sie," sprach der Advokat, „Ihren Gegnern, sie seyen dennoch bereit, die Kassen-Anweisungen zu tragen, sie fürchteten 1594 Pfund nicht, man möge nur eine Million Tresorscheine herbeischaffen: denn es ist nicht abzusehen, daß für eine solche Bagatelle so viele preußische Kassen-Anweisungen zu beschaffen seyen." Die Wette wird wohl eine offene bleiben; bis jetzt hat man sich wenigstens noch nicht darüber geeinigt, wer die Million beschaffen muß.

Die unausstehliche Hitze hat die Herren der Schöpfung auf einen Gedanken gebracht, welcher geeignet erscheint, den Krinolinen der Frauen einen schönen Gegensatz gegenüber zu stellen. Man bemerkt in Wien nämlich seit einigen Tagen Herren, die sich der Regenschirme gegen den Stich der Sonne bedienen. Wenn diese ganz begreifliche Neuerung erst überall um sich gegriffen hat, dann ist Hoffnung vorhanden, das Gleichgewichtsverhältniß mit der weiblichen Reifrockmaschinerie wie-

der hergestellt zu sehen. So viel die Damen unten Raum einnehmen, so viel beanspruchen wir oben. Das ist recht und billig.

Das meteorologische Bulletin des Pariser Observatoriums, welches täglich telegraphisch vom Stande der Atmosphäre aus den bedeutendsten Städten Europa's unterrichtet wird, hat in diesem Monate die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß fast beständig in Europa um 9 Uhr Morgens seit dem 1. Juni die Hitze zwischen 18 und 23 Grad in Paris, Madrid und Florenz variirt, dieselbe in derselben Zeit in Konstantinopel fast mit Petersburg gleich bleibt, nämlich auf 12 bis 14 Grad. Der Barometerstand erfuhr in dieser Zeit in ganz Europa und einem Theile von Asien kaum merkbare Veränderungen. Am 8. Juni hatte man in Paris auf dem hunderttheiligen Thermometer des Ingenieurs Chevallier um 6 Uhr Morgens 20 Grad, um 12 Uhr $30^7/_{10}$ und um 2 Uhr Nachmittags $33^3/_{10}$ Grad Hitze.

Am 4. Juni starb, eine der wohlhabendsten Personen zu Weilheim, eine Glashüttenbesitzerstochter mit immer noch sehr ansehnlichem Vermögen, des freiwilligen Hungertodes. Eine verlorene Geldsumme, man sagt 30,000 fl., brachte sie zu einer Geisteskrankheit, die öfter an Wahnsinn grenzte, so daß sie einst Geld zum Fenster hinaus auf die Straße warf. Dazu kam noch eine Art religiöse Schwärmerei, so daß sie seit der Charwoche bis zu ihrem Tode, also 56 Tage, keine Speise, sondern nur Wasser zu sich nahm, wobei jedoch jede Maß frisch von dem Brunnen geholt werden mußte. Zu guten Zwecken hatte sie bei noch gesundem Verstande ansehnliche Summen vermacht.

Hamburg. Als ein vor einigen Tagen aus Pommern hier angekommener Transport Auswanderer eben eingeschifft werden sollte, erklärte ein Mann, er habe das Heimweh und gehe unter allen Umständen wieder nach Hause. Alles Bitten und Flehen seiner Frau, Kinder und Bekannten half nichts — er blieb fest. Die Ueberfahrtskosten waren aber für die ganze Familie bezahlt. Was thut die Frau? Sie sagt ihrem Eheherrn Lebewohl, nimmt ihre Kinder, geht an Bord und schwimmt jetzt ohne Gemahl der neuen Heimath zu. Da jedoch der Mann das Geld bei sich behalten, so entsteht die bedenkliche Frage: „was wird die arme Frau mit ihren Kindern ohne Subsistenzmittel in Amerika beginnen?!"

Ein Dampfschlitten. Die Zeitung von Irkutsk meldet, ein Pole aus dem Gouvernement Lublin, Herr O. M. O., welcher sich gegenwärtig in Irkutsk aufhält, hat einen Dampfschlitten erfunden, der ohne Schienen auf einer ebenen Fläche, wie zugefrorne Flüsse oder schneebedeckte ebene Felder sich fortbewegen kann. Es sollen binnen Kurzem Versuche mit dieser für Sibirien vortheilhaften Erfindung angestellt werden.

Charade.

Erste Sylbe.

Wenn gleich ganz unbekannt im weiten Reich der Physis,
Zeig ich mich doch im Anfang jeder Krisis.

Zweite Sylbe.

Zwar englisch, doch sogar im Engel-Munde
Nur mit dem Geist, der stets verneint, im Bunde.

Dritte und vierte Sylbe.

Wir aber sind in Deutschland wohlbekannt.
Viel hübsche Mädchen werden so genannt.

Das Ganze.

Wie lange noch, du holde Schaar
Der lieben deutschen Frauen,
Darf ich — verleg'ne welsche Waar',
Auf deinen Beifall bauen?
Ich raub' dir jede Wohlgestalt
Von vornen, wie von hinten,
So daß von deiner Schönheit bald
Nichts mehr ist aufzufinden!
Ich — des Geschmacks Karrikatur —
Wie heiß' ich denn zum Guckuck nur?

Worträthsel.

Es weisen sieben Zeichen Dir Dein Bild.
Und sieben sind mit Kraft des Arms erfüllt,
Die letzten Zwei — bei Vögeln wohlbekannt,
Das Ganze ist nur Spiel, Betrug und Tand.

Auflösung des Räthsels in № 74:

Horen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Freitag, 25 Juni 1858

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

Aber dieses Behagen mußte rasch wieder dem Geschäftsgeiste Platz machen und Moses lief hastig zu Schneider Tüpfel's und rief schon von Weitem, als er Aennchen, die Geschäftsträgerin, erblickte: „Das Bild —"

„Was ist mit dem Bilde," fragte Anna.

„Verkauft ist's, verkauft, um baare sechshundert Gulden!"

„Was sagt Ihr?" fragte Anna. „Ihr habt das Bild verkauft? Wie konntet Ihr das wagen, da es nicht Euer Eigenthum war?"

„Für so ein Geld!" erwiederte Moses, „wäre es doch Sünd und Schande nicht zu verkaufen das Bild! Gott, wie wird seyn froh der Herr Maler, daß er bekommt das große Geldspiel!"

„Hört," sagte Anna, „ob gut oder schlecht verkauft, das steht Euch gar nicht zu beurtheilen. Das Bild war gar nicht Euer Eigenthum, Ihr hättet jedenfalls erst die Erlaubniß des Herrn Lerche einholen müssen. Da Ihr das nicht gethan habt, so wird er, das bin ich gewiß, den Verkauf für ungiltig erklären, Ihr werdet die Summe an den Käufer herausbezahlen müssen, und der Käufer muß mit Herrn Lerche direkt unterhandeln. Wo ist, und wer ist der Käufer?"

„Lauft ihm nach!" versetzte der Trödler. „Weiß ich, wer es ist? Kommt zu mir ein fremder Mann, kauft und zahlt und nimmt das Bild mit sich fort. Ich weiß nicht wie er heißt, ich weiß nicht wo er wohnt, ich weiß nur, daß sein Geld ist gut und daß das Bild ist fort und bleibt fort, denn hat mir gesagt der Mann, er reist' ab in einer Stund' und die Stund' ist vorbei schon lang."

„Dann wird sich Herr Lerche an Euch halten," erwiederte die hübsche Geschäftsträgerin zornig, „und wird von Euch das Bild wieder verlangen!"

„Lieb Kind," sagte Moses, „wie soll der Maler sich halten an mir? Hab' ich ihm doch nur verkauft das Bild aus purer Gefälligkeit, weil er ist ein Freund von dem Herrn Professor, der ist mein guter Kunde! Will ich doch zahlen für das Bild die fünfhundert Gulden baar, und die hundert Gulden, abzüglich der bedungenen Zinsen, und mein Jung wird bringen die anderen Sachen für den Herrn Maler zurück. Lieb Kind, und was kann der Herr Maler thun? Er kann mich verklagen und kann nehmen einen Advokaten, nehm ich mir auch einen, macht sein Advokat die Sach grad, so macht's meiner wieder krumm, und wißt Ihr, mein Herz, was es gibt nachher, nachher gibt's ein Prozeß, und hat der Herr Maler gewonnen den Prozeß, hat er gehabt vorher so viel Verdruß, als nimmer ist werth der Gewinn! Kann ihm ja der Prozeß doch nicht wieder schaffen das Bild!"

Anna sah nachgerade ein, daß der Trödler nicht so Unrecht habe, und sie mußte sich schließlich wohl bequemen, diese Bedingungen einzugehen und eine Stunde nachher hielten Karl Lerche's sämmtliche versetzten Effekten feierlichen Einzug in das Dachstübchen mit dem guten Licht.

6.

Eine Woche etwa nach diesen Begebenheiten sehen wir Doktor Sergus mit Karl vor dessen Mutter Bette stehen. Sie lag in ruhigem Schlummer, regelmäßig athmend und hätte man nicht das blasse Gesicht und die abgemagerten Hände gesehen, man hätte sie für keine Kranke gehalten. Mit Interesse betrachtete der Arzt das angenehme Gesicht der alten Frau, die er um ihre Ruhe und Ergebung in heftigen Leiden schon bewundert hatte; nun da sich diese schlichte Seelenstärke noch im Schlafe bewußtlos in ihren Zügen ausdrückte, wurde er fast gerührt und nachdem er leise ihren Puls gefaßt und sein Ohr gegen ihre Brust geneigt hatte,

um den Athem und den Herzschlag zu beobachten, hob er freudig das Haupt auf und winkte unserem Karl, ihm in das Nebenzimmer zu folgen.

„Gott sey gedankt!" sprach er hier, „die Krise ist überstanden, sie ist außer Gefahr, sie ist gerettet!"

„Gerettet!" rief Karl überglücklich und er ergriff des Arztes Hand und bedeckte sie mit feurigen Küssen, dann schickte er einen heißen kurzen Dank gen Himmel, fiel wieder dem Arzte um den Hals und obwohl er sonst nicht thränenreicher Natur war, stürzten ihm die süßen Freudenzähren ungestüm über die Wangen.

Mit freudiger Theilnahme sah der Arzt den ersten ungezähmten Ausbrüchen des Jubels zu, denn er war kaum weniger bewegt, als der brave, nun so glückliche Sohn. Mag einem Arzte der Anblick der menschlichen Leiden noch so sehr zur Uebung geworden seyn, er müßte erliegen in dem qualvollen Berufe, Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche, Zuschauer alles irdischen Elends zu seyn, wenn nicht solche einzelne Augenblicke mit dem Bewußtseyn der Nützlichkeit seines Berufs, ihm Selbstvertrauen und Erhebung gäben und ihn schadlos hielten für lange Zeit sorgenvoller Mühen.

Der Arzt rief nun Karl zu sich und sie saßen einander gegenüber an dem Fenster eines kleinen Bauernhauses, das außen mit Rebgewinden umzogen war, deren gerade hervorsprossende Blätter die Sonnenstrahlen und den klaren blauen Himmel freundlich durchschimmern ließen.

„Mein lieber, junger Freund," begann der Arzt, „ich habe schon Manches bruchstückweise aus Ihrer Geschichte erfahren; Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir sie einmal ganz erzählen möchten. Ihre Lage ist, wie Sie sagen, keine auf die Dauer haltbare, unterrichten Sie mich nun, wenn Sie das Vertrauen zu mir haben, von Ihren innern und äußern Verhältnissen und mein Rath und meine Kräfte werden Ihnen nach bestem Vermögen zu Diensten stehen."

Nun begann Karl seine Geschichte zu erzählen, welche wir im Auszuge folgen lassen.

„Mein Vater," erzählte Karl, „starb, als ich kaum drei Jahre alt war; ich habe ihn kaum gekannt und er hat so gut wie gar keinen Eindruck auf mich gemacht. Meine innere und äußere Pflege danke ich lediglich meiner geliebten Mutter. Mein Vater hat ein mäßiges Gütchen hinterlassen, mit dessen Ertrag meine Mutter knapp auskommen konnte. Ich wuchs heran, besuchte die Dorfschule und zeichnete mich durch nichts aus, als durch ein etwas zurückgezogenes Wesen und eine leidenschaftliche Lust an Bildern. Ein Kunstkenner betrachtet seinen Raphael, seinen Tizian nicht mit mehr Andacht, als ich die ordinären Bilderbogen mit Soldaten und Theaterpersonagen, mit der Geschichte von der heiligen Genoveva und von dem bösen Ritter Blaubart. Diese Kunstwerke waren nämlich so ziemlich Alles, was von den Erzeugnissen der bildenden Kunst sich nach unserem Dorfe verirrt und ich erinnere mich noch deutlich, einmal eine halbe Stunde in qualvoller Wahl in des Krämers Laden gestanden zu haben zwischen einem Kreuzerbogen französischer Küraßiere und einem der Personagen aus Robert der Teufel von dem gleichen Werthe.

Nach der Konfirmation verließ ich das Dorf und kam in die nächste Provinzialstadt in die Lehre zu einem Tüncher, Lackirer und Zimmermaler. Das Handwerk gefiel mir anfänglich sehr und die Geschicklichkeit meines Meisters, der, wie ich mit Staunen und Verwunderung sah, die schönsten Blumen und Früchte aus freier Hand auf die Decken malte, stachelte mich an, recht fleißig mit dem Tüncherpinsel zu studiren, um auch einmal mit der Zeit eine solche Kunstarbeit wagen zu dürfen. Ich kam auch in die Gewerbschule, der Lehrer bemerkte Talente für das Zeichnenfach in mir, beobachtete mich genauer und da ich stets mit gleichem Eifer fortfuhr zu studiren, gewann er mich nach und nach so lieb, daß er mich immer näher an sich zog und selbst außer den Unterrichtsstunden mich trefflich anregte, so daß ich bald der beste Zeichner der Schule war.

Nun geschah es, daß eines Tags der Patronatsherr dieses meines Heimathsdorfs zur Zeit der öffentlichen Prüfung unserer Schule in der Provinzialstadt war und weil er sich Etwas darauf zu Gute zu thun pflegte, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften zu seyn, so wohnte er der Prüfung bei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ilse.

Zogen einmal vor alten Zeiten drei junge Bergleute den Brocken herab durch das schöne Ilsethal. Es war aber ein wunderlieblicher Morgen, nachdem die stürmische Nacht vorübergegangen war. Die Bäume tropften noch von nächtlichem Gewitterregen, der Rasen war festlich mit Thau

besprengt, und die Vögel in den Büschen und Felsspalten sangen ihr Liedlein nun froh und frei, während sie zu Nacht wohl ängstlich, von den Blitzen geblendet, aus dem Schlafe gefahren waren und kaum zu zirpen gewagt hatten.

„Eine verwünschte Nacht!" sagte Hermann; „ich glaubte, wir würden nicht mit heiler Haut vom alten Berge herunterziehen, und ich tränke mein letztes Krüglein da droben. Aber der liebe Herrgott hat mir auch heute Morgen noch einen Labetrank bescheert!"

„O, wäre doch ein Strahl des Himmels auf diese Brust gefallen," seufzte Leopold, „und hätt' all' dem Leid ein Ende gemacht! Ich kann Euch versichern, daß ich so gottlos war, jenen fürchterlichen Gedanken gestern im ärgsten Wetter leise bei mir auszusprechen."

„Ein Thor bist Du!" entgegnete Hermann unwillig und mit einem Anflug von dunkler Röthe im Gesicht, „und Dir wäre ganz recht geschehen, wenn's so gekommen wär'. Hab' ich Dir nicht zu tausend Malen gesagt, ich würde mich um solch ein Mädchen gar nicht fürder kümmern. Aber das seufz't und greint, und will doch ein Mann seyn!"

„Daß ich Dir in Allem folgsam bin, lieber Hermann," erwiederte Leopold dem Bruder, „das weißt Du recht gut, ja, daß ich ohne Dich nicht leben kann. Die Milch, die ich mit Dir aus derselben Brust trank, hat mich auf ewig an Dich gekettet. Von Jugend auf nahmst Du Dich meiner an, Du schütztest mich, wenn wir mit anderen Buben in Hader lagen, Du gabst dem zagenden Knaben zuerst den Muth, mit dem Grubenlichte in der Hand, die Leitern des Schachts hinabzusteigen, und sie sagen Alle, wo der Hermann ist, muß auch der Leopold seyn. Aber wenn ich Dir auch ewig dankbar bin, die Christel kann ich und mag ich nicht vergessen."

„So glaube doch wenigstens der Stimme der Welt," sagte Hermann, „die das Mädchen für eine Hexe verschreit, die Dir Leib und Seele verderben wird. Kannst Du nicht ein anderes Weib Dir heimführen? Tragen nicht alle Mädchen des Orts nach Dir Verlangen, und bist Du nicht ein hübscher Bursch, der sich schämen sollte, ein so häßlich verwünschtes Gesicht, wie die Christel, sich zu erküren?"

Leopold lächelte. „Hast Du mir nicht immer gesagt, Hermann," entgegnete er, „daß man an Hexen nicht glauben solle, und daß es keine Geister gäbe über der Erde?"

„Wohl gibt es Geister über der Erde und unter der Erde," sagte Martin, der Dritte der Gesellen, der bis jetzt still und träumend neben den Gefährten hergegangen war und ganz in den Anblick des herrlichen Morgens versenkt schien. Sein Auge folgte bald den plätschenden Wellen des Felsenbaches, bald blickte es selig in den rosigen Morgenhimmel hinein und bald in die Tiefe des Waldes zurück. Nur zuweilen bückte er sich, wenn er eine Waldblume am Wege vom gestrigen Sturme zu sehr gebeugt sah und klopfte mit vorsichtiger Hand die Regentropfen aus ihrem Kelche und richtete sie auf. Er war ein stiller, wunderlicher Mensch, konnte oft stundenlang allein in der freien Natur umherschweifen, und wenn er so recht nach Herzenslust im Lande umhermusiciren konnte, so war er der glücklichste Mensch auf Erden. Sie nannten ihn immer den träumenden Martin. „Die Geister wohnen in Wäldern und Flüssen so gut wie im Schachte unter der Erde. Wie sollten denn sonst so manche Menschen den herrlichen Gaben des Musiciren und Dichtens leben, wenn nicht ein freundliches, höheres Wesen sie ihnen verliehen hätte?"

„Was mich betrifft," sagte der kräftige Hermann mit seiner tiefen Baßstimme, „so glaub' ich an die Kobolde und Gnomen der Berge. Ich weiß es gewiß, daß sie ihr Wesen um mich treiben, wenn ich mit meinem Hammer in dem Stollen wettre, daß die Funken um mich her fliegen. Wie sollte sonst so oft an einer Stelle, wo früher nur Stein oder Wasser war, die herrlichste Ader plötzlich springen? Aber um Nixen und solche Alfanzereien kümmere ich mich nicht!"

„Nun, und die Hexen?" fragte Leopold erwartungsvoll.

„An die muß ich wohl glauben," versetzte Hermann heftig, „weil ich sonst nicht einsehen könnte, wie die Christel Dir so sehr den Kopf verdreht hat! Mir tritt jedesmal die Galle über, wenn ich bedenke, wie hoffährtig sie Dich behandelt. Du bist der Einzige, der um sie freit, und doch hat sie Dich immer behandelt, als wärest Du ihr Sklave, und Dein Werben schnöde abgewiesen. Leopold, Leopold, thu' mir den Gefallen und werde einmal vernünftig!"

„Kommt!" rief da der etwas vorangeeilte Martin und winkte mit seinem Wanderstabe herzu.

„Das ist eine saubere Geschichte," sagte Hermann herbeitretend. „Ein tückisches Wasser, die Ilse! Hier ist kein Durchkommen; wir müssen umkehren und einen Weg übers Gebirg aufsuchen."

Den Felsbach hatte nämlich bei einem seiner vielen kleinen Wasserfälle ein vom Sturm der gestrigen Nacht umgestürzter Baum, der sich quer

über die Ufer gelegt, und um den sich abgespültes Erdreich und Schlamm gesammelt, aufgehalten. So war der Bach wie durch einen Damm in seinem Laufe gehemmt, hatte sein Bett überschritten und durch seine Fluthen den Thalweg versperrt.

„Die arme schöne Ilse," sagte Martin, „wie trüb' und düster sie vor diesem Wehre steht! Sie ist unwillig, daß dieser Baumstamm durch seine mürrischen Launen ihren zügellosen Lauf unterbrechen darf. Wollen wir nicht Ritterpflicht an ihr ausüben und sie von dem ungebetenen Gaste befreien?"

„Das wär' eine sehr mühsame Arbeit!" entgegnete der zarte Leopold.

„Steinigen soll man die Nixe," zürnte Hermann, „die, wie der thörichte Martin zu glauben scheint, in dem Wasser wohnt, weil sie so unhöflich ist, uns den Durchweg zu verwehren!"

„Ja, ja!" sagte Leopold lachend," wir wollen sie so lange plagen, bis sie uns freiwillig den Abzug gewährt!"

Zu diesem kindischen Spiele raffte er Felssteine, die am Wege lagen, auf und folgte dem Beispiele Hermann's, der schon in seinem Unwillen ein Felsstück von ziemlicher Größe in das Wasser geworfen hatte.

„O, nicht doch, Leopold!" bat Martin. „Ist es nicht besser, durch Arbeit uns den Lohn des freien Durchzugs zu verschaffen? Kommt, legt Hand an!"

„Ein so närrischer Kauz, wie der Martin, ist mir noch gar nicht vorgekommen!" lachte Hermann. „Du fürchtest Dich wohl gar, daß die Nixe Dich zause? Sieh, diesen großen Felsstein werf' ich ihr auf das Haupt. Wohl bekomm's, Frau Wasserfei!"

Bei diesen Worten hob er den größten Steinblock, den er vorfand, in die Höhe und schleuderte ihn jauchzend in die Fluth hinein. Zischend und brandend spritzte das Wasser in die Höh'.

„Still!" sagte Martin. „Hört Ihr nichts? Klinget es nicht wie Weinen aus der Tiefe?"

Hermann lachte, beugte sich aber doch näher dem Wasser zu, um zu lauschen. „Beim Himmel!" sagte er dann, „mir ist's auch so; komm' einmal her, Leopold, weint da drunten nicht etwas?"

„Auch mir scheint es so," sagte dieser beklommen, nachdem er eine Weile mit angehaltenem Athem hingehorcht hatte. „Am Ende hatte Martin doch Grund zu warnen."

Hermann stand schon, nachdem er die Schuhe und das Oberkleid abgelegt hatte, arbeitend bis über die Kniee im Wasser. Thätig und rührig war Martin bei der Hand und Leopold sah mit angestrengter Aufmerksamkeit dem Werke vom Trockenen aus zu.

In einigen Minuten war das Hinderniß weggeräumt, und der Bach schoß nun in frohem klarem Sprunge den Felsenhang hinab. Sein Schaum flog wie die Locken eines unbändigen Mädchens hoch in die Luft, und nieder wallte sein Wasserstrahl, wie ein meergrünes Gewand um schlanken Leib. Und plötzlich verwandelte sich das Bild in Wirklichkeit. Ein schönes Mädchen mit flatternden Locken, mit wallendem Kleide war aus den Wellen aufgetaucht und schaukelte auf der Höhe des Wasserfalles hin und her, winkend und sinkend und sich lächelnd wieder erhebend. Stumm und staunend standen Hermann und Leopold und langten verlegen ihre Hüte von den Köpfen, Martin aber war wie anbetend auf die Kniee gesunken.

„Euch dankt die Nixe der Ilse," erscholl es aus dem Wogenbette, und die drei wußten nicht, vernahmen sie eine wirkliche Stimme, oder neckte sie das Klingen und Singen der zerschellenden Wellen, „und, Eure drei Herzenswünsche wohl erwägend, hat sie einem Jeden von Euch zum Andenken an diesen Tag ein Geschenk bestimmt. Tretet her, empfanget und bewahret es!"

(Fortsetzung folgt.)

Zweisylbige Charade.

Meine Erste dient zu schmücken
Manches Weib, ach! zum Entzücken;
Ist auch vieler Männer Freude,
Und der Mädchen Augenweide.

Meine Zweite hat geboren
Oft zwölf Kinder, und verloren
Sammt und sonders Alle wieder,
Die vereinten treuen Brüder.

Feierlich ergreift das Ganze
Euch die Seele; und ich pflanze
Gern in's Herz den holden Frieden,
Wenn vom Vater er beschieden!

Auflösung der Charade in № 75:
K r i n o l i n e.

Auflösung des Worträthsels in № 75:
S p i e g e l f e c h t e r e i.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Sonntag, 27. Juni 1858.

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

Karl fuhr in seiner Erzählung fort:

„Mit einer vornehmen Gönnermiene trat er ein und bald sahen wir ihn nachlässig die auf einem Tische aufgelegten Prüfungszeichnungen durchmustern. Da fiel ihm Eins in die Hand und dann noch Eins, die er nicht gleich wieder weglegte, sondern damit zum Fenster trat und sie mit einigem beifälligen Kopfnicken betrachtete. Dann schritt er, die Zeichnungen in der Hand, zum Lehrer, fragend, welcher der Knaben diese gezeichnet habe. Es waren meine Probestücke, das Eine freie Ornamentik eigener Erfindung, das Andere die nach der Natur aufgenommene Ansicht der Ruine seines Stammschlosses. Der Lehrer rühmte nun mein Talent und versicherte, daß, wenn ich in die Lage versetzt würde, meine Kräfte entwickeln zu können, ein tüchtiger Maler aus mir werden könne. Der Patronatsherr fühlte sich ein wenig geschmeichelt, daß die Blüthe der Schule, wie er mich zu nennen beliebte, von seinem Grund und Boden entsprossen sey. Er erkundigte sich nach meinem sonstigen Betragen, kam selbst einmal zu meinem Meister und muß wohl nichts Schlimmes gehört haben, denn eines Tages ließ er mich rufen und fragte mich, ob ich Lust hätte, Maler zu werden. Ich entgegnete ihm, daß ich allerdings viel Lust hätte, aber daß meine Verhältnisse nicht derart seyen, daß sie mir erlaubten, meiner Lust Genüge zu thun.

„Er erhob sich, klopfte mir freudig auf die Schulter und sprach: „Nun, so will ich für Dich sorgen. Nächstes Quartal beziehst Du die Akademie, ich werde dort Dich so lange unterstützen, bis Du etwas Rechtes gelernt hast und Dir von selbst weiter helfen kannst. Ich hoffe, daß Du durch ein braves Benehmen und tüchtige Fortschritte Deinem wohlwollenden Gönner Ehre machen wirst!"

„Ich war glücklich. Ich rannte zu meinem Meister und erzählte ihm in lautem Jubel, daß ich Maler werden dürfte. Anstatt aber, wie ich erwartet hatte, mein Entzücken zu theilen, schüttelte er bedächtig mit dem Kopfe und sagte: „Lieber Karl, ich wünsche Dir recht viel Glück zu Deiner neuen Laufbahn. Aber ich will Dir zwei Dinge sagen, die vergiß mir nicht. Erstens, nimm Dich in Acht vor Protektoren, lieber ein selbstständiger Tünchermeister, als ein abhängiger Maler und zweitens, Handwerk hat einen goldenen Boden!" — Damit schwieg er und ich wußte nicht recht, was ich mir daraus machen sollte, ich machte mir also gar nichts daraus und hielt diese Reden, die mir so wunderlich vorkamen, wohl gar für die Folgen seines Neides auf meine, wie ich dachte, größeren Talente, obwohl dieser Neid auch nirgends existirte, als in meiner Einbildung und der Meister nach wie vor mir freundlich blieb, mich sogar, ohne daß ich für ihn arbeitete, im Hause hielt, bis ich das Städtchen verlassen und die Akademie beziehen konnte.

„Obwohl meine Mutter gehofft hatte, mich nach kurzer Wanderschaft als ansäßigen Meister stets in ihrer Nähe zu haben, so war sie es natürlich auch zufrieden, mich nun ein so höheres Ziel anstreben zu sehen, besonders da es ja der Patronatsherr, der ihrer Phantasie nach eine unumschränkte Gewalt in der Welt haben müßte, so wollte und es also eine unendliche Ehre für sie war, auf die sie sich schon etwas zu gut thun durfte im Dorfe. Ja, sie war glücklich!

„Und ich auch! Die erste Zeit fühlte ich mich nun an der Akademie, wie im Himmel! Ich sah täglich Vortreffliches, ich sah die Meister, die das Vortreffliche vollbrachten, mein Gesichtskreis erweiterte sich, ich sah mich umgeben von lauter

jungen strebsamen Köpfen und ich begann frisch und muthig mein Studium.

„Ich machte Fortschritte, mein Patronatsherr war zufrieden mit mir. Mit welcher Wonne arbeitete ich in einer Nische des Anfängersaales der Akademie! Ich war ordentlich verliebt in mein Plätzchen und einfach und arbeitsam erzogen, war ich der Erste auf dem Platze und der Letzte, der ging. Je mehr ich aber vorwärts kam, desto mehr sah ich ein, was noch vor mir liege und in jener Periode entdeckte ich das unendliche Land jenseits der Technik, die Seele der Kunst. Was ich früher nur geahnt und instinktmäßig gefühlt hatte und von dem ich vermuthete, daß es auch der Künstler nur zu fühlen brauche, das sah ich nun ein, durfte nicht dem Instinkt überlassen bleiben. Das Kunstgefühl, bemerkte ich, müsse zum Bewußtseyn gelangen, das Ahnen müsse dem produktiven Künstler zum Wissen werden, denn das Unklare kann nur Unklares hervorbringen und nur das geläuterte Gefühl verschafft das geschmackvolle Werk.

„Das war eine Periode von grenzenloser Verwirrung und innerer Kämpfe in mir. Ich plagte mich mit allen möglichen Theorien herum und die Schwierigkeiten häuften sich mir hundertfach; aber ich sah auch ein, daß ich noch am Fuße des Berges stehe, auf dessen Gipfel das Ziel erreicht sey. Unterdessen wurden natürlich meine Fortschritte weniger rasch! mit jedem Briefe meines Protektors empfing ich oft sehr wenig zarte Aufmunterung und mein Protektor glaubte sich bitter in mir getäuscht zu haben, daß ich ihm nicht schon in dem ersten Jahre ein großes und vorzügliches Gemälde liefern konnte; obwohl er mich mit jedem Briefe antrieb, ich sollte doch einmal etwas „Großes" malen. „Nimm dich vor Protektoren in Acht," seufzte ich oft nach den Worten meines gewesenen Meisters.

„Doch war der Patronatsherr dabei immer noch von gutmüthiger und leutseliger Natur, so daß ich einen nicht nur egoistischen Schmerz empfand, als ich gerade in jener Epoche die Nachricht von seinem Tode erhielt. Er starb kinderlos und der Staat riß das Gut an sich, so daß also von einer Forterhaltung meiner Subsidien keine Rede war.

„Dieses Ereigniß hemmte nun meine ganze Laufbahn. Ich nahm zwar die Hilfe meiner Mutter nun auch in Anspruch, aber wie empfindlich für sie und wie unzureichend für mich war diese! Gezwungen also, mich selbst zu ernähren, mußte ich gar oft meinen Stuhl in der Akademie leer stehen lassen, um dem Broderwerb für den Augenblick nachzugehen. Mit aller Gewalt versuchte ich mich oben zu erhalten und wehrte mich verzweifelt gegen Schulden; aber darüber konnte ich mir immer seltener das Vergnügen machen, in der Akademie zu arbeiten. Da mich ein vielleicht falsches Schamgefühl, dessen Hohlheit ich erst sah, nachdem seine Folgen mich überwältigten, zurückhielt, meine Dürftigkeit zu gestehen, so wußten die Professoren lange nicht, was sie von der Veränderung in mir halten sollten, ja sie vermutheten wohl gar, ich wäre auf schlechte Wege gerathen. Unterdessen versuchte ich unendlich Vieles. Ich zeichnete Illustrationen zu Büchern, wenn mir ein Buchhändler das Vertrauen schenkte, was aber sehr selten geschah, begann mich auf das Lithographiren einzuüben, porträtirte, wo ich Etwas zu porträtiren bekam, entwarf Muster für Fabriken und würde mir gerne ein photographisches Atelier hergestellt haben, wenn ich die nöthigen Mittel dazu gehabt hätte; so aber mußte ich mich begnügen, zu retouchiren bei den Photographen. Was habe ich nicht ausgestanden, als ich mir Jahre lang so kümmerlich das Leben fristete und doch nicht aufkam. Wie oft und heiß empfand ich da nicht die Sehnsucht nach einer gesicherten, wenn auch noch so schlichten Lebensstelle und mit Wehmuth erinnerte ich mich meines Meisters Worte: „Handwerk hat goldenen Boden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ilse.

(Fortsetzung.)

Den drei Bergleuten ist gewesen, als hätten sie geträumt, und als sie erwacht sind, hat ein Jeder von ihnen seine Gabe in den Händen gehabt: Leopold einen herrlichen, mit Schildereien verzierten Krystallbecher, Hermann einen funkelnden mit kostbaren grünen Steinen besetzten Ring, und Martin eine schlichte Geige. Und doch war er der Erste, der jubelnd das stumme Erstaunen brach: „Nun seht Ihr's, daß ich recht gehabt! O, die herrliche, kostbare Geige!"

Dann aber zogen sie weiter durch das Ilsethal. Ermüdet streckten sie sich nach einer kurzen Weile in's Moos unter dem Schatten eines vorspringenden Felsens. „Nun muß ich doch einmal meine Violine versuchen," sagte Martin, als sie sich gelagert hatten, „sie ist gewiß von unschätzbarem Werth."

Bei diesen Worten strich er mit dem Bogen die eine Saite an. Aber was für ein Ton war das! Bezaubert und mit offenem Munde horchten die beiden anderen Gesellen, und als Martin gar einen Bergknappenmarsch zu spielen anfing, war es, als ob ein unsichtbarer Geist ihm die Hände leitete, so wunderbar klang die Melodie.

„Der Martin hat die schönste Gabe erhalten," sagte Hermann, „was aber sollen wir mit unseren Geschenken anfangen. Was soll mir der Ring?"

„Was mir der Pokal?" sagte Leopold.

„Wir hätten aber klüger gethan," sagte Hermann nach einer Weile, während welcher sie wieder den Tönen von Martin's Geige gelauscht hatten, „noch ein Viertelstündchen zu gehen und in der Waldschenke einzukehren. Dort ist vortrefflicher Wein, und mich dürstet sehr. Seit drei Stunden ist kein Tropfen über meine Lippen gekommen."

„Wenn die Nixe nur mir, statt Dir, den Ring gegeben hätte," meinte Leopold; „vielleicht, daß er mir mehr nützt. Und für Dich, der Du so gern trinkst, hätte sich der Becher weit besser geschickt."

„Da sieht man aber die Weisheit der Nixen," sagte Hermann, dem dieser Gedanke sehr zu Herzen ging. „Indessen wollen wir doch einmal sehen, ob uns der Becher nicht vielleicht zu einem Trunke hilft."

Somit nahm er dem Leopold den Becher und wollte gehen, um in Ermangelung von etwas Besserem eine frische Quelle aufzusuchen. „Ich wollte, die Nixe hätte den Becher wenigstens mit Wein gefüllt, als sie ihn Dir schenkte," sprach er, noch eh' er sich auf den Weg machte; und siehe! kaum hatte er die Worte gesprochen, so war der Becher bis zum Rande mit funkelndem Weine gefüllt.

„O, seht, seht!" rief Hermann mit freudestrahlendem Gesichte, sich zu den Gefährten zurückwendend, „den schönen, klaren Wein!" Und dann trank er ihn hastig hinunter.

„Was nützt mir der Wein," wiederholte Leopold betrübt, „ich wollte, Dein Ringlein verhelfe mir zu meinem Glücke!"

Indessen hatte Hermann schon den zweiten Becher geleert.

„Hör' meinen Vorschlag, Hermann," fuhr Leopold fort, „laß uns tauschen mit unseren Gaben. Dich macht der Becher, mich der Ring glücklicher; das hat die Nixe wohl nicht bedacht."

Hermann hatte schon den dritten Becher geleert; es war, als ob der Wein eine Anziehungskraft auf seinen Gaumen ausübte: „Nicht bedacht!" sagte er, „ganz richtig, Bruderherz, — nicht bedacht! Da hast Du den Ring, und der herrliche Krystallbecher ist mein!"

„Tauscht nicht!" sagte da Martin, plötzlich die Geige absetzend, „tauscht nicht! Wohl muß die Nixe gewußt haben, was Jedem frommt. Vielleicht, daß gerade Dir, Hermann, der Du dem Weine oft mehr als gut zusprichst, der Ring, und dem Leopold, weil er gar zu verliebter Natur ist, der Wein hilft."

„Ach! Was da, Herr Virtuos!" sagte Hermann, „der Tausch ist gemacht und wird nicht wieder geändert."

„Nein, nun und nimmermehr!" betheuerte Leopold und steckte den Ring an seinen Finger.

Martin aber schüttelte mißbilligend den Kopf und hob dann seinen Bogen wieder.

Gegen Abend zogen die drei Bergleute jubelnd in Ilsenburg ein. Martin voraus mit seiner Geige, lustige Lieder spielend und umsprungen von den Mädchen und Buben des Ortes, die die Musik herbeigelockt. Ihm nach zog Hermann mit etwas umnebelten Sinnen, den Becher hoch in der Luft schwingend, und Leopold an seinem Arme, der still und selig das wiedergespiegelte Bild der Abendsonne in seinem Ringe anschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Züllichau. Dieser Tage unternahm der Buchhändler W. aus Grünberg mit Frau und Schwägerin eine Fahrt nach „Oderwalde" am linken Oderufer. Die tropische Hitze drängt zum Besuch schattiger Plätzchen; Herr W. ergeht sich mit den Damen in den Buchen- und Eichenpflanzungen und holt dann sein Feuerzeug hervor, um eine Cigarre anzuzünden. Ein Stück Phosphor fliegt auf das Florkleid seiner Schwägerin; — und die junge Dame steht in Flammen. In ihrer Todesangst beginnt die Brennende nach ihrer Flamme zu schlagen. Ein Herr begießt sie mit Wasser und will sich auf die Brennende stürzen, um mit seinem Körper die Flammen zu erdrücken. Aber zu spät; mit einem Wehschrei bricht die Unglückliche zusammen. Das Fleisch war von den Knochen der Arme heruntergebrannt und die Unglückliche wimmerte unter den gräßlichsten Schmerzen. Man zweifelt an dem Wiederaufkommen, gelingt

es; so müssen nach dem Ausspruch der Aerzte beide Arme amputirt werden.

Die Waffengattung der Husaren beginnt in diesem Jahre die Zeit ihres vierhundertjährigen Bestehens. Es ist nachgewiesen, daß die Husaren zuerst als berittene Landwehr im Jahre 1458 unter König Corvinus eingeführt wurden. Von den in der österreichischen Armee bestehenden zwölf Husaren-Regimentern sind die Regimenter No. 8 und 9 die ältesten; letzteres wurde im Jahre 1688, ersteres 1696 errichtet. In späterer Zeit wurde diese Art leichter Cavallerie von den übrigen europäischen Staaten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt. Auch halten viele Cavaliere, besonders ungarische, sogenannte Leibhusaren mit sehr geschmackvoll gewähltem Costüme; auch diese Sitte wurde an mehreren deutschen Höfen nachgeahmt. Das Wort Husar wird aus dem Ungarischen abgeleitet und ist eine Zusammensetzung des ungarischen Zahlwortes husz (20) mit ar (Lohn).

Als ein Zeugniß von der ungemeinen Hitze, mit der Europa heimgesucht ist, wird aus Turin gemeldet, daß nach Oberitalien Thiere kommen, die sonst nur im tropischen Klima zu weilen pflegen. So wurden in voriger Woche nahe bei Casale gegen hundert Pelikane getroffen. Von langem Fluge ermüdet, waren sie nicht im Stande, ihren Weg fortzusetzen. Mehrere wurden von den Bauern und Fischern theils lebendig gefangen, theils todt eingebracht; sie zeichnen sich durch ihre seltene Größe aus. Einer dieser Vögel, der mit ausgebreiteten Flügeln 9 Fuß mißt, hat sogar die Alpen überflogen und ist auf dem Thunersee getödtet worden.

Ein Schlachtermeister in Altona ist, wie der „Freisch." schreibt, eine seltsame Wette eingegangen: er hat sich verpflichtet, bis Ende August ein Pfund Fliegenbeine zu liefern.

Vorwurf.

Du bist wie sonst voll Huld und Scherz,
Doch sah ich wohl, du warst im Schmerz,
Als ich dich überraschte.
Ich sah, dein Finger haschte
Nach einem nassen Aug' geschwind,
Vor mir, vor mir, geliebtes Kind,
Verhehlst du deine Thräne?

Du bist wie sonst voll Huld und Scherz,
Doch mich durchzieht ein tiefer Schmerz,
Als hätt' ich viel verloren.
Das Herz, das ich erkoren,
Das Herz, o sage, ist es mein?
Es lacht mich an und klagt allein,
Verhehlt mir seine Thräne.

Das ist der Liebe schönstes Theil,
Sie weiß für alle Wunden Heil;
Wie uns're Küsse flammen,
Laß weinen uns zusammen.
Und über treu getheiltem Schmerz
Hebt treue Liebe himmelwärts —
O theile deine Thräne.

X.

Zweisylbige Charade.

Heinrich kommt aus fernen Landen wieder
In sein Dörfchen, in sein heimisch Thal,
Freudig grüßen die Familienglieder
Ihn, den theuren Bruder, allzumal.
Und des Jünglings nasse Augen blicken
Suchend in der Freunde weitem Kreis,
Und sein Herz fühlt inniges Entzücken,
Von der Lippe flieht die Erste leis,
Als er jetzt die theure Braut ersehen.
Jauchzend preßt' er sie an's treue Herz;
Und der Zweiten viele Brüder sehen
Freundlich auf die Frohen niederwärts.
Endlich kehrt Besinnung ihnen wieder,
Worte finden endlich wieder sie,
Und um Segen bittend lassen nieder
Sie sich vor dem Vater auf die Knie'.
Und der Vater, als er seine Hände
Segnend auf der Kinder Häupter legt,
Fleht, daß ihnen Glück der Himmel spende,
Spricht zu den Verlobten tief bewegt:
„Wird des Ganzen hohes Fest erscheinen,
„Soll auf ewig Hymen Euch vereinen!"

Auflösung der zweisylbigen Charade in No. 76:
Neujahr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Dienstag, 29. Juni 1858.

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

„Noch etwas, Herr Doktor, kam hinzu, mir dieses widerwärtige unstäte Leben zu verleiten," sagte Karl erröthend; „um Ihnen Alles zu gestehen, ich fand ein Mädchen, das mir und meinem Schicksal innige Theilnahme schenkte und es konnte nicht anders seyn, als daß sie auch mir über Alles lieb und werth wurde. Das Mädchen ist schön, edel von Gemüth und brav in der Häuslichkeit, aber sie ist nicht reicher als ich, das heißt, wir haben Beide Nichts. Nun nahm ich mir vor, noch einen Versuch zu machen, einen letzten, die Anerkennung als Künstler mir zu erwerben und wenn dieser fehlschlage, hatte ich beschlossen, zu dem Handwerk zurück zu kehren, das ich gelernt habe. Ich begann ein Bild, das ich unter mancherlei äußerlichen Entbehrungen, aber von innerer Gluth beseelt, schon unter meinen Händen der Vollendung sich nähern sah, da ruft mich die Pflicht zum Krankenbette meiner Mutter und Sie sahen gestern den Brief, der mir anzeigte, wie mein Bild von dem Trödler, dem ich es als Pfand gab, verkauft worden sey an einen namenlosen Fremden.

„Herr Doktor, da fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele, das ist die Bestimmung des Himmels, Du sollst zum Handwerk zurück!"

„Bah, bah," sagte der Arzt, „reden Sie sich keine solche Sachen ein, ich hoffe, wie schon gesagt, daß es mir gelingen soll, Ihnen ein Stipendium zu verschaffen; Sie beziehen dann wieder ordentlich die Akademie und ich bin der festen Zuversicht, Sie noch als einen tüchtigen, fertigen Künstler zu begrüßen."

„Nein," sagte Karl, „Ich danke Ihnen für Ihre Güte und Vertrauen, das mir wohlthut, aber es wäre leichtsinnig von mir, wollte ich noch einmal, die Güte Fremder gebrauchend, einen zweifelhaften Anfang machen. Zudem sehe ich zu sehr ein, wie das Gütchen meiner armen Mutter durch die Bearbeitung mit fremden Händen an Werth verloren hat und wie zweifelhaft nun die Aussichten auf ihr Alter geworden sind, nachdem diese Krankheit nicht nur ihre letzten Sparpfennige verschlungen, sondern sie selbst in Schulden gestürzt hat, welche blos eine lange angestrengte Thätigkeit wieder abtragen kann. Meine Mutter ist aber keine junge, rüstige Frau mehr und ist solchen Anstrengungen nicht mehr gewachsen. Die Zeit däucht mir nicht so gar ferne, in der sie angewiesen seyn wird, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen.

„Dann, Herr Doktor, will ich es seyn, der ihr die Hand reichen kann und darum muß ich bald mein Haus gründen, um sie am eigenen Heerde empfangen zu können. Mein Stolz würde es vielleicht nicht ertragen, fremde Güte in Anspruch zu nehmen für mich, in der Hoffnung, sie in der Zukunft vergelten zu können, aber er empört sich dagegen, meine Mutter gleichfalls fremder Güte zu überlassen!

„Dann," fuhr Karl lächelnd fort, „werde ich doch glücklich werden, wenn ich auch einen Theil meiner schönsten Hoffnungen opfern muß, denn meine Anna wird eine treffliche Frau werden und ein tugendhaftes Weib, nun — Sie wissen ja, was die Bibel sagt! — Und schließlich muß ich Ihnen bemerken, daß ich des unsicheren, täglich schwankenden Lebens eines dürftigen Kunstjüngers herzlich satt bin und mich sehne, von ganzem Herzen sehne nach einer traulichen Häuslichkeit und einem glücklichen Familienleben."

Karl schwieg und nach einer Pause erwiederte der Arzt: „Sie begreifen, mein junger Freund, daß ich Ihnen nicht zureden darf, eine feste Aus-

sicht gegen eine schwankende und gänzlich unbestimmte zu verwerfen, zumal wenn Sie glauben, noch Ihre Sohnespflicht hier in Betracht ziehen zu müssen, — was jedenfalls sehr wacker von Ihnen ist. Ueberhaupt bin ich der Ansicht, daß man in Ihrem Alter am Besten sich selbst bestimmt und wenn Sie wahrhaft mit Freudigkeit das Handwerk wieder aufnehmen können, so darf ich Ihnen nicht widersprechen. Das Handwerk können nur Laffen verächtlich finden, ein Mann, wie ich, der unter allen Kreisen der Gesellschaft herumkommt, findet in einem braven Mann im Kittel eben so gern einen Ebenbürtigen, als in einem im Frack. Und daß Sie die vermeintliche Erniedrigung, aus einem Künstler ein Handwerker zu werden, nicht scheuen, sondern richtig anerkennen, daß ein tüchtiger Handwerker viel höher, als ein untüchtiger Künstler und auch meistens viel glücklicher ist, das freut mich von Ihnen. Nur auf Eins mache ich Sie aufmerksam, Ihre Umgebung möchte nicht die Sache aus einem so parteilosen Standpunkt ansehen und Sie möchten mancherlei Unliebes hören und sehen müssen, wenn Sie hier zu Hause sich niederlassen wollten. Ich biete Ihnen daher meine Dienste an, Niederlassungs- und Gewerbsrecht in unserer Universitätsstadt zu erlangen und ich zweifle nicht, daß meine Verwendung Ihnen dort für den Anfang wie für die Folge nützlich werden kann."

„Das war die letzte Sorge, die mich quälte!" rief Karl freudig aus, „oh, was danke ich Ihnen nicht schon Alles."

„Bst, Ihre Mutter scheint zu erwachen," sagte der Arzt und schritt, hauptsächlich um Karl's Danksagungen zu entgehen, auf den Fußspitzen in das Nebenzimmer.

Die Mutter Karl's befand sich in zunehmender Genesung.

Noch desselben Tages reiste der Arzt ab, begleitet von den wärmsten Segenswünschen des jungen Mannes, den er schnell liebgewonnen und dem er das Leben eines Kindes mit dem Leben der Mutter bezahlt hatte.

7.

Dem Menschen geschieht wohl mitunter Außergewöhnliches, aber selbst bei den außergewöhnlichsten Menschen ist das Gewöhnliche die Regel und der Held eines Romans, sey es ein Roman des Nacheinander, des Nebeneinander, oder des Durcheinander, dem stets nur Wunderbares und Unerhörtes geschieht, wie etwa Spindlers Bastard, der ist wahrhaft nur ein trauriger Bastard von Dichtung und Wahrheit.

Unser Karl gehörte nicht zu dieser Klasse. Nach der Rettung seiner Mutter hörten die plötzlichen unvorhergesehenen folgewichtigen Ereignisse auf und sein Lebenslauf glitt ruhig fort auf der breiten Bahn der Alltäglichkeit. Doch nicht für immer hat ihm das Geschick, fähig des Novellenheldenthums zu seyn, den Rücken gekehrt, noch ein Ereigniß sollte er erleben, das, so unerwartet es kam, so mächtige Folgen brachte.

Der Arzt hatte sein Wort bewahrheitet. Karl war Bürger und Meister geworden in der Universitätsstadt. Seine Bildung, seine Betriebsamkeit, sein sehr bekannt gewordenes Begegniß mit dem Arzte, dessen Empfehlung und Karl's Sinn und Geschmack in der Ausführung der Aufträge, Alles half zusammen, ihn zur Geltung zu bringen und er war bald der beliebteste Meister seines Faches und da er die Wintermonate nicht müßig zu sitzen brauchte, sondern mit Porträtzeichnen, was auf Universitätsstädten unter den Studenten sehr lebhaft ging und gut bezahlt wurde, und andern lohnenden Aushilfsarbeiten sich doppelten Erwerb zu schaffen wußte, durfte er nach einem Jahre schon einmal seinen besten Rock anziehen und zu Schneidermeister Tüpfel's großem Vergnügen und zu seiner Frau und Töchter noch größerem Mißvergnügen sich sein Aennchen heimholen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ilse.

(Fortsetzung.)

In den „Forellen" feierte Leopold in zwei Monden seine Hochzeit. Einige Tage nach jener Rückkehr vom Brocken war er, den Ring der Ilse am Finger, vor Jungfer Christine getreten, um seinen Antrag zu erneuern. Und seltsam! Diesmal empfing ihn Christine mit ganz anderem Benehmen als früher. Aber es war nicht Liebe, mit der sie dem jungen Bergmann entgegenkam. Vielmehr behauptete Hermann, die Christel habe erfahren, welch einen Schatz Leopold im Ilsethale erhalten. Sie kenne recht gut den Werth des Ringes, der nicht mit Gold zu bezahlen sey, und nun aus Habsucht habe sie endlich ihr Jawort gegeben. Den Leopold aber kümmerte das nicht; er glaubte nun sein Lebensziel erreicht zu haben. Er, der schon früher nie mit Leib und Seele Bergmann gewesen, vertändelte nun seine Tage an der Seite der herrischen Christine, trotz aller ihrer Launen, die sie täglich in Zank und Streit

an ihm ausließ. Und er würde auch so bis an sein seliges Ende verharrt seyn, wenn sie nicht selbst ihn zuweilen durch zornige Reden von sich gescheucht hätte. Dann eilte er wohl zu Hermann und schüttete in dessen treuen Busen sein Herzleid aus.

Aber auch Hermann war seit jenem Tage im Ilsethale nicht mehr der Alte. Auch er hatte den Bergmannsschurz abgethan und saß Tag und Nacht in der Schenke. Da saß er im gepolsterten, wohlgeschnitzten Großvaterstuhl und vertrank sein Leben aus dem Krystallbecher der Ilse. Seine Kleider zerlumpten nach und nach und oft hatte er kaum das trockene Brod. Aber Wein ward ihm vollauf; es war, als stecke in dem Becher ein böser Dämon, der ihn nöthige, immer den Wunsch von Neuem auszusprechen: Becher fülle dich! Und doch war er früher der rüstigste Bergmann in der ganzen Umgegend gewesen; Niemand verstand den Hammer so zu schwingen, wie er. Auch konnte er, wenn ihm gerade einmal etwas durch den Kopf ging, erschrecklich jähzornig seyn und das namentlich, wenn Leopold ihm sein Leid klagte.

Dies ganze Wesen regte seltsame Vermuthungen unter den Leuten an; man munkelte Dies und Jenes von Kobolden und Geistern. Mit Hermann allein hätte kein Mensch eine Stunde beim Schenkwirth zugebracht, um Leopold's Haus pflegten weniger beherzte Leute einen Halbkreis zu machen, wenn ihr Weg sie daran vorbeiführte und die alten Mütterchen schlugen ein Kreuz, wenn sie die Christel zufälligerweise beim Brunnen trafen. Darum waren Alle gespannt auf die heutige Feier, von der man nichts Gutes prophezeihte. Selbst dem Umstande, daß die Christel, sey es aus Laune, sey es um den Leuten ein Aergerniß zu geben, die Hochzeit nicht in ihrem Hause geschehen lassen wollte, legte man einen unheimlichen Beweggrund unter.

Nun war die Schenke so festlich, als es anging, aufgeputzt; grüne Reiser schmückten die kahlen Wände, gar viele Lichter brannten auf den Tischen und der Wirth mußte vom Besten schenken. Auch fehlten die Bergknappen nicht mit ihren Instrumenten, auf welchen sie manch lustiges Tänzchen spielten, daß Kerzenglanz und Musik weit in die Nacht drangen. Und trarah und dideldum! Klinge, du Geige, tönet, ihr Hörner drein, schwingt euch, ihr Tänzer, in jubelnden Reih'n. Stoßt mit den Gläsern an! Hurrah, dem Bräutigam, Hurrah, der Braut! Nun bringt die Gaben dar, die Myrthe der Braut in's Haar, den Schurz reicht dem Mann! Ihnen in Ewigkeit bleibe der Berggeist hold, er fülle die Kisten mit Linnen und Gold. Nutzet den Augenblick, sind doch die Wangen roth, tanzt bis zum Morgenlicht, tanzt in den — Ehestand! Trarah und dideldum!

Die Christel aber war gar herrlich geputzt; sie trug ein weißseidenes Kleid und ein Diadem auf der Stirn, als würde sie die Gutsherrin des Orts und nicht die Frau des Bergmanns Leopold. Mit stolz zurückgeworfenem Kopfe spazierte sie am Arme Leopolds durch den Saal und ließ sich auch dann und wann wohl herab, die Mädchen zum Tanze und die Burschen zum Trinken aufzufordern. Dabei warf sie zuweilen zornesfunkelnde Blicke auf Hermann, der, als störe ihn der Vorfall nur in seiner Behaglichkeit, in zerrissenen Kleidern auf seinem Lehnstuhl saß und zechte und wieder zechte aus dem Krystallbecher der Ilse. Er lachte zuweilen höhnisch und warf seine verspottenden Reden unter die Umstehenden, daß auch sie in unwillkürliches Lachen ausbrechen mußten und wohl sagten: Nicht der Leopold, sondern der Hermann ist heute der Bräutigam. Denn wieder schwang er seinen Becher und brachte Gesundheiten auf das Glück der Braut, auf Leopold's und zuletzt auch auf sein eigenes Wohlergehen. Jetzt hob er den Becher wieder und rief, daß es durch den Saal schallte: „Diese herrliche und wunderfeine Hochzeit sey gepriesen und soll männiglich Glück in ihren Folgen bringen. Und wenn's die Herren Musikanten glauben, so blasen sie einen Tusch!"

Aber auf eine Handbewegung der Braut verstummte plötzlich die Musik und Christine selbst trat zornig zu Hermann und sagte: „Ei, der Herr Vetter macht uns heute große Ehre, sitzt da wie ein Bettelkönig auf seinem Throne; läßt es sich angelegen seyn, die Gäste durch schöne Späße zu erheitern, und verschmäht unsern schlechten Wein. Pfui, schämen sollte sich der böse Gesell, mit dem gar Niemand mehr umgehen mag!"

Nach diesen Worten nahm sie den Arm Leopold's, der den Milchbruder mit einem bittenden Blicke ansah, und verließ stolz mit ihm den Saal.

Viele der Anwesenden folgten ihrem Beispiele, Andere aber riefen den Musikanten zu, weiter zu spielen und fuhren fort zu tanzen. Doch auch die Musik klang wie verstimmt und lud nicht mehr zu Lust und Fröhlichkeit ein. Martin hatte sich heimlich davongestohlen, draußen in der Nacht seiner beklemmten Brust durch ein freies Lied Luft zu machen.

Nach und nach entfernten sich auch die Tänzer

und nur einige verspätete Gäste blieben noch zurück und auch Hermann saß noch immer in seinem Lehnstuhl und zechte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Beitrag zur Bettlerchronik in Konstantinopel! Vor Kurzem fuhr eine Sultanin auf dem großen Campo spazieren und wurde wie gewöhnlich von Bettlern umringt, denen sie mit freigebiger Hand Almosen spendete. Beim Weiterfahren entdeckte sie, daß ihr ein Brillantring fehlte. Zwei der sie begleitenden Eunuchen sprengten zurück, doch bei den Bettlern findet sich nichts. Auf eine Anzeige hin begibt sich der Polizei-Pascha in die elenden Wohnungen dieser in Lumpen und Ungeziefer steckenden Leute und nach langem wiederholtem Suchen findet man nicht nur den Ring, sondern auch noch einen andern, eine Summe von 100,000 Piaster in Gold und eine noch größere in Papier. Der Fall wurde der Sultanin angezeigt und ihr die Entscheidung überlassen; ihr Ausspruch lautete, man solle das Geld an die Armen vertheilen, die beiden Ringe aber der Pascha behalten für seine vielfach bewährte Thätigkeit. Es ist dies kein unerhörter Fall, denn es ist Thatsache, daß es in Stambul Bettlerfamilien gibt, die von Generation zu Generation dieses Handwerk treiben und oft ziemliche Schätze besitzen sollen.

In Memel, der nördlichsten Station der preußischen Höflichkeit, ist neulich der Fall vorgekommen, daß nach dem Balle einer achtbaren Gesellschaft in einem Lokale nicht etwa ein Gast wegen Grobheit von dem Wirthe, sondern der Wirth selbst wegen Grobheit von seinen Gästen aus dem Hause geworfen wurde.

Nach einer alten Prophezeihung soll der Sommer von 1858 der heißeste von allen Sommern des neunzehnten Jahrhunderts werden.

Der Neue Schmerz.

Wie wogt die Brust —
Wie pocht das Herz!
Ist's himmlisch süße Lust? —
Ist's namenloser Schmerz? —

Ein unerklärbar Sehnen
Nach einem fernen Ziel —
Ein immerwährend Stöhnen —
Der Schmerzen sind's zu viel.

Die Vöglein in den Hainen,
Des Frühlings muntres Heer;
Sie mahnen uns zum Weinen —
Der Traum ist ja nicht mehr!

Wie schnell ist er zetronnen
In rauhe Wirklichkeit!
Und meiner Jugend Sonnen? —
Nur Schatten weit und breit.

Ach könnt' ich wieder finden
Des Friedens süßes Glück;
Doch, läßt sich überwinden
Das eiserne Geschick? —

Drum wogt die Brust,
Drum pocht das Herz.
Nicht himmlisch süße Lust,
S'ist namenloser Schmerz.

F. W.

Viersylbige Charade.

Immer rein und ewig rein
Müssen eins und zwei geschieden
Dir in fremder Zunge seyn.
Aber sieh'! dort, im Verein
Leuchten sie in stolzen Blüthen
Auch im gold'nen Abendschein;
In des Meeres dunkeln Gründen
Magst du ihre Quelle finden.
Drei und viere nimm zur Reise,
Wenn auch hell die Sonne strahlt,
Denn wie oft das Sprüchlein galt:
„Frauenlieb und Rosenblätter,
„Herrengunst, Aprillenwetter!“ —
Ganzes, gleich dem Diadem,
Ist gar häufig unbequem,
Führte schon seit Cäsars Zeit
Manchen schnell zur Ewigkeit.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 77:

Ostern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Freitag, 2. Juli 1858.

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

Da gewann sein ganzes Leben eine neuere schönere Gestalt. Mit liebender Sorgfalt empfing die junge Frau ihren Mann, wenn er von der Arbeit heimkehrte und hatte schon Alles so eingerichtet, wie es ihn freuen und ihm gefallen möge und aus den Flitterwochen wurden Flittermonde. Da kam nun Karl's Mutter auch und nahm ihr Plätzchen ein in der Haushaltung.

In kurzer Zeit kam dem Hause ein junger Prinz hervor, den der Herr Doktor und Professor aus der Taufe heben mußte. Bald übernahm die Mutter wieder das Scepter in der Haushaltung und die Großmutter suchte sich ein recht bequemes Plätzchen im breiten ledernen Armstuhl, der hinterm Ofen stand. Mit Stolz und Wonne sah sie ihres Sohnes häusliches Glück.

Das junge Lerchlein gedieh merklich und war bald Großmutters erklärter Liebling. Es war nun um die Zeit, als er einige Fertigkeit im Sprechen bekommen hatte, die Periode, in der Kinder so sehr liebenswürdig zu seyn pflegen, also für unsere Geschichte nach dem Verlaufe mehrerer Jahre, als eines Tages Anna ihren Gatten überraschte, indem sie ihn in ein Dachstübchen hinaufführte und ihn in sein früher innegehabtes Zimmerchen mit dem guten Lichte zurückversetzte.

Karl sah, daß auch nichts fehle, die Blumen, die Skizzenmappen, die Staffelei, ja selbst dieselben Pinsel und Palette lagen da, was sehr natürlich zuging, indem es die Zusammenstellung der versetzten Sachen bildete, die bisher unbeachtet in der Ecke gelegen hatten, — nur eines fehlte: das Bild.

„Deiner Mutter und mir zu Liebe," sagte Anna, „hast Du diese Palette niedergelegt, wir wollen die Ersten seyn, Dir sie wieder in die Hand zu geben, wir wissen ja doch, daß es Deine geheime Sehnsucht ist, wieder einmal Deine Mußestunden anwenden, Deiner Lieblingsneigung widmen zu können und da wir mit Gottes Hilfe so weit gelangt sind, daß Du Dir dieses Vergnügen gönnen darfst, so nimm als ein Geburtstagsangebinde das Nachbild Deines Junggesellen-Ateliers."

Karl küßte sein aufmerksames, liebevolles Weibchen, da — scholl plötzlich Hundegebell unter dem breiten gemüthlichen Lachen, das nur von einem einzigen Menschen herrühren konnte, der Walker hieß, ein fester Tritt trappte die Stiege herauf, die Thüre öffnete sich weit und Walker trat ein.

Er hatte sich nicht verändert, er war noch der kurze, dicke, junge Mann mit dem treuherzigen breiten Gesicht, der vorspringenden Stirne, dem blonden Schnurrbärtchen, er war wirklich der Alte geblieben.

„Grüß Gott!" rief er im Eintreten. Ehe ihn Karl noch umarmen konnte und indem er schnell einen Strudel wunderlicher weitgeholter Witze mit großer guter Laune vorbrachte, gelang es ihm, das Aufsteigen der Rührung und der umständlichen Bewillkommnung abzuweisen, wovon er gar kein Freund war.

Nun wurde zur Wohnstube herabgestiegen, die ganze Haushaltung mußte herbei und es ging jetzt an das Erzählen.

„Wie Ihr mich da seht," berichtete Walker, „bin ich kein Staatsdiener mehr.

„Und nun? Was nun? werdet Ihr fragen, meine liebe und verehrte Gemeinde, — nun habe ich mich zuerst einmal mit Hab und Gut bei Dir einquartiert und wenn Dir meine Person nicht im Wege ist, mein Hab und Gut wird Dir just nicht groß im Wege seyn. Meine Absicht aber ist folgende: Ein englischer, reicher Herr, Lord

Fitz-Garrett, hat das große Rittergut eine halbe Stunde von hier gekauft, um mit seiner Frau hier zu wohnen, welcher die Aerzte eine Luftveränderung anrathen, aber wider die Gewohnheit Italien weniger, als das mehr gleichmäßige Klima von Süddeutschland empfehlen. Dieser edle Lord hat aber ein Paar Buben, welche etwa in dem Alter sind, in welchem deutsche Pädagogik — Respekt! — beginnen kann ihre Wirkung auf ihre Geister zu entfalten. Ich weiß nicht, wie mir es einfiel, als ich die Sache erfuhr, sogleich an den Lord zu schreiben und in ungenirter Heiterkeit meine Dienste anzubieten. Ich hatte das fast schon wieder vergessen, kommt da plötzlich ein Brief von England mit drei gracious queens, nämlich auf den Postmarken und in der Epistel stand, er engagire mich einstweilen auf ein halb Jahr mit vollständig freiem board und fünfzig Pfund per annum. Ich solle mich auf seinem Gut einfinden und in kürzester Zeit, wenn er mit seiner Familie ankäme, mein Amt antreten. Da habt Ihr mich nun als siegreichen Vertreter deutscher Pädagogik dem barbarischen Auslande gegenüber und bleibe als Hauslehrer seiner Lordschaft stets in einer Nähe von einer halben Stunde Wegs bei Euch. Amen."

Natürlich war die Freude groß und man hatte kaum ein Stündchen geplaudert, als Walker schon vollkommen zu Hause war, wie wenn er seiner Lebtage sich hier aufgehalten hätte. Sein freies taktvolles Behagen theilte sich der ganzen Umgebung mit und es ward in einem Stündchen mehr gelacht und gescherzt und zwar auf eine harmlose, anmuthige Weise, als sonst in einem ganzen Monat.

Da hörte man Pferdetrabe und Wagengerassel und das kleine Lerchlein am Fenster erkannte sogleich das Fuhrwerk seines Pathen, nämlich des Doktors und gleich darauf trat dieser in die Stube.

Er sprach: „Ich höre, der Intendant vom Gute Eßlar ist angekommen und wird bereits von den Handwerkern besucht, die die Gebäulichkeiten in Stand setzen sollen für die baldige Ankunft der Herrschaft. Ich habe im Dorf Eßlar einen Besuch zu machen und fahre eben hinaus, wenn Sie zum Intendanten wollen, lieber Karl, benutzen Sie die Gelegenheit und fahren Sie mit."

Karl war schnell bereit und nachdem er noch Walker als den öfters besprochenen Freund und nunmehrigen Hauslehrer auf seiner Lordschaft Gut Eßlar vorgestellt hatte, bestiegen alle drei den Wagen des Arztes. Karl und Walker fanden sich bald im Schlosse ein, nachdem der Arzt im Dorf Eßlar von ihnen geschieden und die Zeit verabredet worden war, wo man zusammen zurückkehren konnte.

Der Intendant, ein weißhaariger alter Diener des Hauses, der öfters die große Tour mitgemacht hatte und darum etwas deutsch konnte, besah sich zuerst unseren Walker vom Kopf bis zum Fuß und fand, daß er hier mit einem Gentleman zu thun habe, darum behandelte er ihn auch zuvorkommend, doch mit einiger Vorsicht.

Karl war ihm schon empfohlen worden und so gelangte die Geschäftsbesprechung schnell zum Ziele; der neue Hofmeister wurde schließlich mit einer kalten steifen Verbeugung eingeladen, dem Herrn Intendanten die Ehre seines Besuchs öfters zu machen, offenbar wollte ihm der Alte auf den Zahn fühlen und Walker nahm sich kaum die Mühe, seine Heiterkeit zu verbergen, als er zu seinem eigenen Privatvergnügen die Rolle eines demüthigen, angehenden Lehramtskandidaten mit unendlicher Komik durchführte, was aber der Herr Intendant durchaus nicht zu bemerken schien.

(Fortsetzung folgt.)

D i e I l s e.

(Fortsetzung.)

Da nahte sich ihm ein alter Bergmann, der bisher still in einer Ecke bei seinem Krüglein gesessen hatte. Er rückte sein Sammetkäppchen vom Ohre, daß die silberweißen Locken darunter hervorquollen und nahm mit diesem freundlichen Gruße neben Hermann Platz. „Hermann, Hermann," sagte er, „welch einem gottlosen Treiben habt Ihr Euch seit Kurzem ergeben. Ihr fahrt nicht mehr wie früher arbeitslustig in den Schacht hinab und alle Knappen und der Steiger sagen: wo bleibt nur der Hermann! seit er nicht mehr da ist, springt keine Ader mehr. Ist's doch gewesen, als wenn Euch der Geist des Berges zu seinem Liebling erkoren hätte und Euch alle seine Schätze offenbaret. Und nun — — der Stollen steht verwaist, und wahrlich, kein Golderz, nicht ein Stückchen, hat der „Hund" seitdem heraufgewunden."

„Wozu hinabsteigen unter die Erde und dort nach Gold und edlem Metall suchen?" fragte Hermann entgegen. „Ha! mein Becher ist der beste Schacht, und wenn ich steige, treff ich bei jedem Zuge auf das reinste klarste Gold."

„Ihr werdet ein Bettler seyn," fuhr der Alte fort, „und ein ordentlicher Knapp muß sich schämen, mit Euch zu verkehren, sie meiden Euch alle und reden Euch Uebles nach. Glaubt nicht, daß ich es verkenne, wie gut ein Trunk zur rechten Zeit thut, glaubt nicht, daß wir nicht wüßten, wie Euch so mancher Vorfall ans Herz gegriffen hat — aber Ihr seyd ja wie ein Verzweifelter. Arbeit, sag' ich immer, ist ein gut Ding."

„Ich kenne ein Besseres," versetzte Hermann, „und läßt mich alles Leid, das mir die Christel anthut, vergessen. Da drinnen im Becher ruhen gar herrliche Bilder, Königstöchter mit blitzenden Kronen, Seejungfrauen mit langem Haar und braunen Augen. Doch Ihr begreift das nicht!"

„Lieber Hermann," entgegnete der Alte, „Ihr scheint da böse Bekanntschaft unter der Erde gemacht zu haben. Das hat schon so Manchen verlockt; laßt Euch jetzt rathen und warnen!"

Hermann lächelte als Einer, der die Sache besser versteht und blickte in seinen Becher hinein.

„Seht Hermann," fuhr der greise Bergmann treuherzig fort, „blos Euch zu Liebe bin ich auf diese traurige Hochzeit gekommen, ich dachte mir, der Hermann hat doch gewiß noch sein braves Herz bewahrt und er wird den Bitten eines alten geprüften Mannes nachgeben."

„Ich sage Euch aber, daß ich diesen Unfug mit der Christel nicht dulden werde!" versetzte Hermann plötzlich abspringend.

Der Alte nahm sein Käppchen achselzuckend und entfernte sich mit bekümmerten Mienen.

„Der Martin," sagte einer von den übriggebliebenen Gästen zu seinen Genossen, „stoßt an, der Martin soll leben! dem muß irgend eine gute Fee auf seinen Wegen begegnet seyn!"

„Ja, ja!" stimmten die Andern ein, „das muß wahr seyn!"

„Habt Ihr's wohl gesehen," sagte ein Anderer, „selbst die alten Basen verschmähten ein Tänzchen nicht, wenn er spielte?"

„Nun Valet!" sagten drei oder vier.

Dann klangen sie noch einmal an, zogen die Mützen mit geheimer Scheu vor Hermann, der ihnen kaum stolz zunickte und gingen.

Hermann aber zechte noch fort.

Was schon Viele vorausgesagt hatten, die Ehe war keine glückliche. Verlassen und von Allen gemieden, lebten Leopold und Christine. Der Mann arbeitete nicht und zehrte am Tische der Frau, den diese ihm nur in der Hoffnung deckte, er werde endlich einmal mit seinem Schatze, den er in den Bergwerken entdeckte, hervortreten. Dazu ärgerte es die Christel, daß ihm alle Mädchen im Dorfe hold blieben, obgleich sie, wenn er hinweggegangen, sich wohl Mancherlei von ihm in die Ohren raunten. Auch geiferte sie beständig über Leopold's Umgang mit Hermann.

Hermann selbst beobachtete dies Verhältniß mit finsterem Schweigen und es fraß ihm schier das Herz ab, wenn er seinen Milchbruder so elend sah. Wo man nur von Leopold zischelte, dahin wandte er sein lauschendes Ohr und er hörte dann, wie sich die Leute nicht allein zuflüsterten, daß Christine ein strenges Regiment über ihren Herrn und Gatten führe, auch, daß der arme, geduldige Leopold Mißhandlungen größerer Art erdulden müsse, vernahm er. Bei solchen Erzählungen kochte dem Bergmann das Blut vor Zorn im Herzen, er trank einen Becher nach dem andern und trank, bis seine Sinne umnebelt waren. Und dann war er mit Niemand gut zu sprechen und murmelte immer vor sich hin, indem er die Faust auf der Brust ballte: „Dies Ding soll anders werden, oder mich der Gottseybeiuns holen!" Nur wenn dann Leopold selbst zu ihm sich setzte, verglühte allmälig sein Ingrimm, er faltete die Stirn und rückte dem Bruder näher, um des Enttäuschten Klagen zu vernehmen und ihm den guten Rath zu geben, das Weib im Stiche zu lassen, seine Habseligkeiten zusammenzupacken und in die weite Welt zu gehen. Oder auch sein Zorn fing damit an zu sinken, daß er den Liebling seiner Schwäche wegen tüchtig auszankte, was freilich bei diesem wenig fruchtete und worauf er nur immer erwiederte: „Kann ich mein Herz aus der Brust reißen und einen Stein dafür hineinsetzen?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Frankfurt sind, nach der „Allg. Ztg.", die Hausbrunnen zum größten Theil versiegt, und auch die Wasserleitung läßt die Stadt im Stiche. Nur ein- oder zweimal täglich läuft sie. Zur Stunde des Wasserholens sind Schutzmänner bei den öffentlichen Brunnen, nur um die zahlreichen Dienstleute eventuell in Ordnung zu halten. Die großen Bassins zweier öffentlichen Springbrunnen werden mit Mainwasser angefüllt und sind mit Noth-Pumpwerken versehen worden. Auch große,

mit Mainwasser gefüllte Fässer fahren unter Aufsicht von Schutzmännern durch die Straßen der Stadt.

Ein Berliner Blatt erzählt folgende artige Anekdote. Die Frau eines hiesigen wohlbekannten Herrn schenkt ihrem Gatten zum Geburtstage einen Schlafrock, den sie bei Louis Landsberger gekauft hat. Der angenehm Ueberraschte probirt ihn an und siehe da — es findet sich, daß der Schlafrock um mindestens 8 Zoll zu lang ist! — In der Nacht bricht ein heftiges Gewitter aus — die besorgte Hausfrau steht auf und macht Licht, während der Gatte ruhig weiter schläft. Um nicht unbeschäftigt zu seyn, nimmt Madame Zwirn, Scheere und Schlafrock zur Hand und kürzt letzteren um 8 Zoll. Als das Gewitter ausgetobt, begibt sie sich wieder zur Ruhe. Nun zählt zu der Familie auch eine sehr thätige Schwägerin, die sehr frühzeitig aufzustehen und die Wirthschaftsangelegenheiten zu besorgen pflegt. Auch am Morgen war das Fräulein zeitig auf dem Platz, sieht den Schlafrock hängen und, beeifert ihrem Schwager eine Freude zu machen, kürzt sie den Schlafrock um weitere 8 Zoll. Das Frühstück ist vorbei, die beiden Damen sind zum Einkauf nach dem Markt gegangen und der Eheherr will sich auf sein Bureau begeben, als ihm der Schlafrock einfällt, und ohne weiter darnach zu sehen, befiehlt er der Köchin, ihn zu einem Flickschneider im Hause zu tragen, um 8 Zoll daran zu kürzen. — Nachmittags beim Kaffee bringt der Schneider den Schlafrock wieder — o Jammer, es war eine Jacke mit Schößen!

Münchhausiade. In Columbia County, Arkansas, entstand in Folge des plötzlichen Erscheinens eines Genie's, Namens Ben Johnson von Harrison County, Missouri, in einem Ballon, woran 30 wilde Gänse gespannt waren, ungeheure Aufregung. John erklärte, daß er seit beinahe 48 Stunden die Luft durchschifft und sich nur niedergelassen habe, weil es Zeit gewesen, „Futter" einzunehmen.

Zur Naturgeschichte. Die belgischen Blätter erzählen folgendes Beispiel von dem Ortssinn eines Hundes. Ein Stallmeister von Mastricht begab sich mit seinem jungen Hunde auf der Eisenbahn nach Brüssel und wettete dort, wenn er abreise, werde der Hund allein ihm wieder nachkommen. Der Stallmeister reiste am 1. wieder ab, den Tag darauf, um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags, ließ man den Hund los und am 3., früh $4^1/_2$ Uhr, war er in Mastricht bei seinem Herrn, hatte also in gerader Linie, wenn er diese genau eingeschlagen hat, 8 Kilometer die Stunde zurückgelegt.

Abbé Cabart, 40 Jahre alt, wollte in Calais am 14. Juni den Leuten beweisen, daß es Vorurtheil sey, wenn man sich scheue, sich mit vollem Magen und schweißtriefend in's Seebad zu stürzen. Er zahlte jedoch sein Experiment mit dem Leben; denn er bekam sofort einen Hirnschlag und wurde leblos ans Land gebracht.

Aus mehreren Orten Ostpreußens und Posens wird über Wassermangel geklagt. — In Versailles herrscht ein solcher Wassermangel, daß man in den letzten Tagen das Trinkwasser den Litre mit 1 Fr. bezahlte.

Die neueste Entschuldigung für das Tragen der Crinoline ist: daß die schwächsten Gefäße die stärksten Reife brauchen.

Sonett.

(Am 29. Juni.)

Schon Mitternacht vorüber, und noch immer
Hält mir ein Bild die müden Augen offen.
Seit mich der Blick der Zauberin getroffen,
Bin ich erkrankt, und Ruhe macht es schlimmer.

O Herz, gewappnet gegen Furcht und Hoffen,
Wie kläglich sank dein eitler Stolz in Trümmer;
Ich fühlte mich geblendet von dem Schimmer,
Stand wie ein blöder Knabe, schuldbetroffen.

Mild ist sie, sanfter als des Waldes Reh,
Und doch die stolze Königin der Herzen,
Die ihre Sklaven lohnt mit süßem Weh.

Komm', holder Schlaf, gib Kraft zu neuen Schmerzen,
Umfange, Traum, mich wie ein blauer See,
Wo alle Wellen ihren Namen scherzen.

A. L—.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 78:
Purpurmantel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Sonntag, 4. Juli **1858.**

Das begonnene Bild.

(Fortsetzung.)

8.

Die Arbeiten auf dem Gute begannen nun sofort mit aller Macht. Schreiner, Glaser, Schlosser arbeiteten unablässig an der Vollendung des Gebäudes. Da nicht zu sehr gespart werden brauchte, sondern vielmehr etwas Geschmackvolles und Erfreuliches geliefert werden sollte, griffen alle Handwerker mit doppeltem Eifer an, [illegible] ihrer Kunst in das Spiel gezogen sahen.

Auch Karl war mit Lust und Emsigkeit an der Arbeit und malte einige schöne Plafondornamente. Walker war sehr häufig während der Arbeit dabei, da er sich bereits als in das Haus gehörig betrachtete und gab dem Freunde manchen guten Rath bei der Arbeit, dem sich Karl zu folgen wohl hütete, denn es lief überall etwas Drolliges hinaus, was eben nicht überall paßt. Nur bei dem Stübchen seiner zukünftigen Zöglinge setzte er es durch, daß statt schwerer gewirkter Tapeten gemalte Wände bleiben durften und nun müsse Karl nach seinen Winken einen ungeheuren Arabeskenwald, der alle Wände des Zimmers umschloß, malen und da hinein Menschen von allen Farben und Verrichtungen, Katzen, Hunde, Affen, Vögel, Schlangen, kurz eine ganze lebendige Welt wurde da an die Wände gemalt, so daß das Zimmer auf den Beschauer einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte. „So will ich es haben," sagte der Pädagoge, „da können die Jungen ihre Augen und ihr Hirn beschäftigen, wenn sie welches mitbringen, heißt das. Zu wie vielen reichhaltigen Anknüpfungen gibt das Wandbilderbuch Veranlassung; wenn ich in schlechten oder kalten Tagen mit ihnen in der Stube sitze, verwebe ich ihnen diese Thiere und Menschen in Geschichtchen und bringe ihnen die Kunst zu fabuliren auch bei, denn daran hängt gar viel Nützliches, wie z. B. die Erlernung der höchst wichtigen Kunst des Beobachtens, des scharfen Ausdrucks, die Ausbildung des Gefühls und der Phantasie u. s. w. In solchen pädagogischen Plänen also erging sich unser Walker und kam fast nicht mehr vom Gute.

Das kam theilweise auch daher, daß bei dem grauen Herrn Intendant ein allerliebstes, rosiges, siebzehnjähriges Töchterchen ankam, das mit viel neckiger Schalkhaftigkeit ausgestattet war und auf Walker's die jetzt [illegible] einstweilen so tiefen Eindruck machte, daß er sich erbot, dem lieben Kinde die deutsche Sprache zu lehren, was der Intendant sehr gnädig aufnahm. Der Unterricht begann und es leidet keinen Zweifel, daß beide Theile dabei sehr profitirten, da er mit viel Lust und noch mehr Liebe eifrig fortgesetzt wurde.

Unterdessen wurden die Arbeiten beendet, die Handwerker verschwanden. Nun kamen große Wagen voll Möbels und Kisten und Kasten und in kurzer Zeit war die ganze Einrichtung wohnlich und es blieb nichts mehr zu thun übrig, als einen Wagen voll Gemälde abzuladen, der im Schoppen stand und den der Lord selbst zu besorgen wünschte.

Die Familie kam an. Lord Fitze-Harriet war ein schöner korpulenter Mann geworden, seine Frau hingegen sah sehr blaß und leidend aus und schien mit großer Selbstüberwindung schweigend große Schmerzen zu leiden. Doktor Sergus kam oft, sie zu besuchen und gewann bald Beider Vertrauen. Die Frau fühlte sich nach und nach kräftiger und wohler, ihr Gatte war glücklich, Doktor Sergus aber zuckte trotzdem stets bedenklich mit den Achseln.

Walker machte auf den Lord einen guten Eindruck, weniger auf die Lady, der Walker's gesunde, kräftige Art verletzend vorkam. Doch wußte auch

hier seine Alles besiegende Treuherzigkeit den Sieg davon zu tragen und nachdem er einst ein Paar Worte mit ihr gewechselt hatte über seine Heimath und seine Eltern — sein Schwabenland und sein Mütterlein, — da sagte die Dame zu dem Lord: „Er ist doch ein guter Mensch, eine feine Natur, er wird unsere Knaben kräftigen und ihre feineren Empfindungen nicht zerdrücken dabei."

Was nun diese Knaben betrifft, so waren sie gleich im Anfang ganz entzückt von ihres Lehrers schönem Schnurrbart und von ihrem kleinen Zimmer, dessen Wände das munterste Bilderbuch waren. Aber als Walker gar die Schätze seiner humoristischen Ader aufdeckte und mit ihnen spielte und scherzte und immer wieder eine neue Ergötzlichkeit wußte und ihnen dabei spielend die Anfangsgründe beibrachte, so wurde er schnell ihr Abgott, wie er überhaupt aller Kinder Abgott war. Ja, er brachte sie so weit, daß bei schwieriger werdenden Aufgaben sie sich doppelt anstrengten, tüchtig zu lernen, nur um ihm eine Freude damit zu machen, so hatte er sie an sich zu fesseln gewußt. Und der Lord erklärte freudig, daß er sich an ihm nicht geirrt habe.

Bald entstand auch wieder ein großes Getrabe treppauf. Der [illegible] und ein artiger mittelgroßer Salon zur Gallerie eingerichtet, nur ein einziges der Bilder wurde in das Boudoir der Lady gebracht.

Zu Walker, der es nicht gesehen hatte, sagte der Intendant: „Das ist der Lady Lieblingsbild. Aber ich weiß nicht, was sie Besonderes daran findet, es ist nicht einmal fertig gemalt, stellt ein glückliches Ehepaar vor und sie haben es vor Jahren in Deutschland gekauft."

„Was!" rief Walker aus, „dieses Bild ist hier? Ist's möglich! Ich muß mich überzeugen! Kann ich es sogleich sehen?"

Da die Lady mit dem Gatten und den Kindern ausgefahren waren, Besuche zu machen, so stand nichts im Wege und Walker stand mit Erstaunen vor Karl's begonnenem Bilde. Ohne auf des verwunderten Intendanten Frage, wieso er das Bild bereits kenne und warum es ihn so lebhaft interessire, zu antworten, stürmte er herunter, ließ einen Einspänner rüsten, setzte sich auf und kutschirte nach der Stadt.

Vor Karl's Thüre fuhr Walker an.

„Karlchen! Lerchenkarlchen!" rief er dem Freunde zu, „es ist da! es ist da! es ist wieder da!"

„Was denn?" fragte Karl.

„Nun was sonst als Dein Bild!" erwiederte Walker. — „Denke Dir, es ist in Eßlar und gehört meinem Lord. Und jetzt packe eilig Deine Farben und Pinsel zusammen, er will es auf der Stelle fertig gemalt haben!"

Man kann sich denken, in welche Bewegung Karl dadurch gesetzt wurde und daß er ohne allzu langes Zögern seine Sachen zusammenraffte. Ein Paar Minuten nachher rollte der Einspänner, von Walker gelenkt, dem Gute rasch zu.

(Schluß folgt.)

Die Ilse.

(Schluß.)

Eines Abends saß Hermann wieder in den „Forellen". Der Herbstwind fuhr um die Schenke, und durch die kleinen runden Fensterscheiben blickte über entlaubte Bäume der von Wolken umsäumte Mond herein. Er saß im großen Lehnstuhl, der einzige Gast in der Schenke, vor sich den gefüllten Krystallbecher. Das Feuer knisterte im Kamin, die Wanduhr pickte, und dann und wann brachte der Wind einzelne Akkorde eines musikalischen Instrumentes, das in der Ferne gespielt wurde, an des Trinkers Ohr. Diese Töne erinnerten ihn an vergangene schönere Zeiten, wo er noch mit Meißel und Hammer sein Tagwerk vollbracht und Abends in derselben Schenke seinen wohlverdienten Schoppen getrunken. Und er dachte daran, wie sein Leben nun verspielt, wie er zum Bettler geworden und seine Freunde ihn aus ihrer Mitte gestoßen hätten. Auch daß sein lieber, theurer Leopold mit ihm unglücklich sey, brannte wie Feuer auf seiner Seele.

So hatte er wohl ein Paar Stunden geträumt und inzwischen manches Glas geleert, als ihn ein Lärmen vor der Thür weckte, und kurz darauf zehn bis zwölf erhitzte Bauernbursche hereintraten.

„Nein, so etwas sollte mir nicht passiren!" rief der Eine.

„Kann Dich's wundern?" sagte ein Zweiter. „Der Leopold war schon, als wir in die Kantorschule gingen, ein feiger Junge, kein Kaninchen hätte er todtschlagen können!"

„Wahrlich, er verdient's nicht besser!" — sagten Mehrere.

„Wovon ist hier die Rede?" fragte Hermann, voll schlimmer Ahnung, sich aus seinem Lehnstuhl erhebend.

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und flüsterten: „Dürfen wir es denn wohl sagen?"

Während dieses Zögerns stieg dem Bergmann die dunkle Röthe in's Antlitz.

„Nun, wenn Ihr's denn wissen wollt," sagte endlich einer von den Bauern, „so vernehmet die saubere Geschichte. Wir kommen allesammt, wie wir hier sind, der Görg, der Michel und die Andern, aus der Spinnstube bei meiner Jungfer Base, und gehen den Fußsteig an der gelben Mauer entlang, wo Euer Bruder Leopold wohnt. Nun kommen wir vor sein Haus und da hören wir allesammt ein erbärmliches Geschrei: Helft! Helft! — Wir, nicht faul, rennen über den Hof in's Haus hinein und da hat die Hexe, — denkt Euch! — den Leopold an die Erde geworfen und immer über ihn her, bald einen Hieb auf den Kopf, bald einen auf den Rücken, die Arme und wieder auf den Kopf, daß sie den Leopold todt geschlagen hätte, wenn wir sie nicht allesammt von ihm weggerissen und den blutenden Mann in unsere Mitte genommen hätten. Sie aber sprang noch immerfort auf ihn ein und schrie: Du Tagdieb, gib mir den Schatz heraus, den Du gehoben! Du hast mich unglücklich gemacht. Laufe hin zu Deiner Nixe, der Du doch einmal angetraut bist durch den Ring! Lauf und nimm dies mit auf den Weg!"

Hermann hatte dieser Erzählung mit angehaltenem Athem zugehört. Dann faßte er krampfhaft nach seiner Brust, und der rothe Wein glühte wieder auf seiner Stirn. „Bei der Nixe und meinem Becher!" schrie er und stampfte mit den Füßen, „die Sache geschieht! Die Hexe soll zur Hölle fahren, und wenn mich selbst der Teufel holte. Den Schandfleck muß ich von meinem Bruder waschen mit Blut, mit Blut!"

Bei diesen Worten ergriff er ein Messer, das auf dem Tische lag und rannte aus der Schenke in die Nacht hinaus. Vergeblich suchten ihn einige der Bauern zurückzuhalten; Andere dagegen sagten: „Laßt ihn nur gehen; wenn er den Leopold sieht, ist Alles wieder gut! Aber eine derbe Lektion wird er dem Weibe geben."

Nachdem sie so geredet und in Behaglichkeit ihre Schoppen geleert hatten, sagten sie einander gute Nacht.

Hermann aber stürzte mit düsterglühenden Augen in Leopold's Zimmer. Die beiden Gatten saßen finster und grollend einander gegenüber; Leopold hatte den Kopf und den linken Arm verbunden, und Blut klebte noch an seinen Locken. Der trunkene Hermann aber lachte und rief: „Haha! Frau Base, mich hat die Nixe der Ilse gesandt! Dies wunderbare Geschenk hat sie Euch bestimmt! Ihr sollt's am Herzen tragen!" Und er schwang das Messer hoch in seiner Rechten. „Und Du, Bruder, ich weiß, ich thue Dir heute den größten Gefallen. Mich flechten sie auf den Rabenstein um's Rad, und Du bist frei!" Also taumelte er wie sinnlos auf das Weib zu und zuckte die Waffe.

„Jesus Christus! Du bist rasend!" schrie Leopold und sprang vor sein Weib, es zu schützen.

Aber der Stoß war schon geführt — und hatte nur ein falsches Opfer getroffen. Leopold lag blutend und sterbend zu Boden. „Du hast mir den größten Gefallen — heute gethan," waren seine letzten Worte, eh' er die Augen schloß.

Hermann riß den Kienspan aus dem Ringe an der Wand und leuchtete dem todten Bruder in's Angesicht, mit stierem Aug sein Werk betrachtend. Dann fuhr er mit der Hand, wie aus einem schweren Traum erwachend, durch sein wüstes Haar, bückte sich noch einmal auf die Leiche herab, zog ein Kleinod von der Hand des Gefallenen und ging mit langsamen Schritten die Stiege hinab.

Christine aber war während jener Scene aus dem Zimmer verschwunden. Kein sterbliches Auge hat sie wieder gesehen. —

Als nun der Bergmann in's Freie gekommen war, ließ es ihn nicht rasten und ruhen. Wie von Furien getrieben, floh er durch Feld und Wald, seinem Schatten zu entgehen, der ihm geisterbleich nachrannte. Die Bäume streckten wie Gespenster ihre dürren Arme nach ihm aus, von seinen Tritten aufgescheucht, fuhr das Nachtgevögel schreiend aus den Büschen. „Meinen Bruder habe ich erschlagen!" rief er unaufhörlich, und wenn das Echo des Waldes seine Stimme hallend wiedertönte, lachte er verzweiflungsvoll darein. So rannte er durch Dornen und Gestrüpp, planlos und doch schicksalsgetrieben immer weiter in das Harzgebirge hinein, bis er — Mitternacht mochte es gewesen seyn — an die Stelle kam, wo ihm die Nixe der Ilse erschienen.

Trüb und düster rauschte das Wasser zu seinen Füßen hin und es war ihm, als tauchten schwarze, scheußliche Gestalten zuweilen aus den Wellen empor und streckten ihre Arme nach ihm aus und riefen ihn bei Namen. So stand er und blickte verzweiflungsvoll hinab.

Da klangen aus dem Felsen am jenseitigen Ufer dieselben Töne, die er schon heute in der Schenke vernommen. — Es war Martin's wunderbare Geige.

Ein Strahl des Himmels, senkten sich die Töne

in die Brust des armen Trostlosen und eine schwere Thräne rollte seine Wange herab. „Leb' wohl! leb' wohl!" rief er und rief es dem Leben und dem unsichtbaren Freunde leise zu.

Dann aber faßte er den unglücksvollen Becher und den Ring, den er von der Hand des todten Leopold gezogen hatte. „Verwünscht sey die Stunde," rief er, „wo wir Euch empfingen, verwünscht die, wo ich für meinen Ring mir den Becher eintauschte! Fahrt hin, woher ihr gekommen!"

Und mit wilder Geberde schleuderte er den Ring und den Becher in das aufzischende Wasser von der Höhe des Wasserfalls herab. Dann sprang er selbst hinterdrein.

Martin's Geigenspiel endete mit einem schrillen Mißlaut.

* * *

Nur dem Martin, schloß mein Reisegefährte, ein junger Student, aus jener Gegend gebürtig, der mir dies Mährchen erzählte, hat die Gabe der Wasserfei Glück und Segen gebracht. Er soll noch jetzt mit seinem Instrumente als „Frühlingsvagabund" die Welt durchziehen. Ich selbst habe ihn, wie ich glaube, einmal gesehen, als ich ermüdet im Thiergarten zu Berlin auf einer Bank eingeschlummert war. Da hab' ich im Traum die herrlichsten Melodien gehört, wie sie Engel im Himmel auf ihren Harfen nicht schöner spielen können. Als ich endlich erwachte, sah ich einen Mann, mit einer Violine unter dem Arme, hinter den letzten Bäumen der Allee verschwinden und ich will wetten, daß es Martin der Geigenspieler gewesen ist.

Mannigfaltiges.

Nutzen der Photographie. Aus Wien wird gemeldet: „Vor einiger Zeit war das Porträt eines Mädchens in dem Aufstellungsrahmen eines Photographen eingereiht. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Walachei, der vor kurzem hier verweilte, verliebte sich in das Porträt der Schönen, suchte dieselbe auf und heirathete sie. Beide sind vor wenigen Tagen in die Heimath des Gatten abgereist, wohin auch die Eltern der glücklichen Gattin, die ein kleines Pfaidlergeschäft betrieben, folgen werden."

Trinklied.

Einst ward ich geliebet und dankte es schlecht,
Nun lieb ich die Schönste und bin ihr nicht recht;
Nun hätt' ich vor Aerger zu sterben schier Muth:
Ertränken wär' rührend und — trinken ist gut.

Sie liebt einen andern in Sammt und Brokat,
Er küßt ihr das Händchen — er rühmt ihr den Staat;
Er schwingt sie im Schleifer — da stand ich stumm:
Sie tanzten auf meinem Herzen herum.

Nicht buhlen und schmeicheln kann dieses Herz,
Doch klingen in Liebe, in Freud' oder Schmerz;
Doch sterben für dich auf treulicher Wacht,
Mein eiskaltes Mädchen, du hast es veracht'.

Dies Haar ist schlicht, diese Wang' ist braun,
Mein herzgeliebtes Mädchen, wie kannst du mir trau'n?
Drum fällt auch ein Thränlein in's Glas hinein:
Leb' fröhlich und selig und — denke nicht mein.

So lang' im Lenz ein Röslein mir lacht,
So lang' ich noch schau' in die sternhelle Nacht,
So lang' ich noch sing' in den Sturm hinein:
Drum Erste und Letzte gedenk' ich dein.

Es singt ein Vöglein auf meinem Haus:
Ade, ade, der Sommer ist aus;
Der Winter ist kommen, nun wärmet das Blut —
Ertränken wär' rührend und — trinken ist gut.

X.

Viersylbige Charade.

1.

Die beiden ersten Sylben sagen
Von Menschen uns, die lange Zeit
Des Lebens größte Last getragen,
Oft schuldig — oft durch Grausamkeit.

2.

Zwei and're nennen uns ein Treiben,
Höchst nöthig für den Weltverein,
Sonst würde Manches übrig bleiben,
Und Manches nicht zu haben seyn.

Soll ich das Ganze nun euch nennen?
's ist ein Gewerb zur Menschenpein,
Und wer es hört, der muß bekennen:
Der Mensch kann oft auch Teufel seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Dienstag, 6. Juli 1858.

Das begonnene Bild.

(Schluß.)

Angekommen, zog der Pädagog sogleich den Maler die Stiege hinauf und eilte mit ihm in der Lady Boudoir, während er von einem Diener die Geräthschaften nachbringen ließ.

Mit Rührung sah Karl sein Bild wieder, das jetzt in einem reichen vergoldeten Rahmen zwischen ein Paar Familienporträts hing. Die Rosette, an der es oben mit seidenen Schnüren befestigt schien, diente blos als Träger für eine darin verflochtene Verzierung von Immergrün-Zweigen. Das Bild war der Lady unendlich lieb und werth; denn sie lebte ja auch in einer höchst glücklichen Ehe, sie betrachtete es oft und gerne und nie ohne freudige Bewegung.

Walker wollte mit seiner gewöhnlichen Ungenirtheit das Bild abhängen, als der Intendant dazu kam und sein Veto einlegte und trotz aller Bitten und Vorstellungen das bestrittene Kleinod nicht berühren ließ. Karl wunderte sich darüber, da er ja Auftrag habe, das Bild auf der Stelle fertig zu malen und als noch Walker lachend gestand, daß der Auftrag nur von ihm herrühre, kehrte auf einmal der Lord mit der Dame zurück und erblickte mit Befremden die drei Männer vor dem Bilde im Boudoir seiner Gattin.

Nun trat Walker vor, erzählte die Geschichte des Bildes, in die sich natürlich die Geschichte seines Freundes mit einflocht und bat für diesen um die Erlaubniß, das Begonnene vollenden zu dürfen.

Der Lord wollte Beweise; die Lady zögerte, indem ihr das Bild in seiner jetzigen unvollkommenen Gestalt werth geworden sey, aber Walker appellirte mit Erfolg, indem er mächtig hervorhob, daß vielleicht Karl's ganzes künftiges Schicksal davon abhänge, daß dieses Gemälde als sein Werk anerkannt werde und der Lady weiches Gemüth widerstand diesen Vorstellungen nicht länger. In einem Nu stand das Bild mit sammt dem Rahmen auf der Staffelei und in dem Boudoir selbst, umstanden von dem Lord, der Lady, den Knaben und dem halben Haushaltpersonal, begann Karl die ersten neuen Pinselstriche, welche sofort bewiesen, daß er der Schöpfer des Ganzen war.

In Karl glühte jede Ader und in kurzer Zeit war der Reiz der vollendeten Beleuchtung den Gestalten aufgeprägt und doppelt schön traten sie heraus. Der Lord war enthusiasmirt.

Nach ein Paar Tagen war das Bild vollendet und die Lady gestand, daß ihre Furcht, es möge an seiner Innigkeit verlieren, unnöthig gewesen sey, daß es vielmehr jetzt noch lieblicher und anziehender sey, als vordem. Der Lord aber bestellte auf der Stelle für seine Gallerie ein ganzes halbes Dutzend Bilder.

Die Geschichte des Gemäldes wurde natürlich schnell in der Stadt bekannt und der Lord fand sich durch den Andrang der Leute, die es sehen wollten, gezwungen, auf eine Woche es in der Stadt auszustellen, um nur Ruhe in sein Haus zu bekommen.

Die Geschichte nahm aus dem Lokalblatt der Stadt ihren Weg in das politische Blatt des Kreises. Da gerade weder ein Friedens- noch ein Kriegstartar angekommen, da kein Diplomat eine Reise machte, die die eine Hälfte der Journalistik als eine geheime politische Mission hätte darstellen können, auf daß die andere Hälfte Gelegenheit bekäme, diesem aus sicherer Quelle zu widersprechen, so kam das der Welt der Zeitungsschreiber höchst erwünscht und sie füllten die Spalten mit der Geschichte, die nach ihrer Darstellung noch viel wundersamer war, als zehn Märchen aus tausend und eine Nacht und andere; viele Spalten

füllte sie mit des Bildes Beschreibung, so daß Karl's Name in der Welt plötzlich genannt wurde.

Eine bedeutende Kunstautorität machte dem Bilde zu lieb einen Umweg von zehn Stunden und kam, nachdem sie es in Augenschein genommen, zu Karl ihm das Kompliment zu machen, daß das Bild für jede Gallerie eine werthvolle Bereicherung seyn würde.

Aufträge kamen unserem Künstler mehr als er wollte und er war in einem wahren Taumel glücklicher Aufregung.

Doktor Sergus war nicht der Letzte, der Karl beglückwünschte. „Und nun," fragte er ihn einmal, als sie allein waren, „gedenken Sie nunmehr das Handwerk aufzugeben, um wieder ganz allein der Kunst zu leben, wie es die Leute von Ihnen zu erwarten scheinen?"

Karl schwieg lange. Bewegt ging er im Zimmer auf und ab, offenbar in lebhaftem inneren Kampfe, endlich trat er wieder zum Arzte, legte diesem die Hand auf die Schulter und sprach:

„Nein, ich bleibe beim Handwerk! Der materielle Punkt bestimmt mich weder für noch gegen. Denn wenn ich als Künstler jetzt auch mehr Geld sogleich verdienen könnte, so würde doch selbst die geringste Krankheit alle Quellen des Erwerbs plötzlich versiechen machen, während mein Geschäft stets, — ja, selbst nach meinem Tode von meiner Familie fortbetrieben werden kann und dadurch deren Zukunft noch einigermaßen gesichert ist. Wichtiger ist mir schon, daß ich durch das Beharren beim Handwerk die innere Festigkeit und das Ruhen auf mir selbst behalte, welche eine einmal festgestellte bürgerliche Stellung mit sich bringt.

„Und dann, mein lieber Herr Doktor, warum sollte ich hingehen zu malen, um zu leben, zumalen, was mir bezahlt wird (denn ich täusche mich nicht daran, daß mein so schnell erlangter Name eben so schnell wieder vergessen seyn kann), kurz, warum sollte ich meine Kunst ausüben für das Brod, da ich in der Lage bin, sie nur zu meinem eigenen Genusse, zur Befriedigung meiner inneren Bedürfnisse, zur Erhebung meiner selbst ausüben zu können? Mein Geschäft ist so, daß wenn ich will, ich nur sehr wenige Zeit auf seinen Betrieb zu verwenden brauche, indem ich mich im Technischen auf tüchtige Gehilfen, die ich mir eingeschult habe und einschule, verlassen kann, wo also ich ziemlich ungebunden studiren und malen kann und werde.

„Man kann mir einwenden, daß die Kunst nicht könne nebenbei getrieben werden, daß, wo sie nicht das ganze Seyn ausfüllte, keine Kunst bestehen könnte. Das will mir nicht mehr und nicht weniger scheinen, als eine müßige Phrase. — Ja, wenn das Leben in der Kunst ein Leben stets höchster Erregtheit, stets aller mächtigsten Anspannung aller Kräfte wäre, dann wäre es wohl richtig, aber dem scheint mir nicht zu seyn. Wie allen Menschen, kann auch dem Künstler der Moment der Begeisterung nur ein Moment seyn und die übrige Weile muß durch eine nicht leidenschaftliche, sondern heitere und stete Liebe zur Kunstthätigkeit ausgefüllt seyn und diese scheint mir den, dem sie innewohnt, so hoch zu stellen, daß jede Arbeit außerhalb des Kunstberufs ihm nur Spiel, nur Erholung seyn kann, aber nie im Stande seyn wird, so lange ihr nicht schmutzige Motive unterliegen, dem Künstlerberufe im Innern zu schaden und wie viele Künstler des Mittelalters, welche Kunst und Handwerk glücklich zu verbinden wußten, zeugen laut für mich. Ja, ich möchte fast behaupten, jeder angehende Künstler thue wohl daran, ein Handwerk zu erlernen, das sein Gemüth stetige und festige, auf daß er dann mit sicheren Schritten ein Ziel verfolge und in den Momenten der Begeisterung mit doppelter Kraft und Weihe seinen Genius walten lasse, wie ich es fürder zu halten gedenke!"

Anna war unterdessen sehr stille eingetreten und hier flog sie an den Hals ihres Gatten und rief: „Jetzt, Karl, jetzt erst hast Du mich ganz glücklich gemacht!"

Karl blieb seinem ausgesprochenen Vorsatze getreu und zu dem längst erworbenen Ruhme, ein edler und tüchtiger Mensch zu seyn, kam ihm noch der Ruf eines vortrefflichen Künstlers. Ueber Alles ward er glücklich durch ein freudiges, trautes Familienleben.

Eine ungarische Bauernhochzeit.

In dem bei Otto Spamer in Leipzig erschienenen Werke „Bilder aus Ungarn" lesen wir folgende Schilderung einer ungarischen Bauernhochzeit:

Will sich ein Bursche ein Mädchen zur Frau aussuchen, so begibt er sich in die Kirchen der benachbarten Dörfer, um die Mädchen vom Chore aus in ihrem Sonntagsstaate zu mustern. Gefällt ihm eine Dirne, so besorgt er sich in ihrem Dorfe einen Freiwerber, welcher den Eltern der Erwählten die Absicht des Ehelustigen mittheilt, welcher nun sammt dem Brautwerber noch an demselben

Tage sich vorstellt und auf weiß gedecktem Tische ein frisch gebackenes Brod vorgesetzt erhält, um nachzusehen, ob es gut gerathen ist. Hat er das Brod geprüft und belobt, so begibt sich der Bursche mit seinem Begleiter nach Hause und erhält dort alsbald die Nachricht, ob er dem Mädchen gefallen hat, in welchem Falle er seinen Besuch bald wiederholt, sich durch einen Handschlag verlobt und wenn die Eltern durch gegenseitige Besuche sich von den Vermögensverhältnissen unterrichtet haben, so wird der Ehevertrag auf einem Weinberge bei vollen Gläsern und in Gegenwart der Eltern geschlossen. Nach dieser Verlobung empfängt der Bräutigam vier Tücher als Brautgeschenk und der Prediger verkündigt von der Kanzel den Entschluß der Verlobten. Alte Weiber kommen nun zur Braut, um ihr allerlei guten Rath und Zaubermittel zu geben, während sich die Verlobten zur Hochzeit rüsten. Es werden zwei Brautführer gewählt, von denen der verheirathete die Gäste einzuladen, auch die Speisen beim Schmause aufzutragen und mit dem Brautwerber und dem anderen Brautführer früh am Hochzeitstage die blau und roth geblümte Truhe mit der Ausstattung und das Federbett in des Bräutigams Wohnung zu schaffen hat.

Endlich begibt sich der Zug zur Kirche. Voran gehen die Brautführer, indem der eine mit der Flasche in der Hand tanzt und jauchzt, der andere springend und jauchzend hölzerne Weinflaschen schwingt. Begleitet von einigen Freundinnen, folgt ihnen im blauen, weiß oder grau verbrämten Tuchpelze die Braut, die einen Papierreifen mit Goldspitzen und Glasperlen und über die Schultern herabhängende bunte Seidenbänder als Kopfputz trägt, wogegen ihre Begleiterinnen sich mit blauen oder rothen Faltenröcken, mit einem bunten Leibchen und rothen Stiefeln schmücken, statt deren ältere Mädchen und Wittwen schwarze anziehen. Die Männer aber kleiden sich in blaue Tuchkleider, enge, reichbeschnürte Stiefelhosen und Tuchspenser, oder in ein leinenes Hemd, leinene Beinkleider mit umgehängtem Tuchspenser oder Tuchjacke. Ein Musikcorps schließt den Zug, indem es hinter den Eltern und den Gästen herschreitet.

Vor der Kirche hält der Zug, die Tanzführer jauchzen und springen, die Zigeuner musiziren, bis der Geistliche erscheint, worauf man schweigend in die Kirche und nach der Trauung unter Tanz, Lärm und Musik in das Haus der Braut zum Hochzeitsschmause zieht, wo getrunken, Suppe, Sauerkraut, Mehlspeisen, Braten, Freudenkuchen und Brei genossen wird. In ganzen Eimern liegt der Wein auf besonderen Brettern zur Bereitschaft und bei jedem Gericht, welches der Brautführer aufträgt, muß er Reime, Späße und Scherze zum Besten geben. Nachdem die Köchin ihr Trinkgeld eingesammelt hat, tanzt die Gesellschaft die ganze Nacht hindurch, zieht dann in's Wirthshaus, um dort noch einige Stunden zu tanzen und feiert auf gleiche Weise den dritten Hochzeitstag im Hause des Bräutigams.

Wohnt die Braut in einem Nachbardorfe, so bedient sich der Festzug natürlich der Wagen. Voran sprengen zwei Reiter mit Blumen und Fähnchen geschmückt und mit bunten Tüchern am Zaum der Pferde. Hinter ihnen her sausen in wilder Eile die Wagen mit den Brautleuten und den Gästen und zuletzt rasselt der Musikantenwagen daher, auf welchem die Zigeuner Clarinette und Trompete kräftig gebrauchen. Unter Jubelgeschrei, Jauchzen, Singen und Trompetentusch saust der Festzug in's Dorf, um am dritten Festtage auf dieselbe Weise in des Bräutigams Dorf zurückzukehren. Für die Trauung erhält der Pfarrer als besonderes Geschenk eine Henne, eine Rindszunge und zwei Handtücher; in der Kirche nimmt die Verheirathete nun auf der Seitenbank der jungen Frauen Platz, besucht aber mit ihrem Manne den Tanzplatz noch oft, bis sie nach einem Jahre ernster wird, schwarze Stiefeln trägt und sich von der Schenke fern hält.

Mannigfaltiges.

Der „Ami des familles“ erzählt folgende Anekdote: Vor einigen Jahren kam das . . . Regiment nach Orleans in Garnison. Seit Ankunft dieses neuen Regiments bemerkte der Pfarrer der Kathedrale mit Erstaunen einen Soldaten, der sich jeden Tag von 1 bis 3 Uhr unbeweglich und kerzengrad in der Mitte der Kirche, am Gitter des Chors, aufstellte. Eines Tages, als der Hauptmann mit seiner Frau die Kirche besichtigte, ließ ihn der gute Pfarrer, welcher schon lange gewünscht hatte, den Schlüssel dieses Räthsels zu besitzen, in die Sakristei rufen und erzählte dem Offizier das Vorgefallene: „Warten Sie einen Augenblick,“ fügte er bei, „der Mann wird sogleich kommen.“ Es schlägt 1 Uhr und der Soldat ist in der That auf seinem Posten. „Ich kenne den Mann sehr wohl,“ sagte der Hauptmann, als er ihn sah,

ges ist ein vortrefflicher Soldat und ein herzensguter Junge." Man ließ ihn kommen. „Was machst Du denn da?" fragte sein Chef. „Mein Kapitän, ich stehe 2 Stunden Schildwache für den lieben Gott. Sehen Sie, Kapitän, ich kann nicht anders, ich muß . . . Ueberall sind Schildwachen; der General hat 2, der Oberst hat 1, der Präfekt hat 1 . . . Alles hat Schildwachen . . . Wenn ich dann hierherkomme, so denke ich: aber der liebe Gott ist ja noch mehr, als alle diese Herren . . . und er hat keine Schildwache!? Nun, ich, ich stehe Schildwache bei ihm, so oft ich frei bin und ich versichere Sie, daß die Zeit mir dabei nicht länger wird, als anderswo, Kapitän."

Eine Korrespondenz der „Allg. Z." aus Konstantinopel erwähnt eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung in dem dortigen Theater. Seit einiger Zeit wird dort von türkischen Schauspielern und, worauf man namentlich viel Gewicht legen muß, Schauspielerinnen gespielt. Das Stück ist betitelt: „Das schlechte Subjekt und der Heuchler" und ist von einem Professor Hekim Serap Oglu aus dem Italienischen in das Türkische übersetzt.

Eine der vielen sonderbaren Gewohnheiten der Hindu's ist das Dhurna oder Trauer-Sitzen, indem der Gläubiger vor der Thür seines Schuldners sich niedersetzt und ihn durch langes Sitzen und Entbehren zur Bezahlung seiner Schulden zu bewegen und zu erweichen sucht.

Paulinchen.

Ich und mein Liebchen liebten uns
Lang eh' wir es gestanden;
Wir wußten's lange schon zuvor,
So geht's in allen Landen:
Die Augen sind Gesandten,
Bis sich die Lippen finden.

Paulinchen, kleines Nachbarkind,
Du bist ein munt'res Kätzchen!
Mein Liebchen herzt' und küßt' es oft;
Und auf dasselbe Plätzchen
Gab ich ihm manches Schmätzchen,
Wo es mein Lieb geküsset.

Und mit Paulinchen ging sie einst
Die Wiese hin zum Flusse.
Ich schlich dem lieben Mädchen nach
Und träumt' von einem Kusse.
Ein kühler Platz am Flusse
War hinter Weidenbüschen.

Wir saßen bei einander bald,
Weiß nicht, wie das gekommen.
Schnell war das kleine munt're Ding
Ihr auf den Schoos gekommen.
Sie küßten sich zusammen,
Und ich — ich saß daneben.

Es ward mir heiß und wieder kalt,
Mir war's als wie im Fieber.
„Das nette, munt're Linchen wird
Doch alle Tage lieber."
Ich beugte mich hinüber
Und fing an mitzuküssen.

Traf auf Paulinchens Wänglein zart
An meines Liebchens Lippen.
Wir kamen bald zum vollen Zug
Vom ersten leisen Nippen.
Da küßten die schlauen Lippen
Sich selber statt Paulinchen.

Wir waren selig alle zwei,
Genossen unsern Segen.
Das kleine Linchen saß verdutzt
In diesem Feuerregen.
Es lächelt' uns entgegen,
Als wär's der liebe Amor.

X.

Worträthsel.

Theil' eine Zahl, mein Leser, und setze dann zwischen die Mitte
So viel Zeichen, so viel jegliche Hälfte enthält,
Und du erblickst einen Gott aus der Fabellehre der alten
Griechen und Römer und zwar wie bei den Letzten er hieß.
Nenne mir nun und errathe die Zahl und sage mir, welches
Ist der Name des Gotts, der aus derselben entsteht?

Auflösung der viersylbigen Charade in № 80: Sklavenhandel.

Berichtigung.

In dem im letzten Blatte gebrachten „Trinklied" lese man in der letzten Zeile des zweitletzten Verses „Du" statt „Drum".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Freitag, 9. Juli 1858.

Der todte Bräutigam.

1.

Zwei junge Leute reisten vor einigen Wochen von Marseille nach Paris ab. Sie kannten sich gegenseitig nicht, aber das Schicksal, jener große Theaterdirektor, der bald Trauer- bald Lustspiele gibt, je nachdem er gelaunt ist, wollte, daß sie in ein und denselben Waggon einander gegenüber zu sitzen kamen.

Nach der ersten Viertelstunde begannen sie über das Wetter, den Dampf, den elektrischen Telegraphen, die Primadonna, über Dies und Jenes, kurz über Dinge zu plaudern, womit sich gewöhnlich auf Reisen die Zungen lösen und welche, wie bei einer Oper das kaprizidse Präludiren des Orchesters der Ouverture vorauszugehen pflegt, in der Regel die Einleitung zu einer vertraulichen Konversation sind.

Nach der zweiten Viertelstunde offerirten sie sich gegenseitig Cigarren, mittelst welcher ihr Gespräch einen kühnen Flug über das Meer nach Manilla machte und von dort über die Havannah nach Tonnins zurückkehrte, wo es sich bei der Regie gerade lange genug aufhielt, um während das Lokomotive auf dieser Station Wasser einnahm, zwischen einem Qualm exotischer Rauchwolken das Tabaksmonopol auf ewige Zeiten zu verfluchen.

In Macon aßen sie etwas aus der Faust und tranken ein Gläschen Bordeaux, tauschten ihre Ansichten und Reflexionen über das kleine Füßchen dieser und das frische Geschichten jener Reisenden aus und wurden dadurch immer vertrauter.

Noch nicht halb Wegs kannte bereits Einer den Andern wie sich selbst.

„Ich," sagte Julius von Cerisy, „gehe nach Paris, um die Tochter eines intimen Jugendfreundes meines Vaters zu heirathen."

„Und ich," erwiederte Eduard Bernier, „beabsichtige blos eine Luftveränderung, ohne auf eine Veränderung meiner Lage hoffen zu dürfen. Ohne im Mindesten Etwas zu seyn oder zu haben, dachte ich mir: Ebensoviel, wenn nicht mehr, kannst du in Paris finden und so steure ich nun philosophisch mit dem etwas schwerfälligen Remorqueur der Ungewißheit auf Babylon zu."

„Mein künftiger Schwiegervater hat ohne Zweifel Connexionen, es soll mir ein Vergnügen seyn, seinen Einfluß für Sie zu benützen, wenn ich Ihnen in Etwas behilflich seyn kann."

„Sie sind sehr freundlich. Natürlich ist es eine Heirath aus Neigung, welche Sie schließen? Das versteht sich von selbst."

„Nicht doch, es ist eine Connexionspartie und ich kenne meine Braut nicht einmal."

„Wie? Ist es möglich?"

„Die Sache ist ganz einfach. Mein Vater sagte mir nämlich: Fräulein Clemence v. Vieuville ist achtzehn Jahre alt, sie ist gut, sanft, schön, vortrefflich erzogen und überdies eine einzige Tochter."

„Alle Wetter — das sind mir Eigenschaften!" unterbrach Eduard seinen neuen Bekannten.

„Herr v. Vieuville," fuhr mein Vater fort, „ist mein Jugendfreund. Seit zwanzig Jahren nähren wir Beide die Hoffnung, unsere alte Freundschaft durch eine Zusammenschmelzung unserer beiden Familien besiegeln zu können. Als du zur Welt kamst, wollte er rein nur zu diesem Zwecke eine Tochter und sein Wunsch erfüllte sich. Es ist nur an dir, zu entscheiden, ob sich unsere alten Luftschlösser verwirklichen, oder ob sie in Trümmer zerfallen sollen."

„Und so haben Sie blindlings zugesagt?" fragte Eduard.

„Parbleu!" entgegnete Julius, „was blieb mir anders übrig?"

„So zwar, daß Sie sich nach Art der Prinzen mittelst Prokuration vermählen."

„Das ist wenigstens nobel, nicht wahr?" scherzte der Geneckte.

„Nobel mag es seyn, aber nach meinem Geschmacke wäre es nicht. Wenn ich je dazu käme, meine Freiheit, mein Glück, meine Zukunft aufs Spiel zu setzen, so würde ich die Karten selbst halten wollen, um mein Spiel nach eigener Ueberzeugung zu dirigiren."

„Ich gebe Ihnen nicht Unrecht, wenn irgend eine Neigung existiren würde, der eine solche Partie über quer käme. Das ist aber bei mir nicht der Fall. Mein Herz ist frei wie der Vogel in der Luft. Und übrigens sagen Sie mir, wo ist der Bräutigam, der je seine Braut — wo ist die Braut die ihren Bräutigam kennt?"

„Aber dennoch." —

„Wie werden in der Regel Ehen geschlossen?" fragte Julius. „Eine Familie zieht über einen jungen Mann, der ihr von einer Freundin rekommandirt wurde, oder den sie auf einem Balle aufgesicht hat, Erkundigungen ein. Nun gut, wenn er eine Romanze miauen, die Polka hüpfen kann und geimpft ist, wenn die Geldangelegenheiten geordnet sind und seine Erziehung den vulgären Anforderungen entspricht, so erlaubt man ihm, seine Cour zu machen. Nicht wahr?"

„Allerdings, so ungefähr ist es."

„Was thut dann der junge Mann? — er zieht sein bestes Rasiermesser ab und rasiert sich, nimmt die steifsten Halskragen und die unwiderstehlichsten Cravatten heraus, wird weich, zärtlich, schmachtend, zieht die Klauen ein und macht in buttergelben Glacéhandschuhen sanfte Pfötchen; mit einem Worte, er verheimlicht seine Fehler und schmückt sich momentan mit Vorzügen, die er in der Wirklichkeit nicht hat."

Eduard lächelte und nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Und nun gehen wir zur Fräulein Braut über," fuhr Julius fort. „Wie benimmt sich diese? Wenn sie den klugen Instruktionen ihrer Mutter folgt, so wird sie mit Aengstlichkeit darauf bedacht seyn, ihre Junge recht im Zaume zu halten und nie ihren wahren Charakter zu zeigen. Sie wird nichts von dem über ihre Lippen kommen lassen, was in ihrem Herzen vorgeht. Sie ist vom frühen Morgen an eingeschnürt, herausstaffirt, bebändert, frisirt und mit ihren engsten Maroquinstiefeletten chaussirt, deren lackirte Spitzen sie mit unschuldiger Koketterie unter ihrer Krinoline, vorausgesetzt, daß letztere mit den Ansichten des Bräutigams harmonirt, hervorschauen läßt. . . Sie lachen? . . ."

„In der That," erwiederte Eduard, „Sie malen vortrefflich. Aber fahren Sie fort, es macht mir Vergnügen, Sie zu hören."

„Offerirt man Ihnen Vanillecreme, so ist sie es, die ihn macht. Dieser Kopf des Alcibiades, jener des Spartanus wurde von ihr gezeichnet. Diese Stickerei . . . sie ist von ihren Händen und die feinen Hemden des Herrn Papa wurden alle von ihr genäht; hören Sie im Nebenzimmer nicht Klavier spielen? . . . Richtig, sie ist es, welche spielt . . . sehen Sie dort nicht jenen Pack Strümpfe? Nun freilich . . . die Unvergleichliche stopft sie für ihre kleinen Brüder und Schwestern. So geht sie von ihren Zeichnungen in die Küche, von der Küche ans Klavier, vom Klavier zum Weißzeugschrank, von dort zu ihren Blumen, kurz sie weiß Prosa und Poesie so schön in einander zu verweben, zeigt neben ihren geistigen Vorzügen so viel Talent für die Haushaltung, ist so thätig und ökonomisch, daß Sie bei Gott der glücklichste Kauz der Welt sind, diesen einzigen Diamant unter den vielen böhmischen Steinen gefunden zu haben."

„Hol' mich der Teufel!" rief Eduard, „wenn Sie nicht Wittwer von wenigstens zwei oder drei Frauen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Ein langes Duell.

Im Jahr 1794 lebte zu Straßburg ein Husarenkapitän, Namens Fournier, welcher sich später durch Muth und Auszeichnung zum Divisionsgeneral emporschwang und durch Händelsucht und seine Gewandtheit seinen Namen auch in den Annalen der Duelle berühmt machte. Unter andern Thaten warfen ihm die guten Straßburger vor, einen allgemein beliebten jungen Mann, Namens Blum, wegen einer Lumperei gefordert und ohne Gnad und Barmherzigkeit niedergestochen zu haben. Am Tage der Beerdigung Blum's, dessen Tod ungeheures Aufsehen hervorgebracht hatte, gab General Moreau gerade einen großen Ball, zu welchem die hohe Bourgeoisie Straßburgs eingeladen war. Um jedem Skandal vorzubeugen, beauftragte General Moreau seinen Adjutanten, Kapitän Dupont, den Kapitän Fournier schlechterdings nicht in den Ballsaal zu lassen.

Dupont pflanzte sich in einer Ecke eines der ersten Salons auf und näherte sich Fournier, sobald er seiner ansichtig wurde. „Was thust Du hier?" fragte er ihn. Ach! Du bist's, Dupont? Guten Abend. Was werd' ich thun? Ich geh'

auf den Ball? „Schämst Du Dich nicht, am Begräbnißtage des unglücklichen Blum auf den Ball zu gehen? Was werden seine Freunde und Verwandte sagen, die drin sind?" — Sie mögen sagen, was Sie wollen. Mir sehr gleichgiltig... Was geht Das Dich an? Ich kann's nicht leiden, wenn man die Nase in meine Angelegenheiten steckt. Laß mich hinein. — „Nein!" — Warum nicht? — „Der General befiehlt Dir, nach Hause zu gehen." Man jagt mich fort? — „Das nicht, pure Vorsicht." — Weißt Du, was es heißt, Fournier die Thüre zu weisen? — „Verschone mich mit Deinen Großthuereien und geh'!" — Höre, sagte Fournier wüthend, ich kann mich nicht an dem General rächen, das ist mein Vorgesetzter; aber Du, Du bist mein Kamerad, Du hast es gewagt, die Beleidigung halb zu übernehmen, Du sollst sie ganz bezahlen; wir werden uns schlagen. — „Nun höre auch Du," erwiederte Dupont, „ich hab' Dich längst auf dem Strich; Deine Raufbold-Manieren sind mir zuwider, und ich werde Dir eine Lektion geben, an die Du denken sollst."

Fournier verbrachte eine schlechte Nacht, und ohne die Hoffnung, Dupont zu tödten, wäre er schier verzweifelt. Aber der Zweikampf fiel nicht aus, wie er gehofft hatte; denn Dupont versetzte ihm einen gewaltigen Degenstich. „Du stößest gut," sagte dieser beim Sinken. — Nicht übel, wie Du siehst. — „Ja, aber jetzt kenne ich Deine Kniffe,.. Du kommst mir nicht wieder bei,.. und sobald ich geheilt bin, werd' ich's Dir zeigen." — Du willst wieder anfangen? — „Das versteht sich."

In der That, nach wenigen Wochen standen sich Beide wieder gegenüber, und diesmal war es Fournier, welcher Dupont einen Stich versetzte. „Nummer 3," rief Dupont. Fournier hätte Nummer 3 gern mit dem Pistol abgemacht, aber Dupont beharrte auf dem Privilegium, wornach Offiziere sich mit ihren Waffen zu schlagen haben. Und er that wohl daran; denn die Geschicklichkeit Fournier's im Pistolenschießen war sprichwörtlich geworden. Er hatte seinen Bedienten gewöhnt, ein Geldstück zwischen den Fingern zu halten, und schoß es auf 25 Schritte weg. Ja, den Husaren seines Regiments, welche im Galopp vorbeiritten, zerbrach oft plötzlich das kurze Pfeifchen zwischen den Zähnen, ohne daß sie ahnten, daß Fournier es scherzweise zur Scheibe ausersehen hatte. Aber Nummer 3 blieb ohne Resultat und endete mit einer kleinen beiderseitigen Verwundung. Darob ärgerten sich die beiden Tollköpfe, und beschlossen den Kampf so lange fortzusetzen, bis Einer von ihnen sich für besiegt erkläre oder die Parthie aufgebe.

Dem zufolge redigirten sie nachstehenden kleinen Vertrag, welcher noch heute im Besitz des Obersten Berger ist: 1) So oft die HH. Dupont und Fournier sich auf 30 Stunden entfernt befinden, wird Jeder den halben Weg reisen, um die Degen zu kreuzen. 2) Ist Einer der Betreffenden dienstlich verhindert, so hat der Andere den ganzen Weg zurückzulegen, um die Pflichten des Dienstes mit den Bestimmungen des Vertrags zu vereinbaren. Eine andere Entschuldigung, als der Dienst, gilt nicht. Dieser Vertrag gelangte auch zur Ausführung. Sobald die beiden Narren zusammenkommen konnten, schlugen sie sich und schrieben sich dabei die sonderbarsten Briefe. „Ich bin vom Offizierkorps des Jägerregiments zu Lüneville zum Frühstück eingeladen — schrieb der Eine —. Ich beabsichtige, diese Einladung anzunehmen. Da Du nun gerade in Urlaub in der Stadt bist, so könnten wir meinen kurzen Aufenthalt zu einigen Degenstößen benützen. Ganz der Deine." — Oder: „Theurer Freund! Am 5. November, gegen Mittag, werde ich durch Straßburg kommen. Erwarte mich an der Post; wir werden uns einen Degenstich geben." Manchmal unterbrach das Avancement eines der Duellisten diese Zusammenkünfte. Art. 3 des Vertrages forderte Achtung der militärischen Hierarchie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es hat sich in Brüssel ein Verein gebildet gegen die Extravaganzen der sogenannten Krinoline; es dürfen nämlich bei dortigen Festen, Bällen ꝛc. keine Damen eingeführt werden, deren Unterröcke die Grenzen der Schicklichkeit (décence) überschreiten. Auf der andern Seite wurde dieser Tage bei einer Fête champêtre einer Dame ein Ehrenpreis zuerkannt, welche sich durch die umfangreichste Krinoline auszeichnete, die nicht weniger als 2 Mètres 56 Durchmesser und 7 Mètres 50 Umfang hatte.

Kindlich naiv. (Die Mutter kehrt von einer Reise zurück und hat die Tante mitgebracht.) Knabe (ihnen entgegenspringend): „Was hast

du mir Schönes mitgebracht, Mama?" Mutter: „Habe nur Geduld, Fritz, bis wir zu Hause angelangt seyn werden, ich habe eine Ueberraschung dir bereitet." Knabe (verschmitzt lächelnd): „Mama, ich errathe — o ich weiß, du hast wohl einen Drachen mir gebracht, um den ich so oft gebeten — ich habe schon gehört, wie du vor deiner Abreise zu Papa sagtest, diesmal werde ich wahrscheinlich den Drachen von unserer Tante mitbringen."

Zu den bemerkenswerthesten Erfindungen der neuesten Zeit gehört die des Glasermeisters Damian Kuhn in Freiburg im Breisgau. Er hat nämlich Fensterrahmen konstruirt, durch welche selbst bei den heftigsten und anhaltendsten Schlagregen nicht ein Tropfen Wassers in das Zimmer dringen kann. Bei der von der Oberbaudirektion vorgenommenen Prüfung bewährte sich diese Erfindung und Kuhn erhielt ein Patent hierfür auf 5 Jahre.

Bekanntlich tragen in den englischen Gerichtshöfen Richter und Advokaten gewaltige Perücken. Vor Kurzem nun ereignete es sich, daß während einer Sitzung ein Advokat den Präsidenten ersuchte, er möge ihm in Anbetracht der gewaltigen Hitze erlauben, sich seines majestätischen Kopfschmuckes zu entledigen. Der Präsident jedoch erklärte, es könne dieser Bitte nicht Folge gegeben werden und so trug denn der alte strenge Brauch den Sieg über die Temperatur davon.

Wenn Baron Liebig in München noch nicht weiß, wie er zu seinem Titel gekommen ist, kann er es aus der „Independance" erfahren. Als nämlich der Pariser Arzt, Dr. Trousseau, so erzählt man dem stets gut unterrichteten Blatte, seine erste Reise in Preußen machte, wurde er dem Könige vorgestellt, der mit ihm natürlich über die französischen Gelehrten sprach. „Preußen," antwortete der Doktor, „besitzt einen, der alle die unsrigen aufwiegt, das ist der Professor Liebig." „Liebig," sagte der König, „Liebig?" und „acht Tage darauf ernannte er den gelehrten Professor, seinen Unterthan, zum Baron."

Zur Anfertigung der Kostüme zu dem großen für das Jubiläum der Stadt München bestimmten Festzug soll eine eigene Schneiderwerkstätte in einem der Pavillons der Maximilians-Getreidehalle errichtet werden.

Berlin. Eine junge Beamten-Frau wollte vorige Woche nach ihrem ausnahmsweise um Mitternacht noch nicht heimgekehrten Gatten sehen, öffnete das Fenster, sah ihn auch in diesem Augenblick eintreten, leider aber das letzte Mal; andern Morgens war die Unglückliche in Folge von Erkältung auf beiden Augen blind. Die Aerzte geben keine Hoffnung auf Wiedererlangung der Sehkraft.

Balzac sagt: „Ich habe Frauen von allen Nationen gekannt und habe daher einige Erfahrung: die Italienerin glaubt sich nur dann geliebt, wenn ihr Liebhaber ein Verbrechen, die Engländerin, wenn er eine Thorheit, und die Französin, wenn er einen dummen Streich für sie zu thun im Stande ist."

Der Marschall Nikolaus de Blé, Marquis d'Uxelles (geboren am 24. Januar 1652, gestorben am 10. April 1730), ein Hagestolz und Menschenfeind, erwiederte auf die Frage, warum er nicht heirathe: „Ich fand noch keine Frau, deren Mann, und noch keinen Menschen, dessen Vater ich hätte seyn mögen."

Logogryph.

Hoffend kann der Blick sich heben
Auf zu Gottes Gnadenlicht,
Wird des Sünders Brust beleben,
Was zu dir das Ganze spricht;
Gott wird gütig ihn erhören,
Und der Friede wiederkehren!

Nicht wird lüstig es bethören,
Kommt ein Zeichen noch hinzu,
Leuchtend kann sich's nur bewähren,
Schwindet deines Lebens Ruh',
Hast mit Sorgen du zu ringen,
Die der Freund nur kann bezwingen!

Nimm die beiden ersten Zeichen,
Setz' ein anderes dafür,
Und dem Blick wird kühn sich zeigen
Mancher Wildniß stärkstes Thier.
Furchtbar tönt, ist es im Grimme,
Seine donnergleiche Stimme.

Auflösung des Worträthsels in № 81:
Neun. Neptun.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Sonntag, 11. Juli 1858.

Der todte Bräutigam.

(Fortsetzung.)

„Gott bewahre!“ rief Julius lachend, „aber hören Sie weiter. Wir kommen nun noch auf andere schöne Eigenschaften. Es versteht sich von selbst, daß die Braut keine Freundin von großen Toiletten ist; ein Cashemirshawl ist ihr ein Gräuel und sie begreift nicht, wie es Frauen geben kann, die sich mit Diamanten behängen. Der Lärmen greift sie an, alles Geräuschvolle fürchtet sie, deßhalb sind ihr Bälle eine Tortur und Theater langweilig. Das Königreich, das wahre Eden einer Frau ist nach ihren Begriffen der häusliche Kreis, das wahre, das einzige Glück die Verbindung zweier für einander geschaffener Seelen. Und die ihrige lebt nur in der Seele des Auserwählten und natürlich die seine nur in der ihren. Eine Hütte und ein Herz, Philemon und Baucis, Hero und Leander, Tasso und Leonore sind ihre Ideale. Kurz, mein Freund, ein Engel in weiblicher Gestalt, der eigens für Sie vom Himmel herabkam, was doch wahrlich von ihr eine recht große Aufmerksamkeit war.“

„Das will ich meinen!“ rief Eduard lachend.

„Mit einem Worte, man maskirt, man betrügt sich gegenseitig, daß es ein wahres Vergnügen ist; das dauert einige Monate unter der gewissenhaften Aufsicht einer nachsichtigen Mutter; man drückt sich die Hände, spielt zusammen Klavier, windet mitunter Garn ab, zischelt und zwitschert in allen Tönen, organisirt einen regelmäßigen Blumen- und Billetdourwechsel, — bis endlich, nachdem das verhängnißvolle Ja auf der Mairie ausgesprochen ist, die beiden glücklichen Gatten ihre Masken abwerfen und sich ohne Schminke mit all ihren Falten, Finnen und Flecken zeigen, ohne den Knoten mehr lösen zu können, der sie trotz all' ihrer Seitensprünge zusammenhält. Gestehen Sie also, daß die guten Leutchen, die sich Wochen und Monate lang täglich sahen, die vor einander paradirten, Cabriolen machten und ganze Orkane von Liebesseufzern nach allen vier Himmelsgegenden sandten, sich nicht besser kennen lernten als Fräulein v. Vieuville und ich uns kennen, obwohl wir uns nie sahen.“

Mit einer Redseligkeit, wie sie allen glücklichen Leuten eigen ist, ging Julius, nachdem dieses Thema erledigt war, in die kleinsten Details seiner Verhältnisse ein und erzählte nebenbei so umständlich Alles, was ihm von der Familie Vieuville bekannt war, daß Eduard bald nicht weniger als der Bräutigam selbst über die Braut und deren Eltern wußte.

Fröhlich und guter Dinge kamen sie in Paris an, als eben Julius mit seinen Mittheilungen zu Ende war.

„Wo werden Sie absteigen?“ fragte er seinen Freund.

„Meiner Treu! ich weiß es eigentlich selbst nicht;“ erwiederte Eduard. „Meine Absicht war, mich mit geschlossenen Augen dem Zufall zu überlassen und mich vom ersten Kutscher in irgend ein ihm beliebiges Hotel fahren zu lassen.“

„Die Rolle, die Sie dem Zufalle zudachten, will ich übernehmen und ich installire Sie kraft der nun als Stellvertreter des Zufalls mir zukommenden Autorität im Hotel Richelieu, Place Fabert, ein. Es ist selbstverständlich, daß Sie meiner Hochzeit beiwohnen.“

„Mit Vergnügen, wenn Sie so freundlich sind, mich einzuladen.“

„Komische Sache ums Leben, nicht?“ fügte Julius von Cerisy hinzu. „Gestern noch kannten wir uns nicht, und heute . . .“

„Sind wir Freunde,“ ergänzte Eduard.

2.

Julius v. Cerisy steuerte dem sichern Hafen, Eduard Bernier dem Cap der guten Hoffnung zu. Alles lächelte dem Einen, der, unter einem glücklichen Sterne geboren, einen mit Rosen bestreuten Lebensweg betrat. Alles drohte dem Andern, der ohne Ballast, ohne Ladung, ohne Boussole mitten im unruhigen Meere des Lebens dahinschwamm.

Es ist demnach klar, daß, wenn man einen Dritten gefragt hätte, wer von den Beiden er seyn möchte, ob Eduard oder Julius, sich dieser Dritte für Julius entschieden hätte, was den armen Teufel; — wir meinen Herrn v. Cerisy — nicht hinderte, sich in der ersten Nacht seines Aufenthaltes in Paris schneller als man die Hand umdreht, von einer unerbittlichen Kolik wegraffen zu lassen.

Niemand wird bestreiten, daß in diesem Ereignisse eine schon so oft dagewesene Bestätigung des Sprichwortes liegt: „heute roth, morgen todt". Ebenso klar zeigt uns das plötzliche Verscheiden des jungen Mannes, daß stets in der Luft an einem dünnen Faden, den der geringste Hauch zerreißen kann, ein Damoklesschwert über unsern Häuptern hängt, welches plötzlich die Trauer zum Lachen und die Freude zum Weinen bringen kann.

Eduard entledigte sich, wie sichs gebührt, der traurigen Pflichten, die dieses Ereigniß ihm auferlegte. Er traf die nöthigen Vorbereitungen hinsichtlich einer anständigen Beerdigung und begab sich dann, da er wußte, daß der Verstorbene bei seiner Braut sehnlichst erwartet wurde, am frühen Morgen des andern Tages zu Herrn von Vieuville, in der redlichen Absicht, ihm die Papiere des Verstorbenen und die Nachricht von der unerwarteten Katastrophe zu überbringen, durch welche sich Clemence um ihre muthmaßlichen Hoffnungen betrogen sah.

3.

Herr v. Vieuville, seine Frau und Fräulein Clemence waren auf dem Lande in Maison Laffitte. Eduard setzte sich demnach auf die Eisenbahn und fuhr hin. Jeder Andere hätte dasselbe gethan.

Am Gitter des Schlosses aber angelangt — es war ein wirkliches Schloß — schrien die Bedienten — es waren wirkliche Bedienten in anständigen Livréen, die Herr v. Vieuville hier aufgestellt hatte, um sich von der Ankunft seines Schwiegersohnes augenblicklich benachrichtigen zu lassen: „Er ist's, er ist's," während sie ihn mit allen Ehren empfingen, die seiner künftigen Stellung in der Familie gebührten.

Wenige Augenblicke später kam der Schwiegervater selbst mit der ganzen Schnelligkeit, die ihm seine verteufelte Gicht erlaubte, herbeigehüpft, schloß den überraschten jungen Mann in seine Arme und zog ihn, ohne daß Eduard Zeit fand, nur ein einziges Wort zu sagen, in den Gartensalon, wo er ihn seiner Frau als Schwiegersohn und seiner Tochter als künftigen Gatten vorstellte.

Das Mädchen war reizend und glühte im züchtigen Purpur einer ersten Begrüßung des Verlobten.

Der Schloßherr, ein runder, jovialer Herr mit gutmüthigen röthlichen Zügen, hatte das einnehmendste Aussehen und die Mutter mit ihren grauen Haaren und dem dreifachen Kinne, welches gemüthlich wackelte, wenn sie sprach, war offenbar unfähig, je eine jener giftigen Harpyjen zu werden, die sich mit der Tochter gegen die Ruhe des Schwiegersohnes verschwören; kurz es war ein Haus und eine Familie, in deren Mitte Wurzel zu schlagen nicht unangenehm seyn mochte, besonders wenn man sich von konträren Winden gepeitscht sah, die Einen weiß Gott wohin schleudern konnten.

War es nach allem hier Gesagten ein Wunder, wenn Eduard der Versuchung nicht widerstehen konnte, von den Umständen zu profitiren? Er spielte die Rolle, welche man ihm aufdrang und übergab den Eltern der Schönen die Briefe, die ihnen der Verstorbene hätte bringen sollen.

Man ging zum Speisen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein langes Duell.

(Schluß.)

Diese sonderbare Geschichte dauerte ungefähr 14 Jahre und machte s. Z. viel Aufsehen. Es ist wirklich kurios, sagte Fournier manchmal, daß ich diesem Satan von Dupont nicht an's Leben kann. Mittlerweile wurde General Dupont zur Armee nach Graubündten geschickt. Dupont war dort nicht erwartet und nichts zu seiner Aufnahme hergerichtet, was um so fataler war, als es in dem Orte, wo der Stab lag, nicht einmal ein Wirthshaus gab. Der General suchte lange vergebens nach einem Unterkommen, als er eine Hütte gewahr wurde, in welcher ein lustiges Feuer flammte. Dupont zögerte nicht, den glück-

lichen Besitzer des Schweizerhäuschens um Gastfreundschaft anzugeben . . er öffnet . . . tritt ein. Ein Mann saß schreibend an einem Tische; beim Oeffnen der Thüre wendet er den Kopf um, erkennt den Störenfried und sagt, ehe er noch die Schwelle übertreten hatte — „Ah! Du bist's, Dupont . . . Wir werden uns einen Degenstich geben." —

„Parbleu, recht gern," sagte Dupont zu Fournier, denn er war's, und Beide zogen vom Leder. Während sie stießen, parirten und repostirten, sagte Fournier: „Ich glaubte, Du seyst im Innern." — Der Minister placirt mich im 4. Corps. — „Sieh' mal, wie sich das trifft, ich kommandire die Kavallerie!" . . . Du bist also erst vor Kurzem angekommen? — „So eben steige ich aus dem Wagen." — Und Du hast sogleich an mich gedacht; ei wie hübsch! — Endlich stieß der Degen des Generals Dupont, nachdem er durch den Hals Fourniers gedrungen war, gegen die Mauer. — „Verdammt!" schrie Fournier. Gelt, Das hast Du nicht erwartet? — „Doch, doch. Aber Du erwartest nicht, was geschehen wird." — So? Was wird denn geschehen? — „In dem Augenblicke, wo Du zurückziehst, versetze ich Dir Eins in den Leib und tödte Dich." — Das wirst Du bleiben lassen. — „Warum?" — Ich ziehe meinen Degen nicht zurück, ich laß Dich angenagelt, bis Du Deine Waffe wegwirfst. Thu' es! — „Nein, ich muß Dich tödten." — Wer weiß, wie dieser Vorfall geendet hätte, wenn nicht der Lärm glücklicher Weise die Offiziere herbeigerufen hätte, welche die Streitenden trennten.

Dupont, der Vernünftigere, dachte oft über die Absurdität dieses Streites nach und fragte sich, ob es nicht das Beste wäre, Fournier zu tödten, um der Sache ein Ende zu machen. Ueberdies wollte er sich verheirathen. Eines Morgens ging er denn zu Fournier. „Ach! Du kommst, um wegen eines Degenstoßes Verabredung zu nehmen," — sagte dieser, sobald er ihn eintreten sah. Möglich. Aber vorher wollen wir mit einander sprechen. Hör' mal, ich will mich verheirathen und möchte, Du begreifst, erst mit Dir fertig seyn. — „Ho! Ho!"

Unser Streit dauert nun 19 Jahre. Ich will eine Lebensweise, welche meiner Frau unangenehm seyn müßte, nicht länger treiben. Ich schlage Dir vor, uns auf Pistolen zu schlagen und der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. — „Unmöglich kannst Du Das wollen!" schrie Fournier erstaunt. Ich weiß, daß Du sehr geschickt bist; aber höre, was ich aussann: Einer meiner Freunde hat zu Neuilly eine Baumpflanzung; sie ist mit einer Mauer umgeben und hat einen Eingang auf den beiden Enden. Wir treten zu einer bestimmten Stunde durch die beiden Thore, mit unseren Halfterpistolen bewaffnet, ein, suchen uns und feuern, sobald wir uns sehen. Willst Du? — „Ja, Donnerstag um 10 Uhr." — Gut!

Tag und Stunde fand Beide am bestimmten Ort. Sie traten ein und rückten, aufmerksam spähend, lauschend, die geladene Pistole in der Hand, sich suchend, gegen einander vor. Bei der Wendung einer Allee sahen sie sich, und husch, waren Beide hinter einem Baum. Nach längerem Warten beschloß Dupont, zu handeln; er ließ seinen Rockzipfel und sodann die halbe Armesdicke hervorgucken und zog ihn rasch wieder zurück. Daran that er wohl, denn sofort flog ein großes Stück der Baumrinde weg. Fournier hatte Einen Schuß verloren. Nach einigen Augenblicken fing Dupont das nämliche Manöver auf der andern Seite an und zeigte einen Theil seines Hutes. Sogleich war's um den Hut geschehen. Glücklicherweise war der Kopf nicht drin und Fournier hatte seinen zweiten Schuß verloren. Nun kam der listige Dupont aus seiner Verschanzung heraus und ging auf den Gegner los, der ihn wie ein Tapferer, der er war, erwartete. Auf 2 Schritte von ihm angekommen sagte er: „Ich könnte Dich tödten; ich wäre in meinem Recht; aber ich kann nicht kaltblütig auf ein menschliches Geschöpf schießen und schenke Dir das Leben." — Wie du willst. — — „Ich schenke Dir's . . für heute, versteh' mich wohl. Ich lasse Dich im Genusse meines Eigenthums. Aber wenn Du mich quälst, wenn Du Händel mit mir suchst, — dann wisse, daß ich rechtmäßiger Besitzer von zwei eigens für Deinen Schädel bestimmten Kugeln bin — und wir fahren dann fort, wo wir heute aufhörten." — So schloß das Duell, welches 1794 begann und erst 1813 endete.

Mannigfaltiges.

Schon vor einiger Zeit haben die amerikanischen Schachspieler die Londoner aufgefordert, Herrn Staunton hinüber zu schicken, um mit einem ganz jungen Menschen eine Parthie für 1000 Pfd. zu spielen. Im Falle Staunton verlieren würde, wollen sie ihm die Kosten der Reise bezahlen. Staunton hat es nicht angenommen. Nun ist

der junge Amerikaner in London gelandet; er heißt Morphy, ist aus Louisiana und 21 Jahre alt. Im Alter von 13 Jahren schlug er bereits den berühmten Schachspieler Löwenthal. Seine amerikanischen Patrone bieten 1000 Pfd. und wollen jede beliebige Summe auf ihn wetten. Ein Engländer in Amerika, Namens Paulsen, hat das bisher unerreichte Kunststück gemacht, zehn Partien gleichzeitig (ohne Ansehen des Schachbretts) zu spielen. Herr Morphy, von uns darüber befragt, meinte, er habe bisher blos mit sieben Parten versucht. Er habe übrigens mit Paulsen gespielt und von dreizehn Partien zwölf gewonnen. Auch die deutschen Schachspieler werden Gelegenheit haben, Herrn Morphy's sehr geniales Spiel zu sehen, da er nach Berlin zu gehen gedenkt, wahrscheinlich um den Helden des deutschen Schachspiels, Anderson, aufzusuchen.

Urtheil eines Chinesen. Vor einigen Jahren reiste ein Chinese nach Europa. In London fragte man ihn, was er am Auffallendsten finde? Er antwortete: Zuerst eure Stadt, denn in derselben sind die Häuser so dicht gedrängt, wie die Schuppen auf dem Rücken eines Fisches, so daß die Einwohner nicht athmen können; sodann die Männer, weil sie in dem Oberkleide (dem Rocke) den Schwanz der Thiere nachahmen (er meinte den hinten hängenden Frackrock), und in der Kopfbedeckung (er meinte den Hut) den Mörser des Apothekers, und weil sie Brillen tragen, auch wenn sie nicht lesen. — Man möchte doch ehrlich fragen, ob der Chinese nicht Recht habe in seinem scharfen Urtheil?

Ungarn. Aus Otomany (Biharer Komitat) wird eine originelle Art mitgetheilt, wie der dortige Richter in seinem Ort die Sicherheit des Eigenthums herstellte. Er berief die verdächtigen Bewohner und ließ ihnen die Wahl, entweder sich jeden Abend zu stellen und die Nacht im Gemeindehause zuzubringen, oder für Alles, was im Ort gestohlen wird, verantwortlich zu seyn, resp. die durch Diebstahl entstandenen Verluste zu ersetzen. Sie wählten letzteres und vertreten nun zum großen Vortheil ihrer Mitbewohner die Nachtwächterdienste.

Neuer Komet. Der auf dem Gebiete der Astronomie sehr glückliche Beobachter Donati in Florenz hat, von dem heitersten Himmel begünstigt, schon wieder einen neuen Kometen entdeckt, der möglicherweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann. Die bisherige Feststellung läßt auf eine überaus langsame Bewegung, also auf eine unermeßliche Entfernung von der Erde und der Sonne und somit auf eine bedeutende Größe des Kometen schließen. Bis jetzt kann man noch nichts über Kern und Schweif feststellen, indeß wird man bald an die Berechnung der Bahn gehen.

Humanes Vergnügen. Die Straßen Petersburgs sind in diesem Monat, einer alten Sitte nach, ungewöhnlich mit von Vögeln bevölkerten Körben angefüllt, um den Vorübergehenden Gelegenheit zu bieten, für einige Kopeken einem Vogel die Freiheit wieder zu geben. Diesmal kamen beim Fortfliegenlassen viele Anspielungen auf die Freilassung der Bauern vor.

Kürzlich ist in St. Gallen der Fall vorgekommen, daß ein junger Wittwer — die Großmutter seiner verstorbenen Frau geheirathet hat.

Zweisylbige Charade.

Mancher, der den ernsten, festen Willen
Nicht im raschen Fluge sieht erfüllen,
Zeigt darob ein zürnendes Gesicht.
Doch wird schnell des Zornes Flamm' sich legen,
Kommt sein holdes Weib ihm so entgegen,
Wie's zu dir die Erste freundlich spricht!

Nicht im stillen thatenlosen Frieden,
Nur wenn Kugeln niederschmetternd wüthen,
Nur im ernsten, heißen Schwertertanz,
Wenn Gefahren dräuend dich umgeben,
Alle Freuden deinem Blick entschweben,
Zeigt die letzte ihren hehren Glanz!

Als mir jene himmlischen Gefilde
Erster Liebe zauberisch enthüllte
Sie, der tugendhaften Frauen Zier —
Was mir da aus Laura's holden Blicken
Strahlte und mit innigem Entzücken
Mich erfüllte, zeigt das Ganze Dir! —

Auflösung des Logogryphs in № 82:
Reue. Treue. Leue.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Dienstag, 13. Juli 1858.

Der Jäger aus Churpfalz.

Der Jäger aus Churpfalz,
Er reitet durch den grünen Wald
Wohl in der Morgenstund',
Singt lustig in die Rund':
:/: Juh, ja juh,
Ja, lustig ist die Jägerei
:/: Allhier auf grüner Haid'! :/:

Wir ziehen auf die Birsch
Nach Auerhahn und Edelhirsch.
Ein Pfalzgraf ist mein Herr,
Ein Jäger ich und er.
:/: Juh, ja juh, ꝛc.

Viel mehr als Gut und Geld
Der grüne Wald mir wohlgefällt;
Mehr als ein Herzogshut
Gilt mir mein frischer Muth.
:/: Juh, ja juh, ꝛc.

Mein Horn mit hellem Schall,
Das klingt wohl über Berg und Thal;
Die Rehe flüchtig geh'n,
Die Mägdlein bleiben steh'n.
:/: Juh, ja juh, ꝛc.

Und ist das Lieben aus,
Dann reit' ich vor den Feind hinaus
Und stoß' in's Horn tra ra —
Der Pfalzgraf, er ist da!
:/: Juh, ja juh, ꝛc.

Der Jäger aus Churpfalz,
Der Vorderst' ist er, wenn es knallt;
Er steht für seinen Herrn
Mit Blut und Leben gern.
:/: Juh, ja juh, ꝛc.

X.

Der todte Bräutigam.

(Fortsetzung.)

Eduard wurde neben seine Zukünftige gesetzt, die wenig sprach, aber desto mehr erröthete, eine Art Beredtsamkeit, die in der Liebe die Worte ersetzt.

Clemence war eine junge, einfache Person von achtzehn bis neunzehn Jahren, mit einem Engelsgesichtchen, einem unschuldigen Blicke und einer reinen Stirne, die von zwei Zöpfen ihres braunen Haares umrahmt war. Ihr Anzug war ebenso frisch und einfach wie ihre Person. Ein lilagestreiftes Organdinkleid, dessen kleiner Ausschnitt mit einem keuschen Battist-Fichu bedeckt war, welches den zarten Nacken vorwitzigen Blicken zu entziehen suchte, ein schwarzes Taffetschürzchen und schwarzseidene Handschuhe, welchen milchweiße Finger mit rosigen Nägeln entschlüpften, war ihre ganze Toilette.

Wie wenig glich sie dem Bilde, welches Julius von den Männer suchenden Fräuleins entworfen hatte!

Aber auch Eduard war nicht übel. Sein Blick war feurig, seine Haare natürlich gelockt, seine Gestalt schlank und kräftig, sein Fuß elegant, seine Hand zart und sein Schnurrbärtchen unternehmend gedreht. Alle diese Eigenschaften bewirkten, daß Clemence jenes klassische ich weiß nicht was empfand, welches die Psychologen so schlecht definiren und daß ihr Fichu schneller als sonst auf- und abwogte, wenn er das Wort an sie richtete. Im rechten Maße galant und zuvorkommend gegen das junge Mädchen, aufmerksam und artig gegen die Eltern, liebenswürdig und witzig in seinen Antworten, dabei gesetzt und männlich hatte Eduard in weniger als einer ganzen Stunde die Familie für sich gewonnen.

Nach dem Essen beim Kaffee nahm die Kon-

versation, die sich bisher über Allgemeines verbreitet hatte, eine bestimmtere Richtung. Man sprach von der Mitgift, machte Pläne für die Hochzeitsreise, äußerte sich über die Ausfertigung und über hunderterlei andere hübsche Dinge, die einem Mädchen den Ehestand in einem so rosigen Lichte erscheinen lassen, daß die Meisten ohne weiteres Bedenken das Ja aussprechen, über welches so Viele hinterdrein oft schon die bittersten Grimassen geschnitten haben.

Abends machte die glückliche Familie einen Gang durch den Park.

Da Herr v. Vieuville Gicht hatte, gab ihm selbstverständlich seine Frau ihren Arm und Beide gingen jenen langsamen Schritt, womit alte Leute gewissermaßen ihre Furcht vor der Ankunft am letzten Ziele zu verrathen scheinen.

Eduard und Clemence hingegen gingen den raschen, ungeduldigen Schritt der Jugend, die an der Gegenwart nur vorüberstreift und lachend der Zukunft entgegeneilt, welche ihnen so heiter zuwinkt.

Die Alleen waren schattig und kühl. Es herrschte in ihnen jenes trauliche Schweigen, jener stille Friede, der so unwiderstehlich zum sanften Drücken der Hände, zum Austausche zärtlicher Worte, zum leisen Geständnisse der süßen Empfindungen liebender Herzen ermuntert. Auf den dünnen Zweigen der Bäume schaukelten sich kosende Vögel, die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt und von Rose zu Rose, von Blume zu Blume flatterten Schmetterlinge und summten verliebte Käfer. War dies nicht der einladendste Moment für Eduard und Clemence, nähere Bekanntschaft zu machen?

Zu unschuldig und offen, zu frei von aller Kokettterie, als daß sich Clemence befangen gefühlt hätte, während sie neben dem jungen Mann ging eröffnete sie daher heiter das Gespräch und zwar mit der verfänglichen Frage, ob er noch das Porträt besitze.

Teufel! dachte der junge Mann; davon hat mir Julius kein Wort gesagt.

„Ihr Porträt, mein Fräulein?“ erwiederte er. „Gewiß, es ist hier auf meinem Herzen, es hat mich nie verlassen.“

„Und finden Sie, daß es mir gleicht?“

„Ja, das heißt nein, denn Sie sind tausendmal schöner.“

„Ich bitte, nur keine Komplimente, sondern Ihre aufrichtige Meinung.“

„Sie wissen also nicht, in welchem Grade Sie hübsch sind? Dies bringt mich auf die Vermuthung, daß ich der Erste bin, der es Ihnen sagt.“

„Ich weiß, daß ich gerade nicht zu den Allerhäßlichsten gehöre,“ erwiederte lächelnd das junge Mädchen, „aber das ist Alles.“

„Ich liebte Sie bereits mit vollem Vertrauen auf die Aehnlichkeit Ihres Porträts, aber jetzt . . .“

„Ein Geständniß ist des andern werth,“ entgegnete Clemence. „Wissen Sie, mit welchem Gefühle ich Ihrer Ankunft entgegensah?“

„Dies ist eine kitzliche Frage.“

„Mit einer ganz unbeschreiblichen Angst.“

„So? — Und warum denn?“

„Als man mir sagte, daß Sie unterwegs seyen, überraschte ich mich auf dem Wunsche, — nicht, daß Ihnen ein Unfall begegne, nein, dazu bin ich viel zu gut; aber daß Sie auf irgend eine andere Art verhindert würden, anzukommen.“

„Und darf ich wissen, warum Sie dies wünschten.“

„Weil ich Sie häßlich fand.“

„Wie? Sie fanden mich häßlich? aber wir sahen uns ja nie.“

„Und Ihr Porträt?“

Immer besser! dachte Eduard, sie hat also auch das Porträt von Julius . . . ah, da sitze ich ja in einer ganz abscheulichen Sauce.

„Aber trösten Sie sich,“ fuhr Clemence fort, „Sie gleichen diesem Porträte gar nicht.“

Ich glaube es gerne, dachte der junge Mann.

„Erstlich sind Ihre Haare braun.“

„Nun, und am Bilde?“

„Roth, mein Herr, roth wie Cinober. Dann haben Sie eine höhere Stirne, einen weniger gefärbten Teint, keine so dicke Nase und keinen so borstigen Bart.“

Nicht übel, dachte Eduard, ganz Julius, wie er leibte und lebte. „Ich habe eine bedeutende Krankheit durchgemacht,“ fügte er laut hinzu; „wie es scheint, hat sie mich ziemlich verändert.“

„Nun dann dürfen Sie sich gratuliren, krank gewesen zu seyn, denn ich gestehe offen, daß ich es Ihrer Ehrenhaftigkeit anheimstellen wollte, von einer Partie abzustehen, die offenbar mein Unglück mit sich gebracht hätte.“

„Und wollen Sie dies noch?“

„Jetzt will ich, daß Sie vor Allem Ihrem Marseiller Maler sagen, was für ein Schmierer er sey; — und dann —“

Clemence vollendete ihren Satz nicht, sondern sie bückte sich schnell, um ein Blümchen zu pflücken und so ihre Verlegenheit über ihr unvorsichtiges „und dann“ zu verbergen.

„Apropos!“ sagte sie nun plötzlich, „Sie wissen nicht, daß ich einen großen Fehler habe.“

„Wirklich? — Und der wäre?"

„Ich kann nicht Klavier spielen."

„Bah!"

„Ich hatte angefangen, es zu lernen, da ich aber bald sah, daß ich es nie weiter bringen würde, so machte ich meinem Lehrer eine ergebenste Reverenz und ließ ihn laufen."

„Ich wußte ja, daß Sie in Allem vollkommen sind, — aber Sie haben vorhin einen Satz unvollendet gelassen —"

„Welchen?"

„Sie wollen sich nicht erinnern? — Und dann, sagten Sie —"

„Ich besinne mich vergebens."

„Ah, ich weiß schon, Sie wollten mir etwas sagen, was recht hart, recht grausam gewesen wäre und was Sie jetzt aus Herzensgüte verschweigen."

„Ja, ja, Sie können Recht haben," erwiederte die Schelmische.

„Nun, so sprechen Sie es nur unverhohlen aus, was war es?"

„Ich sagte doch vorhin, daß es mein lebhafter Wunsch war, Sie nicht ankommen zu sehen, nicht wahr?"

„Ja; nun?"

„Nun," stotterte Clemence mit unsicherer Stimme und jungfräulichem Erglühen, „nun danke ich Gott, daß er mich nicht erhört hat."

Und schnell zu ihren Eltern zurücklaufend, verbarg Clemence ihr Gesicht am Busen ihrer Mutter, die nicht recht wußte, wie sie zu einer so plötzlichen Umarmung kam.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alphornmarsch.

Der schöne Alphornmarsch, wenn der erschallt,
Kaum halt' ich da die Thränen zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad blies ihn in mancher Nacht,
Hat schönen Mädchen ihn als Ständchen dargebracht.
Und noch zuletzt, in der allerhöchsten Noth,
Klang er vom Munde ihm bei seinem jähen Tod.

Es sind aus früheren Zeiten her in der Schweiz viele Erzählungen bekannt, welche das Heimweh zum Gegenstand haben. Auch hat diese unbeschriebene Sehnsucht, die den vom heimathlichen Boden entfernten Alpensohn hin und wieder ergreift, ihn gleich einem aller Arzneimittel spottenden Fieber schnell verzehrt und tödtet, in mehreren spezifisch schweizerischen Nationalliedern einen eigenthümlich ergreifenden und wehmüthigen Ausdruck gefunden. Aber obwohl das alte Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz, da fing mein Trauern an," und ein neueres, welches davor warnt, den Schweizern in der Fremde die Melodie des Heerdenreigens zu singen, noch im Munde des Volkes fortleben, so hat sich doch der Glaube an eine solche unüberwindliche, krankhafte Sehnsucht nach dem Heimathlande selbst in der Schweiz mehr und mehr verloren; ja man hört trotz der ungeheuren Anzahl von Schweizern, die im Auslande ihr Glück suchen und sich über das ganze Erdenrund hin zerstreuen, so zu sagen kein Beispiel mehr davon erzählen, daß die Liebe zur Heimath sich in eine tödtliche Krankheit verwandelt hätte. Und wenn ein Landsmann, der sich nach Amerika oder Australien auszuwandern vorgenommen, nach vierzehn Tagen oder drei Wochen zurückkäme und als Grund seiner Rückkehr das Heimweh vorschützte, so befürchte ich fast, er möchte ebenso wenig Glauben finden, wie wenn er behaupten würde, das Meer sey zugefroren und er habe sich deßhalb nicht einschiffen können.

Wenig fehlte daran, daß ich während meines Aufenthaltes im Ausland in puncto Heimwehs auch zu einem so total ungläubigen Thomas geworden wäre. Wohl traten jedesmal, wenn die Unterhaltung auf die Schweiz kam, die grünen Thäler der Heimath, die riesigen eisumpanzerten Gebirgsstöcke, die schäumenden Wasserfälle mit ihrem tausendfach im Sonnenglanze schimmernden Farbenspiel, die bald klaren und lieblichen, bald dunkel und düster gefärbten Bergseen lebhaft vor meine Phantasie und die Erinnerung an sie durchwebte mein Herz gleich einem heitern Traum; einen wehmüthigen oder traurigen Eindruck aber ließen mir diese Bilder niemals zurück und weit entfernt, eine derartige Unterhaltung zu scheuen und zu vermeiden, ergriff ich im Gegentheil jede Gelegenheit zu einer solchen mit Vorliebe. Auch bemerkte ich an keinem meiner Kameraden eine hinbrütende, finstere Stimmung, wenn irgendwo in Gesellschaft eine blondhaarige Lady eine freilich verkünstelte Schweizermelodie unter Klavierbegleitung mit heiserer Stimme mißhandelte oder das Gespräch auf ihre Schweizerreise hinlenkte und ihr in rothen Saffian eingebundenes „Itineary of Schwitzerland" als Kommentar dazu hervorholte.

Weit weniger noch als bei den Offizieren des Regiments, bei dem ich stand, konnte ich längere Zeit hindurch bei den Soldaten eine Spur der krank-

haften Sehnsucht nach der Heimath, welche früherhin namentlich unter den als Militärs im Ausland lebenden Schweizern grassirt haben soll, wahrnehmen. Die Leute fanden sich im Gegentheil sehr schnell und ohne Widerstreben in die fremdartigen Verhältnisse und in die veränderte Lebensweise hinein; selten hörte man ihre Unterhaltung sich um ihr entferntes schönes Vaterland drehen. Hätten sie nicht hie und da ein Schweizerlied gesungen, man wäre zu glauben versucht gewesen, die wenigen Wochen oder Monate hätten hingereicht, um das Bild der Heimath aus ihrem Gemüth auszuwischen. Im Uebrigen beschränkten sich die Erinnerungen an das Vaterland und seine Sitten darauf, daß hin und wieder ein stämmiger Emmenthaler oder Entlibucher oder Berner Oberländer ein paar händelsüchtige Matrosen so recht vaterländisch „bodigte" oder bei irgend einer Schönen zu „fenstern" versuchte, was bei den starren Begriffen der Engländer über die Unverletzlichkeit des Hausrechts selten gut aufgenommen wurde.

So war man ziemlich allgemein zu der Ansicht gekommen, das Heimweh sey entweder überhaupt in das Bereich der Sage und Dichtung zu verweisen oder es müsse in neuerer Zeit wenigstens, in Folge des größeren Verkehrs und der häufigeren Reisen der Schweizer ins Ausland, aus ihrem Nationalcharakter verschwunden seyn. Ein merkwürdiger Fall, der sich in der Folgezeit beim Regimente ereignete, bewies uns aber, wie voreilig unsere Annahme gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Gastfreiheit. Bei einer zahlreichen Gesellschaft, bestehend aus Leuten von den verschiedensten Ländern, stritt man sich, welches wohl das gastfreieste Land auf Erden sey. Der Eine nannte dies, der Andere jenes; endlich legte auch ein Preuße seine Stimme ein und meinte, Preußen sey gewiß das gastfreieste Land auf Erden, denn, sagte er, „sehen Sie nur einmal Berlin an, dort kann doch ein Jeder für sein Geld haben, was er nur immer will."

Unter den auf dem „Himalaya" aus Indien heimgekehrten Invaliden befindet sich ein interessanter Fall: ein Gemeiner vom 93. Hochland-Regiment, James Packer mit Namen, dem eine Muskelenkugel in das linke Schlafbein hinein und beim rechten hinausgefahren war. Sie mußte somit ihren Weg durch das Gehirn genommen haben. Die Folge davon war, daß der Getroffene zur Stelle blind wurde; sonst befindet er sich wohl.

Aus Thüringen. Ein Bauer liest in der Zeitung: „Köln, am 7. Dezember. Heute kam Se. Majestät der König zu den Jubiläums-Festlichkeiten des 12. Garderegiments zu Fuß von Berlin hier an." — „Ne, aber das muß ich sage, da müß der König gut zu Fuß sey', wenn e so von Berlin bis Köln geht, un bei der Kälte; er hat doch wohl Pfere un Wagen genug."

Der Gewerbsverein aus Hannover hat eine goldene Medaille und einen Preis von 300 Thlr. für die Erfindung von Zündzeugen ausgesetzt, welche weniger gefährlich sind, als die Phosphorstreichhölzer. Preisbewerber haben ihre Fabrikate bis 1. Januar 1859 einzusenden.

Frankfurt a. M. Ein Türke, welcher hier sein Rosenwasser, sowie andere Handelsartikel des Ostens ausbietet, gerieth mit einer Schönen wegen des Preises in Zwist und entgegnete, als ihm deren Stachelworte zu nahe gingen, mit dem einfachen Fluche: „Möge dein Leib deiner Kleidung nachwachsen!" Die Frau, welche eine bedeutende Crinoline trug, ward von Schreck betroffen und verließ eiligst den Markt!

Zweisylbige Charade.

Läßt vom Schmerze Du Dich überwinden,
Spricht die Seele sich in Klagetönen aus,
Ist die erste Sylbe leicht zu finden;
Denn wo Trauer weilet, ist auch sie zu Haus.

Doch gelabet wird das Herz sich fühlen,
Stärkt Dich meiner zweiten Sylbe Heldenmacht;
Ruhe wirst im Kampfe Du erzielen,
Wenn mit Ernst und Würde feurig sie erwacht.

Meines Ganzen Deutung birgt die Liebe
Schwärmend in dem Busen; zeigt in Mienen sich;
Kündet Deines Mädchens sel'ge Triebe;
Spricht dem Jüngling schüchtern zu: „Ich liebe Dich!"

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 83:
Sanftmuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Freitag, 16. Juli 1858.

Des Deutschen Schatz.

Sie saßen zusammen beim funkelnden Wein —
Italiens Sohn sprach voll Feuer:
„Welch' Land hat, wie mein's, einen Himmel so rein?
Mein Land, das so lieb mir und theuer!“

„„Das acht' ich Alles für Schaum nur und Wind!
Was kümmern mich Himmel und Sonne!
Doch, daß wir Beherrscher der Meerfluth sind, —
Ja, das ist mein Ruhm, meine Wonne!““

So Englands Sohn. Doch der Franzmann d'rauf:
„„Wo des Cäsar und Scipio Wiege,
Da pflanzten wir einst uns're Fahnen auf,
Als der Kaiser uns führte zum Siege!““

Und nun, du blondlockiger deutscher Mann,
Was willst du denn rühmen und preisen?
Der sprach kein Wort; eine Weile er sann,
Dann sang er die lieblichsten Weisen.

Der Heimath Lieder! Die klangen so klar
Aus dem tiefsten der innersten Herzen,
Die klangen so seltsam, so wunderbar,
Bald Wonne erregend, bald Schmerzen;

Die klangen, als ob ein brausender Wind
Durch die Aeste des Eichenwalds jagte,
Und wieder, als ob ein verlornes Kind
Am Haselstrauch weinte und klagte.

Es sahen verwundert die Männer sich an,
Es zuckte durch all' ihre Glieder:
„Blondlockiger, träumender deutscher Mann,
Hast auch einen Schatz: deine Lieder!

„Die kannst du bergen tief, tief im Gemüth,
Durch die Fremde, die traurige, tragen!
O du herzdurchdringendes deutsches Lied,
Hast in Bande uns all' heut geschlagen!“

Der todte Bräutigam.

(Fortsetzung.)

4.

Als Eduard sich im jugendlichen Leichtsinne von der sich darbietenden Gelegenheit hatte verführen lassen, die Rolle des Bräutigams zu spielen, war er weit entfernt, daran zu denken, welche ernste Wendung die Sache nehmen würde. Er sah sich nun von der Nemesis ereilt, denn er litt die doppelten Qualen einer Liebe ohne Hoffnung und der ernstlichen Gewissensbisse über eine Handlung, deren schwere Folgen er erst bei ruhiger Ueberlegung erkannte. Er begriff, daß er um keinen Preis seinen frevelhaften Spaß länger fortsetzen dürfe und so erklärte er denn am andern Morgen nach einer schlaflosen Nacht, als ihm Herr v. Vieuville einen Spaziergang im Walde von St. Germain vorschlug, daß er unverzüglich abreisen müsse.

„Wie! Abreisen? — Und wohin?“ fragte der überraschte Schloßherr.

„Nach Paris,“ erwiederte Eduard. „Ich habe ein Geschäft zu besorgen, welches sich nicht aufschieben läßt.“

„Aber, ums Himmelswillen! was für ein Geschäft können Sie in einer Stadt haben, die Sie gestern zum ersten Male passirten und in der Sie Niemanden kennen?“

„Ich kenne Niemanden, das ist ganz richtig, mein lieber Schwiegervater; allein ich muß demungeachtet fort.“

„Ich errathe, was es ist, mein Schwiegersohn; Sie wollen sich Geld bei Ihrem Bankier holen.“

Wollte Gott, ich hätte einen Bankier, dachte Eduard.

„Aber was fällt Ihnen ein!“ fuhr Herr v. Vieuville fort. „Steht Ihnen meine Kasse nicht zur Verfügung?“

„Ganz gewiß — ich bin überzeugt — aber —"

„Wenn Sie durchaus darauf bestehen, bei Ihrem Bankier Ihre Fonds zu erheben, können wir nicht einen Bedienten hinschicken, den ich Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung stelle und für dessen Ehrlichkeit ich Ihnen hafte?"

„Sie sind unendlich gütig, aber —"

Eduard hatte inzwischen Herrn v. Vieuville allmälig bis ans Hofgitter geführt, welches er nun zu überschreiten im Begriffe stand.

„Sie sind also fest entschlossen?" fragte der alte Herr nochmals.

„Unwiderruflich."

„Und selbst ohne die Damen vorher zu sehen?"

„Zu dieser frühen Stunde wäre es indiskret —"

„Aber was machen Sie doch für Umstände! — Auf dem Lande und als Schwiegersohn!"

„Hören Sie, Herr v. Vieuville," erwiederte Eduard — „Sie haben mich so außerordentlich freundlich aufgenommen —"

„Gehen Sie doch! — den künftigen Mann meiner Tochter!"

„Daß ich mich verpflichtet fühle," fuhr Eduard fort, „Ihnen eine Sache anzuvertrauen, die Sie nicht wenig überraschen wird."

„Sie spannen meine Neugierde —"

„Stellen Sie sich vor, daß mir gestern, ganz kurz nach meiner Ankunft in Paris, etwas passirt ist."

„Doch nichts Unangenehmes, will ich hoffen."

„Im Gegentheil etwas sehr Unangenehmes, ja, ich darf sagen etwas ganz außerordentlich Unangenehmes."

„Sie erschrecken mich, mein Schwiegersohn!"

„Ich bekam einen Kolikanfall, an dem ich gestorben bin."

„Was!"

„Einen Kolikanfall, an dem ich gestorben bin," wiederholte Eduard; „und heute Vormittag um 10 Uhr findet meine Beerdigung statt. Sie begreifen, daß ich unmöglich dabei fehlen darf."

„Verlieren Sie den Verstand?" fragte Herr v. Vieuville.

„Ich darf nun um so weniger dabei fehlen," fuhr Eduard fort, „als ich mir sonst an einem Orte, wo ich noch nicht bekannt bin, einen üblen Ruf hinsichtlich meiner Pünktlichkeit machen würde, der mir in der Folge schaden könnte."

Mit diesen Worten drückte er Herrn v. Vieuville die Hand und entfernte sich, noch ehe sich dieser von seiner gewaltigen Ueberraschung erholt hatte.

Im ersten Momente fand der ehrliche Mann den Scherz ein bischen unpassend und fad, alsbald aber sah er in demselben eine solche Extravaganz, daß er sich zu seiner Frau und seiner Tochter begab und Thränen lachend sich beide Seiten hielt.

„Was das für ein Spaßvogel ist!" rief er und erzählte ihnen den Vorfall.

Clemence fand die Sache nicht ganz so nach ihrem Geschmack; etwas weniger Spaßhaftigkeit und mehr Drang, bei ihr zu bleiben, hätte ihr besser gefallen.

Indessen tröstete sie sich, daß Eduard bald wiederkommen werde, allein nicht nur der Vormittag, sondern auch der Nachmittag verging, ja, es wurde sieben, es wurde acht Uhr, ohne daß sich der Bräutigam sehen ließ. Endlich, mehr ungeduldig als besorgt hierüber, schickte Herr v. Vieuville einen Boten ins Hotel Richelieu, der mit der Nachricht wiederkam: „daß Herr Julius v. Gerisy am vorhergehenden Abend, einige Stunden nach seiner Ankunft in Paris, verschieden und heute Vormittag um zehn Uhr beerdigt worden sey."

(Schluß folgt)

Der Alphornmarsch.

(Fortsetzung.)

So war man ziemlich allgemein zu der Ansicht gekommen, das Heimweh sey entweder überhaupt in das Bereich der Sage und Dichtung zu verweisen oder es müsse in neuerer Zeit wenigstens in Folge des größren Verkehrs und der häufigeren Reisen der Schweizer ins Ausland, aus ihrem Nationalcharakter verschwunden seyn. Ein merkwürdiger Fall, der sich in der Folgezeit beim Regimente ereignete, bewies uns aber, wie voreilig unsere Annahme gewesen war.

Im August 1855 langte mit einem Rekrutentransport ein kaum siebenzehnjähriger blühender Unterwalder in Dover an, der dann meiner Kompagnie zugetheilt wurde. Das Bürschchen besaß eine recht hübsche Tenorstimme und verstand das Jodeln aus dem Fundament. Es wurde deßhalb bei allen seinen Kameraden bald beliebt und durfte nie fehlen, wenn es unter ihnen lustig hergehen sollte. Auch ihm schien der Soldatenstand und insbesondere die Rolle des Augapfels der Kompagnie, die es nur das „lustige" Bübelein nannte, recht gut zu behagen und sein blühendes Gesicht strotzte von Gesundheit und Jugendfrische.

Eines Tages, im September, exerzirte das Regiment, in Pelotonsklassen aufgelöst, auf dem Plateau der sogenannten Western-Heights bei Dover. Es war ein für England ungewöhnlich heller Herbsttag. Die Sonne ergoß ihren wundervollen Glanz über die üppigen grünen Wiesen, über den heute ruhigen und spiegelglatten Kanal und über die weißen Kalkfelsen der gegenüberliegenden französischen Küste, die ihre zackigen Formen von Calais bis über Boulogne hinunter gleich einer schneeigen Alpenkette auf dem lichtblauen Wasser abspiegelten. Da trat in einer Ruhepause der Unterwalder plötzlich aus dem Gliede heraus und bat mich, ich möchte die Abtheilung so viel wie möglich gegen diese Küstenfelsen Front machen lassen, weil sie ihn an die Berge seiner Heimath und an die Ufer des Vierwaldstätters Sees erinnerten. Natürlich willfahrte ich dem in so unbefangener naiver Weise ausgesprochenem Wunsche, obwohl ich bald sah, daß der Alpensohn von da an für das Exercitium wenig Aufmerksamkeit mehr hatte, sondern mit seinen in feuchtem Glanze schwimmenden blauen Augen unverwandt hinüberblickte zu den verführerischen weißen Kreidefelsen, die ihm die Berge der Urschweiz in Erinnerung gerufen hatten.

Von da an beobachtete ich den jungen Soldaten mit mehr Aufmerksamkeit, als es bis dahin geschehen war, weil ich vermuthete, es keime in ihm wenigstens der Wunsch, in seine Heimath zurückzukehren, und das unerfahrene Blut möchte sich durch einen Desertionsversuch einer kriegsgerichtlichen Verurtheilung aussetzen. Aber keine besondere Veränderung seines Wesens und seiner Gemüthsstimmung war bemerkbar; nach wie vor erheiterte er die geselligen Kreise der Waffengefährten durch seine kräftigen Jodler und Lieder; nur hin und wieder traf man ihn einsam auf den Festungswällen, von wo er träumerisch hinüberblickte über den rauschenden Meeresarm nach Frankreichs schimmernden Küsten.

Bald darauf wurde die Regimentsmusik formirt, und unser Unterwalder, bereits des Blasens kundig, erhielt eine Primtrompete. Er gewann sein Instrument fast leidenschaftlich lieb und machte in kurzer Zeit glänzende Fortschritte auf demselben. Als nach einigen Wochen unser Bataillon nach Canterbury verlegt und damit der Anblick der verlockenden Felsenkette den Augen des Schweizers entrückt wurde, sah ich ihn nie mehr einsam, und das jugendliche Herz schien vollständig genesen von seinem krankhaften Zustande.

Die ersten Tage des Wintermonats brachten uns den Befehl zum Einschiffen nach dem Orient. Mit dem Betreten des Schiffes in dem Hafen von Portsmouth bemächtigte sich eine düstere Stimmung des Unterwalders. Keine Bitten seiner Kameraden vermochten ihm während der langweiligen Fahrt der ersten Tage eines seiner Lieder abzunöthigen; den ganzen Tag hielt er sich vorn im Schnabel des Schiffes auf und schaute trostlos hinaus auf die schaumgekrönten Wogen des bewegten, endlosen Meeres. Am vierten Morgen endlich entdeckte sein scharfes Auge zuerst das nahende Land; es war das Cap Finisterre an der Nordküste von Spanien. „Land! Land!" rief er jubelnd seinen Kameraden zu mit nicht geringerer Freude, als dies einst der Junge im Mastkorbe auf dem Schiffe des Columbus ausgerufen haben kann.

Noch in England hatte ein Offizier des Regiments nach der Weise des Liedes: „von der Alpe tönt das Horn" einen Marsch componirt und die Musiker haben ihn eingeübt. In seiner Freude holte der Trompeter sein Instrument herbei und begrüßte mit diesem Liede das ihm so willkommene Vorgebirge. Wundersam klangen die gedehnten Töne von den Felsenwänden des Ausläufers der Pyrenäen zurück.

Die Fahrt ging nun mehrere Tage die reizenden Gestade Portugals und Spaniens entlang. Die in die brennendsten Farben des Spätherbstes gekleideten Landschaften, die weißen, weithin erglänzenden Landhäuser, Dörfer und Städte und der hellblaue, lichtgetränkte, Abends und Morgens in feenhaften Färbungen erglühende Himmel des Südens verliehen dem armen Kind der Berge wieder seinen Humor und Lieder. Es folgte sich auf der Fahrt für ihn und uns eine Ueberraschung auf die andere: die Straße von Gibraltar, die von Menschenhand ausgehöhlten Felswände dieser furchtbaren Veste, dann die Nordküste Afrika's und endlich der Gipfel der Freude unseres Alpensohns: der schneebedeckte Bergrücken des Atlas. Als dieser in der Ferne auftauchte, da trieb der Unterwalder-Trompeter seine Kameraden mit Hast aufs Deck und die ganze Regimentsmusik mußte ihm den Alphornmarsch spielen helfen. Wiederum schien er sein Weh besiegt zu haben; aber wie mit dem Cap Bona das Land unsern Augen entschwand, bezog er wieder seinen privilegirten Sitz auf der vordersten Spitze des Fahrzeuges und starrte hinaus in die schauerliche Wasserwüste.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wenn es wahr ist?) Ein Franzose, Leon Gatayes, erzählt in der „Gazette de Paris“ folgende wunderliche Geschichte von dem kaiserl. Konservatorium der Musik in St. Petersburg. In diesem Institute werden bekanntlich arme Kinder auf Staatskosten zu Tänzern, Sängern, Schauspielern und Musikern gebildet. Bei der Wahl des respektiven Berufs kommt es bei den Einzelnen weniger auf das Talent oder die Anlage zu dem oder jenem Kunstzweige an, sondern auf den Zufall, der zur Zeit des Eintritts des Kindes in der oder jener Klasse eine Lücke gemacht hat, die auszufüllen ist. Häufig ist der Zufall nun ein ganz geschickter Führer, häufig aber bringt er auch sehr komische Erscheinungen hervor, besonders wenn noch andere Umstände dabei mitwirken. So war u. A. ein Knabe für die Klasse der Klarinettisten bestimmt worden, da das Konservatorium seine Zöglinge auch für die kaiserl. Orchester vorbereitet. Iwan bringt seine gesetzliche Zeit in der Klasse des Notenlesens zu und rückt dann aufwärts in die Klasse, wo die Beherrschung des Instruments gelehrt wird. Der Zufall will es nun, daß beim Anschaffen der nöthigen Klarinetten ein Rechnungsfehler vorgefallen ist und eine Klarinette zu wenig gekauft wurde. In Rußland soll es aber nicht ungewöhnlich seyn, daß Derjenige, der solchen Rechnungsfehler begeht, in seinem Irrthum noch weiter schreitet und die übrigbleibende Summe zu andern Ausgaben verwendet, die ihm gerade damals besonders wichtig erschienen. Der Zufall will ferner, daß Iwan Derjenige ist, welcher keine Klarinette erhält. Einige Unterrichtsstunden hindurch bleibt er ruhig in seiner militärischen Stellung: Augen gerade — die Hände fest an den Nähten der Beinkleider — die Füße auswärts, während seine Mitschüler sich anstrengen, die wunderlichsten Töne hören zu lassen. Endlich fällt dem Lehrer seine müßige Haltung auf und er erkundigt sich submissest nach der fehlenden Klarinette. Da aber auf solche indiskreten Fragen selten eine Antwort erfolgt, so beruhigte er sich bald und als Iwan nach einiger Zeit einen leisen Wunsch nach einer Klarinette laut werden läßt, wird er zur Ruhe verwiesen. So vergehen acht Jahre — die vom Gesetz vorgeschriebene Lehrzeit — und Iwan wird als zweite Klarinette in das Orchester des Theaters versetzt. Hier findet er zwar sein Pult, seinen Sessel, aber wieder keine Klarinette, da das Instrument mit dem Musiker vom Konservatorium geliefert werden muß. Jetzt beginnt eine wahrhaft angenehme Zeit für unsern Iwan, denn jeden Abend sitzt er an seinem Platz im Orchester und erfreut sich an den Opernvorstellungen. Nach sechs Jahren wird er zum ersten Klarinettisten befördert, weil ihn die Reihe trifft und nachdem er auf diesem neuen Posten seinen Pflichten gewissenhaft assistirt hat, wird er endlich in Ruhestand versetzt und genießt eine Pension von 4000 Papierrubeln, zum Lohn seiner Ausdauer als Klarinettist ohne Klarinette.

Ein reicher Geizhals setzte, um seinen einzigen kärglich besoldeten Diener an sich zu fesseln, in's Testament: „Ich vermache meinem treuen Diener, der mir die Augen schließen wird, ein Legat von 500 Thalern.“ Nach seinem Tode verweigerten die noch geizigeren Neffen die Auslieferung des Legats, indem sie meinten: „Du konntest ihm unmöglich die Augen schließen, unser Oheim war einäugig.“

Logogryph-Charade.

(Zweisylbig.)

1.

Nicht fein ist meine Sprache,
Doch bin ich leckre Sache.
Nimm mir die drei ersten Zeichen,
Laß zur Labung mich dir reichen,
Schwindet jede Grille dann,
Träumst dich wahrlich himmelan.

2.

Nimmer auf der hohen See,
Noch im starren Eis und Schnee
Findest, lieber Leser, mich;
Doch in Frankfurt sicherlich.

Ganzes ist in Frankenland
Als betriebsam sehr bekannt,
Auch wohnt mit frohem Lebenssinn
Gar mancher lockre Bruder drin.

Auflösung der zweisylbigen Charade in No. 84:
Wehmuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Sonntag, 18. Juli 1858.

Der todte Bräutigam.

(Schluß.)

5.

Drei Monate verflossen, aber der Lebende kam so wenig wieder zurück als der Todte.

Die arme Clemence nahm zusehends ab, so sehr beschäftigte sich Tag und Nacht ihr Geist mit der Erinnerung an Eduard.

Die Familie Vieuville war in Havre, wo die arme Leidende Seebäder gebrauchte, wie es ihr die Doktoren verordnet hatten.

Seebäder um die Liebe zu kuriren! Diese guten Aerzte wissen für Alles ein Mittel!

Eines Abends nun, als Clemence mit ihren Eltern am Ufer spazieren ging, stieß sie plötzlich einen Schrei aus und fiel in die Arme ihrer Mutter.

In einer Entfernung von einigen Schritten hatte sie das Phantom Eduards gesehen.

Für den Moment war glücklicher Weise die Gicht gegen Herrn v. Vieuville gnädig. Er konnte demnach dem Gespenste bis in sein Gasthaus folgen, trat dort selbst zugleich mit ihm ein und bat um die Gunst einer kleinen Unterredung.

„Mein lieber Herr," sagte er, als sie sich allein vis-à-vis standen; „Ihr Begräbniß ist Ihnen also gut bekommen, so viel ich sehe?"

Der junge Mann blickte auf den Boden, als wollte er mit seinen Augen eine Versenkung hinein bohren, um wie der Geist in „Hamlet" zu verschwinden.

„Es ist unmöglich, besser auszusehen, wenn man von den Todten aufersteht," fuhr Herr v. Vieuville fort. „Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen."

Eduard gewann allmälig einige Fassung.

„Mein Herr," sagte er, „Sie sind in Ihrem vollsten Rechte, wenn Sie mich Ihre ganze Verachtung fühlen lassen. Ich habe mich schwer gegen Sie vergangen. Nun erlauben Sie, daß ich Ihnen erkläre —"

„Ich wäre in der That begierig zu hören, was Sie zu Ihrer Entschuldigung hervorbringen könnten! Daß Herr v. Cerisy wirklich gestorben ist; daß Sie mit ihm die Reise von Marseille nach Paris machten; daß Sie ihn über seine Angelegenheiten auszuforschen wußten, sich seiner Papiere bemächtigten und dann seinen Platz usurpirten — ich erfuhr natürlich, wie Sie sehen, einige dieser Details, mein Herr, und errieth die andern."

„Mag seyn, Herr v. Vieuville; aber was Sie nicht errathen konnten," rief Eduard, „ist, daß ich mich in der Absicht zu Ihnen begab, eine heilige Pflicht loyal zu erfüllen. Daß Sie, daß Ihre Bedienten, daß Ihr ganzes Haus mir nicht Zeit ließen, Sie gleich bei meinem Eintreten über Ihren Irrthum aufzuklären, werden Sie selbst gestehen."

„Dieß war aber, wie mir scheint, kein Grund —"

„Nein, mein Herr, es war kein Grund, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen; ich leugne es nicht. Aber ich habe als kleines Kind in der Wiege meine Mutter verloren, ich hatte nie eine Familie und als ich mich nun so plötzlich in der Ihrigen freundlich aufgenommen, geliebt und gehätschelt sah, berauschte mich dieß unbekannte Glück und es fehlte mir der Muth, den süßen Becher wegzuschieben, ohne ihn mit meinen Lippen zu berühren."

„Wer sind Sie?" fragte Herr v. Vieuville.

„Ich bin der Sohn des Obersten Vernier. Vor vier Jahren vollendete ich meine Rechtsstudien, als ich das Unglück hatte, meinen Vater zu verlieren. Ohne Vermögen, lebte er nur von seiner Pension, nach seinem Tode hörte natürlich diese auf. Was blieb mir nun übrig? Ich hatte wohl

mein Diplom zu einer Advokatur, allein was ich nicht hatte, waren die Clienten, die Hauptsache also, wenn man Advokat seyn will. Ich kämpfte mich Anfangs durch, so gut es ging; allein endlich sah ich ein, daß meine Anstrengungen umsonst seyen. Kurz, mein Herr, ich reiste nach Paris ab, weil mir einige Hoffnung blieb, eine Anstellung bei einer Eisenbahn zu finden. Auf dieser Reise lernte ich Herrn v. Cerisy kennen. Das Uebrige wissen Sie."

„Und wie es scheint, hat Sie Ihre Hoffnung auf die Anstellung getäuscht?"

„Ja und nein."

„Wie so? Ja und nein."

„Die Administratoren der fraglichen Eisenbahn empfingen mich mit dem wohlwollendsten Lächeln und entließen mich mit den besten Versprechungen. Nun gewann ich endlich die Ueberzeugung, daß ich für all' diese Gänge nicht mehr genug Stiefel auftreiben konnte. Müde der vergeblichen Läuferei reiste ich alsdann hierher, wo ich einen alten Bekannten meines Vaters, einen ehemaligen Sergeanten, aufsuchte, der seit einigen Jahren Schiffsrheder ist und Dank seiner Verwendung bin ich jetzt Cargador an Bord eines Kauffahrteischiffes, welches morgen nach den Antillen absegelt."

„Morgen?"

„Ja."

„Und Sie lassen nichts hinter sich zurück, was Ihnen den Abschied schwer macht?"

Eduard wurde roth wie eine Stange Siegellack.

„Das ist mein Geheimniß," sagte er.

„Und wenn ich Sie nun bäte, mir das Geheimniß anzuvertrauen?"

„So würde ich Ihnen sagen," erwiederte der junge Mann, „daß mein Leichtsinn hart bestraft ist. Ich nehme eine Erinnerung mit," fügte er hinzu, indem er die Hand auf die Brust legte, „die mich bald tödten wird."

„Bah," entgegnete Herr v. Vieuville, „Sie haben eine Art zu sterben, die keine ernstlichen Besorgnisse erregt."

„Diesmal wird's wohl ernst werden."

„Alle Teufel! so verständigen wir uns, denn Ihr wirklicher Tod wäre weder mir, noch meiner Tochter erwünscht."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts, da Sie eben entschlossen sind . . ."

„O sprechen Sie, sprechen Sie, ich beschwöre Sie!"

„Nur dann, wenn Sie nicht sterben wollen."

„Aber ich werde leben! Ich will leben, wenn Sie es wünschen."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Ja, wenn . . ."

„Wenn ich Ihnen meine Tochter gebe, nicht wahr?"

Vom Scharlachroth wechselte die Farbe des jungen Mannes nun plötzlich in eine Leichenblässe.

Es gibt Leute, die vor Freude blaß werden. Eduard war einer von diesen.

„Meiner Treu'!" fuhr Herr v. Vieuville fort, „weil Sie meiner Clemence dort unten in Maison Laffitte das Herz stahlen, muß ich Ihnen nothwendig das Mädchen dazu geben."

So kam Eduard von den Antillen zurück, ohne dort gewesen zu seyn. Freudetrunken warf er sich Herrn v. Vieuville in die Arme.

Wenn er nun nicht zu gleicher Zeit mit Julius v. Cerisy nach Paris abgereist, oder wenn er nur in einen andern Waggon gekommen wäre!?.....

Der Alphornmarsch.

(Schluß.)

Als das Schiff im Hafen von Malta eingelaufen war, meldete sich der Soldat zum Rapport beim Hauptmann der Kompagnie und bat ihn dringend um die Erlaubniß, ans Land gehen zu dürfen. Es sey ihm so weh und eng ums Herz auf dem Schiffe, sagte er, daß er sich hätte ins Meer stürzen mögen; er müsse den festen Erdboden wieder betreten und Landluft einathmen, sonst sey es aus mit ihm. Die Erlaubniß wurde vom Regimentskommandanten ohne Schwierigkeit ausgewirkt, und der verwöhnte Augapfel des Regiments durfte die in die Stadt gehenden Offiziere begleiten. Aber hier gerade sollte das kranke Schweizerherz die tödtlichste Wunde erhalten, an der es langsam verbluten mußte.

Wir schritten plaudernd durch die breiten Straßen La Valette's an den stolzen Palästen vorbei, mit denen die abendländische Baukunst den einst öden Lavafelsen geziert und in eine menschenbelebte Weltstadt verwandelt hat. Plötzlich holte uns ein alter, graubärtiger Mann ein, der uns einige Minuten vorher begegnet war, und fragte uns mit Thränen in den Augen, ob wir nicht Schweizer seyen. Als wir ihm dies bestätigten, erzählte uns der Greis, wie ihm, als er an uns vorübergegangen, einige Worte unsrer Unterhaltung ins Ohr geklungen seyen, gleich Tönen eines alten vergessenen Liedes; wie er sich in den ersten Momenten nicht

habe besinnen können, was das für Töne seyen, und wie er erst nach einer Pause die Gewißheit erlangt habe, daß das ja Schweizerdeutsch sey. Der gute Alte hatte seit mehr als vierzig Jahren seinen Heimathkanton nicht mehr gesehen, hatte den ganzen Orient bis nach Persien hinein als Kaufmann durchreist, seit zwanzig Jahren kein deutsches Wort gehört und seine ursprüngliche Muttersprache fast vergessen. Er theilte uns mit, daß noch drei Schweizer, Tessiner, als Kaffeewirthe in Malta wohnten, die jedoch nur italienisch und französisch verständen. Diese wurden nun besucht und ihrem Rosolio und Marsala alle Ehre angethan. Der alte Schweizer war fröhlich wie ein Kind und behauptete, dies sey seit langen Jahren sein glücklichster Tag. Alle theilten seine Heiterkeit bis auf den Unterwaldner, den die Begrüßungsscene tief erschüttert hatte, so daß er noch bleicher und düsterer aussah als vorher auf dem Schiffe. Die Freudenthränen des Greises hatten ihm plötzlich die Ursache seines unbestimmten Wehs, über welches er bisher nicht Rechenschaft zu geben vermochte, entdeckt und als er unserem Gaste zu Ehren versuchte, eines der heimathlichen Lieder zu singen, brach er in ein lautes Schluchzen aus.

Ein schottischer Offizier, den Einige von uns aus der Schießschule von Hythe her kannten und der sich unsrer Gesellschaft angeschlossen hatte, versicherte uns nach diesem Auftritt, daß unser Alpensohn offenbar vom Heimweh in bedeutendem Grade befallen sey und daß die Krankheit (die sogenannte homesickness) sich häufig auch bei den Soldaten der Hochländerregimenter einstelle und in der Regel einen tragischen Ausgang nehme, wenn es nicht möglich sey, die Leute auf Werbung oder auf Urlaub in ihre Heimath zu senden.

Von diesem Tage an wurde der Urschweizer immer düsterer, menschenscheuer, verschlossener. Man suchte ihn zu beschäftigen, zu zerstreuen und die Aerzte versuchten ihre Kunst an ihm. Umsonst! Immer mehr suchte er die Einsamkeit auf, um seinen tödtlichen Träumereien nachzuhängen und sein Lieblingslied: „Von der Alpe tönt das Horn“ leise vor sich hin zu flüstern. Die Zauber des inselreichen griechischen Archipels, den wir durchfuhren, die fremdartige Erscheinung des asiatischen Festlandes, Smyrna's lieblicher Golf, das bewegte Leben der bunten, orientalischen Weltstadt, die Ausmärsche in den interessanten Umgebungen derselben: Nichts von allem Dem vermochte das einer finstern Macht verfallene Gemüth aus den dämonischen Kreisen herauszureißen, in die es gebannt war. Das Auge des Kranken wurde matt und theilnahmlos, seine blühende Gesichtsfarbe war längst dahin, und wenn er eines seiner Lieder sang, so waren es nicht mehr die jauchzenden Reigen, die schmetternden Gejohle, die ihm vor einigen Monaten noch so gut gelungen waren. Eine tiefe Schwermuth klang an der Stelle der Lebenslust aus der leisen Stimme. Die Aerzte erklärten die Heimkehr als das einzige Rettungsmittel, und diese war nicht möglich.

Der Frühling kam mit seiner Pracht ins Land und mit ihm die Nachricht, daß wir möglicherweise bald in unser Vaterland zurückkehren könnten. Von dieser Kunde hoffte man die Herstellung des Heimwehkranken, und wirklich verließ er nach einigen Tagen das Spital, in dem er seit mehreren Wochen gelegen hatte. Auch begannen seine blassen Wangen sich wieder zu röthen, aber die Rosen waren nur eine Folge des letzten Aufflackerns seiner verglimmenden Lebensflamme. Eines Tages stellte er sich trotz des Verbotes der Aerzte mit seiner Trompete bei der Wachtparade und half während des Defilirens seinen Kameraden den beliebten Alphornmarsch blasen. Mitten in demselben aber stürzte er lautlos zusammen und wurde in's Spital getragen, wo er zwar wieder zum Bewußtseyn gelangte, aber dennoch nach einigen Stunden verschied. Wenige Minuten vor seinem letzten Seufzer waren noch die Namen seiner Lieben in der Heimath und die Melodie des Alphornliedes leise von seinen sterbenden Lippen erklungen.

Mannigfaltiges.

In der Umgebung von Nizza ist eine Frau ein Opfer ihrer Mutterliebe geworden und einen gräßlichen Tod gestorben. Ein großer fremder Hund war in ihr Gehöfte gekommen; sie wollte ihn, weil ihre Kinder in der Nähe waren, fortjagen; er versetzte ihr einen Biß und schien nun auch auf die Kinder losstürzen zu wollen, aber die muthige Mutter packte das Thier am Halse und hielt es fest, obwohl es ihr noch zehn Bisse versetzte, und schrie um Hilfe. Das Thier wurde erlegt und ärztliche Hilfe an der Gebissenen sofort in Anwendung gebracht. Nichtsdestoweniger brach nach Monatsfrist die Wasserscheu aus, der auch die Unglückliche unter entsetzlichen Leiden bereits erlegen ist.

Der Streit der feuerfesten Kassen soll in Wien öffentlich zur Entscheidung kommen. Man beab-

sichtigt, einen großen öffentlichen Konkurrenzbrand auszuschreiben; in der Nähe von Wien soll ein großes hölzernes Haus gebaut und in demselben im oberen Stockwerke die konkurrirenden feuerfesten Kassen aufgestellt werden. Das Haus, mit brennbarem Materiale angefüllt, soll dann angezündet und die Kassen ihrem Schicksale überlassen werden; Spritzen werden erst, nachdem die Flammen das Haus auf allen Seiten ergriffen haben, zur Anwendung kommen. Man will auf diese Weise die Einwirkung des Wassers auf die glühend gemachten Kassen, sowie deren Festigkeit beim Herabstürzen aus dem oberen Stockwerk kennen lernen, da in dieser Beziehung die Sicherheit der Kassen in letzter Zeit wiederholt bezweifelt worden ist.

Bei den Erdarbeiten der Westbahn stieß man neulich an der Grenze Salzburgs und Oesterreichs unter der Erde, von einer Schichte blauer Thonerde bedeckt, auf einen ganz wohlerhaltenen Wald von Rothtannen, welche sämmtlich wie von einem Sturme geknickt waren und deren Stämme neben den noch aufrecht stehenden Stöcken lagen. Diese wurden sammt den Wurzeln ausgegraben und so wie die aufgefundenen Stämme von den Arbeitern als Feuerungsmaterial und zu andern Zwecken verwendet. Man kann sich nicht erklären, wie die Schichte blauer Thonerde über dem verwüsteten Wald auf die Höhe kam.

Luftschifffahrt. Lord Carlingfort, der sich seit einer Reihe von Jahren mit der Herstellung einer Flugmaschine beschäftigte, hat nun den Erfolg seiner Bemühungen veröffentlicht. Derselbe hat eine kleine Maschine gebaut, die er beliebig steuern zu können behauptet. Nach den Versuchen, die er gemacht habe, sey es außer Zweifel, daß die Steuerung der Luftschiffe nun erfunden sey und sobald er über die Tragfähigkeit seines Aerobon, wie er sein Schiff nennt, im Reinen sey, wolle er es in Dublin zu Jedermanns Einsicht ausstellen.

Der Verbrauch des Thees geht wirklich ins Fabelhafte, wenn man hört, daß jetzt jährlich zur See etwa 50 Millionen Pfund ausgeführt werden, dann über Kiachta gegen 10 Millionen Pfund. Nach Tibet, Indien rc. kommen vielleicht 30 Millionen Pfund. In China und Japan werden sicherlich 400 Millionen Pfund konsumirt, so daß die Gesammtproduktion mit 500 Millionen Pfund gewiß nicht allzu hoch angeschlagen ist.

Im Pariser Pflanzen-Garten befindet sich ein Baum, die erste Akazie, welche aus Nordamerika nach Frankreich und Europa gebracht wurde und 1635 von Vespasian Robin „Arbouston" des Königs Ludwig XIII. gepflanzt wurde. Dieser Senior der Bäume steht jetzt in voller Blüthenpracht.

Ein Kronstädter Schneidermeister war so glücklich, einen neuen Gesellen zu engagiren und machte seine Herzensfreude über diese Eroberung „dem hohen Adel, löbl. k. k. Militär und verehrten Publikum" in einer Anzeige kund, worin es heißt, daß Herr N. N., beeidetes Mitglied der Dresdener Bekleidungsakademie, bei ihm in Verwendung getreten ist.

Hanau. Die Polizeidirektion hat eine Verfügung gegen das muthwillige öftere Dienstwechseln von Seite der Dienstboten erlassen, die Nachahmung verdient; diejenigen Dienstboten, welche in einem Jahre den dritten Dienst verlassen, sollen zu weiterem Dienen in der Stadt nicht mehr zugelassen werden.

Dreisylbige Charade.

An dem Fenster weil' ich mit Entzücken,
Wo die holden Kinder Flora's blüh'n,
Wo mir freundlich würz'ge Rosen nicken
Und Granaten durch das Laubwerk glüh'n;
Wo, das Liebste mir auf dieser Welt,
Lina sich zur Ersten hingestellt.

Sieh' den Menschen, der dort trüb' und bleiche
Sich uns naht mit kummervoller Mien',
Furchtbar trafen ihn des Unglücks Streiche,
Ein Moment schuf um zum Bettler ihn! —
Wer er ist, sein unheilvoller Stand
Wird durch beide Letzten Dir genannt.

Wem hat nicht das Ganze manche Stunden
In Minuten freundlich umgewandt,
Wenn wir es als König gut gefunden,
Da 's zuvor als Bettler Beifall fand.
Wenn wir es oft Würden sah'n begleiten,
Die wir wünschen — ihm jedoch nicht neiden!

Auflösung der Logogryph-Charade in № 86:
Schweinfurt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Dienstag, 20. Juli 1858.

Wege Gottes.

Mit dem Geliebten, den man vor einigen Tagen in die Gruft gesenkt, war Eugenien's Ruhe begraben worden. Jahre lang hindurch hatte sie gerungen um den Besitz dieses Mannes, den Alles ihr streitig zu machen schien und als endlich die Sonne ihres Geschicks sich Bahn gebrochen durch das schwarze Gewölk, das ihren Lebensmorgen umnachtet und sie nun hoffen durfte, die Saat des Glücks aufschießen zu sehen, da mähte der Schnitter alles Sterblichen sie hinweg und zerstörte sie für immer. Menschen, noch so hart, sie waren zu erweichen; Schwierigkeiten, wie groß auch, zu besiegen; doch, was einmal jenem grausamen Feinde verfallen, blieb seine Beute und keine Thräne, kein Gebet, keine Aufopferung zog mehr aus der Erde dunkelm Schooß seinen stillen Bewohner hervor. In welcher Bitterkeit flossen nicht die Zähren der Unglückseligen! Daß sie die Last des Daseyns nicht von sich warf, nicht nacheilte dem, der alle ihre Gedanken nach sich riß, daran verhinderte sie allein die eingeborene Furcht Gottes und ihre Liebe zu ihm, die mächtiger war als die irdische, die jetzt so tief sie beugte; der Wunsch aber nach Vereinigung mit dem hingeschiedenen Freunde ward zur fixen Idee an ihr und nicht halfen die Vorstellungen: daß leben auf ihre Art sich tödten heiße, sie raffte den Geist nicht empor aus seinem dumpfen Hinbrüten. Es bedurfte einer neuen Erschütterung, sie zu sich zu bringen, eines neuen Kummers, den alten von seinem Platze zu rücken.

Eugenie war die Tochter des Rathes Wartenheim, eines Mannes, den frühere Ereignisse sehr verdüstert hatten, der überall zu spät kommend, überall nachgesetzt wurde und in der Liebe, wie im Staatsdienste, unheilbare Wunden verletzter Eitelkeit empfing. Nicht jung genug, um seine Laufbahn zu ändern, nicht reich genug, ihr zu entsagen, nicht beschützt genug, um sich Recht zu verschaffen, war er gezwungen zu dulden, was er gern gestraft hätte an denen, die ungehindert ihn kränken durften. Als nun aber der glückliche Nebenbuhler im Amte es auch ward bei dem Mädchen seines Herzens und sie der Werbung des kühnen Liebhabers Gehör verlieh, bevor er, der Schüchterne, es nur gewagt, ihr seine Liebe zu verrathen, da gährte und braußte es immer gewaltiger in ihm und er suchte die Gelegenheit, den Verhaßten zu beleidigen. Daß sein Rival sein Chef geworden, hielt ihn nicht ab, sich an ihm zu reiben und ob auch Jener in seiner Großmuth lange Wartenheim's Feindseligkeiten nicht bemerken wollte, den Quell derselben kennend und daher ihn entschuldigend, so mußte er am Ende ihm doch seinen Trotz verweisen, woraus denn ein so heftiger Wortwechsel sich entspann, daß Wartenheim seinen Vorgesetzten forderte. Dieser, zu edel ihm eine Genugthuung zu verweigern, nach welcher der Andere lange geseufzt haben mochte, nahm das Duell an; aber wie schonend er auch den Gegner behandelte, der in seiner blinden Wuth es auf sein Leben gemünzt hatte und so das eigene preisgab, er blieb auch hier der Sieger: Wartenheim wurde schwer blessirt und als nach mehrmonatlichem Krankenlager er wieder an seinen Posten zu gehen gedachte, ihm bedeutet: man habe über diesen bereits verfügt. Daß sein vermeintlicher Feind es war, der seine Petition um anderweitige Anstellung auf's Kräftigste unterstützte und es auch durchsetzte, daß man den Verwegenen, statt ihn zu züchtigen, mit einer guten Besoldung in der Provinz placirte, das erfuhr er nimmer.

Wartenheim, den Nebenbuhler nicht mehr vor Augen habend, beruhigte sich allmälig und heirathete die liebenswürdige Tochter eines braven aber unbemittelten Kriegers. Das einzige Kind dieser Ehe war Eugenie; sie entfaltete sich still an dem

Busen ihrer trefflichen Mutter, die durch ihres Gatten Hitze und seinen nie ganz unterdrückten Groll gegen die Menschen, manche herbe Stunde verlebte; sie starb, als die Tochter kaum siebzehn Jahre zählend, ihrer Obhut am meisten bedurfte. Eine Schwester ihres Vaters sollte Mutterstelle bei ihr vertreten, allein weit ähnlicher dem Bruder als ihrer sanften Schwägerin, füllte sie in Eugenien die Lücke nicht aus und ihr Herz, das sich zu keiner Zeit dem Vater recht kindlich angeschlossen, es öffnete auch der Tante sich nicht, wie es sich geöffnet der edlen Heimgegangenen.

Eugeniens körperlicher Liebreiz, ihre sittliche Bildung, ihr schönes, frommes Gemüth, Alles Früchte des mütterlichen Stammes, sie hatten, ungeachtet ihres geringen Vermögens, schon einige sehr begüterte Freier — heut zu Tage, wo immer Geld mit Geld sich paaren soll, eine Seltenheit — zu ihr hingelockt; indeß Eugenie bezeigte sich keinem günstig und der Vater, wie lebhaft er auch wünschte, sie zu versorgen, mochte dennoch, ihre Jugend berücksichtigend, die Tochter nicht übereilen. Daß eine geheime Neigung sich gegen jeden Heirathsantrag auflehne, fiel weder ihm noch seiner Schwester ein und doch verhielt es sich so.

Eugenie, von der katholischen Mutter um so strenger in ihrem Glauben erzogen, als der Vater, dem protestantischen Ritus folgend, sie befürchten ließ, er werde, nach ihrem Tode, den sie immer, wie frühzeitig, betrachtete, die Tochter zu seinen Ansichten bekehren wollen, Eugenie besuchte, seit dem Ableben der theuren Mutter, fleißiger noch als sonst die Kirche. Hier schien sie dem Geiste der Verklärten näher, hier direkter unter ihrem Einflusse zu seyn und nie richtete sie ihr Auge zu der Mutter ihres Gottes empor, daß nicht die eigene Mutter ihr vorschwebte und wie sie, bei Jener, um den ewigen Frieden für sie betete: so flehte sie auch den Schutz der Verstorbenen auf sie herab. In ihres Herzens Tiefen trug Eugenie die Ahnung kommender schmerzvollen Tage, wußte aber nicht, ob die Betrübniß derselben sich auf ihre Zukunft oder auf das schon Erlebte beziehe.

Die Tante, gleicher Religion mit dem Bruder, vertraute Eugenien, zu ihren Kirchgängen, einer alten Magd an, die Amme gewesen bei der Mutter und auch die Tochter auf ihrem Schooße gewiegt hatte. Barbara's Treue und ihre Anhänglichkeit für die junge Gebieterin waren erprobt. Rath Wartenheim hätte freilich sein Kind lieber etwas weltlicher gehabt, um so mehr, als er sich einbildete, daß in dem einen Bewerber sie nur den anders Denkenden verabschiedet, weßwegen er sie auch ausgescholten; allein er sah sie so gedrückt, so einzig ihren Trost dort finden, wo auch die Mutter in allen Stürmen des Lebens ihn gesucht, daß er nicht wagte, an das Heiligthum ihres Innern zu tasten; ja, wohl selber zuweilen wünschte, sein Sinn wäre so gläubig wie der ihrige.

In dem Tempel des Herrn nun sollte Eugenie dem begegnen, der den zündenden Funken warf in ihre jungfräuliche Brust. Am Jahrestage, der die Mutter ihr entrissen, kniete sie lange in Andacht versunken und gehüllt in Trauerkleider, vor einem Seitenaltare des hohen Domes und endlich aufschlagend das feuchte Auge, gewahrte sie neben sich einen jungen blassen Mann. Ihre Blicke trafen sich, wie die zweier verwandter Seelen; er hatte für die Erhaltung der kranken Mutter seine heißen Gebete zu Gott gesandt, sie für die Ruhe der Entschlafenen ihr Opfer dargebracht. Der schwarze Anzug, der schwere Kummer, ausgedrückt in ihrem ganzen Wesen, sie deuteten auf einen Verlust, wie er ihn bedrohte und die Aehnlichkeit der Geschicke lenkte mit dem Aug' auch sein Herz zu der reizenden Gestalt hin. Mit ihr zugleich verließ er die Kirche, getraute sich jedoch nicht, Eugenien anzusprechen oder weiter als bis zum Ausgangsthor ihr nachzufolgen; sie hatte den Arm der alten Begleiterin ergriffen und kehrte, voll von der gehabten Erscheinung, unfähig aber, auch nur gegen Barbara das Mindeste davon zu erwähnen, langsam in ihre Behausung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Peking.

Die Hauptstadt China's wird in den Nachrichten über den Gang des chinesischen Krieges so häufig erwähnt, daß einige nähere Notizen über dieselbe den Lesern nicht unwillkommen seyn dürften.

Die Stadt Peking (Hof des Nordens) liegt, etwa 12 Stunden von der großen Mauer und gegen 30 Stunden vom gelben Meer entfernt, zu beiden Seiten des Ju-Ho, eines Nebenflusses des Pay Ho, der in das gelbe Meer mündet, in einer von Bergen umgebenen Ebene unter 39° 54' 13" nördlicher Breite und 134° 7' 30" östlicher Länge. Peking besteht aus zwei Städten, von denen die nördliche die Mandschu-Stadt, auch die Stadt des Hofes oder Throns (King Tching), die südliche die Chinesen-Stadt, auch die äußere Stadt (Wai-Tching) heißt. Den Umfang beider, ohne die 12 Vorstädte, gibt man zu 6 Stunden an. Von

den 16 Thoren befinden sich 9 in der nördlichen Stadt. Vor jedem dieser 9 Thore befindet sich ein halbrunder, ummauerter Waffenplatz und über jedem derselben erhebt sich ein Pavillon von 9 Stockwerken, worin Artillerie aufgestellt ist. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Pavillons sind mit viereckigen Thürmen besetzt und um die Stadtmauer zieht sich ein Wassergraben aus dem Ju-Ho, über den aus jedem Thore eine kleine Brücke führt. Die Mauer der nördlichen Stadt ist 40 Fuß hoch und 20 Fuß breit, die Mauer der südlichen Stadt ist niedriger. Die nördliche Stadt besteht aus 3 Theilen, die durch starke Mauern von einander gesondert sind und von denen die eine immer die andere einschließt. Die innerste ist die heilige rothe Stadt (Tsu-King-Tchhing). Um diese herum liegt die erhabene Stadt (Buang-Tchhing) und um diese die eigentliche nördliche Stadt (King-Tchhing).

Die Straßen sind zum Theil sehr lang, zum Theil ungepflastert, aber fest und werden täglich mehrmals mit Wasser besprengt; die bedeutendsten haben eine Breite zwischen 130 und 200 Fuß und Tag und Nacht Wache, welche mit langen Peitschen versehen ist. Auf den öffentlichen Plätzen finden sich Triumphbogen und Tempel, die zum Theil sehr groß sind. Der größte und schönste Tempel ist der Young-Ko-Koung, zu Ehren des Fo in der Stadt des Hofes erbaut. Nordöstlich in der Nähe des kaiserlichen Palastes steht der Soung-Tchou-Tsu, die Wohnung des ersten Lamadieners und südöstlich ebendaselbst der Tchhang-Tsu, der Tempel der Vorfahren der Mandschu-Dynastie. Im Süden der südlichen Stadt stehen die beiden berühmten Tempel Thian-Tan und Sian-Noung-Thang, von denen der letztere zu Ehren des Erfinders des Ackerbaues erbaut ist. Hier pflügt der Kaiser alljährlich im Frühling mit seinen Hofleuten. Der Kaiserpalast in der Mandschustadt enthält den sämmtlichen Hofstaat, die Hofarbeiter und die Leibwache. Er hat 9 große Höfe in der Richtung von Süden nach Norden und sein Umfang beträgt eine halbe deutsche Meile. Die Ausschmückung ist prächtig: die inneren Höfe sind durch Marmorthore verbunden, die Dächer vergoldet. Der kaiserliche Palastbezirk bildet ein ummauertes Viereck und ist von einem Wassergraben umflossen. Das mittlere Thor der Südseite führt auf einen großen, mit Geländern umgebenen Platz. Von da erstreckt sich ein mit schönen Säulenhallen und Gallerien umgebener Raum, wo mit Statuen verzierte Marmorbrücken über einen Bach nach einem zweiten Thore führen. Dieses Thor hat 5 Eingänge, von denen die 3 mittleren nur für den Kaiser bestimmt sind und steht mit einem dritten großen Hofe in Verbindung, der östlich und westlich von Tempeln begrenzt ist. Nördlich führt ein drittes Thor zu einem vierten Hofe, wo der Kaiser die monatlichen Huldigungen und die Gesandten empfängt. An den beiden Seiten dieses Hofes stehen die Tempel der heiligen Bücher. Dies Alles zusammen ist erst der Vorplatz des Palastes. Von Süden aus kommt man zunächst in einen saalartigen Hof, neben dem sich bedeckte Gallerien mit Gemächern befinden. Im Hintergrunde durchschneidet ihn ein Wasserkanal, über den mit Bildnerei geschmückte Marmorbrücken zu einem neuen Thore führen. Der Hof, der dahinter liegt, ist mit Säulenhallen umgeben und hat an seinem nördlichen Ende den Thronsaal, wo die persönlichen Audienzen ertheilt werden und die Fürsten und Großwürdenträger erscheinen. Auf diesen Saal folgen, durch Höfe getrennt, 8 chinesische Prachthäuser, welche theils den Staatsgeschäften, theils dem Vergnügen des Kaisers dienen. Darauf kommt das „Haus der Mitte" oder das „Himmelshaus", d. h. die Wohnung des Kaisers, der Kaiserin und des Harems. Zu den Seiten dieses Raumes stehen die Paläste der Kaiserin-Wittwe und des Thronfolgers. Zwischen den einzelnen Piecen sind Gärten, Seen und Wasserfälle. So hat man noch durch verschiedene weitere Höfe zu wandern, ehe man an das nördliche Thor des Palastbezirks kommt.

In weiter Ausdehnung um diesen heiligen Raum liegt nun, durch eine zweite Mauer von der eigentlichen Stadt abgeschlossen, die Stadt, in welcher die Hofleute wohnen. In diesem Stadttheile liegt in der nördlichen Abtheilung der Berg Tsin, aus Steinkohlen aufgetragen und mit Gärten und Hainen versehen, worin Wald- und Singvögel gehalten werden. Auf der Westseite liegen 3 große künstliche Seen mit Inseln, wo die Frauen des Kaisers im Sommer wohnen und sich mit Gondelfahrten belustigen. Auf den Inseln befinden sich Lusthäuser, Tempel und Obelisken; ihre Ufer schmücken Gärten mit Maulbeerpflanzungen für die Seidenwürmer, welche von der Kaiserin mit ihren Frauen gepflegt werden.

Zwischen der zweiten und dritten Ringmauer liegen, wie zwischen der ersten und zweiten, neben andern Wohnungen eine Menge Tempel, Moscheen, Kirchen, Klöster und Gerichtshöfe und andere öffentliche Gebäude, z. B. das berühmte Examenhaus mit 10,000 Zimmern, wo die Staatsprüfungen stattfinden, das Universitätsgebäude, die

Sternwarte, die Münze, das Impfungshaus, das Findelhaus, die Polizei mit einem großen Thurme und einer großen Wachttrommel, welche fünfmal in der Nacht geschlagen wird.

Die südlich von der Thronstadt gelegene Chinesenstadt hat einen Umfang von circa 2 deutschen Meilen und ist durch eine große Straße in zwei Hälften getheilt. Außer reichen Kaufläden zeichnet sie sich durch ihre üppigen Speisehäuser, luxuriösen Bäder, großen Eiskeller und Fischteiche aus. Die Kaufläden sind mit allen möglichen Luxusartikeln angefüllt, unter denen namentlich die Juwelen, sowie die Pelz- und Seidenwaaren hervorragen. Die Einwohner stammen aus allen Völkerschaften des weiten chinesischen Reiches und belaufen sich auf zwei bis drei Millionen. Große Magazine und sonstige Privatanstalten sichern gegen Hungersnoth, eine zahlreiche thätige Polizei wacht über Ruhe und Sicherheit, hindert alles nächtliche Umherschweifen und Zusammenkommen, sorgt für Ordnung und Redlichkeit auf den Märkten, schlichtet Streitigkeiten, versieht den Feuerlöschdienst und beaufsichtigt die an den Straßenecken stehenden Fiaker und Sänftenträger. Rings um die Stadt liegen große Todtengärten, zwischen denen die Straßen in die große Ebene hinauslaufen.

Mannigfaltiges.

Dülken (Preußen), 3. Juli. Vor einigen Tagen war ein Arbeiter damit beschäftigt, an einer hiesigen öffentlichen Pumpe eine Reparatur vorzunehmen. Der Brunnen stand offen, als ein etwa zehnjähriger Knabe, der eben aus der Schule kam, hier spielte und sich unvorsichtig genug über die Oeffnung lehnte, so daß der Mann sich veranlaßt sah, denselben zu entfernen. Kaum dieser Gefahr entgangen, läuft der Knabe nach der gegenüber liegenden Stelle, wo ein mit Steinkohlen beladener Karren hielt. Die Pferde waren ausgespannt und zwei Stützen hielten das Gefährt im Gleichgewicht. Der Knabe, dem sich noch ein anderer beigesellt, arbeitet das hintere Stützholz weg, wodurch natürlich der Karren aufschlägt und einer der Hinterbäume denselben mit gewaltiger Wucht zu Boden schmettert. Die in der Nähe befindlichen Leute eilen herbei und nachdem sie den Verunglückten von seiner entsetzlichen Last befreit, springt dieser auf, ergreift in der größten Entrüstung einen Stein und wirft ihn mit den Worten: „Du vnoa Kdbr!“ nach demselben hin, läuft noch etwa 50 Schritte weit nach dem Hause der Tante und stürzt mit dem Ausrufe: „Tante, ich muß sterben!“ todt nieder. Mit zerschmetterter Brust war der Knabe also noch eine Strecke weit gelaufen und so im eigentlichen Sinne „laufend“ gestorben.

Bei dem Güterankauf für die Durlach-Pforzheimer Bahn wurde auch die Wittwe R. aus B. vorgerufen und ihr eröffnet, daß ihre Scheuer in die Bahnlinie falle. „Das ist mir schon recht,“ erklärte die Frau, „nur möchte ich die Kommission gebeten haben, mir die Verpflichtung abzunehmen, jedesmal das Scheuerthor auf- und zuzumachen, wenn ein Bahnzug ankommt.“

Nutzen der Kirschenstiele. Gegen langwierige eingewurzelte Husten und Katarrhe leisten die Stiele der schwarzen Kirschen, die man zur Kirschenzeit sammelt und trocknet, vortreffliche Dienste. So viel Stiele, als man mit drei Fingern fassen kann, werden mit 1 Schoppen siedendem Wasser angebrüht und etwas weniges gekocht worauf der Thee mit Zuckerkandis getrunken wird.

Zweisylbige Charade.

Mehr als der Waffe Gewalt dient Erstes zum Schutze der Wand'rer,
Ist ein Talisman ihm, wenn ihn Gefahren bedroh'n.
Zweites nennet ein Thier, das zwar nicht der Reinlichkeit Zierde,
Aber leckern Genuß fröhlich dem Gaumen gewährt.
Schriften der Weisheit hielt sonst sein starkes Leder gebunden,
Doch wird Zweites jetzt oft selbst in den Schriften erblickt;
Auch heißt also ein Fluß, der Oesterreichs blüh'nde Gefilde
Weit durchströmet und sich dann in die Donau ergießt.
An dem Gestade des letzteren Stroms prangt stattlich das Ganze;
Eine freundliche Stadt, die durch ein Bündniß berühmt.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 86:
Schauspieler.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Freitag, 23. Juli 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Eine und dieselbe geheime Absicht: sich wieder zu finden, führte jetzt, mehrere Tage hindurch, Eugenien und den Unbekannten zusammen, ohne daß Beide an eine andere Ursache glaubten, als die zuerst sie hier vereinigt, und noch war kein Wort unter ihnen gewechselt worden, als eines Morgens der junge Mann, bleicher noch denn zuvor, und nun ebenfalls in die Farbe der Nacht gekleidet, Eugeniens Aufmerksamkeit und Theilnahme doppelt erregte.

„So hat der Ewige Ihr Flehen nicht erhört?" begann sie leise und schüchtern, als er im Gedränge der Hinausströmenden, wie ihr zum Schutze, sich dicht an ihre Seite hielt. „So haben auch Sie die Mutter begraben? Wie bedaure ich Sie!"

„Woher diese Kunde Ihnen, mein Fräulein?" antwortete er erstaunt, der doch auch nur empfunden, nicht vernommen, daß sie die Mutter beweine.

Erröthend, ohne zu wissen weßhalb, sprach sie: „Um wen können so viele Thränen fließen, so inbrünstige Gebete aufsteigen, als um eine geliebte Mutter?"

„Noch lebt mir der Vater, den ich hoch verehre!" entgegnete der Jüngling, und Eugenie erröthete auf's Neue, jetzt aber nicht in gänzlicher Unschuld. Ihr Bewußtseyn zieh sie der Kälte gegen ihren Vater, die sie schon oft zum Vorwurfe sich gemacht, und beschämt stand sie neben dem bessern Menschen.

Der Unbekannte, ermuthiget durch ihre wohlwollende Anrede, begleitete sie und die Alte heute eine kleine Strecke auf ihrem Wege nach Hause; sie bis vor ihre Thür zu bringen, erkühnte er sich nicht, auch hatte er nicht nach ihrem Namen geforscht; sie war unglücklich, sie betrauerte die Mutter; das gleiche Loos war ihm geworden; ihre Herzen schlugen hier im Einklange; was änderte sich nun, wenn er gehört, welcher Familie sie entsprossen? Ihre Führerin hatte sie Eugenie genannt, mehr bedurft' es nicht für ihn, der sicher seyn konnte, das holde Geschöpf morgen wieder an dem nämlichen Orte zu treffen.

Zwei Wochen waren so verlaufen, seit Eugenie den fremden Jüngling zuerst geschaut, in welcher Zeit er, theils von ihr selbst, theils von Barbara, den Namen des Vaters und seine Stellung erkundet und sich als den auf hiesiger Universität studirenden Herrn v. Aich zu erkennen gegeben. In der Kirche nur fanden sich die jungen Leute und kein unziemliches Wort, kein dreister Blick störte die innere Erhebung zu ihrem Gotte. Beim Fortgehen blos sprachen sich Wartenheim's Tochter und Ottomar v. Aich und die paar Minuten ehrbarer Unterhaltung gönnte Barbara ihrem Schützlinge desto lieber, als sie sah, daß Eugenie seitdem viel herzlicher war für den Vater, der wegen seiner oftmaligen Härte gegen die verstorbene Gattin und seines finsteren Sinnes der Tochter mehr Scheu als Liebe einflößte und so der Mutter noch den Antheil ihrer Zärtlichkeit zuwandte, den sie unwillkürlich ihm rauben mußte.

Hatte nun die damals abschlägige Antwort Ottomars an ihr Gewissen geschlagen, oder bewog der Zustand von Verheimlichung, in welchem sie gegen den Vater lebte und der sie dunkel fühlen ließ, sie thue nicht kindlich an ihm, bewog er sie zu größerer Geschmeidigkeit, oder war es der seit Kurzem gesteigerte Ernst und die umwölkte Stirn ihres Vaters, die sie auf Rechnung schrieb ihrer erneuerten Weigerung, sich zu vermählen, genug, die treue Hüterin irrte nicht, als sie in ihrem Pflegling einen günstigen Wechsel für den Vater entdecken wollte.

Nie hatte Ottomar bei Fräulein Wartenheim den Wunsch geäußert, in ihrem Hause eingeführt zu werden; nie Eugenie mehr verlangt, als den kleinen Moment des täglichen Beisammenseyns. Drei Tage waren nun aber schon verflossen und Ottomar nicht erschienen; eine unendliche Bangigkeit beschlich sie und was bisher ihr selbst ein Räthsel gewesen, klärte jetzt sich auf: sie liebte den schönen Jüngling und wähnte diese Liebe hoffnungslos. Hatte er doch, was nun erst sie frappirte, noch keinen nähern Umgang mit ihr gesucht. Als indeß auch der vierte und fünfte Tag, ja sogar auch der Sonntag vorüberstrich, ohne den Gottesfürchtigen zur Andacht zu rufen, da mußte Krankheit ihn befallen haben und kaum daß sie vor dem Vater und der Tante ihre Qual verbarg. Barbara fing an zu bereuen, daß sie nicht früher dem Unheil gesteuert; dann tröstete sie sich wieder damit, daß sie doch dem jungen Manne die Kirche nicht verbieten konnte, noch ihm verwehren mit Eugenien zu sprechen, da er nichts sagte, was nicht auch der Vater hören durfte. Eugenien aber von ihrer folternden Ungewißheit zu befreien, stahl Barbara, ohne sie vorher davon zu benachrichtigen, sich Abends nach Ottomars Wohnung und erfuhr, daß Herr v. Arch auf einen Brief aus der Residenz sogleich abgereist sey, das Quartier jedoch behalten und die meisten seiner Effekten dagelassen habe, was von baldiger Rückkehr zeuge.

Mit dieser beruhigenden Auskunft eilte Barbara heim und erfreute sich von Eugenien des wärmsten Dankes. Es erleichterte sie allerdings, daß kein anderes Motiv das Ausbleiben ihres Geliebten verschuldet; es war auch ganz natürlich, daß bei der Schnelligkeit seines Aufbruches, er sie nicht davon in Kenntniß gesetzt; sie sahen sich nur des Morgens, er war in der Nacht fort und Botschaft ihr zu senden, hätte auf seine Entfernung einen Werth gelegt, wozu doch nichts ihn berechtigte. Allein diese jähe Abreise, was bedeutete sie ihm? Was ihr, die so gar nichts von seinen Familienbanden wußte, daß sie Alles fürchtete, wenn sie auch nie zu hoffen Ursache gehabt! Ein Gefühl: Leid um die hingeschiedene Mutter, hatte sie vereint, sonst keine Beziehung und nur ihre stille abgeschlossene Existenz die flüchtige Bekanntschaft zu einem stehenden Bilde in ihr gemacht, statt, daß nun er, in die laute Welt hinaustretend und seinem Berufe als Mann folgend, das zufällige Begegnen mit ihr, wie einen bloßen Morgentraum und selbst sein Weh und die theure Mutter im Gewirre des Lebens vergessen würde! Ihr Herz hatte einen dauerhaften Eindruck empfangen, indeß seines wohl kaum gestreift worden von ihrer trüben Gestalt.

Daß an heiliger Stätte jetzt auch mancher Gedanke, mancher Wunsch, der vordem sie nicht berührt, als Gebet sich ihrer Brust entrang, das verhehlte Eugenie sich nicht; aber die fromme Tochter knüpfte gern ihre Liebe zu dem trauernden Fremdling an die Liebe für sie, die, auf Erden von ihr beweint, im Himmel segnend ihre Hand über sie breiten würde und willig gab sie sich momentaner Täuschung hin, obwohl ohne andere Bürgschaft dafür, als das eigene Herz, so unerschöpflich an trostlosen Vorstellungen, wie reich an Gründen des Trostes.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester Egeria.

„Ist sie also doch gestorben?"

„Ja, Madame;" antwortete ein kleiner, schwarz gekleideter Herr. „Sie ist todt."

„Und das Testament?"

„Soll sogleich allhier eröffnet werden."

„Werden wir erben?"

„Sicherlich, wir haben das Recht dazu."

„Wer ist denn die so ärmlich gekleidete Frau, die da hinten steht?"

„O, die wird nicht viel kriegen, es ist die Schwester von Egeria."

„So, so, Anna, dieselbe, die vor zwei Jahren mit einem Offizier fortzog und ihn dann heirathete?"

„Gott! Gott!"

„Ja, ja, es ist dieselbe."

„Und ist jetzt frech genung, sich hier noch inmitten unserer Familie zu zeigen, welche sie entehrte?"

„Das ist um so frecher, da sie wohl weiß, daß Egeria nicht viel von ihr hielt."

In dem Augenblick nahte Anna. Ihr Gesicht war bleich; ihre schönen Augen voll Thränen; Gram und Kummer hatten ihre Stirn schon früh gerunzelt.

„Was wollt Ihr hier?" frug die stolze Frau v. Villebois.

„Nichts, als den Notar meiner Schwester fragen, ob sie in ihren letzten Augenblicken nicht von mir gesprochen hat."

„So? Ihr meinet, sie hätte Eurer gedacht, Eurer, der Schande unseres altadelichen Hauses."

„Mein Mann war edel durch seinen Namen,"

entgegnete Anna; „das hat er genugsam dadurch bewiesen, daß er sich für sein Vaterland aufopferte. Sein Gedächtniß ist mir heilig und werth."

„Und Ihr meint, daß Ihr uns auch noch werth seyn müßtet, weil Ihr dem Willen Eures Vaters entgegen gehandelt und in jene Ehe getreten seyd, die Eurer unwürdig war?"

„Darin war ich schuldig; aber ich habe so viel geweint, so viel gelitten, daß Gott mir die Sünde vergeben haben wird. Kennetet Ihr wie ich Elend und Jammer, hättet Ihr, Madame, ein Kind, dessen Zukunft Euch Tag und Nacht beschäftigte, Ihr würdet fühlen, wie schwer ich gebüßt."

In dem Augenblicke trat der Notar, Hr. Dubois, ein.

„Werfen Sie Frau Anna nicht vor, was ihr Vater und Schwester seit lange verziehen," sprach er.

„Was hat sie denn aber hier zu thun?"

„Sie muß hier seyn," sprach der Notar ernst, „ich habe sie hieher entboten."

Dann las er das Testament. Es sagte, daß Egerie von Damfreming, die als Vorsteherin in dem Kloster der Schwestern vom Herzen Jesu gewohnt und gestorben, nachgelassen hätte 200 000 Fr. an baarem Gelde, verschiedene Juwelen, Kleider und Möbel, die im Hause des Notars beruhten, ein Schloß im Werthe von 200,000 Fr. und ein Gebetbuch mit den Tageszeiten der Mutter Maria. Es endete mit den Worten:

„Ich will, daß man dies in drei Theile vertheile; der erste Theil soll die 200,000 Fr. befassen, der zweite mein Schloß, die Möbel und Juwelen, und der dritte mein Gebetbuch. — Meiner Schwester Anna habe ich den Kummer vergeben, den sie uns gemacht; ich hätte sie eher in ihrem Unglück getröstet, hätte ich eher ihre Rückkehr nach Frankreich erfahren. Ich bin ihrer auch in meinem Testamente eingedenk. — Frau von Villebois, meine liebe Nichte, mag zuerst eins der drei Theile wählen, dann mein Schwager Vatry, und der Rest bleibt für meine Schwester Anna."

„Aha," sagte Vatry, „Egeria war nicht nur mildherzig, sondern auch gar scharfsichtig."

„Madame," fiel der Notar ernst ein, „welches Theil wählen Sie?"

„Die 200,000 Fr. in baarem Gelde."

„Haben Sie wohl über Ihre Wahl nachgedacht?"

„Sonder Zweifel."

Der Notar suchte Mitleid für Anna zu erwecken und sprach: „Madame, Sie sind sehr reich, Anna ist arm. Wollten Sie ihr nicht das erste Theil überlassen und das Gebetbuch wählen, welches eine besondere Grille der Hingeschiedenen den beiden andern Theilen an Werth gleich stellt?"

„Sie spotten wohl, Herr Dubois," rief die Frau. „Sie müßten wenig Scharfblick haben, könnten Sie verkennen, daß Schwester Egeria das Gebetbuch ausdrücklich für Anna bestimmte. Kurz und gut, ich bleibe bei meiner Wahl."

Herr Vatry nahm das Schloß, die Kleider, Juwelen und Möbel für sich. Auch zu ihm wandte sich der Notar und frug: „Obwohl Schwester Egeria vielleicht die Absicht hatte, Anna zu strafen, so könnten Sie, da Sie Millionär sind, hier doch einen schönen Beweis Ihres Edelmuthes geben, wollten Sie Frau Anna Etwas von Ihrem Antheil überlassen!"

„Danke schön für den Rath," sprach Herr Vatry; „das Schloß grenzt just an meine Wälder und liegt mir somit wie darum hingebaut. Was die Juwelen betrifft, das sind Andenken, die verschenkt man nicht."

„Im Namen Gottes, denn ich kann Sie nicht zwingen, ich muß das Testament buchstäblich ausführen."

Dann nahm er das Gebetbuch aus seinem Schreibtische, gab es Frau Anna und sprach:

„Hier, meine arme, gute Frau, habt Ihr denn auch Euer Theil."

Anna nahm das Buch, drückte es innig an die Brust und dann an die Lippen ihres Kindes, welches sie begleitete: „Da Hektor," sprach sie, „küsse das Gebetbuch Deiner lieben Tante, die Dich gewiß lieb gehabt, hätte sie Dich gekannt. Kannst Du einmal darin lesen, dann mußt Du Gott bitten, daß er Dir Deines Vaters Geist gebe und mehr Glück Dir schenke, als er Deiner Mutter geschenkt."

Die Zeugen weinten vor Rührung. Das Kind drückte das Buch an seine Lippen und öffnete es endlich. „Aber Mutter," rief es, „welch schöne Bildchen."

„Gewiß, mein Kind," sprach Anna, durch ihre Thränen hindurchlächelnd über ihres Söhnchens Freude.

„Unsere liebe Frau mit dem rothen Kleidchen," fuhr das Kind fort, „und Jesuskindchen mit einem grünen. Aber, Mutter, warum hat man die feinen Papierchen auf die Bildchen gelegt?"

„Damit die Bildchen nicht beschädigt werden."

Das Kind blätterte weiter in dem Buche: „Mutter, warum liegen denn gerade sechs Papierchen auf jedem Bilde?"

Frau Anna besah das Buch näher, ein lauter Schrei entfloh ihrer Brust, sie fiel in Ohnmacht.

Der Notar half ihr auf und versicherte den Umstehenden: „Nur ruhig, ich glaube nicht, daß der Fall schlimme Folgen haben wird. Du, Junge, gib mir das Buch, Du möchtest die Bilder beschädigen."

Dann trachtete er, Anna der Ohnmacht zu entreißen. Die Erben entfernten sich.

Einen Monat später begegnete Hr. Batry und Frau v. Villebois Anna und ihrem Söhnchen, die beide, einfach aber reich gekleidet, in einem schönen offenen Wagen mit zwei Pferden bespannt, langsam spazieren fuhren. Sie erkundigten sich näher und erfuhren, daß sie ein prächtiges Haus um 120,000 Franken gekauft habe und ihren Sohn durch eigene Lehrer in allen Wissenschaften unterweisen ließ. Das klang ihnen wie ein Donnerschlag. Sie eilten zum Notär. Hr. Dubois war eben mit Schreiben beschäftigt.

„Wir stören Sie gewiß," begann Frau von Villebois.

„Das thut nichts," antwortete der Notar, „ich war gerade beschäftigt, einen Ankauf von Staatsschuldscheinen für Frau Anna zu regeln."

„Was?" rief Herr Batry. „Nachdem sie Haus, Kutsche und Pferde gekauft, hat sie noch Geld auszuthun?"

„Ei gewiß."

„Und woher kommt ihr das?"

„Aber das haben Sie ja gesehen."

„Was denn?"

„Als sie beim Anblick des Gebetbuches in Ohnmacht fiel."

„Davon wissen wir Nichts."

„O," fuhr der Notar in triumphirendem Lächeln fort, „ich dachte, Sie hätten das gesehen. In dem Gebetbuche waren 60 Bildchen und auf jedem Bildchen lagen 6 Banknoten, jede von 1000 Fr."

„Herr und Gott!" rief Herr Batry.

„Hätte ich das gewußt!" stammelte Frau von Villebois.

„Sie konnten wählen; ich habe Ihnen selbst gerathen, das Gebetbuch zu nehmen; aber Sie wollten es nicht."

„Wer hätte auch denken können, daß solch ein Schatz darin säße."

Frau Anna lebte noch lang in Paris und wohnte in der Straße Lafitte. In einem der schönsten Säle ihres Hauses bewunderte man ein Gemälde, welches diese Geschichte bewahrte.

Mannigfaltiges.

Ein Akt seltener Hochherzigkeit wird aus Treviso mitgetheilt. Die vor kurzem dort mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens verstorbene Gräfin Spinelli lebte mit Bruder und Schwester lange in großem Zwiste, so daß sie vermittelst eines Testaments Beide enterbte und ihrem treuen Geschäftsführer ihr ganzes Hab und Gut vermachte. Später söhnte sie sich vollkommen mit ihrer Familie aus und starb, nachdem sie noch längere Zeit in bester Harmonie mit ihr gelebt hatte, jedoch ohne das frühere Testament umgestoßen zu haben. Nichtsdestoweniger erklärte der Universalerbe, daß er, da dessen Inhalt den versöhnten Gefühlen der Verstorbenen nicht entspreche, aus freien Stücken auf die Hälfte seiner Ansprüche zu Gunsten der Geschwister der Gräfin verzichte, denen er überdies bedeutende Leibrenten von dem Ertrage seiner Erbschaftshälfte aussetzte. Es handelt sich, wie erwähnt, um ein sehr reiches Erbe und die That des treuen Dieners, der mit Glücksgütern nicht sehr gesegnet ist, erhält durch diesen Umstand erst ihren wahren Werth.

Sylbenräthsel.

(Zweisylbig.)

Die erste meiner beiden Sylben findet
Man hinter einem jeden Hause fast;
Auch ist's ein Ort, an dem die Pracht nicht schwindet
Und welcher meistens hohen Glanz umfaßt,
An dem Verstellung, Ränke, Hinterlist
Auch manchesmal jedoch zu finden ist.

Die zweite Sylbe, ohne daß ich gehe
Und mich bewege, bringt mich dennoch fort,
Daß ich erreicht so bald als möglich sehe
Den mir als Ziel vorher bestimmten Ort.
Es ist kein Schiff, kein Pferd; d'rum, Leser, sag',
Was diese Sylbe wohl bedeuten mag.

Wenn du, um über Andre dich zu heben,
Nach hohen und nach großen Dingen strebst,
Und, um dadurch ein Anseh'n Dir zu geben,
Dem Gelde und der eitlen Pracht nur lebst;
Dann ist die Eigenschaft des Ganzen dein,
Doch wirst du d'rum nicht sehr geachtet seyn.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 87:
Passau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Sonntag, 25. Juli 1858.

Bayerisches Volkslied.

Bayernland, Pfälzerland,
Du Deutsches Land!
Sey uns gegrüßet, o Vaterland!
Uns alle umfange mit heiligem Band!
Hoch Bayern und Pfalz,
O Gott erhalt's!

Wer ist unser Herrscher,
Wer soll es stets seyn?
Der Herzog in Bayern;
Der Pfalzgraf bei Rhein,
Der König von Bayern
Soll für ewig es seyn!

Er schützt uns im Glauben,
In Ehre und Recht,
Die darf uns nicht rauben
Des Feindes Geschlecht.
So ordnet's der König
Und so ist es recht.

Gern reichet der Bayer
Dem Pfälzer die Hand,
In heiliger Feier
Für's Vaterland;
Im heiligen Kampfe
Für König und Land.

Und wie im Kampfe,
So sey es in Lust;
Ein bayrisches Herz
In der deutschen Brust,
Für Gott, für den König,
Für's Vaterland!

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Schweigsam von Natur, verhüllte Eugenie auch vor der getreuen Magd, was bald zur tiefsten Bekümmerniß, bald zu den frohesten Hoffnungen sie weckte; doch Barbara, die einst auch jung und hübsch gewesen und nicht Neuling in der Geschichte des menschlichen Herzens war, errieth sie, mochte aber nicht durch Worte verstärken, was sie lieber völlig unterdrückt hätte.

Wartenheim und seine Schwester muthmaßten unterdessen nicht, warum Eugenie sich gegen jede Heirath sträubte. Außer in die Kirche begleitete die Tante sie überall und nie hatte diese gesehen, daß ihre Nichte irgend Jemanden auszeichne, wurde auch ihr vielseitig gehuldigt.

Jetzt warb nun ein, zwar in Jahren etwas vorgerückter, doch sehr geachteter und begüterter Mann, der Freiherr v. Lindburg, um Eugenien und sie schlug ihn aus, zur höchsten Entrüstung des Vaters, der noch die sanfte Gattin im Grabe schmähte, daß sie, der Tochter Albernheiten nährend, sie für das praktische Leben so schlecht erzogen. Auf wen sie nur harren wolle, da Baron Lindburg ihr nicht gut genug? Nach Neigung freien, sey recht hübsch; allein das finde sich selten und so müsse man der Vernunft gehorchen und eine sorgenlose Zukunft sich bereiten. Sein Lebensende nahe heran; denn viel Bitteres habe er erfahren, das an seiner Blüthe schon genagt, keine Schätze habe er zu hinterlassen. Umsonst! Eugenie war nicht zu bewegen und Wartenheim verwies sie von seinem Angesicht.

Gekränkter noch von ihres Vaters Ausfällen wider die verehrte Mutter, als von allem Uebrigen, hatte Eugenie nach lang durchwachter Nacht, am Morgen, da kein Befehl es ihr untersagte, mit der alten Barbara, wie gewöhnlich, in die

Messe sich begeben. Heute brauchte ja ihr Geist ganz besonders des Trostes von Oben und tief ergriffen kniete sie nieder, den Herrn anzuflehen, daß er sie schütze und erleuchte, sie befestige in dem Vorsatze: treu zu bleiben sich selbst und irdisches Drohen gering zu achten, wie irdische Güter, wo diese nur zu erkaufen um den Preis ihres bessern Seyns; flehend, daß er in seiner Gnade ein Zeichen ihr verleihe, wenn sie die rechte Bahn erwählt: vertrauensvoll hob sie den thränendüstern Blick zu ihrem Gott empor und neben ihr stand der Gott ihrer Erdenträume. Wonnige Ueberraschung färbte ihr bleiches Antlitz mit leisem Roth. War Ottomar das Zeichen, das sie vom Himmel sich erbeten? Und wofür anders sollte sie die Fügung halten, gerade in diesem Momente ihn wieder zu sehen? So genehmigte denn der Allmächtige ihr Gelübde: Keinem, als dem Manne ihres Herzens anzugehören!

Eugeniens vermehrte Blässe, der Ausdruck noch gesteigerten Schmerzes in allen ihren Zügen, den selbst die geheime Freude über seine Rückkehr nicht verdecken konnte, mußten Ottomar auffallen; doch ging sie in Nichts ein und klagte nur über leichte Unpäßlichkeit, die sich bald heben würde. Um Alles in der Welt hätte sie ihm die Heirathsprojekte ihres Vaters und seinen Zorn nicht genannt. Er hätte wohl gar geglaubt, sie wolle ihn damit zu einem Entschlusse treiben? Mitleid aber sollte nicht den Pfad zu seiner Liebe ihr ebnen. Vielleicht auch fürchtete sie, daß er ihr zurede, den Vater zu versöhnen durch Nachgiebigkeit, und vorüber dann jeder Wahn, jedes Hoffen!

Seine plötzliche Abreise nach der Residenz erklärte Ottomar Eugenien mit dem Schreiben seiner Schwester, die ihm die gefährliche Erkrankung ihres Vaters gemeldet, als Folge seines Grames um die geliebte Gattin und ihn beschworen, zu ihrer Aller Beruhigung sogleich nach Hause zu kommen, was er ungesäumt vollbracht. Den Patienten habe er auf dem besten Wege verlassen und gestern hier wieder eingetroffen, sich beeilt, dem Schöpfer seine Dankgebete für die Rettung des theuern Vaters in demselben Tempel zu entrichten, der auch Fräulein Wartenheim's Gebete empfangen und wo er zuerst sie erblickt.

Mehr sagte Ottomar nicht und Eugeniens liebeerfülltes Gemüth war nicht befriedigt. O, hätte sie ihre innere Welt in Worte kleiden dürfen, wie verschieden hätte es da gelautet! Er liebte sie entweder nicht oder mußte es verschweigen.

Wartenheim drang abermals in die Tochter wegen des freiherrlichen Bewerbers und abermals, scheiternd an ihrem unumstößlichen Entschlusse, beschränkte er sie jetzt gänzlich auf ihr Zimmer auch das Haus Gottes ihr verbietend; eine harte Sentenz für Eugenien, die sonst keinen Trost hatte. Aber sie wankte nicht. Der Strenge des gereizten Vaters setzte sie Bitten und Thränen entgegen, den kaltherzigen Ermahnungen der Tante ein totales Verstummen.

Es begann nun eine schwere Prüfungszeit für die Aermste, der selbst die Milderung abging, daß er, um dessentwillen sie so viel litt, ihr Leiden theile.

Barbara konnte ungehindert nach der Kirche wandern; Ottomar hatte sie seit acht Tagen nur ein einziges Mal dort gesehen und als er besorgt nach Eugenien fragte, gestand sie ihm in guter Absicht die Ursache ihres Zuhausebleibens, nämlich: des Vaters Aerger über die fehlgeschlagene Partie mit dem reichen Baron, was sie inzwischen Eugenien nicht erzählte, sondern blos, daß sie sie für unwohl ausgegeben, was ihn sehr zu bekümmern geschienen.

Es war also gewiß, daß, während sie eine Gefangene, in ihren vier Mauern Kränkungen jeder Art um ihn erduldete, er nicht einmal da sie aufgesucht, wo sie für ihn allein zu finden! Geliebt von Ottomar und kein Kerker hätte sie geschreckt! Fest ruhte es in ihr, was immer geschähe, Baron Lindburg nicht zu ehelichen und dennoch stieg zuweilen, wie aus Rache, die Möglichkeit dieser Verbindung in ihr auf, bis sie sich sagte, daß es ja keine Rache wäre an Dem, der sie nicht liebe und mit dieser Vorstellung Todesweh in ihre Brust sich ergoß.

Schriftlich bat Eugenie den Vater, der aus seiner Nähe Verbannten zu erlauben, daß sie ihr Geschick bejammere in klösterlicher Einsamkeit, wo sie Tag und Nacht Gott anrufen wolle, des Vaters Herz der Tochter wieder zuzuwenden; doch es empörte dieses Verlangen Wartenheim noch mehr, der aber endlich, sich überzeugend, daß seine Härte nichts fruchte, Eugenien die Freiheit zurückgab. Seine ohnehin mürrische Laune erheiterte sich inzwischen auf diese Weise nicht, that gleich die Tochter Alles zu seiner Beruhigung, wozu hauptsächlich die Versicherung gehörte, nie den Schleier zu nehmen, was er stets befürchtete. Ihre Liebe zu Ottomar kannte er nicht, nur ihre große Frömmigkeit und vermeinte, es reize sie kein Erdenbund, weil mit dem Himmel sie den ewigen Bund geschlossen. Der Tochter heiliges Gelöbniß, ihn so nicht zu betrüben, entriß auch ihm das Versprechen, ihr weiter keinen Zwang aufzuerlegen.

In einer zahlreichen Abendgesellschaft begegnete jetzt Eugenie dem Geliebten wieder und wie anders erschien er ihr hier, als an dem gottgeweihten Orte, wo sie zum ersten Male ihn erblickt! Dort sah sie nur den trauernden Sohn und ohne Worte hatte sie ihn begriffen; hier den glänzenden jungen Mann, der mit der äußersten Leichtigkeit und Sicherheit sich bewegte und ob zwar ernst, doch von einer Schönen zur andern flatterte, jeder sein Lob zollend. Die Tante, die auf Befehl des Vaters Eugenien hergeführt — Wartenheim schmeichelte sich noch immer, es werde seine Tochter den rechten Mann treffen — die Tante saß am Spieltische und die Nichte in dem bunten Kreise der übrigen jungen Mädchen, ein köstlicher Blumenflor für die leichten Schmetterlinge.

Eugenie empfand deutlich, daß im geräuschvollen Salon Ottomar nimmer den Eindruck auf sie gemacht hätte, wie in der Kirche feierlicher Stille, wo ein Gedanke sie Beide belebte, ein Schmerz in Beider Herzen schlug. Allein die Würfel waren für sie gefallen; sie sah den Geliebten anders; aber sie sah ihn mit unveränderter Liebe.

Schüchtern, doch eifersüchtigen Blickes folgte Wartenheims Tochter ihm zu jedem Frauenbilde hin und erhorchte gleichsam mit des Auges Schärfe, was er sprach. Zu ihr kehrte er am öftesten wieder und blieb dann auch ihr Auge niedergesenkt, sie fühlte, das seinige hafte auf ihr, wie auf Keiner. Der Seele geheimes Verständniß, das im Dunkel der Betrübniß seinen Anfang genommen, spann hier am Lichte der Freude sich fort, obschon im Verborgenen. Ottomar, dem es bei Andern nicht an Rede gebrach, ihm stockte sie bei Eugenien und nicht fähig, alltägliche Phrasen mit ihr zu wechseln, leitete er gern, wenn unbelauscht, die Unterhaltung zurück auf den Schauplatz ihres ersten Zusammenfindens, in welchem Gebiet er dann freier sich erging.

Mit etwas mehr Erfahrung hätte Eugenie eben dem geflissentlichen Vermeiden alles dessen, was sonst ein junger Mann einem hübschen Mädchen bald zu sagen weiß, sie hätte eben darin ein höheres Interesse für ihre Person erkannt und nicht ohne Befriedigung sich von ihm getrennt; sie aber war verstimmt und der Zweifel an seine Liebe fiel als Schatten auf die übrige.

Nicht Unrecht hatte Eugenie, wenn sie, dem innern Geiste vertrauend, meinte, es stehe Fremdes zwischen ihr und Ottomar; allein in seiner Gleichgiltigkeit für sie lag nicht der Grund.

(Fortsetzung folgt.)

Sie muß in's Bad.

Ein Gespräch zwischen Frau Smith und Frau Jones.

Aus dem Englischen.

„Heilige Agathe! Bist Du wirklich den ganzen Sommer nicht aus der Stadt gekommen?"

„Nein. Jones erklärte mir, er könne es nicht erschwingen."

„Du gute, unschuldige Abigail! Jones raucht doch täglich sein Dutzend Cigarren, nicht wahr?"

„Ja."

„Gut; er macht auch jeden Morgen seinen Spazierritt?"

„Allerdings."

„Nun, er wird auch Billard spielen, sein Glas Wein trinken und mitmachen, was sonst in der Stadt getrieben wird, nicht wahr?"

„Freilich."

„Gut denn; rechne das einmal zusammen! Smith erklärte mir auch, er könne die Kosten eines Ausfluges nicht aufbringen. Ich verlor kein Wort darüber, verließ ihn mit so süßem Lächeln, als denke ich nicht weiter daran, begab mich ruhig auf mein Zimmer und schrieb unserem Hausarzt, diesem Juwel von einem Doktor, ein Paar Zeilen, worin ich ihm mittheilte, daß ich für heftig erkrankt gelten wolle, sobald Smith zum Essen nach Haus komme und mich vermuthlich nicht eher erholen werde, als auf einem Ausflug nach Maratoga oder an den Niagara oder sonst einem dieser traulichen Plätzchen. Gut, unser Doktor ist pfiffig, wie Einer und als Smith nach ihm schickte, kam er und fand mich im vorherbeschriebenen Zustande von Erschöpfung unter den Händen meiner Zofe Libby. Er fühlte mir den Puls, sah gar weise und orakelmäßig drein und erklärte, mir thue schleunige Luftveränderung Noth. Natürlich wehrte ich mich dagegen und klagte, daß ich Bewegung nicht ertragen könne, mich zu schwach fühle und dergleichen mehr.

Der Doktor sagte aber, wenn ich nicht nachgebe, so könne er nicht für die Folgen stehen und schließlich gab ich denn auch, versteht sich, nur Smith zu Gefallen, nach.

Nichts geht über Diplomatenkünste und nur die Zügel nicht geschont, meine Liebe, wenn Du Deinen Jones in eine andere Richtung bringen willst. Die Männer sind immer etwas widerspenstig. Darin liegt's. Ohne diesen Fehler wären sie wahre Juwelen!"

Mannigfaltiges.

Dickens erzählt folgende kurze Geschichte von einem amerikanischen Seekapitän: Auf seiner letzten Heimreise hatte der Kapitän eine junge Dame von besonders anziehender, lieblicher Persönlichkeit an Bord. Fünf junge Herren, Passagiere desselben Schiffes, liebten diese junge Dame mit gebräuchlicher Innigkeit und sie ihrerseits war in alle fünf gleich innig verliebt und wußte nicht welchem den Vorzug zu geben. Unfähig, sich allein aus der Verlegenheit zu ziehen, erbat sie sich Rath von meinem Freunde, dem Kapitän. Dieser, ein Mann originellen Geistes, sagte zur jungen Dame: „Springen Sie über Bord und heirathen Sie den Mann, der Ihnen nachspringt." Der Schönen leuchtete die Idee ein; und da sie besonders gern badete, namentlich bei so warmem Wetter, als es gerade war, ergriff sie den Vorschlag des Kapitäns, während dieser für etwaige Unfälle ein Boot bemannte. Demgemäß, als am nächsten Tage die fünf Passagiere auf dem Verdeck waren und andachtsvoll auf die junge Dame blickten, sprang diese kopfüber in's Meer. Vier von den Liebhabern sprangen ihr augenblicklich nach. Als die Dame und die vier Ritter wieder in Sicherheit auf's Schiff gebracht waren, sagte die Erstere zu dem Kapitän: „Was soll ich nun mit den Vier anfangen, sie sind so naß?" Antwortet der Kapitän: „Nehmen Sie den Trockenen!" Und die Dame that es und heirathete ihn.

Eine fabelhafte Geschichte von einem Diamanten, die freilich wie ein Humbug klingt, macht, wie der „Tr. Z." aus Laibach geschrieben wird, die Runde. Es soll nämlich jener Diamant, von dem die französischen Blätter und das „Journal de Frankfort" erzählen, daß er von seinem gegenwärtigen, in Paris befindlichen Besitzer in Spanien roh, unter anderem unbedeutenden Zeug, erkauft und zu Schiffe gebracht wurde, 1 Pfund 2 Loth wiegen und 45 Millionen Gulden werth seyn (!). Ein unternehmender Laibacher Handelsmann hat durch Vorschüsse die Veranstaltung getroffen, daß dieses Kleinod nach Oesterreich, namentlich nach Wien zum Verkaufsangebote gebracht werde. Wer aber soll für ein nutzloses Ding eine solche Summe geben können und wollen?

In Wien ist gegenwärtig ein Möbel besonders zu Ehren gekommen: es ist der Salonspringbrunnen, gewöhnlich ein zierliches Gefäß von kühlem Stein, mit bescheidenen Wasserstrahlen, die jedoch hinreichen, um die Temperatur eines Salons ebenso zu verringern, wie sie die Flamme des Ofens im Winter erhöht. Eine sehr sinnreiche Maschinerie treibt das Wasser in die Höhe; das Becken ist grün und von Blumen umrankt und es kann in der That keine schönere Zierde geben, als ein solches Gegenbild des Kamins.

Die Berliner Nationalzeitung hat folgendes Eingesandt: Allen Touristen, welche die Schweiz besuchen wollen, kann das so eben erschienene Buch „Kein Geld, kein Schweizer!" gar nicht genug empfohlen werden. Der renommirte Verfasser, Gustav Rasch, ist in diesem Buche der Touristenprellerei gründlich entgegengetreten und macht u. A. im „rothen und schwarzen Buch" die guten und schlechten Gasthöfe namhaft; klärt auch in dem Kapitel „Die Touristenprellerei in der Schweiz" die Reisenden genügend auf und gibt ihnen die Mittel an die Hand, sich gegen Uebertheuerungen zu schützen. — Das Erscheinen eines solchen Buches werden gewiß alle Schweizerreisende mit Freude begrüßen.

In Pisa ist eine sicilische Improvisatorin, Giovanning Micki, mit außerordentlichem Succeß aufgetreten. Man stellt die junge Sicilianerin der einst berühmten Rosa Taddei zum wenigsten gleich.

Zweisylbige Charade.

Wenn der Schiffer auf dem weiten Meere
Heftig mit empörten Wogen ringt,
Und durch rabenschwarze Atmosphäre
Meine Zweite, unheilschwanger, dringt,
Da wird von des Meeres wackern Söhnen
Mancher sich nach meiner Ersten sehnen!

Wenn des Feindes wuthentbrannte Schaaren
Mit Verderben meiner Ersten dräu'n,
Wird, um seine Freiheit zu bewahren,
Um die wilden Horden zu zerstreu'n,
Wutherfüllt mein Ganzes sich erheben
Und begierig nach dem Kampfe streben.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 88:
H o f f a h r t.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Dienstag, 27. Juli 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Seit Jahren war Ottomar v. Aich mit seiner Cousine verlobt; eine Heirath, die noch seine Mutter gestiftet, in der festen Voraussetzung, daß ein Mädchen, erzogen und begabt, wie Clotilde, ihren Sohn beglücken müsse. Durch diese frühen Bande hoffte sie ihn zu schützen vor spätern gefährlichen Wegen. Ottomar, der die Urheberin seiner Lage angebetet, der kaum bei entschiedener Abneigung gegen Clotilden es über sich gewonnen hätte, die Mutter durch Weigerung zu kränken, er widersprach um so minder, als auch er ihren Schützling liebte. Daß dies blos die Liebe des Bruders, blos die Liebe der Gewohnheit — Clotilde lebte im Hause seiner Eltern — das sollte Eugenie ihn lehren. Unbeschreiblich war die Wirkung ihres ersten Anblickes auf ihn; aber sich trügend über die Natur derselben, glaubte er ungestraft seinen Regungen sich hingeben zu dürfen; entsprangen sie ja aus der lautersten Quelle der gemeinsamen Klage um die geliebte Mutter! Ottomar fragte nicht, grübelte nicht, ließ sich fortziehen von der dunkeln Gewalt, die jeden Morgen um die nämliche Stunde, ihn wie Eugenien, zur Andacht rief, bis der Ruf der Schwester ihn an's Sterbebett des Vaters lud. Die martervolle Ungewißheit auf der ganzen Reise, ob er den Verehrten noch am Leben finden werde oder nicht, sie verschleierte selbst Eugenien's Bild in seiner Seele und erschöpft von Angst und Ermüdung langte er im Vaterhause an.

Clotilde trat hier zuerst ihm entgegen mit der frohen Nachricht, daß es besser gehe. Stürmisch schloß Ottomar die Verkünderin dieser Botschaft an seine Brust und vergoß Thränen der Freude an ihrem Halse, nicht gedenkend in dem Momente, daß der Platz der theuren Mutter leer geworden, seit er geschieden war. Erst, als er des Vaters verfallene Züge sah, erwachte er zu gänzlicher Erinnerung.

Nach und nach sammelte sich Ottomar und der Ruhe, die zurückkehrte in seinen Busen, folgte eine neue Unruhe, die bald ihn absolut beherrschen sollte. Ueber seine Stimmung für Clotilden kam er nun in's Reine; jetzt wußte er, daß er nicht sie, daß er Eugenien liebe und allein mit ihr glücklich zu seyn vermöge; aber der Mutter heißer Wunsch, deckte sie gleich die kühle Erde, bestand in seiner vollen Kraft für den kindlich frommen Sohn; hätte sie gelebt, ein Wort von ihm hätte das Band vernichtet, das nunmehr ihn nur drücken konnte; aber da sie in der Gruft ruhte, blieb der Sohn gefesselt und verhehlte auch vor Marien, der einzigen Schwester, was ihn belastete; die schob seine große Niedergeschlagenheit auf ihren allseitigen Verlust, den ja der Bruder hier bei jedem Schritte spüren mußte.

Ottomar ging wieder nach der hohen Schule zurück. In sechs Monaten waren seine Studien beendigt, dann sollte er seine Carriere beginnen und mit Clotilden sich vermählen; er hatte indeß vom Vater noch ein Jahr Urlaub zum Reisen sich erbeten und der Präsident v. Aich seinem geliebten Sohn die Bitte gewährt. Ottomar zählte dreiundzwanzig Jahre, Clotilde kaum achtzehn.

Auf dem Heimwege prüfte Ottomar genau seine Lage. Daß Eugenie ihn gern habe, war gewiß; doch es verpflichtete dies ihn nur zu größerer Vorsicht. Ein Schimmer von Hoffnung ward hier leicht zum Irrlichte, darum vermied er auch nach seiner Rückkunft, die Geliebte in der Kirche aufzusuchen und als er in Gesellschaft sie traf, wollte er ihr andeuten, daß ihm keine Wahl mehr bleibe; dazu aber fehlte ihm der Muth und er floh von Einer zur Andern, sie und sich selbst zu täuschen,

sein Herz aber zog ihn immer zu Eugenien hin und bei ihr brachte er die faden Komplimente, mit welchen er die Uebrigen zu sich lenkte, nicht über seine Lippen, minder noch das Wort, daß er gebunden sey. Schien es ihm doch schon genug, nicht zu sagen, was er schwer verbarg.

Nach Beendigung seiner Studien noch zwölf Monate vor sich zu haben, ehe er seine Hand in Clotildens Hand legte, beruhigte Ottomar für den Augenblick. Daß er sie liebe, mußte Eugenie merken, eben so, daß eine unübersteigliche Kluft sie trenne; wie hätt' er sonst nicht auf seinen Knieen um sie geworben!

Fünf Monate waren bereits verflossen seit Ottomars Rückkunft, einer ihm nur noch vergönnt, dieselbe Luft zu athmen mit der Geliebten. Seine Abreise nahte; Keines von Beiden hat gesprochen, Keines einer andern Hoffnung Raum gegeben, als der dunkeln, die in der Zeiten Wechsel schläft und dennoch ein Verhältniß unter ihnen sich gebildet, das jeden Zweifel hob; Beide hatten erkannt, daß ihr inneres Leben einander zugehöre, wenn gleich das äußere sie auf ewig scheide.

Da empfing Ottomar ein Schreiben von Clotilden, worin es also hieß:

„Hat das Auge meines Herzens mich nicht betrogen, so war der Jugendfreund, bestimmt von seiner Mutter, auch meiner spätern Tage Freund zu werden, so war er sehr verändert für mich bei seiner Anwesenheit im väterlichen Hause und seine feurige Umarmung, als ich mit der Kunde von des Vaters Besserung ihn begrüßte, hätte damals Jede erfahren. Es war nicht Clotilde, es war die Götin des Trostes! Das sagte ich mir freilich erst, als es immer heller vor mir aufging, daß Ottomar zu seiner Verlobten nicht zurückgekehrt, wie er sie verlassen. Doch ich gestehe es offen, so tief hätte ich vielleicht das Senkblei nicht in seinen Busen geführt, wohnte in dem meinigen nicht das gleiche Uebel. Ja, wär' ich selber schuldlos, mein Interesse hätte gewollt, daß ich der Blindheit mich nicht entschlage, so wie es nun den Blick mir geschärft zur klarsten Einsicht.

„Als Lebensgefährtin Dir erkoren von der Baronin Aich, würde ich, dankbar ihr dafür, im Grabe ihren Willen geehrt und mit Ottomar mich verbunden haben, wenn dies Bündniß ihn beglückte. Du aber liebst mich nur brüderlich noch, oder hast nie anders mich geliebt, was auch wohl hingereicht für uns Beide, wäre nicht in meiner Brust, wie in der Deinigen, eine neue Sonne hervorgetaucht aus den Fluthen der alten kindlichen Gefühle, Jedem von uns einen neuen Pfad des Glückes bezeichnend.

„Geliebt vom Hauptmann Feldern, besaß dieser meine Neigung schon, als Ottomar und ich zuletzt uns sahen; doch eingedenk meiner Obliegenheit gegen die Verklärte, sollte nur ihr Sohn mir Gatte seyn. Um meine Liebe zu Feldern wußte Niemand.

„Der Wunsch, Ottomar anderweitig gefesselt zu wissen, konnte meinen gewöhnlichen Verstand irre leiten, den meines Herzens nicht; durch ihn gelangte ich bald zu der Ueberzeugung, daß ich von meinem Versprechen als enthoben mich betrachten möge; es genügte mir aber nicht an den bisherigen Beweisen; Deine Briefe mußten ihnen den Stempel der Giltigkeit aufdrücken. Sie wurden nun immer gezwungener, immer weniger heiter — die frühern hielt ich dagegen: welcher Unterschied! — und in Deinem letzten lei' ich einmal den Namen Eugenie, der vermuthlich statt Clotildens in Deine Feder sich gedrängt, wie er, ungerufen, aus Deiner Seele Tiefen sich heraufgewunden, mein Andenken mehr und mehr in die Nacht des Vergessens hinabstoßend. Eugenie also heißt Ottomars Geliebte? Gebe Gott, daß, außer mir, ihm Nichts den Weg vertrete und er mit ihr all' den Segen finde, den er in vollem Maße verdient! Eines nur hab' ich an Dir zu tadeln, daß Du Deine Liebe mir nicht enthüllt, nicht die Schwester aufgefordert zu dem Opfer; keines, das sie nicht freudig Dir und den Manen ihrer Wohlthäterin dargebracht. Erwiedere mir nicht: Du hättest das Nämliche von mir erwarten und ich eben so gut auch dem Bruder anvertrauen können. Verzichten durfte Clotilde, aufgeben nicht; durfte die Bande nicht von sich streifen, mit welchen die Dankbarkeit sie umflochten. Ottomar vor Allem! Seine Mutter ward die meinige, als es dem Ewigen gefiel, mich zur Waise zu machen. Möge er nun dem Sohne vergelten, was ich ihr schulde!

„Laß mich bald hören, theurer Freund, daß in Clotildens hell leuchtendem Gestirn auch Dir ein solches aufgegangen. Deine Ruhe wird erst die meinige befestigen."

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Savoyard.

Vor einigen Jahren feierte M. André J., einer der reichsten Bankiers der Chaussée d'Antin,

seine Verheirathung mit Mlle. de B., der Tochter des Marquis gleichen Namens. Es war ein überaus glänzendes Fest, begleitet von allem Pomp, der ausgedehnten Mitteln und vornehmen Verbindungen zu Gebote steht, und viele Pariser werden sich desselben noch erinnern. Aber nicht Jedermann kennt die eigenthümliche und anziehende Episode, welche diese aristokratische Heirath begleitete und welche dem jungen Ehemanne den Ruf unvergleichlicher Originalität erwarb.

Es war am Morgen der Hochzeit. Die Equipagen des Bräutigams erwarteten ihn im Vorhofe und dieser seinerseits erwartete seine Begleitung in einem vom Plafond bis Parquet vergoldeten Zimmer, als der Kammerdiener die Schneider von „Monsieur" ankündigte.

In der That zehn Schneider traten ein, jeder ein großes Packet unter dem Arm haltend, und unfähig, gleich römischen Wahrsagern, einander anzublicken, ohne in Gelächter auszubrechen.

Diese zehn Schneider brachten fünfzig Anzüge für Kaminkehrer-Savoyarden, in der Größe von acht bis vierzehn Jahren, und legten dieselben auf die glänzenden Fauteuils des Salons nieder. Der Bräutigam untersucht mit Kennermiene diese Sammlung von Westen, Jacken und Beinkleidern, erklärte sich befriedigt und vertheilt zweitausend Franken an die Verfertiger, die sich mit verblüffter Miene entfernten.

Nach den Schneidern kamen die Hutmacher mit fünfzig Mützen, dann die „Chemisiers" mit fünfzig Hemden, die Schuhmacher mit fünfzig Paar Schuhen und zuletzt die Instrumentenverfertiger mit fünfzig Drehorgeln. Alle wurden gut bezahlt entlassen, obwohl über die Maßen verdutzt und sich fragend, ob dies Alles eine Wette gelten sollte.

Alsdann versammelte der Bankier sein Geschäftspersonal und sprach folgendermaßen zu ihnen:

„Haben Sie die Gefälligkeit, sämmtliche Stadttheile von Paris zu durcheilen und fünfzig Kaminkehrer, die Sie auf Ihren Wegen antreffen, zum Mittagessen bei mir einzuladen. In meinen Badegemächern werden Sie alles Nöthige finden, sie von Kopf zu Fuß zu reinigen. Wenn dies geschehen, lassen Sie dieselben diese Anzüge, jedem seiner Größe entsprechend, anlegen. Dann heißen Sie dieselben in diesem Salon sich zu Tische setzen, während die andern Gäste im anstoßenden Raum diniren."

Die Schreiber machten große Augen, wiederholten sich einander den Befehl, um gewiß zu seyn, daß sie nicht träumten, und schritten zur Ausführung desselben, ohne ihn begriffen zu haben.

Es war einer der kältesten Wintermorgen. Scharfer Frost war dem Schnee gefolgt und die bleiche Sonne beleuchtete das Eis, ohne es zu schmelzen. Prächtiges Wetter allerdings zum Kaminkehren, und die ausgeschickten Boten fanden bald die begehrte Anzahl Savoyarden. Stelle man sich das Erstaunen der Letzteren vor, als Jedem von ihnen ein Zwanzigfrankenstück unter der Bedingung versprochen wurde, eine Einladung zu einem Hochzeitsmahle anzunehmen. Die glückliche Neuigkeit flog von Kamin zu Kamin mit telegraphischer Eile und in weniger als zwei Stunden war kaum mehr ein Savoyard in den Straßen zu erblicken. Alle an diesem Tage des Kehrens bedürftigen Kamine waren mit Feuersbrunst bedroht.

Da die Abgesandten des Bankiers nur wegen der Wahl in Verlegenheit waren, bemächtigten sie sich beherzt der schwärzesten und lumpigsten unter diesen verlassenen Kindern der Mühsal und Noth; und als diese das prachtvolle Hotel des Bräutigams betraten, hätte man glauben können, daß eine Deputation Vulkans in den Palast Jupiters einzöge. Der Kontrast war um so ergreifender, da der seltsame Zug gerade mit der schimmernden Wagenreihe zusammentraf, welche die Hochzeitsgesellschaft von der Kapelle des Luxembourg zurückbrachte. Auf der einen Seite Livreen voll Gold und Silber, Kleider aus Seide und Sammt, Spitzen und Juwelen, die elegantesten Stutzer und reizendsten Frauen von Paris; auf der andern Seite rußige Gesichter, zerzauste Haare, lumpenbedeckte Gestalten und all das traurige Beiwerk der Armuth und Vernachläßigung.

Während die glänzenden Gäste mit der Frage, was dies Alles bedeute, ihre Blicke abwandten, richtete der Bräutigam seine Augen mit melancholischem Ausdruck auf die Savoyarden und schien in seinem Innern einen flüchtigen Vergleich anzustellen. Wohl mochten seine Gedanken fragen — „ist wahres Glück dort oder hier zu finden?" — doch antwortete dieselbe innere Stimme „es ist hier," indem er seine Lippen auf die Hand seiner reizenden jungen Gattin preßte. Und gleich einer Königin geleitete er sie in seinen Palast, doch nicht ohne vorher seinen Leuten ein Zeichen gegeben zu haben, für die Kaminkehrer Sorge zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Reliquie von Mungo Parks Reisen in Afrika ist auf eine seltsame Weise durch Lieutenant Glover, der die Baikies-Expedition längs der Westküste mitmachte, in Sicherheit gebracht worden. Als er durch ein von Eingeborenen bewohntes Dorf kam, in dessen Nähe Mungo Park das Ende seiner Laufbahn gefunden hatte, wurde er von einem alten Mann angeredet, der ihm ein altes Buch zeigte, das seit vielen Jahren in seinem Besitze war. Es war ein Band mit logarithmischen Tabellen, darin Mungo Parks Name mit Notizen und Randbemerkungen von dessen Hand. Der Alte verlangte 200,000 Cowries als Kaufpreis (Muschelgeld), aber das war mehr, als der Lieutenant zu geben im Stande war. Da zog er nach einigem Besinnen sein Taschenmesser hervor und frug den Alten, was er von diesem Instrumente halte. Dieser Verlockung konnte der Afrikaner nicht widerstehen und so wurde das Buch des Lieutenants Eigenthum.

Eine unangenehme Begegnung. Man liest im „Seybouse": In der Nacht vom 17. auf den 18. Juli, bei einem prächtigen Mondschein, rollte einer der Wagen des Herrn Benedetti, mit Reisenden gefüllt, zwischen Guelma und Bona dahin. Plötzlich wiehern, bäumen sich die Pferde, so daß es dem Postillon nur mit Mühe gelang, ihrer Herr zu werden. Bald erkannte man die Ursache. 30 Schritte vor dem Wagen stand mitten auf der Chaussee ein ungeheurer Löwe. Der Postillon, welcher nur mit seinem Gespanne zu thun hatte, schrie aus Leibeskräften den Reisenden zu. Zündhölchen anzuzünden, aber der Mondschein paralysirte deren Aufblitzen. Auch ein Papier, welches einer der Reisenden anzündete und nach dem Löwen schleuderte, blieb ohne Eindruck. Die Lage wurde bedenklich, als der König der Wälder geruhete, sich langsam und bedächtig den Gebüschen zuzuwenden und die Passage frei zu lassen.

Die Ureinwohner von Australien sterben so rasch aus, daß Ende dieses Jahrhunderts vielleicht nur wenige von ihnen übrig seyn werden. Die Bekanntschaft mit den Europäern scheint ihnen übel zu bekommen. Bald kleiden sie sich von Kopf bis zu Fuß, bald gehen sie nackt; den einen Tag überessen sie sich, dann hungern sie wieder. Ihr gewöhnliches Ende ist, daß sie an der Auszehrung sterben, ein Uebel, das übrigens unter ihnen von jeher einheimisch gewesen zu seyn scheint.

Unter den verschiedenen, in mehreren Jahren bevorstehenden Erinnerungsfesten ist auch das zweihundertjährige Fest der Erfindung der Kipfel in Wien, welches von dort aus den Rundgang durch die civilisirte Welt gemacht hat. Während Kara Mustafa mit seinen Schaaren Wien bedrohte (1683), gerieth der Bäcker Wendler in der Grünengasse auf den Einfall, den türkischen Halbmond in einer Art Gebäck zu parodiren, welches sich siegreich bis heute erhalten hat.

Am Mailänder Corso machte sich kürzlich ein Herr durch folgende Sonderbarkeit bemerklich. Nachdem er des Montags mit einem Einspänner erschienen war, gab er am Dienstag seinem Pferd einen Vorspänner bei und kam sofort täglich mit einem Rosse mehr angefahren, bis er es zu Ende der Woche zu einem Sechsgespann — die sechs Pferde einzeln eines vor das andere gespannt — gebracht hatte.

Zweisylbige Charade.

Zieh' hin, mein Sohn, mit meinem besten Segen,
Bleib' tugendhaft und meinen Lehren treu,
Und kommt das Laster lockend Dir entgegen,
Tritt muthig ihm das Schlangenhaupt entzwei!
Damit Du einst, gesund an Geist und Glieder,
Mit heiterm Sinn zur Ersten kehrest wieder!
So spricht der Vater. Fritz nimmt seine Habe —
Tief hat die Zweite ihm erfaßt das Herz —
Und wankt, gestützt auf seinem Wanderstabe,
Das trübe Aug' gerichtet niederwärts,
Hin in die Fremde, deren viele Freuden
Er nicht begehrt, gefolgt von meiner Zweiten.
Doch kaum hat er erreicht die nahen Berge,
Als eben Titan abschiednehmend winkt,
Und in der Höh' die immer munt're Lerche
Ihr Abendlied dem guten Schöpfer singt,
Und durch die Luft des Dörfiers Lieder dringen,
Und auf den Höh'n Schalmeien sanft erklingen;
Da faßt den armen Jung'n plötzlich Zagen,
Es zieht ihm in das Herz mit Riesenmacht
Mein Ganzes. Länger kann es nicht ertragen
Das Muttersöhnchen, das sich schnell aufrafft,
Um ungesäumt und unter heißen Zähren
Zum kaum verlaß'nen Vater rückzukehren!

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 89:
Landsturm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Freitag, 30. Juli 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

So hatte denn ein gnädiger Gott sich Ottomars erbarmt und sanft entwirrt den Knoten seines Geschickes! So stand er seinem Glücke nah'! War er nicht geliebt? Nicht der Sohn eines so reichen, sehr angesehenen Mannes? Nicht sicher seines so gütigen Vaters, der mehr den Menschen, als seine zufällige Größe erwog? Frisches Leben durchströmte seine Adern; die Welt war sein in dem Besitze der Geliebten. Plötzlich aber durchschauerte es ihn, daß Eugenie vielleicht ein fremdes Joch trage und auch, wie er, es nicht vermocht, dies zu bekennen. Hatte die alte Magd ihm nicht von einer Heirath gesagt, auf welcher Wartenheim bestehe! Wenn der Vater nur unter der Bedingung seine Tochter aus ihrer Gefangenschaft erlöst! Wenn sie nicht mehr wählen dürfte und er umsonst bei Clotildens Brief gejauchzt, umsonst gehofft hätte! Licht mußte er hier, auf's Schleunigste, sich verschaffen.

Es war Abends Zirkel im nämlichen Hause, wo er der Geliebten schon früher begegnet; er traf sie auch heute dort und in dem lauten Wogen des Tanzes der Menge, wovon Beide sich ausschlossen, fiel es ihm leicht, ihr zuzuraunen: „An einem einzigen Worte Eugeniens hängt die Entscheidung meines Daseyns!" Fragend starrte diese ihn an, während die Gluth, die sie überflog und das heftige Klopfen ihres Herzens ihr sagte, daß auch für sie die entscheidende Stunde gekommen.

„Sind Sie frei?" fuhr er fort und getraute sich kaum, ihr in's Auge, diesen Spiegel der Wahrheit, zu schauen, aus Furcht, sein Todesurtheil darin zu lesen. „Ist Eugenie frei?" wiederholte er zitternd.

„Ja und nein!" versetzte sie schüchtern.

„Das heißt?"

„Nicht gebunden und doch gefesselt!"

„Sie lieben?"

„Und wenn ich es leugnete, würde Ottomar es mir glauben?" sprach sie mit einem Ton, einem Blick auf ihn, der fast den Beseligten zu ihren Füßen niedergeworfen hätte.

„So darf ich hoffen?"

„Mein Herz ist vergeben, meine Hand ist frei."

„Glücklicher Ottomar!" rief er und barg mit Mühe sein Entzücken. Hierauf erzählte er der emsig Lauschenden in Kürze, weßwegen er nicht eher sich erklärt oder um den Zutritt bei Rath Wartenheim gebeten; dies Letztere nun schnell zu thun, kamen Beide überein.

Wie freute sich Eugenie, den Vater mit ihrer Liebe zu überraschen! Und in welcher fröhlichen Stimmung verließ sie heute die Gesellschaft. Selbst gegen die Tante, die sonst nur ihre Zunge lähmte, war sie auf dem Rückwege gesprächiger, ohne darum ihr Geheimniß zu verrathen.

Der Vater schlief bereits, als die Tochter nach Hause kehrte. Sie eilte auf ihr Zimmer und Bilder des Glücks, wie sie nie ihren Sinn berührt, zogen diese Nacht, wachend und träumend, an ihr vorüber. Wie wunderbar Gottes Wege! Auch Ottomar mußte die Mutter verlieren, auf daß die Kinder in Liebe sich fänden, seine Ketten unversehens von ihm fallen, damit er die Kette ewiger Treue um sie schlinge! Alles das verdankte sie der Fürbitte ihrer Mutter, die belohnt nun für manches bittere Erdenleiden, sie segnen würde aus ihren lichten Höhen. An dem mütterlichen Busen weinte sie ihr Wonnegefühl aus und noch hingen große Tropfen an ihrer Wimper, als sie gegen Morgen die Augen aufhob und ihre Ideen sammelnd, den Allmächtigen preisen mußte, der den Traum in dunkler Nacht nicht glänzender gestaltet, als was der helle Tag ihr bot; die ge-

liebte Mutter nur mußte sie wieder in andern Regionen suchen, sie konnte hienieden kein Zeuge ihres Glückes werden.

Daß ihr Vater den liebenswerthen Jüngling, dessen Aeußeres schon so sehr zu seinen Gunsten bestach, kennen lerne, bevor sie sich ihm entdeckte, war Eugeniens Wunsch und die Verabredung mit Ottomar. Wartenheim sah, in der Regel, wenig Menschen bei sich; seine Düsterheit trieb ihn, sie zu fliehen; indeß um der Tochter willen, die er zu gern an den Mann gebracht, hatte er einen Abend in der Woche zum Empfange festgesetzt.

Zwei Tage noch und Ottomar sollte vor Eugeniens Vater erscheinen! Sie nicht in der Kirche aufzusuchen, wo er jetzt ihre Andacht nur stören könne, hatte sie bei dem Geliebten sich ausbedungen. Mit dem Vater und der Tante saß sie arbeitend, als Major Stein, ein Freund des Hauses, die Erlaubniß begehrte, morgen Abend den jungen Aich einzuführen.

„Aich," rief Wartenheim erschrocken.

„Ottomar, Freiherr v. Aich, Sohn des Präsidenten und viel geltenden Mannes!" lautete die Antwort.

„Nimmermehr!" donnerte Eugeniens Vater, vor Zorn erglühend und er gewahrte es nicht, wie die Tochter erbleichte. Sie kannte diese Stimme, diesen Ton verbissener Wuth, der ein unwiderrufliches Urtheil in sich schloß.

„Und warum nicht?" fragte der Major.

„Weil es mir so beliebt!"

„Einen bessern Grund," sagte gelassen Ottomars Abgesandter, „trau' ich dem Rath Wartenheim zu, wenn er zwei Ehrenmänner beleidiget; mich, der ich für den jungen Aich bürge und ihn, der die schnöde Weigerung nicht verdient."

„Ich hasse den Vater," murmelte Wartenheim, der selber fühlte, daß er hier eine Ursache sagen müsse.

„Und ich, mein Vater," rief jetzt Eugenie mit der ganzen Kraft der Verzweiflung und stark in dem Major, der ihr zur Stütze ward, „ich, mein Vater," rief sie, seine Kniee umfassend, „ich liebe den Sohn!"

„Du Eugenie!" schrie der Empörte, die Tochter von sich stoßend.

„Ich liebe ihn!" wiederholte die noch immer Knieende, „lieb' ihn mehr, als Sie hassen können und meine Hand zu erflehen vom Vater wollte Ottomar kommen."

„Also ein Komplott?" fragte er. „Unglückseliger, so hört das Schicksal nicht auf, dich zu verfolgen und es erwächst der neue Feind dir aus dem eignen Blute!"

„Eine schönere Versorgung für seine Tochter findet Rath Wartenheim sicher nicht," fuhr der Major eindringend fort.

„So bleibe sie unversorgt!" sprach der Vater. „Mein Haß gegen den Präsidenten ruht auf tiefer Basis und die Zeit hat dies mächtige Gebäude nicht erschüttert, vielmehr den Kitt der einzeln zusammengetragenen Steine befestigt durch das unverbrüchliche Schweigen gegen Jedermann. Ueberall stellte Aich sich mir in den Weg und wo ich kaum zu ringen angefangen, da hatte er schon den Preis gewonnen; ich bin noch immer Rath in der Provinz, er Präsident und ein großer Mann in der Nähe seines Monarchen. Ihn zieren Titel und Orden, mir ward von dem Allem Nichts! Doch das hätt' ich verziehen, aber er stahl auch die Geliebte mir, eh' ich noch mich erklären konnte und nur eine Liebe wie die meinige, gebiert einen Haß, der nie stirbt. Er hat die Gattin verloren und ich meine stillen Thränen ihr nachgeweint."

„Und Sie wollen nun," entgegnete der Major, „Ihr einziges Kind zu einer Freudlosigkeit verdammen, die sie nicht verschuldet und die ihre Jugend umnachtet?"

Es trat eine momentane Pause ein. Eugenie hob bittend das Auge zu dem Vater empor; auch die Tante näherte sich ihm, der Nichte das Wort zu reden; in Spannung harrte man des Bescheides und schon gab man süßer Erwartung sich hin. Da rief er, der nicht gewankt, dem nur der Aerger die Sprache geraubt: „In Ewigkeit nicht! Kein Aich überschreitet je meine Schwelle! Und kann Eugenie dem alten Vater dies Opfer nicht bringen, so gehe sie zu dem Verhaßten, meide aber meinen Anblick für immer." Hierauf floh Wartenheim in sein Kabinet, jede Hoffnung mit sich entführend. Die Tante meinte inzwischen, daß später die Ansicht ihres Bruders sich wohl noch ändern dürfte. Zwanzig lange Jahre hätten dies freilich nicht vermocht; allein das Siegel, einmal von seinem Herzen genommen, würd' es leichter seyn, ihn zu behandeln; sie werde nach ihren Kräften thun, Wartenheim's Ungerechtigkeit gegen den Sohn seines Widersachers zu steuern und zu der Nichte Glück beizutragen, ob es sie gleich kränke, ihr Vertrauen nicht genossen zu haben.

„Vergebung!" sagte Eugenie, auf die Hand der Tante sich neigend. „Ich bin hierin wie mein Vater. Trauer verberge ich vor den Menschen tief in meiner Brust; nur, daß er nicht, wie ich, sie zuversichtlich öffnet vor Gott. Freude theil' ich gern mit; doch gibt es eine Freude, die man

kaum sich selber eingesteht und die, ausgesprochen, seltsame Furcht erregt. Seit zwei Tagen erst weiß ich, daß Ottomar v. Aich zu einem Glücke mich erkoren, vor dessen Höhe mir schwindelte und daß ich nicht umsonst gezittert, erhellet aus des Vaters Mißbilligung, die ich weit entfernt war, nur zu vermuthen. Jedenfalls hab' ich mit meiner Liebe eine sehr düstere Epoche vor ihm aufgerollt, die er, wenn er sie auch nicht vergessen, doch allmälig verschleiert hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Savoyard.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später verließen fünfzig Savoyarden, mit neugeborenen Gesichtern und angethan in schmucker Tracht, die ihnen eingeräumten Badegemächer und betraten den für sie bestimmten Speisesaal. Man hätte bei ihrem Anblick denken können, daß ebensoviele Dämonengestalten plötzlich in Menschen verwandelt worden wären.

Unterdessen war die Stunde des Gastmahls herbeigekommen. Eine Unzahl Lichter warfen aus Gold und Bronze ihren Glanz auf die Scene. Nachdem die Gäste die zahlreichen, durch Alles, was der Geschmack eines Millionärs herbeizuzaubern vermag, verschönerten Räume des jungen Paares durchschritten hatten, nahmen sie ihre Plätze an der Tafel ein und hatten die Erscheinung der Kaminkehrer gänzlich vergessen.

Plötzlich aber öffneten sich die beiden Flügel der großen Mittelthüre, und man erblickte einen andern Salon, gleichfalls hell beleuchtet, eine reich besetzte Tafel in der Mitte und einen Schwarm heiterer Gäste umher. Es war gleich einer Scene in einem Zauberspiel, wenn Feen ihr Wesen treiben.

Jedermann ließ einen Ausruf der Ueberraschung hören, mit Ausnahme des neuvermählten Paares, welches Blicke des Einverständnisses wechselte. Mit Mühe nur konnten die Andern überzeugt werden, daß dies dieselben schrecklichen, kleinen Savoyarden des Morgens seyen, welche nun in hübsche Kinder verwandelt, in neuen Jacken, Schuhen und Mützen, beim Klange ihrer Drehorgeln tanzten und sangen und im Begriffe waren, aus Silber und Krystall zu essen und zu trinken.

Es war gleich einer Vision aus Savoyen, so oft von Dichtern und Malern dargestellt. Nichts fehlte als rauchende Hütten und schneebedeckte Hügel. Der Bankier drückte die Hand seiner jungen Gattin und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Geehrte Freunde," sagte er zu seinen vornehmen Gästen, „verzeihen Sie mir den seltsam scheinenden Einfall. Ich fühle mich heute im Vollgenuß des Glückes und wünschte, die Bedürftigsten ebenfalls daran Theil nehmen zu lassen."

Diese hochherzige Erklärung würde von Allen mit Beifall begrüßt; doch fühlten sie, daß nur eine Ecke des Schleiers gelüftet worden war, und während sie der völligen Auflösung des Räthsels entgegensahen, ließen sich's die Hohen wie die Niederen vortrefflich schmecken. Die Kleinen besonders hielten sich schadlos für die nicht geringe Zahl von Fasttagen, die ihr kurzes Daseyn bereits aufzuweisen hatte. Die köstlichen Speisen, Wildpret, Geflügel, exotische Früchte und sogar die verschiedenen Weine, fanden schnellen Absatz. Von Dienern umgeben, mißbrauchte Keines den ungewohnten Ueberfluß, und als sie sämmtlich ihr Genüge hatten, erhob sich, unter dem tiefsten Stillschweigen seiner Gäste, der Herr des Hauses, um zu sprechen.

„Nun, Kinder," fragte er zu den Kaminkehrern gewendet, „habe ich meinen Zweck erreicht? Seyd Ihr zufrieden?"

Die Knaben erwiederten durch Ausbrüche der Freude und des Beifalls, die dem Zweifel keinen Raum ließen.

„Wir sind vergnügt für unser ganzes Leben," rief einer der Größern, ohne zu denken, daß er etwas recht Trauriges sagte.

„Nicht für Euer ganzes Leben!" erwiederte der Bankier, „denn Ihr könnt selbst glücklich werden und im Stande seyn, Andere glücklich zu machen, wenn Reichthum Glück zu geben vermag. Ich will Euch dies beweisen, indem ich Euch eine Geschichte erzähle, die Euch lehren wird, wie sich Kaminkehrer in Millionäre verwandeln können."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Lucrezia küßt — sie küßt zum zweiten Male!! Der englische Tenor X., welcher gegenwärtig mit Glück in Italien singt, war jüngst in der Oper „Lucrezia Borgia" beschäftigt. Der gute Gennaro schien an jenem Tage eine größere Vorliebe für gutes Fleisch und guten Wein, als

für Musik zu haben. Dessenungeachtet begab er sich in sein Garderobezimmerchen, etwas später wohl als sonst und kleidete sich knapp vor dem Aufziehen des Vorhanges an. Nachdem er einige Takte im Instruktionschor gesungen, zog er sich zurück, wie es im Libretto vorgeschrieben steht, um auf einer Gartenbank ausgestreckt zu ruhen, in welcher Stellung ihn die Primadonna zu finden hat. Lucrezia geht, nachdem Sie ihre Arie gesungen hat, auf Gennaro los, den Geliebten zu bewundern, drückt ihm einen heißen Kuß auf die Stirne, Alles nach Vorschrift des Libretto, allein Gennaro, statt aufzuwachen, fährt in seinem festen Schlaf fort. Lucrezia, höchst überrascht, umarmt ihn noch einmal leidenschaftlich, ohne eine bessere Wirkung zu erzielen; ohne die Fassung zu verlieren, gibt sie ihm noch einen herzhafteren Kuß und fügt diesem wiederholten Ausbruch von Zärtlichkeit einen zwar verstohlenen, dessenungeachtet aber doch ganz tüchtigen Knipp bei. Alles umsonst; Bacchus feierte den vollständigen Triumph; der Vorhang mußte fallen, die Oper dieses Abends durch eine andere ersetzt werden. Der arme Gennaro war nicht mehr zu ermuntern.

Zu Brest hat man noch das Boot, welches Kaiser Napoleon I. zu Antwerpen bestiegen hatte und das vor 1814 von dort nach Brest geschickt worden war. Dieses Boot zeichnet sich durch reiche Ornamentation und durch ächt-flämische Schnitzereien aus. Das Steuerruder mit einem antiken Krieger-Kopf regierte ein Linienschiffs-Kapitän, als Napoleon sein Geschwader zu Antwerpen besichtigte.

Verurtheilung eines Hahnes. Um den Umfang menschlicher Thorheit und Abgeschmacktheit, wenn Hexerei in Frage kam, richtig zu würdigen, lese man folgenden Anhang aus der Baseler Chronik: „Im Monat August des Jahres 1474 wurde ein Hahn des Verbrechens angeklagt und überführt, Eier gelegt zu haben und verurtheilt, mit einem seiner Eier auf dem Kuhlenberge verbrannt zu werden, wo auch die Ceremonie unter einem ungeheuren Zulauf von Zuschauern stattfand." Daß der Eigenthümer des Hahnes nicht dessen Schicksal theilte, ist eins von den Wundern, welche nur die Zauberei erklären kann.

Neue Vortheile der Krinoline. In einem Buch- und Kunsthandlungsladen in Speyer wählte sich dieser Tage eine junge Dame in Krinoline und Amazone Mehreres zum Kaufe aus. Man suchte und fand endlich Allerlei. Während die Dame nun ihr hübsches Händchen in die bauschigen Falten ihres Kleides senkte, um das Portemonnaie herauszunehmen und eine Kleinigkeit zu bezahlen, mit dem Bemerken, eine größere Anzahl ausgewählter Waaren in 1/4 Stunde abholen und berichtigen zu lassen, glaubte der Eigenthümer des Geschäftes mehrere Artikel zu vermissen, die soeben noch zur Auswahl vorgelegen hatten. Er schöpfte Verdacht, schickte sogleich zur Polizei und bat die Dame, noch einige Augenblicke zu verziehen. Es dauerte nicht lange, so sah man die Fremde unter dem Geleite eines Dieners der Gerechtigkeit auf das Polizeibureau schreiten. Der kgl. Polizeikommissär ließ eine Untersuchung vornehmen und, o Wunder! hinter dem geheimnißvollen Stahlpanzer einer umfangreichen Krinoline was fanden sich? — 200 abgelagerte Cigarren, ein halbes Dutzend Portemonnaies, 1 Harmonika, Fernrohre, Theaterlouppen, 3 kleine Oelgemälde, Nipptischsachen, kurzum Gegenstände im Werthe von 45 fl., ferner 3 Paar Schuhe! Das industriöse Fräulein wurde natürlich sogleich hinter Schloß und Riegel gehörig in Verwahrung genommen.

Warum ist die Krinoline eine Satyre auf das weibliche Geschlecht? — Antwort: Sie zeigt, wie bei mancher Dame reifliche Ueberlegung nur äußerer Schein und nichts als Hohlheit und Wind dahinter ist.

Ein Wiener Schusterjunge soll gesagt haben: Die chinesischen Diplomaten müßten famose Fiaker abgeben, weil sie das Ausweichen so gut verstehen.

Charade.

Am stillen Bach siehst du mein Erstes stehen,
Und reichen Schatten gibt sein dunkles Grün;
Hoch auf der Menschheit lichtumgrenzten Höhen
Sieh'st du des andern beide Sylben blüh'n.
Das Ganze waltet in den Dämmerungen
Der Fabelwelt mit tödtender Gewalt;
Ein Lied von ihm hat Göthe uns gesungen,
Das schauervoll, doch tiefbedeutend schallt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in No. 90:
Heimweh.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Sonntag, 1. August 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Ottomar, mit Ungeduld den Augenblick herbeiwünschend, der ihm gestatte, die Geliebte im Hause ihres Vaters als Braut zu begrüßen, war wie vernichtet von dem Rapport des Majors. Jedes Wort, jede Bewegung Eugeniens wollt' er wissen und ob sie nicht zu lau gewesen, zu duldsam sich gefügt in den Beschluß ihres Vaters; er kannte ihre sanfte und stille Ergebung. Major Stein widerlegte diesen Verdacht durch die treueste Schilderung des Vorganges und wie Eugenie des Vaters Zorn, schon heftig auflodernd bei dem bloßen Namen Aich, nicht gefürchtet und ihre glühende Liebe zu Ottomar ihm gestanden. Er vertröstete den leidenschaftlichen Jüngling mit dem Einflusse der Tante auf ihren Bruder.

Des andern Tages empfing Ottomar folgende Zuschrift von Eugenien:

„Den ganzen Unwillen meines Vaters konnt' ich auf mich laden für ein Glück, wie es dem Sterblichen nur selten blüht! doch ich vermag es nicht, dies Glück zu erkaufen mit seinem Unglück, wohl gar mit seinem Tode! Das einzige Kind verheirathet zu sehen an den Mann seines Hasses — Vater und Sohn sind ihm Eins — müßte seine Existenz vergiften und die unsrige mit ihr; denn würde er auch der Tochter nicht fluchen, segnen würde er sie nicht zu dieser Ehe! Ottomar halte ja nicht für Schwäche, was all' meiner Stärke bedarf; er zeihe mich nicht der Lauigkeit für ihn, wenn ich freudig mit meiner Tage letztem sein Lebensglück besiegelt. Schrecklich, daß die Kinder den Zwist der Eltern büßen sollen, schrecklicher noch, sie zerfielen mit sich selbst und verdienten, die gehoffte Seligkeit nicht zu finden! Heißer Schmerz brennet mir im Busen und gern sagte ich mir, daß mein Pflichtgefühl die Wunde kühle; doch dem ist nicht so, sie brennet mich zu Tode. Die Zeit, sprechen sie, könne noch Rosen bringen, die Zeit aber stiehlt auch die Rosen von den Wangen, darum sey Ottomar frei! An den Hintritt meines Vaters will ich meine Hoffnung nicht reihen; auch nicht, wie die Uebrigen, mich wiegen mit der Täuschung, das dem Momente noch abzuzwingen, was den Jahren unmöglich blieb: meinen Vater nämlich zu überzeugen von seinem Unrechte gegen den Ihrigen; denn so viel aus seinen eigenen Reden sich ergeben, so liegt das ganze Verbrechen des Präsidenten v. Aich darin, daß ihm auf allen Pfaden ein glücklicherer Stern geleuchtet, als seinem Nebenbuhler. Etwa, als müßte ich nun Jeden anfeinden, der sein Ziel erreicht, weil ich das meinige nicht erreichen kann.

„Die Wahl zwischen ihm und dem Geliebten hat freilich der Vater mir gelassen, er wußte aber, daß so sie stellen, auch selbar sie bedingen hieß. Allen Verkehr mit dem Sohne seines Feindes aufzugeben, mußte ich ihm geloben; den Abschiedsbrief an meinen Freund hatte er indeß nicht verwehrt, auch nicht gefordert, ihn zu lesen; darf er doch bauen auf das Wort seiner unglücklichen Tochter! Es ist dies also der letzte Zuruf an ihn, den Gott segnen wolle mit jeglichem Troste und stärken die arme

Eugenie."

Ottomar, nicht zu Hause, als die alte Barbara kam, fand den Brief auf seinem Tische. An dem ungestümen Wogen seiner Brust verrieth er, daß es Tod oder Leben sey, was er ihm bringe; allein bei der leisesten Hoffnung nur hätte der Schlag seines Herzens anders klingen müssen. Er hatte sich nicht betrogen, die Hoffnung war erstorben.

In großen Schritten durchmaß der Unglückliche sein Zimmer und schon dämmerte der Morgen, als er zur Ruhe sich verfügte; auch war die

Ruhe nur kurz. Er eilte in die Kirche, Eugeniens heiliges Asyl; doch er sah sie nicht, wie er es vermuthet; sie hatte ihm ja Lebewohl gesagt. Da ging er heim und sagte auch ihr Lebewohl.

„Selbst bei den bessern Menschen," schrieb Ottomar an die Geliebte, „regt sich immer noch viel Eigensucht, daß sie voranstehen möchten allen Uebrigen. Hör' ich nun diese Stimme in mir, so muß ich Eugenien zürnen, daß auch der Vater ihr lieber seyn konnte, als der trauernde Freund, schweigt sie hingegen, dann kann ich, mein Geschick beklagend, der Tochter des grausamen Mannes nur Recht geben. Ich scheide, Eugenie, nicht aber trostlos, wie Du von mir geschieden bist. Morgen schon beginne ich meine Reise nach dem Orient, dem Lande meiner frühsten Sehnsucht; in zwölf Monaten kehre ich wieder und hast Du bis dahin Deine Treue mir bewahr't, wie ich die meine verbürge, dann lächelt vielleicht der Himmel gnädiger uns als jetzt.

„Major Stein, mein Freund und Eugeniens, wird dies thränenschwere Blatt ihr überliefern und sie hoffentlich die Annahme nicht verweigern. Durftest Du den Scheidegruß versenden, warum nicht eben so gut ihn empfangen? Es ist auch mein letzter Brief an Dich; nur dem Major werde ich Kunde von mir ertheilen und durch ihn sie erhalten von Eugenien, der ich meine Seele zurücklasse; sie hüte sie wohl; die kleinste Verletzung wäre tödtlich ihrem

Ottomar."

Auch Clotilden antwortete Aich noch, bevor er abging. Er hatte es verschoben, bis er mit Gewißheit von seinem Glück reden konnte. Anders war es nun gekommen; allein das entband ihn nicht seiner Pflicht gegen sie und schrieb er ihr denn:

„Clotildens heiteres Loos tröstet mich über die trübe Wendung des meinigen. Hättest Du gedacht, daß der Sohn des Präsidenten v. Aich, heiß geliebt von der Tochter eines viel geringern Mannes, daß er bei diesem auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde, wenn er, seines trefflichen Vaters versichert, dem Mädchen seine Liebe, Hand und Herz zu Füßen lege? Und doch ist es so! Wahrlich, man weiß nicht, soll man lachen oder weinen über das tragische Possenspiel des Lebens! Die Einen schmieden die Kinder zusammen, weil sie in ihrer Jugend sich geliebt, die Andern wollen selbst die festesten Bande unter ihnen lösen, weil Haß und Abgunst vormals sie entzweit. Solche Bewandtniß hat es nun gerade mit mir und Eugenien, meine theure Clotilde und ob auch Du es treu gemeint mit Deinem Ottomar und ob auch die Geliebte in Gram sich verzehre, mir frommt es nicht! Weil meine Mutter den edlern Mann, der Staat den fähigern vorgezogen, siehe, deßhalb soll kein Mensch sich mehr zu erfreuen haben von dem, der überall Vorsatz erblickt, ihn zu kränken. Daß darunter auch die eigene Tochter leide, kümmert den starrsinnigen Alten nicht, sie kann unvermählt bleiben, kann sich zum Tode härmen, ihm einerlei! Nur in's Kloster darf sie nicht, ihr müdes Haupt auszuruhen an dem Busen ihres Gottes. Sie kann auch mit dem Geliebten sich vereinen; Fluch soll ihr nicht werden in diesem Falle, blos ewige Verbannung aus des Vaters Angesichte; süße Alternative, die denn auch ihre Früchte getragen! Eugenie, das schüchterne Mädchen, that, wie auch der Stärkere gethan hätte: sie verzichtete.

„In wenigen Stunden trete ich meine Wanderung an nach dem Morgenlande, so mindestens einen Theil meiner frühesten und schönsten Träume zu realisiren; wer weiß, was meiner dort harret und ob nicht unter jenem Himmelsstriche der Jugendtraum zum wirklichen Leben wird, den ewigen Frieden mir gewährend. Oft, meine theure Clotilde, will es mich bedünken, als lohne es für mich der Mühe kaum, nach irdischem Glücke zu streben, da meine irdische Laufbahn nur kurz seyn werde. Vielleicht auch Träume nur! Und so mag ich jetzt nicht tiefer eingehen in das Gefühl, welches mich beherrscht und das näher angeschaut einer Beruhigung gleicht bei den vorwaltenden Umständen.

„Einen treuen Freund, vom Zufall mir geschenkt, habe ich beauftragt, über Eugenien zu wachen und sie schützend gegen die Unbilden des Vaters, uns zu vertreten bei dem schroffen Manne u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Savoyard.

(Schluß.)

Bei dieser elektrisirenden Rede spitzten sich sämmtliche hundert kleine Ohren, gleich denen junger Rosse beim Beginn des Wettkampfes.

„Ja, meine Freunde," fuhr der Bankier fort, „es steht in Eurer Macht, ein großes Haus zu besitzen mit vergoldeten Sälen und prächtigen Equipagen, und jeden Tag zu Mittag zu essen,

wie Ihr es heute gethan habt. Horcht der Geschichte eines Savoyarden, der einst bedauernswerther als Ihr gewesen. Die Lehre ist eines Hochzeitfestes würdig.

„Es gab einstmals einen kleinen Kaminkehrer von Eurem Alter. Man nannte ihn Sans-feu-ni-lieu, denn er hatte weder Vater noch Mutter, kein Feuer sich zu wärmen, keine Lagerstatt für seine müden Glieder. Die Leute seines Dorfes gaben ihm ein Kratzeisen, einen Käfig und einen Sperber; steckten ein Brod unter seinen Arm, einen Stab in seine Hand, zeigten ihm Frankreich am fernen Horizont und sagten zu ihm: „Vorwärts!"

Sans-feu-ni-lieu machte sich ziemlich guten Muthes auf den Weg, verlor den heimathlichen Kirchthurm aus dem Gesicht, sparte mit seinem Brode, theilte es mit seinem Vogel, fand jedoch, daß es bald am Ende war. Aber er wanderte von Dorf zu Dorf, sang für einen Sou, tanzte für zwei, kehrte die Kamine für ein wenig Suppe und schlief bei den Kühen oder unter dem freien Himmel.

„Auf diese Weise hatte er mehr als hundert Meilen zurückgelegt, als er in der Mitte eines dichten Waldes von einem Schneesturm überrascht wurde. Vergebens schritt er vorwärts und immer vorwärts, er konnte keine Wohnungen erreichen. Der Schnee lag haufenweis auf seinem Wege, Hunger gesellte sich zu der Kälte. Während drei Tagen schon hatte er sich nur von Wurzeln genährt. Er glaubte sich von Gott verlassen, stellte seinen Käfig auf den Boden, ließ sich am Fuße eines Baumes niederfallen, barg seine erstarrten Hände an seiner Brust und verlor das Bewußtseyn. Alles schien aus und vorbei mit Sans-feu-ni-lieu. Der Schnee fiel in dichten Flocken und drohte ihn zu begraben, als ein heftiger Schmerz ihn für einen Augenblick erweckte: sein Sperber biß ihm in's Ohr. Er dachte, der Vogel wolle ihn aufessen und die Furcht belebte ihn vollends. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er bei dem Thiere ein Viertel von einem gerösteten Hasen erblickte, noch ganz warm und duftend. Der erschreckte Sperber hatte seinen Käfig durchbrochen und die Beute von eines Kohlengräbers Mittagessen gestohlen. Welch ein Fest für Kind und Vogel! Sans-feu-ni-lieu sah nun wohl, daß man niemals an der Vorsehung verzweifeln solle; er dankte ihr auf seinen Knieen, entschloß sich zu einer neuen Anstrengung und erreichte endlich eine benachbarte Stadt, wo er so gut arbeitete, daß er sich eine neue Drehorgel kaufen konnte. Durch die Drehorgel erwarb er sich eine neue Jacke und kam seelenvergnügt nach Lyon. Dort fand er einen gütigen Herrn, sparte sich in dessen Dienst zwanzig Franken und lernte damit lesen, schreiben und rechnen. Als er dann eines Tages ein Kamin kehrte, sah er einen Knaben von vierzehn Jahren weinen, weil er nicht mit einer Rechnung fertig werden konnte, die sein Vater ihm aufgegeben. Der Kaminkehrer legte sein Kratzeisen nieder, machte die Rechnung in fünf Minuten und stieg singend auf's Dach. Aber beim Hinuntersteigen fand er den Vater, der Alles entdeckt hatte. Dieser betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß und fragte: „Wie viel verdienst Du im Monat?"

„Von zehn bis zwanzig Franken," lautete die Antwort.

„Ich will Dir hundert Franken geben, wenn Du bei mir bleiben und für mich arbeiten willst."

„Am andern Tage hatte Sans-feu-ni-lieu einen sauberen Anzug und ein hübsches Zimmer. Er wurde als Gehülfe von dem Manne angestellt, der ein großer Maschinenbauer war. Mit achtzehn Jahren erhielt er seinen Lohn verdoppelt. Bald darauf verfertigte er eine Maschine, die sein Herr erfunden hatte, und der Letztere machte ihm ein Geschenk mit dem Patent, welches ihm fünfzigtausend Franken einbrachte. Nach des Vaters Tode wurde er Theilhaber des Sohnes und Beide gewannen ein Vermögen von hunderttausend Franken. Beneidet Ihr jetzt schon nicht den Kaminkehrer, Freunde? Aber der Sturz eines Geschäftsverbündeten richtete auch ihn zu Grund, und eines Tages war er wieder Sans-feu-ni-lieu. Wollt Ihr wissen, was er dann that? Er kehrte zur Quelle seines früheren Vermögens zurück, wurde wieder Arbeiter bei einem Maschinisten und ein so guter Arbeiter, daß er bald selbst Herr wurde und statt hunderttausend Franken, eine Million erwarb. Mit dieser Summe kam er nach Paris und unternahm Geldspekulationen. Jetzt ist seine Million verdoppelt und er einer der ersten Bankiers von Paris, aber er hat weder seine Herkunft noch sein Unglück vergessen. Und zum Beweise dieser Erinnerung hat er Euch, meine Kinder, zu seiner Hochzeit eingeladen und Euch seine Geschichte erzählt; denn Sans-feu-ni-lieu ist jetzt M. André J. Und gerade heute erreicht er den Gipfel seines Glückes, indem er sich mit der Tochter des Marquis de V. vermählte."

„Und auch dieses Glück schuldet er nur sich selbst," rief mit edler Wärme die Neuvermählte, ihrem jungen Gatten die Hand reichend.

Dieses öffentliche Bekenntniß, welches für die Gattin und nähern Freunde des Bankiers nichts

Neues enthielt, hatte derselbe mit so viel Würde und richtigem Takt abgelegt, daß auch seine stolzesten Gäste den ehemaligen armen Savoyardenknaben umarmten und die Vivats der Pairs von Frankreich sich mit denen der kleinen Gäste im Nebensalon vereinigten.

„Und nun, meine Freunde," hub der Bankier zu den Letzteren gewendet wieder an, „will ich Euch, ehe Ihr Abschied nehmt, die Werkzeuge meines Vermögens zeigen und Ihr möget dann selbst urtheilen, ob solches im Bereich von Euch Allen liegt."

Die ganze Versammlung folgte dem Hausherrn in sein Arbeitszimmer und dieser öffnete eine große Eisenkiste, deren Inneres zwei Abtheilungen zeigte. Im obern Theile befanden sich dreißig Portfolios mit Werthpapieren gefüllt; im untern Ende der Anzug eines armen Kaminkehrers, ein ausgestopfter Vogel, eine Drehorgel und ein Paar Holzschuhe; daneben das Handwerkszeug eines Mechanikers — Feilen, Hammer, Zirkel und andere Instrumente, alle von dem Millionär selbst sorgfältig geordnet und aufbewahrt.

„Fügt zu diesen, Kinder," sagte er, „noch zwei andere bewunderungswerthe Werkzeuge, Ausdauer und Sparsamkeit und Ihr werdet gleich mir Euer Glück erbauen, wozu Ihr hier den ersten Stein gesehen."

Er gab jedem Kinde ein Goldstück nebst einer Anweisung auf fünfhundert Franken; und nachdem sie nochmals die Tänze ihrer Heimath aufgeführt hatten, entfernten sich die fünfzig Savoyarden unter dem jubelnden Ausruf: „Lang lebe M. André J.!"

Die Meisten zeigten sich von diesem Tage an ihres bessern Geschickes würdig. Einige traten in kaufmännische Geschäfte, Andere lernten Handwerke, noch Andere nahmen Dienste im Hause ihres Wohlthäters und Landsmannes und lernten dort gründlicher die Kunst, aus einem armen Teufel ein Millionär zu werden. Der Geschickteste unter den Letzteren hat auch bereits ein gutes Stück dieses goldenen Weges zurückgelegt und ruft sein Beispiel allen Trägen und Vergessenen zu: „Gehet hin und thuet deßgleichen!"

Mannigfaltiges.

Ein erwiesener großer „Humbug" ist die von verschiedenen Zeitungen mitgetheilte Nachricht, daß Ahmed Pascha, welcher bei der Katastrophe auf der Nil-Eisenbahn so jämmerlich zu Grunde ging, der bekannten Sängerin Sophie Cruvelli, obgleich er sie niemals persönlich kennen lernte, sondern nur auf der Bühne in Paris sah, in seinem Testamente eine Million Franken Geld und für eine halbe Million Diamanten hinterlassen habe!

Eine englische Dame warnt in der „Times" ihre Landsmänninen vor den Gasthöfen auf dem Kontinente, namentlich in Frankreich, wo in vielen Thüren kleine kaum sichtbare Löcher angebracht seyen, durch die man Alles beobachten könne, was in dem Zimmer vor sich gehe. Selbst in Wiesbaden habe sie solches beobachtet, wo in zwei Thüren nicht weniger als neun Oeffnungen waren. Das Beste sey, die Thüren mit einem Tuche zu verhängen.

Als dieser Tage eine Dame in Magdeburg in einem auf der Elbe stehenden Badekabinette auf den Bretterboden kam, fühlte sie einen weichen Körper. Aus dem Wasser eilen, sich nothdürftig bekleiden und um Hilfe rufen war das Werk eines Augenblicks. Ein Bademeister untersucht die Zelle und siehe da — ein großer Stör, 75 Pfund wiegend, erscheint mit Geräusch auf der Oberfläche des Wassers. Der Eindringling wurde gefangen, auch alle Lattenverschläge sorgfältig nachgesehen, um solche Gäste ferner außerhalb der Badezellen zu halten, allein die Magdeburger Damenwelt hat vorderhand eine gewaltige Scheu ins Wasser zu gehen.

Charade.

(Viersylbig.)

O, welche Lust, welch himmlisches Entzücken
Ergreift die Seele mir mit Zaubermacht,
Wenn aus der beiden Ersten Feuerblicken
Mir Liebchen hold entgegenlacht.

Im Wonnerausch, im Hochgenuß der Freuden
Raubt uns die andern Beiden das Geschick;
Und durch das Ganze künden wir uns Beiden
Der reinen Liebe hehres Glück.

Auflösung der Charade in № 91:
Erlkönig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Dienstag, 3. August 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Ottomar war bereits fort, als Major Stein den Moment erhaschte, Wartenheim's Tochter die Abschiedszeilen ihres Freundes zuzustecken, was er um so eher versprochen, als Ottomar ihm Eugeniens Brief und den seinigen mitgetheilt. Ueberdies mußte er ihm geloben, den Vater so viel möglich zu bearbeiten. Daß hier Nichts zu erstürmen, sondern nur langsam vorzuschreiten war, wußte der Major. Hätte der Alte einen Plan gemerkt, er würde auf seiner Hut gewesen und selbst Stein, der ihm imponirte, fruchtlos sich angestrengt haben, ihm beizukommen.

In stummer Trauer duldete Eugenie ihr Geschick, dem Vater hatte sie erklärt, daß zwar auf seinen Befehl sie dem Geliebten entsagt, auch kein Jammerlaut sein Ohr treffen solle, hingegen auch kein Machtwort sie zwingen könne, einem Ungeliebten ihre Hand zu reichen. Ihr Lebensglück habe sie dem Vater geopfert, das Unglück ihres Lebens dürfte er nicht wollen, daher sie ihn bitte, mit ganz unnützen Vorschlägen sie zu verschonen.

Monate flossen so hin; Ottomar schrieb von Zeit zu Zeit an den Major, stets in gleicher Liebe für Eugenien, was diese allemal erfuhr, so wie Stein wiederum dem fernen Freunde gewissenhaften Bericht abstattete von der Geliebten; wie sie immer blasser, immer einsylbiger werde und der Vater oft ein besorgtes Auge auf sie heftend, bei jeder Gelegenheit freundlicher und gütiger sich gegen sie bezeige, nur in dem einen Punkte nicht, von welchem doch Alles für die Tochter abhänge.

Unterdessen säumte aber der Major nicht, dem Eigensinnigen vorzustellen, daß Eugeniens Kummer um so verderblicher auf ihre Gesundheit wirken müsse, als er nie in Klagen sich ergieße; vorzustellen, daß der Schmerz ihn selbst in die Grube beugen würde, trüg' er die Schuld von ihrem zeitigen Ende. Sey es die Pflicht der Tochter, sich hinzugeben für den Vater, so sey es auch die des Vaters, sich an ihrem Gehorsam genügen zu lassen und nicht einen Abgrund vor ihr aufzuthun, der auch ihn zu verschlingen drohe. In seiner Willkür stehe es, hier Tod in Leben, Gram in Wonne zu verkehren, in Eugeniens nur, still zu leiden; die Lieb' in ihrem Busen auszutilgen, liege nicht in ihrer Gewalt. „Soll der Haß im Menschen und gar ein ungerechter Haß," fuhr der Major fort, „soll er so tiefe Wurzel schlagen, daß nicht Raum mehr bleibt für das eigene Kind? O was ist befriedigter Rachedurst gegen das segensreiche Gefühl, sich selbst wieder gefunden und ein geliebtes Wesen beglückt zu haben? Ottomar v. Aich ist ein herrlicher Jüngling und wäre Ihr Blick nicht umschleiert von Leidenschaft, Sie hätten längst dem Himmel gedankt für solchen Sohn."

„Und woher kennen Sie ihn so genau?" fragte Wartenheim den Major, zum ersten Male lebhaft angeregt von seinen Worten.

„Durch die Loskaufung eines armen Burschen vom Soldatenstande; Ottomar wollte ihn seinen alten Eltern, seiner Braut erhalten. Der Moment machte uns zu Freunden; doch seine Liebe für Eugenien verheimlichte er auch mir, weil, verlobt mit einer Anverwandten seines Hauses, er, wiewohl mit Schmerz, sich fügte in die Wünsche seiner verstorbenen Mutter, bis der Himmel selbst ihn erlöste von seiner Zusage und er nun förmlich um die Geliebte werben konnte. Jetzt vertraute er sich dem Freunde; ich sollte ihn zu Eugeniens Vater bringen und ahnte so wenig wie er, daß hier irgend ein Anstoß zu besorgen; ja ich meinte noch Wartenheim sehr dadurch zu verbinden.

Dieser äußerte sich vor der Hand nicht weiter; allein der Major merkte, daß er Bresche geschos-

sen in das bisher wohlverschanzte Herz und hoffte Alles, wagt' er gleich noch nicht, seinem Freunde mit Zuversicht darüber zu schreiben. Eugenien aber verschwieg er seine Hoffnung nicht; ihr schwacher Körper bedurfte deren.

Und so war das Jahr abgelaufen und Ottomar kehrte zurück; er eilte zu Stein, der ihn mit Vaterliebe an sich preßte und jetzt von seinen Erwartungen unterrichtete, bittend, daß er sich ruhig verhalte, bis er ihn wieder gesehen.

Der Major begab sich hierauf zu dem Alten, meldete ihm Ottomars Ankunft, sein erneutes Werben um die Tochter und drang heute so ernstlich in ihn, den entscheidenden Augenblick nicht zu einem fluchwürdigen für sich zu machen durch seines Kindes Tod, der unausbleiblich erfolgen müßte, hätte sie umsonst dieses Augenblickes geharrt, daß, endlich überwunden, Wartenheim das lang ersehnte Ja von seinen Lippen gleiten ließ und hin stürzte der Freund zu Eugenien, ihr vor Allen die Friedenspost zu künden; fast erlag sie dem Gewicht ihres Glückes. Und als nun Ottomar selbst vor sie trat, ihr zugeführt vom Vater, da schluchzte sie laut an des Geliebten Brust, stammelnd: „Es ist zu viel der Gnade!“ sodann sank sie mit ihm vor dem bewegten Vater nieder, daß er sie Beide segne.

Wartenheim, sehr erschüttert von der außerordentlichen Aehnlichkeit des Sohnes mit seiner Mutter, die er nie ganz vergessen konnte und wie früher zum Haß befeuert durch den Vater, heute in Liebe angeregt für Ottomar durch die Verklärte, segnete unter heißen Thränen die vor ihm Knieenden und zog sonach sie Beide an sein stürmisch pochendes Herz. „Vergebt mir die lange Marter!“ war Alles, was er zu sagen vermochte. O wie bereue er jetzt die Zeit des Glückes, die er seinen Kindern und sich selbst gestohlen! Und wie sollte der Vorwurf noch viel schärfer in seine Seele schneiden!

Wartenheim begleitete des Sohnes Brief an den Präsidenten mit der eigenhändigen Bitte um seine Zustimmung. Bis dahin hatte Ottomar dem Vater seine Liebe verschwiegen, er hätte ihn ja nur damit betrübt; an seiner Genehmigung aber zweifelte er nicht, auch lief diese sehr bald ein und der Präsident schrieb an Eugeniens Vater:

„Der Kinder Bund wird hoffentlich jeden Groll, ich sage nicht in der Väter Busen, denn nimmer hegte ich Groll gegen Wartenheim, wird jeden Groll in dem Manne erlöschen, der Friedrich v. Aich nie gekannt. Lassen meine Geschäfte es zu, so komme ich selbst, das Hochzeitsfest zu feiern, das Fest der Freundschaft mit seinem zweiten Vater.“

Anders wollte es die ewige Vorsicht! Wie an hellen Sommertagen wir zuweilen eine drückende Ermattung empfinden, die Alles in uns lähmt, ohne zu wissen, woher sie rührt, da kein Wölkchen am Horizonte zu erblicken, ja, die ganze Natur in Glanz und Freude schwimmt, bis Abends plötzlich der Sturm sich sammelt und ein heftiges Wetter losbrechend, wir nun begreifen, warum der schöne Tag so schwer auf uns gelastet, warum das heitere Sonnenlicht uns niedergehalten, statt uns zu erheben; wir sahen nicht des Orkans Nähe, wir fühlten sie jedoch. So auch Eugenie! Inmitten ihrer Seligkeit beschlich sie eine unnennbare Angst; auch an ihrem Himmel sah sie keinen Schatten mehr; auch er strahlte in sonniger Pracht auf sie herab und dennoch in Bangigkeit, die ihren Athem beklemmte und die nichts Anderes war, als der moralische Sturm, der für sie heraufzog! Die Größe ihres Glückes erschreckte sie wohl öfter; allein von welcher Seite der Schlag ihr drohte, wußte sie nicht.

Ottomar war auf kurze Zeit zu seinem Vater gereist, ihm barg die Geliebte in ihren Briefen die quälende Unruhe nicht; sie zu stillen flog er zurück. Was konnte nunmehr sie noch trennen? Und doch hat Gott die ewige Trennung beschlossen!

Ottomar erkrankte, als schon der Vermählungstag festgesetzt worden und Eugenie, eine zweite Cassandra, sagte sich: „nimmer ersteht er!“ bevor der Arzt nur eine Gefahr angedeutet; sie aber fühlte das Ungewitter, als noch kein menschlich Auge die Wolken erspäht, die furchtbar sich entladen sollte und nach dreimal vierundzwanzig Stunden lag Ottomar auf der Bahre; Entzündung des Gehirnes hatte ihn hinweggerafft und der Tag, bestimmt Eugenie die Myrtenkrone in's bräutliche Haar zu flechten, er warf den Wittwenschleier über ihr jungfräuliches Haupt. Wenig fehlte und sie wäre dem Theuren nachgefolgt. Des Vaters Schmerz, seine zärtliche Besorgung um sie, ihre hohe Gottesfurcht gaben ihr den Willen zu leben. Seit sie erreicht, was sie gewünscht, den väterlichen Segen, seitdem hatte sie's mit sich herumgetragen, daß sie mehr nicht erreichen werde; dennoch zermalmte das Unglück sie, als habe keine böse Ahnung ihr davon geflüstert. Den Freund ihres Herzens todt wissen, mit ihren Gedanken ihn suchen in der Erde Schooß, seine liebe Stimme nie wieder hören, nie wieder in den blauen Him-

mal seines klaren Auges schauen, nie seine treue Hand mehr fassen; ach, er drückte selbst sie in des Grabes Tiefen! Verschwunden aus der Zahl der Lebenden, er, der all ihr Leben war, es vernichtete fast ihren Verstand.

Da sandte Gott, die Vielgeprüfte zu erretten, ihr neue Trübsal zu und lernen mußte sie auf eigene Kosten, daß, was der Mensch schon verloren, er immer noch verlieren könne und nie das Schicksal herausfordern solle zu neuen Kämpfen. Ein Schlagfluß traf ihren Vater, dem seit Ottomars Hintritt der Wurm der Reue das Innere zernagte. Eugenie wich nie von seinem Lager, in der Angst vor dem zu Geschehenden das schon Geschehene vergessend und in der Pflege des Vaters das Andenken des Geliebten vernachlässigend. Ihre kindliche Sorgfalt hielt jedoch nur kurze Zeit das entfliehende Leben auf; und nach einigen Wochen trug man auch Wartenheim zu seiner letzten Ruhestätte und Eugenie blieb mit ihrem doppelten Leide vereinsamt zurück. Da die Tante längst abwesend war in Geschäften, stand nur der Major, selbst seiner ganzen Mannhaftigkeit benöthigt, dem eigenen Weh zu gebieten, stand nur er der Verwaisten liebreich zur Seite. Nicht daß Eugeniens herbes Leben keine Theilnahme erweckt unter ihren Bekannten; aber es waren eben nur Bekannte; sie hatte stets Gott allein vertraut, bis endlich ihr volles Herz überging in Ottomars Herz, die fremden Gemüther ihr noch ferner rückend. Der Major, vom Vater zum Vormunde bestellt über die hilflose Tochter, drang in sie, aus dem Trauerhause in ein anderes, ihm befreundetes zu flüchten, doch umsonst! Sie bat so rührend, sie dem Orte ihrer Erinnerungen nicht zu entziehen, daß er nachgab.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Cousine Napoleons.

Im Jahre 1799 bewohnten zwei arme Frauenzimmer eine ärmliche Wohnung in einer der Vorstädte von Ajaccio. Obgleich mit einer der ersten Familien des Landes verwandt, waren sie doch genöthigt, Tag und Nacht zu arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Die Mutter spann, die Tochter stickte für die reichen Damen der Stadt.

Marianne war in der That ein reizendes Wesen. Aus ihren dunklen Augen sprühten Blitzesfunken, ihr langes Lockenhaar fiel auf den schönen Nacken herab, oder wandte sich zierlich um die heitere Schläfe; ihre Gestalt hatte die Geschmeidigkeit einer wilden Weinrebe; alle Reize, mit welchen der Maler die Gebilde seiner Phantasie ausschmückt, fanden sich bei der jungen Tochter Corsica's vereint. Und Marianne hatte eben ihr neunzehntes Jahr erreicht, sie stand in der ganzen Blüthe jugendlicher Schönheit. Mehr als ein genuesischer Kaufmann, mehr als ein sardinischer Rheder, mehr als ein munterer Offizier der Republik Frankreichs pflegten, wenn sie sich Abends zum Gottesdienst begab, ihr aufzupassen, um sie in der natürlichen Anmuth ihrer Erscheinung, in der Unschuld ihres frommen Wesens, die gleichsam neu aus der Hand Gottes hervorging, anzuschauen. Mehr als ein Anbeter hatte sich gefunden, welcher Mariannen seinen Reichthum um den Preis eines Lächelns angeboten; aber sie war unempfindlich gegen solche Anträge; ihr Herz gehörte nicht mehr ihr, sie hatte es bereits verschenkt.

Jeden Abend, sobald die Sonne hinter Ajaccio verschwand, lenkte das junge, züchtige Mädchen ihre Schritte südwärts durch die Stadt gegen das Meerufer hin. War sie bis an einen Vorsprung des Ufers gelangt, so setzte sie sich und suchte, mit den Augen durch die Abenddämmerung hinschweifend, einen dunklen Punkt in der Ferne; bisweilen sang sie eine alte Romanze, um ihre Unruhe zu beschwichtigen. Bald drang dann das Geräusch von Ruderschlägen an ihr Ohr, die Wogen, durch eine geschickte Hand zurückgetrieben, brachen sich schäumend am sandigen Ufer, eine Barke näherte sich, am Strande hinfahrend, sichern Laufes den Felsen; endlich hielt sie an, ein kräftiger Fischer sprang an's Land und legte seine Netze zu den Füßen des Mädchens. Dies war Colazzo, der ärmste, aber schönste Fischer der Insel. Dann wandelten die beiden Liebenden zusammen in die Stadt, in heimliches Liebegeflüster versenkt, und auch wenn sie sich trennten, überglücklich, sich noch einmal die Versicherungen ihrer Liebe gegeben zu haben, einer Liebe, die rein bleiben und ewig dauern sollte.

Das Glück des Armen ist so leicht geschaffen, es kostet so wenig! Schon seit anderthalb Jahren lebten Colazzo und Marianne für einander. Eines Sommerabends saß die junge Corsin wieder am Ufer, die Ankunft des Fischers erwartend. Die Zeit seiner gewöhnlichen Rückkehr war schon verstrichen, die Barke zeigte sich noch nicht. Und doch war die Luft heiter; ein frischer Wind wehte erquickend über die Meereswogen dahin, keine Gefahr schien für Colazzo vorhanden zu seyn. Schon lange bedeckten nächtliche Schatten die Erde, als

Marianne sich entschloß, zu ihrer alten Mutter zurück zu kehren, welche seit einigen Tagen das Bett hütete. Die Kranke schlief, als die Tochter in die Hütte trat. Das gleichförmig ruhige Athemholen schien einen festen Schlummer zu versprechen; Marianne benutzte den Augenblick, nahm auf ihre Schultern ein irdenes Gefäß und ging, die Thüre halb offen lassend, zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Wie eine der keuschen Jungfrauen des alten Testamentes, so stand sie, das Gefäß auf dem Kopfe, auf der Schwelle und schickte ihren sehnsüchtigen Blick nach dem Brunnenplatz, wo sich die Mägde versammelten, hinüber. Sie hoffte dort dem Fischer zu begegnen.

Kaum hatte sie ihre Wohnung verlassen, so trat ein französischer Offizier auf sie zu, der vertraulich, leicht und anmaßend, wie es Söhnen des Mars eigen zu seyn pflegt, ein Gespräch mit ihr suchte. Weit entfernt, irgendwie Furcht blicken zu lassen, behielt Marianne im Gesicht ihre ruhige Unbefangenheit. Sie setzte ihren Weg fort, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, den Kopf zu wenden. „Du stolze Insulanerin," sagte der Offizier, „wende Dich doch nicht ab von Deinem Opfer! Deine Augen haben Verwüstungen in meinem armen Gehirn angerichtet; ganz Ajaccio weiß es! Sag' mir, was muß ich thun, um Dein Felsenherz zu erweichen?"

Marianne sah den Sprechenden fremd an; sie schien ihn nicht gehört, ihn nicht verstanden zu haben und setzte ruhig ihren Weg fort.

„Was? Nicht ein Wort, nicht einen Blick?" rief der Offizier. „Soll ich aus Deinem stolzen Benehmen schließen, daß Lieutenant Lavareille Dir nicht vornehm genug ist, um ihn zum Anbeter zu haben? Er kann Dir zuschwören, daß die Schönen Italiens ihn nicht daran gewöhnt haben, ohne Erhörung zu seufzen!"

Zu seinen weiteren Betheurungen hatte Marianne leise die Schultern gezuckt. Sie waren inzwischen zum Brunnen gelangt. Sie stellte ihr Wassergefäß vor die Röhre, still wartend, bis es sich gefüllt haben würde, um dann ebenso still und stumm nach Hause zurück zu kehren. Lavareille stand vor dem jungen Mädchen und sparte keinen der schönen Anträge, keine der kühnen Schmeicheleien, welche er für solche Gelegenheiten bei der Hand hatte, während seine Kenneraugen in einer Schönheit schwelgten, die in den Pariser Salons Bewunderung verdient hätte. „So laß Dich doch erweichen, schöne Bildsäule, stumme Wilde!" rief der Cavalier; „ich bin weder dreist noch unverschämt, ich werde mich mit einem Kuß begnügen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nur sechs Stunden täglich! Die „Schlesische Zeitung" enthält wörtlich folgende Anzeige: „Musikalischer Gutsverkauf. Ein musikalischer, verheiratheter Kapitalist sucht ein Landgut, worauf eine musikalische Wittwe, welche sich verpflichtet, nach Abschluß des Verkaufs gegen eine angemessene Leibrente am Ort wohnen zu bleiben und mit dem zukünftigen Besitzer täglich sechs Stunden Klavier zu spielen. Darauf reflektirende Damen von untadelhaftem Lebenswandel werden gebeten, sich an die Adresse C. H. poste rest. Gogolin zu wenden.

Ein nordamerikanisches Blatt berichtet in allem Ernste, daß ein Schuster, Namens James Casson in Philadelphia, eine Fußbekleidung, „Boleros" genannt, erfunden habe, mit welcher man Sprünge von 4, 6 bis 8 Fuß machen kann. Die Schuhe sind von Federharz und haben 2 Zoll hohe Sohlen, sind dabei leicht wie Korkholz.

Logogryph.

(Zweisylbig.)

Süß ist das Band, das sich um Seelen windet,
Der Liebe und der Freundschaft heil'ges Band,
Das mächtig für die Ewigkeiten bindet,
Das dir die reinste Seligkeit verkündet,
Das Thronen schützet und das Vaterland.

Nimmst du vom hehren Wort das erste Zeichen,
Dann stellt sich dir ein böser Dämon dar;
Der Freude Rosenlicht wird dir erbleichen,
Des Freundes Trost, des Herzens Ruhe weichen,
Quält dich der Dämon, den die Sünd' gebar.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 92: Augensprache.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Freitag, 6. August 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Präsident v. Aich, tief gebeugt von dem Tode des geliebten Sohnes, vernahm nicht sobald durch den Major Eugeniens neuen Verlust, als er sie zu sich berief. Vater wollte er ihr seyn, die Tochter ihm eine zärtliche Schwester, sie solle ihm, dem Gramerfüllten, den Trost nicht verweigern, für die Braut seines Ottomar Alles zu thun, was in seiner Macht liege; sie selbst könnte in den väterlichen Hallen ihres unvergeßlichen Freundes nur Erleichterung finden und sey es dem Abgeschiedenen verstattet, aus seinen lichten Höhen auf sie hernieder zu blicken, so werde er ihren Entschluß segnen.

Mit Entzücken, wenn so zu nennen, was sie bewegte, empfing Eugenie die Einladung des Präsidenten. Ja dort war ihr Platz; dort durfte sie nicht fürchten, beschwerlich zu fallen mit ihrem Schmerze, nicht sich gezwungen sehen, ihn gewaltsam zu ersticken! Dort mußte Betrübniß herrschen auf allen Gesichtern, in allen Herzen; mußten Thränen hängen auf jeder Wimper; dort mußte man ihr lautes wie ihr stilles Klagen begreifen und Keiner sie mit Worten, dieser falschen Münze, trösten wollen. Ja, im Vaterhause, wo der Geliebte vor Kurzem erst gewandelt, wo sein Andenken noch in voller Blüthe stand, dort war ihr Platz!

Und mit einer Schnelligkeit, als gelte es eine Freude des jungen ungestörten Sinnes, nicht, als warte ihrer die tödtlichste Erschütterung, ordnete Eugenie, bisher so versunken in sich, so abgestorben der Außenwelt, alle Anstalten ihrer Reise. Major Stein konnte diese nur billigen, sah er gleich mit Wehmuth das liebe Kind scheiden. Die alte Barbara und ein treuer Diener ihres Vaters begleiteten sie; vorher hatte Eugenie der Tante ihre Umsiedlung gemeldet und am Tage ihres Aufbruches kam die Antwort derselben auf die, vom Major ihr gemachte Todesanzeige ihres Bruders und sie forderte die Nichte zu sich. Eugenie dankte dem Himmel, von ihrem Versprechen an Ottomars Vater nicht mehr zurück zu können. Die ungeliebte Tante hätte nur schwärzere Schatten über ihr nächtliches Daseyn geworfen.

Wartenheim's Tochter fand die liebreichste Aufnahme bei dem Präsidenten. Ihre Zähren flossen vereint mit denen des Vaters und der Schwestern; denn auch Clotilde beweinte in Ottomar den Bruder und die erste Linderung ihres brennenden Schmerzes genoß Eugenie hier, wo Alles mit ihr trauerte.

Baron Aich, noch in der Kraft der Jahre und ganz den Pflichten des Staatsdieners hingegeben, hatte es sich gleichsam zur Regel gestellt, persönliches Unglück mit stoischer Fassung zu ertragen und keinem Fremden bei solchem Anlaß den Blick in sein Inneres zu vergönnen, so daß Diejenigen, die ihn oberflächlich beurtheilten, ihn da kalt wähnten, wo er gerade am meisten litt. Der Verlust des Sohnes hatte ihn beinahe die durch lange Gewohnheit errungene Haltung gekostet. Es war vielleicht eine Grille, ein eigener Stolz, allein er suchte Etwas darin, stärker zu scheinen als die Natur es mit sich bringt und diese rächte sich dann an ihm für die Tage des Zwanges durch schlummerlose Nächte und in den Momenten, die er seinen Geschäften abstahl. Selbst vor der Tochter öffnete er das blutende Herz nur halb; sein Beispiel sollte sie ermuthigen im Unabwendbaren. Eugeniens Ankunft aber sprengte die Fessel, die den Vaterschmerz in äußere Formen band und zum ersten Male überließ er in Gegenwart eines Dritten sich seinem ganzen Kummer. Eine andere Vergangenheit noch rief die Tochter seines frühern

Feindes in ihm wach: das Bild seiner Gattin, um deren Hand Eugeniens Vater mit ihm gekämpft und diese liebe Hand nun auch erstarrt im Tode! Gemahlin und Sohn ein Raub des Grabes! Der Sohn dahin, der mit den Zügen seiner edlen Mutter auch ihr Gemüth geerbt! O, es überwältigte den sonst so festen Mann bei dem Anblick des guten Kindes, das seinem Ottomar das schönste Glück verheißen und die Verlobte seines Sohnes mußte den Vater beruhigen. So fehlte es denn der Leidtragenden weder an Nahrung ihres Grames, noch an dem Troste, der aus dem Mitgefühl des Nächsten uns erwächst.

Allmälig beschwichtigte sich der Aufruhr wieder; die Zeit behauptete auch hier ihr unbestrittenes Recht; nur in Eugenien lebte die gleiche Sehnsucht fort, ob zwar sie den Umständen sich zu fügen schien. Aus ihrem Gedächtnisse verdrängte Nichts den theuren Freund; indeß sie lernte reden von andern Dingen. Auch war die Familie jetzt beschäftigt auf mancherlei Weise. Marie, längst versprochen, vollzog ihre Heirath, ausgesetzt wegen der Trauer, nun in der Stille und schickte sich an zur Abreise nach ihrem künftigen Wohnorte.

Zwölf Monate waren so verstrichen, seit Eugenie im Hause des Präsidenten lebte und immer höher stieg sie in seiner Gunst. Clotilde war ebenfalls dem Gatten gefolgt in die ferne Garnison und Baron Aich sah sich beschränkt auf seines Ottomars Geliebte, die es öfter schon hatte bedünken wollen, als laste auf dem würdigen Manne Anderes noch als der Hingang des Sohnes und seiner Mutter und als herrsche hier ein Geheimniß, das Niemand zu berühren wage. Wie hätte sie die Hand daran legen sollen! Aber es umstrickte sie dies Geheimniß, dessen Existenz sie doch nur muthmaßte, mit beängstigender Gewalt.

Da geschah es, daß der Herr v. Aich in ihrem Beiseyn einen Brief empfing, den er nach Erkennung der Schrift schnell auf die Seite schob; seine Farbe aber hatte sich gewechselt, seine Stirn sich verfinstert; er bat Eugenien, ihn zu verlassen; sie mußte gehorchen. Kaum allein, griff er wieder nach dem Briefe, betrachtete ihn eine Minute und warf sodann unerbrochen ihn in des Kamins hell lodernde Flamme, ausrufend: „Auch jetzt nicht!“ Hierauf sank er in den Sessel, bedeckte mit der Rechten seine Augen und als er sie wieder entblößte, waren sie umflort und sein Antlitz sehr bleich; die Spuren davon bemerkte Eugenie auch später noch; sie durfte ihn jedoch nicht befragen, durfte nur stumm ihre sorgliche Theilnahme verrathen. (Fortsetzung folgt.)

Eine Cousine Napoleons.

(Fortsetzung.)

Indem er diese Worte sprach, streckte Lavareille den Arm aus, als wollte er das Mädchen umfassen; aber mit einer schnellen Bewegung griff Marianne in ihr Mieder und zog ein elegantes eingelegtes Besteck hervor, faßte, ohne die Miene zu verändern, den Offizier fest in's Auge und sprach: „Noch einen Schritt weiter, mein Herr Franzose, und es ist um Ihr Leben geschehen!“

„Liebliche reizende Judith, ich bin kein Holofernes!“ rief der Lieutenant, der eine solche Entschlossenheit nicht erwartet hatte; „morgen wirst Du besser bei Laune seyn, hoff' ich!“ — Und als Marianne unbeweglich stehen blieb, seines Angriffes gewärtig, sagte er halb lachend, halb ernst: „Wahrhaftig, wie gut ihr die militärische Haltung steht! — Aber stecke dieses Spielzeug, welches zum wenigsten hier am unrechten Ort ist, wieder ein! Bezähme Deinen kriegerischen Sinn, meine Angebetete; Dir droht keine Gefahr; ich hoffe, daß Du zu Verstand kommen wirst, und nehme indeß statt des Kusses, den Du mir heute verweigert, diese Reliquie mit, welche Dir in der Eile entfallen ist, als Du die Busennadel löstest!“

Er bückte sich und nahm einen kleinen Rosenkranz auf, der dem Mädchen entfallen war. In demselben Augenblick tönte eine kräftige Stimme mit dem schrecklichen Ausruf der Corsen: Per sangue! an sein Ohr.

Lavareille befand sich einem Manne gegenüber, dessen Augen Flammen auf ihn schleuderten. Dieser Mann, in ein grobes Fischergewand gekleidet, forderte mit gebietender Miene den geraubten Kranz von ihm zurück.

„Wer bist Du? Was willst Du?“ fragte der Offizier den kühnen Vertheidiger Mariannens.

„Ich nenne mich Colazzo,“ antwortete der Fischer, „ich stand fünf Schritte hinter dem Baum, bereit, Dich zu erdolchen, hättest Du nur mit der Spitze Deines Fingers das Haar dieses Mädchens, das meine Braut ist, berührt! Ich will den Rosenkranz, dessen Du Dich eben bemächtigt hast.“

„Da haben wir das Geheimniß!“ rief der Offizier, „das die Erklärung Deines hochmüthigen Benehmens, meine schöne Wilde! Der Platz war besetzt und ich bin zu spät gekommen. Das ist ohne Zweifel ein Unglück, wenigstens für heute. Ja, ich liebe Deine Braut, Colazzo, ich liebe sie, weil sie stolz und muthig ist. Daher gib wohl Acht auf ihre Fenster, denn Du hast einen Nebenbuhler!“

„Schändlicher!“ schrie Colazzo, in Wuth ausbrechend, „gib den Rosenkranz wieder, wo nicht —“

„Wo nicht?“ wiederholte Lavareille, indem er die Hand auf seine Hüfte stemmte.

„Wo nicht, so ist es Dein Unglück!“ antwortete der Fischer und stürzte auf den Offizier los.

Aber dieser war schnell wie der Blitz drei Schritte zurückgewichen und hatte seinen Degen gezogen, dessen Spitze er auf Colazzo richtete, der ein wildes Gebrüll ausstieß.

Ein heftiger Kampf entspann sich zwischen Beiden; Lavareille, mit seiner Waffe dem Gegner überlegen, blieb mit vorgehaltenem Degen unangreifbar, während er durch Spöttereien die blinde Wuth des Fischers steigerte. Der Corse versuchte es bald zur Linken, bald zur Rechten, indem er den Augenblick erspähte, sich auf den Feind werfen zu können. Vergebens; überall begegnet seiner Brust die Degenspitze. Da umfaßte Marianne, für ihn zitternd, mit beiden Armen seinen Körper; es gelang ihr nicht ohne Mühe, ihn mit sich zu ziehen.

„Bewahret den Rosenkranz!“ sagte Colazzo zum Lieutenant, bevor er sich entfernte, „und tragt ihn immer bei Euch, er könnte Euch beim letzten Gebete gute Dienste thun!“

Als die Geliebte vor der bescheidenen Wohnung in der Vorstadt anlangte, trennten sie sich. Marianne trat in die Hütte und schlich zum Bette ihrer Mutter. Die Kranke schlief noch; Marianne hatte also Zeit, sich zu beruhigen und die schmerzlichen Gefühle, von denen sie bewegt war, zu verbergen.

Von diesem Tag an war Colazzo düster und schweigsam; er sang nicht mehr, wenn er seine Netze an das Ufer brachte, den zärtlichen Worten seiner Braut gelang es nicht immer, ihm die stille Heiterkeit, die innere Ruhe wieder zu geben, welche früher ihm eigen gewesen. Colazzo war ein Corse; Eifersucht und Rachegefühl für den Hohn verzehrten ihn. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß ein Anderer einen Gegenstand besaß, der auf dem Herzen Mariannens geruht hatte.

Bald konnte das junge Mädchen sich nur noch selten vom Hause entfernen; die Kranke nahm ihre ganze Sorge in Anspruch und die Braut des Fischers konnte nicht mehr den Geliebten Abends am Ufer erwarten. Sie mußte am Lager ihrer Mutter das Zimmer hüten. Colazzo kam stets mit einer seltsamen Unruhe zu ihr in die Hütte; er schien die Menschen zu fliehen, sich nur in der Einsamkeit wohl zu fühlen, oft zog er jetzt auf mehrere Tage auf den Fischfang aus, mitunter weit in's offene Meer. War der Himmel mit düsterem Gewölk bedeckt, so fühlte er eine Erleichterung seines Kummers, in der schwachen Barke den Elementen Trotz zu bieten. Noch häufiger jedoch traf man ihn, in seinen Mantel gehüllt, um die Mauern Ajaccio's schleichend; der rachsüchtige Corse brachte ganze Nächte in einen Straßenwinkel gedrückt zu, den Blick auf die Fenster der Kaserne gerichtet, wo der Pariser Freibeuter hauste.

Lavareille trug nicht wenig dazu bei, den Haß des Corsen gegen sich noch mehr zu entflammen. Ein Kind des Glücks bei den Frauen, dreist, anmaßend und übermüthig, wie Söhne des Mars auf Venus Gebiet zu seyn pflegen, hatte er schon längst nach einer Intrigue geschmachtet, als nach einem Mittel gegen die Langeweile, von der er geplagt wurde. Marianne hatte um ihrer Schönheit willen seine Blicke auf sich gezogen. Er war von ihr selbst, wenigstens bei dem ersten Angriff, zurückgeschlagen; allein der Zorn des Galans reizte ihn, von neuem Position zu fassen; je größer die Schwierigkeit, desto mehr lockte ihn der Versuch und zu dem Gelüst der Wagniß gesellte sich der Dünkel, auch das Herz einer freien Corsin erobern zu können. Er hielt den Nebenbuhler für einen Tölpel, den das Mädchen bald satt bekommen müsse, Mariannens Herz schon für eine sichere Beute, wenn er fortfuhr, sie mit Blicken und Anträgen zu reizen und zu verfolgen. Dies Spiel sollte einen üblen Ausgang für ihn haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einem Torfmoor bei Trollenaesh in Schonen ist neulich, nach der „Flensburger Ztg.“, ein menschlicher Körper gefunden worden, dessen Weichtheile, zu einer braunen Masse eingeschrumpft, noch theilweise erhalten waren. Man fand einen eichenen Pfahl durch das Gerippe in die Tiefe getrieben, auch fanden sich noch einige vermoderte Bekleidungsstücke. Ohne Zweifel stammt die Leiche aus vorchristlichen Zeiten her, denn nachdem die Elemente der organischen Substanz umgesetzt sind durch die Torfgährung, vermag die Form sich viele Jahrtausende hindurch im Moore zu erhalten, so gut als eine mit Harz durchdrungene Mumie. Was den Eichenpfahl betrifft, so ist es bekannt, daß die Skandinaven im grauen Alterthum den Glauben hatten, man könne das Herumspucken

und den Rachedurst eines Todten dadurch beschwören, daß man die Leiche in einen Morast versenkte und mit Pfählen an den Grund befestigte.

Ein in der Naturgeschichte bisher, wenn auch vorgekommener, doch wohl nicht beachteter Reparaturbau eines Schwalbennestes verdient erwähnt zu werden. Bei dem letzten starken Gewitter schlug der Regen dergestalt an das, an der Vorderseite eines Hauses in Berlin gebaute Schwalbennest, daß fast die Hälfte desselben abfiel. Die Jungen hielten sich in dem Theil des Nestes zurückgezogen, der hängen geblieben war. In diesem Zustande verblieb nun das Nest einige Tage. Da begannen die Eltern der eingeengten Kinder auf einmal eine unglaubliche Bauthätigkeit zu entwickeln, denn, ohne daß sie deren Fütterung versäumten, wurde die Reparatur in einem Tage vollendet. Die Baumeister haben auch dem Neste nunmehr zwei Eingänge gegeben, so daß jedes der beiden Kinder stets freie Aussicht hat. Dieser Fall kann von neuem die Frage anregen, ob die Thiere neben dem mechanischen Instinkt nicht auch einen Grad von Bedürfnißgefühl besitzen.

Aus Sauerbrunn (Rohitsch), 18. Juli, wird der Wiener „Presse" geschrieben: „Kürzlich wurden gedruckte Ankündigungen angeschlagen des Inhaltes: wem das lästige Grüßen durch Abnehmen des Hutes unangenehm sey, könne sich davon befreien, wenn er sechs Kreuzer an die Armenkasse entrichte. Als Zeichen, daß man ein Mitglied des Nichtgrüßen-Vereins sey, könne man eine weiß-rothe Schleife auf dem Hute tragen. Der Vorschlag fand Anklang und bald erschienen sämmtliche Herren mit der sechs Kreuzer kostenden Befreiungsschleife. Allein jede Freude vergeht! Wenige Tage darauf ließ man die Herren ersuchen, die Schleifen abzunehmen, weil man befürchte, dieses Zeichen könne in der Ferne, vielleicht in Wien, eine andere Auslegung erfahren, man könnte ihm eine politische Deutung geben &c. Da der Ersuchende die entscheidende Persönlichkeit war, so verschwanden die Schleifen eben so plötzlich, als sie gekommen waren."

Einem Advokaten wurde durch einen Taschendieb die Börse entwendet, doch ein Polizeidiener hatte den Dieb beobachtet, und verhaftete ihn auf frischer That. Dabei erfuhr der Dieb, daß der Bestohlene Advokat sey, und sogleich sagte er mit großer Höflichkeit zu ihm: „Mein Herr, würden Sie wohl die Güte haben, meine Vertheidigung zu übernehmen?" — „Mit Vergnügen," entgegnete der humoristische Advokat, „und ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Freisprechung zu bewirken."

Wenig fehlte, so wäre im vorigen Monat in der Gegend von Köres Ladany eine der abenteuerlichsten Räuberscenen vor sich gegangen, die sich je ereignet haben. Ein Menageriebesitzer machte in dem Orte, durch welchen er zog, unvorsichtigerweise bekannt, er habe um hundert Gulden Sechser umzuwechseln und zog dann weiter. Auf der Straße wurde er von mehreren Bösewichtern angefallen und schon wollte er zu seiner Vertheidigung einen Tiger loslassen, als er niedergeschlagen und um 3000 fl. beraubt wurde.

Eine russische Dame aus Moskau macht in öffentlichen Blättern bekannt, daß sie in der Kunst, zwei Strümpfe auf einmal mit fünf Nadeln zu stricken, Unterricht ertheilen will.

Zweisylbige Charade.

Kömmt der starre Winter angezogen
Mit dem greisen, schneebedeckten Haupt,
Kömmt, viel rauher noch, auch Boreas geflogen,
Der schon längst den dichten Wald entlaubt;
Da bist du uns, Erstes, stets willkommen,
Wollen wir vor Kälte Schutz bekommen.

Haben wir hienieden ausgerungen,
Haben wir den letzten Tag geseh'n,
Hat der Tod die scharfe Sens' geschwungen,
Die der Opfer viele noch wird mäh'n;
Dann sind wir dem Zweiten übergeben,
Fristend noch im Tod ein kurzes Leben.

Seltsam ist es, wenn in stillen Stunden,
Seltsam, wenn in ernster Mitternacht,
Wenn sich Morpheus unserm Arm entwunden,
Und kein heit'rer Traum den Sinnen lacht,
Wir das tiefversteckte Ganze hören,
Dessen Laute Manchen wohl bethören,
Der da glaubt, sie zeigen ihm das Nah'n
Eines Unfalls — ja des Todes an! —

Auflösung des zweisylbigen Logogryphs in № 93:
Treue. Reue.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Sonntag, 8. August 1858.

Der beste Stand.

Was ist im deutschen Vaterland
Jetzt wohl der allerschönste Stand?
Ist's, wo die Medizin florirt?
Ist's, wo der Anwalt liquidirt?
O nein! o nein! o nein! o nein!
Dies bringt noch viel zu wenig ein.

Was ist der allerschönste Stand?
Beamter seyn im Zollverband?
Ist es vielleicht Theologie?
Ist's Malerei, Photographie?
Bildhauerkunst in Erz und Stein?
O nein! dies bringt zu wenig ein.

Was ist der allerbeste Stand?
Ist's Krämerei mit Leinewand?
Ist's, wo der Schmied am Ambos steht?
Ist's, wo den Draht der Schuster dreht?
Musik, Gesang? — O nein, o nein!
Dies Alles macht zu viel der Pein.

Was ist der allerbeste Stand?
So löse doch des Zweifels Band.
Er ist: wo gutes Bier man trinkt
Und dafür baares Geld erklingt;
Der Bierwirthstand ist es allein,
Der bringt Verdienst und Schmeerbauch ein.

Ja, dem Gambrinus sich zu weih'n,
Das ist der Weisen wahrer Stein,
Hoch aufgethürmt des Schaumes Fluth,
Das macht noch erst die Rechnung gut
Und prägt uns All'n die Lehre ein:
Daß Kunst und Wissen leerer Schein.

Ja, ja, das ist der beste Stand,
Da kömmt das Geld baar in die Hand.
Durst hat im Leben Jedermann,
Hier wird das meiste Geld verthan,
Und manch' Professor stimmet ein:
Kneipier und Bierwirth muß man seyn!

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Eine Woche nach diesem Vorfall überbrachte man verstohlen Eugenien ein Schreiben von unbekannter Hand; seltsames Bangen überkam sie; der Name Ludwig stand darunter und zu ihrem Erstaunen las sie;

„An die Fremde des Hauses muß der Sohn vom Hause sich wenden, um Gnade zu erflehen bei seinem strengen Vater! Doch nein, Eugenie ist keine Fremde in den Räumen, die sie durchschreitet gleich einer milden Fee! Ottomars Braut konnte nicht anders seyn, deßhalb auch flüchtet Ottomars Bruder zu ihr, seinem letzten Anker.

„Nicht leugne ich, daß ich gefehlt; meine wahrhaftige Reue hätte indeß längst den Vater mir versöhnen sollen. Er aber ist unversöhnlich und seit ich des geliebten Bruders Tod erfahren, habe ich mehr denn zehn Briefe, voll der höchsten Unterwürfigkeit, der demüthigsten Bitten an ihn gerichtet und nie eine Antwort darauf erhalten. Ich erkor mir die Schwester, erkor mir Clotilden zur Mittlerin; sie schrieben Beide mir wieder zurück, daß der Vater durchaus nichts von mir wissen wolle und bei seinem Zorne verboten, meinen Namen vor ihm zu nennen; Keiner im Hause dürfte ungestraft dies Gebot übertreten; sie habe er aus dem Zimmer gewiesen, als sie von mir anfingen. Ottomar allein hätte es noch vermocht, den Gereizten zu besänftigen; mit ihm sey meine einzige Stütze begraben.

„Es sind nun ungefähr acht Tage, daß ich neuerdings dem Vater einen Brief übersandt, mit der Bitte: nur einmal noch mir zu vergönnen, seine Kniee zu umfassen, sein liebes Angesicht zu schauen; daß ich verzichte auf jeden sonstigen Vortheil und er nicht denken möge, ich wünsche, seit der Bruder dahin ist, mich ihm zu nähern aus Eigennutz. Sein Reichthum falle Andern zu, mir nur seine Verzeihung. Den jüngern bessern Sohn habe das Verhängniß ihm geraubt, es werde auch der ältere, ungeliebte, ihm theurer werden, wenn er, bei seiner Grausamkeit verharrend, diesen zur Verzweiflung treibe; mehr als bereuen und nach Kräften vergüten wollen, liege ja nicht in des Sterblichen Macht; darum solle er Milde üben, um einst auch Milde zu erfahren vor unser aller Richter.

„Es erfolgte auch auf diese Zuschrift keine Erwiederung und so gebe ich denn mein Geschick in Eugeniens Hände; sie, früher mir zur Schwester bestimmt, werde heute mein guter Engel! Scheut aber auch sie des Präsidenten Ungnade, nun, so bin ich verloren; kein Mittel kenne ich weiter, an das harte Herz des unglücklichen Vaters zu pochen: unglücklich, weil dann auch ihm die Stunde der Reue zu spät schlüge!

„Seit gestern hier und in der Nähe des Vaters, erwartet von Eugenien Leben und Tod der verstoßene Ludwig."

Nie hatte Wartenheim's Tochter von einem andern Sohne des Präsidenten, als von Ottomar gehört; nie dieser ein Wort vom Bruder sich entschlüpfen lassen; nur einmal geäußert, er wolle von seinem Vater ein Hochzeitsgeschenk sich erschmeicheln, das auch sie freuen werde. Vermuthlich galt dies Ludwigs Begnadigung; es war ihm jedoch damit entweder nicht gelungen oder der passende Augenblick ihm nicht erschienen. Genug, Eugenie hatte Mühe, sich zu erholen aus ihrer Ueberraschung; allein das Räthselhafte im Aich'schen Hause, das sie mehr empfunden als wahrgenommen, es löste sich jetzt. Welch' schwierige Aufgabe für sie! Wie sehr mußte der Sohn sich vergangen haben, wenn dies Vaterherz ihm verschlossen blieb! Ihr aber ward es Pflicht, dem in sie gesetzten Vertrauen durch einen Versuch mindestens zu entsprechen, sollte sie auch die Huld des Präsidenten verscherzen. Ottomar, sagten die Schwestern, hätte einzig hier wirken können und war sie nicht die Erbin der Seele?

Sie eilte zu dem Präsidenten; zitternd trat sie vor ihn. „Ich komme in wichtiger Sache, mein Vater!" begann sie.

Baron Aich, an seinem Schreibtische sitzend, hob freundlich das Auge empor zu ihr, die er innigst liebte. „Was ist's?" rief er betroffen. „Du bist sehr blaß, mein Kind!"

„Hängt doch gar Großes an dieser Stunde!" entgegnete sie.

„So feierlich, Eugenie! Ich will nicht hoffen, daß Du beabsichtigest, von mir zu gehen; nicht hoffen, daß wieder Klostergedanken in Dir aufgetaucht sind. Erwäge, daß Du den Vater im Grabe damit kränken und den lebenden schmerzlich betrüben würdest! Erwäge, was Du mir bist und wie verlassen ich stehe, seit die jungen Weiber mit ihren Männern davon gezogen! Ich habe ja Niemanden, als Dich!"

„Niemand?" fragte Eugenie betonend.

„Niemand!" wiederholte der Präsident mit einem Seufzer.

„Und wenn es mir vorbehalten wäre, dem Vater ein neu gewonnenes Kind an's Herz zu legen......"

„So thatest Du, meine Eugenie, als Du zu mir kamst!"

„Das war die Tochter! Brächte ich aber nun auch den Sohn in des Vaters Arme?" stammelte Ottomars Geliebte.

„Wie!" rief der Präsident auffahrend.

„Ludwig fleht um Gnade durch mich......"

„Kein Wort von ihm, bei meinem höchsten Unwillen!"

„Ich verhehlte mir's nicht, mein Vater, daß ich Ihre Gunst und somit meinen letzten Trost auf's Spiel stelle; dennoch muß es seyn......"

„Nicht weiter, ich beschwöre Dich!" sagte Aich, ihre Liebkosungen abwehrend.

„Er ist Ihr Sohn, jetzt der einzige!" sprach Eugenie, „und fühlt tiefe Reue......"

„Kennst Du seine Schuld?" fragte der Vater.

„Ich kenne sie nicht," entgegnete Ludwigs Vertheidigerin, „kenne aber seine Zerknirschung und Gottes ewige Barmherzigkeit für die gefallenen Menschen! Soll der Vater auf Erden strenger richten, als der im Himmel?"

„Du weißt nicht, was der Unglückselige mich kostet! Den frühzeitigen Tod der Mutter trägt er auf seinem Gewissen......"

„Und eine so schwere Bürde, die allein hinreichte, jedes Verbrechen zu sühnen, sie wollte Baron Aich, der edeldenkende Mann, noch mehren durch seine stete Ungnade? O, wie beklage ich ihn jetzt doppelt, den Armen!"

„Schon als Knabe," fuhr der Vater fort, „war Ludwig störrisch und heftig; was er sich vornahm,

ob Recht oder Unrecht, er mußte es durchsetzen und keine Gründe der Vernunft fanden Eingang bei ihm; jeder Widerspruch befeuerte ihn nur, das Verbotene um so sicherer zu erzielen; sein Herz war weich, sein Sinn unbeugsam. Ich wünschte ihn in meiner Laufbahn zu sehen, er bestimmte sich für die militärische und gab ich nach, so that ich's in der Hoffnung, daß die Kriegszucht ihn bessern und er auf andere Weise mir lohnen werde. Doch kaum Offizier, behagte auch das ihm nicht und mit aller Anstrengung nur erhielten wir ihn in der selbstgewählten Carriere. Als Rittmeister kam er vor drei Jahren nach der Residenz; hier verliebte er sich in eine Tänzerin und verschwendete solche Summen an sie, daß er endlich mich nöthigte, nachdem ich zweimal seine Schulden getilgt, öffentlich zu erklären, keine mehr für ihn zu zahlen. Hierauf begehrte er meine Einwilligung zur Heirath mit jener Person und als ich sie verweigerte, wandte er sich an seine Mutter, deren Favorit er immer gewesen und die vielleicht in der Kindheit ihn zu sehr geschont. In dieser Sache lehnte sie inzwischen die Vermittlung ab und suchte sowohl mit guten Worten, wie mit Drohungen, ihn zu bekehren. Doch umsonst! Er reichte heimlich seinen Abschied ein, ging mit der Tänzerin davon und verband sich ihr am Altare, wähnend, daß, wenn der Streich einmal vollführt, die Aeltern sich bequemen würden. Er irrte; ich warf ihm ein anständiges Jahrgeld aus, verbot ihm aber, je vor mir oder seiner Mutter zu erscheinen und ließ nun alle Briefe ungelesen, alle Fürsprache unbeachtet; selbst die Mutter durfte ihn mir nicht mehr nennen; ihr hat der Gram das Leben verkürzt. Urtheile jetzt, Eugenie, ob ich ihn wieder vor mich lassen, ihn wieder an mein Herz nehmen kann! O, welch' bitteres Leid habe ich durch ihn erfahren! Und nicht genug, daß ich es zu erdulden habe, ich hatte auch noch zu verbergen, da häusliches Ungemach nimmer Platz finden soll auf meinem Angesichte."

„Lesen Sie Ludwigs Brief an mich, mein Vater," sagte Eugenie, indem sie des Sohnes Schreiben aus ihrem Busen zog, „es wird Ihren Groll entwaffnen......"

„Nein, mein Kind," sprach er zurückweisend.

„Um Ottomars willen beschwöre ich Sie darum! Lassen Sie durch mich seine Stimme aus dem Grabe zu Ihnen dringen! Es war gewiß sein heißester Wunsch, dem Reuigen Gnade zu erwirken bei seinem verehrten Vater. Welcher neue unversiegbare Quell des Schmerzes für Sie, schiede auch der letzte Sohn vom Leben ohne Ihre Verzeihung!"

„Aus Liebe zu Dir verzeih' ich ihm; doch bleibe er mir ewig fern......"

„Das wäre eine halbe Verzeihung, mein Vater," entgegnete Eugenie, froh, so viel gewonnen zu haben, „und keine Halbheit ziemt dem Präsidenten v. Aich. Wahrlich, ich müßte wohl meine Ohnmacht in klösterlicher Zelle verstecken, hätte der unglückliche Ludwig sich getäuscht, als er mir die Kraft beimaß, ihn mit dem Vater auszusöhnen, das Einzige, was auch mein farbloses Leben noch erhellen könnte. O, Sie werden so grausam nicht handeln an Ihrer armen Eugenie, die einst dort oben den Blick nicht erheben dürfte zu Ottomar, hätte sie dem Bruder so schlecht gedient. Nur den Brief lesen Sie......"

„So gib!" rief der Präsident und entfaltete, sichtlich bewegt, das Blatt. „Nun denn, er komme!" sprach er nach Lesung desselben und zerdrückte mit der Hand eine Thräne im Auge, „er komme, doch er allein!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Cousine Napoleons.

(Fortsetzung.)

Mariannens Mutter wurde täglich schwächer. Da sie ihr Ende herannahen fühlte, war sie glücklich, die Zukunft ihrer Tochter gesichert zu sehen; sie vereinigte die Liebenden und gab den beiden Vermählten ihren Segen. Das ging für Lavarille wider alles Erwarten. Er war bei der Trauung zugegen und fühlte die Schmerzensqualen eines wahrhaft Liebenden, die Schrecken eines Seelenzustandes, der an Verzweiflung grenzte. — Nicht der Corse, die Liebe hatte sich gerächt. Lavarille, der die Frauen, ohne sie zu lieben, für seine Beute hielt, liebte Mariannen wahrhaft; er hätte nicht gegen alle Schätze des Himmels und der Erde den Rosenkranz herausgegeben. Er, der so unternehmend in den Boudoirs der leicht zu erobernden Schönen gewesen war, so muthig sich zeigte, als er zuerst Mariannen zum Brunnen folgte, er fühlte jetzt sein Herz in Banden, wenn er zu den Fenstern der jungen Frau aufblickte, er zitterte, wenn sie herannahte, er hätte zehn Jahre seines Lebens für einen Blick von ihr gegeben, der ihm Hoffnung gewährte; aber er hatte keinen Muth mehr, etwas zu wagen.

Während dessen hatte der Fischer, eifersüchtiger denn je, Lavareille's Untergang geschworen. Ein Mensch war es, der sein Leben vergiftete, Einer war zu viel auf der Erde, und die Rache ist immer süß für den Corsen. Alle Beweise der Zärtlichkeit, welche er täglich von Mariannen empfing, beruhigten ihn nicht; er setzte Vertrauen auf ihre Tugend, aber er machte ihr zugleich ein Verbrechen aus den sträflichen Wünschen des jungen Offiziers; sie war unglücklich, er ebenfalls, die Eifersucht, hier so ungerechtfertigt wie je, stand dennoch als Schreckgespenst zwischen ihr und ihm.

Eines Tages trat der Fischer früher als gewöhnlich in seine Wohnung. Seine Stirn war heiter, seine Augen strahlten vor Freude. Er schien eine gute Nachricht mittheilen zu wollen.

Die junge Frau war ihm entgegengeeilt. „Hier, lies!" sagte der Corse, indem er eine Zeitung entfaltete, die vom 28. Floreal des Jahres XII (18. Mai 1804) datirt war. Und während sie das Blatt durchlas, murmelte er: „Napoleon ist Kaiser; welch' eine Fügung des Himmels! Seine Mutter ist eine Ramolino; wir können reich werden, wir müssen nach Frankreich ziehen!"

Marianne stieß einen Freudenruf aus und sank in die Arme ihres Gatten.

„Laß uns forteilen!" rief sie; aber plötzlich mit dem Finger auf das Krankenlager ihrer Mutter hinweisend, sagte sie: „Ach, unser Platz ist hier."

„Wir werden fortziehen," antwortete Colazzo, „aber zuvor ist mein Platz auch noch in der Nähe; ich habe noch mit Jemand etwas abzumachen!" — Seine Stimme zitterte bei diesen Worten, seine Stirn war wieder düster und drohend geworden.

Am andern Tage benetzte Marianne, bleich und niedergeschlagen, das Kopfkissen der armen leidenden Mutter mit ihren Thränen. Da öffnete die Thüre sich plötzlich und ward ebenso schnell wieder zugeschlagen. Ein Mann trat herein; es war der Fischer.

„Marianne," sagte Colazzo, indem er seiner jungen Gattin den Rosenkranz zeigte, welchen Lavareille ihm vor drei Monaten nicht hatte wiedergeben wollen, — „der Augenblick der Abreise ist da, ich habe meine Rechnung mit dem Offizier in Ordnung gebracht. Da ist der Kranz; der Tod des Franzosen hat ihm seine Reinheit wiedergegeben. Jetzt höre das Uebrige! Die Polizei ist mir auf der Spur, in einer Viertelstunde bin ich hier vielleicht in ihren Händen. Weib, folge Deinem Gatten; meine Barke ist fertig, wir werden die Küsten Sardiniens erreichen und von dort nach Frankreich eilen, wo das Glück unserer wartet. Gehst Du auf meinen Vorschlag nicht ein, so bleibe ich und lasse mich unter Deinen Augen ermorden."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach dem Tode Ludwig des XIV. wurde das Vaudeville in Paris vom Theatre de la foire zwei Mal vertrieben, aber immer wußte es sich wieder neu zu gestalten. Auf welchem Standpunkt es sich zu jener Zeit befand, mag man daraus ersehen, daß ein Gesetz den Eltern untersagte: „junge Mädchen in's Vaudeville zu führen." Bald darauf verbot man sogar „alles Singen der Couplets" im Vaudeville. Aber wie halfen sich die Direktoren? Laharpe, Geoffroy u. A. sagen darüber Folgendes: Nach dem Verbote „Couplets zu singen" hängten die Schauspieler jene Couplets, groß geschrieben, auf Schreibrollen aus den Soffiten herab, immer hinter dem Rücken desjenigen Schauspielers, der sie singen sollte; das Orchester spielte die Melodie, die Schauspieler machten die Gesten und — das Publikum sang die Couplets.

Räthsel.

Wie der Thau das Gefild' im Sommer erfrischet zur Nachtzeit,
So ist dieses im Elend dem Leidenden stärkende Labsal.
Fehlt ein Zeichen, so wahre vor ihm nur sorgsam das Eisen,
Denn es zernagt mit tückischem Zahn auch harte Metalle.
Noch ein Zeichen hinweg, und an ihm erblickst du, wie Thriens
Rosigte Tochter den Bruder in strahlender Nähe verkündigt.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 94:
Holzwurm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

annigfaltiges.

Tode Ludwig des XIV. ...
le in Paris vom Theatre de la ...
trieben, aber immer mußte es ...
zu gestalten. Auf welchem Stand
zu jener Zeit befand, mag ...
daß ein Gesetz den Eltern ...
Mädchen in's Vaudeville zu führen
verbot man sogar „alles Singen ...
n Vaudeville. Aber wie halfen sich
n? Labarre, Grétry u. A. ...
endes: Nach dem Verbote „Gesang
ängten die Schauspieler ihre Couplets
en, auf Schreibrollen aus den Er
immer hinter dem Rücken ...
der sie singen sollte; das Orchester
lodie, die Schauspieler machten ...
- das Publikum sang die ...

№ 96. Dienstag, 10. August 1858.

Wege Gottes.

(Fortsetzung.)

Freudetrunken hing Eugenie an dem Halse des starken Mannes, den sie erweicht hatte und er schloß sie zärtlich an seine Brust. „Den Sieg," fuhr er fort, „konnte nur Ottomars Geliebte erringen! Daß der Bube nun aber auch nie vergesse, wem er seine Rückkehr in's väterliche Haus verdanke und selbst, wenn ich nicht mehr bin, die Schwester und Wohlthäterin in Eugenien ehret! Du bist mein Kind und als solches wirst Du Dich betrachtet finden nach meinem Tode. Unverschuldet habe ich Deinem Vater wehe gethan; an der Tochter sey das willenlose Unrecht verdas Beste. Wie glücklich werde ich seyn, wenn es mir gelungen ist, zwei Gemüther, die sich nie hätten trennen sollen, wieder zu vereinen. Baron Ludwig v. Aich, der Bruder meines Ottomar, wird die Vergangenheit aus des Vaters Gedächtniß zu bannen suchen durch seine schönere Zukunft und so der neuen Schwester am würdigsten lohnen."

Mit unerklärbarer Unruhe harrte Eugenie nun auf den Sohn des Präsidenten. Es war ein finsterer Novembertag und auch Ludwig nahte sich zur anberaumten Zeit unter lautem Herzpochen der Heimath seiner Kindheit, die ihn schuldlos gekannt und die jetzt schuldbelastet mit gebrochenem Muth ihn wieder aufnehmen; wo er Mutter und Bruder nicht mehr finden sollte und den Vater

..., daß in der fieberhaften Aufregung ...nes Herzens ich glaubte, Gott habe mein Gebet erhört, als Ottomars Bruder die Thür öffnete."

„Ja," erwiederte Ludwig, „die äußere Aehnlichkeit zwischen uns war auffallend, obschon mein Auge dunkler als das seine, mein Haar schwärzer. O, hätten wir im Uebrigen uns so geglichen," fügte er trübe hinzu, „es wäre manche herbe Zähre weniger geflossen! Doch das Leben hat an mir gethan, was Erziehung und Vorbild nicht thun wollten und seit über den Bruder der ewige Schlaf gekommen, floh jeder Schlaf mein Lager und jeder wache Traum verklagte mich, daß ich den edlen Vater nicht trösten könne in seinem Schmerz. Bis zum Wahnsinn zerrte es an meinem Verstande, von allen Briefen, die ich seitdem geschrieben, nicht einen beantwortet zu sehen. So hatte denn in dem Präsidenten v. Aich der Tod des geliebten Sohnes seinen Haß für den verleugneten nicht gemildert! Ich reiste darauf selbst her und vorgestern hier eingetroffen, ließ ich meines Vaters alten Kammerdiener, bei dem ich vormals viel gegolten, zu mir bescheiden. Er sprach, daß er seinen Dienst verliere, wenn er mich nenne, gab mir jedoch den Rath, meine Vorstellungen an die Braut des verstorbenen Bruders zu richten; sie sey allgewaltig und was die eigene Tochter nicht gewagt hätte, das dürfte Eugenie wagen, dieser Engel an Sanftmuth und Güte. Schlüge der Präsident aber auch ihr die Bitte ab, dann wüßte er keinen Weg mehr zu seinem Herrn. Dem biedern Greis, so voll des Lobes von Eugenien, vertraute ich meinen Brief für Sie an."

„So lassen Sie uns denn hinüber eilen zu Ihrem Vater!" versetzte Eugenie, „und erwarten Sie mich im Vorzimmer, bis ich ihn bereitet habe auf Ihren Anblick." Nach einigen Minuten kehrte sie zurück und holte den Sohn.

„Mein Vater!" so stürzte Ludwig auf den gebeugten Vater zu und keines andern Wortes mächtig, umschlang er weinend seine Kniee. Eugenie hatte sogleich sich wieder entfernt.

„An mein Herz!" rief der Präsident, froh, diesem Herzen endlich Luft zu gewähren und zog den Reuevollen empor. „Ich verzeihe Dir!"

Vater und Sohn blieben lange beisammen und trennten sich, wie es schien, zu gegenseitiger Zufriedenheit, denn Baron Aich umarmte nachher Eugenien und sagte: „Ich hatte Unrecht, Ludwigs Briefe nicht zu lesen, wie man allemal Unrecht hat, von seinem Zorne sich beherrschen zu lassen; Ludwig ist aufbrausend, doch gut von Gemüth, das hätte ich nicht vergessen sollen." Und der Sohn, indem er Eugeniens Hand küßte, rief: „Wie kann ich bei Ottomars Freundin je meine Schuld tilgen!"

„Durch Ihres Vaters heiteres Lächeln," antwortete sie und empfand selbst eine Heiterkeit, wie sie seit lange ihr nicht mehr geworden.

(Schluß folgt.)

Eine Cousine Napoleons.

(Schluß.)

Die junge Frau, durch diese Worte in die größte Bestürzung versetzt, wandte ihre Blicke nach dem Alkoven, und ließ sie dann wieder auf dem wilden Antlitz des Fischers ruhen. Welchen Entschluß sollte sie fassen? Hier die Mutter, mit dem Tode kämpfend; da ihr Gatte, der auf dem Schaffot enden sollte! — Wie sollte sie ihr Herz theilen und zwischen diesen Neigungen, welche beide den Mittelpunkt ihrer Existenz bildeten, wählen? Ihre Seelenangst spiegelte sich in ihren Augen, ihre Zunge war gelähmt.

„Es ist gut," sagte der Fischer kalt, indem er sich auf einen Stuhl setzte und seine Pistolen lud, „ich erwarte sie, aber ich will nicht allein sterben. Du kannst Dein letztes Gebet beginnen."

Marianne fiel Colazzo zu den Füßen und zeigte mit der Hand auf das Schmerzenslager der Mutter.

In diesem Augenblick, und als bereits an die Thür des Hauses geklopft ward, hauchte die Sterbende ihren letzten Seufzer aus. Marianne stürzte nach dem Alkoven, sie drückte einen Kuß auf die Stirn der Mutter, kehrte dann zum Fischer zurück und sprach dann mit feierlicher Stimme zu ihm: „Jetzt laß uns forteilen, mein Leben gehört Dir allein."

Aber es war zu spät; die Thüre hatte den heftigen Stößen der Polizeibeamten bereits nachgegeben. Flucht war nicht mehr möglich, Widerstand vergeblich.

Da riß Colazzo, auf den die Mündungen von zehn Karabinern gerichtet waren, sein Weib an sein Herz; nicht mehr Herr seines Bewußtseyns, spannte er den Hahn der beiden Pistolen. Ein doppelter Schuß fiel; — Colazzo und Marianne sanken, in Blut gebadet, nieder. Als man sich ihnen näherte, hauchte der Fischer sein Leben aus. Seine Gefährtin hatte nur eine leichte Wunde an der Schulter empfangen; aber während man ihr die Hilfe leistete, welche ihr Zustand erforderte,

sprach sie unzusammenhängende Worte. Sie hatte die furchtbaren Eindrücke dieser blutigen Scene nicht ertragen können; Marianne war wahnsinnig geworden.

Der Lieutenant Lavareille lag an seinen Wunden darnieder, aber er lebte noch. Nach einer langen Krankheit kam er wieder zu Kräften und konnte seinem Vaterlande wieder von Neuem dienen; aber gerührt von dem Unglück Mariannens, welche er jetzt mehr denn je liebte, schickte er sie unter sicherer Begleitung nach Frankreich, sie dort seiner Familie empfehlend.

So flossen lange Jahre seit dem Unglückstage hin, welcher der jungen Corsin zugleich ihren Gatten und ihre Mutter entrissen hatte. Der Verstand Mariannens kehrte nicht wieder, aber sie hatte zwei Frauenherzen, Lavareille's Mutter und Schwester, gefunden, welche sie mit aller möglichen Zärtlichkeit behandelten; bei ihnen verlebte die Wittwe des Fischers, wenn auch nicht glücklich, so doch friedlich, ihre Tage. Es konnte keine ruhigere Wahnsinnige geben, als Marianne war. Ihre unschuldige Geistesabwesenheit beschränkte sich darauf, Rosenblätter auf ihr Bett zu streuen, welche sie von der Blumenkrone eines nach dem andern löste; nur zwei Worte kamen über ihre Lippen: Napoleon und Colazzo; mehr sprach sie nie. —

Das Kaiserreich nahm sein Ende, die Restauration erfolgte, und während dieser Phasen der Weltgeschichte, welche einen Zeitraum von 26 Jahren umfaßten, änderte sich nichts in Mariannens Lage; die Zeit that der Zärtlichkeit, mit welcher Lavareille's Familie sie behandelte, keinen Abbruch. Aber die Leiden der armen Irren sollten noch nicht enden.

Lavareille, inzwischen Oberst geworden, starb auf Morea; zwei Jahre nach der Julirevolution folgen ihm in Paris seine Mutter und Schwester in jene bessere Welt. Marianne war neunundvierzig Jahre alt; sie befand sich nun in einem fremden Lande ohne Beschützer, ohne Hilfe und Freunde. In einer kalten Dezembernacht fand ein Wachtposten der Nationalgarde sie bei einem Brunnen auf dem Boden liegend. Sie hatte seit drei Tagen nichts gegessen; der Frost hatte sie erstarrt. Auf die Fragen, welche man an sie richtete, antwortete sie nur mit den zwei Namen, welche sie allein noch bei dem Verlust ihrer Vernunft behalten hatte.

„Armes Weib!" sagte der Sergeant der Bürgersoldaten, „sie ist aus Liebe für Napoleon närrisch geworden!"

Am folgenden Tage wurde sie in die Salpetrière gebracht; der Beamte, welchem die Pflicht oblag, die Namen der in die Anstalt Aufzunehmenden zu verzeichnen, sprang von seinem Stuhl auf, als er den Namen der Unglücklichen las, welche man herbeiführte. Der Name derselben wurde unter dem 27. August 1832 so eingetragen:

„Marianne Ramolino, Wittwe des Giambattista Colazzo, geboren zu Ajaccio im Jahre 1783."

Die arme Irre war nichts Geringeres, als die Tochter eines Bruders der Frau Lätitia, der Mutter des großen Kaisers der Franzosen.

Während Napoleon Ehrenstellen und Reichthümer unter die Mitglieder seiner Familie vertheilte, — lebte eine seiner Basen unbekannt in Paris und erhielt ihren Unterhalt vom Mitleid, bis diese Wohlthäter starben und Kummer, Noth, Elend die Arme befielen. Die Salpetrière that an der Cousine Napoleons, wie an jeder anderen Person ihre Schuldigkeit.

Mannigfaltiges.

(Nach der Redoute.) Stutzer: O wie froh bin ich, das Gewühl der Redoute verlassen zu haben, und wie unendlich glücklich machen Sie mich, mein Fräulein, daß Sie mir erlauben, Sie nach Hause begleiten zu dürfen!

Fräulein (schmachtend): Wirkli? War das nit eine Schmeichelei, wie's gewöhnlich d'jungen Herrn auskramen?

St.: O, kränken Sie mich nicht durch solche Zweifel an meiner Aufrichtigkeit! — Schmeicheln ist nicht meine Sache! — Die heutige Redoute, wo ich Ihre Bekanntschaft machte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben! ja ewig unvergeßlich!

Fr.: Wirkli? — Plauschens mi wirkli nit an?

St.: Grausame Zweiflerin! Der Augenblick, wo ich Sie erblickt, hat über mich entschieden! Ich liebe Sie mit dem glühenden Feuer der ersten reinen Jugendliebe, ich bete Sie an, ich . . .

Fr. (weint leise und trocknet sich die nassen Augen.)

St.: (erschrocken): Mein Fräulein, Sie weinen? Hat meine kühne Sprache Sie gekränkt, o so —

Fr.: (einfallend): Gott bewahre! nur zugeredt, nur zu! — ich wain ja Freudenthränen, denn heute noch hat mein' Frau Mutter zu mir g'sagt:

„Madel, Du bist so strohdumm, daß Du nit a Mahl aan Esel zum Liebhaber kriegen wirst," — und jetzt hab i halt doch aanen gekriegt!

Ein Bauer, der mit einem Beile den Hund eines Nachbars, welcher ihn beißen wollte, erschlug, ward vor den Richter gefordert, welcher ihn deßhalb zur Rede setzte. Da der Bauer sagte, daß es vertheidigungsweise geschehen sey, so versetzte Der, dem er den Hund getödtet: Du hättest aber doch Dein Beil umkehren und ihn allenfalls mit dem Stiele schlagen können! Ich würde es wohl gethan haben, erwiederte der Erste, hätte der Hund mich mit dem Schwanze und nicht mit den Zähnen beißen wollen!

Die „Triest. Ztg." läßt sich aus London schreiben: Prinz Alfred, der zweite Sohn der Königin Victoria, welcher nächstens nach Deutschland zur Vollendung seiner Studien gehen wird, ist bekanntlich ein lebenslustiger junger Mann. Wie man sich erzählt, wünschte er unlängst Argyleroom, einen bekannten Londoner Tanzplatz, wohin Damen aus dem demimonde gehen, zu besuchen. Nur fehlten ihm zwei Dinge, um das Vorhaben auszuführen; erstens die Erlaubniß von Seiten des Hofmeisters und zweitens Geld. Die Erlaubniß bekam er billig, indem er sich dieselbe nahm; Geld verschaffte ihm ein Haarkünstler, der ihm auch einen allerliebsten Schnurrbart lieferte. Der Prinz war soeben an einem sentimentalen Walzer betheiligt, als er von dem Herrn Hofmeister entdeckt und allsogleich nach Hause beordert wurde.

Der Kochkünstler Soyer, der jetzt eine feste Anstellung von der englischen Regierung hat, öffnete am 28. Juli in einer der großen Kasernen Londons seine Musterküche und zeigte, was sich mit guter Methode aus bescheidenen Mitteln herstellen läßt. Für den Betrag der gewöhnlichen Rationen der Soldaten lieferte Soyer folgende Gerichte: Erbsensuppe, Hammel- und Rinderfricasse's, Hammel- und Rinderbraten, boeuf à la mode, boeuf sauté, mouton sauté, Reis- und andere Puddings; Gemüse in verschiedener Zubereitung und Kartoffelgerichte der verschiedensten Art. Ein Gardes-Bataillon soll in diesen Tagen kommandirt werden, ein derartiges Diner einzunehmen und darüber seine Meinung abzugeben.

Allzuviel ist ungesund. Forstgehilfe: „Herr Gerichtsarzt, hier bring' ich Ihnen das Zeugniß wieder, das Sie mir für meine Eingabe um Urlaub ausgestellt haben. Es ist gar zu gut. Ich hab's dem Förster gezeigt; wenn ich dies einsende, so werde ich, statt beurlaubt, pensionirt und das will ich doch nicht. Herr Gerichtsarzt, stellen Sie mir doch eins aus, das nicht so gut ist."

Falsche Etiketten sind auch in England noch durchgängig im Gebrauche. Messer z. B., die fast sämmtlich in Sheffield verfertigt sind, werden mit allerlei anderen Fabrikationsorten, London, Liverpool, Birmingham ꝛc. bezeichnet. Es haben sich daher die bedeutendsten Sheffielder Fabrikanten vereinigt, fortan nur dann andere Orte auf die Marke zu stempeln, wenn es ausdrücklich verlangt wird.

In Irland, in der Nähe von Waterford, wurde kürzlich eine Weizenpflanze gefunden, bei der 72 Aehren aus einem Samenkorn entsprossen sind, deren jede 87 bis 192 Körner enthält.

Pariser Wasser gegen Sommersprossen wird gemacht, indem man eine Unze Alaun in einer Unze Citronensaft und einem Schoppen Rosenwasser auflöst.

Folgendes sind die Durchschnittszahlen der Einwohner, welche in den verschiedenen Städten Europa's ein Haus bewohnen: in Wien 60, in Prag 34, Paris 33, Mailand 25, Turin 25, Mainz 14, Genua 12, London 10, Neapel 8, Brüssel 8, Venedig 4.

Charade.

Wenn Trennung vom geliebten Gegenstande
Dein banges Herz in tiefe Trauer hüllt,
Dann dient die Erste dir zum sichern Pfande,
Das deine Brust mit süßem Trost erfüllt.
Doch willst du es dem fremden Blick entziehen,
So laß zum letzten Sylbenpaar es fliehen.

Das Ganze birgt in seinem treuen Busen,
Was Herz und Geist betrübet und erfreut,
Es ist Geschäften, Künsten, hohen Musen
Und lieber noch der Freundschaft blos geweiht.
Ward seine Form von lieber Hand geschmückt,
Hat mehr oft als der Inhalt sie entzückt.

Auflösung des Räthsels in № 95:
Trost, Rost, Ost.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Freitag, 13. August 1858.

Wege Gottes.

(Schluß.)

Ludwig, wieder einheimisch bei dem Vater, entwickelte täglich sich günstiger vor diesem und Eugenien, der er viele stille Thränen der Erinnerung entlockte. Die Spuren des Grames, wohl auch seines wüsten Treibens, welche bei näherer Untersuchung die Aehnlichkeit zwischen ihm und Ottomar geschwächt, sie wichen nun der Ruhe, deren Ludwig genoß und in dem Maße, wie seine große Blässe einer natürlichen Farbe Platz machte, trat auch die Gleichheit mit dem Verstorbenen wieder deutlicher hervor und je genauer Eugenie den ältern Sohn kennen lernte, je aufrichtiger beklagte sie den bittern Hader, der Jahre hindurch die Familie entzweit. Das war der wilde, stürmische, trotzige Jüngling nicht mehr, der den Vater so entrüstet, der seine Mutter, von Ottomar so beweint, zu Tode gekränkt. Ludwig, jetzt sanft und gehorsam wie ein Kind, athmete nur in dem Bestreben, die neuerrungene Huld des Vaters zu verdienen; sein Geist war erstarrt; aber viele Früchte waren dennoch gereift für die Spätzeit des Lebens und Eugenie entdeckte sie bald. Seine häuslichen Verhältnisse berührte weder er noch der Präsident und so schwieg auch sie davon. Daß Ludwig bei dem Vater es nur schwer dahin bringen würde, ihn für seine Gattin zu stimmen, war gewiß, doch Baron Aich war ein zu billiger Mann, um nicht zu fühlen, daß, habe er dem Sohne seine Arme wieder geöffnet, er sie der Gattin desselben nicht für immer verschließen könne; gewöhnen blos mußte er sich an den Gedanken, die unwillkommene Tochter willkommen zu heißen.

Ungefähr ein halbes Jahr war so verlaufen, als Ludwig eines Morgens in reicher Husarenuniform vor Eugenien erschien.

„Wie?“ rief sie erstaunt und heftete wohlgefällig ihr Auge auf Ludwigs schöne Gestalt.

Dieser versetzte: „Zu spät, jetzt noch die Bahn zu wandeln, die der Vater ehedem für mich gewünscht, bin ich auf sein Verlangen, nicht auf das meinige, wieder als Rittmeister eingetreten in das hier stationirte Regiment meines Oheims.“

„Welche Freude, Baron Aich, für Ihren guten Vater, der es so gar nicht liebt, junge Leute ohne geregelte Beschäftigung zu wissen!“

„Aber werde ich denn ewig für Eugenien, auch wenn sie zufrieden mit mir ist, auch wenn ich kam, eine neue Bitte ihr an's Herz zu legen, werde ich für sie denn ewig Baron Aich seyn? Bin ich nicht Ottomars Bruder, nicht ihr Bruder und Freund?“ fragte der Rittmeister wehmüthig.

„Sie sind es!“ antwortete Eugenie und reichte ihm ihre Hand, die er mit Wärme an seine Lippen drückte. „Reden Sie, was vermag ich für Ludwig?“

„Sehr viel! die Arbeit krönen, die Sie so herrlich begonnen!“

„Ich verstehe, Ihre Gattin.....“

„Sie haben in das Vaterhaus und in die Gunst des Vaters mich zurückgeführt; dafür bleibe ich Ihr steter Schuldner,“ unterbrach sie Ludwig, „es wäre jedoch nur ein sehr unvollkommenes Glück, sollte ich die Frau meiner Wahl, die ich unaussprechlich liebe, entbehren. Als letzte Gnade fordere ich von Eugenien......“

„Daß ich den Vater ihr geneigt mache?“ fiel sie ihm ein. „Zählen Sie auf mich; was möglich ist, wird von meiner Seite geschehen. Der Sohn meines zweiten Vaters, der Bruder meines Ottomar,“ fügte sie seufzend hinzu, „hat ein Recht auf meine Freundschaft; ja, sein Wohl schätze ich mehr, als das meine.....“

„So leuchtet mir denn Hoffnung?“ rief Ludwig, zu ihren Füßen sinkend.

„Um Gott, wozu solch Beschwören,“ entgegnete sie erschrocken und hob ihn in die Höhe. „Sagte ich Ihnen nicht, zählen Sie auf mich! warum hätte ich das je umsonst gesagt? Kennt Ludwig mich so wenig, daß er zweifelt an meinem Worte?“ Und ein zweiter Seufzer drängte sich hier aus ihrer Brust.

„Mein bist Du also, Geliebte!“ jubelte er und preßte sie fest in seine Arme. Betäubt und leichenblaß wand Eugenie sich los, fragend, was dies bedeute.

„Und Du erräthst es nicht? Ahnest nicht, daß die Gattin, die ich mir erkoren, die ich liebe, wie meines Auges Stern, die auf dem Pfad der Tugend mich erhalten soll; daß sie Eugenie heißt?“

„Nein wahrlich, das errieth ich nicht!“ stotterte sie, immer bleicher werdend. „Und jene Tänzerin?“

„War nie meine Gemahlin.“

„Nicht!“ rief Eugenie und ein freudiges Roth färbte jetzt ihre zarte Wange. „Woher alsdann Ihres Vaters Muthmaßung?“

„Theils aus Verdruß gegen ihn, weil er mir nicht willfahren mochte; theils in dem Wahne, daß er nachgeben würde, wo nichts mehr zu ändern sey, hinterließ ich bei meiner Flucht ein Schreiben, das ihm meine Verheirathung und meinen künftigen Wohnort anzeigte; doch der Vater ging nicht in's Netz; er verbot mir vielmehr auf's Strengste, jemals im väterlichen Hause mich blicken zu lassen oder Briefe dorthin zu richten. Zugleich wies er mich an einen Banquier in M** für die mir auszuzahlende jährliche Summe.“

„Zwölf Monate,“ fuhr Ludwig fort und Eugenie lauschte seinen Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, „zwölf Monate schon hatte das wirre Leben gedauert; Clementine nannte sich Baronin Aich und verschleuderte weit über mein Einkommen, wie reichlich der gütige Vater mich Strafbaren auch bedacht. Da vernahm ich durch eben jenes Wechselhaus den Tod meiner lieben Mutter, der schwer auf mich fiel; doch nicht schwer genug, den Sünder zu wecken aus seiner Verstocktheit; erst des Bruders Ableben schmetterte, wie die Posaune des Weltgerichts, in mein unglückseliges Herz, es wach rufend zu allen Qualen einer langen Folter. Der Sohn, welcher dem Präsidenten Aich noch blieb, war auch gestorben für ihn. Nüchtern gemacht hatten die Schläge meinen Geist; wie Schuppen sank es von meinen verblendeten Augen; ich sah jetzt nur mein Unrecht, kein Unrecht des Vaters mehr und los riß ich mich vom Spiel und von Clementinen, die auch sehr bald einen Tröster fand. Ich flehte nun in Demuth den Vater an, mir zu verzeihen; allein ihn hatten Gottes Heimsuchungen nicht erweicht; er, unerschütterlich, wie der Fels im Meere, las die Briefe nicht, die sein trostloser Sohn an ihn schrieb und Eugenie kennt die Hand, die sein Herz mir wieder zugelenkt. Dankbarkeit fesselte zuerst mich an die verwittwete Braut meines Bruders, nicht lange aber, so fühlte ich, daß auch noch eine andere Aehnlichkeit, als die der Gesichtszüge zwischen mir und Ottomar geherrscht haben müsse, weil meine Seele wie die seinige an Eugenien hing; weil ich sie liebte mit der ganzen Hingebung, die auch er empfunden und wie ich noch kein menschliches Wesen geliebt. Was war jener tolle Sinnenrausch, in den Clementine mich versetzt, der des Vaters Gnade, der Mutter Zärtlichkeit mich gekostet; was jene düstern Gluten, die, ausgebrannt, nur Reue und Beschämung zurücklassen konnten, was waren sie gegen die jetzige geistige Erhebung, gegen die lichte und klare Flamme, die, mein Inneres von seinen Schlacken reinigend, mich würdig machte, das Höchste zu erstreben. Daß ich Eugeniens Gewogenheit wohl nur dem ersten Ausdrucke verdankte, war gewiß, gern betrachtete ich ihn jedoch wie die Brücke zu meinem künftigen Himmelreich. Der Vater wünschte mich wieder in Dienst; ich überraschte ihn mit der Uniform, wie ich Eugenien überrascht und bat ihn nun um seine Verwendung bei dieser; er aber antwortete: „So sehr auch Deine Wahl mich freut und mehr als Alles mir Bürge ist für Deine Rückkehr zum Guten, so muß ich dennoch hier jede Einmischung abweisen. Leicht, daß Eugeniens erkenntliches Gemüth aus Liebe zu mir thäte, was sie nur aus Liebe zu Dir thun soll und Dein Glück achte ich nicht heiliger, als das ihrige, doch neu verjüngen würde Deinen alten Vater dieser Bund.“

„Sprach er so, der edle Greis?“ fragte Eugenie mit strahlendem Auge und einem Blick auf Ludwig, der auch ihr Herz ihm ganz erschloß. Wonnetrunken umarmte er sie und gelobte, sich werth zu zeigen dieser Stunde.

Eugenie faßte hierauf Ludwigs Rechte und führte ihn zum Vater. Gedankenvoll lehnte der Präsident am Kamin. Tochter und Sohn knieten vor ihm nieder und Eugenie rief unter Thränen: „Ihren Segen, geliebter Vater!“ Tief erschüttert entgegnete dieser: „Lohne es Dir Gott, mein Kind!“ und breitete die freudezitternden Hände über das Haupt der Glücklichen.

Ein Muster-Ehemann.

Ein guter Ehemann kennt keinen andern Lebenszweck, als Geld herbeizuschaffen, damit seine Frau es ausgeben könne. Diese Ueberzeugung ist das Grundprinzip seines Daseyns und regelt alle seine Handlungen. Des Lebens Mühen sind für ihn, und dessen Freuden für die bessere Hälfte. Demgemäß führt er seine Frau spazieren, wenn sie es verlangt und fürchtet sich nicht vor dem Etablissement der Modehändlerin. Er hat stets klein Geld bei sich, wenn darum gefragt wird und verlangt niemals es zurück zu erhalten. Er ist nicht zu stolz, ein Paket zu tragen, oder einen baumwollenen Regenschirm, oder die Ueberschuhe, oder das kleinste Kind. Er empfängt die Besuche, wenn Madame noch in der Schlafhaube. Er steht mitten in der Nacht auf, um die Wiege zu schaukeln oder seiner Frau Tropfen zu reichen. Er ißt kalten Braten ohne Murren und ohne Salat und ist gleichgiltig gegen räucherige Saucen und angebrannte Suppen. Der Kaffee ist ihm nie zu schwach, oder das Bier zu dünn oder die Butter zu alt. Er glaubt an Krämpfe und beunruhigt sich über Thränen. Er schlichtet einen Zwiespalt mit einem seidenen Kleide und scheucht die üble Laune seiner Frau durch eine Spazierfahrt. Er geht fleißig in die Kirche und führt die Gattin in die Oper und auf den Ball. Er zahlt ihren Verlust beim Kartenspiel und gibt ihr all seine Gewinne. Er geräth niemals in Zorn über nicht angenähte Hemdenknöpfe und bringt niemals unverhofft Freunde zum Nachtessen. Seine Kleider riechen nie nach Tabak. Er legt bei Tische vor, behält aber nie das beste Stück für sich.

Er ehrt das vorgebliche Alter seiner Frau und würde sich eher die Zunge durchbeißen, als zu einem Zweifel deßhalb Anlaß geben. Er betritt niemals die Küche und fängt niemals mit den Dienstboten Streit an. Er weiß nichts von einem eigenen Hausschlüssel. Er läßt die Familie Sommers ins Bad gehen und bleibt zu Hause mit einem Besteck und einer Aufwärterin. Er geht Samstags auf Besuch zu den Seinigen fort und bringt ihnen frische Wäsche. Montags geht er wieder fort und nimmt das schmutzige Weißzeug mit. Er schreibt den Waschzettel und zählt die Wäsche nach. Er gibt das Haushaltungsgeld ohne Argwohn und Murren und schließt seine Augen für „diverse Kleinigkeiten.“ Er spricht nie von der Schönheit einer Andern. Er hilft den Kindern die Rechnungen machen und korrigirt ihre Aufsätze. Er ist stets freundlich und liebevoll, hat ein gutes Gedächtniß für Geburts- und Namenstage und feiert alljährlich den Hochzeitstag. Er liest seiner Frau vor, wenn sie den Abend zu Hause zubringt; beklagt sich nie, wenn das Mittagessen nicht fertig und macht sein Frühstück selbst, wenn Niemand zur rechten Zeit auf ist. Er preis't seine Frau überall als die Schönste und Beste ihres Geschlechts, trägt sie im Leben auf den Händen, weint wie ein Kind bei ihrem Tode, und — heirathet nach einem halben Jahre eine Andere.

Mannigfaltiges.

Ein armer chinesischer Mönch. Bei der gegenwärtigen anglo-französischen Besetzung des „himmlischen Reiches“ lag in dem Kloster zur himmlischen Glückseligkeit ein Bataillon Engländer unter dem Befehle des Obrist Hocker. Vor diesem erschien eines Tages ein armer Priester und wußte durch die Schilderung des Elends, welches er auszustehen gehabt, seitdem er durch die Soldaten mit seinen übrigen Brüdern aus diesem Kloster vertrieben worden war, das Mitleid des englischen Offiziers zu gewinnen. — Die Kleider, in denen er in dem ersten Schrecken entflohen war, zerfielen buchstäblich in Lumpen und er flehte daher den Oberst um einen Befehl an, durch den er ermächtigt würde, aus dem Kloster mit sich nehmen zu dürfen, was ihm persönlich gehörte, namentlich seine Kleider und seine kleinen Ersparnisse. Der Priester empfing ohne große Mühe diesen Befehl und den Augenblick erspähend, als Obrist Hocker zu einer größern Rekognoszirung ausgezogen war, erschien er in Begleitung von vier Trägern, überreichte dem wachhabenden Offizier den Befehl und erhielt darauf die Erlaubniß, seine Effekten mit sich zu nehmen. Aber wie erstaunten die Engländer, als der arme Priester aus dem Fußgestelle eines Götzenbildes einen schweren Goldbarren hervorzog und aus einem andern ein Kästchen mit Edelsteinen und aus ähnlichen Verstecken eine Menge der reichsten Kleidungsstücke, besetzt mit dem kostbarsten Pelzwerk oder gestickt mit Gold, Edelsteinen und Perlen. Die englischen Soldaten sahen mit großem Unwillen der Entfernung dieser Schätze zu, die sie ahnungslos in ihrer Gewalt gehabt hatten und es läßt sich nicht bezweifeln, daß nach der Ent-

fernung des Mönchs die Götzenbilder sich einer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatten, welche ihnen bis dahin keineswegs zu Theil geworden war.

Die Geige Ole-Bull's. Die Violine des berühmten Virtuosen Ole-Bull ist ein Kunstgegenstand von hohem Werthe. Sie wurde auf Bestellung des Kardinals Aldobrandini (später Clemens VIII.) im Jahr 1562 von Gaspar v. Salo gemacht und von Benvenuto Cellini mit Schnitzereien geschmückt. Der Kardinal schenkte die Geige dem Schatz von Innsbruck. Im Jahre 1809 verkaufte sie ein französischer Soldat dem Dr. Paganini, Bruder des berühmten Violinspielers. Paganini vermachte die kostbare Geige dem Künstler Ole-Bull, welcher sich nie von ihr trennte, obwohl er auch eine Violine von Guarnerio hatte, die er um 12,000 Fr. in Paris kaufte.

Ueber die schrecklichen Folgen, welche daraus entstehen, wenn Fleisch von milzbrandigem Vieh gegessen wird, schreibt man der „Elberfelder Ztg." aus Herzogenbusch: In der Gemeinde D. an der Maas hatte eine Kuh den Milzbrand. Der Landmann schlachtete das Vieh und verkaufte das Fleisch zu 15 Cent (30 Pf.) das niederländische Pfund (gleich 2 Zollpfund). Ungeachtet die Leute von der Sache wußten, wurde dieses Fleisch doch gegessen, mit dem unglücklichen Erfolg, daß Alle, die davon genossen, von der Krankheit befallen wurden und viele bereits auf eine bejammerungswürdige Weise Theile von ihrem Körper verloren haben. Die Sache wird gerichtlich untersucht.

Ein Wunder. In Cincinnati war ein armer Teufel der Trigamie angeklagt. Bei der Untersuchung jedoch stellte es sich heraus, daß die ganze Beschuldigung blos ein Komplott der drei Klägerinnen gegen den Dreifachgeliebten war. Das Mirakulöse der Geschichte besteht darin, daß drei Evastöchter, einen und denselben Gegenstand liebend, so lange einig zu handeln vermochten.

Ein Liebhaber darf seinen fünf Sinnen nicht zu unbedingt trauen: Ein solcher machte seiner Schönen einst zum Vorwurf, sie habe sich von einem Nebenbuhler die Hand küssen lassen, — was sie entrüstet in Abrede stellte. „Aber ich habe es ja gesehen," versicherte er. „So, jetzt bin ich gerade überzeugt," hielt sie ihm entgegen, „daß Du mich nicht liebst, da Du Deinen Augen mehr als meinen Worten glaubst."

Der beste Stand.

Was ist der beste Stand auf Erden,
Ganz ohne Sorg' und ohne Leid?
Ich glaub' für mich, daß die Gelehrten
Hierüber immer noch im Streit.

Der Eine sucht beim schlichten Manne
Am Pflug den allerbesten Stand,
Ein And'rer sieht beim Musensohne
Dies lockende Schlaraffenland.

Im Gelde seh'n es viele heuer,
Und jüngst ließ gar ein Dichterlein
Gambrinus Sohn, den edlen Bräuer,
Den einzig Auserwählten seyn.

All' seh' ich sie im Trüben fischen,
Sie fischen Unzufriedenheit,
Sie selbst den Trank mit Wermuth mischen
In ihrer Ungenügsamkeit.

Sey nur mit deinem Stand zufrieden,
Dann ist der beste Stand dein Gast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Zweisylbige Charade.

Die Erste, die feststeht seit uralten Zeiten,
An der manch Jahrtausend vorüber schon zog;
War Zeuge oft, wenn der Gebieter der Zweiten
Auf feurigem Streitroß zum Kampfgewühl flog!
Ja, sie mußte selbst oft zum Kampfplatze dienen,
Galt es zu erorbern das eherne Schloß,
Mußt' schlürfen, wenn streitende Schaaren erschienen,
Das Blut, das die muthvolle Zweite vergoß.
Nicht schwer wird Dir's fallen, das Ganze zu deuten,
Es lebt in der Ersten geräumigem Schoos,
Umgeben von Reichthum — und doch wird ihm neiden
Wohl niemand sein wahrhaft unglückliches Loos —
Denn wer ist empfänglich für Frohsinn und Wonne,
Wenn stets er entzogen dem Lichte der Sonne?

Auflösung der Charade in № 98:
Brieftasche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Sonntag, 15. August 1858.

Die Rheinfahrt.

Der blinde Pfeifer mit seinem Kind,
Er zog von Land zu Lande,
Das Töchterlein führt ihn treu und gut;
Sie kamen zum Rheinesstrande.

„Herr Schiffer, bindet den Nachen los,“
Begann sie schmeichelnd zu reden;
„Wir haben weder Geld noch Gut,
Doch wollen wir für Euch beten.“

Der Fährmann sprach: „Um's liebe Geld
Fahr' ich die Leute seit Jahren;
Doch weil Du bist so frommer Art,
Will ich umsonst Euch fahren.“

Wohl in das Schifflein stiegen die drei
Und ruderten durch die Wellen.
Das Mägdlein schaute freundlich zu
Dem schmucken Schiffesgesellen.

Da nahm der Alte die Flöt' herfür,
Ein Lied begann er zu blasen,
Das klang wie Schmerz aus alter Zeit,
Wie Scheiden und Verlassen.

Er blies und aus dem blinden Aug'
Die Thränen ihm flossen nieder;
Das Mägdlein horchte stumm und bleich —
Sie kannte die alten Lieder.

„Mein Töchterlein, das Lied ist aus,
Und sind wir noch nicht drüben?
Doch fährt er um einen Gotteslohn,
Es muß uns Alles belieben.“

„„Das macht, ich horchte auf Euer Lied,
Da hab' ich das Rudern vergessen;
Das macht Euer schönes Töchterlein,
Dem ich genüber gesessen.““

Sie fuhren an's Land, — der Alte sprach:
„Daß Gott Dich, Knabe, behüte;
Du that'st vor ihm ein gutes Werk, —
Gern lohnt' ich Dir die Güte.“

Der Fährmann rief: „Nicht Geld noch Gut
Will, Vater, ich von Euch nehmen;
Gebt mir euer schönes Töchterlein,
Sonst muß ich mich ewig grämen!

„Legt aus der Hand den Wanderstab
Und wohn't in meiner Hütte!“ —
Der Alte sprach: „Weißt Du es wohl?
Du thust eine große Bitte.

„Und böt'st Du Alles Gold im Rhein,
Du kauftest sie ohne Reue;
Viel heller strahlt, als Edelstein,
Mein Kind in seiner Treue.

„Was sagt mein süßes Herzenskind? —
Wohl deut' ich mir Dein Schweigen: —
Gott segnet mich im Alter noch,
Ich blas' euch den Hochzeitsreigen.“

Der blinde Spielmann blies ein Lied,
Das klang nach allen Winden,
Wie Abendsegen und Nachtgebet,
Wie Gruß und Wiederfinden.

X.

Der Khris *)

Indische Skizze von Fr. Gerstäcker.

Am Kali Besaar **) in Batavia, dem großen Handels-Viertel des Ostens, wo die ostindische Maatschappy ihre gewaltigen Niederlagen und der batavische Kaufmann sein Comptoir und Waarenlager, aus dem er Abends zurück in die gesundere Lage seiner Gärten und luftigen Veranda's flüchtet, war heute ein regeres Gedränge als gewöhnlich. Die Menschenströmung, die sonst mehr an beiden Ufern des kleinen Flusses ziemlich gleich vertheilt auf- und abwogte, schien gerade auch mehr dem Mittelpunkt der Hauptstraße zuzupressen, wo sich unter den dort errichteten Schuppen und zwischen den aufgefahrenen Cabriolets und Cabs der Kaufleute, eine Masse chinesischer und javanischer Fruchtverkäufer angesammelt hatte und ihre duftigen saftigen Waaren, vor den glühenden Sonnenstrahlen durch das hölzerne Dach geschützt, feil hielt.

Es war eine Auktion in einem der großen, düsteren Gebäude und zwar nicht von importirten europäischen Waaren, oder veralteten Gütern, oder von inländischen Produkten, wie sie die Maatschappy oft hält, — oder gar von spanischen Dollarn, wie sie vor noch gar nicht langer Zeit hier ebenfalls stattgefunden, sondern nur von Naturalien, Waffen, Vogelbälgen, Geräthschaften, Anzügen, Instrumenten &c. &c. der benachbarten Inseln, die den Nachlaß eines verstorbenen deutschen Naturforschers bildeten und jetzt hier, da kein Testament über die Sammlung selber disponirte, öffentlich versteigert werden sollten. Alles das, woran ein tüchtiger, wackerer, muthiger Mann seine ganze Lebensweisheit gesetzt, es zusammenzubringen und der Nachwelt aufzubewahren, sollte hier, wie das eine Menschenherz zu schlagen aufgehört, in wenig Stunden wieder in alle Winde zerstreut und verworfen werden und lachend und erzählend, zankend und schreiend, drängten sich indeß die Fremden aus und ein, besahen die Schätze, die ihren Augen preis gegeben waren und die nur Wenige von ihnen zu würdigen wußten und packten das Gekaufte gleichzeitig in ihre Cabriolets, es Abends mit nach Haus zu nehmen.

Hier standen ein Paar Holländer zusammen, die einen Bogen spannten und einen der Pfeile in die Luft hinaufschnellten, zu sehen, wie weit er tragen würde, dort arbeitete sich ein Anderer, mit einem ausgestopften Affen unter dem Arm, aus dem Gedränge, und wurde von seinen Bekannten jubelnd empfangen. Inländische Diener schleppten Lasten von fremdartigen Geräthschaften und Schilden und Speeren heran, Andere trugen Schädel von Tigern und Krokodillen und an einen Bambusstab geschlungen, den sie auf den Schultern trugen, keuchten zwei Javanen mit einem Elephantenschädel herbei, ihn zur Zierrath in das Landhaus des in Weltevreden oder Kramat wohnenden glücklichen Käufers hinaufzuschaffen.

Zwei Weiße, der Kapitän eines vor einiger Zeit eingelaufenen holländischen Kauffahrers und ein amerikanischer Kaufmann, der sich schon seit längeren Jahren in Batavia niedergelassen, waren ebenfalls durch das rege Leben und Treiben angelockt worden, das Haus zu betreten und die ausgestellten Sachen in Augenschein zu nehmen; aber es kostete Mühe, bis sie sich durch das Gedränge von Chinesen, Javanen und Europäern, die in allen Sprachen der Welt hier durch einander schrieen, Platz machten, um den weiten luftigen Raum zu erreichen, in dem die Waaren, theils an den Wänden hängend, theils auf den Seitentischen ausgelegt, wirr und unordentlich, wie man sie eben aus den Kisten gepackt, aufgeschichtet und zerstreut lagen. Auf den Tischen herum springende Chinesen schienen dabei das Ganze zu überwachen, auf die Gebote zu horchen, das Erstandene auszuliefern und das Geld dafür in Empfang zu nehmen, wobei sie noch außerdem auf die Finger ihrer Landsleute zu passen hatten, die in dieser Hinsicht in eben keinem besondern Rufe stehen.

Die Auktion selber fand, von einem Liplap *) geführt, in holländischer und malayischer Sprache zugleich statt und ganze Bündel seltener Speere und Pfeile, Bogen, Schilde, Schmuck von Muscheln und Zähnen, geflochtene Geräthschaften, geschnittene Gefäße und künstlich und sauber verfertigte Zierrathen, wie Kasten mit ausgestopften Vogelbälgen und Thieren, mit Schmetterlingen und Käfern, Sammlungen von Früchten, Conchilien und Mineralien, wurden um einen Spottpreis, oft gleich nach dem ersten flüchtigen Gebot, den Käufern zugeschlagen.

Die beiden Männer hatten sich endlich mit nicht geringer Mühe dorthin Bahn gemacht, wo eine Anzahl sehr schöner Waffen, besonders Khrise,

*) Ein ganz eigenthümlich geformter javanischer Dolch.

**) Ein kleines Bergwasser, das eingedämmt durch Batavia fließt und von den Eingeborenen Kali Besaar, der große Strom, genannt wird.

*) Mischling der europäischen mit der ostindischen Race.

auf einem kleinen Seitentische lagen und eben dem Wunsch eines Franzosen nach, zum Kaufe ausgeboten wurden. Manche davon waren sehr künstlich, ja sehr kostbar gearbeitet und mit Gold und Steinen eingelegt, wie mit herrlichen damaszirten Klingen; andere wieder einfach und derb gearbeitet, mit glatter hölzerner Scheide und nicht selten mit dem Haarbüschel der erlegten Feinde geziert, wie es auf Borneo die Sitte der Krieger ist. Der Franzose erstand eine ziemliche Anzahl derselben um einen ziemlich hohen Preis, während ein dicht neben ihm stehender Javane die einzelnen Waffen, jede besonders, aus der Scheide zog und aufmerksam betrachtete, ohne jedoch darauf mit zu bieten.

Der holländische Kapitän hatte indessen dem ganzen Handel ziemlich gleichgiltig zugeschaut, bis der Franzose seine Einkäufe gemacht und den Platz mit den erstandenen Waffen geräumt hatte. Auch der Javane schien genug von dem ganzen Treiben gesehen zu haben, zog seinen Sarong fester um sich und verließ das Zimmer, als der chinesische Aufseher unter den übrigen Sachen noch einen zurückgebliebenen Khris entdeckte und ihn auf den Tisch des Verkäufers legte.

„Ach wahrhaftig, da ist noch einer!" rief dieser, „nun, meine Herren, wer bietet darauf, denn unser Khriskäufer ist fort, — noch ein werthvolles Stück, mit prächtigen Granaten besetzt und fein damaszirter Klinge; dreißig Gulden zum Ersten, dreißig Gulden zum Ersten, sag ich, die Waffe ist hundert werth."

„Ein und dreißig Gulden," bot der holländische Kapitän.

„Ein und dreißig Gulden, guter Gott, ein Spottpreis," sagte der Auktionator, — „ein und dreißig Gulden zum Ersten."

„Vierzig" bot ein danebenstehender Engländer. „Fünf und vierzig!" der Kapitän wieder und erstand zuletzt die wirklich schöne und geschmackvoll, wenn auch einfach gearbeitete Waffe, bis zu sieben und achtzig Gulden hinaufgetrieben. Augenscheinlich lag ihm aber sehr wenig daran und sie in seine Tasche schiebend, sah er dem Verkauf der übrigen Sachen noch eine kurze Weile zu, ergriff dann den Arm des Amerikaners wieder und verließ den durch die zahlreiche Menschenmenge doch schwül und dumpfig gewordenen Raum, die freie Luft zu erreichen.

„Man sollte doch wahrhaftig schon aus Grundsatz nie eine Auktion betreten," sagte er hier, als er die Waffe wieder vorzog und betrachtete, „wenn man nicht irgend etwas Bestimmtes kaufen will und wirklich braucht. So fest ich mir vorgenommen hatte, mein gutes Geld nicht muthwillig an irgend einen nutzlosen Gegenstand zu verschleudern, hab' ich mich doch hier wieder mit dem Ding da anführen lassen und bin um ein Stück Eisen reicher und um sieben und achtzig Gulden ärmer geworden, als ich vorher war."

Der Amerikaner hatte den Khris indessen aus der Scheide gezogen und prüfend betrachtet und sagte lachend:

„Lieber Freund, das geht uns oft so auf der Welt und wir vor allen Anderen können uns gratuliren, daß die Menschen im Allgemeinen eben nicht das nur kaufen, was sie gerade nothwendig brauchen, denn unser ganzer Handelsstand beruht darauf, daß sie das eben nicht thun. Der Mensch bedarf zu seinem Leben wirklich nöthig entsetzlich wenig und wollte er sich darauf beschränken, wie sollte es dann mit Handel und Wandel, um Schifffahrt und Verkehr aussehen. Der Luxus gerade, für den wir zivilisirte Menschen gar keine Grenzen mehr haben, weil er mit unserem einfachsten Leben schon so fest verwachsen ist, hält die Sache in Gang und bleibt eben nur so lange wirklich Luxus, als wir auch ihn nicht „nothwendig brauchen," wo er dann zum Bedürfniß und zu dem wird, was wir eben zum Leben haben müssen."

„Nun aber der Khris hier ist doch wirklich Luxus," lachte der Kapitän.

„Für Sie in diesem Augenblick, ja, aber wie lange vielleicht und Sie brauchen ihn nicht allein nothwendig, sondern müssen sogar noch eine Menge anderer ähnlicher Sachen dazu haben, ein „Naturalien-Kabinet" zu vervollständigen. Mit einer Sache muß der Mensch anfangen und das Eine zieht eben das Andere nach. Seh'n Sie z. B. den Javanen an; mit einer Handvoll Reis hält er seine Mahlzeit; eine Bambushütte, die ihn eben nothdürftig gegen Thau und Regen schützt, genügt ihm zur Wohnung, ein Stück Baumwollenzeug und ein Strohhut zur Kleidung und was für einen Gefallen glauben Sie wohl, daß Sie einem solchen Menschen mit einer europäischen Zimmerverzierung erweisen würden? Gehen Sie aber zu einem der unter holländischem Einfluß stehenden Häuptlinge und Sie werden Astrallampen und Zimmerverzierungen, Teppiche, Kronleuchter, Wandgemälde ꝛc. ꝛc. im wahren Ueberfluß als nothwendiges Bedürfniß finden. Die Khrise spielen übrigens in dem Leben der Javanen eine bedeutende Rolle und einzelne von ihnen erben vom Vater zum Sohn und Enkel herab und dürfen nimmer verkauft werden. Viele davon sind jedoch

in den letzten Kriegen in den Besitz der Weißen gekommen und öfters ist es vorgekommen, daß javanische Häuptlinge, die ihre Stammwaffe in fremden Händen fanden, bedeutende Summen gegeben haben, sie wieder zu erlangen."

„Ich wollte, ein solcher javanischer Häuptling hätte Lust zu diesem Khris," lachte der Kapitän, die Waffe aus der Scheide ziehend und in der Sonne blitzen lassend, „mit einigen Prozenten Gewinn könnte er ungemein leicht wieder Eigenthümer derselben werden."

„Dort steht gleich Einer," sagte der Yankee, „und wenn ich nicht irre, sogar derselbe, der da drüben im Verkaufslokal die Waffen so genau betrachtete. Der kann uns wenigstens sagen, was das Messer wirklich werth ist und wir erfahren dann gleich, ob Sie einen guten Kauf gemacht haben. Heh, Freund, komm einmal hierher und sage, wie Dir der Khris da gefällt."

Der also Angeredete, der unfern von ihnen mit unterschlagenen Armen an einem Pfeiler lehnte, war ein schlanker, stattlicher Bursche von ungefähr zwanzig Jahren und die dunklere Hautfarbe, wie die edel geschnittenen Züge und die blitzenden Augen verriethen allerdings den Javanen, der sich von den Sund'anern (wie die Bewohner der östlichen Insel genannt werden) wesentlich unterscheidet. So knechtig diese aber den Holländern, ihren jetzigen Herren gegenüber sind, so wenig nahm der Bursche hier Notiz von der Anrede, die er jedenfalls gehört haben mußte und mit eben nicht ganz freundlichem Blick die Gestalten der beiden Männer nur flüchtig überfliegend, wandte er den Kopf halb zur Seite und schien keineswegs gesonnen, auch nur ein Glied zu rühren, der Aufforderung Folge zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Rochdale stand jüngst ein Reisender vor Gericht, weil er im Eisenbahnwagen eine Dame mit zärtlicher Zudringlichkeit belästigt, ihren Fuß berührt hatte ꝛc. Die Rede seines Vertheidigers war ein Muster von hochtrabender englischer Gerichtssprache, „eine Verurtheilung, schloß derselbe, wird meinen Clienten an den Rand des Grabes bringen, verdammen Sie ihn, so haben Sie sein Todesurtheil unterzeichnet." Das Gericht theilte indessen diese Ansicht nicht und verurtheilte denselben zu einer Buße von 5 Pfd. St.

Vor ungefähr einem Monat entdeckte der Geologe Meyrat aus St. Immer im Bumbachthal bei Schangnau in der Schweiz Spuren von Versteinerungen und stellte Nachgrabungen und Sprengungen an. Auf diese Weise wurde das versteinerte Gerippe eines Ichthyosaurus (Fischeidechse) zu Tage gefördert. Dasselbe hat eine Länge von 38 Fuß und ist, wie man sagt, bereits für das naturhistorische Museum in Basel bestimmt.

Man hat die Entdeckung gemacht, daß die Gewächse, welche mit blauem Glas gedeckt sind, viel schneller wachsen, als andere. In den vornehmen Gewächshäusern in Wien sieht man keine andern, als blaue Gläser zum Zudecken.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen das Keimen der Kartoffeln, und um sie lange gut zu erhalten.) Schüttet man die Kartoffeln auf gröblich gestoßene und gleichmäßig verbreitete Holzkohlen, so werden sie, wenn das Frühjahr kommt, keine Spur von Keimen zeigen und einen Geschmack, wie frisch aus der Erde gekommen, behalten.

Aus dem Denkbuche eines Landwirths.

Wie ein schlechter Reiter ein Roß verdirbt, so kann ein schlechter Ackersmann den besten Boden zu Grunde richten.

Ackerbau und Viehzucht sind Zwillingsgeschwister, von denen nur in seltenen Fällen eines ohne das andere bestehen kann.

Von einem Punkte zum andern ist die gerade Linie die kürzeste. Diesem Grundsatze nach wähle stets zu deinem Zwecke das einfachste Mittel, so hast du sicher auch das beste.

Besser heute das Ei, als morgen die Henne, deßhalb begnüge dich auch mit einem kleinen Gewinn.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 97:

Bergknappe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Dienstag, 17. August **1858.**

Der Khris

Indische Skizze von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Hallo, der ist unabhängig," lachte der Amerikaner vor sich hin, „und wir werden zu ihm gehen müssen, wenn wir etwas von ihm wissen wollen. — Heda, Freund!" setzte er dann in malayischer Sprache hinzu, die Waffe dabei aus des Kapitäns Hand nehmend und auf den Javanen zugehend, „kannst Du mir sagen, was das Messer hier einmal gekostet hat?"

Der Javane zog die Brauen finster zusammen, richtete sich dann stolz und trotzig empor und wollte sich eben, ohne ein Wort auf die Anfrage zu erwiedern, von den ihm jedenfalls verhaßten Weißen abwenden, als sein Auge auf den Khris fiel und er in demselben Moment auch wie unwillkürlich den Arm danach ausstreckte. Das Blut schoß ihm dabei in die Schläfe und er suchte fest und forschend den Blick des Fremden, als ob er dessen Absicht in seinem Antlitz lesen wollte. Aber es war auch wirklich nur ein Moment, der Arm glitt zurück in seine alte Stellung, ebenso der Körper, der sich wieder nachlässig gegen den Pfeiler drückte; nur den Blick konnte er nicht losreißen von der Waffe und der Amerikaner mußte seine Frage wiederholen, ehe er sie nur verstand.

„Weiß ich nicht," sagte er dann, finster den Kopf zur Seite werfend, „ist ein alter Khris, — wollt Ihr ihn verkaufen?"

„Junge, Junge," *) sagte der Yankee, der schon lange im ostindischen Archipel wohnte und die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen genau kannte, in holländischer Sprache zu dem Kapitän, „der Bursche da weiß mehr von dem Khris, als er uns jetzt verrathen mag und gibt sich umsonst die größte Mühe, gleichgiltig dabei zu bleiben. Außerdem ist das auch gar kein gewöhnlicher Eingeborener, wie ich im Anfang geglaubt; was für einen kostbaren Sarong er trägt und welch prachtvolles golddurchwirktes Kopftuch, — hm, hm, wenn der ihn haben will, soll er tüchtig dafür bezahlen."

Des Javanen Auge war indessen bei den ihm unverständlichen Worten forschend von dem Antlitz des einen Fremden zu dem anderen geflogen, ohne daß er jedoch seine Stellung auch nur um eines Haares Breite verändert hätte und als der Amerikaner schwieg, öffnete er die Lippen wieder, als ob er die letzte Frage wiederholen wolle, zwang aber das Wort zurück, das Anerbieten lieber von Jenen zu erwarten.

„Fordert nur nicht zu viel," lachte indeß der Kapitän; „wenn er wirklich Lust zum Kaufen hat, wollen wir ihn wenigstens nicht kopfscheu machen."

„Nur nicht ängstlich," entgegnete ihm der Fremde, „entweder liegt ihm daran, den Khris zu bekommen, dann ist kaum ein Preis zu hoch, den wir fordern können, oder es liegt ihm Nichts daran, was ich aber nach seinem ganzen Betragen kaum glaube, und dann wissen wir wenigstens, woran wir sind, — laßt mich nur machen;" und sich dann an den Javanen wendend, sagte er, indem er den Khris wieder aus der Scheide zog und die grau damaszirte Klinge in der Sonne blitzen ließ, „könntet Ihr uns nicht wenigstens sagen, was so ein Ding in Eurer Gegend kostet, wenn man 's machen ließ und von welcher Insel es überhaupt stammt, — von Java, oder vielleicht von Macassar oder Sumatra?"

*) Eine gewöhnliche unter den Holländern gebräuchliche gemüthliche Anrede zwischen vertrauten Bekannten.

Der Javane streckte langsam die Hand nach dem Khris aus, nahm die Waffe, betrachtete, ohne mehr als einen flüchtigen Blick auf den Griff zu wenden, die Damaszirung des Stahls mit prüfendem Auge und gab ihn dann ruhig zurück, — keine Muskel seines Gesichts verrieth mehr, daß er irgend einen Antheil an der Waffe nehme.

„Und was ist er werth?“ sagte der Kapitän ungeduldig.

„Mit fünfzig Gulden ist Geld und Arbeit daran bezahlt,“ brach jetzt der Eingeborene mit tiefer klangvoller Stimme das Schweigen.

„Fünfzig Gulden? Nun ja,“ fluchte der Kapitän wieder in seiner eigenen Sprache, „dann habe ich also wenigstens sieben und dreißig Gulden zum Fenster hinaus geworfen, — hol' der Teufel die Auktionen. Und den Braunen habt Ihr auch mit seiner Kauflust in falschem Verdacht gehabt.“

„Dann hat er den Khris im Anfang jedenfalls für einen anderen gehalten,“ sagte der Kaufmann, „aber das schadet nicht; es ist immer ein schönes, sauber gearbeitetes Stück, für das Euch ein Naturalien-Kabinet in der alten Welt leicht den vollen Preis wieder zahlt, solltet Ihr es doch einmal verkaufen wollen.“ Und sich ohne weiteren Gruß, oder fernere Notiz von dem Javanen zu nehmen, von diesem abwendend, faßte er den Arm des Kapitäns und wollte mit ihm an dem Kali Besaar hinauf und der Brücke zu gehen, die unter dem chinesischen Viertel nach dem andern Ufer hinüberführte, als der Eingeborene ruhig sagte:

„Wollt Ihr den Khris verkaufen?“

„Ja, wenn wir einen guten Preis dafür bekommen,“ erwiederte ihm der Kaufmann, sich halb nach ihm zurückwendend.

„Und was nennt Ihr einen guten Preis?“ frug der Eingeborene wieder.

„Fordert hundert Gulden,“ sagte der Kapitän, der etwas vom Malayischen verstand, es aber nicht selber so viel sprach, sich in einen Handel einzulassen.

„Nur langsam,“ entgegnete aber der vorsichtigere Kaufmann, „der Bursche fängt an wärmer zu werden; schon daß er nach dem Preis des Khrises fragte, wo er oben im Auktionszimmer die anderen wirklich schönen Waffen keines Gebots gewürdigt hatte, ist ein gutes Zeichen; wir wollen ihm da nicht vorgreifen und uns selber die Hände binden, — er mag sagen, was er geben will, nachher steht es uns frei, sein Gebot anzunehmen oder zu verweigern.“

„Und was nennt Ihr einen guten Preis?“ wiederholte der Javane, der entweder ungeduldig wurde, oder auch glauben mochte, die Weißen hätten seine Frage nicht verstanden.

„Sag' Du selber, was Du geben willst,“ erwiederte ihm jetzt der Amerikaner, indem er den Khris noch einmal aus der Scheide zog, flüchtig betrachtete, zurückstieß und nachlässig in die Tasche schob, „ich habe ihn erst gekauft und möchte mich nicht gern gleich wieder von ihm trennen.“

„Dort unten?“ frug der Javane, mit dem Arm nach dem Auktionshause deutend, „ich habe ihn dort nicht gefunden.“

„Also hat er ihn gesucht —,“ lachte der Yankee still vor sich hin, „das steigert den Preis, Kamerad; die Bemerkung war Dir nicht nützlich, — nun, was willst Du geben?“ setzte er dann auf Malayisch hinzu.

„Der Khris ist fünfzig Gulden werth,“ sagte der Javane gleichgiltig, „ich gebe fünfzig.“

„Und ich habe sieben und achtzig dafür gezahlt,“ rief der Kapitän rasch auf holländisch.

„Nur ruhig,“ beschwichtigte ihn der Kaufmann, „wir fangen eben erst an. — Fünfzig Gulden sind ein kleiner Preis, Freund, dafür könntest Du kaum die Scheide bekommen und Du wirst verschiedene Male fünfzig Gulden neben einander legen müssen, wenn Du die Waffe haben willst. Du mußt mehr bieten.“

Der Javane schien keine besondere Lust dazu zu haben und erst, als sich die Männer wieder zum Gehen wandten, sagte er langsam:

„Und was hast Du dafür bezahlt?“

„Das kann Dir gleichgiltig seyn,“ lautete die Antwort, „mehr übrigens, als Du zu glauben scheinst.“

„So geb' ich Dir fünf und siebenzig.“

„Auch das reicht noch nicht,“ erwiederte der Yankee, und der Javane zögerte augenscheinlich mehr zu bieten, ließ sich aber die Waffe noch einmal zeigen, betrachtete besonders die Damaszirung genau und prüfend und bot dann hundert. Der Kaufmann kannte übrigens seinen Vortheil und trieb den Eingeborenen, ohne sich darauf einzulassen, einen eigenen Preis zu nennen, endlich bis zu zwei- und dann zu dreihundert Gulden hinauf und als ihn der Kapitän jetzt selber bat, doch nur um Gotteswillen zuzuschlagen, da er ein weit besseres Geschäft damit gemacht habe, als er je erwartet, erklärte er vollkommen ruhig, „der Eingeborene müsse erst so viele tausend Gulden bieten, wie er jetzt Hunderte genannt und dann selbst würde er sich noch besinnen.“

„Aber das ist Wahnsinn," rief der Kapitän.

„Und doch nicht ganz," lachte der Amerikaner, „lehren Sie mich die Burschen kennen."

„Er wird zuletzt gar nichts weiter bieten," rief der Kapitän ungeduldig werdend, „und ich behalte den Khris."

„Wenn Sie das fürchten," sagte der Kaufmann, „so überlassen Sie mir die Waffe um den Preis und den weiteren Handel mit dem Manne."

„Von Herzen gern," rief der Seemann, „ich möchte überdies nicht gern mehr damit zu thun haben."

„Also die Sache ist abgemacht? ich zahle Ihnen dreihundert Gulden und der Khris ist mein?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

„Willst Du dreihundert Gulden für den Khris?" frug der Javane jetzt wider, der indessen ein ungeduldiger Zuhörer der in einer ihm fremden Sprache geführten Verhandlung gewesen war, „es ist viel Geld für das Messer."

„Und doch noch lange nicht genug, Freund," sagte der jetzige Eigenthümer der Waffe, „Du mußt höher, weit höher bieten, wenn Du es in Deinen Gürtel schieben willst — aber ich habe jetzt nicht länger Zeit und behalte auch am Ende lieber den Khris, als daß ich ihn um einen solchen Spottpreis verschleudere. Was liegt mir an den Paar hundert Gulden."

„So nenne Deinen Preis," rief der Javane, die Lippen fest zusammengebissen und einen finsteren Blick auf den Europäer schießend, „ich kenne die Familie, aus der die Waffe stammt und wenn es meine Kräfte nicht übersteigt, möchte ich sie ihr wieder bringen."

„Du gibst mir doch nicht, was ich dafür fordere," sagte der Kaufmann kopfschüttelnd.

„Fordere," rief der Javane, in kaum zu mäßigender Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

„Gut, — hast Du Lust dreitausend Gulden an den Stahl zu wenden?" frug jetzt der Amerikaner und der Kapitän wandte sich von ihm ab, denn er schämte sich selber der rasenden Forderung. Der Javane aber knirschte die Zähne zusammen und sagte finster:

„Dreitausend Gulden für das Messer? — Du träumst, Weißer, aber ich gebe Dir tausend und Du hast den zwanzigfachen Werth."

„Ah bah," lachte der Kaufmann, „ob ich die habe oder nicht, die machen mich nicht reich noch arm und ich sehe schon, Du hast keine Lust zum Handel, so tabee, —" und sich abdrehend von ihm, ergriff er wieder den Arm des Seemanns und schritt mit diesem langsam die Straße hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nachdem die Engländer ihren einheimischen Fuchs fast ganz ausgerottet, führen sie, um das Hetzvergnügen nicht einzubüßen, jährlich große Mengen fremder Füchse, meistens französischer, ein. Diese Ausländer sollen aber sich weniger zäh beweisen und darum der Jagd nicht den Reiz verleihen, wie das Alt-Englands eingeborene Füchse thaten. Es hat sich deßhalb ein Gutsbesitzer jetzt zur Probe acht lebendige Füchse aus Westfalen, sey es, daß ihm diese besonders gerühmt wurden oder angelsächsiger Stammverwandtschaft wegen, verschrieben. Am 12. Juli wurden sie in einem dazu eingerichteten Kasten zu Camen auf die Eisenbahn gebracht, um über Köln die Reise nach Britannien zu machen. Wenn die Probe gut ausfällt, sollen bedeutende Aufträge folgen.

Ueber die Gastfreundschaft der Breslauer schreibt ein französischer Reisender: „Die Gastfreundschaft in Breslau ist nicht weit her; man ladet daselbst nur der Form halber ein. Kommt man zu einer Familie, so thut es der Hausfrau leid, soeben Kaffee getrunken zu haben und sie sagt in einem recht traurigen Tone: „Sie hätten gewiß ein Täßchen mit uns getrunken." So kam ich bei meiner letzten Anwesenheit in Breslau zu einem alten Herrn, der mich ungefähr so anredete: „Ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen, ich würde Ihnen zwar etwas vorsetzen, doch ist es nicht Zeit, Thee oder Kaffee zu trinken; das Bier ist schlecht, aber ich weiß, daß Sie gern eine gute Cigarre rauchen und sie auch stets bei sich führen; rauchen wir also eine; wenn sie mir schmeckt, werde ich mir noch eine ausbitten."

Ueber die **Kometen** des Jahres 1858 hat Babinet, Mitglied des Instituts, dem „Journal des Debats" folgende Note eingesandt: „Dieses Jahr hat uns bereits 5 Kometen verschafft, von denen 2 periodisch sind. Keiner von ihnen ist der Komet von 1556, Komet Karls V. genannt, über dessen Rückkehr die gelehrte Welt die sich entgegenstehenden Ansichten von Hind und Hork

theilt. Was den Kometen № 5 betrifft, der am 2. Juni c. von Donati in Florenz entdeckt worden ist, so hat derselbe nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Kometen von 1556, 1264 und 975, die man unter sich für identisch hält. Der jetzige Komet bewegt sich sehr langsam und wird am 5. oder 6. Sept. in der Mitte seiner Erscheinung seyn. Er bewegt sich westlich, während der Komet Karls V. östlich zog, was nicht mehr erlaubt, sie mit einander zu vermengen, als man die Post von Brest für die von Straßburg nehmen kann. Dann findet sich weiter ein Unterschied von 100° in der Stellung des Periheliums und die Inklination ist 72½° anstatt 30°.

Bücke dich! Franklin bekam in seiner Jugend von dem Dr. Mathau zu Boston den Rath, sich zu bücken, indem er zu ihm sagte: „Er ist jung und hat die Welt vor sich. Bück er sich auf dem Wege hindurch und er wird sich manchen harten Puff ersparen.“ Diese Lehre nahm Franklin zu Herzen und gesteht am Ende seines Lebens, daß sie ihm ungemein nützlich gewesen sey; denn wie viele Menschen werden dadurch unglücklich, daß sie die Nase zu hoch tragen!

Australische Auktion. In einer solchen kam neulich ein Paket kleiner Taschenspiegel, deren einer bei uns etwa 9 bis 12 kr. kostet, zur Versteigerung. Ein Goldgräber bot auf einen, ein anderer überbot ihn. Der erste wollte das Spiegelchen durchaus haben, der zweite auch und so trieben sie einander im Preise hinauf, bis er endlich dem ersten für 70 Thlr. zugeschlagen wurde.

Wenn das Korn steigt, so lachen die Spekulanten, wenn es fällt, die Consumenten; am 3. August ist aber in Mannheim die Frucht erst gestiegen und dann gefallen, ohne daß Eigner und Publikum davon profitirten. Am Neckar ist der Inhalt eines Fruchtbodens theilweise lebendig geworden und war Luft und Erde mit Milliarden der geflügelten Feinde des „Langaufspeicherungs-Systems“ angefüllt.

Eine Dame, die eben in einen Garten trat, bemerkte, daß die Blumen sich traurig niedergelegt hatten. „Ach Gott, sagte sie, hat der Reif diesen armen Blumen geschadet?“ — „Der Reif nicht, antwortete der Besitzer, aber der Reifrock.“ — Die Dame hielt verdutzt ihren Umfang zusammen und verließ den Garten baldigst wieder.

Der Erfinder der Krinoline, ein Herr Frisch, der vor wenigen Jahren ein unbemittelter Mann war, hat sich mit seiner Erfindung in der kurzen Zeit ein ungeheures Vermögen erworben und in der Stadt Beaugency einen herrlichen Garten gekauft, wo er sich jetzt einen prachtvollen Wohnsitz bauen läßt.

Landwirthschaftliches.

Gesalzene Kartoffelblätter als Nahrung für die Kühe. Bei dem in diesem Jahre leider wieder bevorstehenden allgemeinen Futtermangel mag es für Landwirthe nicht uninteressant seyn, sie auf eine in vielen Gegenden Oestreichs schon seit Jahren übliche Verwendung der Kartoffelblätter als Viehfutter aufmerksam zu machen.

Dort salzen die Landleute das Kartoffelkraut ein und erhalten dadurch ein treffliches Futter, von dem ein Theil eben so viel nähren soll, als zwei Theile gutes Heu. — Durch das Einsalzen und die dadurch stattfindende Gährung verliert sich der unangenehme Geschmack der Kartoffelblätter und sie nehmen einen den sauren Gurken ähnlichen Geschmack an. Dieses Einsalzen geschieht wie beim Sauerkraut; die dicken Stengel werden zerstoßen und die Blätter vor dem Einsalzen verkleinert.

Fünfsylbige Charade.

Die ersten Zwei sind reizend, voll Entzücken,
Sie wissen uns die Sinne zu verrücken,
Ihr Blick allein begeistert selbst den Thoren,
Sie sind zur Lust, zur Wonne uns geboren.
Die andern Drei sieht man in großen Schaaren,
Als Musketiere oft und als Husaren,
Als Chevaulegers, Kosaken, schwere Reiter,
Auch als Chasseurs, Uhlanen und so weiter.
Ja Mutter Eva hat es schon entwunden
Dem Vater Adam in verliebten Stunden;
Kein Wunder, wenn die Töchterlein jetzt streben,
Auch sich zum Ganzen schmeichelnd zu erheben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Freitag, 20. August 1858.

Der Khris.

Indische Skizze von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Und Sie wollen die tausend Gulden nicht nehmen?“ frug ihn der Kapitän, jetzt wirklich zum Aeußersten erstaunt, „Wetter noch einmal, in fünf Minuten siebenhundert Gulden zu verdienen —“

„Nicht wahr, das ist nicht schlecht?“ lachte der Amerikaner, „wenn man seine Zeit nur ein Paar Jahre auf ähnliche Weise verwerthen könnte, ließ sich schon ein ganz hübsches Vermögen zusammen scharren. Aber, Scherz bei Seite, Freund, der Zufall hat uns hier einen glücklichen Streich gespielt und der Javane muß den Khris kaufen, wir mögen fordern, was wir wollen.“

„Muß ihn kaufen?“ frug der Kapitän erstaunt, „wer soll ihn zwingen?“

„Seine eigene Sitte,“ rief der Yankee; „schon aus früherer Zeit weiß ich ähnliche Beispiele und es gibt ein altes Gesetz unter diesen Stämmen, daß sie nie den Khris ihrer Vorfahren, den sie an eigenthümlichen, nur ihnen deutlichen Zeichen in der Damaszirung kennen, wenn sie ihn verlieren und in fremden Händen wiederfinden, um jeden Preis an sich bringen müssen. Ich war selber dabei, wie ein Javane einst für eine solche Klinge mit vollkommen werthlosem Heft zweitausend Gulden bezahlte und viertausend gegeben haben würde, wenn er sie nicht anders bekommen hätte. Dasselbe ist hier der Fall und umsonst bot der Bursche wahrhaftig nicht tausend Gulden für den Stahl. Nein, um hundert, wenn er sich klug dabei anstellte, hätte er den Khris vielleicht erkaufen können, denn was will man weiter damit thun, als ihn an die Wand hängen, aber um tausend Gulden kauft er ihn jetzt nicht, so viel ist sicher und an mir soll's nicht liegen, wenn ich ihn jetzt nicht so weit hinaufschraube, als das Gewinde reicht.“

„Daß er an Ihnen nur nicht abfällt,“ sagte kopfschüttelnd der Kapitän, „und überdies thut mir der arme Teufel leid. Wenn der Khris nun einmal in seine Familie gehört und sein Herz so daran hängt, weßhalb ihm den Wiedergewinn so entsetzlich und eigentlich auch ungerecht erschweren.“

„Oh, hol' die braunen Hallunken der Teufel,“ fluchte der Amerikaner, „ich kann schon die Farbe nicht leiden und das Gesindel trägt dabei noch die Nase überhoch. Wo sie uns betrügen können, thun sie es auch und wenn wir aus ihnen den größtmöglichen Nutzen herauspressen, üben wir nicht mehr als unser Recht der Selbstvertheidigung. Außerdem füttert und erhält die holländische Regierung nicht allein diese Faullenzer, sondern zahlt ihnen auch noch rasende Gehalte, die sie doch in Schmuck, nutzlosen Juwelen und Harems verschwenden; es ist nicht mehr als Christenpflicht, ihnen einen kleinen Theil derselben wieder abzunehmen.“

„Wenn er Sie aber jetzt mit dem Gebote gehen läßt?“ sagte der Kapitän.

„Da hinten kommt er schon,“ lachte der Amerikaner still vor sich hin, „dessen sind wir sicher und bis der Khris nicht in seinen Händen ist, verläßt der meine Spur nicht wieder.“

Als sie die Biegung über die Brücke machten und links wieder nach den Waarenhäusern Kali Besaar eingebogen, konnten sie auch wirklich, ohne den Kopf besonders nach ihm umzudrehen, den Javanen erkennen, der bis dahin regungslos geblieben war, als ob er die Rückkehr der Männer erwarten wolle, da sie aber nicht kamen, jetzt selber zu fürchten schien, daß sie ihm entgehen könnten.

Der Amerikaner hatte auch in der That ganz recht vermuthet; der Khris, den der Kapitän so

zufällig in der Auktion erstanden, gehörte wirklich der Familie jenes Javanen; die geheimnißvollen Zeichen der Damaszirung ließen diesen nicht einen Augenblick darüber in Zweifel und er mußte ihn wieder haben. Aber wie? Hatten die gierigen, ehrgeizigen Weißen ihn nicht Alles dessen beraubt, was er sein eigen nannte? War er nicht ein halber Bettler und Flüchtling fast auf demselben Boden, den er früher als Fürst beherrscht und wußte er sich nicht dabei noch mißtrauisch überwacht, weil die Regierung recht gut sowohl den Einfluß, den er früher ausgeübt, wie auch den starren Sinn kannte, der sich der fremden Herrschaft nicht gutwillig und geduldig beugen wollte? Sein Pferd, ein wackerer Mackassar-Hengst und eine Handvoll Juwelen, die ihm sein Vater hinterlassen, war Alles, was er noch sein nannte; aber selbst das, wenn er es jetzt rasch verkaufen mußte, brachte ihm kaum die ganze, von dem gierigen Weißen geforderte Summe und was blieb ihm übrig? — In finsterem Brüten folgte er den beiden Männern, die, ohne anscheinend weiter auf ihn Acht zu geben, vor einem der Geschäftslokale stehen geblieben waren und dem Herankommenden den Rücken zukehrten. Der Amerikaner hatte dem holländischen Kapitän eben die verabredeten dreihundert Gulden für die Waffe, für die er so viele Tausende zu gewinnen glaubte, ausgeliefert und besah jetzt gerade wieder lächelnd den unscheinbaren Stahl, als der Javane zu ihm herantrat, die Hand auf seine Schulter legte und leise sagte:

„Ich gebe Dir zweitausend Gulden für die Waffe und einen besseren Khris als diesen hier. Laß ihn mir. Ich habe mein Herz einmal darauf gesetzt und möchte ihn mein nennen, wenn es auch thöricht ist."

„Du bist ein wackerer Bieter," lachte der Amerikaner, „aber mein Herz hängt sonderbarer Weise auch daran und wir müssen nur sehen, welches schwerer ist, Deines oder meines. Um zweitausend Gulden geb' ich ihn nicht her."

Der Javane biß seine Unterlippe, daß der Eindruck der scharfen Zähne darin zurückblieb; er fühlte, daß der Fremde die Beweggründe kannte, die ihn trieben, wußte, daß er entschlossen sey, seinen Vortheil zu wahren und zögerte dennoch mit dem Gebot, das ihn zum Bettler machen mußte. Aber es blieb ihm keine andere Wahl; der heilige Khris war eines Fremden Eigenthum und die Geister der Verstorbenen hätten den Frevel gerächt, wenn er die Waffe in jenes Händen ließ.

„Gut," sagte er endlich, während ein schwerer Seufzer sich seiner Brust entrang, „sey hier an dieser Stelle eine Stunde vor Sonnenuntergang, ich bringe Dir das Geld," und seinen Sarong fester um sich herziehend und ohne sich weiter nach den Männern umzusehen, schritt er die Straße rasch zurück.

Um die Lippen des Amerikaners zuckte ein triumphirendes Lächeln, der holländische Kapitän aber theilte seine Gefühle nicht und sagte ernst:

„Sie sind zu weit gegangen, Goodwin; dem armen Teufel wird es blutsauer werden, das Geld aufzubringen und hätt' ich das vorher gewußt, würd' ich es nicht geduldet haben."

„Das kann ich mir denken," lachte der Kaufmann, „es thut Ihnen jetzt leid, daß Sie mir nicht geglaubt und fürchteten, er liefe mit dem Dreihundert-Gulden-Gebot davon. Hatt' ich Ihnen nicht vorhergesagt, daß er so viele Tausende dafür geben würde?"

„Er bezahlt das Messer theuer genug damit," sagte der Holländer.

„Und bekommt es noch nicht einmal dafür," rief der Amerikaner lachend.

„Bekommt es nicht dafür?"

„Nein; er muß und wird mehr geben; hol's der Teufel, ich habe den Burschen jetzt einmal in den Händen und will ihn pressen, so lange noch ein Gulden aus ihm herauszubringen ist. Solche Gelegenheit kommt mir sobald nicht wieder und wer sie nicht benützt, wäre ein Thor."

„Lieber Goodwin," sagte der Holländer ernst, „ich verdiene auch gern Geld und brauche es vielleicht so nöthig, wie jeder Andere, aber — auf solche Weise —!"

„Bah," rief der Amerikaner, sich von dem Holländer abwendend, „Sie haben mehr als 200 pCt. für den Khris genommen, ich gehe in die Tausende; der einzige Unterschied liegt in der Summe und moralische Bedenklichkeiten wären Unsinn. Aber das ist Nebensache und abgemacht; wann gehen Sie an Bord, daß ich Ihnen noch das Nöthige besorgen kann?"

„Heute Abend vor Sonnenuntergang," erwiederte der Holländer, „soeben habe ich die Nachricht bekommen, daß die letzte Praue draußen löscht und das Wasser an Bord gekommen ist, meine Papiere sind sämmtlich in Ordnung, also hindert mich Nichts, mit dem Landwind Morgen früh unter Segel zu gehen."

„Apropos, Sie wollten mir ja noch eins von den Schachspielen verkaufen, die Sie von China mitgebracht haben," sagte der Amerikaner.

„Es steht ihnen gern zu Diensten, aber ich habe keins an Land."

„Gut, dann begleite ich Sie heute Abend an Bord und hole es selber; und nun auf Wiedersehen, denn ich habe noch Manches zu besorgen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der berühmte Ingenieur Bonelli befindet sich augenblicklich in Paris und erregt in wissenschaftlichen und industriellen Kreisen Erstaunen mit seinem Autographie-Telegraphen, den er erfunden hat. Eine beliebige Hand- oder Druckschrift wird durch diesen Apparat mit einer Leichtigkeit, Schnelligkeit und Treue wiedergegeben, die gerechte Bewunderung erntet. Das Verfahren ist einfach und beruht auf der Erfahrung, daß die Elektrizität auf gewisse metallische Substanzen färbend wirkt. Man schreibe nur auf gewöhnliches sogenanntes vergoldetes Papier mit Tinte seine Mittheilung, diese wird unter den Apparat gelegt und unter einen Stahlkamm mittelst einer Walze gebracht. Der Stahlkamm wird von dem metallischen Papier angezogen und abgestoßen, aber von der beschriebenen somit isolirten Stelle nicht berührt. Das elektrische Fluidum wird in einen zweiten die Station vorstellenden Apparat wieder bis zu einem Stahlkamme geleitet und zersetzt das eigens präparirte Papier, das eine gelbe Farbe hat, nach Maßgabe, als es vom Stahlkamme des ersten Apparates zugesandt wird, d. h. an allen entsprechenden Stellen des Papierstreifens, auf denen sich keine isolirende Tinte, nichts Geschriebenes befindet. Die zersetzten Stellen bekommen eine schöne blaue Farbe und die beschriebenen Stellen auf dem Originale erscheinen deutlich lesbar in gelber Schrift, d. h. in der ursprünglichen, nicht veränderten Farbe des chemisch zubereiteten Papieres. Hr. Bonelli ist zu diesem merkwürdigen Resultate nach langen Versuchen gekommen und sicherte sich den Erfolg derselben erst durch eine eigenthümliche Zusammenstellung seiner Voltaischen Batterie. Wir überlassen es dem Leser, sich die Folgen dieser wunderbaren Entdeckung auszumalen. Hrn. Bonelli's Apparat hat nichts von atmosphärischen Einflüssen zu fürchten und der erste Versuch im Großen soll zwischen Turin und dem Landaufenthalte des Königs Viktor Emanuel angestellt werden.

Amerikanischer Riesengasthof. Das hervorsprechendste öffentliche Gebäude in New-Orleans ist das St. Charles Hotel. Es enthält nicht selten von 700 bis 750 Gästen und seine großartige Eingangshalle, worin „Herren" rauchen, lesen, „Tabak kauen" u. dgl. m., bietet ein Schauspiel regen Treibens, wie man es nur an der Pariser Börse findet. Die Damen, durchschnittlich 100 an der Zahl, setzen sich in voller Toilette zum Frühstück; und nach der Mittagstafel soll der Gesellschaftssaal einem Hof der Feenkönigin gleichen. Dieses „Monstre-Etablissement" ist eine Musteranstalt in seiner Art, und eine der Sehenswürdigkeiten der Vereinigten Staaten. Man kann recht eigenthümlich die Dampfmaschine als den „rechten Arm" desselben, wie noch anderer großen Gasthöfe in Amerika, bezeichnen; denn sie kocht, backt, bratet, wäscht, heizt, trocknet; kurz, thut Alles für den Wirth, ausgenommen reden und seine Rechnungen einziehen.

Ludwig XIV., König von Frankreich, beschwerte sich einst über die Algierer. Diese schickten eine Gesandtschaft an ihn, die Sache beizulegen. Bei der Audienz sagte der König: „Ich werde Eure Stadt bombardiren und zerstören lassen." „Was würde eine solche Unternehmung kosten?" — Der König erwiederte: „Sollte sie mich auch vier Millionen Livres kosten." „Geben uns Ew. Majestät die Hälfte, so gewinnen Sie die andere, und laufen nicht Gefahr, die Unternehmung verunglücken zu sehen," war die Antwort des Gesandten. Allein Algier ward bombardirt am 26. und 27. Juli 1633.

Als Saphir während einer Probe auf dem Theater zu N. unter anderen Mitgliedern der Bühne auch der Souffleur vorgestellt wurde, ging er auf diesen zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört!" — „Von mir?" erwiederte etwas verdutzt der sonst so zungenfertige, doch nicht eben berühmte Mann. „Ja," entgegnete Saphir, „ich war ja gestern im Theater!"

Ein neues Gemüse, welches vom Hrn. Aktuar Beil versuchsweise gezogen und in der letzten Versammlung der Gartenbaugesellschaft Flora in

Frankfurt a. M. nicht nur vorgezeigt, sondern auch — von dem freundlichen Gastwirthe des Würtemberger Hofes zubereitet — herum gereicht wurde und sich durch seine Zartheit und vortrefflichen Geschmack auszeichnete, verspricht, wenn mehr angebaut, in der schon rühmlichst bekannten Frankfurter Gemüsekultur eine hervorragende Stelle einzunehmen. Es ist dieses die sogenannte Spargelerbse (Latus tetraganolebus), deren Anbau der der gewöhnlichen grünen Erbsen und deren Ertrag ein sehr reicher. Außerdem zeichnet dieselbe sich dadurch aus, daß der heiße Vorsommer, welcher auf das Gedeihen fast aller Schotengemüse so nachtheilig einwirkte, ihr Wachsthum und ihren Ertrag nicht im geringsten beeinträchtigte.

Die Blätter berichten das Ableben eines gewaltigen Jägers vor dem Herrn: es war Sir R. Sutton, der in 17 Jahren, einem genau geführten Jagdtagebuch zufolge, erlegt hat: 3967 Birkhühner, 12,774 Fasanen, 22,795 Rebhühner, 7829 Hasen, 4483 Kaninchen, 182 Auerhähne, 165 Schnepfen ꝛc., im Ganzen 52,195 Stück.

Unveränderliche Schilder. Deschamps hat der pharmaceutischen Gesellschaft in Paris mehrere Schilder vorgezeigt, die durch Luft und Wasser vollständig unveränderlich sind. Sie werden aus Pappe geformt, die das Doppelte ihres Gewichts Zinkoxyd enthält und die, nachdem die Schrift mit chinesischer Tinte darauf angebracht, in eine Auflösung von kieselsaurem Natron getaucht wird.

Bei dem berühmten Delikatessen-Händler Chevet im „Palais royal“ sind am 9. Juli ächt chinesische Schwalben-Nester angekommen, so besagt wenigstens die dort angebrachte Inschrift, ohne daß wir deßhalb für die Aechtheit dieser Nester aus dem himmlischen Reiche einstehen möchten.

In Berlin wird wegen großer Baufälligkeit ein Haus abgebrochen, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts als das bekannteste Tanzlokal fungirte und auf dessen Besitzer „Augustin“ das bekannte Lied: „O du lieber Augustin“ gemacht wurde.

Das Veilchen.

Herz, du bist satt und müde,
Nun magst du die Summe zieh'n; —
Abseits von Lärm und Schimmer,
Wo blickst du in Thränen hin?

Herz, Alles ließ dich einsam,
Die Thräne blieb getreu. —
Ein Knabe sah ein Veilchen,
Und sah's und ging vorbei.

Er träumte von stolzen Palmen,
Du warst ihm zu still und klein; —
O Veilchen im Frühlingsthale,
Könnt' er noch bei dir seyn!

Wer zählt die Lieb' und Treue,
Mit der das Veilchen warb? —
Das Veilchen sah ihn scheiden
Und neigte sich und starb.

Er sah, er kostete Alles
Und darbte doch spät und früh; —
Die Palmen prangten und rauschten,
Doch — duften konnten sie nie.

Verklungen ist das Gelage,
Nun sitzt er im Dunkel allein; —
O Veilchen, frommes Veilchen,
Könnt' er noch bei dir seyn!

X.

Viersylbige Charade.

Wenn dich ein hartes Schicksal traf,
Du armer Dulder, du!
So ruft Natur dir mild im Schlaf
Die beiden Ersten zu.

Und führt der Bräutigam die Braut
Zum Ziel, das er gehofft:
So nennt er sie daheim vertraut
Mit meiner Dritten oft.

Spricht er alsdann — wie man wohl fragt: —
„Liebst Du mich auch recht warm?“
Und sie spricht, was die Vierte sagt,
So ist er wahrlich arm!

Doch selig, wenn des Liebchens Hand,
Von langem Schmerz erweicht,
Als zärtlicher Gefühle Pfand
Das schöne Ganze reicht.

Auflösung der fünfsylbigen Charade in № 99:
W e i b e r r e g i m e n t.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Sonntag, 22. August 1858.

Die Frauenhand.

Als der Herr der Welt den Menschen
Einst aus Edens Thal verstieß,
Ließ er ihm doch mild das Beste
Vom verlor'nen Paradies.
Denn auf seinem Lebensgange,
Von der Wiege bis zum Grab,
Führt ihn mit der Liebe Scepter
Und der Anmuth Zauberstab,
Ordnend, bildend und verschönend,
Segnend, heilend und versöhnend,
Durch das ird'sche Pilgerland
Freundlich — zarte Frauenhand.

Hilflos, wie kein andres Wesen,
Tritt das Kind in's Leben ein,
Und begrüßt das Licht des Tages
Mit des Schmerzes bangen Schrei'n.
Doch mit liebeglüh'ndem Walten,
Unermüdlich Tag und Nacht,
Hegt und nährt den schwachen Funken,
Pflegt und wartet, sorgt und wacht,
Zieht im Geiste und Gemüthe
Jeden guten Keim zur Blüthe,
Gründet ihm des Lebens Stand —
Mütterliche Frauenhand.

Keck, mit ungestümem Drange
Stürmt der Jüngling in die Welt,
Probt im Lebenskampf die Kräfte,
Die kein sichrer Zügel hält.
Durch des Daseyns Höh'n und Tiefen
Tobt er fort in wildem Lauf;
Doch in einer schönen Stunde
Geht des Lebens Stern ihm auf.
Und im grünen Zweig der Myrthe
Reicht ihm Maß und Ziel und Würde
Und des Glückes Unterpfand —
Eine holde Frauenhand.

Brütend über tiefen Plänen,
Von der Sorge hart bedrängt,
Finstre Wolken auf der Stirne,
Sitzt der Mann, das Haupt gesenkt.
Da mit unhörbarem Tritte
Schwebt es leise zu ihm her,
Legt sich's weich mit sanftem Drucke
Auf die Stirne heiß und schwer,
Und magnetische Gewalten
Glätten schnell die düstern Falten;
Müh' und Gram und Sorge bannt —
Eine liebe Frauenhand.

Müde von der Lebensarbeit,
Matt von schwerer Tageslast,
Sehnt am stillen Feierabend
Sich der Greis nach Ruh' und Rast.
Da bewährt gleich lauterm Golde
Sich die Liebe wahr und ächt;
Und es legt zum süßen Schlummer
Ihm das Kissen sanft zurecht,
Pflegt ihn bis zum letzten Hauche,
Drückt ihm zu das müde Auge,
Führt ihn bis an's beff're Land —
Eine treue Frauenhand.

Der Khris.

Indische Skizze von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Die beiden Männer trennten sich hier, ihren verschiedenen Beschäftigungen nachzugehen und wir wollen indessen dem Javanen folgen, der, nur das eine Ziel vor Augen, in wilder Hast zurück in seine Wohnung eilte, sein Pferd, seine Juwelen zu verkaufen, um zur rechten Zeit an dem bezeichneten Platz zu seyn.

Käufer fand er allerdings dafür; der schlaue Chinese ist stets bereit, einen vortheilhaften Handel einzugehen und Geld auf Waaren als Pfand vorzuschießen, oder auch diese selber anzukaufen, wenn er den sicheren Gewinn voraussehen kann; aber die zähen Gesellen wollten die Juwelen nicht nach ihrem Werth, nur nach dem Drängen des Augenblicks bezahlen; um den Nachlaß seines Vaters mit gierigen Mäcklern zu feilschen, mußte er von Einem derselben zum Andern laufen, die von dem Amerikaner geforderte Summe endlich zusammen zu bringen.

Als die Sonne noch eine Stunde hoch am Firmamente stand, eilte er mit dem Rest seines Vermögens, zu Fuß und mit triefender Stirne, dem bestimmten Platz am Kali Besaar zu und fand den Amerikaner dort schon seiner wartend, dicht am Flusse stehen.

„Hast Du den Kris?“ frug der Häuptling leise, als er zu ihm trat und die Rolle mit holländischen Banknoten aus seinem Gürtel nahm.

„Ah, tabée, mein brauner Freund,“ lachte der Amerikaner, als er seiner ansichtig wurde, „bist Du wieder da? Ein Paar Minuten später, und Du hättest mich nicht getroffen.“

„Hast Du den Kris,“ sagte der Javane, ohne den Gruß weiter zu erwiedern.

„Den Kris? — Allerdings, hier ist er, mein brauner Tuwan.“

„Und hier ist Dein Geld dafür, — gib mir die Waffe,“ sagte der Javane, ihm mit der linken Hand die Banknoten reichend und die rechte nach dem Messer ausstreckend.

„Halt, nicht so schnell,“ entgegnete ihm aber ruhig der Kaufmann, „wie viel hast Du in dem Bananenblatt eingewickelt?“

„Was Du verlangt hast, — dreitausend Gulden,“ sagte der Eingeborene, mit finster zusammengezogenen Brauen, „es ist mir schwer gnug geworden, es zu schaffen.“

„Möglich,“ lachte der Amerikaner, „aber für dreitausend Gulden gebe ich den Kris nicht her.“

„Hast Du ihn mir nicht um den Preis verkauft?“ rief der Javane, mit zornfunkelnden Augen emporfahrend, während die Rechte fast unwillkürlich nach dem Griff der eigenen Waffe fuhr, die er im Gürtel trug.

„Nur ruhig, Freund,“ entgegnete ihm aber mit einem verächtlichen Lächeln über die drohende Bewegung der kaltblütige Yankee, „ich habe Dich blos gefragt, ob Du Lust hättest, dreitausend Gulden an den Stahl zu wenden; Dir nicht gesagt, mit keinem Worte, daß ich ihn dafür lassen würde, — gibst Du aber viertausend, soll er Dein seyn.“

„Viertausend,“ rief der Javane, die Zähne zusammenknirschend, „was ich an mir trage, ist mein ganzes Vermögen, ich habe nicht tausend Deute mehr, sie zuzulegen.“

„Das thut mir leid,“ sagte der Amerikaner achselzuckend, „dann fürcht' ich, werd' ich den Kris behalten müssen.“

„Der Kris ist mein!“ zischte da der Javane zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, „Du darfst ihn mir nicht vorenthalten. Hier ist Dein Geld, es ist mein Alles und ich gönne es Dir, verdank ich Dir dann doch die Waffe meiner Ahnen, aber — weigere mir sie nicht.“

„Hm, ich dachte, Du wolltest ihn nur für einen Freund haben,“ lachte der Yankee, „hätte ich das gewußt, wär' er mir nicht einmal um viertausend feil; aber ein Mann, ein Wort und schaffst Du mir die Summe, magst Du ihn haben, unter dem aber um keinen Deut.“

„Gib mir den Kris und nimm Dein Geld,“ drängte der Eingeborene, „ich kann Dir, bei Allah, nicht mehr geben; treibe mich nicht zum Aeußersten.“

„Wo Du die Dreitausend aufgetrieben hast,“ spottete der Amerikaner, „wird auch wohl noch ein viertes zu Gebote stehen. Es ist mein letztes Wort und jetzt laß mich zufrieden, denn ich muß an Bord eines der Schiffe auf der Rhede fahren. Wenn Du das Geld zusammen hast, so komm' morgen früh in das Amsterdam-Hotel.“

„Und du verweigerst mir ihn für dreitausend Gulden,“ frug der Javane mit leiser, von innerem Grimm fast erstickter Stimme; der Amerikaner aber, der an der ganzen Aufregung des Mannes wohl sah, daß er sein Spiel gewonnen habe, antwortete ihm gar nicht darauf, sondern schritt, sich von ihm abwendend, langsam am Ufer des Flusses nieder, — er hätte vielleicht besser gethan, ihm den Dolch zu geben.

Etwas weiter unten stand sein Cabriolet, der braune Kutscher mit dem runden, backschüsselförmigen, vergoldeten Hut hatte ihn schon kommen sehen und fuhr mitten in die Straße; Goodwin stieg langsam ein und einen flüchtigen Blick zurückwerfend, suchte sein Auge die Gestalt des eben verlassenen Eingeborenen. Dieser aber war nirgends mehr zu sehen und der Yankee, dem Kutscher in ein Paar malayischen Worten das Steueram am Kali Besaar als Bestimmungsort nennend, lehnte sich nachlässig in dem kleinen Fuhrwerk zu-

rück, still vor sich hinlächelnd über den vortheilhaften Handel.

Als sie den Ort erreichten, an dem sämmtliche Boote, die den schmalen, zum Hafen führenden Kanal passiren, ob sie nun ein- oder auswärts gehen, anlegen müssen, war die Jölle des holländischen Kapitäns noch nicht gekommen und der Yankee ging eine ziemlich lange Weile mit wachsender Ungeduld am Strande auf und ab.

Den Kanal herunter kam eine kleine Praue von vier Malayen gerudert, mit einem fünften lang ausgestreckt und in einen schmutzigen alten Sarong gehüllt, im Spiegel des schlanken Fahrzeugs liegend und glitt dicht und langsam am Steindamm des Steueramts hin, dem dort postirten Beamten — einem Liplap — zu zeigen, daß sie nichts einer Abgabe Unterliegendes im Boote hätten. In der That war die Praue auch vollkommen leer und nur ein Paar Fruchtbündel Bananen oder Pisang, ein Dutzend Cocosnüsse und ein Paar Körbe mit Reis und anderen Früchten lagen im Vordertheil derselben. Ein weiteres Anhalten war deßhalb nicht nöthig und das Fahrzeug trieb langsam vorbei.

„Nun, kann der faule Bursche da hinten nicht aufsitzen, wenn er die Steuer passirt?" rief der Liplap mürrisch.

„Ist krank," sagte der eine Malaye, während er sein Ruder einsetzte und gleich darauf schoß das scharf gebaute Boot, die Strömung der Ebbe wieder erreichend, rasch das enge Fahrwasser hinab.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die bisher unbekannte Lebensgefahr des Kaisers Napoleon I. auf seiner Rückreise aus Rußland (1812) macht Theodor v. Bernhardi in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals v. Toll" die folgende, wegen der Neuheit ihres Inhaltes höchst interessante Mittheilung: „Unmittelbar, nachdem Napoleon das Heer verlassen hatte, gerieth er in eine Lebensgefahr, von der er nie etwas geahnt, nie auch später etwas erfahren hat. Er traf in Oszmana die Division Loison, welche aus 7 französischen Bataillonen, 2 Bataillonen neapolitanischer Veliten und 20 Bataillonen Rheinbundtruppen (frankfurter, thüringischen und anhaltischen) bestand. So wie Napoleon angekommen und in einem Hause abgestiegen war, wurden die sämmtlichen Grenadierkompagnien der im Ort selbst stehenden deutschen Regimenter zusammengezogen und vor dem Hause als Ehrenwache aufgestellt. Der Major eines französischen Regiments (des 113., wenn wir nicht irren), Lapie, sagte mit einer gewissen Bedeutung zu den Offizieren: „Maintenant! Messieurs, ce serait le moment!" Wozu der Augenblick gekommen sey, das war Allen ohne weiteres einleuchtend, obgleich nie vorher von dergleichen und unter ihnen die Rede gewesen war und daß man über die That einig sey, das verstand sich von selbst. Man drängte sich sogleich um Lapie, die Ausführung zu berathen und es wurde im Hin- und Hergespräch beschlossen, der älteste der anwesenden Hauptleute solle mit seiner Kompagnie in das Haus dringen, den Mameluken an der Thür, so wie Jeden, der sich zur Wehr setze und natürlich Napoleon selbst, niederstoßen. Dann wollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehen; von der Mannschaft des 113. französischen Regiments, die fast ganz aus Piemontesen bestand, war man überzeugt, daß sie herzlich gern dasselbe thun werde. Die Ausführung war leicht: Seslawin stand mit seinem Streitcorps südlich von der Stadt ganz in der Nähe. Der im Range älteste der anwesenden Kompagnieführer war Herr v. S., sachsen-weimarischer Grenadierhauptmann, er wurde bestimmt. Aber wie weit ist von der Vorstellung einer solchen That zu der That selbst! Dem Hauptmann S. fiel nun erst plötzlich ein, daß die ihm zugemuthete That ein Mord sey und sich mit der Ehre eines deutschen Edelmanns und Offiziers schlecht vertrage. Er meinte, da Lapie den Anschlag gemacht habe, so stehe ihm auch die Ausführung zu, Lapie wendete ein, er befehlige keine Kompagnie und habe daher keine Leute, deren er so sicher seyn könne, wie der Hauptmann seiner Kompagnie. Während er und der Hauptmann S. so die Ausführung Einer dem Andern zuschoben, trat Caulincourt in die Thür, schlug in die Hände und rief ungeduldig: „Eh bien, pourquoi ne partons-nous pas?" Gleich darauf fuhren Napoleons Wagen und Schlitten vor; Napoleon setzte sich, sorgfältig in Pelze gehüllt, mit Caulincourt in den Wagen und fuhr davon." Ist diese Mittheilung nicht bei dem ersten Eindrucke wohl geeignet, Zweifel an ihrer Wahrheit zu erwecken, so schwinden diese doch vor der Sicherheit, mit welcher der glaubwürdige, scharfprüfende Erzähler berichtet und vor der Bürgschaft Derer, die als zunächst betheiligte Personen sich über

das Geschehene gegen den Verfasser selbst ausgesprochen haben.

Die Tage, an welchen das dritte mittelrheinische Musikfest in Wiesbaden abgehalten werden wird, sind nunmehr nebst dem Programm über die stattfindenden Festlichkeiten definitiv festgesetzt. Samstag den 25. September nach 9 Uhr Morgens werden die Mitwirkenden von Mainz, Darmstadt und Mannheim dahier eintreffen, im Taunusbahnhof von der Empfangssektion empfangen und in feierlichem Zuge nach der Tonhalle auf dem Luisenplatze geleitet werden. Daselbst sind von dem Festcomité Erfrischungen bereit gehalten, nach deren Einnahme sofort die Generalprobe der „Schöpfung" beginnt. Des Abends wird vor dem Kursaal ein großes Feuerwerk abgebrannt und nach demselben eine gesellige Zusammenkunft in dem Kurhause stattfinden. Sonntag den 26. September werden sich die Fremden und hiesigen Mitwirkenden zu einem gemeinsamen Frühstück auf der Dietenmühle vereinigen. Nach demselben beginnt das erste Concert unter der Leitung des Herrn Hofkapellmeisters Lachner von Mannheim. Des Abends wird in dem Theater der „Sommernachtstraum" als Festvorstellung gegeben. Montag den 27. September findet des Morgens die Generalprobe zum zweiten Concert und des Nachmittags dieses selbst unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Hagen dahier statt. Der Abend wird durch einen glänzenden Ball in dem großen Saal des Kurhauses ausgefüllt werden. Für den folgenden Morgen ist ein gemeinsames Frühstück hinter dem Kursaal mit Musik in Aussicht genommen. Der Nachmittag wird unsere Gäste auf dem Neroberge versammeln. Später wird die „Vestalin" als zweite Festvorstellung zur Aufführung kommen und nach derselben die Anlagen um den Kursaalweiher und die große Fontaine in demselben in den verschiedensten Farben beleuchtet werden.

Schon vor einiger Zeit verlautete, daß zwei Deutsche in London, Wesel und Kukla, einen tragbaren Gasofen erfunden, der, durch einen dünnen Schlauch mit einem kleinen Kästchen in Verbindung, mit jeder beliebigen Art von Gas gespeist wird und sich zur Beleuchtung vollkommen eignet. Eine Flamme von 5 Fuß, die ein 25 Fuß langes und 32 Fuß breites Gemach durchwärmt, soll bei völliger Geruchlosigkeit nur 1½ Pf. kosten. Wir haben die Nachricht erhalten, daß sich diese Erfindung sehr gut bewährt.

In Posen ließ sich kürzlich während der Aufführung eines polnischen Trauerspieles die Schauspielerin Majewska von dem Geiste ihrer Rolle so hinreißen, daß sie in der Schlußscene sich den Dolch zolltief in die Brust stieß. Jedes Zeichen des Schmerzes unterdrückend, verweilte sie nicht nur bis zum Fallen des Vorhanges auf der Bühne, sondern erschien auch noch, als sie stürmisch gerufen ward, mit der Hand auf der Wunde. Letztere war zwar lebensgefährlich, geschickte Behandlung hat indessen die allzubegeisterte Künstlerin wieder außer Gefahr gebracht. — Brachvogel's „Narziß" wird in russischer Uebersetzung in Moskau gegeben.

Ein Pröbchen Matrosenübermuths erzählt man sich in Bremen. Dieser Tage erhält bei der Abmusterung der Matrosen durch den Wasserschout ein Fahrensmann eine Hunderttthalernote der Bremer Bank. Er geht mit seinem Schatze zu einer Frau seiner Bekanntschaft, wo ihm oft ein Imbiß gereicht ist, läßt sich ein Schwarzbutterbrod schmieren und legt zwischen die Schriben seine Hunderttthalernote, die er gemüthlich mit dem Uebrigen ißt, „um doch einmal kostbarer als der König von Hannover gefrühstückt zu haben."

Nach der „Neuen Halle'schen Ztg." räth ein Arzt in Halle, wo auch kürzlich ein Mann an einem Fliegenstich gestorben ist, ein Fläschchen Salmiakspiritus bei sich zu führen, um damit einen derartigen Fliegenstich, welcher an sofortigem Anschwellen des verletzten Theils leicht zu erkennen sey, sogleich unwirksam zu machen.

An einer Straßenecke. Ein junger, kräftiger Bettler: „Ein Almosen, mein Herr!" Ein Vorübergehender: Haben Sie Kinder? Der Bettler: „Nein, Gott sey Dank." Der Vorübergehende: Eine kranke Mutter? Der Bettler: „Ich bin eine Waise." Der Vorübergehende: Und Sie schämen sich nicht, in Ihrem Alter zu betteln? Der Bettler: „Doch, mein Herr, ich schäme mich — aber ich bin so faul."

Auflösung der viersylbigen Charade in № 100:
Vergißmeinnicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Dienstag, 24. August 1858.

Der Khris.

Indische Skizze von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

Der Amerikaner hatte die Leute halten sehen, aber nicht weiter auf sie geachtet, denn das schon ungeduldig erwartete Boot kam endlich den Kanal nieder, hielt einige Sekunden an dem Steinwerft, wo es den Yankee an Bord nahm und passirte dann, da der Kapitän nur Hühner, Früchte und einige andere Sachen zur Verproviantirung seines Schiffes bei sich führte, unbehindert nach außen.

Auf der Rhede überholten sie die Praue mit den fünf Malayen, — der eine Bursche lag noch immer auf seiner Bank ausgestreckt und die übrigen Ruderer schienen es auch nicht besonders eilig zu haben, denn sie trieben mit der ausgehenden Strömung langsam zwischen die dort vor Anker liegenden Schiffe hinein.

Die Sonne war indessen untergegangen und Goodwin blieb mehrere Stunden an Bord des Holländers, theils die bald eintretende Fluth, theils den Aufgang des Mondes abzuwarten; der Kapitän frug ihn einmal nach seinem Handel mit dem Javanen, der Amerikaner gab aber eine ausweichende Antwort, besorgte, was er noch an Bord zu besorgen hatte und verließ mit den malayischen Bootsleuten, die jedes europäische Fahrzeug für die Dauer seines Aufenthalts auf der Rhede von Batavia miethet, das Schiff, an's Land zurückzukehren.

Ein aufsteigendes Gewitter schickte eben eine frische Brise vom Ufer herüber und die Malayen mußten zu den Rudern greifen, dieser entgegen zu arbeiten; die See war aber noch vollkommen ruhig und der Mond schien hell und klar auf die leicht gekräuselte, blitzende Fluth.

Die Lastprauen, die über Tag den Schiffen ihre Ladung zuführen, waren schon sämmtlich an den Kanal zurückgekehrt; nur hie und da glitt noch ein einzelnes verspätetes Boot, eigentlich gegen das Gesetz und dann und wann von dem Wachtschiff angerufen, durch die dort ankernden gewaltigen Fahrzeuge, und der regelmäßige Schlag der Ruder klang weit hin durch die Nacht.

Ihnen gerade entgegen kam jetzt ein solches und der Amerikaner, der hinten am Ruder saß, sah es plötzlich so dicht vor sich auftauchen, daß er kaum Zeit behielt, den Bug seines eigenen Bootes herumzuwerfen, um nicht mit dem fremden zusammenzurennen.

„Holla, da vorn, zum Teufel, weßhalb paßt Ihr nicht auf!" rief er auf Englisch ärgerlich den Begegnenden zu. Das fremde Boot veränderte seinen Cours aber nicht um eines Haares Breite, ja folgte eher noch etwas der abweichenden Bewegung des andern, dessen Planken es jetzt berührte und schleuerte, während die Malayen kaum Zeit behielten, ihre Ruder aus den Dollen zu werfen und in Sicherheit zu bringen.

„Tabé Tuwan!" *) rief dabei zu gleicher Zeit eine trotzige Stimme, die des Amerikaners Blut zu Eis erstarren machte und eine dunkle Gestalt sprang, während zwei der fremden Bootsleute ihr folgten und die beiden Fahrzeuge fest zusammenhielten, mit wildem Satz auf den Amerikaner zu.

„Hilfe! Mörder, — Räuber!" schrie dieser und riß den Khris, den er in seiner Tasche trug, heraus, sich gegen den auf ihn einspringenden Feind zu vertheidigen; ehe er aber den Stahl aus der hölzernen Scheide bringen konnte, hatte des Javanen schmächtige, doch elastische Gestalt sich über ihn geworfen und den Khris gefaßt.

*) Ich grüße Euch, Herr!

„Hilfe, Mörder!" tönte wieder der gellende Ruf des Ueberfallenen, der jetzt in wilder Wuth sich von dem Griff des Feindes zu befreien suchte und mit der rechten Faust wohl gut gemeinte, aber erfolglose Stöße nach dessen Kopf führte.

„Meinen Khris will ich," knirschte der Javane dabei zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, „gib meinen Khris, oder Du bist ein Kind des Todes."

„Verdammte braune Bestie, eher mein Leben!" schrie der Yankee, jetzt zu wilder Wuth entflammt, „warte, Halunke, das zahlst Du mir theuer. Hierher, Malayen, hilft mir den Schurken binden."

Auf den benachbarten Schiffen, die den Lärm und das Hilferufen gehört, wurde es laut und das Knarren der Blöcke auf dem nächsten verrieth dem geübten Ohr des Eingeborenen, wie ein Boot niedergelassen wurde. Auch aus der Gegend, wo das Wachtschiff lag, tönten rasche Ruderschläge herüber, die das Ohr des Amerikaners ebenfalls trafen.

„Zu Hilfe hierher, — hurrah meine Burschen, ich halte die Kanaille!" schrie dieser jubelnd auf, „hierher, ohoy."

„So hab' Deinen Willen!" zischte es in des Amerikaners Ohren und ein gellender Angstschrei antwortete der schlangenähnlichen Bewegung des Javanen, der sich im nächsten Augenblicke aus den Armen des Weißen wand und zurück in sein eigenes Fahrzeug sprang.

„Her zu mir!" rief er dabei seiner Bootsmannschaft zu, „und nun fort!" und blitzschnell folgten die braunen gewandten Gestalten dem Befehl, während des Amerikaners Malayen starr und entsetzt zurückblieben und kein Glied zur Vertheidigung des angegriffenen Weißen zu rühren wagten.

„Halt dort, — was für ein Boot ist das?" rief da eine Stimme über das Wasser und die rasch eingesetzten und wieder gehobenen Ruder blitzten im Mondeslicht.

„Segel auf!" rief der Javane dagegen seinen Leuten zu, denen er selber half, das Mattensegel zu setzen. Kaum aber hob sich dies mit seiner breiten Fläche über Deck, als es der immer schärfer einsetzende Wind auch schon faßte und das schlanke Boot vor sich hintrieb.

„Halt da, sag' ich!" schrie die näher und näher kommende Stimme in malayischer Sprache, während von der andern Seite ebenfalls ein Boot herüberschoß, „Euer Segel nieder, oder ich gebe Feuer."

„Feuert!" lachte aber der Javane trotzig zurück, „feuert so viel Ihr mögt!" und das Steuer ergreifend, lenkte er den scharf gebauten Bug des kleinen Fahrzeugs gerade vor den Wind, daß das riesige Segel weit ausblähte und die Fluth vorn wild und schäumend emporspritzte.

Drei, vier Schüsse fielen jetzt hinter ihm her, aber sie erreichten das Boot nicht. Trotzdem gab das Wachtboot die Verfolgung nicht auf, sondern setzte jetzt ebenfalls ein Segel, den frischen Wind zu benutzen. Der kommandirende Offizier rief indessen dem zweiten herbeieilenden Boote, das von einem englischen Kriegsschiffe abgeschickt worden, zu, das andere, auf dem Wasser treibende Fahrzeug anzulaufen und zu untersuchen.

Es war das Boot des Amerikaners, in dem die Malayen noch nicht wieder zu den Rudern gegriffen hatten, denn sie waren um die Leiche des weißen Mannes beschäftigt. Hilfe konnten sie ihm freilich nicht mehr bringen; der scharfe Khris hatte sein Herz mit furchtbarer Sicherheit getroffen.

Ueber die See schäumte indessen, des Verfolgers spottend, die Praue des Javanen den „tausend Inseln" zu, in deren Bereich sich das Wachtboot nicht einmal hinein wagen durfte und wo auch weitere Verfolgung zwischen den vielen kleinen Inseln nutzlos gewesen wäre. Nach zweistündigem Rennen mußte es die Jagd aufgeben und kehrte langsam und unverrichteter Sache zu seinem Stationsschiff auf der Rhede zurück.

Der Sperling.

Gibt es ein erschaffenes Wesen, welches seit einer langen Reihe von Jahren als Zielscheibe des Hasses, der Verleumdung und Verfolgung dienen mußte, so ist es sicherlich der Sperling. Man hat mehr Flugblätter auf ihn geschleudert, als gegen alle Despoten, mehr allgemeine Sicherheitsgesetze und Proscriptionsdekrete gegen ihn erlassen, als gegen die Rebellen, Sozialisten und Demagogen der ganzen Welt. O, dieser Sperling! Ist er nicht der abscheulichste Kommunist, der mit den gefährlichsten Tendenzen aus der Schaale kriecht, in Zwiespalt mit der ganzen Gesellschaft, als Vagabund, Zigeuner, Verwüster, von Raub und Diebstahl lebt! —

Die angesehensten Behörden und berühmtesten Anwälte der Landwirthschaft haben gegen ihn gedonnert und zu öffentlichen Verfolgungen gegen ihn aufgemuntert und einer seiner gemäßigsten

Feinde sagt in seinen, an alle landwirthschaftlichen Vereine gerichteten Schriften:

„Zahlreiche, höchst zuverlässige Beobachtungen „bestätigen, daß der Kropf eines Sperlings „ohne Beschwerde 100 Weizenkörner auf ein„mal enthalten und diese Quantität zweimal „täglich verdauen kann. Das Pfund zu 9116 „Körner angenommen, kann hiernach der Vogel „beiläufig 40 Pfund jährlich verzehren. Schätzt „man die Zahl der in Frankreich lebenden „Sperlinge auf 10 Millionen, welche Zahl in „Wirklichkeit weit übertroffen wird, so läßt „sich ein Verlust von jährlich 10 Millionen „Franks nachweisen!"

Zehn Millionen Franks, verschlungen in dem Kropfe dieser kleinen Bestieen! Solche ungeheure Frevel mußten gerächt werden und man säumte nicht. Alle möglichen Vernichtungsapparate wurden in Bewegung gesetzt: Leimruthe, die Falle, die Schlinge und das Blei. Die Geächteten fielen zu Tausenden und bei ihren Hekatomben jauchzten die Führer der Verfolgung.

Wie aber stets die übermäßige Strenge das Mitleid für die Opfer wach gerufen, so hat man endlich das verbrecherische Treiben des Sperlingvolkes einer genaueren Untersuchung unterworfen und die überraschende Entdeckung gemacht, daß die vermeintlichen Banditen und Räuber im Grunde nicht allein sehr unschuldige, sondern sogar sehr nützliche, um die Landwirthschaft sehr verdienstliche Kreaturen seyen. Beweise davon sind: Ueberall, wo der Sperling vertilgt worden, sah man neue, bisher unbekannte Plagen dafür eintreten: Ganze Heere von Blattläusen, Raupen, Würmer und tausend andere Insekten, welche die schönen Ernten beschädigten oder verdarben. Seitdem erheben sich manche achtbare reaktionäre Stimmen für die Unglücklichen. Die Gesellschaft zum Schutze der Thiere hat sich deßhalb mit den landwirthschaftlichen Vereinen in Verhandlungen eingelassen und in einer Sitzung des Akklimatisationsvereins eiferte dafür kürzlich Herr V. Chatel höchst eindringlich und unter allgemeinem Beifalle mit folgenden Worten:

„Welche Bedeutung haben denn die aufgezähl„ten Verheerungen im Vergleiche zu der un„geheuren Vertilgung der Maikäfer, Raupen „und Insektenlarven jeder Art? Welche Be„deutung vielmehr haben die 10 Millionen „Sperlinge in Frankreich, wenn sich nachweisen „läßt, daß sie wöchentlich 16 Billionen, 800 „Millionen Raupen und 2 Billionen 600 Mil„lionen Maikäfer aufzehren?"

So ist denn das ganze Geschlecht von Sperlingen, Finken, Rothkehlchen und Verwandtschaft wieder in sein altes gutes Recht eingesetzt und in unsere Felder und Gärten rechtmäßig wieder eingeführt. Aber ach! — Wie schwer sind die Vorurtheile aus dem menschlichen Herzen zu verdrängen; — die falsche Politik unserer Tage wird noch manche Opfer fordern. Die armen Geächteten mögen noch wohl auf ihrer Huth seyn.

Mannigfaltiges.

Eine zoologische Seltenheit ist das herrliche Elenn, welches in dem Ibenhorster Forste in preußisch Litthauen sein Domizil gefunden hat. Vor dem Jahre 1848 war dies edle Wild, wie das Tilsiter Wochenblatt bemerkt, in recht reichlicher Anzahl daselbst vorhanden, so daß es zu einer Stärke von über vierhundert Stück angewachsen war. In dem genannten Jahre jedoch haben die Wilddiebe diese Thiere fast alle erlegt. Die höchste Zeit war es daher, daß die betreffenden Behörden hierauf aufmerksam wurden, um das Elenn wenigstens vor der gänzlichen Ausrottung zu schützen. Bis auf nur neun Stück war der ganze Bestand zusammengeschmolzen. Zahlreiche Wächter wurden darauf zu ihrer Aufsicht und Pflege bestellt, welche sie unausgesetzt im Auge behielten. Auf's Sorgfältigste gehegt, hat sich das Elenn in den letzten zehn Jahren wiederum bis auf einige 80 Stück vermehrt.

Ein palästinensisches Museum ist in Paris seit dem 20. Mai d. J. in den Souterrains des Pantheons (der St. Genofeven-Kirche) eröffnet, unter der Benennung: „Musée de la Terre-Sainte." Dieses Museum, das einzige in Europa existirende dieser Art, besteht aus verschiedenen, in Palästina bei der wissenschaftlichen Expedition des Herrn v. Saulcy in den Jahren 1850 und 1851 veranstalteten Sammlungen; ferner aus einem großen Plan en relief von Jerusalem, dessen mathematische Genauigkeit und Treue von Allen, welche die heilige Stadt gesehen haben, anerkannt wird.

Aus Bunzlau wird geschrieben: Die 50jährigen Jubiläen zählen zwar nicht gerade zu den Seltenheiten, aber doch wurde ein solches, durch seine besonderen Nebenumstände seltenes Fest hier

am 1. Juli erlebt und gewürdigt. Die schlichte Köchin in einem bürgerlichen Hause war es, die, in derselben Familie in der Eigenschaft als Kindermädchen beginnend, ununterbrochen durch 50 Jahre treu und ehrlich diente, in welcher sie jetzt die fünfte Generation sieht, ungeachtet sie erst 63 Jahre alt ist. Ihre Colleginnen von heute mögen sich von der Jubilarin vornehmlich zum Muster nehmen, daß sie die Tanzböden, als gefährlichste Stätte der weiblichen Jugend ihres Standes, nie betreten hat.

Die rauchende junge und alte Männerwelt von Brüssel ist um die Erlaubniß eingekommen, im dortigen Parke rauchen zu dürfen. Das Rauchen war daselbst vorzüglich aus Rücksicht für die Damen verboten. Wiewohl nun der dortige Bürgermeister in der Sitzung des Gemeinderathes meinte, daß das Rauchen gegenwärtig nicht gegen die den Damen schuldige Höflichkeit verstoßen könne, indem die Damen durch die Crinolinen von den Herren so weit getrennt seyen, daß der Tabakqualm sie nicht belästigen könne, so gestattete doch der Gemeinderath das Rauchen nur auf dem Asphaltpflaster, weil eine weitere Ausdehnung die Damen belästigen würde. Ein galanter Magistrat.

Unterseeisches Bergwerk. In Cornwallis besteht eine Kohlengrube, welche unter das Meer hinabreicht und es ist nun die interessante Rechtsfrage entstanden, ob die Krone Anspruch auf die Kohlen hat, da das Meer eine Staatsdomäne ist. Man entschied sich dafür, daß eine Entschädigung gegeben und in jedem speziellen Falle abgeschätzt werden müßte.

Der Verein für deutsche Sprache in Potsdam veröffentlicht eine sehr zeitgemäße Mahnung, im Gewerbleben sich aller fremdländischen, meist unverständlichen Ausdrücke zu enthalten und mit aller Kraft dieser höchst abgeschmackten und eines Volkes unwürdigen Sucht, mit fremden Namen eigene Produkte zu bezeichnen, für die wir weit schönere deutsche Namen haben, entgegenzutreten.

Im Birkenwäldchen, einem beliebten Sommergarten neben dem zoologischen Garten in Berlin, hat ein Rothkehlchenpaar mitten im Buffet, zwischen Biergläsern und sonstigen Utensilien, harmlos genistet und dort, trotz aller Störungen, vier Junge ausgebrütet, welche neugierig ihre niedlichen Köpfchen aus dem Nest hervorstrecken und unbesorgt vor Gefahr von ihrer sorgsamen Mutter gespeist und gepflegt werden.

Landwirthschaftliches.

(Die Vertilgung der Herbstzeitlose.) Wer kennt nicht dieses fatale Giftkraut, das oft unsere besten Wiesen heimsucht und darauf allmälig sich so ausbreitet, daß es den Boden fast bedeckt und so die Gräser und guten Futterkräuter verdrängt. Es wird zwar gewöhnlich vom Vieh verschmäht, jedoch vom hungrigen in Ermangelung besseren Futters oft auch verschlungen, besonders im geschnittenen Heu und äußert dann meist üble, mitunter auch tödtliche Folgen. Wenn die Samenkapsel sich auszubilden beginnt, ist der beste Zeitpunkt zur Vertilgung dieses schädlichen Unkrautes durch Ausziehen der Stengel, welche fest genug sind, um bis zur Zwiebel erreicht zu werden, die dadurch so erschöpft wird, daß sie in der Regel keinen Trieb mehr macht; zugleich wird die Samenreife verhindert. Die Arbeit ist nicht so groß und kann leicht durch Kinder verrichtet werden, darum nur frisch daran; die wenigen Pflanzen, welche im nächsten Jahre noch erscheinen, sind bald beseitigt und so das lästige Unkraut vertilgt.

Charade.

Mein Erstes wird geliebt an Pferden,
Doch nicht an unser'm Angesicht:
Allein noch manches Ding auf Erden
Trägt man an sich. Ich fehle nicht,
Wo Mode herrscht, wo Kaffee fließet,
Und wo es Honigkuchen gibt.
Ich bin ein Ding, das man bald liebt,
Und das uns wieder auch verdrießet.
Doch willst du dir Verdruß ersparen,
So brauche nur mein Zweites oft,
Und besser wirst du dabei fahren,
Als selber du vielleicht gehofft;
Brauch' mich nur stets zu rechter Zeit,
Gewiß, du meidest Zank und Streit;
Mein Ganzes ist ein kleines Land,
Das Jedem von uns wohlbekannt,
Berühmt durch eine Leckerei;
Nun rathe, Leser, was es sey?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Freitag, 27. August 1858.

Pflicht und Liebe.
Aus dem Holländischen.

1.

In einem kleinen einfach möblirten Zimmer eines dunklen Hinterhauses saß ein junges etwa achtzehnjähriges Mädchen und arbeitete ruhig beim Schein der Abendsonne an einer Stickerei. Sie mußte durch ihrer Hände Arbeit sich und ihre Mutter erhalten, welche schon seit längerer Zeit krank lag. Rings umher herrschte tiefe Stille; durch das offene Fenster wehte die erquickende Frühlingsluft herein und spielte um die blühenden Veilchen, welche auf der Fensterbank standen. Die Kranke im Nebenzimmer war ruhig eingeschlummert und Johanna — so hieß das Mädchen — benutzte dies, um ihre Stickerei zu vollenden, welche sie im Lauf des Tages mehrmals hatte bei Seite legen müssen, um ihre Mutter zu pflegen.

Und während sie einsam dasaß und ihre zarten Finger rasch hin und her glitten, zog die Vergangenheit vor ihrem Geiste vorüber. Sie dachte an all' die Leiden, welche ihre Mutter erduldet, an ihren Vater, der seiner Familie allzufrüh entrissen worden war und an ihren Bruder, der das elterliche Haus verlassen hatte, ehe sie dessen Namen stammeln konnte. Aber diesen düstern Bildern von Leiden, Tod und Trennung folgte endlich ein anderes — ein glanzumflossenes, entzückendes Bild — und als das vor ihre Seele trat, verklärte hehre Freudigkeit ihr bleiches schönes Antlitz. Es war das Bild desjenigen, welchen sie mit der ganzen Innigkeit ihres reinen Herzens liebte und aus dessen Munde sie heute vernommen, daß er ihr bis zum Tode treu bleiben werde.

Eine neue Welt erschloß sich ihren Blicken — eine Welt, von welcher erst der Duft einzelner Blüthen und die Töne einzelner Melodien zu ihr herüberwehten.

Der Schall kräftiger Schritte auf der Treppe schreckte sie aus ihren süßen Träumen auf.

Wer kann uns zu so später Stunde noch stören? dachte sie. Sollte es Rudolph seyn? Sollte es ihm geglückt seyn, die kleine Stelle zu erhalten, auf welche wir unsre Hoffnung gegründet haben? Kommt er nun, um meine Mutter zu bitten, daß sie unsern Bund segne? Gewiß — er ist es! O Seligkeit!

Sie eilte nach der Thür, um den Geliebten zu begrüßen, blieb aber wie gebannt in der Mitte des Zimmers stehen. Auf der Schwelle erscheint ein Mann, aber nicht ihr Rudolph — nicht die schlanke stattliche Jünglingsgestalt mit den schwarzen Locken, mit den glänzenden dunklen Augen — ein freundlicher Blick schaut sie an — es ist ein wohlbekanntes Gesicht, aber ihr in dieser Stunde so fremd, so unwillkommen, daß sie kaum Kraft hat, den Gruß des Eintretenden zu erwiedern.

„Wie geht es Ihrer Mutter?" fragte der Letztere mit sanfter, wohllautender Stimme.

„Ziemlich gut," erwiederte Johanna, welche sich allmälig von ihrem Schreck erholte. „Der Arzt versichert, daß sie bald wieder hergestellt seyn werde."

„Darf sie von Zeit zu Zeit einige Erfrischungen genießen?"

Johanna erröthete. Sie wußte, daß sie mit dem größten Fleiß ihrer Mutter keine Erquickungen verschaffen konnte und erkannte, was die Frage Jenes bedeutete.

„Herr Winter," sagte sie nach kurzem Schweigen, „Sie haben uns schon so oft Ihre Freundschaft bewiesen und unsre Dankbarkeit, wie groß sie auch ist, würde immer ungenügend erscheinen, aber......"

„Aber?" fragte Winter, indem er Johannens Hand ergriff. „Ich begreife Ihr Zaudern — Ihr zartes Gefühl kämpft mit Ihrer Kindesliebe. Sie mögen keine Wohlthaten abweisen, welche

Ihrer Mutter zu Gute kommen, welche Sie aber kränken würden — nicht wahr?"

Johanna wußte keine Antwort zu finden.

„Aber das sind keine Wohlthaten," fuhr er fort; „es ist der Beistand, den ein aufrichtiger Freund der Freundin seiner Mutter leistet. Hätt' ich es früher gewußt, daß sie so leidend sey......"

„Ja, Sie sind unser Freund," sagte Johanna leise.

„Wenn Sie wollen, Johanna, will ich mehr seyn als Ihr Freund. Ich bin gekommen, um Sie aus dem peinlichen Zustand steter Verpflichtung auf einen Standpunkt zu stellen, auf welchem Sie die Wohlthäterin sind und ich der mit Wohlthaten Ueberhäufte bin."

Johanna schaute ihn bestürzt an.

„Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören," fuhr Winter fort, „und wenn Sie können, so geben Sie mir eine überdachte Antwort — ich verlange keine Uebereilung. Seit einem Jahr hab' ich Gelegenheit gehabt, Ihre stille Häuslichkeit, Ihre zärtliche Kindesliebe, Ihre unermüdliche Sorgfalt und Ihren rastlosen Fleiß zu bemerken und zu bewundern. Es ist nicht Ihr holdseliges Auge, nicht Ihre schlanke Gestalt, welche mich zu Ihnen ziehen; ich schätze Ihre Anmuth, aber ich liebe Sie innig um Ihres sanften, edlen Charakters willen. Wollen Sie die Meine seyn, Johanna? Sie wissen, daß mich Reichthümer nicht glücklich machen, aber es freut mich jetzt herzlich, daß ich Ihnen Geld und Gut bieten kann. Sie können Ihrer Mutter ein bequemes Leben verschaffen; ich werde mich bestreben, sie so als Sohn zu lieben und zu verehren, wie Sie es als Tochter thun. Wollen Sie die Meine seyn, Johanna? Ich bin kein Jüngling mehr, aber ich fühl' es, daß ich jetzt in meinem dreißigsten Jahre feuriger liebe, als ich es in meiner Jugend vermochte. Ich würde mich glücklich preisen, Sie meine Gattin nennen zu können."

Bei diesen Worten blickte er Johanna treuherzig mit seinen sanften tiefblauen Augen an, gleich als wolle er bis auf den Grund ihres Herzens hinabschauen.

Das Mädchen befand sich in heftiger Aufregung und heiße Thränen rollten über ihre Wangen.

„Ich danke von ganzer Seele für so viel Wohlwollen und Güte," erwiederte sie mit bebender Stimme; „beschuldigen Sie mich nicht der Undankbarkeit — ich würde mein Leben Ihnen zum Opfer bringen — aber Ihre Gattin kann ich nicht werden."

„Und warum nicht, liebe Johanna? Weil Sie Ihre Mutter nicht verlassen wollen? Diese soll bei uns wohnen. Halten Sie den Unterschied unserer Jahre für zu groß, so werde ich mich bemühen denselben durch die innigste Liebe auszugleichen. Ich weiß es, ich darf mich keiner Schönheit rühmen, aber ein Mädchen, wie Sie, legt dieser nicht den höchsten Werth bei. Darum entscheiden Sie sich nicht zu rasch; bedenken Sie, was ich Ihnen bieten kann — bedenken Sie, daß Sie zwei Herzen glücklich machen können — Ihre Mutter und mich."

„Und ein Herz brechen!" flüsterte Johanna; allein Winter hörte es nicht mehr, denn mit einem warmen Händedrucke und den Worten: „In acht Tagen hol' ich mir Antwort!" hatte er sich rasch entfernt und im Zimmer herrschte wieder die vorige Stille.

Johanna wollte ihre Arbeit wieder aufnehmen, aber es war ihr unmöglich. Ihr Herz pochte wie ein Hammer — ihre Stirn glühte — wie viel hatte sie in den wenigen Stunden erfahren! Am Morgen hatte sich die erste Rosenknospe der Liebe ihr erschlossen, hatte sie sich allen den süßen Träumereien einer ersten Neigung überlassen — und jetzt stand plötzlich die rauhe Wirklichkeit vor ihr. Der Kampf des Lebens hatte auch für sie begonnen und doch war sie kaum achtzehn Jahre alt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erbe eines Alpenjägers.

Ein Lebensbild von J. E. Maav.

Der Südwind braus'te mit Sturmesgewalt um die eisigen Stirnen der Berner Hochalpen und begann von neuem den tausendjährigen Kampf mit dem starren Winter, der noch unumschränkt in diesen hohen Regionen herrschte, während sich unten in den Thälern auf blumigen Matten und in den grünen Wäldern der Frühling schon längst seine Kränze flocht.

Vergebens aber mühte sich jener stürmische Gesell; ja selbst die klare Maisonne, die mit ihm im Bunde stand, vermochte nicht in das erstarrte Herz dieser todten Natur zu dringen, und die einzigen Zeichen von Lebensthätigkeit, die es ihr gelang, derselben abzugewinnen, war dann und wann ein unheimliches, verhängnißvolles leises Knistern und Rieseln unter den Schneefeldern, unterbrochen von dem starken Krachen des auf

den Gletschern in tiefen Spalten berstenden Eises und dem Donner der stürzenden Schneemassen der in die Thäler rollenden Lawinen.

So traurig und gefährlich aber Das auch war oder doch seyn konnte, dennoch hatten ein Alpenjäger und sein vierzehnjähriger Bursch sich aufgemacht, diese unwirthliche Gegend, nach Adlern jagend, zu durchstreifen. Es war gegen Abend, als sie einen mit breitem Flügelschlage über den Engelhörnern kreisen sahen.

Hat sein scharfer Blick den spähenden Jäger erschaut, daß er zögert, mit dem mühsam gefundenen Raube in seinen Fängen hinabzustoßen auf seinen Horst, dort im Schutze jener Felsklippen, wo schon begierig zwei kleine Schnäbel sich nach ihm öffnen?

Endlich schießt er herunter, und ein Triumphgeschrei folgt ihm; die kräftige Gestalt unseres Alpenjägers wendet sich, gefolgt von seinem Buben, thalabwärts, nachdem er noch einmal scharf nach der Felskante geschaut hatte, hinter welcher der Adler verschwunden war.

„Bist auch ganz gewiß, Sepperl, daß d' morgen die Richtung wiederfind'st?“ fragte der Jäger den Knaben, der ihm rüstig zur Seite ging.

„Ja, Vater,“ antwortete dieser zuversichtlich. „Aber, sag' mir, warum schossest Du nur den Adler nicht gleich?“

„Narr Du!“ entgegnete der Vater, „weil ich wissen wollte, wo er sein Nest hat; ich treffe ihn dann morgen noch eben so sicher.“

So sprechend, schritt er rüstig durch Sturm und zunehmendes Dunkel die steilen Pfade nach einer kleinen Blockhütte im Oberhaslithale hinab.

„Mutter,“ sagte Jakob Zurflüe, nachdem er daheim seine Abendmahlzeit, ein Stück trockenes Haferbrod nebst Ziegenkäse, mit einem Schluck Enzianbranntwein gewürzt hatte, „morgen vor Tagesanbruch gehe ich mit Seppi auf die Engelhörner, ich hab' dort allerlei auf dem Korn; füll' uns die Flasche und rüste das Nöthige dazu noch heut' Abend.“

Die arme Frau Grete war es zwar gewohnt, Mann und Kind fast täglich in Lebensgefahr zu wissen; aber sie konnte es nun doch einmal nicht lassen, ihren braven Jakob wieder bös' zu machen, indem sie ihn bat, „nur nicht gerad' heut' auf die Jagd zu gehen.“ So beweglich aber wie diesesmal hatte sie lange nicht gebeten — denn der brausende Föhn erschreckte sie. Jakob stieß immer rascher kleine Dampfwolken aus seinem Pfeifchen, und endlich befahl er kurz dem Seppi, zur Nachtruhe auf den Heuboden nebenan zu klettern, gleich darnach in rauhem Tone zu Grete sagend: „Du bist kein Weib für einen Gemsjäger, sonst würdest Du mir nicht den frischen Muth zu meinem Handwerk wegflennen, und dem Buben die Courage verderben.“

„Sieh, Grete,“ fuhr er nach einer Weile fort, als sein Weib schweigend die verlangten Zurüstungen betrieb, „Du weißt ja, daß ich mich jetzt rühren muß; der Winter war hart — die Kuh ist verkauft und Du brauchst eine andere; der Seppi soll zu Pfingsten zur ersten Communion und dazu bedarf er eine neue Jacke. Nicht? Soll das nicht Alles beschafft seyn und kann es ohne Geld geschehen? Nein! Nun also. Darum muß ich mich rühren und dies Jahr schon ein paar Wochen früher in die Berge.“

„Du bist 'n kreuzbraver Mann, Jakob; und ich ein einfältig Weib,“ sagte Grete und fuhr wieder mit dem Schürzenzipfel nach den Augen. „Gott behüt' di!“

„Na, laß gut seyn, wenn i auch nicht just müßte, i könnt's doch nimmer lassen,“ sagte Jakob; „'s liegt Einem so im Blute, wie der Vater selig sagte; und so lang i g'sunde Glieder hab', müßt i doch 'nauf!“ — Wieder dampfte er ein Weilchen, dann fuhr er mehr zu sich selbst redend fort: „und soll mir einmal etwas passiren, so möcht' i doch unsern Herrgott bitten, daß er mich lieber gleich den Tod eines ehrlichen Gemsenjägers sterben läßt, als daß ich 'n elender Krüppel würde, der Nichts nutz ist.“

Frau Grete sah entsetzt auf ihren Mann; so etwas hatte sie noch nie von ihm gehört.

„Da siehst Du nun, auf was für närrische Gedanken Du Einem bringen kannst!“ sagte Jakob wieder etwas barsch, klopfte die Asche aus seinem Pfeifchen, und wenig Minuten darauf wurde die Stille der Nacht nur durch die tiefen, ruhigen Athemzüge des schlafenden Ehepaares unterbrochen.

Noch lagen die Tiefen der Thäler in Nebelschleier gehüllt, und die hohen Firmen der Gletscherwelt ragten noch in mattem Grau gegen den sich aufhellenden Morgenhimmel empor, als Jakob Zurflüe und sein Sohn auf steilen Pfaden emporzusteigen begannen.

„Hast auch Deinen Morgensegen nit vergessa, Seppi?“ fragte der Vater.

„Nein, Vater, das thu' ich nimmer!“

„So recht, mein Sohn, bleib' Du dabei! 'n ehrlicher Gemsjäger darf allerwege unsern Herrgott nit aus den Augen lassen,“ ermahnte der brave Jakob, indem er höher und höher steigend seinem Sohne voran klomm.

Endlich erglühten die Spitzen der Jungfrau, die des Finsteraarhorns, des Wetterhorns und allmälig auch die übrigen Zacken dieser schönen Krone der Mutter Erde im Morgenlicht; Jakob holte die Eissporen hervor, denn vor ihnen dehnten sich Gletscher, die sie aufwärts zu erklimmen hatten.

„Jetzt paß auf, Sepperl," sagte er nach einer Weile mit leuchtenden Augen zu dem Knaben, „bald wird sich der Adler erheben; um nach Atzung auszufliegen; erst wenn er über jene Felskante ist, drück' ich ab, denn sonst fällt er zwischen die Klippen. Du magst mitzielen; wollen sehen, ob Du ihn triffst."

Glühend vor Verlangen und Eifer, erfaßte Seppi seine Büchse.

„Nur kaltes Blut!" ermahnte der Vater.

Noch eine Viertelstunde gespannter Erwartung: da, als die Sonne des Adlers Felsklippe erreichte, entfaltete er seine Schwingen und erhob sich stolz gen Himmel, während seine Jungen ihm nachschauten und die kleinen Flügel rührten. Zweimal blitzte es, aber so gleichzeitig, daß nur ein Knall sich an dem Felsen ringsum brach und aus den freien Lüften herunter sank der Adler, der sich mächtig mit der einen Schwinge zu halten suchte, während die andere gebrochen herabhing.

„Vater, soll ich noch?" rief Seppi und legte an.

„Setz ab!" befahl Jakob, „er hat genug an meiner Kugel!"

Und wirklich war in einigen Augenblicken der Todeskampf des Thieres geendet und leblos fiel es zur Erde, aber in die wild geklüfteten Zacken jenseits des Gletschers.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Auch in Stockholm gibt es Krinolineprozesse. Ein Frauenzimmer erschien neulich dort auf der Straße, deren Rock alles früher Gesehene weit übertraf. Von Straßenjungen, Dienstmädchen und Gaffern verfolgt, setzte sie ihren Weg unbeirrt durch die lebhaftesten Stadttheile fort, bis die Polizei dem wachsenden Lärmen ein Ende machte und die aufgeblasene Anstifterin abführte. Wie sie aussagte, war sie zu dem Gange durch die Straßen von einem Bürger gemiethet worden, der die Krinoline haßte. Der Bürger, welchen sie bezeichnete, räumte die Wahrheit der Aussage ein und fügte hinzu, daß er noch 25 ähnlich angezogene Frauenzimmer in die Gassen schicken werde, um seinem Hasse gegen die entstellende Tracht Luft zu machen.

Die Schlauheit der Bewohner der Normandie ist sprüchwörtlich. Aus Anlaß der Festlichkeiten in Cherbourg erzählt ein Chronikenschreiber folgenden Zug aus der Reise Ludwig XVI. im Jahre 1786 durch jene Provinz: Als der Wagen des Königs im Schritte den Hügel von Saint-Laurent, zwischen Lisieux und Houfleur hinabfuhr, ging ein Bauer neben dem Wagenschlag her und sang aus vollem Halse Reimlieder zu Ehren des hohen Reisenden. Dein Lied ist schön, sagte der König, wer hat es gemacht. Eh! pardine, Sire, ich! Du? Wahrhaftig? Bis! Bis! — Bis? Was heißt das? — Das heißt, fang von Vorne an. Als er geendet hatte, zog der König seine Börse und drückte ihm einige Louisd'ors in die Hand. Der listige Gevatter reichte die andere hin und rief: Bis, Sire, Bis! Der König lachte herzlich über diesen Einfall des Normanen und fing von Vorne an.

Der Oberländer Anzeiger aus Bern theilt folgendes Recept für Schweizer Ehren-Erklärungen aus dem Aargau mit: Ein Bürger von Mumpf, der wegen Beschimpfung des dortigen Gemeinde-Ammans vom Bezirksgericht Rheinfelden zu einem Widerruf verurtheilt wurde, gibt in der Frickthaler Zeitung folgende Ehren-Erklärung: „Schlecht und liederlich habe ich den Herrn Amman von Obermumpf genannt, das ist wahr; allein ich muß bekennen, daß er ein Ehrenmann ist!"

„Mama schickt mich, Sie auf heute Abend zu ihr zum Thee zu bitten!" sagte ein kleines Mädchen zu einer Nachbarin. — „„Hat sie nicht gesagt, um welche Stunde, liebe Kleine?"" — „Nein, Madame, sie sagte nur, sie wollte Sie einladen, weil es doch einmal seyn müsse, und dann sey die Qual überstanden, — sonst sagte sie Nichts."

Auflösung der Charade in № 101:
Braunschweig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Sonntag, 29. August 1858.

Pflicht und Liebe.
Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Tausend Gedanken jagten einander in ihrem jugendlichen Haupte. Es däuchte ihr, als schimmere ihr ein Strahl von Hoffnung: sie sah Rudolph in seinen Bemühungen glücklich — begehrte sie doch keinen Reichthum, sondern nur so viel, daß sie mit ihm und ihrer Mutter zufrieden leben konnte! Aber wenn seine Bemühungen, eine Stelle zu erhalten, fruchtlos waren? Dieser Gedanke, welcher erst durch den inneren Kampf in ihrer Seele erwacht war, schmetterte sie nieder. Ein kalter Schauer durchrieselte sie. Demuth und Mangel würde sie ertragen und unvermählt bleiben können — aber durfte sie eine glänzende Zukunft von sich weisen, welche ihre Mutter glücklich machte? Und wenn sie all' die Reichthümer, all' die Liebe von dem edlen Manne annahm, welcher ihre Hand begehrte, machte sie sich dann nicht der niedrigsten Heuchelei schuldig — konnte sie einem Andern als dem Einen ihre Hand reichen, welchem ihr ganzes Herz gehörte?

Und neben dem jugendlichen Wesen, das unter dem heftigen Kampf in tiefster Seele sich kaum aufrecht zu halten vermochte, schlummerte die alte kranke Frau sanft und süß, wie ihre regelmäßigen Athemzüge bewiesen.

Johanna schritt leise an das Bett der Mutter und beugte sich über sie; ohne daß sie es wußte, rollten zwei heiße Thränen auf die Wange der Schlummernden.

Die Letztere erwachte und Johanna schien während ihren eifrigen Bemühungen, die Kranke zu pflegen und während der Gespräche, welche sie mit Dieser anknüpfte, um sie zu zerstreuen, für einige Zeit ihr Leid zu vergessen. Sie verschwieg ihrer Mutter die beiden Erklärungen, die ihr heute gemacht worden, und den Eindruck, den dieselben bei ihr zurückgelassen; denn warum sollte sie die Kranke durch Verhandlungen über eine Zukunft beunruhigen, welche ihr selbst einen solchen Kampf kosten mußte? —

Der folgende Tag war ein herrlicher Frühlingstag. Die Sonne funkelte durch die Fensterscheiben und goß einen hellen Glanz auf die blauen Veilchen vor dem Fenster, welche Johanna bis dahin so große Freude gemacht hatten. Denn der Platz, den sie von ihrem Zimmer aus überschauen konnte, war ein öder Hofraum und rings von kahlen Mauern eingeschlossen, deren einförmige graue Fläche durch kein grünes Blättchen unterbrochen ward.

Die Luft war rein und klar, der Himmel lichtblau und die Vögel zwitscherten und sangen fröhlich rings umher; allein auf Johanna machte dieser Frühlingsjubel jetzt keinen Eindruck. Sie schaute über die blühenden und knospenden Veilchen nach den grauen, kahlen Mauern hinüber — die freudigen Strahlen der Sonne drangen nicht in ihr bekümmertes Herz hinein. Sie war so schweigsam und traurig, wie sie es noch nie gewesen, obgleich sie ihren Gram der Mutter zu verbergen suchte, welche sie mit unruhigen Blicken beobachtete.

„Ist Etwas an Deiner Stickerei verdorben, liebe Johanna?" fragte die Letztere. „Du bist ja so still und traurig!"

„O nein — sie ist noch unversehrt," entgegnete Johanna, indem sie ihre vollendete Arbeit der Mutter aufrollte.

„Das Alles hast Du in diesen wenigen Tagen gestickt!" rief die erstaunte alte Frau aus. „Du strengst Dich zu sehr für mich an, mein theures Kind — Du schadest Deiner Gesundheit. Aber es wird besser werden, wenn mein Traum mich

nicht täuscht!" fuhr sie lächelnd fort. „Ich habe Dich in der vorigen Nacht gesehen, so schön, als ich's mir wachend nie vorgestellt habe. Ein seidenes Brautkleid umhüllte Deine schlanke Gestalt; ich sah einen großen, prächtig geschmückten Saal und Deinen Bräutigam......"

Diese Worte drangen wie Dolchstiche in Johanna's Herz; aber sie lächelte dennoch und erwiederte:

„Nun, liebe Mutter, eh' der reiche Bräutigam kommt, muß ich zuvor für unser Frühstück sorgen."

Damit eilte sie hinaus und ihre Mutter dachte, sie habe sich in Betreff der Traurigkeit ihrer Tochter getäuscht, da diese ganz aufgeräumt sey.

Johanna wollte eben die Treppe hinabeilen, als sie plötzlich ihren geliebten Rudolph vor sich erblickte. Ein Schrei der Freude und des Schmerzes entfuhr ihren Lippen. Aber seine Miene kündete kein Glück an.

„Vergebliche Mühe!" stieß er hervor. „Ein Spielball trügerischer Hoffnung bin ich gewesen! Ach, Johanna! wenn Deine Liebe mich nicht aufrecht hielt — was sollte aus mir werden!"

„Es harren unser vielleicht noch herbere Prüfungen," versetzte das Mädchen mit zitternder Stimme. „Aber was auch geschehen möge — meiner innigen Liebe kannst Du stets versichert seyn."

„An ihr werd' ich nie zweifeln — eher würd' ich an mir selbst zweifeln!"

„Auch wenn der Schein gegen mich wäre?"

„Auch dann, Johanna. Aber welcher Schein könnte gegen Dich seyn?"

„Hör' mich ruhig an, Rudolph," entgegnete sie und erzählte ihm darauf, was sich am Abend zuvor begeben hatte.

„Und Du solltest Dich aufopfern müssen, weil ich Dir keine sichere Existenz anbieten kann!" rief Rudolph schmerzlich, nachdem er Alles vernommen. „Wehe mir Unglücklichen! Nein, ich klage nicht um mein eignes Leid — Dein Geschick verursacht mir Pein. Würdest Du Dich zu dem Opfer entschließen können? Würdest Du mich so namenlos unglücklich machen können? Nein, ich kann Dich keinem Andern abtreten — niemals!"

„Rudolph, Du weißt, daß mein ganzes Herz Dir allein gehört, daß Dein Schmerz der meinige ist und daß ich so doppelt leiden würde, wenn ich Dich für immer verlassen müßte. Gott weiß, wie schwer es mir fallen würde, dies Opfer zu bringen — aber, wenn es seyn muß, so sey nicht schwächer als ich! Ich werde für die Liebe sterben, um für meine Mutter zu leben! Aber gib noch nicht alle Hoffnung auf," fuhr sie tröstend fort; „acht Tage können noch Manches verändern und meine Mutter weiß noch Nichts von der doppelten Bewerbung um mich. Gott wird mit uns seyn!"

„Edles Mädchen!" rief Rudolph und drückte einen Kuß auf ihre Hand, welche sie ihm zum Abschied reichte. „Es wäre schrecklich für mich, sollt' ich Dich verlieren! Doch nein — das wird nicht geschehen: ich habe noch acht Tage!"

Mit diesen Worten eilte er rasch von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erbe eines Alpenjägers.

Ein Lebensbild von J. E. Mand.

(Schluß.)

Einen Augenblick schaute ihm Jakob betroffen nach. „Haben müssen wir ihn aber doch," rief er entschlossen, „zuvor aber laß uns die Jungen aus dem Neste holen."

Das war nun freilich ein gefährliches Stück Arbeit; die Klippe fiel fast senkrecht ab, und der Raum, wo der kühne Jäger stand, um die sich sträubenden jungen Adler in seinen Sack zu stecken, war nur wenig Fuß breit, und neben ihm gähnte die Tiefe. Um den Leib hatte er ein Seil geschlungen, dessen Ende der kräftige Seppi, fest gegen einen Felsblock gestützt, mit höchster Anstrengung hielt und wieder anzog, sobald der Vater pfiff.

„So war's brav, mein Bursch! allein wär' ich nicht wieder heraufgekommen," lobte Jakob, indem er sich den Schweiß von der braunen Stirn trocknete, den Knaben; „die Schreihälse, die schon ganz tapfer um sich hacken, haben wir nun; jetzt aber noch die Alte! Sie wär' wohl noch ein hundert Schritt über die Klippen geflogen, wenn Du ihr den Flügel nicht zerschossen hättest, mein Junge. Aber für den Anfang war's doch nicht schlecht."

Nach dem Thauwetter und dem Schneesturme von gestern war der Gletscher ungeheuer schwer zu passiren, und Jakob mußte mehr als einen Umweg machen, um unsichere Stellen zu umgehen.

„'S ist seltsam verändert hier," sagte er, prüfend um sich schauend; „ich kann den breiten Spalt nicht wieder finden, der hier seyn muß; überall Schneehügel und kleine Risse im Eis, wie

ich mit dem Eisen fühle. Ich glaube, der Spalt ist weiter unten; drum frisch auf! geh' du voran, Seppi, und schau aus, wo der Adler liegt."

„Dort hinüber, Vater?" fragte Seppi mit einem Blick des Zweifels, „und wenn der breite Spalt nun gerade unter den Schneewehen liegt? Hörest du, wie's anfängt überall zu rieseln und zu knacken, wo die Sonne hinkommt? Laß heut den Adler, 's ist zu unsicher."

„Hasenherz!" schalt der Vater, „wozu hast Du da den Alpenstock? Kannst Du nicht mehr ein paar Fuß weit springen?"

„Laß mich nicht dort hinübergehen, Vater," drängte der sonst so muthige Seppi, dem vor einer unsichtbaren Gefahr bangte. Jakob schaute ihn finster an; er war nahe daran umzukehren, aber er that es nicht, denn sein Sohn sollte gerade die erste Anwandlung von Scheu besiegen lernen. „Nun, so bleib zurück, bis ich drüben bin," sagte er entschieden, „dann folg' nach."

„Vater!" flehte Seppi, aber schon schritt dieser vorwärts, mit seinem Stock prüfend, bevor er den Fuß niedersetzte; der Sohn nahm den Sack wieder auf den Rücken und wollte folgen; da stand Jakob einen Augenblick still und rief ihm ein donnerndes „Zurück!" entgegen. Es krachte rings um ihn her, vergebens setzte er den Stab zum Sprunge an, die trügerische Fläche öffnete sich jäh vor ihm her und rettungslos versank der Vater in die eisige Tiefe.

Ein einziger entsetzlicher Schrei rang sich aus der Brust des Sohnes und klang schauerlich von den Felsen wieder: gelähmt vor Schreck starrte er ihm nach, bis auch unter seinen Füßen ein leises Krachen sich hörbar machte und der Instinkt der Selbsterhaltung ihn zum Bewußtseyn brachte. Wie verfolgt von allen Dämonen der Wildniß stürzte er von dannen und nach einigen Stunden Wegs auf den steilsten Pfaden, brach er mit dem Rufe: „der Vater! der Vater! Um Gottes Barmherzigkeit willen, Mutter!" an der Thüre der Hütte zusammen. Die Mutter trat eben davor und schaute nach ihren Lieben aus. —

In der Blockhütte, die in der Nähe des prächtigsten der Wasserfälle, der Handeck, im Oberhaslithale steht, sprechen in den kurzen Sommermonaten wohl Hunderte von Reisenden ein, um dort auszuruhen und sich zu erquicken. Daneben in einem offenen Schuppen saß im Juli des Jahres 1853, wenig Wochen nach jenem Unglücksfall, ein blonder Knabe mit sonnenbraunem Gesicht, neben einem sehr großen, grob geschnitzten Käfig. Er zog mit einer gewissen Feierlichkeit das Brett davon hinweg, sobald sich Schaulustige fanden, die zwei darin befindliche junge Adler sehen wollten, und nahm stumm und ohne Freude die Münze, die man ihm dafür gab.

Der Führer hatte uns schon vorher seine traurige Geschichte erzählt und wir traten voll Theilnahme zu dem armen Seppi.

„O, mit dem hat's jetzt gute Zeit!" sagte Jener, nach der Art solcher Leute, bei denen die Sorge um das tägliche Brod sehr bald wieder jede andere Empfindung überwiegt — „dem hat der Jakob 'n gut's Erbtheil hinterlassen! Erst verdient er sich mit den Gelbschnäbeln da ein hübsches Stück Geld und dann verkauft er sie an 'n Professor oder an 'n kuriosen Engländer."

„Hat man denn die Leiche des Verunglückten gefunden?" fragte ein anderer Führer den ersten.

„Ja, erst vor Kurzem konnten sie mit Leitern und Stricken dazu," entgegnete der Gefragte — „und denkt Euch, der Jakob war ganz wohl erhalten — nicht einmal seine Kleider waren gerissen. Dort der Seppi hat jetzt die Jacke an."

„Und wenn Du einmal die Vögel verkauft hast, Seppi," fragte ihn Einer von uns, „was wirst Du dann da thun?"

Der Knabe sah uns mit seinen ehrlich blauen Augen ganz erstaunt an: „Was ich thun werd'? Ei, was der Vater that," antwortete er und der frische Muth — dies beste Erbtheil des braven Jakob — schaute ihm dabei aus dem ganzen Gesicht, indem er mit Stolz hinzufügte: „i werd' ein Alpenjäger."

Mannigfaltiges.

Ein vielgesuchtes Genußmittel des Orients ist die Betelnuß, der Same einer Palme, so groß wie eine Kirsche, hart und von zusammenziehender Wirkung. Man kaut sie mit Aetzkalk und den Blättern des Pfefferbaums. Der Verbrauch ist enorm, ganze Schiffsladungen gehen von Sumatra, wo die Palme hauptsächlich gedeiht, nach Malacca, Siam und Cochinchina. Die Vorbereitung des Betels zum Kauen geschieht in Ostindien allgemein von den Frauen: sie schneiden die Nuß in kleine Stücke und wickeln sie in Muschelkalk bestreut zwischen die Pfefferblätter. Solche Rollen werden Auyos genannt und sind gebräuchlich wie bei uns die Cigarren; man bietet sie dem Besuch an wie diese und die jungen Mädchen betrachten es als eine Liebeserklärung, wenn ihnen Jemand die

Betelnuß anbietet, die er eben selbst gekaut hat! Die Betelnuß verleiht dem Munde eine frische Röthe, stärkt das Zahnfleisch und gibt dem Athem einen angenehmen Geruch, auch besitzt sie die Wirkung wie schwarzer Kaffee, nämlich aufheiternd und zugleich den Rausch zerstörend, zu wirken, weßhalb sie viel als Gegengift des Opiums gebraucht wird. In Europa kennt man sie fast gar nicht, nur zuweilen wird sie unter Zahnpulver gemischt.

Der Spottname „Schulfuchs" verdankt seinen Ursprung einem Schulmann des sechszehnten Jahrhunderts, Justus Ludwig Brismann, auch Bryschmann und Quellmann genannt. Er war zuerst Quartus am Gymnasium zu Hof, seit 1550 Rektor an der Rathsschule zu Naumburg an der Saale, später Rektor zu Zwickau und seit 1753 bis zu seinem 1785 erfolgten Tode Professor der griechischen Sprache an der Universität Jena. Bryschmann war nach Art vieler Schulmänner pedantisch und trug gegen die damalige Sitte einen mit Fuchsfellen gefütterten Mantel, auch wohl ein mit Fuchspelz verbrämtes Oberkleid, als er nach Jena kam, wo ihn die Studenten bald „Schulfuchs" nannten, welcher Name auch später Manchem beigelegt worden ist, der eben nicht in Fuchspelz sich hüllte.

Der amerikanische Pferdebändiger Narey hat mit seiner geldmachenden Erfindung einen Bändiger anderer Art hervorgerufen. Ein Landsmann von ihm erbietet sich eben gegen die Kleinigkeit von 50 Dollars jede Frau, die ihren Eheherrn durch Eigensinn, Launen, Herrschsucht oder andere derartige liebenswürdige Eigenschaften plagt, in kurzer Zeit lammfromm zu machen!

Auf einem neuen, in Rotterdam eben sehr beliebten Fahrzeuge, sog. Wasserschuhen, was weiter nichts als zwei mit einander verbundene kleine Balken sind, auf welchen der Ruderer mit einem doppelten Ruderholze freisteht, macht eben ein leidenschaftlicher Liebhaber dieses Vergnügens die Reise von Rotterdam nach Köln, und will in Folge einer Wette in sieben Tagen an seinem Ziele seyn.

In Belgien, wo sich die Unternehmer von Tanzgesellschaften über die Verminderung ihrer Einnahmen in Folge der allzu umfangreichen Krinolinen beklagten, ist jetzt an einigen Orten ein Krinolinmesser eingeführt worden, und müssen diejenigen Damen, deren Krinolinen einen gewissen Umfang überschreiten, ein erhöhtes Eintrittsgeld bezahlen.

Aus Naumburg a. d. S. wurde jüngst durch die Voß'sche Zeitung eine Anekdote über den Minister v. Westphalen und das Verbot des Tabakrauchens erzählt. Diese Anekdote ist, wie der „N. P. Z." jetzt von dort berichtet wird, vollständig aus der Luft gegriffen. Von einer Anwesenheit des Ministers ist daselbst durchaus nichts bekannt geworden und die Aufhebung des bezüglichen Verbots des Tabakrauchens ist bereits im Februar d. J. erfolgt.

Komprimirte Milch. Das komprimirte Gemüse hat eine Nachfolge gefunden in komprimirter Milch. Eine Probe von letzterer ist mit Proben des ersteren von einer Pariser Fabrik versandt worden und es sollen damit, wie es heißt, in Lazarethen Versuche gemacht werden. Der Fabrikant empfiehlt seine komprimirte Milch unter Anderem auch zum Genuß in belagerten Festungen und in Feldlazarethen.

Die amerikanischen Turner beabsichtigen, demnächst eine Turnfahrt über England nach Hamburg zu veranstalten. Wenigstens wurde dieses Projekt angeregt und soll ausführlicher besprochen werden.

Räthsel.

Ich bin ein heiterer Gesell,
Und überall des Frohsinns Quell,
Darum von Jedem gern geseh'n,
Wohin ich immer auch mag geh'n.
Ich darf nicht fehlen bei dem Feste,
Willkommen heißt man mich auf's Beste,
Mein Witz ist ohne Bitterkeit,
Mein Satyr voll Gemüthlichkeit,
Die Narrenkappe schüttl' ich oft
Und sag' die Wahrheit unverhofft.
Und treibt es mich was durchzuhecheln,
So muß ich oft mit Thränen lächeln.
Mein Feind und Gegner kann allein
Doch nur der Hypochonder seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Dienstag, 31. August 1858.

Pflicht und Liebe.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Rudolph Verwoerd war ein junger Mann von bedeutenden Anlagen. Von Jugend auf hatte er sich mit dem größten Eifer auf die Malerei gelegt und es darin zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Allein das Verdienst wird nicht immer anerkannt und der unbemittelte Maler konnte nur mit genauer Noth seinen Lebensunterhalt gewinnen. Als er aber Johanna kennen gelernt, als ihre Anmuth und ihr sanfter liebenswürdiger Charakter sein Herz gefesselt und das stille, aber mächtige Verlangen in ihm erweckt hatten, sie einst die Seine zu nennen, da hatte er sich bemüht, auf eine andere Weise seinen Unterhalt zu erwerben. Er hatte sich um eine kleine Stelle beworben, aber überall war er abgewiesen worden. Was vermochte auch ein armer Maler ohne Fürsprache, ohne Protektion? In den letzten Tagen hatte er neue Hoffnung geschöpft und sich der Liebe Johanna's versichert, um nachher, wenn er sein Ziel erreicht, den Segen ihrer Mutter für ihren Bund zu erflehen; er hatte gehofft und geträumet, wie ein vierundzwanzigjähriger Jüngling träumt, der kühn den Kampf mit dem Schicksal aufnimmt und sich überreich durch seine Liebe fühlt — aber nun war Alles, Alles vorbei — jegliche Hoffnung war verschwunden. Er sah eine Menge von Jahren vor sich wogen und er zweifelte daran, ob er die Kraft habe, diesem Strom zu folgen, so lange er von demselben fortgetragen werde.

Es ist schrecklich, solch' eine Leere in seinem Herzen zu fühlen, wenn man den Gipfel seiner Wünsche erreicht zu haben glaubt. Dennoch verkannte er Johanna nicht; er wußte, daß die Pflicht sie rief; er wollte durch sein Leid das ihre nicht vermehren.

Acht Tage vergingen den beiden Liebenden in Traurigkeit und Angst. Es hatte sich in ihrer Lage Nichts geändert und am neunten Tage sagte Rudolph seiner Vaterstadt und dem Gegenstand seiner innigsten Liebe für immer ein Lebewohl.

Der Abschied war herzzerreißend. Johanna hatte sich ihrem Leid gegenüber stark geglaubt — aber als sie den Schmerz Rudolphs sah, vermochte sie sich kaum aufrecht zu erhalten. Der lebenslustige Jüngling war gänzlich verändert; seine Augen blickten starr und glanzlos vor sich hin — fast hätte er Johanna beneidet, daß sie noch weinen konnte. Sie hatten einander Lebewohl gesagt — aber wieder und wieder kehrte Rudolph zurück und der Kampf zwischen Pflicht und Liebe erneuerte sich jedes Mal mit doppelter Macht.

Johanna bezwang endlich ihren Schmerz: selbst fast der Verzweiflung nahe, tröstete sie den muthlosen Jüngling und ihre Worte schenkten ihm Kraft, das Leben zu tragen. Die Zukunft lag leer und freudenlos vor ihnen; aber Rudolph wollte das Glück Anderer befördern, da er selbst keine Aussicht auf Glück hatte; er wollte in der Ausübung seiner Kunst Trost suchen; er wollte Meister in derselben werden und jeder Lorbeer, den er erntete, sollte der Geliebten geweiht seyn.

Und Johanna?

Doch wir wollen Rudolph auf seiner Reise folgen. Die ersten Monate gingen farblos und traurig vorüber. Er zog durch die Schweiz, aber die herrlichen Landschaftsbilder machten keinen Eindruck auf das sonst für Naturschönheiten so empfängliche Herz des jungen Malers. Er betrat den wunderreichen Boden Italiens, aber der tiefblaue Himmel erfreute ihn nicht, der Schatten der dunkellaubigen Bäume erquickte ihn nicht, die reizenden Farben und Dufte entzückten ihn nicht — ja die Kunst selbst schien die Macht verloren zu haben, ihn zu durchglühen und zu bezaubern.

Endlich aber ging die niederdrückende Unthätigkeit in stillen Eifer über. Die Kunst ward sein Eins und Alles; sie rief ihm in ihren edelsten Formen stets das Bild Johanna's in's Gedächtniß zurück. Er fand Erholung und Trost in den unschätzbaren Gemäldegallerien, wo Maler wie er, häufig Unglückliche wie er, die Gedanken und Bilder, welche ihrer Seele vorgeschwebt, auf die Leinwand gebannt hatten. Es ist herrlich, ein Künstler zu seyn und wilde Phantasien und zarte Gefühle in Farben zu verkörpern oder in Klängen ausströmen zu können, das fühlte Rudolph. —

Als er sich zu Neapel befand und eines Abends spät von einem Spaziergang zurückkam, hörte er in einiger Entfernung von der Stadt verworrenes Geschrei. An dergleichen Scenen gewöhnt, eilte er sogleich nach dem Orte, von dem die Stimmen herüberschallten und erblickte einen Fremden, der schwer verwundet war, sich aber dennoch mit Anstrengung seiner letzten Kräfte gegen zwei Banditen vertheidigte.

Rudolph zog sogleich seinen Stockdegen und warf sich auf die Banditen, welche, durch diesen plötzlichen Angriff und durch die nahenden Stimmen erschreckt, die Flucht ergriffen. Der Maler brachte den Fremden, welcher ein Seemann zu seyn schien, mit Hilfe eines inzwischen herbeigekommenen Neapolitaners in ein benachbartes Haus und widmete ihm die sorgfältigste Pflege.

Als er während der Nacht am Bette des Verwundeten wachte, war es ihm, als ob das gebräunte Gesicht desselben mit den Zügen Johanna's Aehnlichkeit habe. Er lächelte über diese Stärke seiner Einbildungskraft, fühlte aber dennoch eine gewisse Freude darüber. Nachdem ihm der Arzt versichert hatte, daß der Zustand des Verwundeten nicht mehr gefährlich sey, überließ er den Letztern der Pflege seines Dieners, welcher seinen Herrn überall gesucht und endlich aufgefunden hatte und entzog sich den Aeußerungen des Dankes, womit ihn der Fremde überhäufte. Dieser stellte zwar genaue Nachforschungen nach seinem Retter an, konnte aber nur in Erfahrung bringen, daß derselbe ein Maler sey, welcher wahrscheinlich Rudolph Vermoerd heiße; woher er gekommen sey und wohin er sich begeben habe, wußte Niemand zu sagen. —

Das Loos Johanna's war härter. Sie sollte die Gattin eines Mannes werden, welchen sie achtete, aber nicht lieben konnte. Sie hatte in eine Heirath willigen müssen, an die sie nur mit Angst dachte. Die Krankheit ihrer Mutter hatte sich wieder verschlimmert, nachdem man schon die Hoffnung auf ihre volle Genesung gehegt. Die alte Frau Winter, ihre Jugendfreundin, hatte ihr trotz der eigenen Kränklichkeit allen möglichen Beistand geleistet und endlich ein langes Gespräch über die Zukunft ihrer Tochter mit ihr gehalten. Sie erzählte der Kranken von der Liebe ihres Sohnes zu Johanna und die Erstere war außer sich gewesen vor Freude über die herrliche Aussicht, welche sich ihrem Kinde öffnete, da sie wußte, daß Winter nicht allein reich, sondern auch ein edler Mensch und liebevoller Sohn war.

Johanna, welche ihre Mutter durch diese neue Hoffnung so beglückt sah und sich all die Annehmlichkeiten und Freuden vorstellte, die sie der armen Leidenden bereiten konnte, zauderte nicht länger, Winter ihr Jawort zu geben. Rudolph wußte ja doch, daß sie ihn allein liebte und wenn dieser kurze Lebenstraum verschwunden war, so ward sie doch wieder mit ihm vereint. Und während sie mehr als ihr Leben ihrer Kindespflicht und Kindesliebe zum Opfer brachte, während sie die heißen Thränen, welche ihr Auge füllten, mit Gewalt zurückdrängte, ward sie von mehr als einem Mädchen beneidet. Die Menschen wunderten sich und sagten: „Wer hätte das jemals gedacht! Aber man muß nur Glück haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Porträt einer Mutter.

Nach dem Englischen von A. G.

Im Louvre befindet sich das Porträt einer alternden Frau, von Denner gemalt. Während sich Jedermann von dem Bilde angezogen fühlt, weiß doch nicht Jedermann, daß eine seltsame und nahezu romantische Geschichte mit demselben in Verbindung steht. Dies ist indeß der Fall und hier folgt die Erzählung:

Eines Tages wurde Balthasar Denner in seinem Atelier durch den Eintritt eines See-Offiziers aufgestört, welcher plötzlich nach Indien kommandirt war und eifrig wünschte, seiner Mutter Bildniß mit sich nehmen zu können. Nun gab es in London eine Menge Künstler, und ohne dem Stande Unrecht zu thun, darf man hinzufügen, gibt es gleichfalls heutzutage deren gar Viele, welche einen solchen Auftrag mit Herzensfreudigkeit angenommen und kein Bedenken getragen haben würden, nur eine oder zwei Sitzungen zu beanspruchen, das Werk in unglaublich kurzer

Zeit, wohl oder übel, zu vollenden und mit vollster Gewissensruhe das Honorar als gebührenden Lohn für ihre künstlerische Geschicklichkeit einzustecken. Aber Balthasar Denner war kein bedürftiger Mann. Ueberdies lag ihm sein Ruf am Herzen. Nie würde er sich haben entschließen können, um des Gewinnes willen ein bloßes Stück übertünchte Leinwand zu verkaufen; er war ein Maler, der seine Kunst liebte und sich unfähig fühlte, seinen Ruhm für Gold zu opfern. Er weigerte sich daher auf das Bestimmteste, das Werk zu unternehmen. Die Zeit däuchte ihm kurz, das Bild zur Vollendung zu bringen. Ehrenhafter Denner! wie Mancher würde dasselbe zusammengepinselt und „pinxit" in die Ecke geschrieben haben! Aber des jungen Mannes Kummer, seine zärtliche, kindliche Liebe, der Alles bewältigende Wunsch, der ihn nach dem Besitz von seiner Mutter Bildniß zu erfüllen schien, besiegten zuletzt des Künstlers Bedenklichkeiten, erregten seinen Genius, befeuerten sein Talent, und einwilligend begann er das Werk mit jener Begeisterung, welche sicher seyn darf, mit Erfolg belohnt zu werden.

Die erste, zweite, dritte Sitzung fand statt. Denner schritt schnell und erfolgreich mit seinem Werk voran; noch wenige Stunden, und der junge Mann, George Wilson mit Namen, würde seinen erstrebten Schatz in Besitz nehmen können. Zunächst dem höchsten Glücke, der Gegenwart eines geliebten Wesens, ist es das Porträt derselben, welches das menschliche Herz tröstet und erhebt. Aber ach! ehe die Arbeit vollendet war, erhielt Wilson den Befehl, sofort zu seiner Mannschaft zu stoßen und unverzüglich nach Indien abzusegeln. Denn obwohl damals, gerade so gut als heute noch, der althergebrachte Geschäftsschlendrian die von ihm Abhängigen unglaubliche Zeit in Erwartung zu halten pflegte, so war es doch keinem der Letztern gestattet, nur die allerkleinste Frist auf sich warten zu lassen. Der junge Mann riß sich daher los und eilte an Bord des „Drachen," „Skorpions," „Adlers," oder wie noch der Name des Schiffes gelautet haben mag. Er hatte nur noch Zeit, eine Zeile an Denner zu entsenden, womit er ihn bat, das Bild zu vollenden und ihm nach Calcutta nachzuschicken, da er keine Aussicht habe, vor Ablauf von mindestens fünf Jahren zurückzukehren.

Der Künstler that sein Möglichstes, die Mutter zu trösten. Seine Kunst hatte ihn gelehrt, sanft zu seyn und im steten Umgange mit dem Schönen hatte sein Herz sich mit Wohlwollen erfüllt. Er vollendete das Bild und Jedermann pries es als den Triumph der Kunst. Mrs. Wilson übernahm die Absendung desselben nach Calcutta. Vermehrte Ansprüche füllten völlig des Künstlers Muße, die hohe Nobility begehrte in Masse seine Dienste, Glück und Ruhm waren für ihn gemacht. Aber ein widriges Geschick schien sich an das mütterliche Bildniß zu ketten. Bevor die Absendung desselben erfolgen konnte, wurde die Dame krank, ihr Zustand verschlimmerte sich und sie starb. Nach ihrem Tode fanden sich Schulden vor und ihr ganzes Vermögen wurde mit Beschlag belegt. Was sich vorfand, kam zur Auktion; das Bild theilte das allgemeine Schicksal und wurde dem Höchstbietenden zugeschlagen. Händler und Trödler pflegen sich nicht durch feinere Gefühle der menschlichen Natur auszuzeichnen; ihre Empfindsamkeit wird stumpf im feilschenden Getriebe der Welt; für sie ist Alles nur ein mehr oder weniger annehmbarer Handel, — zum Ersten, Zweiten, Dritten, — zugeschlagen!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 18. August trug sich am Controlbureau der großen Oper in Paris ein sonderbarer Fall zu. Tags vorher hatte ein Fremder eine Loge gemiethet; er bezahlte, empfing das Billet, steckte es sorgfältig in ein Portemonnaie, worin sich außerdem 5000 Frcs. in Gold befanden, schob dieses Portemonnaie in die Tasche seiner Rockschöße und wandelte über die Boulevards bis zu den elyseeischen Feldern. Nach Hause zurückgekehrt vermißt er sein Portemonnaie; es war ihm unterwegs aus der Tasche praktizirt worden. Sofort wird die Verwaltung der Oper von dem Verluste des Logenbillets in Kenntniß gesetzt und dem zufolge ein Polizeiagent angewiesen, den Inhaber festzunehmen, wenn er es wagen sollte, sich einzufinden. Um 7 Uhr Abends erscheint richtig das gestohlene Billet, im Besitze eines von zwei Damen begleiteten Herrn. Man nimmt den Herrn auf die Seite und befragt ihn, woher er das Billet habe. Kaum war das Verhör begonnen, als die beiden Damen in ein lustiges Gelächter ausbrachen. Der Verdächtige war der Bestohlene selbst. Einige Stunden vorher hatte er nämlich durch die Stadtpost das Billet — aber nur das Billet allein — zurückerhalten. Die Zusendung war von folgenden Worten begleitet: „Sie haben mir — allerdings

unfreiwillig, einen Dienst erwiesen; ich will großmüthiger seyn als Sie. — Ich könnte Sie des Vergnügens berauben, die Farraris in dem neuen Ballette zu sehen; ich thue es nicht. Sie bleiben mir also zum Dank verpflichtet." Die Polizei forscht dem großmüthigen Diebe nach.

Der Scotish Guardian erzählt: In der Mitte des Oceans, als der „Agamemnon" und die „Niagara" nach Verbindung der beiden Tauhälften, in entgegengesetzter Richtung von einander gehend, die Versenkung des Drahtes begannen, ließ sich eine müde Möve arglos auf dem Kabel nieder, kurz ehe es die Wasserfläche berührte. Die Theerschichte, die das Kabel schützend umhüllt, wurde dem armen Vogel verderblich; seine Krallen verfingen sich darin und vergebens war sein Ringen und Flattern, er ging mit dem Kabel in die Tiefe. Das Angstgeschrei, welches die Möve im letzten Augenblick ausstieß, klang weit über die Wasserwüste hin und wurde auf beiden Schiffen nicht ohne einige Bewegung gehört. Mancher abergläubige Matrose mag darin auch ein böses Vorzeichen gesehen haben.

Rezept, alt zu werden. Der Kardinal Solis, Erzbischof von Sevilla, ein hundertzehnjähriger Greis, den der König von Spanien den glücklichen und ruhmvollen, die Seviller aber den göttlichen Mann zu nennen pflegten, antwortete insgemein, wenn man über sein eben so munteres als hohes Alter sprach: „Ich lebte in meiner Jugend wie ein Alter, darum bin ich in meinem Alter jung. Ich führte ein beschauliches, das ist mit Nachdenken, Betrachten und Studiren beschäftigtes Leben. Meine Diät war sparsam, aber doch gut. Ich trank den besten Wein, aber nicht viel und nur bei kaltem Wetter ein drittes Glas. Ich ritt, oder ging täglich in die Luft und bei Regenwetter in eine bedeckte Halle oder Gang. Diese Lebensart erhielt meinen Körper gesund. Aber zum Altwerden gehört eine gesunde Seele und die meinige hielt sich genau an die moralische Diät, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Dieser Diät habe ich's zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit, ohne verderbliche Leidenschaft, folglich ohne Kummer, bis zu diesem Patriarchenalter dauerte. Jetzt bin ich wie reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegensproßt."

Neue Verbesserung der Orgel. Die Gesellschaft zur Ermunterung der Gewerbe und Landwirthschaft zu Padua hat dem dort wohnhaften Giuseppe Marzolo die große goldene Medaille für Erfindung einer ungemein sinnreichen und genial ersonnenen Vorkehrung verliehen, durch deren Anwendung an Orgel und Klavier es möglich gemacht wird, die von dem Spieler hervorgerufenen Töne neuerdings nach Belieben identisch zu reproduciren und zugleich die entsprechenden Notenzeichen auf Papier zu fixiren, so daß sie mit aller Sicherheit abgelesen werden können. Leider befindet sich, wie der Commissionsbericht beifügt, der geniale Erfinder, gleich den meisten seiner Vorgänger, in den drückendsten äußern Verhältnissen.

Ein glücklicher Gedanke ist oft Alles werth. Ein guter Freund erzählte mir folgende Thatsache. In Petersburg war ein großer Maskenball. Herr v. A. will demselben beiwohnen; seine feuerrothe Maske erscheint dem Portier jedoch etwas bedenklich und der Eintritt wird ihm verweigert. Er hüllt sich also wieder in seinen Mantel, besteigt die noch wartende Miethkutsche und befiehlt dem Kutscher, nach seiner Wohnung, Straße so und so, zu fahren. Der Wagen rollte pfeilschnell dahin und wiegt Herrn v. A. in festen Schlaf. Schon liegt Petersburg hinter dem Dahinjagenden, als der Schläfer erwacht. Es ist so still um ihn geworden und befremdend schaut er sich um, sieht keine Straße mehr, kein Licht, nur die Newa rauscht ihre Wogen dahin. Was soll das? Sollte ihn der Kutscher — —! Er wagt den Gedanken nicht auszudenken und springt aus dem Wagen. „Halt, schöner Herr," ruft nun der Kutscher, „Sie entlaufen mir doch nicht, nur schnell Ihr Geld oder das Leben!" Dabei greift er nach dem Stiefel, in welchem die niedern russischen Volksklassen ihr Messer verwahren. Herr v. A. steht betroffen, aber plötzlich fährt ihm ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Er wirft Hut und Mantel ab und steht als leibhaftiger Satan da. Der Kutscher ist noch mit seinem Messer beschäftigt. Da schreit es hinter diesem: „Du willst mein Geld, ich aber will — Deine Seele!" Was ist das? Der Kutscher fährt herum, ein Blick — und dann sinkt er, wie vom Blitz getroffen, zusammen. Herr v. A. reißt den Wagen herum, jagt in die Stadt zurück, holt die Polizei und erzählt, was vorgefallen. Man findet den Kutscher noch am Boden. Der plötzliche Schreck hat ihn getödtet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Freitag, 3. September 1858.

Pflicht und Liebe.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Noch in demselben Jahr ward Johanna Welzer die Gattin des reichen Bankiers Winter. Dieser wußte es recht wohl — Johanna hatte ihm offenherzig gestanden — daß er niemals Liebe von ihr zu erwarten habe; er wußte auch, wenn sie's ihm gleich nicht gesagt, daß sie eine innige Neigung dem Wohl ihrer Mutter geopfert habe, aber deßhalb bemühte er sich auch, durch doppelte Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit ihr Leid zu verscheuchen und sie für die Freude empfänglich zu machen.

Aber dennoch war er durch den Besitz nicht vollkommen glücklich; der Mangel an Liebe von ihrer Seite verursachte ihm Schmerz. Johanna war eine treue Gattin; sie wußte jede kleine Aufmerksamkeit zu schätzen; sie suchte jede Gelegenheit, um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen, aber es war immer nur Dankbarkeit — Nichts mehr.

Sie hatten eine reiche möblirte Wohnung bezogen und Johanna's Mutter lebte ruhig an der Seite ihrer Kinder. Johanna suchte sich zu überreden, daß sie glücklich sey; wenigstens bestrebte sie sich, es zu seyn, indem sie rings um sich her möglichst viel Gesichter fröhlich machte. Die Dienerschaft wahr ihr mit Leib und Seele ergeben und nannte sie einen Engel.

Ein aufmerksamer Beobachter würde indessen in dem glanzlosen Auge Johanna's ihren heimlichen Schmerz gelesen haben; mitunter verrieth auch ein schnell vorübergehendes Zucken um den Mund, wie peinlich es ihr war, die Blicke voll inniger Zärtlichkeit, welche ihr Gatte auf sie richtete, mit nichts als Dankbarkeit vergelten zu können. Häufig warf sie es sich auch vor, daß sie beim Anschauen des tiefblauen Himmels und der sonnenbeglänzten grünen und blühenden Fluren stets an Italien dachte, wo Rudolph mit Gram und vielleicht mit Verzweiflung im Herzen umherschweifte.

Für kurze Zeit wurden ihre traurigen Gedanken durch ein freudiges Ereigniß verscheucht. Sie schenkte ihrem Gatten einen Sohn. Jetzt war sie kein leidendes Opfer mehr; sie hatte einen Lebenszweck, sie athmete für ein Wesen, welches sie mehr liebte als sich selbst. Sie lebte völlig wieder auf und es gewährte ihr namenlose Freude, Tag für Tag für ihr Kind zu sorgen und dessen allmälige Entwicklung mit liebenden Blicken zu beobachten. Und als der Knabe endlich die ersten Worte zu lallen begann, da däuchte ihr die Welt zu klein für ihr Glück.

War dies reine Glück denn wirklich zu groß für die Vielgeprüfte, daß es ihr entrissen werde, daß die kaum erblühte Blume auf ihrem Lebenspfade so schnell verwelken mußte?

Der Knabe erkrankte und die angstvolle Mutter sah ihn vor ihren Augen sterben. Ihr einziges Glück auf der Welt ruhte im Sarge. Der Tod hatte das blühende Antlitz des Kindes nicht zu bleichen vermocht; ein Kranz von weißen Rosen umgab seine blonden Locken und in jeder Rose perlte eine Thräne — das Letzte, was die unglückliche Mutter ihm in's dunkle Grab mitgeben konnte. Der trostlose Vater geleitete die irdische Hülle seines Kindes nach dem Friedhof und das wehvolle: „Gute Nacht!" welches er in die Gruft hinabrief, ward durch seine Thränen erstickt.

Dieser schreckliche Schlag brachte Johanna ihrem Gatten näher; sie trugen Beide ein und dasselbe Leid; sie fühlte, daß sie ihm vergüten müsse, was er verloren hatte — und dennoch vermochte sie ihm keine Liebe zu bieten. Sie wanderten oft

zusammen nach dem Grabe ihres Kindes und als nun auch bald die beiden Mütter der beiden Gatten das Zeitliche segneten, da ward Diesen der einsame Friedhof ein Heiligthum, wo sie mit wehmüthigem Blick in die Vergangenheit zurückschauten. Dort überkam sie ein stiller Friede und mit Dem, was ihnen in ihrem Geschick bitter erschien, wurden sie eine Weile versöhnt. —

Nach dem Tode der alten Frau Winter zog deren jüngste unverheirathete Tochter bei ihrem Bruder ein. Johanna, deren Schmerz allgemach ruhiger ward und deren Seele danach schmachtete, sich einem andern Herzen mitzutheilen, nahm die Schwester mit Freuden auf. Sie hatte keine leibliche Schwester, sie hatte nur eine Freundin gehabt: die Schwester Rudolphs; aber seit sie von Diesem geschieden war, hatte sie den Briefwechsel mit der Letzteren aus Zartgefühl eingestellt, wie sehr es sie auch betrübte. Darum war es ihr eine innige Freude, ein weibliches Wesen wieder in ihrer Nähe zu haben.

Aber wie bitter ward sie getäuscht! Minna Winter, eine Dame von dreißig Jahren, war eigensinnig und ungesellig, im höchsten Grade selbstsüchtig, hart gegen die Dienstboten und eifersüchtig auf die Vorrechte Johanna's, welche Alles aufbot, um die Unleidliche zu befriedigen. Ihre einzige gute Eigenschaft war eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihren Bruder, der ihr, als er noch ein Knabe war, durch seinen unerschrockenen Muth das Leben gerettet, indem er ein wildes Pferd, das gerade auf sie zurannte, durch einen kräftigen Schlag auf die Seite gescheucht hatte. Aber eben diese Anhänglichkeit machte sie mißtrauisch gegen Alle, welche ihren Bruder umgaben und namentlich auf Johanna, der sie das Leben auf jede Weise verbitterte.

Einem solchen häuslichen Quälgeist gegenüber kann eine Frau ihre Seelenstärke zeigen und Johanna bewies, daß sie des Namens Frau würdig war. Durch Nachgiebigkeit, durch erhöhte Thätigkeit suchte sie den Verweisen Minna's zu entgehen oder, wenn dies nicht gelingen wollte, deren Gegenwart zu vermeiden. Sie bestrebte sich durch doppelte Freundlichkeit und Sanftmuth das Unrecht wieder gut zu machen, welches die mürrische Jungfrau häufig den Dienstboten zufügte; sie beklagte sich nie bei ihrem Gatten und bemühte sich, den häuslichen Frieden, so viel in ihren Kräften stand, zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Porträt einer Mutter.

Nach dem Englischen von A. G.

(Schluß.)

Nach fünf Jahren kehrte George Wilson nach London zurück, mit mehr Gold in der Tasche und mehr Gelb in der Gesichtsfarbe, als er zur Zeit seiner Abreise aufzuweisen hatte, aber er fand weder das Original noch das Porträt. Er fühlte sich, durch zwiefachen Schlag, zwiefach verwaiset. Das Bild würde seinen Kummer gesänftigt haben, aber das Bild war nicht zu finden. Wie konnte er erfahren, was daraus geworden? Dennoch beschloß er, es wieder zu erlangen, und den allmächtigen Zauberer, Gold, zur Erreichung seines Zieles in Bewegung zu setzen. So erfuhr er denn auch, daß es in die Hände von Gemäldehändlern gefallen, von England nach Deutschland und zuletzt nach Holland gewandert sey.

Bald darauf wurden Amsterdams Bilderhändler von einem Engländer — einem reisenden Kunstkenner — besucht. Es war George Wilson, der seiner Mutter Bildniß suchte. Gemälde genug und mehr als genug, waren zu sehen. Inneres von Küchen, Außenseiten von Wirthshäusern, große Licht- und Schatteneffekte, bald eines Palastes, bald eines Gefängnisses, verschwenderische Söhne wie Bürgermeister zugestutzt und Bürgermeister mit ganz derselben ausschweifenden Miene, wie leichtfertige Söhne; — aber all dies behagte dem Kenner nicht. Endlich jedoch fand er den gesuchten Gegenstand: der nachsinnende Ausdruck, die mildblickenden Augen, die einfach gewählte Kleidung, der dämmernde Hintergrund, — kein Irrthum konnte obwalten, es war der Mutter Bild. Hastig fragte Wilson nach dem Preise, aber die Hast verrieth sein Geheimniß, der Händler erkannte den Werth des Schatzes, den er besaß. Er erklärte demgemäß, daß ein so vollendetes Bild ihm nicht feil sey und befahl einem Diener, dasselbe als nicht verkäuflich umgekehrt gegen die Wand zu stellen. Wilson that sein Mögliches, den Händler zum Verkauf des Gemäldes und der Angabe des Preises zu bewegen. Dieser jedoch weigerte sich für den Augenblick so standhaft, obwohl er versprach, sich's bis zum nächsten Tage überlegen zu wollen. Als aber Wilson nächsten Tages nachfragte, verlangte der phlegmatische Holländer einen so hohen Preis, daß an Kauf nicht mehr zu denken war. Er hatte über das Ziel hinausgeschossen. Dennoch setzte der junge Mann seine Bemühungen fort, bis er zu-

letzt benachrichtigt wurde, daß das Bild einem reichen Bürgermeister, als Kunstkenner berühmt, verkauft sey. Man denke sich des treuen Sohnes Verzweiflung. In solcher verließ er des Kunsthändlers Laden und eilte verwirrten Sinnes durch die Straßen, als seine Aufmerksamkeit durch den Anblick eines Gesichtes erregt wurde, welches mitten im Schwarm fremder Physiognomien eine unbestimmte Erinnerung in ihm wach rief. Schärfer hinblickend fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte den Maler Denner. Der junge Mann legte seine Hand auf die Schulter seines so unerwartet wieder gefundenen Bekannten, rief die Umstände ihres ersten Zusammentreffens in dessen Gedächtniß zurück, erzählte die Geschichte seines Kummers und fand in ihm denselben gütigen, theilnehmenden Freund, als ehemals. Reichthum verdirbt. Die meisten Menschen, sobald sie die Höhe des Glückes erreicht haben, vergessen sie diejenigen, welche einst in den niedern Gründen ihre Nachbarn waren. Bei Denner war dies jedoch nicht der Fall. Sich nach dem Namen des Käufers erkundigend, versicherte er den jungen Mann seines wirksamsten Beistandes; „denn," sagte er, „dieser würdige Bürgermeister ist einer meiner besten Freunde und wird mir sicher erlauben, das Bild zu kopiren; weigert er sich indeß, so muß man sich an seine vortreffliche Ehehälfte wenden und sollte beides fehlschlagen, so suchen wir die Theilnahme der Tochter Phöbe zu gewinnen, welche Vater und Mutter zu regieren versteht."

Der gütige Denner machte sich ohne Aufschub an's Werk. Der Bürgermeister erklärte sich der Bitte geneigt und seine Frau und Tochter, Letztere schön und licht wie ein Frühlingsmorgen, interessirten sich warm für des verwaiseten Engländers Geschichte. Sie gingen sogar so weit, sich näher nach ihm zu erkundigen und seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen. Am nächsten Tage stellte Denner ihn vor. Der Bürgermeister fand ihn verständig und angenehm; seine Gattin erklärte ihn für das Muster eines guten Sohnes; des Bürgermeisters Tochter — nun Phöbe sagte eigentlich kein Wort; wenn aber Erröthen etwas bedeutet, so war sie am eifrigsten in seinem Lobe. Der Besuch wurde wiederholt; wieder und wieder kam Wilson zum stattlichen Hause des stattlichen Holländers und jedes Mal konnte man bemerken, daß Phöbe schöner und schmachtender als gewöhnlich aussah und daß, sobald Wilson und der Maler die symmetrischen Spazierwege des Gartens aufsuchten, sie den Blumen desselben ihre besondere Pflege angedeihen ließ.

Eines Morgens sprach Denner bei Wilson vor und machte ihm die überraschende Eröffnung, daß er ihm nicht die Kopie, sondern das Originalgemälde anzubieten komme.

„Unmöglich," sagte der junge Mann; „der Bürgermeister schätzt es zu hoch, ich muß mich mit der Kopie begnügen."

„Aber ich habe diese noch nicht vollendet," sagte der Maler, „und ich gedenke es niemals zu thun!"

„Doch, Sie haben es mir heilig versprochen!"

„Und ich werde mehr halten, als ich versprach."

„Wie kann dies seyn?"

„Ich versichere Sie des Besitzes des Originalgemäldes — und nicht nur dieses allein, sondern in Begleitung einer lieblichen Gattin, würdiger Eltern, der Gunst eines Bürgermeisters und der glänzenden Mitgift von eines reichen Bürgermeisters Tochter."

„Was meinen Sie?" fragte staunend, obwohl erröthend und mit Herzklopfen der junge Mann.

„Geben Sie mir," antwortete der Maler, „das Recht, über Sie zu verfügen und jenen Ring von Ihrem Finger."

„Aber," gegenredete George, „ich habe schon über mich verfügt, meine Neigung ist nicht mehr frei."

„Ich weiß es; aber ich denke, wir haben dasselbe Ziel im Auge."

Der verlangte Ring war ein Andenken der so zärtlich verehrten Mutter und George zögerte, sich davon zu trennen; aber der Maler nannte den Namen „Phöbe" und alle Bedenken lösten sich im Strom der elektrischen Freudigkeit, der plötzlich des jungen Mannes Herz überfluthete.

Denner nahm den Ring und versprach in zwei Stunden wiederzukehren.

Die Holländer sind sprichwörtlich ein langsames Volk. Niemals aber hatten die Stunden, sogar in Amsterdam, George Wilson so lange gedäucht; er glaubte in der That, des Weltalls Kreislauf habe sein Ende erreicht. Die Glocken der Stadtuhren schlugen mit verzweifelter Bedächtigkeit; das Sand im Stundenglase fiel mit außergewöhnlicher Langweiligkeit und die liebe Sonne war vollends am Himmel festgenagelt. Trotz alledem indeß kam Denner endlich zurück. Ohne zu sprechen, drückte er warm seines jungen Freundes Hand und eilte in freudiger Hast mit ihm hinweg. So gelangten sie in des Bürgermeisters Haus; dieser hörte, für zwei und eine halbe Minute lang, auf zu rauchen und machte einige allgemeine Bemerkungen

beglückwünschender und wohlwollender Natur; seine Gattin vergoß einige Thränen und Beide bemerkten zuletzt, daß Phöbe im Garten sey. Braucht man hinzuzufügen, daß George nicht zögerte, sie dort aufzusuchen?

Ebenso wenig bedarf der Schluß vieler Worte. George Wilson heirathete des Bürgermeisters Tochter und unter der Mitgift, so reich und gediegen, wie sie nur holländische Große zu geben vermögen, befand sich das Porträt seiner Mutter, den Namen des Malers und das Datum 1724 tragend, wie sie noch darauf zu finden sind. Wie es später in den Besitz dieses Edelmannes kam, der es seinerseits an die Kunstagenten des Louvre verkaufte, gehört nicht zur Geschichte seines Ursprungs. Doch wohl mögen die Besucher jener Sammlung von Kunstschätzen mit erhöhtem Interesse auf das Bild blicken, wenn sie bedenken, welch' tiefe kindliche Neigung sich einst daran kettete und wie groß und wohlverdient das Glück war, welches sein Daseyn begründete.

Mannigfaltiges.

Belgien kennt vielerlei Preisbewerbungen: Konkurse von Tauben, von Buchfinken, von Drehorgeln ꝛc.; aber Katzenkonkurse kannte es bis dahin noch nicht. Der wallonischen Hauptstadt, Lüttich, war das Vergnügen vorbehalten, zuerst einen solchen Konkurs von einer ganz neuen Sorte zu sehen. Doch sehen ist nicht der eigentliche Ausdruck, indem der Konkurs genau um Mitternacht stattfand, der Stunde, welche Kater Murr und Genossen so besonders in Affektion genommen haben. Der Katzenkonkurs hat übrigens viele Aehnlichkeit mit dem der Tauben; wie dieser besteht er darin, die schleichenden Vierfüßler in einer gewissen Entfernung von ihren Wohnungen loszulassen, und die Katze, die zuerst zurückkehrt, trägt den Preis davon. Vor einigen Tagen wurden nun 28 Katzen, die größtentheils Personen des Stadtviertels jenseits der Maas angehörten, bei der Brücke von Chênée losgelassen. Die zu durchlaufende Distanz betrug über eine Stunde. Die Katze, welche den ersten Preis davon trug, der in einem saftigen Ardenner Schinken bestand, war um halb 1 Uhr unter oder auf dem Dache ihrer Väter zurück; die andern folgten ziemlich rasch nach, und die den zweiten Preis gewann, war eine alte Pelzdame, die schon mehrere Jahre erblindet ist. Nur zwei oder drei schlechte Subjekte haben die Freiheit benutzt, um sich nächtlichen Umhertreibereien zu überlassen. Doch, sie waren nur die Ausnahme, was zu Gunsten der Moralität und der Treue der Race spricht.

Das theuerste Glas Erdbeerbowle ist wohl in diesen Tagen auf dem Bahnhofe zu Frankfurt a. O. getrunken worden. Mit dem von Breslau kommenden Personenzuge langten in einem Coupé erster Klasse ein bejahrter Herr und eine junge Dame an, begaben sich in den Wartesaal und erquickten sich an einem Glas Erdbeerbowle, welche sie noch nicht geleert hatten, als der Zug nach den üblichen Signalen sich in Bewegung setzte. Die Erinnerungen der jungen Dame, der Zug fahre ab, hatte der Herr mit: „Schadet nichts" beantwortet, darnach sich bei dem Bahnhofsvorsteher nach dem Preise eines Extrazuges nach Berlin erkundigt, die dafür verlangte Summe von 110 Thlr. bezahlt, dann in aller Seelenruhe mit den Worten: „Nun können wir noch ein Gläschen trinken," dessen Bestellung abgewartet und in demselben nebst seiner Begleiterin die Reise nach Berlin fortgesetzt. Namen und Stand der Reisenden sind nicht bekannt geworden.

Buchstaben-Räthsel.

Wenn man durch Ränke und durch Tücken
Dich schmälich in die Enge treibt
Und dir dein Recht will unterdrücken,
Bin ich der Trost, der dir noch bleibt.

Mein Erstes weg, du bist zufrieden,
Wenn ich dir nur nicht drückend bin;
Als Schöne lobt man mich hienieden,
Als traurig bring ich nicht Gewinn.

Rückwärts sieht mich der Meister gern,
Wenn er mich bei der Arbeit findet;
Denn nur durch mich wird nah und fern
Ein wahres Meisterwerk gegründet.

Auflösung des Räthsels in № 104:
H u m o r.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Sonntag, 5. September 1858.

Pflicht und Liebe.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Da ereignete sich aber Etwas, wodurch der Schwester Winter's reicher Stoff zu Mißtrauen gegeben wurde.

Was mag Winter doch nur fehlen? dachte Johanna an einem Frühlingstage, als ihr Mann, welcher jährlich eine Geschäftsreise zu machen pflegte, Abschied genommen hatte und sie dem Wagen nachschaute, der ihn rasch davon trug. Noch niemals hatte er so traurig und bekümmert ausgesehen wie in der letzten Zeit und heute hatte beim Scheiden eine so düstre Wolke der Schwermuth auf seiner Stirn gelegen, daß sie ihn halb weinend nach der Ursache gefragt und ihm vorgeworfen hatte, er habe kein Vertrauen zu ihr.

„Ich sollte Dir mißtrauen?!" hatte er geantwortet. „Ich will Dich glücklich sehen!"

Nach diesen herzlichen, aber räthselhaften Worten hatte er ihr den Abschiedskuß gegeben und war abgereist, ohne ihr weitere Erklärungen über das Geheimniß mitzutheilen, welches ihm auf dem Herzen zu lasten schien.

Als Johanna noch darüber grübelte, was ihren Gatten traurig machen könne, trat Minna herein. Diese hatte ebenfalls die düstere Gemüthsstimmung ihres Bruders bemerkt und ihn um eine Erklärung gebeten; da er aber hartnäckig geschwiegen, so hatte sie daraus geschlossen, daß seine Gattin die Ursache seines Kummers sey, denn sonst würde er sich gewiß darüber ausgesprochen haben.

Mit dieser Idee kam sie zu Johanna. Weiche Seelen werden durch Traurigkeit zugänglicher und obgleich die Letztere nicht viel Gutes von Jener zu erwarten hatte, so glaubte sie doch jetzt in ihrem Kommen eine Annäherung zu erblicken. Sie erhob sich und wollte die Eintretende umarmen, allein das unfreundliche Gesicht derselben schreckte sie zurück und kaum vermochte sie die Worte hervorzubringen:

„Ich hätte so gern mit Dir über Heinrich gesprochen!"

„Wie wir doch sympathisiren!" sagte Minna spöttisch. „Ich komme in derselben Absicht. Und was wolltest Du mir mittheilen?"

„Hat Heinrich Dir nicht gesagt, weßhalb er so schwermüthig ist?"

„Mir sollte er das sagen und Dir nicht?!" rief Jene. „Du irrst Dich sehr, Johanna. O es ist wahr, eine Schwester, welche niemals irgend einen Andern geliebt hat, verdiente wohl etwas mehr Vertrauen."

Johanna erröthete vor Entrüstung und Schmerz. Alte Wunden aufzureißen und neue zu schlagen, verstand Minna meisterlich.

„Meinst Du vielleicht," erwiderte Johanna, „daß ich Deinen Bruder nicht genug liebe, um sein Vertrauen zu verdienen?"

„Aber wenn er nun fürchtete, Dich durch das sogenannte Vertrauen tief zu kränken?" fragte Jene. „Ich spreche nur aus Muthmaßung, meine Liebe. Wenn er z. B. fürchtete, sein Frauchen durch das Geständniß zu betrüben, daß deren frühere Liebesgrillen ihn noch eifersüchtig machen, namentlich jetzt, wo er sich auf die Reise begibt?"

„Das hast Du ihm in den Kopf gesetzt!" rief Johanna. „Noch nie hat Winter so von mir Abschied genommen."

„Ich spreche ja nur aus Vermuthung," bemerkte Minna. „Oder wenn mein Bruder zum Beispiel den Luxus nicht fortsetzen könnte, den er zu solch einer Höhe getrieben und zwar Alles aus Liebe zu einer Person, welche er aus der Armuth hervorgezogen hat? 'S ist auch ganz natürlich —

man unterhält die Mutter einer Andern und die eigne Familie leidet Schaden dabei."

„Und das ist Alles, was Du sagen kannst, um mich zu trösten?" schluchzte Johanna.

Minna wollte fortfahren, allein die unglückliche Frau, welche die Schmähungen nicht mehr zu ertragen vermochte, hatte das Zimmer verlassen.

So macht sie's immer, wenn sie sich nicht vertheidigen kann, murmelte die Boshafte. Daß mein Bruder doch auch solch eine Frau genommen hat!

Johanna schmachtete nach der freien Luft. Sie gab der Dienerschaft die nöthigen Befehle und eilte in's Freie. Der Friedhof lag nicht weit von der Stadt entfernt; dort konnte sie ihrem gepreßten Herzen Luft machen, dort, wo sie sich inmitten Derer befand, welche ihrem Herzen theuer waren.

Der Friedhof war ein weiter umhegter Raum, auf dem sich hie und da eine Trauerweide erhob. Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu und die Hitze ihrer Strahlen ward durch ein frisches Lüftchen gekühlt, das in den Zweigen der dichtbelaubten Bäume rauschte. Weit und breit herrschte tiefe Stille; nur dann und wann summte eine Biene um die Blumensträucher, welche die Grabsteine umringten und die scharfen Ecken derselben bedeckten, gleich als ob sie dem Tod ein anmuthiges Aeußere geben wollten.

Johanna setzte sich auf das Grab ihres Sohnes und überließ sich ihren schmerzlichen Empfindungen. Ihr Gatte sollte ihr mißtrauen, sie verachten und doch Liebe heucheln — das konnte nicht seyn. Ihre Schwägerin machte ihr das Leben zur Hölle — und doch mußte sie schweigen. Auf den Gräbern ringsumher rauschten die Trauerweiden, die Frühlingsluft spielte mit den jungen Blättern, die Gräser und Blumen drängten sich allüberall an's Licht der Sonne, die Lerchen jubelten hoch im blauen Aethermeer — Alles erwachte zu freudigem Leben, nur sie allein drückte der Schmerz zu Boden.

Der Friede, welcher sie umgab, übte indessen allgemach einen beruhigenden und tröstenden Einfluß auf sie aus. Nach einem stillen Gebete war es ihr, als ob ein Lichtstrahl die Nacht ihres Schmerzes erhelle. Sie fühlte, daß sie sich einen neuen Wirkungskreis machen könne; dann, hoffte sie, werde sie im Stande seyn, ihr häusliches Leid zu ertragen.

Beruhigt und ermuthigt verließ sie den Friedhof. Am Thor desselben begegnete sie dem Briefträger. Der alte Mann brachte schon seit vielen Jahren dem Hause Winter die Briefe und kannte daher jedes Mitglied der Familie. Um sich einen Gang zu sparen, überreichte er Johanna einen Brief, den sie mechanisch annahm. Aber wie erschrack sie, als sie die Adresse näher ansah! Der Brief war an sie gerichtet und von Rudolphs Schwester geschrieben. Es däuchte ihr, als ob halb vergessene Bilder wieder vor ihr auftauchten; nach mehrjähriger Scheidung sollte sie wieder den ersten Ton der Stimme einer Freundin hören!

Mit fieberhafter Hast lösete sie das Siegel und las. Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Liebe Johanna!

„Hast Du Rudolph noch lieb? Er ist unglücklich — Du allein kannst ihn retten, denn Du bist reich. Rudolph hat von Italien aus eine Reise nach der Nordküste von Afrika gemacht und ist in die Hände der Seeräuber gefallen, welche ihn als Sklaven verkauft haben. Sein Herr fordert siebentausend Gulden für ihn und ich besitze Nichts. Dein Mann gebietet über Hunderttausende und so fleh' ich Dich an, befreie meinen Bruder, wenn Du es vermagst. Rudolph weiß es nicht, daß ich diesen Schritt thue, welcher mich nicht erniedrigt. Dein Herz bürgt mir dafür, daß Du meine Bitte erfüllen wirst, wenn Du es kannst."

Diese wenigen Zeilen verwandelten ihre Ruhe wieder in wilde Aufregung. Was sollte, was konnte sie in dieser Sache thun? Daß die Liebe zu Rudolph noch nicht in ihrem Herzen erloschen war, das bewies das Pochen ihres Herzens, das bewies der tiefe Seufzer, der sich ihrer Brust entrang bei der Erinnerung an die jüngste Vergangenheit. Aber diese Liebe zu dem fernen Unglücklichen war eine so reine und heilige, daß sie ihrem Manne sogleich Alles mitgetheilt haben würde, was sie vernommen, falls derselbe daheim gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thürmer.

Ein Nachtstück aus dem Schwedischen.

Welch hohe Majestät wohnt in euch, ihr himmelanstrebenden Thürme! Ihr Steinriesen mit den schweren Kupferhelmen, auf denen das goldene Kreuz glänzt, wacht über Paläste und Hütten, die sich in buntem Gewühl zu euren Füßen gruppiren! Ihr Tempelhüter, die ihr eure Arme dem Licht, dem Donner des Himmels öffnet, erhebt

eure Häupter hoch über die Menschenkinder drunten, welche im Dunkel zwischen Gräbern herumirren.

Eine gewaltige Sprache redet ihr — es tönt weithin über die Wohnungen der Menschen, über Wald und Feld und Strom. Die Hähen beantworten eure reine, herrliche Stimme und die heiligsten Gefühle erwachen im Herzen der Menschen bei ihrem Klange. Des Winters eisige Stürme und des Sommers sanfter Hauch umwehen euch; aber euer Herz, die Thurmuhr, schlägt doch allezeit den gleichen Schlag bei Tag wie bei Nacht. Die Sonne streift mit ihren Rosenfingern eure dunklen Zacken, wenn sie sich aus den Wogen im Osten erhebt; und wenn die Nacht ihre schwarzen Schleier über die Erde breitet, lehnt der Mond sein bleiches Antlitz an euer Haupt. Doch ihr steht gleichgiltig und kalt für die Liebkosungen beider da, als sähet ihr jenseits des Mondes und der Sonne etwas noch Herrlicheres, etwas Eurer Verehrung und Huldigung noch Würdigeres.

Und doch wohnt bei Nacht und bei Tage ein irdischer Gedanke in eurem Haupt — so irdisch, wie nur irgend Etwas seyn kann. Es ist der Thürmer. Keiner von den Sterblichen steht so hoch als er und Keiner ist doch weniger zu beneiden als er; Keiner ist anspruchsloser als er, und gleichwohl macht Keiner sich mehr bemerklich als er; Niemand steht so leicht über alle Häupter in Palästen und Hütten hinweg und doch wird Niemand so leicht über die Achsel angeschaut als er. Wenn er das messingene Horn, ein Miniaturbild von der Posaune des jüngsten Gerichts, an die Lippen setzt, so dringen die rauhen, eintönigen Laute mit derselben Sicherheit in das Ohr eines wachenden Königs, wie in das des wachenden Bettlers auf hartem Lager. Mit einem Wort, das Loos des Thürmers ist eins der eigenthümlichsten in diesem Leben; aber daß es auch eins der furchtbarsten werden kann, beweist folgende Skizze.

In einer kalten, dunklen Winternacht saß an einem wackelnden Tisch im Thürmerzimmer des Katharinenthurms *) ein Mann in seinen besten Jahren, tief eingehüllt in einen Schafspelz. Vor ihm lag neben einer Laterne, deren Licht nur einen matten Schein verbreitete, ein altes Gesangbuch, in welches er dann und wann hineinblickte, wenn er nicht, um den Schlaf und die Kälte zu bekämpfen, in dem kleinen Gemach auf- und niederschritt, dessen vier Fenster nach den vier Himmelsgegenden gingen.

Mitunter fuhr er plötzlich empor und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Nacht hinein; aber es war nur das Picken der Thurmuhr, welches im Verein mit dem Schall seiner eignen Schritte so seltsam in seinem Ohre klang. Zu wiederholten Malen lehnte er die Stirn gegen die kalte Fensterscheibe, durch die er gen Süden schauen konnte und hin und wieder seufzte er leise auf. Wie ein weißes Leichentuch lag die Schneedecke rings auf den Dächern tief drunten zu seinen Füßen; aber wenn der Halbmond dann und wann die dunklen Schneewolken durchbrach, konnte der Thürmer das kleine Häuschen erkennen, worin seine junge Gattin mit ihrem fünf Monate alten Knaben nun sanft schlummerte.

Was waren all' die Herrlichkeiten der stolzen Stadt, die vor seinen Blicken dalag, gegen die Hütte, welche das Theuerste in sich schloß, was er auf Erden besaß? Das Antlitz des jungen Mannes glänzte vor Freude, als er auf sein Häuschen hinabschaute, denn er wußte, daß seine junge zwanzigjährige Gattin, seine treue Eva, ihn aus voller Seele liebte und wie er Gott innig für das Glück dankte, welches in ihrer ärmlich ausgestatteten aber saubern Wohnung herrschte.

Der Ton der großen Thurmuhrglocke, welche die zwölfte Stunde schlug, weckte Torngren — so hieß der Thürmer — aus seinen freundlichen Träumereien. Er ergriff hastig sein Horn und mit dem verhallenden Ton des letzten Glockenschlages mischte sich der dumpfe Schall des Instrumentes.

Zuerst zwölf Stöße gegen Norden, dann wandte er sich gegen Süden. Sechsmal hatte er in's Horn gestoßen — da senkte er es plötzlich und blickte erschrocken hinab in die Tiefe. Des Mondes Licht war verschwunden, aber rothe Flammen züngelten aus der weißen Schneehülle drunten hervor.

Der Thürmer stürzt hinaus auf die Gallerie. Warum steht er starr wie ein Steinbild da? Warum eilt er nicht nach der Glocke, um den ruhig Schlummernden drunten die Gefahr zu verkünden? Sieh', wie die feurigen Zungen in jedem Augenblick höher emporlecken! Sieh', welch ein grausiger glutrother Schein die düstern Schneewolken färbt! Doch ein schrecklicheres Feuer flammt aus den Augen des Thürmers. In wilder Verzweiflung umklammert er das Gitter der Gallerie, welches die weißen Rauchsäulen schon umwirbeln und starrt athemlos in die Tiefe. Dann sinkt

*) Die Katharinenkirche in Stockholm steht auf dem höchsten Punkte der Stadt.

er zitternd auf die Kniee, hebt die Arme gen Himmel und schreit:

„Barmherziger Himmel! mein Haus brennt! Mein armes Weib! Mein unglückliches Kind! Ewiger Gott! Gnade! Gnade!"

Er stürzt nach der Feuerglocke — seine zitternden Hände erfassen den Schwengel, aber sie haben nicht Kraft, dem Erz einen lauten Ton zu entlocken. Da bemächtigte sich Raserei des unglücklichen Mannes — er setzt den Schwengel von neuem in Bewegung und die schauerlichen, tiefen Glockentöne schallen weit durch die Nacht.

Drunten in den Gassen wird es lebhaft, aber Keiner sieht den Verzweifelten droben — Keiner sieht, mit welcher Raserei er die gräßlichen Feuersignale gibt; Manchem däucht es wohl, als schlage die Glocke unregelmäßig an, aber Keiner hört sein Klagegeschrei, seinen Jammer.

„Zu Hilfe! zu Hilfe! Eine Mutter mit ihrem Kinde kommt in den Flammen um!"

Die Glocke tönt stärker.

„Meine Eva! mein Gustav! rettet Euch! rettet Euch!"

Immer wilder und schauerlicher hallen die Töne durch die Nacht.

„Keiner hört mich! Keiner rettet! Spring' in tausend Stücke, fühlloses Erz!"

Er ergreift ein Tau. Er schlägt nicht mehr an — er läutet — läutet mit übermenschlicher Macht. Dann läßt er plötzlich das Tau los und kriecht nach dem eisernen Geländer der Gallerie, gleich als ob er auf irgend einen Laut von den Seinigen horchen wolle.

Nach minutenlangem athemlosen Lauschen stürzt er wieder nach der Glocke. Die Flammen wüthen drunten immer gewaltiger, aber er sieht es nicht — sie verzehren sein eignes Herz. Der Angstschweiß rinnt über sein Gesicht — die Höllenqual in seiner Brust macht ihn fast wahnsinnig.

Von neuem packt er das Tau und die dumpfen Glockentöne hallen schauerlich wieder durch die Lüfte. Dann reißt er die eiserne Lucke auf, die zur Thurmtreppe führt und klettert die wohlbekannte schmale, gefährliche Stiege hinab. Ein Fehltritt wäre ein Schritt in's Grab.

Rings um ihn her herrscht grauenvolles Dunkel — nur hie und da schimmert der glühende Schein des Feuers durch die schmalen schießschartenähnlichen Oeffnungen in der Thurmmauer.

„Bist Du's, Torngren — toller Kerl?" rief da eine Stimme tief drunten. „Du läutest und lärmst ja so, als ob Du vom Teufel besessen wärest!"

Der Thürmer blickte hinab und gewahrte unter sich einen seiner Kameraden, einen rohen Gesellen, welcher mit einer Leuchte in der Hand die Treppe emporkletterte.

„Hast Du die Meinen gesehen?" schrie Torngren ihm mit angsterstickter Stimme zu. „Leben sie? Beim allmächtigen Gott — antworte mir!"

„Die armen Dinger sind beide verbrannt," versetzte der rohe Mensch mit gleichgiltigem Ton. „Aber 's ist ihre eigene Schuld! Man soll niemals Licht brennen lassen, wenn man zu Bette geht!"

Ein gellender Schrei schallte durch den finstern Raum — dann dröhnte ein Laut aus der Tiefe herauf, als sey ein schwerer Körper hinabgestürzt.

Der Mann mit der Leuchte fuhr erschrocken zusammen und hob die letztere empor: die Treppe über ihm war leer, aber in der Tiefe vernahm er das Röcheln eines Sterbenden. Der Verzweifelnde hatte bei der schrecklichen Kunde das Bewußtseyn verloren und war hinabgestürzt.

Einige Tage später wurde der Thürmer begraben und mit ihm die irdischen Ueberreste seiner Frau und seines Kindes, welche auf der Brandstätte unter dem Schutt gefunden worden waren. Aber noch lange nachher erzählten einander die Thürmer und Glöckner des Katharinenthurms von dem grausigen Geschick des armen Torngren.

Mannigfaltiges.

Ein amerikanischer Geistlicher predigte seinen Zuhörerinnen: Seyd nicht stolz darauf, daß unser Herr und Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschienen; denn er that dies zu dem Zwecke, daß die frohe Nachricht schneller unter die Leute kommen sollte.

Ein berüchtigter Straßenräuber in Irland wurde endlich ergriffen. Der Anführer einer Bande war ebenfalls früher verhaftet worden. Der Richter confrontirte Beide und fragte den Letzteren: „Gehört dieser Kerl auch zu Eurer Bande?" — „Ja," antwortete der Befragte kalt, „aber ich glaube, er war nur Ehrenmitglied."

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 106:

Klage. Lage. Egal.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Dienstag, 7. September 1858.

Pflicht und Liebe.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Rudolph mußte befreit werden — das stand fest bei ihr. Aber woher sollte sie die große Summe nehmen? Ihres Gatten Beistand konnte sie jetzt nicht beanspruchen und mit der mißtrauischen Schwägerin wagte sie nicht sich zu berathen; diese durfte nicht einmal die Thränen sehen, die ihren Augen entquollen.

Auf dem Heimwege machte sie sich einen Plan nach dem andern, verwarf sie aber sämmtlich. Endlich schoß ihr ein Gedanke durch den Sinn: sie wollte ihre Juwelen verpfänden. Winter hatte sie so reich beschenkt, daß sie sicherlich mehr aus denselben löste, als sie bedurfte. Sie wollte dann in der Stille sparen und geschmackvolle Handarbeiten verfertigen, durch deren Verkauf sie nach und nach die Summe zu erhalten suchte, mit der sie das Verpfändete wieder einlösen konnte. Daß sie dies heimlich thun mußte und daß sie ihrem einstigen Geliebten in Abwesenheit ihres Mannes mit den Geschenken, welche sie von diesem empfangen, Beistand leisten wollte, widerstrebte ihr zwar, doch da sie sich vorgenommen hatte, Winter Alles zu gestehen, sobald er zurückgekommen sey und da sie sich der Reinheit ihrer Absicht bewußt war, so verbarg sie den Brief und kehrte mit dem Vorsatz, ihren Plan rasch auszuführen, in ihr Haus zurück.

Minna, welche in der Schwägerin Abwesenheit ihren Aerger an den Dienstboten ausgelassen hatte, war ruhiger geworden und that, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen sey. Beide nahmen den Thee zusammen ein, beobachteten aber während der Zeit fast immer ein peinliches Schweigen, welche Situation der griesgrämigen Jungfrau zuletzt so unangenehm wurde, daß sie sich früher als gewöhnlich auf ihr Zimmer begab.

Die junge Frau überließ sich wieder ihren quälenden Gedanken, ward aber bald durch den Eintritt des Briefträgers gestört, der ihr einen zweiten Brief brachte. Dieser war an ihren Mann gerichtet, allein in ihrer Zerstreuung betrachtete sie die Adresse nicht genauer und öffnete das Schreiben. Sie las und entdeckte bald ihren Irrthum — aber der Inhalt der ersten Zeilen war der Art, daß sie weiter lesen mußte. Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Mein Herr! Sie wissen, daß heute über vier Wochen der Wechsel von 10,000 Gulden, den ich auf Sie ausgestellt habe, fällig ist. Es ist mir wohl bekannt, daß Ihr Vermögen durch Bankerotte anderer Häuser und durch andere Unglücksfälle so vermindert worden ist, daß Sie mir die Summe, die ich zu fordern habe, unmöglich bezahlen können. Ich weiß, daß Sie Ihrer Frau Ihre traurige Lage sorgfältig verbergen, allein um ihretwillen kann ich nicht länger warten. Ich werde Ihr Haus mit Allem was darin ist verkaufen lassen und mich aus dem Erlös bezahlt machen. Schon zu lange habe ich Geduld gehabt — ich bedarf des Geldes jetzt selber.“

Gott sey Dank, daß der Brief in meine Hände gefallen ist! rief Johanna, welche durch den Edelmuth Ihres Gatten bis zu Thränen gerührt wurde.

Was Minna's Haß mit grellen Farben gemalt hatte, obgleich sie es selbst nicht glaubte, war volle Wahrheit. Winter hatte den Verfall seines Hauses vor seiner Frau geheim gehalten, weil er wollte, daß sie das Süße, nicht aber das Bittere seines Lebens mit ihm theile; er hatte ihr selbst den Gedanken ersparen wollen, daß sie möglicherweise eine der Ursachen der Zerrüttung seiner Finanzen sey, denn ihre Schuld war es sicherlich nicht, ob-

gleich Minna es in ihrer üblen Laune gesagt hatte. Das war edelmüthig von Winter, aber die Sache hätte eigentlich doch nicht so seyn sollen. Es war ein Mangel an Vertrauen, der aus dem Bewußtseyn entsprang, daß Johanna keine Liebe für ihn hege, da Diese seine Verbindung mit ihr nicht geknüpft hatte. Daher kam es, daß Winter seiner Gattin Alles seyn wollte und es in seinem Zartgefühl für ein Verbrechen hielt, zu wünschen, daß sie ihm nach Kräften das Leben erleichtere.

Wie wenig hatte er mit all seiner Liebe ein Frauenherz begriffen! Warum dachte er nicht daran, daß seine unaufhörlichen Beweise von Zärtlichkeit sie mit einem Gefühl der Dankbarkeit gleichsam beschwerten, während sie ihn innig an's Herz gedrückt haben würde, wenn er ihr seine Sorge und seinen Gram mitgetheilt hätte! Das Alles war Johanna's erster Gedanke; ihr zweiter Gedanke war: Gott beschütze Rudolph — ich werde meine Pflicht thun!

Am folgenden Tage verließ sie mit dem ersten Grauen des Morgens zum größten Staunen aller ihrer Hausgenossen ihre Wohnung. An das Verpfänden ihrer Juwelen dachte sie jetzt nicht mehr: sie verkaufte alle ihre Kostbarkeiten in einer benachbarten Stadt und der Erlös aus denselben übertraf alle ihre Erwartungen. Selbst der Verkauf des von ihrer Mutter geerbten kleinen goldenen Kreuzes däuchte ihr kein Opfer. Sie trennte sich mit leichtem Herzen von allen eitlen Putz- und Schmucksachen und der Gedanke, daß sie Winter am Verfalltage des Wechsels mit der Quittung über die schuldbare Summe überraschen konnte, stimmte sie so hoch, daß sie sich selbst in Gegenwart ihrer Schwägerin glücklich hätte fühlen können, wenn die Sorge um das Loos Rudolphs sie nicht gedrückt hätte. Doch für jetzt konnte und durfte sie nichts thun, um ihn zu retten; jeder Pfennig, den sie verschenkte oder für einen Andern ausgab, war ein Raub, den sie an ihrem Gatten verübte.

Sie bezahlte den Gläubiger ihres Mannes in des Letzteren Namen, empfing die Quittung und erwartete nun mit klopfendem Herzen und doch mit traurigem Gesicht Winter's Zurückkunft.

Obgleich ein lebhafter Briefwechsel in Winter's Hause keine ungewöhnliche Erscheinung war, so schöpfte Minna doch Argwohn. Sie fragte die Dienstboten aus; Niemand konnte oder wollte ihr Auskunft geben. Endlich glückte es ihr dennoch durch die größte Mühe und List, ohne daß Johanna es bemerkte, das wichtige Schreiben von Rudolphs Schwester in ihre Hände zu bekommen.

Jetzt waren ihr, wie sie meinte, Johanna's Schwermuth und Winter's trübe Stimmung klar. Die Erstere drückte das Bewußtseyn ihrer Schuld; der Letztere wagte es nicht zu gestehen, daß er sich so in seiner Gattin getäuscht hatte. Wie dachte die Boshafte bei ihres Bruders Zurückkunft zu triumphiren! Jener Beweis eines Einverständnisses zwischen den vormaligen Liebenden war ihr mehr werth als tausend Gulden, wie sie bei sich sagte. Sie glaubte nun endlich die demüthige Heuchlerin entlarven zu können. Mit einer teuflischen Freude sah sie der Heimkehr ihres Bruders entgegen.

Nach zweiwöchentlicher Abwesenheit kam dieser zurück, aber noch bleicher und trauriger als zuvor. Wie bebte Johanna vor Freude bei dem Gedanken, daß es in ihrer Macht stand, seine Schwermuth in Fröhlichkeit zu verwandeln — und doch wagte sie's nicht, ihm sogleich mitzutheilen, daß sein quälendes Geheimniß ihr bekannt sey! Die Gefahr war doch nun vorüber; sie wollte erst sein volles Vertrauen zu gewinnen suchen, um ihm dann zu beweisen, daß sie dieses Vertrauens bereits früher würdig gewesen war.

Aber seltsam — je mehr sie sich ihm zu nähern suchte, desto mehr zog er sich zurück. Er war freundlich gegen sie, aber mehr äußerlich und dies konnte keine Folge seines traurigen Finanzzustandes seyn.

Die Ursache dieses kühlen Benehmens war ein Gespräch, welches noch am Tage seiner Zurückkunft zwischen ihm und seiner Schwester stattgefunden hatte. Diese zeigte ihm den geraubten Brief und sagte, daß sie das Geheimniß, welches ihn drückte, jetzt kenne. Als er dies für unmöglich erklärte und sagte, daß er niemals diesen Brief gesehen und niemals mit Johanna über Rudolph gesprochen habe, da nannte sie ihn einen gutmüthigen Narren, der die Fehler seiner Frau beschönige und seine eigene Familie benachtheilige, um die Grillen der Ersteren zu befriedigen.

Allein trotzdem mußte er sich gestehen, daß der Brief einen heftigen Argwohn in seiner Brust erweckt habe. Die Eifersucht zerriß sein Herz und dennoch schwieg er und verbarg sein Weh. Es mußte ein Einverständniß zwischen Rudolph und Johanna bestanden haben, sie mußte ihm Hilfe gesandt haben — das bewiesen die Briefe, welche Minna hatte kommen und abgehen sehen. Und alles dies war geschehen, während ihn die Sorge für die Zukunft verzehrte! Jetzt machte er sich

Vorwürfe, daß er seiner Gattin seine traurige Lage nicht mitgetheilt hatte — nun konnte er ihr kein Vertrauen mehr schenken. Deßhalb zog er sich zurück und sah in ihrer Annäherung nichts als das Bewußtseyn der Schuld.

Warum ist man doch oft so karg mit einigen Worten! Einige Worte genügen häufig, um das größte Mißverständniß zu verhüten und aufzuklären. Zwischen zwei Ehegatten sollte ein solches Schweigen nimmer stattfinden: ihre Interessen, ihre Gedanken müssen Eins seyn. Warum sich von einander entfremden, da doch ein Wort der Liebe Nichts schlimmer machen würde?

Dies dachte auch Winter mitunter, aber die Schlange im Paradiese seines Eheglücks, seine Schwester, wußte dies Wort der Liebe von seiner Seite zu verhindern und Johanna war zu schüchtern, um ihr Recht der Ungerechtigkeit gegenüber geltend zu machen. Wäre sie schuldig gewesen, so würde sie sich vielleicht Verzeihung flehend ihm zu Füßen geworfen haben; jetzt aber glaubte sie, daß es eine Selbstüberhebung seyn würde, wenn sie seiner Kälte gegenüber ihre edle That gestehe. Darum schwieg sie ebenfalls und mit jedem Tage schien die Kluft zwischen den beiden Ehegatten größer zu werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Mollis in der Schweiz starb vor Kurzem ein Bettler Namens Fridolin Knobel mit Hinterlassung eines Vermögens von 9000 Francs. Wer hat ihn nicht gesehen — sagt die N. Z. Ztg. über ihn — den großen, an zwei Krücken sich mühsam dahinschleppenden Mann, mit seinem Quersack über dem Rücken und hat ihm nicht mitleidig sein Almosen gereicht? Wenige mögen ihn näher gekannt haben und doch war er eine sehr interessante Natur. Seltene Beherrschung seines außerordentlich gebrechlichen Körpers, ausdauernder Fleiß und die größte Pünktlichkeit in Geschäftssachen, denn sein Betteln war ihm ebenso gut eine Arbeit, ein Geschäft, wie jeder andere Beruf — waren seine hervorstechendsten Eigenschaften. Wäre Knobel in seiner Jugend zu einer seiner Konstitution angemessenen Thätigkeit angehalten worden, er wäre mit seiner Ausdauer und Pünktlichkeit sicher wohlhabender geworden, als durch den Bettel. Seit mehr als 50 Jahren durchwandert er unermüdlich die Kantone Zürich, Zug, Luzern, Aargau, Thurgau und St. Gallen und so, daß er alljährlich nur einmal vor demselben Hause erschien und immer auf denselben Tag und die Stunde. In den vielen Jahren gewann er sich fast in jeder Gemeinde sogenannte Geschäftsfreunde, wo er ausruhte und ohne Weiteres sein Mittagessen, oder seinen Kaffee, oder seine Abendsuppe und Nachtlager im Stall abwartete. An vielen Orten erwartete man ihn auf seinen Tag so sicher, daß man ihm seinen Antheil am Essen warm hielt, wenn er nicht pünktlich auf Essenszeit sich einstellte. Sein Gebiet hatte er in bestimmte Kreise eingetheilt und durchwanderte einen solchen auf's Gewissenhafteste von einem Fest zum andern. Zur Festzeit war er allemal in seiner Heimathsgemeinde, ruhte dann ein bis zwei Wochen aus, brachte seine Kleider in Ordnung und begann dann die Wanderung auf's Neue. Seit etwa fünfzehn Jahren hatte er das Gehör vollständig verloren; aber weder dieser Umstand, noch seine zunehmende Gebrechlichkeit, noch die Ermahnungen Bekannter, sein sauer erworbenes Gut in Ruhe zu genießen, konnten ihn abhalten, seine „Arbeit" fortzusetzen, der er unermüdlich Sommer und Winter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang oblag.

In Paris hat sich dem Vernehmen nach ein eigenartiger Club und zwar ein Toiletten-Reform-Club, gebildet. Zwanzig junge Frauen, welche erst seit einigen Jahren verheirathet sind, haben einen Vertrag geschlossen, der dahin abzielt, nur Kleider ohne Volants, Hüte ohne Spitzen, Arme ohne Armbänder, Hälse ohne Colliers, Schnupftücher ohne Stickereien und Haare ohne Blumen, Federn oder Bänder zu tragen. Diese That wurde durch Begebenheiten in's Leben gerufen, welche wenig in der großen Welt bekannt sind, dafür aber mehrere Familien schmerzlich betroffen haben. Es sind nämlich dies bedeutende Schulden, die in Moden- und Juwelenlagern contrahirt wurden. Die Väter, Mütter und Ehemänner sind entzückt über diesen weiblichen Mäßigkeitsverein und es wäre wirklich an der Zeit, dem übertriebenen Luxus, der seit einigen Jahren herrscht, Schranken zu setzen. Um das Gelingen zu vergewissern, sucht man 5 oder 6 Damen, welche schon etwas länger verheirathet sind, aber durch Rang und Vermögen den Ton angeben: gelingt es, diese für den Verein zu gewinnen, so kann man auf Erfolg rechnen, denn die Menge macht Alles nach, was diesen Frauen einfällt, zu erfinden; und wenn es ihnen beliebte, eines Tages in's Boulogner Wäldchen

auf einem Esel zu reiten, so würden die Esel bald in die Mode kommen und ein gesuchterer Artikel seyn, als ein Vollblut-Engländer. Besonders aber müssen es reiche Frauen seyn, welche mit dem Beispiele des gesunden Menschenverstandes vorausgingen, um der Einfachheit den Sieg über den übertriebenen Luxus zu verschaffen.

(Der Scheidungsgrund.) Bertha: „Liebe Mutter, ich komme zu Ihnen, um Sie nie wieder zu verlassen, ich kann es nicht länger bei meinem Manne aushalten, sein Betragen ist tyrannisch, gefühllos, boshaft. Ich lasse mich von diesem Vampyr scheiden." Mutter: „Sammle Dich nur, Bertha: hast Du denn wirklich einen genügenden Grund zur Scheidung? Wilhelm ist ja ein rechtlicher Mann, was kann denn vorgefallen seyn?" Bertha: „Wilhelm ein rechtlicher Mann! nun Sie sollten sich wundern — ich habe zu allen seinen Fehlern geschwiegen, ich habe nichts gesagt, daß er raucht, — ich habe geduldet, daß er schnupft, — ich habe geschwiegen, wenn er dann und wann in das Kaffeehaus ging — da er aber zum Dank für alle diese Nachsicht sich immer über meine Krinoline lustig macht, so stellte ich ihn heute darüber zur Rede; ein Wort gab das andere — er wird wüthend — kommt außer Besinnung und — wirft meine neue Krinoline mit 18 Stahlfedern in den Kamin!"

Ein Pariser Schuhmacher will die Bemerkung gemacht haben, daß die Krinoline ein wahrer Segen für die Schuhmacher sey, weil da mehr, als bei den früheren langen Kleidern, die Füße der Damen sichtbar würden. Nach seiner Berechnung kämen allein zu Paris jährlich wenigstens 400,000 Stiefelchen mehr in Umlauf, als sonst, wo die langen Kleider gleichsam einen Schleier über die Sache hängten und manch strapazirter Schuh noch ein wenig mitmachte, der jetzt in Ruhestand versetzt wird.

In Bezdam (Böhmen) kamen gegen die Mitte des vorigen Monats in den rohrbewachsenen Niederungen Heuschreckenschwärme zum Vorschein. Sie hatten sich bereits spannhoch gelagert. Nachdem das Abmähen des Rohres und das Herumtummelnlassen von Pferden wenig genützt hatte, kam man auf den Einfall, sämmtliche Schweine aus der Ortschaft, einige Tausend an der Zahl, in das Rohr zu treiben und siehe da, die Schweine fraßen das Ungeziefer mit solcher Gier, daß binnen wenigen Tagen jede Spur desselben verschwunden war.

Eine Viertelstunde von Großwardein, am Kalvarienberge, lebt ein Eremit im strengsten Sinne des Wortes. Er heißt Gabriel Papp, ist ein geborener Ungar und seines Zeichens ein Maurer. Im Jahr 1845 arbeitete er noch als Vicepolier bei dem Bau eines bedeutenden Etablissements zu Baden bei Wien. Kurze Zeit darauf entsagte er der Welt und unternahm im Jahr 1848 eine Pilgerreise in das heilige Land. Nach seiner Rückkehr fand er als Wächter der Kapelle am Kalvarienberge ein Asyl. Er pflegt dreimal in der Woche vollständig zu fasten.

Aus Tegernsee erzählt die „N. Pr. Z.", daß die Königin von Preußen einen ihr aus den Kinderjahren bekannten Bauern gefragt: „Kennst Du mich noch?" und die Antwort erhalten hat: „Ja, ja, i kenn Di scho, Du bist halt d'Loisl, 'n Karl (Prinzen Karl) sein Schwester!" „Kennst Du auch Den da (auf den König deutend)?" Antwort: „Ja, den kenn i scho, des ist Dei Mo!"

In der Gemarkung von Oberotterbach bei Bergzabern wurde vor Kurzem eine große Anzahl alter Gold- und Silbermünzen gefunden, zum Theil aus dem 14. Jahrhundert. Die Goldmünzen haben einen Metallwerth von ungefähr 6 fl. und sind von verschiedenem Gepräge. Der glückliche Finder wird seinen Schatz ganz oder auch einzelne Stücke davon an Münzliebhaber verkaufen.

Viersylbige Charade.

Die Erste gibt oft leichtes Spiel
Dem Dieb zu Räuberei'n,
Und dem Verliebten ein Asyl
Zu einem Stelldichein.
Die beiden Letzten sind modern
In gegenwärt'ger Zeit;
Doch Mädchen tragen sie nicht gern,
Der Frau sind sie geweiht.
Jedoch das Ganze kannst du schau'n,
Tritt meine Erste ein,
Auch bei den Mädchen wie bei Frau'n.
Was mag wohl dieses seyn?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Freitag, 10. September 1858.

Pflicht und Liebe.

Aus dem Holländischen.

(Schluß.)

Acht Tage vor dem Verfalltag des Wechsels trat eines Abends ein Fremder in's Haus und fragte nach Herrn Winter.

Der unglückliche Bankier wähnte, es sey sein Gläubiger und eilte ihm entgegen, um ihn zu beschwören, noch einen Monat Geduld zu haben — dann werde er im Stande seyn, seine Schuld theilweise zu bezahlen. Aber wie erstaunte er, als eine hohe Gestalt in einem weiten Mantel ihm entgegentrat und ihn mit wohllautender Stimme fragte:

„Herr Winter, ist Ihre Gattin eine geborene Welzer?"

„Das ist sie — aber darf ich Sie fragen, welches Interesse Sie dabei haben?"

„Ich bin der Schiffskapitän Welzer," antwortete der Fremde. „Meine Vermuthung hat mich also nicht betrogen — Sie sind mein Schwager! Wo ist meine Schwester?"

Ehe Winter sich noch von seinem Staunen erholt hatte, war der Kapitän schon durch die offene Thür in's Zimmer geeilt, wo Johanna saß und mit dem Ruf: „Ja, das ist Johanna — das sind die Züge meiner Mutter!" lag er in den Armen der freudig überraschten Schwester.

Es war ihr Bruder Wilhelm, der das väterliche Haus schon verlassen, als sie kaum drei Jahre alt war und von dem man nur so selten Etwas gehört hatte.

„Aber wie ist es Dir gelungen, unsern Aufenthaltsort zu entdecken?" fragte Johanna nach den ersten herzlichen Begrüßungen.

„Dies Räthsel ist leicht gelöst," versetzte der Kapitän, indem er das neulich von seiner Schwester verkaufte kleine Kreuz hervorzog, welches sie von ihrer Mutter geerbt hatte. „Als ich mich kürzlich in R. befand, erblickte ich dasselbe nebst andern Kleinodien vor dem Schaufenster eines Juwelenhändlers und erkannte es sofort als das meiner Mutter. Ich erkundigte mich sogleich nach der Verkäuferin der Kostbarkeiten und fand auf diese Weise bald Deine Spur. Aber wie bist Du, die ich von allen Annehmlichkeiten des Lebens umgeben sehe, dazu gekommen, das theure Kleinod zu verkaufen?"

Johanna's Wangen überzogen sich mit dunkler Röthe und Winter's Brust durchzuckte ein wildes Weh. Daß seine Gattin sich entfernte, ohne die Frage des Bruders zu beantworten, betrachtete er als ein Geständniß ihrer Schuld; er zweifelte nicht mehr, daß sie das Kreuz und die übrigen Kleinodien verkauft habe, um Rudolph Verwoerd zu retten. Und ihm hatte sie das Alles verheimlicht!

Der sonst so ruhige Mann war kaum im Stande, seine Wuth zu bemeistern und Minna's Augen funkelten von teuflischer Freude — das war mehr, als sie erwartet hatte!

Aber all' diese stürmischen Gefühle wichen der höchsten Verwunderung, als Johanna mit ruhiger Würde wieder hereintrat und mit sanftem Lächeln sagte:

„Die Antwort auf Deine Frage, lieber Bruder, sind diese Briefe."

Mit diesen Worten überreichte sie ihrem Gatten den Brief seines Gläubigers und die Quittung desselben.

Winter durchlas die Schriften und stand einige Augenblicke wie vernichtet da. Dann übermannte ihn plötzlich sein Gefühl und heiße Thränen brachen aus seinen Augen. Er war so von Scham und Reue und Freude überwältigt, daß er seine innige Dankbarkeit der verkannten Gattin nur durch einen herzlichen Händedruck zu erkennen geben konnte.

Diese Scene machte auf seine Schwester einen so gewaltigen Eindruck, daß die alte Feindschaft, welche sie gegen ihre Schwägerin hegte, plötzlich aus ihrem Herzen verschwand. Sie schloß die Letztere in die Arme und rief:

„Du hast meinen Bruder gerettet! Von nun an soll ewige Freundschaft zwischen mir und Dir bestehen!"

„Und was ist aus Rudolph Verwoerd geworden?" fragte Winter, nachdem er einigermaßen seine Fassung wiedergewonnen hatte.

„Rudolph ist noch nicht gerettet," versetzte Johanna; „meine Pflicht war mir heiliger als meine Jugendliebe. Doch er kann noch befreit werden und Gott gebe, daß es bald geschehe! — Aber woher weißt Du, daß er sich in Noth befindet?" fragte sie nach einer Pause verwundert.

Minna schlug die Augen nieder und Winter gerieth in Verlegenheit. Johanna bemerkte dies und deßwegen drang sie nicht weiter in ihren Gatten.

„Rudolph Verwoerd?" fragte der Kapitän, der die räthselhafte Scene mit Verwunderung und Rührung angeschaut hatte. „Der Name ist mir wohlbekannt — welch' ein Unfall hat den Träger desselben betroffen?"

Johanna erzählte ihm darauf, was sie von Rudolphs Schwester erfahren hatte und voller Freuden berichtete der Kapitän dann, wie ihm Rudolph in Neapel das Leben gerettet habe.

„Ich hab' lange genug mein Schifflein durch die salzigen Fluthen gesteuert," rief er, „um jene Kleinigkeit zur Befreiung eines Freundes aufbringen zu können!"

Johanna wollte ihren eignen Ohren nicht trauen. Durch die Rettung ihres Gatten hatte sie zugleich die Rudolphs bewirkt! Das war mehr, als sie erwarten durfte! Ein Bruder, den sie längst von den Wellen verschlungen wähnte, ruhte wieder in ihren Armen, eine schwesterliche Seele hatte sie gewonnen und zwei theure Wesen waren gerettet. Es drückt sie keine Schuld mehr, auch Rudolph gegenüber nicht. —

Der Kapitän Welzer traf noch in derselben Stunde alle Maßregeln, welche zur Befreiung Rudolphs erforderlich waren. Es verstrichen zwar mehrere Monate, ehe er sein Ziel erreichte, aber endlich hatte er doch die Freude, den Retter seines Lebens auf heimathlichem Boden begrüßen zu können.

Rudolph hatte Viel gelitten; sein feuriges Auge hatte den einstigen Glanz verloren; seine schlanke Gestalt war gebeugt — aber das Bild Johauna's lebte in hellen Farben in seiner Seele fort. Seine leidenschaftliche Liebe zu ihr, welche die Jahre gemäßigt hatten, ging wie die Johanna's allgemach in eine beglückende Freundschaft über. Rudolph blieb unvermählt und obgleich er anfangs jeden Beweis der Dankbarkeit von Seiten des Kapitäns ablehnte und sich den Schuldner des Letzteren nannte, so willigte er endlich doch ein, so viel von ihm anzunehmen, daß er ohne Sorgen ganz seiner Kunst leben konnte.

Durch die Aufopferung Johanna's und den Beistand des reichen Kapitäns ward Winter in den Stand gesetzt, seine Geschäfte in ihrer früheren Ausdehnung fortzuführen und Glück, Friede und Eintracht wohnten von jetzt an ununterbrochen in seinem Hause.

Ein Kuß.

Die Wechselwirkung der Außenwelt mit der innern Welt des Gedankens und die Einwirkung der ersten auf die letztere ist zwar noch niemals geläugnet, aber vielleicht ist es noch Wenigen ganz klar geworden, wie mächtig anscheinend ganz unbedeutende Vorfälle des äußern Lebens auf unsere innere Gemüthlichkeit einzuwirken vermögen, weil die Mehrzahl der Menschen im drängenden Laufe der Ereignisse nur selten Zeit finden, auf die wechselnden Stimmungen ihres Gemüthes zu achten, Viele auch nicht einmal die Neigung dazu verspüren. Die kleine Begebenheit, die wir unsern Lesern einfach und ungeschminkt vortragen wollen, mag den oben ausgesprochenen Satz näher erläutern. Wir führen sie zu diesem Zwecke in den Garten, welcher ein freundlich gelegenes Landhaus umgibt, das in der Umgegend der nicht unbedeutenden Stadt M. lag. Die Glasthüren des Gartensalons, welcher das untere Geschoß des Landhauses bildete, waren weit geöffnet und drinnen konnte man den Eigenthümer desselben, den Doktor L., bequem in einem Lehnsessel gelehnt sehen, wie er eben in behaglicher Ruhe seine Pfeife rauchte und dabei seine Zeitung las. Vor dem Perron war ein kleiner Teppich ausgebreitet. In dem Augenblicke, wo wir unsere Leser in das anmuthige Stillleben einführen, tritt eine junge, schöne Frau aus dem Hause, von der andern Seite des Gartens naht sich ein junger Mann in elegantem Anzuge, sie begegnen sich auf dem ausgebreiteten Teppiche und der Mann berührt mit seinem Munde die blühenden Lippen der schönen Frau, verbeugt

sich darauf ehrfurchtsvoll und entfernt sich schweigend, wie er gekommen war. „Gottlob, daß es überstanden ist!“ ruft die Dame, indem sie wieder in den Salon zurücktritt. Der Doktor sieht eben lächelnd von der Zeitung auf und meint in seiner trocknen Weise: „Du bist ein Kind!“ und lieset weiter. — Die Geschichte dieses Kusses, der doch auch wieder keiner ist, weil ihm die wesentliche Bedeutung desselben fehlt, ist originell genug, um sie unsern Lesern mitzutheilen. In M. lebte eine ältliche Dame, Frau v. W., die eine wahre Leidenschaft besaß, wohlzuthun. Da ihre Vermögensverhältnisse nicht glänzend genug waren, um aus eigenen Mitteln ihrer Neigung Genüge zu leisten, so wandte sie sich an andere mitleidige Menschen, veranstaltete Sammlungen, Subskriptionsbälle und Lotterien, deren Ertrag sie ihren Armen zuwandte und fand daneben noch ein besonderes Vergnügen darin, daß ihre Bittgesuche sie in Berührung mit hochgestellten Männern und Frauen brachten, deren Bekanntschaft sie sich gegen ihre näheren Freundinnen gern rühmte. Bei einer Ausspielung weiblicher Handarbeiten zu dem angegebenen Zwecke hatte denn die Frau Doktor L., dieselbe, welche wir eben gesehen, einen schönen Fußteppich beigesteuert. Ein junger, reicher Mann, den wir Alfred nennen, bewunderte und kaufte ihn, trotz dem hohen Preise, den Frau v. W. darauf zu setzen beliebte und äußerte scherzend, da er die Liebenswürdigkeit der Verfertigerin kannte, er würde für einen Kuß von den Lippen der schönen Frau gern das Dreifache in die Armenbüchse der Frau v. W. zahlen. „Ist das ein Wort?“ fragte diese, nur das Bedürfniß ihrer Armen im Auge behaltend. — „Gewiß,“ sagte der junge Mann. Sofort setzte Frau v. W. ihre nie ruhende Thätigkeit in Bewegung, Briefe wurden gewechselt und Doktor L. selbst forderte seine Frau auf, um des guten Zweckes willen sich dem seltsamen Begehren zu fügen. So ward der oben dargestellte Kuß gegeben. Es war kein konventioneller, noch weniger ein Kuß der Neigung oder gar der Leidenschaft, Frau L. hatte sich nur mit Widerstreben dazu geneigt finden lassen — man konnte also annehmen, daß er gar nicht in Wirklichkeit bestehe und doch übte er eine Macht aus, die man nicht von ihm hätte ahnen sollen. Frau L. hatte Alfred schon früher in Gesellschaft gesehen und war gleichgiltig an ihm vorübergegangen. Seit dem Kusse änderten sich die Beziehungen unter ihnen. Alfred war achtungsvoller gegen die schöne Frau als früher, wenn auch etwas ceremoniöser und Frau L. glaubte, ihm nicht ausweichen zu dürfen, um nicht dadurch den Verdacht zu erwecken, daß sie wegen seines sonderbaren Begehrens zürne oder ihn fürchte. Diese Rücksichtsnahme von beiden Seiten auf Gemüthszustände, die man nur von einander voraussetzte, brachte aber unmerklich und fast wider ihren eigenen Willen Beziehungen zwischen den beiden Persönlichkeiten hervor, die, wenn auch nie ausgesprochen, doch bestanden und ihre Gedanken ganz unwillkürlich beherrschten. Namentlich fühlte sich Frau L. mit der Zeit in einer eigenthümlichen aufgeregten Stimmung, die sie bei der häufigen Abwesenheit ihres Mannes nicht wenig beunruhigte und sie nach und nach unglücklich zu machen drohte. In ihren einsamen Stunden mußte sie, häufiger als ihr recht schien, an Alfred denken; ja diese Stimmung beherrschte sie auch oft und immer öfter selbst bei der Anwesenheit ihres Mannes. Doktor L. mußte dies natürlich auch bemerken und hätte wohl Ursache gehabt, darüber unruhig zu werden, da er wußte, daß seine Frau zur Zeit ihrer Verheirathung keine Neigung für ihn gehabt hatte; doch als kluger Arzt beobachtete er nur schweigend, blieb sich in seinem Betragen völlig gleich und vertraute auf die gute Natur seiner Frau. Sein Vertrauen betrog ihn auch nicht. Sie selbst brach endlich das Schweigen, eröffnete ihm den Zustand ihres Innern und bat um seinen Schutz und Beistand. Sie bedurfte ihn aber von dem Augenblicke an schon nicht mehr und als fast zu derselben Zeit Alfred selbst seine Verlobung mit der Tochter eines reichen Gutsbesitzers feierte, da er glücklicherweise ebenfalls kein Freund flüchtiger Eroberungen von Herzen war, ging die Gefahr vorüber. Aber welche Folgen hätte ein solch todter Kuß unter anderen Verhältnissen haben können, wenn die Phantasie thätiger und der Wille, zu schaden, vorhanden gewesen wäre!

Mannigfaltiges.

Heuschrecken in Wallis. Das „Walliser Wochenblatt“ läßt sich aus Visp schreiben: Als eigentliche Niederlassung der Heuschrecken muß einstweilen die Gemeinde Visperterminen bezeichnet werden; wenn aber die Vermehrung und Ausbreitung dieser verheerenden Insekten mit der Zeit wie dieses Jahr gleichen Schritt hält, so möchte nächstes Jahr der Jammer über diese Plage wohl allgemein werden. Schon voriges Jahr sind die Heuschrecken

in der bezeichneten Gemeinde in furchterregender Anzahl aufgetreten, was ohne Zweifel der anhaltenden Trockene und dem großen Wassermangel zuzuschreiben ist, da die Wiesen nun schon zwei Winter hindurch alles Schnees entbehren und in Folge dessen die Heuschreckenbrut sich desto leichter entwickeln konnte. Letztes Jahr jedoch kamen sie nur in höhern Gegenden dieser Berggemeinde zum Vorschein, wo dann auch das Heu vor seiner Reife abgemäht wurde, um nicht alles einzubüßen; denn manche Wiesen waren wirklich nicht anders anzuschauen, als wie wenn sie von einer zahlreichen Schafheerde wären abgemäht worden. Infolge dieser unzeitigen Störung scheinen sie weiter gezogen zu seyn, weil die voriges Jahr belagerten Bezirke dieses Jahr viel weniger gelitten haben, dagegen zeigten sie sich dieses Jahr in den angrenzenden Bezirken in weit größerer Anzahl und Ausdehnung. Zu bedauern ist es, daß sie sich Tag für Tag immer weiter ausdehnen; denn wo sie sich lagern, da läutet es der Sense Feierabend. Seit einiger Zeit bemerkt man, daß sie gleich Bienenschwärmen durch die Lüfte in tiefer gelegene Gegenden übersiedeln. Man hat schon förmlich Treibjagden zu ihrer Ausrottung veranstaltet und zwar nicht ohne Erfolg. Würde man mit etwas größerer Thätigkeit und besserem Gemeinsinn zu Werke gehen, sie ließen sich ausrotten. Es sind übrigens Heuschrecken aller Formen und Farben, haben jedoch außer verheerender Gefräßigkeit nichts Aehnliches mit den Heuschrecken von Visp im Jahre 1839. Die Gemeinde Visperterminen wird wirklich von diesen verheerenden Insekten hart mitgenommen; noch Aergeres steht aber für das kommende Jahr zu befürchten, wenn künftigen Winter der Boden nicht förmlich zufriert und kein tiefer Schnee fällt; denn es grenzt an's Fabelhafte, welche Menge von Eiern oder Brut eine einzige Heuschrecke in einem Tage legt.

Briefe aus der Insel Elba und namentlich aus Portoferrajo sprechen von nichts Anderem als einem riesigen Wallfisch, der am 22. August auf der Rhede von Portoferrajo strandete. Das Ungeheuer, das an 25 Ellen lang und 11 Ellen dick war und an 250 Zentner wog, machte enorme Anstrengungen, um wieder flott zu werden, was ihm aber nicht gelang. Die Bevölkerung strömte schaarenweise herbei und bald hatten ihm die Fischer, die ob der willkommenen Beute in Jubel ausbrachen, den Garaus gemacht. Es ist wohl schon früher vorgekommen, daß Kaschelots oder Spermfische sich in jene Gewässer verirrten und wohl auch auf den Küsten strandeten; von einem Wallfisch der Gattung, wie der auf Elba getödtete, wissen jedoch die ältesten Seeleute nichts Aehnliches zu erzählen. Das riesige Thier war von einem Gefährten begleitet, dem es jedoch gelungen ist, in die hohe See zu entkommen.

In der Menagerie des Pariser Jardin des plantes sind mit einem Schiffe vom Senegal drei ungeheure lebendige Schlangen angekommen, darunter eine Python (Gattg. Boa) von Seba, welche fast 7 Metres lang ist. Bei ihrer Ankunft in der Menagerie bekam diese Schlange einen ganzen Hammel zum Futter und während der Ueberfahrt mußten mehrere ziemlich große Hunde zu ihrer Nahrung dienen. Beachtenswerth ist die verschiedene Weise, in welcher die Pythons oder Boas und die giftigen Schlangen ihre Beute erfassen. Wenn Letztere das in ihren Käfich gebrachte Thier gebissen haben, entfernen sie sich alsobald und ergreifen es erst, wenn es kein Lebenszeichen mehr gibt. Die Python wie die Boa aber verläßt die Beute, die es einmal berührte, nicht wieder. Sie umringt, erstickt sie und steckt sie in den Mund, sobald die Zuckungen aufhören.

In Paris bestehen, wie man aus dem „Droit" erfährt, förmlich organisirte Agenturbureaux für den Ordensschmuggel. Ein Börsenmann, der Gelüste nach einem Orden hatte, zahlte einem solchen Agenten 2000 Francs, wofür ihm der „Orden der vier deutschen Kaiser" versprochen wurde. Hierauf erkundigte der Ordensliebhaber sich genauer und erfuhr nun, daß dieser Orden so wenig vorhanden sey, wie der „Orden des holstein-lauenburgischen Löwen." Wie das „Droit" hinzufügt, ergab die Untersuchung, zu welcher diese Klage führte, daß in Paris, London, Brüssel, Madrid, Rom, Florenz und Parma solche Schmuggel-Ordens-Agenturen bestehen, die mit Pergamenten, Stammbäumen, Adelstiteln, Ahnenbildern, Orden, Ehrenämtern, Diplomen gelehrter Gesellschaften u. s. w. einen lebhaften Handel treiben.

Auflösung der dreisylbigen Charade in No. 108:
Nachthaube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Sonntag, 12. September 1858.

Drei Sänger.

Was tief im Menschenherzen lebet
Von Lust und Leid, o! das vermag
Das Wort, auch wenn die Lippe bebet,
Allein zu fördern nicht zu Tag:
Doch hat's aus tiefstem Herzensschacht
Gesang schon oft an's Licht gebracht.

Du unerschöpflich tiefer Brunnen,
Der im Elysium entsprang,
Viel tausend Lieder sind zerronnen,
Doch du bleibst ewig jung, Gesang!
Ob deine Kinder wechseln, flieh'n,
Dir ward ein ew'ger Lenz verlieh'n!

Aus grauer Vorzeit dringt die Kunde,
Wie liebend dich der Mensch umfaßt,
Und daß in diesem Ehebunde
Viel Blüthen du getrieben hast!
Dankbar die Sage noch gedenkt
Der Lieder, die du ihm geschenkt.

So ist es bis zu uns gedrungen,
Wie einst der edlen Sänger drei
Vor einem Könige gesungen
In wundersamer Melodei.
Der Sänger Staub ist längst verweht,
Ihr Lied neu wieder aufersteht.

Wie schmetternde Drommetenklänge
Ertönt des Ersten Schlachtenlied;
Er singt, wie fröhlich mit Gepränge
Der Held hinaus zum Kampfe zieht,
Wie jauchzend folgt die treue Schaar,
Nicht fürchtend Tod und nicht Gefahr!

Bald dumpf der Harfe Saiten brausen
Wie Rossewiehern, Schlachtgeschrei,
Bald hoch und scharf, wie Schwertersausen
Und Wimmern Sterbender dabei.
Zuletzt dringt froh ein Siegeschor
Aus der befreiten Brust hervor.

Der Ritter Augen Feuer sprühen
Und höher woget ihre Brust,
Und tiefer ihre Wangen glühen
Von Todesmuth und Kampfeslust.
Und wie der letzte Ton verhallt,
Ein Beifallsrufen rings erschallt.

Wie Flüstern einer fernen Quelle
Voll süßen Weh's und sehnsuchtsbang,
Wie an des Wald's geheimster Stelle
Verklinget Nachtigallensang,
Beginnt der Zweite heimlich leis
Sein Lied zu holder Minne Preis.

Er singt, wie still und im Geheimen,
Dem Herzen selber unbewußt,
Der Liebe Glück beginnt zu keimen
In ahnungsloser Jünglingsbrust.
Und durch die Saiten tönt es auch
Unhörbar fast und wie ein Hauch.

Doch wie dann auf die Zweifel steigen,
Ob sie, die's junge Herz begehrt,
Von treuer Liebe zu erweichen,
Von gleicher Sehnsucht sey verzehrt,
Die Melodie so klagend bang
Wie Seufzen aus der Harfe drang.

Und wie die Wonne der Erhörung
Im Kuß auf seiner Lippe glüht,
Und jeder Nebel der Bethörung
Vor ihres Auges Sonne flieht,
Da braust der Freude Sturm-Akkord,
Reißt alle Hörer mit sich fort!

Die allerschönsten Frauen neigen
Sich hin zu ihm, manch' weiße Hand
Gibt ihm durch starken Druck ein Zeichen,
Wie tief sein Lied im Herzen stand.
Und Alle kommen überein,
Er soll des Preises würdig seyn.

Was bleibt dem Dritten zu erheben,
Da schon besungen Kampf und Lieb?
Was gibt es, das im Menschenleben
Zu höh'ren Idealen trieb,
Als heißer Muth in wilder Schlacht,
Als Lieb', die Sehnsucht angefacht?

Da klingen plötzlich kleine Lieder
An der erstaunten Hörer Ohr,
Drin gibt der dritte Sänger wieder,
Daß, wenn sein Liebstes er verlor,
Ein Ort dem Menschen stets verblieb,
Der tröstend ihm und der ihm lieb.

Ein Haus läßt er im Liede sehen,
Von wilden Reben dicht bedeckt,
Die freundlich um ein Fenster wehen,
Vom frischen Frühlingswind geneckt;
Ringsum des Gartens frisches Grün,
In dem viel tausend Blumen blüh'n.

Auf lieblicher Veranda sitzet
Ein junges Paar; das höchste Glück,
Was aus des Mannes Augen blitzet,
Strahlt sanft aus ihrem Aug' zurück,
Die, wie die Lilie sanft und bleich,
An Unschuld einem Engel gleich.

Dabei die Mutter, die um Segen
Zu Gott für ihre Kinder fleht,
Was Mutterlieb' in's Aug' kann legen,
In ihrem klar geschrieben steht.
O! selig selbst zu preisen ist
Der Ort, der so viel Glück umschließt!

Da zittert plötzlich durch die Saiten
Ein unnennbares Weh', ein Ton,
So traurig wie ein Grabesläuten,
Auf Menschenglück der tiefste Hohn:
Ein Engel war der Erd' entrückt,
Die, ach! zu kurz er nur beglückt!

Dann kam ein Lied von Schmerz und Thränen,
Und er, dem Alles war geraubt,
Flucht seinen kurzen, eitlen Wähnen,
Da er an Menschenglück geglaubt.
Das allertreuste Mutterherz
Sinkt hin in unnennbarem Schmerz!

Und wieder klingt's in sanftem Tone:
Vom Grab der Tochter kehrt zurück
Nach langer Zeit einst mit dem Sohne
Die Mutter, und ihr treuer Blick
Sagt tröstend, daß noch Mutterlieb',
Daß doch ihm eine Heimath blieb!

Da schweigt das Lied, allein erhebet
Kein hohes Lob der Heimath Glück,
Zeigt, was der Sänger angestrebet,
Sich doch in aller Hörer Blick!
Zwar wird kein wilder Beifall laut,
Doch manche Thräne niederthaut!

Eine Konsultation.

Nach Deslys von H. v. Beltheim.

1.

Wir waren en petit comité im Abendzirkel bei der Marquise. Arme Marquise! . . . Sie war krank, oder glaubte vielmehr es zu seyn, denn, aufrichtig gesagt, sah sie nicht darnach aus.

Abgesehen von der zarten Blässe, die sie nur noch interessanter machte, kam sie uns nie hübscher vor; nie waren ihre Lippen rosiger, nie der Blick ihrer großen, schwarzen Augen verführerischer.

Im Uebrigen: Wittwe, zwanzig Jahre alt und Millionärin. Arme Marquise! sie wollte, daß man sie beklage.

Aber es heißt: les extrêmes se touchent! . . Vielleicht lag gerade im Uebermaße ihres Glückes der Grund ihrer Leiden? War ihr Uebel vielleicht das schlimmste von allen, die Langeweile?

Sey dem, wie ihm wolle; Thatsache bleibt, daß alle Aerzte der Seinestadt vergebens konsultirt worden waren und daß ihr nur noch eine Zuflucht blieb, die letzte . . . Doktor Müller. Aber nicht Jeder, der will, sieht diesen alten excentrischen Deutschen. Trotz eines sehr dringenden Briefes war er noch nicht gekommen.

Die Marquise verzweifelte und natürlich mit ihr der kleine Salon. Eine einzige Lampe brannte düster in einem Winkel und wollte, als freue sie sich ihres Daseyns so wenig als die Marquise, jeden Augenblick erlöschen. Die eigentliche Beleuchtung bestand nur in den röthlichen Flammen des großen Kaminfeuers, an welchem sich vergebens die Konversation erwärmen wollte, die sich um die Bizarrerien Hoffmann's drehte.

Plötzlich wurde Doktor Müller gemeldet und kaum gemeldet trat er ein.

Ein rasch gewechselter Blick überzeugte Jeden von uns, daß wir Alle ein und dieselbe Idee hatten. Es war eine Figur ganz à la Hoffmann, eine Art phantastischer Erscheinung.

Eine kahle, breite Stirne, ein scharf markirtes Profil, tief liegende blitzende Augen, ein maliciöses Lächeln auf den dünnen, herabgezogenen Lippen, eine Haut wie altes Pergament, mager wie ein Skelett, kurz Alles so seltsam, so häßlich, daß man unwillkürlich an seinen langen, knöcherigen Fingern Klauen suchte und es nicht für unmöglich hielt, daß in seinen breiten Schuhen mit den silbernen Schnallen Bocksfüße steckten.

Uebrigens war in ihm der Weltmann nicht zu verkennen. Sein schwarzer Frack, obwohl mit seinen breiten eckigen Flügeln nicht mehr in der Mode, war nicht ohne eine gewisse, wenn auch veraltete Eleganz. Dasselbe war der Fall bei seiner langen Weste aus Ludwig XV. Zeit. Tadellos waren seine blendend weißen, herabhängenden, weiten Manchetten und der sorgsam gefältete Jabot, der scharf mit der schwarzen Farbe der Kleidung kontrastirte und auf welchem ein kostbarer Diamant vom reinsten Wasser glänzte.

Mit verbindlicher Artigkeit war ihm die Marquise entgegengeeilt.

„Ach, Doktor, Sie werden mich retten!" rief sie.

„Ich glaube," entgegnete er mit einer seltsamen Grimasse, die sich auf verschiedene Weise deuten ließ.

„Wollen Sie, daß wir gleich in mein Boudoir gehen?"

„Wozu, Frau Marquise? Wir sind ja nicht pressirt. Wir sind hier ebenso gut. Fahren Sie in Ihrer Konversation fort, wie wenn ich nicht hier wäre."

„Aber, Doktor, meine Krankheit . . . die Konsultation."

„Seyen Sie unbesorgt, Marquise, ich vergesse Sie nicht; ich fühle Ihnen dabei den Puls."

Und ihre Hand nehmend setzte er sich neben sie.

Einige Minuten später war man im besten Zuge, den originellen Greis zu necken, der mit der liebenswürdigsten Bonhomie auf alle Späße einging. Man nannte ihn nach der Reihe Nostradamus, Cagliostro, Mesmer und er lächelte dazu wie bei der Erinnerung an alte Bekannte. Endlich ging man so weit, von ihm ein aufrichtiges Glaubensbekenntniß zu verlangen; worauf er eine geistreiche Rede zum Besten gab, in der er zu beweisen schien, daß er ein ganz einfacher Arzt, daß er nicht mehr Arzt sey als alle andern Aerzte.

Die Marquise fiel aus allen Himmeln.

„Also," rief sie naiv, „also, Doktor, sind Sie kein Zauberer?"

„Ich?"

„Ein wenig, . . . genieren Sie sich nicht, . . . nur ein klein wenig?"

„Nicht im geringsten."

„Aber man schreibt Ihnen doch Wunderkuren zu."

Bei dieser Bemerkung ergriff der Vicomte das Wort.

„Doktor Müller," sagte er, „hat uns ja soeben selbst sein ganzes Geheimniß erklärt, wenn überhaupt hier von einem Geheimniß die Rede ist. Die rein materiellen Medikamente seiner Kollegen aus der Schule bei Seite lassend, greift er höher und bekämpft das Uebel im Geiste, wo es immer seinen Sitz hat. Er läßt einem zur Ader, purgirt einen schlechten Instinkt, operirt eine Leidenschaft, vertreibt den Verdruß und verordnet zur kompletten Heilung in starken Dosen aufrichtige Bekehrung, bessere Neigungen, edle Gefühle; dies ist das Ganze. Es gibt für das System ein lateinisches Sprichwort; wenn ich nicht irre, heißt es: „Mens sana in corpore sano."

„Ganz recht, Herr Vicomte," entgegnete der Doktor mit einem feinen Kichern; „ganz recht, mit Ausnahme des ersten Wortes."

„Mens? . . ."

„Heißt Verstand, Vernunft, was, Ihnen zu dienen, für mich schon zu materiell ist. Setzen Sie statt mens das Wort anima; denn das, was ich behandle, ist die Seele."

„So besteht also Ihre Kunst," rief die Marquise, „in einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, einer Art christlicher Medizin?"

„In nichts Anderem, Marquise. Ich habe den Staub von unzähligen Bibliotheken aufgewirbelt, ich habe Miriaden von Büchern verschlungen und in all diesem heteroklytischen Wuste fand ich nur ein einziges Goldkörnchen, . . . aus der Asche all dieser Makulatur blieb für mich ein einziger Band . . . das Evangelium, . . . nur ein einziger Satz: Liebe deinen Nächsten! — Ja, meine Damen, ja, meine Herren, hierin ist Alles enthalten. Um sich selbst zu heilen, fangen Sie damit an, Andere zu heilen. Wenn Ignoranz, Elend und Neid große Gebrechen in den untern Schichten, so trifft man nur zu oft in den obern: Gleichgiltigkeit, Trägheit, Egoismus. Dies allein sind die Quellen der Krankheiten, für die es nur eine Panacee gibt: Liebe deinen Nächsten!"

„Aber was Sie uns da sagen, Doktor Müller," riefen wir fast einstimmig, „ist eine Predigt."

„Und," fügten einige hinzu, „wenn wir auch aus vollem Herzen dieser brüderlichen Nächstenliebe unsern Beifall zollen, so können wir doch nicht glauben, daß sie in allen Fällen hilft."

„Verlassen Sie sich darauf, was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit," versicherte der Greis mit sanftem Ernste. „Ich könnte es Ihnen im Nothfalle durch mehr als ein Beispiel beweisen."

„Still!" rief die Dame des Hauses lebhaft. „Der Doktor erzählt uns eine Geschichte."

„Nun, warum nicht, Marquise?"

„Gleich jene der Frau v. C . . ., jetzt die munterste, gesundeste und glücklichste Frau der Welt, die, wo sie hinkommt, wiederholt, daß sie vor fünfzehn Jahren durch Ihre Kunst, Doktor, so zu sagen von den Todten auferweckt wurde, nicht anders wie die Tochter des Lazarus."

„Ich könnte keinen überzeugenderen Fall wählen," erwiederte der Arzt, „und wenn Sie erlauben . . ."

„Ich erlaube nicht nur, sondern ich bitte darum."

Alle Stühle wurden nun dem Doktor näher gerückt, alle Zungen schwiegen, alle Ohren lauschten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mainz. Vor Kurzem fand in der hiesigen Weinwirthschaft „zum Schwanen" auf dem Brand eine originelle Wette statt. Ein Herr B. (der früher Postbeamter war und sich jetzt öfter auf Madeira aufhält) stellte die Behauptung auf, keine Arbeit mache dem Menschen Unehre und er werde sich jeder Arbeit und sey es Holzsägen, unterziehen. Ein Anderer, Herr P. (Rheinhafenbeamter), erbot sich, eine gewisse Summe an die Armen zu zahlen, wenn Herr B. sich dazu verstehe, drei Stunden lang an einem Freitage auf offener Straße Holz zu sägen. Die Wette wurde angenommen und es fand sich ein Zweiter, Herr W. (Kaufmann), der sich erbot, das Holz zu hacken und ein Dritter, Herr B. (Zimmermeister), es in's Haus zu tragen. Am 3. Sept. Morgens nun wurde die Wette in's Werk gesetzt; — man bedenke, daß es Freitag war, wo es des Marktes wegen auf unseren Straßen ungewöhnlich lebhaft zugeht und daß es auf dem Brand, einem unserer lebhaftesten Plätze, vor der Post, geschah. Herr B. sägte von 8—11 Uhr mit der größten Gemüthlichkeit Holz und Herr B. trug es in's Haus; nur der „Holzhacker" hatte sich mit „Krankheit" entschuldigen lassen und erschien nicht trotz vielfacher Erinnerungen und ungeachtet man ihm diverse Aerzte zusandte. Das Schauspiel zog natürlich eine ungeheure Menge von Zuschauern an, die mit großem Jubel dem Ehrenretter der Arbeit zusahen, der sich durch nichts beirren ließ und keinen Tropfen Wein während der Arbeit trank, wohl aber aus einer Kaffeewirthschaft in der Löhrgasse, wo die Holzhacker von Profession sich zu erholen pflegen, einen ihm zugeschickten Topf Kaffee mit zugehörigem Stück Leberwurst annahm und wie ein ächter Holzsäger es verzehrte. Erst nach vollbrachtem Werk begab er sich in den „Schwanen" unter die daselbst versammelten zahlreichen Gäste, welche zu dem für die Armen erarbeiteten Preise der Wette noch den Ertrag einer Collecte fügten.

Verona gedenkt den Anblick einer Monstre-Krinoline den Schaulustigen zum Besten zu geben. Es wird nämlich in der dortigen weltbekannten Arena nächstens wieder, wie es schon öfter der Fall, eine große Tombola (ein in Italien sehr gewöhnliches Lottospiel) stattfinden und bei diesem Anlasse das gegen 8000 Personen umfassende Amphitheater mit einem Pavillon überdeckt werden, der, aus weißem und rothem Cambric gefertigt, die Form einer Crinoline haben und auf seiner äußersten Spitze die Büste eines Frauenzimmers tragen soll. Der Eindruck dieser Riesendame wird jedenfalls ein großartiger seyn und dürfte dieser Einfall wohl als der sinnreichste gelten, den man zur Verspottung der Krinoline ersonnen hat.

Zweisylbige Charade.

Wohl doppelt ist des Ersten Sinn,
Das Ganze sucht auf ihm Gewinn;
Gehuldigt wird von Dorf und Stadt
Dem Zweiten, der das Erste hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Dienstag, 14. September 1858.

Eine Konsultation.

(Fortsetzung.)

2.

„Die junge Dame, von der die Frau Marquise spricht," begann Doktor Müller, „Frau v. C . . ., war damals sechzehn Jahre alt und hieß Edith van Oven.

„Sie ist die Tochter eines berühmten holländischen Bankiers, der nach rein kommerzieller Uebereinkunft verheirathet und schon im ersten Jahre nach seiner Vermählung Wittwer, während seiner langen Carrière nur eine einzige Freude, nur eine einzige Poesie, nur eine einzige Liebe kannte — seine Tochter.

„Da sich van Oven das Ideal vollkommenen Glückes in nichts Anderem dachte als im Besitze großer Reichthümer, rieb der vortreffliche Mann sich körperlich und geistig fast auf, um seine Edith zur reichsten Erbin Europa's zu machen.

„Endlich stand der Erfolg seines Strebens fest, endlich war Edith nach seiner naiven Ueberzeugung das glücklichste Mädchen unter der Sonne, — denn sie besaß ja Millionen, da — bemessen Sie selbst den Jammer, die Verzweiflung des armen und doch so reichen Vaters, — da wird am andern Tage nach ich weiß nicht welch' einer glücklichen Spekulation, die das Vermögen des Bankiers verdreifachte, Edith traurig, verstimmt, melancholisch, mit einem Worte krank.

„Die ganze medizinische Fakultät versammelt sich im Hotel des holländischen Crösus. Wissenschaftliche Disputationen kreuzen sich mit Artigkeiten „ejusdem farinae"; hundert lästige Fragen ermüden nutzlos die junge Sterbende und schließlich wird ihr Leiden als ein unbegreifliches, als ein hieroglyphisches, als ein — unheilbares erklärt.

„Nun dachte er an mich.

„Obwohl ich mich eines gewissen Rufes zu erfreuen hatte, betrachtete man mich doch damals, wie an vielen Orten vielleicht noch jetzt, als eine Art Wunderdoktor, als einen Phantasiearzt, als einen Quacksalber, an dessen Thüre man nur in verzweifelten Fällen klopfte.

„Ich stellte mich nichts desto weniger zu Diensten und eilte zur Kranken.

„Der Portier erwartete mich vor der Einfahrt, ein Laquai in der Mitte des Hofes, ein zweiter unter der Vorhalle, ein dritter auf der Treppe, ein vierter im Vorzimmer und so fort, bis an den Salon, der an das Zimmer der Leidenden stieß und in welchem van Oven mit großen Schritten auf und ab ging.

„Als ich aus meinem Coupé stieg, rief der Portier dem ersten Laquai zu:

„Er ist da!

„Er ist da! . . . Er ist da! . . . Er ist da! . . . wiederholte der erste dem zweiten, der zweite dem dritten, der dritte dem vierten ꝛc., ein lebendiger Telegraph, den van Oven eingerichtet hatte, um meine Ankunft so schnell als möglich zu erfahren.

„Endlich stand ich vor van Oven. Er war karmoisinroth, vernichtet, ein halber Narr! . . .

„Doktor! rief er und stürzte sich mir weinend in die Arme; Doktor, meine Tochter stirbt! . . . retten Sie meine Tochter!

„Bst! . . . machte ich mit meiner unzerstörbaren Ruhe; bst! . . . wenn die Kranke Sie hörte!

„Ja, ja, Sie haben Recht, stammelte der arme Vater, indem er seine Thränen trocknete; mein Gott! ich habe keinen Kopf mehr, . . . ich werde nicht mehr einmal addiren können! . . . Ein Bankier und nicht mehr addiren! Aber beruhigen Sie sich, . . . ich will vernünftig seyn, . . . ja, ja, ich verstehe . . . sie ist dort neben an, sie könnte uns hören, . . . wir wollen leise spre-

chen, . . . aber warum noch säumen. Kommen Sie! kommen Sie!

„Er öffnete die Thüre.

„Es war ein reizendes Boudoir, in welches wir traten, die duftige Wohnung einer Sylphide, oder richtiger der kokette Aufenthalt einer Millionärin zwischen Blumen und Quincaillerien, mit weißer Seide ausgeschlagen, mit himmelblauen Vorhängen am Bette und an den Fenstern, mit zierlichen Möbeln an den Wänden und voll kostbarer Raritäten.

„Aber das Piano von Elfenbein und Schildkrot schien seit lange verstummt, . . . die niedliche Malerstaffelei trug nur eine seit vielen Wochen unvollendet gelassene Skizze . . . die Pflanzen und Blumen in der gothischen Jardinière ließen bedeutungsvoll ihre Blätter hängen und die kleinen vergoldeten Thürchen der chinesischen Volière schlugen ohne Hinderniß auf und zu, denn ihre Bewohner waren entflogen.

„Neben dem halboffenen Fenster in einer eleganten Bergère ruhte die jugendliche Kranke. Mit ihren geschlossenen Augen, ihrem nach rückwärts hängenden Kopfe, mit ihrer Gesichtsfarbe so blaß wie Marmor, glich Edith in der That eher einem Bilde des Todes als einem lebenden Wesen von sechzehn Jahren.

„Das Geräusch, welches das Oeffnen und Schließen der Thüre verursachte, schien sie nicht zu beobachten, ja selbst, als wir uns ihr näherten, machte sie keine Bewegung.

„Van Oven warf mir einen Blick zu, der sagen wollte: Sie sehen!

„Trotzdem zwang sich der Greis zu einem heiter seyn sollenden Lächeln. Er bückte sich vor ihr nieder wie eine zärtliche Amme, die mit ihrem Säuglinge scherzen will; dann patschte er leise in seine Hände und rief mit seiner falschen Fröhlichkeit, die mir, ich muß es gestehen, in der Seele wehe that:

„Edith! . . . Edith! . . . Edith! . . .

„Erst jetzt, als sie die Stimme ihres Vaters hörte, schlug die Kranke ihre großen, blauen Augen auf.

„Zwei Thränen hingen an ihren Wimpern und träufelten dann an ihren blassen Wangen nieder.

„Van Oven wandte sich von diesem Anblick schnell ab, um nicht seine so mühsam errungene Fassung zu verlieren. Ein schwerer Seufzer entrang sich dabei seiner Brust.

„Als Edith dies hörte, sprang sie mit einer bei ihrer Schwäche scheinbar unmöglichen Elastizität von ihrer Bergère auf und stürzte sich in die Arme des alten Millionärs.

„Bravo! rief ich jetzt rasch vortretend. Bravissimo! . . . und guten Morgen!

„Ueberrascht, voll Verlegenheit sah mich Edith an.

„Es ist ein Arzt, ein großer Arzt, erklärte der Bankier.

„Ah! machte das Mädchen, indem sie ihr schönes Mündchen kaum merklich zu einer kleinen reizenden Grimasse verzog, die ungefähr sagen wollte: schon wieder Einer! . . . und auf ihre Bergère zurücksinkend, überließ sie mir die eine ihrer fast durchsichtigen Hände, während sie mit der andern melancholisch in den goldenen Locken ihres üppigen Haares spielte.

„Van Oven begann mir umständlich zu berichten, wie seine Tochter seit einem Jahre immer leidender und schwächer geworden sey, wie sie seit sechs Wochen sogar ihr Zimmer nicht mehr verlassen wolle, obwohl ihr nichts mehr in demselben gefalle und wie sie sich allmälig auflöse, ohne Klage, ohne Schmerz, ohne ein Leben zu bedauern, dem sie durch eine unsichtbare Attraktion langsam entzogen werde.

„Mit sechzehn Jahren!

„Und doch fehlt ihr hier nichts, fuhr der Bankier fort, was sonst in der Regel die Jugend erfreut; nichts, was der Reichthum zu bieten vermag. Sie ist eine kleine Königin; ich verhätschle sie so, Doktor, daß ich deßhalb zur Fabel der ganzen Finanzwelt geworden bin. Sie weiß, daß sie nur zu verlangen braucht, um Alles zu bekommen, wonach ihr Herz sich sehnt; aber nein! nicht einmal ein Wunsch kommt über ihre Lippen. Es ist freilich wahr, daß ich ihr dazu keine Zeit lasse. Sie hat dieß und hat das und hat jenes und hat . . .

„Der vortreffliche Mann hätte ohne Unterbrechung bis zur Börsenzeit aufzählen können, was sie Alles hatte, denn ich hörte seit einigen Sekunden auf nichts mehr als auf den Pulsschlag des jungen Mädchens und wußte besser als ihr Vater, was ihr — fehlte.

„Ja, Marquise, ich wußte, warum dieses reizende, so reich begabte Wesen an nichts mehr Freude hatte, ich wußte, warum sie weder das Land noch die Stadt, weder ihr Hotel noch ihre Schlösser, weder ihre Toilette noch ihr Piano, weder ihre Farben noch ihre Bücher, weder ihre Blumen noch ihre armen, der Freiheit wiedergegebenen Vögel mehr liebte. (Fortsetzung folgt.)

Nur keine Ueberraschung.

Eugenie eilte vor den Spiegel, setzte den Hut auf, drehte schnell das Köpfchen einmal rechts und einmal links, ergriff den Sonnenschirm und trat in's Wohnzimmer, wo ihr Albert auf sie wartete. Er war noch nicht ganz ihr Albert, denn sie waren erst seit einigen Monaten verlobt und deßhalb nahm er noch nicht das Recht in Anspruch, über die Verzögerungen kurz vor einem gemeinschaftlichen Ausgange verdrießlich und übellaunig zu werden. Aber wie er so da stand, Hut und Stock in der Hand, bald auf die Uhr, bald nach der Thür blickend, sagte er für sich: auch das muß anders —

Doch die weitern Vorsätze sprach er nicht aus. Seine Braut stand endlich vor ihm und ihr Anblick ließ ihn die Pein des Wartens vergessen, die sie ihm bereitet hatte.

Sie hing sich an seinen Arm und das schöne Paar durchschritt mehrere Straßen, bis es vor dem Hause des Gouverneurs von Ankern stille stand. Der Gouverneur war todt und eben dies gab die Veranlassung, warum Albert und Eugenie und noch viele Andere sich nach seiner Wohnung begaben; denn am folgenden Tage sollte die Versteigerung seines Nachlasses ihren Anfang nehmen. Und welch' ein Nachlaß. Der alte Herr hatte nicht blos die vielen unentbehrlichen Dinge auf der Erde zurückgelassen, mit denen jeder Sterbliche sich nach Möglichkeit umgibt; er hatte sich auch von den Gegenständen des Luxus, von Werken der Kunst trennen müssen, deren Erwerb nur Wenigen vergönnt ist. Der Gouverneur war unverheirathet gewesen und seine Erben lebten zerstreut nach allen Richtungen. Die ganze Erbschaft kam daher unter den Hammer.

Aus Neugierde war Albert mit seiner Braut in die Ausstellung der Gegenstände gegangen. Aber es reute ihn fast. Denn es war des Schönen und Prächtigen so viel zu sehen, daß Eugenie nur zu oft einen Ausruf des Entzückens unterdrückte, nur zu lange vor einzelnen Herrlichkeiten stehen blieb. Immer mehr befestigte sich bei ihr die Ansicht, daß man wenigstens Etwas von diesen Schätzen haben müsse; immer ängstlicher wurde ihrem Bräutigame zu Muthe, der endlich einsah, daß er Etwas erwerben müsse, um seine Liebe zu beweisen.

Er gestand sich, daß er im Grunde Eugenien noch wenig Kostbares geschenkt habe. Der Brautstand sollte bald zu Ende gehen. Es gab daher weder Zeit noch Veranlassung zu so häufigen theueren Andenken, wie sie ein langjähriges Verlobtseyn wohl mit sich bringt.

„Ein für alle Mal," dachte er; „ich schenke ihr jetzt was recht Ansehnliches und damit Punktum!"

So kam es, daß Albert, der bisher sehr kühl bei dem Anblick aller Kostbarkeiten gewesen war, nun plötzlich sich ganz bezaubert zeigte, als er mit seiner Braut vor einer herrlichen Landschaft in reichem Goldrahmen stand. Eugenie konnte nicht anders glauben, als daß ihrem Geliebten dieses Kunstwerk am Besten gefalle. Sie lobte es außerordentlich und brachte Albert auf die Vermuthung, es sey nichts im ganzen Hause, was ihr größere Freude machen könne, als der Besitz dieser Landschaft.

Als nun die beiden Liebenden wieder zu Hause angekommen waren, entfernte sich Albert sehr bald; denn es trieb ihn, seinen Gedanken zu verwirklichen. Er ging zum Juden Landauer, der ihm schon mancherlei Dienste geleistet hatte und gab ihm den Auftrag, bei der am folgenden Morgen stattfindenden Versteigerung das Bild, dessen Nummer er demselben aufschrieb, an sich zu bringen. „Ich muß es durchaus haben," sagte er. „Auf ein Paar Louisd'or kommt mir's dies Mal nicht an."

„Das ist sonst Ihre Art nicht," entgegnete Landauer pfiffig. „Indessen will ich thun, wie Sie befehlen."

„Eben darum," sagte Albert, „weil ich außerdem wenig auf Luxus verwende, bin ich im Stande, in diesem ungewöhnlichen Falle etwas zu thun, was ich mir sonst nicht erlauben würde. Steigern Sie das Bild auf jeden Fall."

„Auf jeden Fall," wiederholte Landauer und damit war die Unterredung zu Ende.

Albert ging am andern Morgen frühzeitig auf die Jagd. Landauer begab sich zur Auktion. Er wartete geduldig ab, bis die Nummer an die Reihe kam, auf welche Albert reflektirte. Dann aber drängte er sich vor und als sein erstes kühnes Gebot die Umstehenden in Verwunderung setzte, warf er mit der selbstgefälligen Bemerkung um sich: „Ich habe Auftrag."

„Hundert Gulden!" rief unterdessen ein Anderer, der aber Landauer so wenig einzuschüchtern im Stande war, daß dieser ganz kaltblütig entgegnete: „Und zwanzig."

„Daß Dich!" rief der Andere. „Fünf und zwanzig."

„Hundert und fünfzig," sagte Landauer.

„Halt!“ rief jetzt ein dürrer, alter Herr und rückte an seiner Brille. „Geben Sie doch einmal das Bild herunter. Halten Sie ein — nur einen Augenblick!“

„Meine Herren, betrachten Sie das Gemälde!“ schrie der Ausrufer. „Hundertfünfzig Gulden sind geboten. Betrachten Sie's und Sie bieten das Doppelte!“

„Zweihundert,“ sagte der dürre Herr mit leiser vornehmer Stimme.

„Und zwanzig,“ setzte Landauer hinzu.

Vor solchem Gebote verstummten die Konkurrenten, die bis hierher das Kunstwerk dem Landauer streitig gemacht hatten. Er glaubte schon zu triumphiren; doch da erhob sich ein Nebenbuhler, den er nicht erwartet hatte. Der Tapezirer Niethlich machte einen langen Hals, sah scharf nach der Nummer, die unten an's Bild geklebt war und rief hastig: „Zweihundertfünfzig Gulden!“

„Dreihundert,“ sagte Landauer kalt.

„Dreihundert und fünf!“ rief der Tapezirer, indem er nochmals einen prüfenden Blick auf die Nummer warf.

„Und zwanzig,“ ergänzte Landauer.

Und in der versammelten Menge sah man bald einige Gesichter voll Erstaunen und Ueberraschung. Darauf folgte das verstohlene Lachen der Schadenfreude. Endlich entstand eine allgemeine Heiterkeit, als Landauer und der Tapezirer sich trieben bis zu achthundert Gulden, welche Summe der Letztere bot.

Landauer wandte sich nun um und ging zu der unparteiischen Partei der Lachenden über. „Er hat gesagt, auf jeden Fall,“ mauschelte er vor sich hin; „aber ich kenne seine schwache Seite. Ginge ich weiter hinauf, so könnt's ein Unglück geben.“

Und hiermit verließ er den Saal. Niethlich hob das Gemälde auf die Schulter und trug es hinaus mit der Miene eines Mannes, der das süße Bewußtseyn hat, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Er lenkte seine Schritte der Wohnung Eugeniens zu, wo er sich seiner Bürde entlud.

Eugenie sprang in ihrer Freude um das Kleinod herum, das sie errungen hatte. Aber ihre Mutter machte ein langes, erschrockenes Gesicht, als sie den Preis erfuhr, um welchen das Bild erworben worden war. Allein was war zu machen? Sie hatte ihrer Tochter Absicht vorher gewußt und war damit einverstanden. Wer konnte vermuthen, daß das Kunstwerk einen so hohen Werth hatte?

Derartige unangenehme Gefühle belästigten jedoch Eugenien nicht.

„Nehmen Sie das Bild,“ sagte sie zum Tapezirer, „und tragen Sie's zu meinem Bräutigam. Er ist in diesem Augenblicke auf der Jagd und wird erst gegen Abend wieder zurückkommen. Sie lassen sich von der Hauswirthin den Schlüssel geben und hängen das Bild an eine passende Stelle. Gott, welche Ueberraschung, welche Freude wird das seyn, wenn er nach Hause kommt und beim Eintritt in's Zimmer das Gemälde sieht, das er sich so sehr gewünscht hat. Könnte ich nur unbemerkt aus irgend einer Ecke sein Gesicht beobachten, wenn er den Gegenstand wieder erkennt, der ihn gestern entzückte!“

Niethlich that wie ihm befohlen war. Er ließ sich Alberts Zimmer aufschließen und sah sich nach einer Stelle um, welche das Kunstwerk am meisten zieren möchte. Es war eigentlich keine zu finden. Jeder Platz hatte seine Bestimmung und des überbrachten Geschenkes wegen die Zimmereinrichtung total umzugestalten, dafür hielt sich der Tapezir doch nicht für befugt.

„Da nimmt sich's ja vorläufig recht hübsch aus,“ sagte er für sich, indem er das Bild an die Rücklehne des Sopha's stellte. Dann betrachtete er's noch einmal aus einiger Entfernung und ging, die Thüre hinter sich verschließend, hinaus.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Königsberg präsentirt der herumziehende Besitzer eines „Naturalienkabinets“ unter andern Kuriositäten auch eine Mumienhand, von welcher er behauptet, sie sey dieselbe Hand, mit welcher die Tochter des ägyptischen Königs Pharao den kleinen Moses aus den Fluthen des Nils gezogen!

Professor Bieser empfiehlt den Kaffeesatz als vortreffliches Mittel zur Mastung von Gänsen und Hühnern.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 110: Landmann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Freitag, 17. September 1858.

Eine Konsultation.

(Fortsetzung.)

„Es war nichts Anderes, als daß sie sich zu beengt fühlte in ihrem zu einförmig vergoldeten Käfig; nichts Anderes als eine Leere in ihrem sechzehnjährigen Herzen, eine Langweile im Uebermaße ihres Glückes. In Mitte all' des materiellen Luxus, mit welchem ihr Vater sie umgab, starb sie aus Mangel an Nahrung für ihre Seele, aus Mangel an einem höheren Streben ihrer Intelligenz, aus Mangel an irgend einem zu besiegenden Hindernisse; sie starb, weil sie nichts zu beweinen, nichts zu bedauern, weil sie nichts zu arbeiten, nichts zu schaffen hatte, weil sie sich zu nichts nützlich fühlte, sie starb aus Mangel an Sympathie für ihre Nächsten, aus Mangel an Liebe!

„Ja; denn als van Oven gleichsam als den schlagendsten Beweis ausrief:

„Sollten Sie es glauben, mein Herr! ich wollte sie an den jungen Storfius aus Bremen vermählen, einen Bankier . . . da hob sich der Puls des jungen Mädchens mit einer Art Indignation. Es war unverkennbar, ihr Herz protestirte.

„Es genügt, rief ich, der Fall ist mir nun klar.

„Eiligst lief der Bankier nach dem Schreibzeug.

„Es ist überflüssig, sagte ich, indem ich die Feder zurückwies, die er mir hinhielt. Dann wandte ich mich zu Edith.

„Mein Fräulein, fragte ich sie, besitzen Sie vielleicht zufällig ein einfaches, unbedeutendes Hütchen?

„Ja, Doktor, aber . . .

„Vielleicht auch einen Shawl oder eine nichtssagende Echarpe, die Sie sans façon zu Ihrem Negligé hier tragen können?

„Auch dies; aber . . .

„Mit einem Worte eine bürgerliche Toilette, mit der Sie überall hingehen können und die in fünf Minuten gemacht ist?

„Aber warum — warum denn?

„Warum? . . . Um mit mir auszugehen.

„Mit Ihnen? murmelte sie mit sichtlicher Ueberraschung.

„Aber wohin denn? fragte der Vater ganz konsternirt.

„Das ist mein Geheimniß.

„Ah! . . .

„Mein Fräulein, ich erwarte Sie . . . Sie haben fünf Minuten.

„Und um sie zum Entschlusse zu bringen, fügte ich ganz leise die ungeheure Lüge hinzu: Es handelt sich um das Leben Ihres Vaters! . . . dann wandte ich mich wieder an van Oven und zog ihn mit den Worten: Kommen Sie, lassen wir das Fräulein sich ankleiden! in den Salon hinaus, wohin er mir mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen folgte.

„Nun denn! rief er, als die Thüre hinter uns zu war, so werden Sie mir jetzt endlich erklären . . .

„Nicht das Geringste!

„Aber . . .

„Van Oven, Ihre Tochter ist krank, — sehr bedeutend — sehr gefährlich krank!

„Ach, Niemand weiß dies besser als ich!

„Dann fragen Sie mich nun nichts, wenn Sie wollen, daß ich sie heile.

„Sie stehen mir also für ihre Genesung?

„Ja, wenn Sie mir blindes Vertrauen schenken, — wenn Sie mir carte blanche geben.

„Nun, was verlangen Sie? Lassen Sie hören.

„Alle zwei Tage muß Edith mit mir ausgehen.

„Allein?

„Allein, alle Morgen drei Stunden lang.

„Aber so sagen Sie mir doch wenigstens . . .

„Nein und abermals nein — ihre Heilung hängt davon ab, — ja oder nein, wollen Sie, daß ich sie rette?

„Aber sie — sie selbst — wird Sie wollen?

„Ueberzeugen Sie sich.

Die Thüre ging in dem Momente auf, Edith stand unter der Schwelle. Ein kornblauer Crepe de Chine fiel in graziösen Falten auf ihren weißen Mousselinrock; ein kleiner Hut ohne Aufputz umrahmte ihr reizendes Gesicht.

„Ich meine sie noch zu sehen — theuere Edith! — sie war anbetungswürdig in dieser einfachen Kleidung!

„Ja oder nein? wiederholte ich nochmals.

„Statt einer Antwort umarmte van Oven seine Tochter stürmisch und warf sie mir in die Arme.

„Dann, fast schon überzeugt, daß sie leben werde, eilte er auf die Börse, um für sie eine weitere Million zu gewinnen.

„Ich für meinen Theil nahm Ediths Arm unter hinab, half ihr behutsam in mein Coupé, setzte mich neben sie — und fort ging's im stärksten Laufe meiner Pferde.

8.

Bis jetzt hatte das elegante Auditorium dem Doktor Müller ohne Unterbrechung zugehört.

Da er aber nun selbst an dieser Stelle seiner Erzählung eine Pause machte, rückten ihm alle Fauteuils zu gleicher Zeit näher und mit ungeduldiger Spannung rief die Marquise:

„Um Gotteswillen, Doktor, sagen Sie uns nur schnell, wohin Sie so Fräulein van Oven täglich führten."

„Ganz einfach," entgegnete er, indem er mit maliziöser Langsamkeit aus seiner goldenen Tabatiere eine Prise nahm, „ganz einfach zu meinen Armen. Es gab da, das kann ich beschwören, genug, um ihr Interesse, um ihr Gemüth anzuregen, genug, um sie zur Thätigkeit, zum Leben zu wecken! O ich verschonte sie mit keinem Elende, mit keinem Schmerze, mit keinem wirklichen Drama!

„Edles vortreffliches Kind! Ich hatte Dein Herz wohl errathen.

„Im ersten Hause, welches wir besuchten, sah ich mich fast genöthigt, sie mit meinen Armen bis in die fünfte Etage zu tragen. In die zweite Mansarde stieg sie schon allein, die dritte erreichte sie lange vor mir. Bei der vierten war nicht ihre Kraft, wohl aber ihre Börse erschöpft.

„Ich borge Ihnen, sagte ich; seyen Sie ohne Sorgen, wir werden Ihren Papa nicht ruiniren. Uebrigens gibt es noch viele andere Mittel, um zu trösten und zu helfen.

„Welche?

„Folgen Sie mir nur überall hin und Sie werden sehen.

„In der That dauerte es nicht lange und Edith sah.

„Hier einen armen Siebziger, der sich vergebens um die Aufnahme in einem Hospitale bewarb und alle Aussicht hatte, bis an seinen Tod warten zu müssen.

„Gestern erst, sagte er, habe ich meine zwanzigste Eingabe an den Minister des Innern geschickt.

„Der Minister ist mit uns verwandt, murmelte meine junge Gefährtin und überlegte im Stillen, was hier zu thun sey.

(Schluß folgt.)

Nur keine Ueberraschung.

(Schluß.)

Nach einigen Stunden kam Albert. Er war sehr müde. Eilig legte er Büchse und Jagdtasche ab und nach dem Sopha gewendet, wo er sich der wohlverdienten Ruhe hingeben wollte, sah er, daß etwas Anderes daselbst Platz genommen hätte.

„Ach!" rief er aus; „hat Landauer seinen Auftrag erfüllt? Nun freilich, warum sollte er nicht! Aber es ist wirklich ein hübsches Bild. Sie hat einen guten Geschmack. Ich freue mich jetzt doppelt, daß ich's an mich brachte; bezahlen will ich's ja gern. Unter so vielen Sachen hätte ich diesen reizenden Gegenstand nicht herausgefunden. Wenn ich nur gleich wüßte, wie viel es gekostet hat. Vielleicht hat es Landauer irgendwo angeschrieben."

Bei diesen Worten wendete er das Bild nach allen Seiten um; allein er fand nichts, als die Nummer des Katalogs, die noch daran hing.

„Nun, ich werde es noch frühe genug erfahren," sagte er dann, zündete eine Cigarre an, öffnete ein Fenster und schaute behaglich auf die Straße. Es war Abend. Unzählige Menschen hatten ihr Tagewerk beschlossen und gingen heim-

wärts. Andere strebten hinaus, um die langentbehrte frische Luft zu genießen. Es war die Stunde, in welcher das bewegteste Leben in den Straßen herrscht.

Da bemerkte Albert den Juden Landauer, wie er in eifrigem Gespräch mit einem Glaubens- und Fachgenossen daherkam. Er konnte sich nicht enthalten, ihn anzurufen.

„Nun Landauer?" sagte er mit einer bedeutsamen Geberde, die aber der Jude nicht enträthseln konnte.

„Nun?" entgegnete dieser in demselben Tone. „Sind Sie mit mir zufrieden?"

„Sehr wohlzufrieden!" rief Albert mit dem Kopfe nickend.

„Ich konnte mir's denken," fuhr Landauer mit selbstgefälligem Lächeln fort. „Ich weiß, was ich zu thun habe, ich kenne meine Leute!"

„Können Sie nicht einen Augenblick heraufkommen?"

„Heute Abend unmöglich! Morgen früh, wenn Sie es wünschen."

„Gut, gut! Aber — wie hoch kam's denn?"

Landauer schnitt eine Fratze, sah sich listig um und rief in halb spöttischem Tone: „Achthundert!" Dann zuckte er mit den Achseln, lachte und eilte weiter.

Dem gegenwärtigen Besitzer des theuern Kunstwerkes war's aber nicht zum Lachen. In einiger Bestürzung schloß er das Fenster und trat in's Zimmer zurück.

„Achthundert Gulden!" rief er aus. „Ist denn Landauer toll? — Oder waren's die Andern, die ihn so hoch hinauftrieben? Das ist entsetzlich! Nein, achthundert Gulden! Ein Mann in meinen Verhältnissen kann ein Geschenk von solchem Werthe nicht machen. — Aber warum denn nicht? Es kommt ja doch wieder in mein Haus! Und jedenfalls ist das Werk des Preises würdig. Ich bin kein Kenner, aber wer das vorletzte Gebot hatte, der wußte doch wohl, was er that. War das Bild nach seiner Ansicht siebenhundert und achtzig oder neunzig werth, so soll mir's auf die zehn bis zwanzig Gulden nicht ankommen."

Mit diesem Troste setzte sich Albert dem Bilde gegenüber und weidete seine Blicke daran. Nachdem er den Preis wußte, fand er selbst, daß er ein vorzügliches Kunstwerk erstanden habe und wunderte sich nur, wie er vorher dasselbe für geringer halten konnte. „Ha, dieses Kolorit!" rief er aus. —

Doch jetzt wurde an seiner Thüre angeklopft. „Herein!" rief Albert und in's Zimmer trat mit raschen Bewegungen ein junger Mann mit feurigem Aussehen.

„Entschuldigen Sie," sagte der Fremde, „wenn ich mir die Freiheit nehme, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist von Ankern."

Albert verbeugte sich.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich an der Erbschaft des Gouverneurs Theil habe. Die Verhältnisse machten es nöthig, die ganze Masse zu versteigern und so wurde der Kauflust des Publikums Alles preisgegeben — Alles, ohne Rücksicht auf die Wünsche einzelner Betheiligten. Ich muß ein Andenken an meinen theuern, unvergeßlichen Onkel haben! Ich eilte hierher und kam zu spät."

„Doch nicht," entgegnete Albert. „Die Versteigerung dauert noch drei Tage."

„Ich weiß es," sagte der Fremde abwehrend. „Ich hätte noch Zeit, auf das halbe Mobiliarvermögen zu bieten; aber mein Verlangen hängt an einem Gegenstande. Es ist ein Gemälde, an dem so theure Erinnerungen haften, daß ich es nicht in andere Hände gelangen lassen kann. Ich sah, daß es in Ihre Wohnung gebracht wurde. Schon dreimal fragte ich bei den Hausleuten nach Ihnen. Sie waren auf der Jagd. Nun endlich treffe ich Sie und kann die Bitte an Sie stellen, mir das Bild abzulassen."

„Wenn ich Sie recht verstehe," sagte Albert, indem er nach dem Sopha zeigte, „so ist dieses Gemälde der Gegenstand Ihrer Wünsche. Ich bedauere sehr, Ihnen nicht dienen zu können. Es ist zum Geschenk für meine Braut bestimmt, die von diesem Kunstwerk ganz besonders angezogen wurde."

„Ich bitte Sie," sagte der Andere dringend. „Es gibt ja noch viele schöne Sachen. Weiß denn die Dame, daß Sie die Absicht haben, Ihr gerade dieses Geschenk zu machen?"

„Das nicht," entgegnete Albert; „aber es befand sich nichts unter der ganzen Masse von Kostbarkeiten, was einen solchen Eindruck auf sie machte, wie dieses Bild."

Während Albert so sprach, rieb er sich vergnügt die Hände; denn im Innern dachte er ganz was anderes. Er wollte nur nicht beim ersten Sturmlaufen das Kleinod hergeben, sondern vielmehr den Käufer durch einigen Widerstand reizen. „Achthundert Gulden ist sehr viel Geld," dachte er; „Eugenie weiß ja nicht, daß ich im Begriffe war, ihr ein so kostspieliges Geschenk zu machen. Landauer hat ganz unvernünftig darauf geboten. Ich bin froh, daß ich das fatale Ding wieder los werde."

„Nun, mein Herr," sagte er endlich mit wohlberechneter Nachgiebigkeit, „ich sehe ein, daß Ihr Schmerz über den Verlust des Bildes schwerer in die Waagschale fällt, als die Freude meiner Braut."

„Wie, Sie wollten?" rief von Ankern lebhaft.

„Ich will Ihren Wünschen nicht länger entgegenstehen."

„Wie viel verlangen Sie?"

„Was es mich kostet, werden Sie mir erstatten. Es versteht sich von selbst, daß ich keinen Pfennig mehr von Ihnen verlange. Ich erwarb es für achthundert Gulden."

„Augenblicklich schreibe ich Ihnen eine Anweisung auf die Summe," sagte von Ankern und beendigte durch eine Schuldverschreibung das Geschäft, dessen Gelingen ihn so glücklich machte. Unter vielen Worten des Dankes entfernte er sich von Albert, der kaum erwarten konnte, bis sich die Thüre hinter dem Fremden geschlossen hatte. Dann warf er sich auf's Sopha und brach in herzliches Gelächter aus.

Am andern Morgen besuchte er, wie gewöhnlich, seine Braut. Sie kam ihm in reizender Verwirrung entgegen. Als sie aber in seinen täglichen Mienen nichts Besonderes entdecken konnte, gerieth sie in eine Verlegenheit ganz anderer Art. Zwar gab sie sich Mühe, ruhig zu scheinen; aber Albert sah wohl die große Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn.

„Eugenie, was ist Dir?" begann er endlich.

„Welche sonderbare Frage," entgegnete sie, indem sie mit forschenden Blicken in seinem Gesicht zu lesen versuchte. „Du hast einen Scherz mit mir vor."

„Ich? Einen Scherz?"

„Du übst Dich in der Verstellung und hast Dir wahrlich die Gelegenheit so gut gewählt, daß die Uebung eine recht schwierige ist. Für mich wenigstens wäre sie's, wenn ich mich in Deiner Lage befände."

„Ich? In welcher Lage bin ich denn?"

„Albert, ich bitte Dich. Welches Vergnügen hast Du dabei, mich zu dem Kommentar einer Handlung zu zwingen, die ich mit Worten nicht begleiten wollte?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Zu welcher Stunde kamst Du gestern von der Jagd?"

„Um fünf Uhr."

„Welche Veränderung fandest Du in Deinem Zimmer?"

Albert schwieg. Starr vor Schrecken stand er da und fuhr mit beiden Händen in die Haare. „Gott, welche Ahnung!"

„Was ist Dir, Albert?" fragte Eugenie.

„Ach nichts," sagte er. „Laß mich." Und hiermit griff er nach seinem Hute.

Aber die Braut ließ ihn nicht. Sie forschte nur um so dringender nach der Ursache seiner plötzlichen Bewegung und wurde hierin von ihrer Mutter, die hinzukam, unterstützt.

Nach kurzem, aber verzweiflungsvollem Seelenkampfe entschloß er sich, Alles zu berichten. Eugenie brach in Thränen aus, aber ihre Mutter lächelte. Sie war einer Sorge überhoben, die sie der Tochter verheimlicht hatte, um deren Freude nicht zu trüben. Jetzt aber suchte sie die beiden Liebenden zu trösten mit den Worten: Freut Euch, daß die Sache ein solches Ende nahm. Nicht durch den Werth, sondern durch Eure Thorheit kam das Bild zu so hohem Preise, der Euch überdies zum Gegenstande des Spottes machte. Nehmt eine gute Lehre aus der Geschichte und in Zukunft wählt zu Eurer Devise: Nur keine Ueberraschung.

* * *

Nachschrift. Diese Warnung ward nicht wenig durch den Umstand verschärft, daß Albert nach einigen Tagen erfuhr: er habe einen ächten Claud Lorrain, wenigstens 10,000 Gulden werth, für 800 fortgegeben.

Mannigfaltiges.

In Brüssel ist einem hohen Beamten von einem Geistlichen ein Portefeuille mit 400 Thalern und einem Passe zugestellt worden, das ihm vor achtzehn Jahren auf einem rheinischen Dampfschiffe gestohlen worden war. Der Dieb hatte den Geistlichen im Sterben gebeten, das Gestohlene zurückzustellen.

Ungalant. Ein Mann in England, der wegen Doppelehe in's Zuchthaus kam, beschwerte sich, daß zu streng mit ihm wegen eines Vergehens verfahren worden sey, welches seine Strafe in sich selber trage.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Sonntag, 19. September 1858.

Eine Konsultation.

(Schluß.)

„Ein paar Häuser weiter fanden wir," fuhr der alte Doktor in seiner Erzählung fort, „am Krankenbette seiner siechen Frau den Mann in Folge des Fallissements eines Bankhauses, in welchem er seit dreißig Jahren gearbeitet hatte, ohne Brod.

„Da muß mein Vater helfen, sagte Edith mit einer Bestimmtheit, welche zeigte, daß sich ihre Willenskraft allmälig zu entwickeln begann.

„Und wieder etwas weiter arme junge Mädchen, die sich nichts anderes wünschten, als ehrlich zu bleiben und die hierzu nur eines redlichen Verdienstes bedurften.

„Unglücklicherweise hatte Edith ihre Näherin, ihre Wäscherin, ihre Putzmacherin ꝛc.

„Aber fast unmittelbar darauf kamen wir in ein Haus, wo es kleine, halbnackte Kinder gab, wo überdies noch mehr in Aussicht standen und nichts um sie zu kleiden.

„Nun war für jene die Arbeit gefunden und zugleich für die Kinder die Pathin.

„Dann gingen wir zu „meinen" Künstlern. Wieder eine andere, eine schöne Mission. Eine zarte Aufmunterung konnte die schönsten Früchte tragen.

„Einer besonders. Aber wir kommen später auf ihn zurück.

„Unser letzter Besuch an diesem Tage galt einer Familie, die sich dem Hunger, dem äußersten Elende preisgegeben sah, weil der älteste Sohn, die Stütze der Seinen, seit fünf Jahren Soldat war und keinen Urlaub vom Obersten seines in Grenoble garnisonirenden Regiments bekam.

„In Grenoble? rief Edith freudig überrascht, — aber der dortige Oberst ist der intimste Freund meines Vaters! — Welch glücklicher Zufall!

„Mein liebes Kind, entgegnete ich, indem ich einen Kuß auf ihre Stirne drückte; wenn man wie Sie Reichthum, Rang, Schönheit und Jugend besitzt, so fehlt es an solch glücklichen Zufällen nie.

„Während wir in's Hotel zurückfuhren, bat mich Edith um mein Einschreibbuch und mit einem indiskreten Blicke las ich, während sie schrieb:

1) Mit meinem Vater wegen des armen Kommis sprechen.
2) Heute Abend nach Grenoble an den Obrist schreiben.
3) Morgen zu meinem Cousin dem Minister gehen.
4) Einkäufe besorgen für meine Mündel.
5) Einkäufe besorgen mit meinem Vater bei meinen Künstlern.

„Edith begriff also, daß man mit 16 Jahren und ebenso vielen Millionen kein Recht zum Müßiggange und noch weniger Recht zum Sterben habe. Sie fühlte sich berufen, Gutes zu stiften, sie begann ihre Nächsten zu lieben . . . sie war gerettet! . . .

„Am zweitnächsten Tage erwartete mich Edith bereits, als ich zum Rendezvous kam.

„Am Ende der Woche aber war sie in aller Form Rechtens in dem schönen Regimente enrollirt, für welches ich werbe und welches ich wohl mit Recht „die Schutzengel von Paris" nenne.

„Schon nach einem Monate war sie so wohl, so strotzend von moralischer und physischer Gesundheit, daß van Oven in seiner Freude rief: Nun ist es Zeit, Storfius aus Bremen kommen zu lassen.

„Aber bei diesen Worten erbleichten Ediths Wangen.

„Nein! rief ich, lassen wir Storfius, wo er ist.

„O Himmel! Doktor, Sie verbieten doch meiner Tochter nicht etwa gar . . .

„Das Heirathen, nein, aber den Mann — wenigstens den aus Bremen. — Später wollen wir sehen. — Das ist meine Sache.

„Wie, Ihre Sache?

„Ist sie denn nicht auch ein bischen meine Tochter?

„Ja, ja, denn Sie haben ihr das Leben gerettet, Ihnen verdankt sie ihre Wiedergeburt.

„Zwei Jahre später sagte ich dem Bankier: A propos, van Oven, es ist Zeit, unsere Edith zu verheirathen.

„So? nun und mit Wem?

„Mit Lucian de C . . .

„Wie? Mit jenem Maler, dem ich meiner Tochter zu lieb sein erstes Bild abkaufte?

„Sagen Sie mit einem Edelmann, in der wahren Bedeutung des Wortes, mit einem Manne, der edel genug war, sich freiwillig den Entbehrungen der Armuth zu unterziehen, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen und der sich dann durch die schöpferische Kraft seines Genies ein neues Vermögen erkämpfte!

„Ein Vermögen und ein Künstler? Wie reimen Sie das zusammen?

„Wenn es Ihnen nicht groß genug ist, so lege ich für meinen Theil eine Million dazu.

„Eine Million? Sie? rief van Oven; wo Teufel wollen Sie eine Million hernehmen?

„Aus Ihrer Kasse.

„Oho!

„Sind Sie mir nicht noch das Honorar schuldig für meine mit Edith vorgenommene Kur? Haben Sie mir nicht, so oft ich es ausschlug, hundertmal wiederholt: Nun gut, also später; so viel Sie nur wollen. Sie können die Gesundheit meiner Tochter nicht hoch genug taxiren.

„Allerdings; . . . aber . . .

„Finden Sie, daß eine Million zu wenig ist? Nun gut, so nehmen wir zwei. Ich gebe sie gleichfalls meiner Edith als Mitgift.

„Van Oven hatte noch nicht definitiv ja gesagt, als seine Tochter, die ohne Zweifel das Gespräch belauscht hatte, sich in die Arme des Bankiers warf.

„Und — nun — und so habe ich an Frau v. C . . . das Wunder der Auferweckung vom Tode bewirkt; — weßhalb ich die Ueberzeugung hege, daß alle reiche Damen, alle junge Mädchen und besonders alle junge Wittwen, welche an der in großen Städten so häufig vorkommenden Morbidezza leiden, zu heilen sind, wenn man ihnen nützliche Beschäftigung, Wohlthätigkeit und Nächstenliebe verordnet.

„Hier haben Sie nun," schloß der Greis, indem er aufstand, „die ganze Hexerei des Doktor Müller."

4.

Es schlug Mitternacht. Alles erhob sich demnach zum allgemeinen Aufbruch. Aber bevor noch Jemand den Salon verlassen hatte, näherte sich die Marquise dem Arzte und embrassirte ihn auf beiden Wangen:

„Ich danke Ihnen, Doktor, für Ihre Konsultation. Kommen Sie morgen, um mich bei meinem ersten Gange zu „unsern Armen" zu begleiten!"

Des Sohnes Rache.

In einem eleganten Zimmer saßen zwei Personen im lebhaftesten Gespräch neben einander. Man erblickte eine junge, freundliche Dame, die ihre Augen niederschlug, während ein schon ziemlich bejahrter Mann in feuriger Rede ihr etwas vorzustellen schien.

Die erröthenden Wangen des holden Kindes, noch mehr aber die enthusiastischen Betheuerungen und Gesten des Mannes ließen vermuthen, daß hier von nichts Geringerem, als von der hellauflodernden feurigen Liebe gesprochen wurde.

„Lassen Sie mich nicht verschmachten, Angebetete, ich lege Ihnen hier das theuerste Herz zu Füßen, das jemals in einer Menschenbrust geschlagen hat. Auch bin ich im Stande, Ihre Zukunft auch glänzend auszuschmücken. Machen Sie durch ein „Ja" den glücklichsten Menschen, den die Sonne seit Anbeginn der Welt beschienen hat."

„Aber bedenken Sie den Unterschied des Alters!"

„Die Liebe kennt keine Verschiedenheit der Jahre, zumal wenn Gefühle und Herz sich in ewiger Jugend zu erhalten wissen."

„Aber — —"

„Tödten Sie mich nicht mit Ihrem „Aber". Für die Liebe darf es kein aber geben. Wollen Sie die Meinige seyn?"

Was half es? Lina wurde von ihrer Mutter, einer koquetten Wittwe, oft schonungslos behandelt. Um sich der quälenden Fesseln zu entziehen, sprach sie endlich ein schüchtern jungfräuliches Ja!

Wer war glücklicher als der Alte. Einen schon bereit gehaltenen Juwelenschmuck überreichte er bei

dem ersten Kusse seiner Braut, dann eilte er befriedigt nach Hause.

Unser Alter war auch Wittwer und hatte einen einzigen Sohn. Zu diesem eilte er nun, um ihm seinen Entschluß bekannt zu machen. Dieser war außer sich über die Thorheit seines Vaters.

„Was in aller Welt mußte Dir einfallen, denn einen solchen Streich zu begehen, einen Jugendstreich, den man einem zwanzigjährigen Studenten, Commis voyageur, dem Portepeefähndrich, einem blutjungen verliebten Ladendiener oder Zimmerkellner hingehen läßt. Ich glaube noch gar nicht daran, nein, so thöricht konntest Du nicht seyn. Ich bitte Dich, sage mir die Wahrheit."

„Vergiß nicht, daß ich Dein Vater bin," entgegnete der Alte aufgebracht.

„Du zwingst mich, daß ich dies zu vergessen wünschen muß," rief ergrimmt der Sohn, welcher bald einsah, daß Alter vor Thorheit nicht schütze und daß er nicht im Stande war, den Willen seines Vaters zu ändern, der halsstarrig und hartnäckig war, wie Pharao, dabei verliebt wie Daphnis in Chloe.

Während der Vater im Frühlingsparadiese der ergrünenden Liebe schwelgte, lief der Sohn verzweifelnd umher. Immer sann er auf Mittel, seinen Vater von dieser Leidenschaft zu heilen, aber keines wollte anschlagen. Jetzt hieß das Feldgeschrei des Sohnes „Rache!"

Der junge Mann wußte sich bald in dem Hause der alten Dame einzuführen, welche die Mutter der Braut seines Vaters war. Die Aufmerksamkeit, welche er ihr bewies, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen.

Jetzt wandte sich der Sohn noch einmal an seinen Vater, um das letzte Mittel zu versuchen. „Ich werde nächstens heirathen," begann der Sohn eines schönen Morgens bei dem Frühstück.

„Das ist brav," entgegnete der Vater, der längst den Wunsch um seiner selbst willen gehegt hatte. „Aber wer ist die Holde, die Dich beglücken wird?"

„Die Mutter Deiner Braut."

Der Vater lachte Anfangs, weil er an einen Scherz glaubte. „Einen Jux will er sich machen!" Der Sohn aber gab ihm die Versicherung, daß er Ernst mache und keinen Jux, indem er in solchen Angelegenheiten keinen Spaß liebe.

„Aber bedenke doch den Unterschied des Alters."

„Wir stehen ganz gleich. Du zählst sechzig Jahre und Deine Braut einundzwanzig. Meine Angebetete zählt fünfzig und ich einundzwanzig. Du siehst, es ist eher noch ein Vortheil der Jahre auf unserer Seite!"

„Das geht nicht, das gebe ich nimmermehr zu."

„Ich bin majorenn."

„Gibt es denn kein Mittel, Dich von dieser lächerlichen Leidenschaft abzubringen?"

„Entsage Du Deinem Vorsatz, dann gehorche ich gern."

„Aber wie kann ich das? Ich heirathe aus Liebe."

„Wohlan, so heirathe auch ich, wenn auch aus Haß!"

* * *

Wir finden jetzt den Sohn in der Behausung der Wittwe wieder, der rüstigen, lebhaften und lebenslustigen Coquette, die sich in sicherer Erwartung ihres Anbeters mit Perlen behangen hatte, so daß sie aussah, wie eine antique Ledertapete mit Golddruck. Bald brachte der junge Mann sein Anliegen vor. Die Matrone zögerte mit jungfräulichem Zieren, bis endlich der Jüngling vor ihr niedersank.

„Lassen Sie mich nicht verschmachten, Angebete!" rief auch er. „Geben Sie mir Ihre Hand, machen Sie mich zum glücklichsten Sterblichen!"

„O, Sie Ungestümer," entgegnete verschämt die Alte. „Sie zwingen mich zu einem allzuraschen Entschlusse. Bedenken Sie das ungleiche Alter!"

„Lassen Sie die lügenhaften Jahre, Sie haben ein jugendliches Herz, wenn Sie mir Ihre Hand versagen, so gebe ich mir freiwillig den Tod und Sie sind dann meine Mörderin!"

Da konnte die zärtliche Alte nicht länger wiederstehen. Mit dem Freudenschrei: „Nimm mich hin, mein Adolar!" sank sie in die Arme des Geliebten, welcher einen Kuß auf die trockenen Lippen seiner Errungenen drückte.

Aber der Kuß klang so dumpf, als wenn man mit einer Haselgerte an einen alten gesprungenen Topf schlägt.

Der erste Theil der Rache des Sohnes war gelungen. Er war jetzt der Stiefvater seines eigenen Vaters.

Was halfen nun dem glücklichen Alten die Flitterwochen, die er mit seiner jungen Frau verlebte! Ueberall verfolgte ihn sein früherer Sohn und junger Stiefpapa mit der alten Ehehälfte und beide hefteten sich wie das Verderben an die Sohlen des Gequälten. War der Alte mit der jungen Frau in einem Concert oder auf einem Museumsballe, war er mit ihr im Schloßgarten, in

der neuen Anlage, oder bei einem Restaurateur, so durfte man darauf zählen, daß bald auch der Junge mit der Alten eintreten werde. Verlangte der Alte eine Flasche Champagner, so rief rasch der Junge dazwischen: „Halt, Kellner, mein Stiefsohn will sich ruiniren, ich befehle, ihm eine Flasche Lagerbier oder ein Glas Zuckerwasser zu bringen. „Wollte der Alte in das Theater gehen und verlangte an der Kasse Billete für die erste Rangloge, so stand gewiß auch der Junge mit seiner Alten hinter ihm und rief höhnisch dem ehemaligen Vater zu: „Stiefsohn, Du ruinirst Dich, Du darfst höchstens Parterrebillette kaufen."

Eines Morgens stand sogar groß gedruckt in der Zeitung:

„Ich warne hiermit Jedermann, meinem Stiefsohn Johann Heinrich Rumpler etwas zu borgen, indem ich in keiner Weise Garantie übernehme.

Adolar Rumpler."

Am andern Tage las man jedoch als Entgegnung:

„Die in die gestrige Nummer eingerückte Warnung beruht auf einer schändlichen Intrigue und mache ich bekannt, daß mein jetziger Stiefvater eigentlich nur mein ungerathener leiblicher Sohn ist.

J. H. Rumpler."

Was half es, der junge Stiefvater quälte und peinigte sein altes Stiefkind so lange, bis des Letzteren Ehe aus kanonischen Gründen aufgelöst wurde. Mit Schrecken bemerkte jedoch der malitiöse Adolar, daß er selbst seine alte Zugabe der Zärtlichkeit nicht los werden konnte. Madame Rumpler wuchs und gedieh wie eine Tulpenzwiebel in den trefflich gedüngten Gärten von Harlem; sie hatte den besten Appetit, schnupfte auch manchmal, hütete sich vor Erkältung, ärgerte sich nicht mit dem Gesinde. Madame Rumpler Adolars Frau erreichte ein hohes Alter.

Mannigfaltiges.

Wien. Ein seltsamer Todesfall hat sich dieser Tage in R.'s Gasthaus auf der Wieden ereignet. Eine Gesellschaft saß im Extrazimmer und tarokirte, als plötzlich einer der Spieler „Solo ultimo" ansagte; sein Gegner, ein Schneidergeselle, erwiederte hierauf ereifert: „Wenn Sie „Solo ultimo" machen, so soll ich keine Stunde länger leben." Niemand kümmerte sich um diese Worte und das Spiel wurde unter heftigem Aufschlagen der Karten beendigt. Der entscheidende Moment kam, der Ansager des Solo ultimo gewann und der Schneidergeselle verließ, unter lauten Verwünschungen seine Karten auf den Tisch werfend, die Gesellschaft; doch als er zur Thür des Gastzimmers kam, wurde er plötzlich vom Schlage getroffen und fiel unter einem Schrei leblos zu Boden. Die angewandten Mittel zur Wiederbelebung des Unglücklichen blieben erfolglos.

München. Das kürzlich erschienene „Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der hinterlassenen verdienter Künstler" wird mit nachstehendem Gedicht des Königs Max II. von Bayern eröffnet:

Bei meiner Rückkehr aus Italien.

Ich kehrte aus dem Reich der Lieder,
Der Kunst, der Liebe Heimathland,
Zurück zu meinen Kindern wieder;
Was nehm' ich mit als schönstes Pfand?

Der ew'gen Schönheit Ideale
Sind tief der Seele eingeprägt,
Daß sie erwärmt von diesem Strahle
Entfalte, was sie in sich trägt.

Doch sah ich auch vom kühnsten Werke
Oft nichts, als eine Handvoll Staub:
Was nützt des Arms, des Geistes Stärke,
Wenn Alles der Verwesung Raub?

So lernt' ich nun nach dem zu streben,
Was zu vollbringen Gott gebeut,
Mich ganz dem Herren hinzugeben,
Zu nützen froh das flücht'ge Heut'.

König Ludwig hat ein Gedächtnißblatt: „Am Jahrestag meiner verklärten Therese" beigegeben; ein zweites Gedicht des Königs, „Schatten" überschrieben, gibt den Gedanken, daß nur dem Nigewesenen die sehnende Klage gelte und dieses allein Befriedigung gewähre.

Zweisylbige Charade.

Die Erste, wie die Zweite
Kennt man beim Kartenspiel.
Das Ganze sucht das Weite,
Hat es erreicht sein Ziel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Dienstag, 21. September 1858.

Bekanntschaft nach der Hochzeit.

„Russischer Winter" ist ein Laut, welcher hinreicht, uns Deutsche frösteln und schaudern zu machen, obschon dieser Winter für den Russen gar nicht unangenehm, vielmehr ergötzlich und erquicklich ist.

Diese Jahreszeit hat zwar auch wie jede andere ihre Kehrseite; denn es hat auch der russische Winter sein Schreckliches: den Schneesturm.

Bei einem solchen Schneesturm kam ein Schlitten mit drei Postpferden vor dem Posthause in dem Flecken Dorogobuich angefahren. Als die mit Bärenpelz gefütterte Tuchdecke von dem schwanenhalsgleichen Vorderbug des Schlittens wegflog, stiegen zwei Reisende aus, welche ganz in Pelze gehüllt, im Schlitten kaum als menschliche Wesen zu erkennen gewesen, obschon dessen Obertheil ganz unbedeckt war; sie hätten für das Auge eines Südländers eher einem Paar erlegter Bären geschienen. Als die beiden grauhaarigen Wesen jedoch in die Poststube getreten waren, die gewaltigen Pelzstiefel von den Beinen schleuderten, die großen Pelzmäntel von sich warfen und nachlässig über die Stühle lehnten, dann ihre Pelzkappen vom Kopfe zogen, erschienen wie durch eine Theaterverwandlung zwei rüstige junge Leute, ein Herr und sein Diener. Der Herr, nicht älter als 20 Jahre, ein schlanker, eher zart als kräftig gebauter Jüngling mit einem dunkelbraunen, in's Schwarze streifenden Lockenkopf.

„Werden Euer Erlaucht," fragte der Diener mit unterwürfiger und doch wieder durch Vertraulichkeit gemilderter Geberde, „heute Nacht hier in der Post verweilen? Ich könnte den Schlitten unter Dach fahren lassen und die nöthigen Bequemlichkeiten treffen."

Der Jüngling sah den Diener kurze Zeit an, als ob er sich über die Frage besänne. „Nein, Prakosi, es ist nicht nothwendig," entgegnete er dann rasch, „laß anspannen, es lohnt noch nicht der Mühe, zu halten. Wir haben ja den Sturm im Rücken und zudem scheint er mir ausgebraust zu haben. Ich gehe hinaus, mich etwas zu vertreten und steige, wenn ich wiederkomme, ein."

Damit zog der Herr die weiten Stiefel an die Füße, drückte die Pelzmütze auf den Kopf, fuhr in den Pelzmantel und eilte hinaus in's Freie. Der Diener sorgte hierauf für seinen Magen und sodann für seinen Schlitten, welcher in kurzer Zeit wieder bespannt vor der Thüre harrte.

Der junge Fürst Platon Michailowitsch K.... erbte von seinen Eltern ansehnliche Besitzungen nebst einer bedeutenden Seelenzahl leibeigener Unterthanen, die er mit Niemanden zu theilen hatte, da er das einzige Kind gewesen. Seine Eltern hatte er kaum gekannt, er war im Hause seiner Tante in Petersburg erzogen worden, widmete sich dem Kriegsdienste und prangte binnen Jahresfrist schon im Schmucke eines Lieutenants. Einige Zeit hatte er den glänzenden Heer- und Musterschauen der Hauptstadt, dem Prunken mit gestickten Kleidungen, Gefährten und Rossen seine schöne Seite abgewinnen können, bald aber wurden ihm alle diese Reize so langweilig, als sie vorher mächtig gewesen und es konnten weder die Ballsäle mit der diamantenschimmernden Damenwelt, noch die Schauspielhäuser Petersburgs ihn mit dem dortigen Leben versöhnen.

Mit einem weiblichen Wesen nie sein Spiel zur bloßen Unterhaltung zu treiben, hatte er seinem Erzieher in die Hand geschworen und das Glück und die Kraft gehabt, den Schwur zu halten, oder der Zufall hatte es so gewollt, daß er diesem Gelübde noch nicht untreu geworden. In dieser Lage hatte ihn plötzlich die Sehnsucht ergriffen, entfernte Gegenden und Menschen zu sehen, sich einmal als wirklicher Krieger in das Spiel

des Kampfes zu stürzen. Fürst Paskewitsch hatte damals gerade einen Zug nach Persien unternommen, ganz Europa spaltete sich in Wetten, ob das Heer unter dem ungewohnten Himmelsstriche gegen die verzweifelten Perser unterliegen, oder ob der Feldherr den Ruhm russischer Waffen weiter tragen würde, als selbst Kutusow und Suwarow?

Dem jüngsten Fürsten Platon schien aus der Ferne der Kampf wie ein stattliches Schlachtgemälde und er entschloß sich auch daran Theil zu nehmen, nachdem er die Erlaubniß seiner Obern erhalten hatte.

Von Petersburg war er nach Riga gefahren, um dort mit einem Oheim zusammen zu treffen und hätte jetzt auf einem Umwege beinahe wieder die weißsteinige Mutter „Moskwa“ erreicht, ohne daß ihm irgend ein Abenteuer aufgestoßen wäre. Nicht einmal ein Wolf hatte sich gezeigt, um aus der Entfernung dem Schlitten das Geleite zu geben und so einigermaßen in der ungeheuren Schneeebene, die jede sanfte Hügelwelle im weiten Rußland bedeckte, eine ärmliche Staffage zu bilden.

Fürst Platon bewegte sich jetzt mit dem langsamen Tritte, den die lästige Kleidung ihm, als Lustgänger, gestattete, durch den Flecken, schaute links auf die von Schnee überwuchteten hölzernen Wohnhäuser, welche alle ihre Bewohner um den Heerd, oder besser den gepriesenen russischen Ofen versammelt hielten. Niemand begegnete ihm, um seinen Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben, doch hatte er den Pfad nicht angetreten, um zu sehen, noch gesehen zu werden, sondern nur, um nach einiger Bewegung wieder desto behaglicher im Schlitten ruhen zu können.

Da es bereits ganz dunkel geworden und er das Ende des Fleckens eben erreichte, wollte er eben wieder nach der Post zurückkehren, als er, sich langsam wendend, auf die, etwas vom Wege abgelegene Kirche aufmerksam wurde, durch deren offene Pforte ihm ein spärlicher Schein entgegenleuchtete.

Beinahe unwillkürlich von diesem Scheine angezogen, watete Platon schon der Kirche zu, vor welcher er einen bespannten Schlitten und zwei Diener harrend antraf, von welchen einer gleich in die Kirche drang, als ob er seine Ankunft erwartet hätte. Als er durch die Pforte in das spärlich beleuchtete Innere trat, begegnete er einem dritten Manne, anscheinend ein Kirchendiener, der sich zu ihm neigte und rasch in's Ohr flüsterte: „Um Gotteswillen rasch, Euer Gnaden! Dero Braut ist in Verzweiflung und Vater Grischa, wie die Zeugen, warten schon an eine Stunde, um die heilige Handlung zu vollziehen.“

Platon, dem diese Rede unverständlich genug vorkam, murmelte eine Erwiederung unter der Pelzkappe hervor, welche dem Manne eben so unverständlich seyn mochte, nahm seine Mütze unter den Arm und schritt dem Altar zu, immer noch durch den aufgeschlagenen Kragen seines Pelzmantels bis über die Augen und Ohren vermummt. Ehe er aber vor dem Altar angelangt war und noch den Bau der Kirche in etwas gewürdigt hatte, fesselte ein neuer Auftritt seine Aufmerksamkeit. Ein Priester, in seine Amtstracht gekleidet, führte ihm eine gleichfalls in Pelz gekleidete Dame entgegen, deren Gesicht, so weit es vor dem Pelze kenntlich gewesen seyn würde, hinter einem dichten Schleier verborgen war und gab den seitwärts harrenden, im Dunkeln früher von Platon nicht bemerkten Sängern ein Zeichen, worauf sie den Gesang anstimmten, mit welchem die Trauung nach russischer Kirchenweise begonnen wird.

Die erste Bewegung Platon's war, die Kirche rasch zu verlassen; da er aber aus dem aufgeschlitzten Pelzärmel eine weiße Hand hervortauchen sah, da diese Hand die seinige ergriff, da er hinter sich wie hinter der Dame zwei Männer oder Kirchendiener bemerkte, welche die goldenen Kronen auf ihre Häupter setzten, spannte eine Gegenbewegung rasch die Sehnen ab und vermochte ihn, das Ende des seltsamen Auftritts abzuwarten.

Wirklich schien dieser Reisevorfall feenhaft zu werden. Der dreifache Zug um den Altar war bald unternommen und vollführt, die Ringe gesegnet und ausgewechselt, indem er für die Dame einen altgriechischen Siegelring abstreifte, den er zufällig am Finger führte. Ein Adler, welcher eine Fahne fliegend entfaltete, war sein Lieblingssinnbild.

Solchergestalt ging die heilige Handlung zu Ende. Er sprach, um den Scherz nicht zu stören, sein Jawort. Die Braut lag in seinen Armen. Als er die beinahe Ohnmächtige auffaßte, fühlte er einen warmen Kuß auf seinen Lippen und sah bei dem flüchtigen, rasch verlöschenden Scheine einer Fackel und dem verschobenen Schleier, daß die Dame, die ihm so seltsam angetraut, jung und ungemein schön war, obschon er weder Zeit noch Muße hatte, sich das schöne Bild noch näher zu fesseln. Priester und Diener trieben die beiden Vermählten zu eiliger Flucht und drängten sie der Thüre zu. Noch hatte Platon die Pforte nicht erreicht, war eben von der Braut, die ihn früher umklammert hielt, etwas losgelassen worden, als

er durch Roßgetrabe und Geklingel eines Glöckchens von der Ankunft eines neuen Schlittens unterrichtet wurde. Der wahre Bräutigam konnte jetzt anlangen, ein lästiges Gegenüber stattfinden. Mehr das Verlangen, die seltsame Verwirrung noch zu erhöhen, als die Furcht, dem von ihm so unberufen vertretenen Bräutigam zu begegnen, bewogen den jungen Fürsten, die Gelegenheit zu ergreifen, rasch hinaus zu eilen und zu verschwinden. Bevor der fremde Schlitten vor der Kirche angekommen war, hatte er auf dem entgegengesetzten Pfade die Straße erstrebt. Trotz der lästigen Kleidung erreichte er, ohne daß eine Seele ihn weiter erschaut hätte, die Post, wo sein Prakost ihn längst im Schlitten erwartet hatte. Sich einsetzen und den Befehl zur Abfahrt geben, war Eins.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wiener Blätter schreiben: Der glückliche Gewinner des großen Looses der Kreditanstalt mit 250,000 fl. ist ein bisher armer aber braver Schiffsmakler, Vater einer zahlreichen Familie, Namens Castelli in Triest. Wenige Tage vor dem Gewinnste war wegen einer Summe von 800 fl. Personalarrest gegen ihn erwirkt worden. Das Lotterielos, mittelst dessen er den Haupttreffer gewonnen, war keineswegs sein Eigenthum, sondern der Triester Lotto-Kollektant Weißenfeld besaß das Loos, gab aber, wie dieses auch bei andern Kollektanten der Fall ist, dem Publikum Spielscheine aus, so daß man für eine Entschädigung von 4 fl. mit einem Loose spielen konnte, ohne es kaufen zu müssen. Einen solchen Schein hatte der Makler Castelli einige Tage zuvor gekauft. Ueber die Art, wie ihm sein Glück mitgetheilt wurde, hört man Folgendes. Die Ziehung fand am 1. Juli in Wien statt. Als der große Treffer deklarirt war, zeigte sich, daß das Loos von dem Wiener Wechselhause Komandos Eidam gekauft worden war; dieses Haus hatte es jedoch wieder nach Triest an Erara und Comp. verkauft und beeilte sich, ihm noch an demselben Abend die Glückskunde telegraphisch anzuzeigen. Erara und Comp. hatten jedoch das Loos ihrerseits dem Kollektanten Weißenfeld überlassen, aber auch dieser konnte die Glückwünsche nicht acceptiren, weil in Folge dieses Scheines der Gewinnst nicht mehr ihm gehörte. Aus dieser Lotteriekollektur aber verbreitete sich die „große Nachricht“ augenblicklich durch die Stadt. Von allen Seiten suchte und schrie man nach Castelli, der auf einem der Schiffe im Hafen sich befand, ohne daß man wußte, wo. Endlich fand man ihn; ein grenzenloses Geschrei tönte ihm entgegen und es dauerte lange, bevor man ihn überzeugte, daß man sich keinen Scherz mit ihm mache. Der erste Weg, den Castelli am andern Tag machte, war zu seinen Gläubigern! Am 4. Juli ließ der kürzlich so dürftige Mann 3000 fl. unter die Armen Triest's vertheilen. Das Loos der Kreditanstalts-Lotterie mit dem zweiten Haupttreffer von 40,000 fl. wurde nach Warschau versendet. Die Angabe, Freiherr v. Rothschild habe den Treffer gemacht war somit irrig.

Woher stammen die drei Lilien im Wappen des früheren französischen Königsgeschlechtes? Hugo Capet trug sie zuerst in der Krone; doch als Wappen hatte sie schon Chlodwig und dieser soll sie statt dreier Frösche eingeführt haben, denn das Wappen der alten Franken sollen drei Frösche gewesen seyn. Die Ursache, warum Chlodwig jene Aenderung vornahm, wird nicht angegeben. Professor Braun, der bekannte Alterthumsforscher in Bonn, meint in seinem vorigjährigen Winkelmanns-Programm, welches die Trojaner am Rheine behandelt: „daß man in der eigenthümlichen Abbildung der französischen Lilien, wie sie sich bis in die jüngsten Zeiten erhalten haben, eben so leicht drei Frösche als Lilien erkennen könne.“ Also nahm Chlodwig keine Aenderung vor, sondern vertauschte nur die Namen. Das Wappen leitet jener Gelehrte weiter daher ab, weil die Franken, die ursprünglich an dem unteren Rheinufer bis zur Mündung der Mosel hinauf wohnten, von den römischen Schriftstellern Sumpfbewohner genannt wurden, die Frösche aber ein passendes Emblem für Sumpfbewohner seyen. Ob diese neueste Erklärung den Franzosen zusagt, ist noch abzuwarten. Wir finden darin ein neues Zeugniß von scharfsinniger Erklärung, die wir schon oft an dem genannten Gelehrten beobachtet haben: auch das neueste Winkelmanns-Programm zeigt gleich gelehrte Kombinationen.

Eine bedeutsame Zahl. Die Zahl Neun spielt bei den Chinesen eine große Rolle, daher die vielen Thürme mit neun Stockwerken; die Eintheilung des Reiches in neun Kreise; die neun Gefäße, an die man die Schicksale des Reiches gebunden glaubt; die neun Ordnungen der Manda-

rinen, die neun Grade der Verwandtschaften; die neun Reverenzen, die man dem Kaiser macht; die neun Arten den Feind anzugreifen und — die neun Arten davonzulaufen.

Der Orchesterdiener der großen Oper in Paris ist ein sehr vermögender Mann; er hält sich einen Bedienten und fährt in einer eleganten Equipage, denn seine Revenüen belaufen sich durch das Herleihen von Paletots, Operngucker ꝛc. jährlich über 20,000 Franks. Er ist nebenbei der Banquier der Bühnenmitglieder und in Folge dessen eine in seinem Kreise stark gesuchte Persönlichkeit.

Aus München wird geschrieben: Bekannt ist die bisher herrschende Sitte unserer Landbewohner zumal aus dem Gebirge, ihre Jacken und Westen mit Zwanzigern und Zwölfern statt der Knöpfe zu schmücken. Wer sich des Gebrauches bediente, galt als wohlhabend und man geht nicht fehl, anzunehmen, daß auf diese Weise Tausende von Gulden dieser Münzsorten dem öffentlichen Verkehr entzogen wurden. Mit der bevorstehenden Außerkurssetzung derselben verliert natürlich dieser Schmuck an Werth und man ist daher begierig zu sehen, was die jungen Bursche, bei welchen die Sitte absonderlich beliebt war, jetzt thun werden, ob sie ihre „Knöpfe" in die Münze wandern lassen, oder durch eine neue giltige Münzsorte ersetzen werden.

Ein Auktionator in London hatte merkwürdiges Glück; Alles, was er versteigerte, ging zu fabelhaften Preisen weg; denn immer war Einer da, der die Bieter durch seine Gebote in die Hitze brachte und steigerte, aber Niemand sah den Unbekannten, den Jedermann hörte, bald da, bald dort. Endlich packte man den Auktionator selbst: Du bist's! — Ja, er war's, nämlich ein Bauchredner.

Der Pesther Schneidermeister Johann Bucsanyi hat eine Nähmaschine erfunden, durch deren Anwendung angeblich binnen zwei Stunden ein auf das feinste genähtes Kleid, aus was immer für einem Stoff, angefertigt werden kann.

In der Nachbarschaft von Mühlheim a. Rh. ist in diesen Tagen eine Blei-Vergiftung vorgekommen, die nicht mit einem Verbrechen, sondern mit dem Futtermangel im Zusammenhange steht. Das Stroh, welches in einer Bleiweiß-Fabrik gedient hatte, wurde wieder gesammelt und zur Fütterung gebraucht; leider starb das Rindvieh, welches davon genährt worden war, eines raschen Todes.

Mitten in der Blüthe des Lebens, aber auch mitten in der Fülle vieler Sorgen, die ihm eine Schaar von sieben Kindern machte, starb am 2. April der Dichter Adolph Schults in Elberfeld. Er war Komptorist im Hause von Simon's Erben. Die ehrenwerthe Elberfelder Kaufmannschaft hat aber dem Dichter ein Denkmal gesetzt, wie man es selten in unsere Zeit findet. Sie hat der Wittwe mit ihren sieben Kindern ein jährliches Gehalt von 700 Thalern ausgesetzt.

Wohlfeile Zeit. Nach urkundlichen Aufzeichnungen kostete in Linz im Jahr 1386 der Metzen besten Mehles 11 Silberpfennige, ein Fuder Wein 1 fl., eine Tonne Bier 4 Groschen, eine Kuh 3—7 Groschen; der gewöhnliche Taglohn betrug 3 Pfennige.

Landwirthschaftliches.

Der Trierer Handels-, Kunst- und Gewerbe-Zeitung wird aus Merzig folgende interessante Mittheilung über die Gewinnung von Saatfrucht gemacht: Der Lehrer und Oekonom Herr C. Schenk zu Britten läßt seit mehreren Jahren nach dem Beispiele eines schweizerischen Landwirthes circa 1/2 Scheffel der besten und vollkommensten Körner durch seine Angehörigen sehr sorgfältig auf einem Tische auslesen und in der letzten Hälfte September in ein entsprechendes Feld aussäen und z. Z. völlig reif werden. Von dieser Frucht nimmt er sein nächstjähriges Saatgut und läßt wieder davon ungefähr ein Faß der besten Körner auslesen, die wieder zur Gewinnung der nächst darauf folgenden Saatfrucht bestimmt sind. Auf diese Art produzirt derselbe seit einigen Jahren die schönste und von allem Unkraut reinste Saatfrucht und die davon gewonnenen Früchte fallen ungemein in's Gewicht und geben ungefähr 25% mehr Körnerertrag und schönes Stroh. Dieses leichte, aber sehr rationelle Verfahren des Herrn Schenk verdient bei dem landwirthschaftlichen Publikum die größte Beachtung, indem bekanntlich gute Saamfrucht eine wesentliche Bedingung einer reichlichen Ernte ist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Freitag, 24. September 1858.

Bekanntschaft nach der Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Lassen wir den Bräutigam immer durch die gewaltige Mutter Moskwa, wie der Russe seine Hauptstadt nennt, dem Kaukasus zufliegen und sehen wir nach deren Braut um.

Afanasia (Anastasia) Dalinowna war die jüngste Tochter eines reichen Bojaren (Edelmanns) der Nachbarschaft. Als Kind war sie auf dem Edelhofe ihrer Eltern, unter der Aufsicht ihrer getreuen Amme, aufgezogen und dann nach Moskau in eine weibliche Erziehungsanstalt gebracht worden. In dieser hatte sie ihre Muttersprache schlechter erlernt, als Französisch und Englisch, hatte sich das Klavierklimpern und Tanzen bis zu einer gewissen Fertigkeit angeeignet, eine Masse zerstreuter Redensarten sich geläufig gemacht, die man ihr die Wissenschaften des Umgangs nannte.

Als vollendete Stadtdame war sie in die Heimath zurückgekommen und hatte sich Anfangs mit allem guten Willen nicht mehr in derselben zurecht finden können; hatte das Leben dort voll Langeweile, ohne allen Reiz gefunden. Auf einem Jahrmarkte ihrer Gegend hatte sie am verwichenen Sommer einen jungen Bojaren kennen gelernt, welcher dort bei seinen Verwandten lebte und, wie sie später erfuhr, wegen seiner Spielsucht und seines ärgerlichen Lebens aus der Hauptstadt verbannt worden war und auf dem Lande seine zerrütteten Vermögens-Umstände zu bessern suchte, was ihm in der Ehe mit Afanasia in einem Wurfe gelungen wäre. Durch allerlei Mittelsleute hatte der kühne gewandte Hofmann einen Briefwechsel mit dem unbefangenen, sich selber noch nicht kennenden Fräulein angesponnen und sogar Gelegenheit gefunden, dieselbe mehrmals zu sehen und zu sprechen, obschon die Eltern, welche Verdacht geschöpft hatten und dem Bewerber nicht wohl wollten, ihre Tochter sorgsam zu bewachen und zu hüten suchten.

In dieser Lage war der Winter angebrochen und dadurch ihr das Landleben noch einsamer, die Einsamkeit noch erdrückender geworden, war es dem gewandten Schmeichler gelungen; die Schöne zu einer raschen, heimlichen Ehe und zur Flucht zu überreden, nach welcher nachher die Eltern schon ihre Zustimmung nicht verweigern würden.

Afanasia, obschon sie dem Bewerber ihr Wort gegeben hatte, wankte, als ihr Entschluß zur Ausführung kommen sollte. Sie würde gewiß den entscheidenden Schritt nicht gewagt haben, wenn eine vom Verführer gewonnene Dienerin ihr nicht den Schmerz des harrenden Bräutigams und seine Verzweiflung geschildert hätte, wenn dieser die Braut nicht finden sollte; wenn jene Dienerin ihr nicht den Geliebten als Selbstmörder vorgemalt und sie dadurch zu rascher That bewogen hätte. Heimlich entwich sie dem Schlosse ihrer Eltern und fand sich im Kirchlein von Dorogobusch ein, wo ein Priester zur Vollziehung der heiligen Handlung gewonnen war.

In ängstlicher Spannung hatte die holdselige Sünderin fast eine halbe Stunde gewartet, hatte während des Wartens ihrer Eltern und ihrer Pflicht gedacht und war oft im Begriff gewesen, rasch ins Vaterhaus zurückzukehren; war nur durch ihre treulose Dienerin und den wohlmeinenden, selbst vom Bräutigam getäuschten Priester bewogen worden, den Auftritt abzuwarten, welchen wir soeben zu schildern versucht haben.

Kaum war Platon nach diesem Auftritt zur Thür hinausgesprungen, nach der Meinung der Uebrigen, um den Schlitten in Bereitschaft zu stellen, als der erwartete wirkliche Bräutigam hereintrat, seinen Mantel bei Seite warf und sein Haupt entblößte, das er mit einem Taschentuche unter der Mütze umwunden hatte.

„Ich muß um Vergebung bitten, Afanasia, daß ich Dich so lange hier habe warten lassen; jetzt gleich kann die Trauung beginnen, Vater Gregor wird sie sogleich vollziehen."

„Die Trauung?" fragte der Priester befremdet.

„Die Trauung?" wiederholte die Dame mit zitternder Stimme.

„Was anders als die Trauung? Sie wäre schon längstens vollzogen, wenn mein Kutscher mich nicht vom Wege abgeführt hätte, so daß der Schlitten überschlug und mich ein wenig am Kopfe verletzte. Jetzt laß uns das Versäumte rasch nachholen."

„Euer Gnaden reden von einer zweiten Trauung," begann nun der Priester, zuerst Argwohn fassend, „ich weiß nicht, ob Ihr irre redet, oder ob irgend etwas Ungeheures geschehen ist. Das kann ich aber auf meinen Eid bezeugen, können all' diese würdigen Kirchendiener bezeugen, daß wir soeben Barina Afanasia Feodorowna mit einem Manne vermählt haben, den wir für Euch ansahen, der eben vor Euch die Pforte hinausgeschritten ist."

„Das muß ein schändlicher Betrüger gewesen seyn," fiel hastig der Verspätete ins Wort. „Gebt uns rasch zusammen, Vater Gregor, und laßt es dann meine Sorge seyn, den Frevler aufzuspüren und ihn gebührlich zu strafen. Schnell Eueren Segen, mein Vater!"

„Meinen Segen habe ich gegeben; nach unserem Glauben ist nur eine Ehe giltig, so lange die beiden Gatten leben; ich darf Euch der Barina nicht antrauen und wenn Ihr mein Bruder wäret. Wenn ich selbst der Judas seyn wollte, den Ehebruch gleich nach der Ehe gut zu heißen, so stehen hier Zeugen die Menge, welche sich gegen den ungeheuren Frevel erheben würden."

Sergei Michaelowitsch, wie der Verführer genannt wurde, wandte sich jetzt zu der Braut, von welcher er aber keine Antwort gewann, da sie in einen Strom von Thränen zerfließen wollte; dann wieder an den Priester und versuchte denselben durch Bitten oder Drohungen zu bestimmen. Eins wie das Andere wollte aber nicht fruchten und so mußte er nach Flüchen und Verwünschungen, die er reichlich ausströmte, als die Geduld ihm gebrochen war, zuletzt dem wohlgemeinten Rath Gehör geben, nicht durch zu lautes Getöse die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf sich zu ziehen.

Afanasia konnte auf keine Weise bewogen werden, dem Geliebten ohne priesterlichen Segen zu folgen, es schien sogar, als ob sie während seiner zornigen Aufwallung einen tiefern Blick in sein Inneres gethan hätte; sie klammerte sich, als Sergei sie fassen wollte, an den Priester, keiner Worte mächtig, bis dieser sie endlich aller weitern Versuchung entzog und durch die Hinterpforte in seine Wohnung führte, aus welcher er, nach wenigen Stunden, der Ruhe am andern Morgen die Unglückliche ins Vaterhaus brachte. Er erzählte den Eltern die traurige und seltsame Begebenheit und bat um sanfte und schonende Behandlung der Irregeleiteten.

Der Verführer, der seine Absichten gänzlich vereitelt sah, nahm unverzüglich nach Verschwinden des Priesters den klügsten Ausweg, warf sich innerlich grollend in den Schlitten und fuhr die Nacht nach seinem Aufenthalte zurück, von wo er bald andern Traumbildern nachrannte.

Platon flog indessen über die unendliche Schneedecke rasch seinem Ziele entgegen. Drei Wochen nach seiner unvorhergesehenen Vermählung hatte er dieselbe im Angesicht des Kaukasus vergessen, welcher seine ungeheuren Massen nun vor ihm ausbreitete.

Da Platon im Geleite einiger Pulke die Gegend durchzog und sich nicht von der Heerstraße entfernen durfte, hatte er keine Gelegenheit, die Tapferkeit der tscherkessischen Ritter zu erproben; so kam er durch Grusien nach Tiflis und zum Heere der bekannten Helden.

Es würde zu weit führen, alle die Züge und Fahrten zu schildern, alle Gefechte und Treffen zu erzählen, in welchen sich der junge Fürst auszeichnete. Wie jugendlich er sich auch in den Waffen ausnehmen mochte, so deuteten doch alle seine Abzeichen schon auf den Rang des Hauptmanns. Seine Lebensansichten waren in kurzer Zeit um Vieles anders geworden, wie sein Aeußeres sich unter der Anstrengung und dem Einflusse des Klimas männlicher entwickelte.

Mehr Zeit zu ernsteren Betrachtungen sollte er bald gewinnen, da er auf einer Sendung seiner Oberen in einen Hinterhalt fiel, sich zwar mit der Kühnheit Rolands vertheidigte, aber auch schon, wie jener Held bei Ronceval, den Augenblick vor Augen sah, wo er mit den wenigen Seinigen erliegen mußte. Die Hilfe wäre beinahe zu spät gekommen. Einer seiner Kriegskameraden, ein Porutschik, Iwan Danilowitsch, hatte das ferne Flintengeknatter gehört, war der gefährdeten Stelle hinzugeeilt und fiel nun mit seinem Geleite über die Kurden her, welche jetzt auf ihre eigene Sicherheit denken mußten, die sie nach kurzem Kampfe in einem benachbarten Waldgebirge fanden. Platon war, von mehreren Wunden entkräftet, vom Rosse gesunken, Flintenkugeln hatten ihn an drei

Stellen gestreift, ein Hieb hatte seinen Arm gelähmt, eine Rohrlanze war ihm durch die Schulter gedrungen.

Ivan verband den Bewußtlosen, so gut er immer konnte, brachte ihn dann ins Lager, sorgte dort rasch für ärztliche Hilfe und schenkte dem Kranken alle Stunden, welche ihm der Kriegsdienst übrig ließ. Hatte früher schon Höflichkeit, Wohlwollen und Geneigtheit unter den beiden Jünglingen stattgefunden, so schenkte nun der Fürst dem Bojaren die wärmste Freundschaft, die mit der Genesung steis wuchs, jeden Tag um so mehr zunahm, da der Gedanken- und Gefühlsaustausch nicht sowohl eintönige, als gleichgestimmte Seelen mit einander bekannt machte. Die jungen Helden blieben Zeltbrüder und Kampfgefährten auch als Platon wieder im Sattel saß und seinen Theil am Dienste übernehmen konnte, den der Freund ihm noch ungern allein überlassen wollte.

Es war in einer jener sternenhellen orientalischen Sommernächte als die beiden Freunde am Wachtfeuer saßen und Sterne aufgehen sahen, die ihrer Heimath nicht leuchteten. Nichts erinnerte sie an das ferne Rußland, als die Nachtigall. Diese gab ihren Gedanken den Flug nach der Heimath und einmal dort angekommen, erkundigte sich Platon nach des Freundes Hause, nach seinen Eltern und Geschwistern.

Der Jüngling ließ sich erzählen, wie ein jüngerer Bruder, welcher den kaiserlichen Seedienst gewählt, in diesem Augenblicke vielleicht das schwarze Meer durchschnitte, der ältere daheim dem Staatsdienst lebe und zugleich das Land der Väter bebaue; wie eine Schwester verehelicht mit ihrem Gemahl in Grodno lebe.

„Also zwei Schwestern wohnen noch unvermählt bei den Eltern, nach dem, was Du früher erwähntest?“

„Die zwei jüngeren Schwestern wohnen freilich noch bei den Eltern, die Zweite ist aber in diesem Augenblicke Braut und wird sicherlich ihren schönsten Festtag, ihre Hochzeit, feiern, bevor wir aus diesem Kriege daheim seyn können.“

„Thut nichts, mein Lieber; dafür reiten wir Beide auf die Hochzeit der Jüngsten, welcher wir liebe Gäste seyn werden!“

„Wird leider nimmer geschehen,“ lenkte der Erzähler ein, „denn —“

„Die jüngste Schwester ist doch wohl nicht Nonne geworden?“ sagte Platon, als Jener noch immer mit dem Grunde zögerte.

„Nein, Nonne nicht; sie ist — — Nur um ihren Ruf vor dem Unbekannten zu retten, der gewiß theilnehmend ihr Unglück anhören wird, muß ich Dir, da der Zufall Dich auf die Spur geleitet, das ganze Mißgeschick meiner jüngsten Schwester mittheilen. Sie ist schon verheirathet!“

„Also unglücklich?“ Mit einem Nichtswürdigen verbunden?“

„Nicht in der Art, wie Du es meinst, Platon; auch weiß ich nicht, ob der Gemahl wirklich ein Bösewicht ist, was freilich seine Handlung bald glauben machen könnte. Höre und urtheile dann selber.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einem kürzlich aus Italien zurückgekehrten Maler ist im Lande der Citronen und Orangen folgendes Abenteuer begegnet. In der Nähe von Terracina mit der Aufnahme einer schönen Landschaft beschäftigt, erblickt er einen Hirtenknaben, der sich am Flusse die Füße wäscht. Er winkt dem Knaben, sich ruhig zu verhalten, um ihn mit abzeichnen zu können, und der Junge gehorcht. der Maler schenkt ihm dann ein Geldstück und fragt, ob es keine Banditen in der Umgegend gebe. Kaum ist die Frage gethan, als der Knabe eiligst davonläuft. Der Maler setzt seine Arbeit ruhig fort, als er plötzlich ein halbes Dutzend stark bewaffneter Räuber in einer höchst malerischen Stellung vor sich erblickt. — „Signore,“ sagt der Knabe, „Sie haben mich nach Banditen gefragt und da bringe ich Ihnen meinen Vater, meine Brüder und meine zwei Vettern. Bitte, schenken Sie mir auch was, Signore.“ Die Männer hatten sich inzwischen genähert und standen ganz ernst als Modelle da. Der Maler zeichnete mit zitternder Hand die Figuren möglichst schnell ab und fragte, was er schuldig sey. Die guten Leute begnügten sich mit der Börse, dem Mantel, der Uhr, dem Hute, dem Rocke und erbaten sich schließlich nun noch die hübsche Zeichnung, welche sie sich als Angedenken aufbewahren wollten.

Aus Hong-kong vom 10. Juli meldet die Wiener Zeitung: Die k. k. Fregatte „Novara“ ist am 5. Juli glücklich in Hong-kong angekommen. Die Expedition wurde auf die ausgezeichnetste Weise von den Engländern empfangen. Der Kommodore Baron v. Müllerstorf-Urbair, der Kommandant Baron v. Pöck und mehrere der Herren Offiziere

machten auf einem englischen Kanonenboote einen Ausflug nach Canton und besuchten dort das Hauptquartier der verbündeten Mächte. Die Naturforscher machten Ausflüge auf der Insel Hong-kong und nach Macao. Ausflüge weiter ins Land hinein waren der politischen Verhältnisse wegen nicht möglich. Morgen wahrscheinlich, vielleicht aber erst am 18. d. M., wird die k. k. Fregatte für Shanghai unter Segel gehen, von wo ausführlichere Nachrichten über den Aufenthalt der Expedition in Hongkong zu erwarten sind.

Gepreßte Gewehrkugeln. Unweit Rochester in Auburn hat William Ward eine sehr sinnreiche Maschine, um Kugeln aus Bleidraht zu pressen, erfunden und sich patentiren lassen. Der Draht ist auf Rollen oberhalb der Maschine aufgewickelt, von wo er sich in dieselbe hineindreht und von ihr in Stücke von der erforderlichen Größe für jede Art von Kugeln geschnitten wird. Hierauf fällt er in Formen, in denen er durch Pressen die gewünschte Gestalt erhält. Die Maschine fertigt zu gleicher Zeit Flinten=, Büchsen=, Pistolen= und auch Spitzkugeln an, welche an den vier Ecken herausfallen. Da an jeder Ecke zwei Formen angebracht sind, so werden bei jeder Umdrehung dieser Maschine acht Kugeln fertig. Die in Auburn stehende Maschine wird durch Dampf getrieben und macht in der Minute 25 Umdrehungen oder 200 Kugeln und folglich per Stunde 12,000 Kugeln. Zu ihrer Bedienung genügt ein Mann, der den Bleidraht einhängt und die fertigen Kugeln unten wegnimmt. Bei Anfertigung der Bleikugeln auf diese Weise entstehen keine Abfälle, da die Maschine die zu jeder Kugel nöthige Quantität Blei genau abschneidet.

Den Salat-Essern wird von den Naturforschern und Aerzten gerathen, nicht auf die Opiumesser und Raucher Steine zu werfen; denn der Salat sey auch eine Art Opium. Aus dem Milchsaft des Salates wird ein Stoff genommen, das Lactucarium, das in seinen Wirkungen dem Opium nahe kommt. Wenn man Salat genießt, sagt Johnston in seiner Chemie des Lebens, so verzehrt man mit den Blättern auch diesen Milchsaft, den das Lactucarium liefert und viele Leser werden daher bei aufmerksamer Beobachtung finden, daß ein reichlicher Genuß von Salat merklich auf ihren Kopf wirkt. Abends genossen, befördert der Salat den Schlaf; während des Tags übt er einen beruhigenden und besänftigenden Einfluß aus und wirkt der Reizbarkeit der Nerven entgegen. Deßungeachtet werden es die Liebhaber des Salats sehr übel nehmen, daß sie nur wenig besser als die Opiumesser und Opiumraucher sind.

Die Verwerthung der Runkelrübe ist durch eine in neuester Zeit gemachte wichtige Entdeckung gesteigert worden. Dr. Collier stellt nämlich Papier aus dem Eiweißstoffe der Ueberreste der Runkelrüben her, nachdem letztere zur Destillation oder Zuckerfabrikation benutzt sind. Dieses Runkelrübenpapier hat die Eigenschaft, daß es bei der Benutzung als Druckpapier nicht angefeuchtet zu werden braucht, gleichwohl die besten Abdrücke liefert; dasselbe ist glatt und kompakt, wie Velin. Das neue Verfahren Dr. Colliers, welches bereits in der kgl. Papierfabrik zu Woolwich in Anwendung gebracht worden ist, wird unfehlbar eine technische Bedeutsamkeit gewinnen und verdient daher die besondere Prüfung und Beachtung der Techniker Deutschlands. Dem Vernehmen nach ist auch die Sache bereits von mehreren großen Druckerei-Firmen im südlichen Deutschland in Angriff genommen worden.

In der Gegend von Bingen hatte ein Gutsbesitzer ein herrliches Stück 57er. Es war ihm aber noch nicht feurig genug und er kaufte einige Flaschen Spiritus, um sie dem edlen Wein zuzusetzen. Die Strafe folgte aber auf dem Fuße, denn er vergriff sich und goß eine Flasche — Camphin in den Wein! Jetzt kann er seinen Wein selbst tinken und der Gestank erinnert ihn jedes Mal daran, daß man eine so edle Gabe Gottes nicht verfälschen soll.

Gemeinnütziges.

Trinkgläser u. dgl. reinigt man am besten, wenn man in das Wasser, womit man sie putzt etwas Salzsäure (auf 1 Maß Wasser 12 Tropfen, träufelt. Die Säure nimmt besonders den Kalk im Wasser, der sich an den Gläsern anlegt, weg. Auch zum Putzen der Fenster ist diese Mischung zu empfehlen.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 113:
Spitzbub.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Sonntag, 26. September 1858.

Ein Buch.

Es hat der Mensch im Leben
Ein Buch von seltner Art,
Das einst ihm Gott gegeben,
Als er geboren ward.

Nicht kommt's im reichen Bande
Und gold'nen Schnitte vor,
Kein Titel steht am Rande,
Kein Preis und kein Autor.

Du mußt es selbst dir schreiben,
Dies Buch, nach deinem Sinn;
Doch was du schreibst, wird bleiben
Dein Leben lang darin.

Das Buch kann dich ergötzen,
Wenn gut sein Inhalt ist,
Doch schmerzlich auch verletzen,
Wenn's Schlimmes in sich schließt.

Der Liebe Stift notiret
Gar Manches auf darin,
Mit Blumenschrift verzieret
Soll's ewig fort erblüh'n.

Doch, ach! wie früh erbleichet
Daran oft Licht und Glanz,
Und ihre Farbe gleichet
Der von dem Todtenkranz! —

Willst du zum Himmel beten,
Schlag' auf das Buch ganz still,
Du wirst zu Gott dann reden,
Wie er es haben will!

In Freuden, wie in Leiden
Wird dir's zur Seite steh'n,
Dich überall begleiten,
Wohin du magst auch geh'n.

Und kommst du einst zu liegen,
Wo weht des Moders Duft,
Wird's noch sich treue schmiegen
An dich in deiner Gruft.

Und wer's jetzt noch nicht kennet,
Das Buch, deß Inhaltsblatt
Oft wen'ge Freuden nennet,
Die es verzeichnet hat;

Das oft bestimmt, zu tragen
In sich nur Gram und Schmerz:
Ich kann zu ihm nichts sagen,
Als — leg' die Hand auf's Herz!

Bekanntschaft nach der Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Hierauf erzählte Iwan die Geschichte jenes Abends in Dorogobusch, so gut sie immer Jemand erzählen konnte, welcher nicht Platon selber war.

Platon aber, der seit der ersten Woche nach der Ehe aus dem Stegreif nicht mehr an die Folgen seiner muthwilligen That gedacht, nicht die entferntesten Gewissensbisse gehabt hatte, wurde jetzt um so schmerzhafter von dem Gewichte derselben niedergedrückt und hatte kaum Besinnung genug, sie nicht zu verrathen und das lange bewahrte Geheimniß verborgen zu halten. Die Bewegung, in welche er während der Erzählung gerieth, wurde von Iwan auf Rechnung der schwachen Gesundheit und der Erregbarkeit des kaum Genesenen geschoben.

Mehrere lange Tage rang der junge Fürst nach Fassung. Iwan bewachte indessen jede Regung des Leidenden und war unzertrennlich von seinem Lager; aber gerade diese Liebe, dieses Zuvorkommen mußte

den Sünder noch mehr zu Boden drücken. Jeder freundliche Blick aus Iwans Augen war ein schneidender Bolzen, der tief in sein Herz drang und ihn dort verwundete.

Die unmittelbar folgenden traurigen Tage, weniger bewegt, als die frühere Kriegszeit, wurden durch die Nachricht des Friedens angenehm unterbrochen. Heimath und Freunde schwebten schon jedem Kämpfer vor, welcher lange unter der Gefahr der kurdischen Kugeln und der noch gefährlichern Pfeile des für den Nordländer tödtenden Klimas sich mit seinem Gedanken nicht über die nächsten Stunden hinausgewagt hatte. Ueber dem Jubel, welcher durch diese Botschaft erregt war, faßte der junge Fürst rasch einen entscheidenden Gedanken, den einzigen, der seinen Fehler sühnen, den Fehlenden mit sich selbst versöhnen konnte. Mit erhöhtem Roth auf seinen früher so bleichen Wangen trat er in das Zelt seines Freundes, der gerade über Briefen saß, und störte ihn mit folgenden Worten: „Ich fühle, Iwan, daß ich unter Deiner Pflege allein nicht genesen kann; ich muß die Luft der Heimath genießen, muß rasch ins Vaterland zurück. Schau, hier habe ich meinen Urlaub. In einer Stunde reise ich mit wichtigen Urkunden ab, welche der Feldherr mir anvertraut hat. Sobald ich dieselben in Petersburg abgegeben, ziehe ich nach Moskau auf meine Güter, wo ich Dich in einigen Monaten zu sehen hoffe; vorher aber grüße ich die Deinigen, an welche Du mir Deine Aufträge rasch zu fertigen hast."

Der Freund erstaunte, war unangenehm berührt, den Gefährten so schnell zu verlieren, fühlte aber dennoch, daß diese Reise seiner Gesundheit nur zuträglich seyn könne.

„Mein Freund, ich habe hier schon geschrieben und will meinen Brief blos noch falten und siegeln. Ich werde ohne Dich hier einige traurige Monaten verleben, aber Sorge tragen, daß ich Dich mit ehester Gelegenheit überraschen kann."

Damit siegelte der Bleibende seine Briefe und half dem Scheidenden in seiner Ausrüstung, wobei er ihm mündlich noch eine Menge von Bestellungen auftrug und mit seinen Blicken zeigte, bis der Hauptmann sich in den Wagen setzte und in den Staubwirbeln verschwand, welche durch die hinter ihm jagenden Kosaken erregt wurden.

Nach mehr als zweijähriger Abwesenheit betrat er den heimathlichen Boden. Es war Frühling geworden. Je träger die Natur im Norden säumt, je länger es wird, bevor Gras und Baum Lebenszeichen von sich geben, je rascher erfolgen diese, wenn einmal die Sonne mit siegender Gewalt von der Höhe blitzt. Aber ich wollte nicht den nordischen Frühling schildern, sondern die Zerknirschung, das Herzpochen, die Verlegenheit malen, mit welcher unser reuiger Pilger den Weg nach Dorogobusch antrat, die so düster und trübe war, wie der Himmel über ihm hell und heiter. Ich wollte erzählen, wie diese Gefühle sich mehrten, als die blaubekuppelten Thürme des Kirchleins über die Fläche auftauchten, wie sein Herz noch höher aufpochte, als er von dem Flecken aus durch einen reitenden Boten nach dem Gute des Bojaren Danilo geleitet wurde.

Platon hätte lieber noch ein Gefecht im Kaukasus bestanden, als den Kampf, der ihm bevorstand; doch fühlte er wieder, daß auch dieser Kampf sich wie die anderen auskämpfen lasse: denn, wie er vor der Treppe des Edelhofes vom Wagen sprang, fand er den alten Muth wieder, konnte er das Zittern, das ihn während der Fahrt durchbebt hatte, gleichfalls von sich streifen.

Er ließ sich anmelden, stellte sich dem gesammten Hause vor und ward von Allen herzlich empfangen, zuerst weil er Gast und Fremder war, dann noch freudiger, als man hörte, daß er vom Heere heimkehre; da er aber die Briefe des Kriegskameraden überreicht und nun als Bote gute Nachrichten gebracht hatte, wurde er mit einer Verehrung behandelt, welche beinahe an das Abgöttische streifte.

In Vater und Mutter lernte er Kernmenschen alten Schlages kennen, welche ein ehrwürdiges Vorurtheil besonders im Sommer an das Land knüpfte, trotzdem, daß sie in Moskau ihren Palast leer stehen hatten. Der Bruder war ein thätiger Gutsbesitzer, etwas eckig in seinem Benehmen, aber dabei nicht unliebenswürdig und von vielseitiger Bildung, daß in ihm ein launiger, immer reger Gesellschafter zu gewinnen war; die zweite Schwester war ihrem Gemahl bereits auf einer Reise nach Deutschland gefolgt. Aber Afanasia? fragt der Leser.

Auch Afanasia trat unserem Platon freundlich entgegen, empfing mit warmem Danke den Brief ihres Bruders und lauschte seiner Erzählung, wenn er von den Wechselfahrten und Abenteuern des morgenländischen Krieges sprach, zog sich aber, wenn Platon sich ihr ganz zuwenden wollte, wieder zurück, als scheue sie die Gesellschaft des jungen Fürsten, so daß dieser, um nicht zudringlich zu erscheinen, seine Aufmerksamkeit wieder unter die Andern vertheilen mußte.

Tage schwanden nach diesem Tage und zwar so, daß er vollkommen mit sich und mit seinem Aufenthalte seyn konnte, daß er nur bedauerte,

noch so fremd der Schönsten in dem liebenswürdigen Kreise gegenüber zu stehen. Er hatte Barina Afanasia nicht sich selber gegenüber, sondern mehr nur im Zusammenleben mit den übrigen Gliedern des Hauses schätzen gelernt, wie man ein schönes Gesicht wohl malerischer durch den Spiegel bewundern kann, ohne daß man ihm Auge in Auge zu stehen braucht.

Das Fräulein war, wie sie vor zwei Jahren gewesen, wunderschön, nur daß sie eine stille Schwermuth oder eine Kraft des Gedankens, die über ihr Gesicht ausgegossen, aus der stummen Schönheit des Bildes eine lebendige der Erscheinung gemacht hatte.

Als trotz allen geheimen Nachforschungen, welche die Eltern des Mädchens angestellt hatten, der geheimnißvolle Bräutigam spurlos verschwunden blieb, um so mehr, da auf Platon kein entfernter Verdacht gefallen, da er in Dorogobusch nur die Pferde gewechselt, aus der Ferne kommend mit seinem Diener, gleich wieder in demselben Schlitten abgefahren war, so hatte die unglückliche Braut, die jetzt an keine zweite Verbindung denken konnte und allen innigeren Umgang mit jungen Männern mied, sich den Wissenschaften, vorzüglich nützlichen Kenntnissen zugewendet, welche sie wahrhaft bilden und ihr wie ihren Nebenmenschen förderlich seyn konnten.

Wie sehr Platon es sich angelegen seyn ließ, in der Gunst dieser Dame, die doch eigentlich seine Gemahlin war, Fortschritte zu machen, so fühlte er doch die Schwierigkeiten, welche ihm entgegentraten und oft kam es ihm vor, als ob seine Bildung weit unter der ihrigen stehe.

Es würde mir schwer fallen, zu sagen, wie viele Tage der junge Fürst im Kreise der Familie lebte, ohne daß er mit den Fortschritten in der Gunst Afanasia's zufrieden gewesen, genug, es traf sich, daß er eines Tages, als alle Uebrigen ausgegangen und ausgefahren waren, aus seinem Wohnzimmer trat, worin er Briefe geschrieben und durch Musik in den Saal gelockt wurde, in welchem das Fräulein allein an ihrem Flügel saß und Beethovens Adelaide sang. Die Sängerin schwebte so begeistert in ihrem Liede, daß sie die Tritte des Fürsten nicht vernommen, welcher hinter ihrem Stuhle Platz nahm. Erst als der Gesang zu Ende war, der Fürst ihre Hand ergriff und an seine Lippen führte, gewahrte sie dessen Nähe und gerieth dadurch in sichtbare Verlegenheit. Platon, der ihr über den Gesang etwas Verbindliches sagen wollte, verwirrte sich in seinen Worten und gestand endlich, daß der deutsche Meister ihm aus der Seele geschrieben und daß er, falls er singen könnte, die Adelaide singen, dann aber statt Adelaide Afanasia unterschieben würde.

„Ihre Schmeicheleien, Fürst,“ entgegnete die verlegene Sängerin, „lassen mich recht meine Schwäche fühlen; ich bin Alles hier den beiden deutschen Meistern schuldig, vorzüglich Beethoven.“

„Sie leiten mich ab, Afanasia, von dem Pfade, den ich einschlagen will, einschlagen muß. Es ist nicht dieser Gegenstand Beethovens, der meine Gefühle erregt, der mich reden macht; nein, Alles, was jetzt in mir lebt, lebte schon lange in mir und wird jetzt nur früher aus mir herausgelockt, wie die Knospe durch den Sonnenschein.“ Damit ergriff der Fürst nochmals die zarte Hand Afanasia's und führte sie an seine Lippen.

„Lassen Sie mich, um aller Heiligen willen! Ich darf nicht in Ihrer Gesellschaft bleiben, Fürst, Sie wissen nicht —“

„Ich darf Sie nicht lassen,“ versetzte Platon, die Hand festhaltend, „Sie müssen mich hören, ich beschwöre Sie! Von der Stunde an, da ich Sie sah, gehörte mein Herz Ihnen; Sie müssen mein Flehen anhören und erhören, wenn ich um Ihr Herz bitte. Das klingt gemein in einer Sprache, wie die meine; wenn ich Beethoven wäre, sollte es anders klingen, aber anders fühlen könnte ich wahrlich nicht!“

„Mein Fürst, Sie wissen nicht, was Sie verlangen; Ihr Antrag ehrt mich, erhebt mich und stürzt mich in Verzweiflung! Es muß Tag werden in uns, ich muß Ihnen bekennen, welches Geschick auf mir lastet, wie diese Hand, die unselige, schon vergeben ist.“

Ihre Worte erstickten unter Thränen. „Ich gehöre schon Jemanden den, am ich nicht kenne, nicht liebe!“ Hiermit sich ermannend, wollte sie sich rasch losreißen und dem Bewerber enteilen; aber Platon hielt sie fest.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Photographie. Grant in New-York, dem die Photographie schon mehrere Verbesserungen verdankt, hat kürzlich ein Verfahren verbessert, durch welches gewöhnliches Papier für die Zwecke des Photographirens in ausgezeichneter Weise brauchbar gemacht wird. Das Fabrikat ist mit dem

Namen Niello belegt, in fertigem Zustand ist es vollkommen schwarz auf beiden Seiten und glänzend, nicht unähnlich dem japanischen Leder. Eine Haupt-Ingredienz bildet eine Auflösung von Kautschuk. Die auf diesem Papier dargestellten Porträts sollen von großer Zartheit seyn, in der Art der besten Miniaturgemälde aus dem Ende des letzten Jahrhunderts. Der Stoff ist wasserdicht und die auf demselben dargestellten Bilder sind selbst bei unvorsichtiger Behandlung nicht leicht zu beschädigen. Der transparente Ueberzug, welchen Grant seinen Bildern ertheilt, wird in trockenem, pulverförmigen Zustande aufgetragen und zwar in überraschend schneller Weise; in drei Minuten wird das Bild dem Besteller fertig abgeliefert. Das Grant'sche Verfahren ist in England patentirt.

Der Gebrauch, durch bezahlte und gedungene Beifallsspender irgend einem Stücke mit Gewalt eine gute Aufnahme zu verschaffen, ist wohl allgemein bekannt, nicht aber so die Zeit der Entstehung dieser Institution. Bei den alten Römern machten diese Leute eine völlige, von Nero organisirte Legion, die 5000 der stärksten Burschen zählte, welche man in der ganzen Gegend auftreiben konnte. In mehrere Banden getheilt, wurden sie in allen verschiedenen Beifallsbezeigungen unterrichtet. Einige klatschten mit den Händen, Andere ahmten das Geräusch eines ungeheuren Wasserfalles nach, Andere wieder das Krachen einer Masse Geschirr, welches auf das Steinpflaster fällt. Jedes Mal, wenn Nero öffentlich sang, wurde die ganze Schmeichlerzunft unter der Anführung passender Befehlshaber, welche das Signal zum Beginn des Applauses gaben, im Theater aufgestellt. Von Zeit zu Zeit riefen dann Stimmen, ungeachtet des Lärms, ganz vernehmlich: „O göttlicher Appoll! O entzückender Augustus!"

Wir leben in der „verkehrten Welt." Davon folgendes Beispiel: Um ein junges reizendes Mädchen in Paris warb mit deren Zustimmung ein Millionär von ausnehmender Häßlichkeit, der diese schon sechzig Jahre mit sich herumtrug. Die Eltern weigerten sich, dieser Heirath ihre Zustimmung zu geben. „Geld allein macht nicht glücklich," sagten sie, „heirathe einen jungen Mann, den Du liebst 2c." Darauf antwortete das junge Mädchen: „Aber, Mama und Papa, ein Hotel, eine Equipage, Diamanten, eine Loge in der Oper, monatlich 4000 Fr. für meine Toilette, ich werde reicher seyn als Clara, die einen Wechselagenten geheirathet hat, und Adele verdunkeln, deren Mann ein Senator ist. Ich bin in meinen sechzigjährigen Bräutigam verliebt bis zum Wahnsinn, gebt ihn mir, sonst stürze ich mich zum Fenster hinaus." Die Eltern widersetzten sich dieser Heirath aus Liebe und das junge Mädchen that einen Gewaltstreich. Sie entführte den Millionär und nachdem sie ihn genügend kompromittirt hatte, heirathete sie ihn, um ihm die Ehre wiederzugeben.

Ein Hamburger legte jüngst seinen Paletot so unvorsichtig auf das Geländer des Bärengrabens in Bern, daß seine Brieftasche mit 10,000 Fr. in Papier in die Tiefe fiel. Der Mann erblaßte. Ein Meister Mutz legte alsbald seine Tatze auf die Beute, die glücklicherweise nicht wie Honigbrod roch. Es war ein fürchterlicher Moment . . . Die Pulse schlugen heftiger — die Herzen pochten wie Eisenhämmer. Da erschien der Bärenwärter mit dem Frühstück und wie einst Ritter Delorges im Löwengarten — „mit raschem Lauf stieg er (auf einer Leiter) hinab in den furchtbaren Zwinger und aus der Ungeheuer Mitte holt er die Tasche mit keckem Finger."

Die Marais von Ory, welche der Kaiser dem Grafen Walewski geschenkt hat und die jetzt unter Leitung des Ingenieurs Ritter auf Kosten des Kaisers ausgetrocknet und urbar gemacht werden, haben 1380 Hektaren Flächen-Inhalt. Davon wurden bereits in diesem Jahre 30 Hektaren mit Mais bestellt, der herrlich gedieh. Schon Heinrich IV. hatte im Plane, diese Sümpfe, die auch die ganze Umgegend zur Fieber-Region machten, auszutrocknen.

Rolandseck, 15. Sept. Bei einer Erdarbeit wurde hier in den jüngster Tagen auf der Villa Sölling ein gewaltigen Stoßzahn eines urweltlichen Elephanten aufgefunden, der an 5 Fuß Länge hatte.

Palindrom.

Vor- und rückwärts gelesen,
Ist's jedem Ehepaar sein Glück oder Unglück gewesen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Dienstag, 28. September 1858.

Bekanntschaft nach der Hochzeit.

(Schluß.)

Auf dem Schlosse war Alles in größter Verwirrung, da es unterdessen Abend geworden und mit ihm die Eltern Afanasia's eingetroffen waren, die ihre Tochter alsbald vermißten. Alle Diener wurden vernommen, Keiner konnte die verlangte Auskunft geben, da die Bewegten in ihrer Eile vergessen hatten, irgend Etwas schriftlich oder mündlich zu hinterlassen. Im großen Saale, in welchem vor Kurzem noch die Adelaide gesungen worden, dehnte sich noch das ängstliche Verhör, als der Sohn des Hauses eintrat und lachend demselben durch die Kunde ein Ende machte, der Fürst habe die scheue Afanasia zu einer Lustfahrt vermocht, sie seyen soeben im Hofe angekommen und würden gleich hier seyn.

„Und ich will meine Gattin vorstellen," antwortete Platon, mit Afanasia eintretend. Er wandte sich dann zum Vater und überreichte ihm die priesterliche Urkunde mit folgenden Worten: „Ich komme etwas spät, um Ihre Einwilligung zu bitten und muß in vielfacher Hinsicht um Nachsicht und Verzeihung flehen; wenn aber tiefe Reue und das Versprechen, Alles gutmachen zu wollen, diese bezwecken können, so bin ich meiner Sache schon gewiß."

Dasselbe Erstaunen, das kurz zuvor im Hause des Priesters gewaltet, verbreitete sich nun durch das ganze Schloß und da die jungen Eheleute zu Füßen der Eltern sanken, konnte ihnen die Vergebung für die Doppelflucht nicht ausbleiben.

„Siehe zu," sagte der Bruder, „daß Du den Gemahl zum andern Male besser fesselst und Dir nicht noch ein Mal nach den Paris Persiens entschlüpfen läßt, welche ihn Dir beim ersten Male so glücklich wieder zurückgegeben haben. Ich für meinen Theil will schon Sorge tragen, mit dem Bruder mit warmer Freundschaft zu verbinden."

Lust und Freude klang durch das ganze Haus, selbst Prokoff, Platon's Diener, weinte vor Rührung und schwur, daß er sich jetzt lebenslang des Schnupfens mit Wonne erinnern werde, den er sich zugezogen, weil er vor zwei Jahren in Dorogobusch zu lange vor dem Posthause habe warten müssen; daß er damals nicht gedacht habe, wie diese Zeit hinreiche, sich eine so hübsche junge Frau zu erwerben!

Hatte das Verhältniß sich auf ungewohnte Weise geknüpft, der Knoten sich auf eben so seltsame Weise gelöst, so war die Liebe der Gatten nicht minder außerordentlich, war das Verhältniß selber um so passender und glücklicher. Jeden Tag entdeckten die Gatten neue Stellen, wo ihre Gefühle Neigungen und Anlagen sich kreuzten, neue Beschäftigungen, welche ihren Fleiß, ihr Nachdenken in Anspruch nahmen. Ihre wissenschaftlichen Erholungsstunden verlebten sie zusammen; weit entfernt, ins Pedantische zu verfallen, diente ihnen die Gelehrsamkeit, der Liebe immer neue Würze zu geben.

Unterdessen war Sergei Michailowitsch S. nach mehreren Kreuz- und Querzügen, durch das Spiel geplünderter, als jemals, durch ausschweifendes Leben zerrütteter und mißmuthiger wieder in die Gegend gekommen, war wie ein verwundetes gehetztes Wild auf der Stelle angekommen, wo er die Wunde empfangen und hatte die Nachricht von der Verheirathung der ehemaligen Geliebten knirschend vernommen. Seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, seine äußere und innere Trostlosigkeit wurden durch das Glück der Fürstin zu hämischem Neide getrieben, zur Rache befeuert, obschon er sich selber nicht erklären konnte, weßhalb er sich zu rächen habe. Er besuchte den Priester, um von diesem die Vermählungsurkunde der Fürstin zu

erlangen und so als Kläger über Doppelehe aufzutreten. Da aber der Priester ihm aus dem Zusammenhange der Ereignisse weiter kein Hehl machte und ihm die Rechtmäßigkeit der Ehe außer Zweifel stellte, entloderte Haß und Rache auch gegen den Fürsten, sah er diesen ebenfalls als gerechtes Opfer seiner Wuth an, wenn es ihm gelingen sollte, ihn zu fällen.

In der Absicht, den Fürsten zu einem Zweikampf zu bewegen, stieg er eines Mittags zu Rosse und trabte, mit einem Paar scharfgeladener Pistolen bewaffnet, dem wohlbekannten Edelhof zu. Unweit des Schlosses begegnete ihm ein Wagen. Da er in demselben den Fürsten an der Seite seiner Gemahlin erspähte, verdrängte Rachbegierde jedes edlere Gefühl, erstickte das Verlangen, um jeden Preis die Beiden, die nach seiner Meinung sein ganzes Glück zerstört hatten, zu vernichten, jeden Gedanken. Als der Wagen näher kam, sprengte er mit einem Racherufen, welches eher Gebrüll heißen konnte, auf den Wagen zu und feuerte ein Pistol auf den Fürsten, das andere auf Afanasja ab, welche sich in ihrer Angst über ihren Gemahl geworfen hatte. Dann sprengte er rasch davon, da die Leute rings von den Feldern und aus dem Schlosse herbeieilten, um auf des Kutschers Ruf die scheugewordenen Rosse zu halten und den im Wagen etwa Verwundeten beizustehen.

Der Wagen hielt, das bleiche Paar stieg aus, zum Glück ohne gefährliche Verwundung. Die erste Kugel hatte William Shakspeare, bis zum Sommernachtstraum durchbohrt und dem Träger desselben einen fürchterlichen Stoß in die Seite gegeben, daß er, davon ziemlich bleich, nach Athem rang, aber doch auf der Stelle die nöthigen Befehle geben und sich seiner Gemahlin annehmen konnte, welche vor Angst ohnmächtig hingesunken war. Die ihr zugedachte Kugel, durch den ersten vermeintlichen Mord und das scheugewordene Roß unsicher gezielt, hatte nur den Wagen getroffen. Bald war die Gattin wieder ihrer Sinne mächtig und hatte die Freude, sich in ihres Gemahles Armen wiederzufinden.

Die Lustfahrt war freilich unterbrochen. Beide kehrten rasch nach Hause zurück, wo der Bruder schon richterliche Hilfe gegen den Mörder in Anspruch genommen hatte. Bald jedoch kehrten die ausgesandten Diener zurück, meldend, daß fernere Besorgniß unnöthig sey. Etwa zwei Werst von der Stelle, wo der Angriff geschehen, war der Mörder, indem er, in wilder Hast jagend, stets hinter sich geblickt und dadurch das Roß auf die Seite gedrückt hatte in eine Kiesgrube gestürzt und war sterbend unter seinem todten Rosse hervorgezogen worden; doch hatte noch die Nachricht seinen Todeskampf erleichtert, wie sein verruchtes Vorhaben mißlungen sey.

Am folgenden Tage flogen die Eheleute wieder ermuntert aus, hatten aber beinahe auf derselben Stelle wieder den Zufall, einem Reiter zu begegnen, welcher in vollem Jagen auf sie zugesprengt kam. Diesmal aber war es kein so böswilliger, sondern Iwan selber, welcher einen bestimmten Brief zufällig schon in Odessa erhalten, wo er wie auf Flügeln des Windes nach Moskau und weiter geeilt. Der Reiter mußte nun die Lustfahrt mitmachen und so zum Mittagessen die Eltern überraschen helfen.

Jetzt wurden alle Bekannten und Verwandten zum Hochzeitsfeste eingeladen, das bald stattfand und nach welchem das junge Paar zwei Jahre auf Reisen zubrachte.

In diesem Augenblick muß dasselbe in Moskau oder auf seinem Landsitze unter einem Schwarme fröhlicher Kinder leben und ich bin überzeugt, daß der verwundete Shakspeare als Heiligthum noch in ihrem Hause lebt, daß Beethoven noch gesungen und gespielt wird, daß alles Große, Gute und Nützliche unter ihrem Dache angeregt wird, daß kein Unglücklicher und Bedrängter dasselbe je verläßt, ohne daß ihm Tröstung geworden.

Dunkel und Licht.

Aus dem Englischen.

Ein düsteres Zimmer liegt vor uns, wie man sie zuweilen sieht. Die Wände sind mit Flecken bedeckt, das Fenster ist schmal, das Geräthe ärmlich und schadhaft. In einer Ecke steht ein kleines Bett, worin ein Knabe ruht, von etwa neun Jahren, so blaß, so abgezehrt, daß, wie er da lag, mit seinen langen Wimpern die bleichen Wangen streifend, man sagen konnte, ob er noch am Leben sey. Am Fußende des Bettes saß eine Frau, deren Locken die Sorge vor der Zeit gebleicht hatte. Ihre Hände waren hoffnungslos in ihrem Schooße gefaltet und ihre Lippen bewegten sich, wie in stillem Gebete.

„Guten Morgen, Frau May,“ sagte der eintretende Doktor, indem er sein Rohr mit goldenem Knopfe mit vieler Würde bei Seite stellte.

„Ich habe nur eine Minute zur Verfügung; General Clay hat wieder einen Anfall von Gicht und kann mich nicht entbehren. Wie geht's mit dem Knaben?"

Bei dieser Frage warf er theilnahmlos einen flüchtigen Blick nach dem Bette.

„Er scheint außerordentlich schwach," gab die Mutter traurig zur Antwort, während ihm der Arzt den Puls fühlte.

„Gut, er bedarf nur etwas stärkender Nahrung, dann kann er das Bett verlassen. Wein und Compott, Frau May, das ist gut für ihn, das wird helfen. Guten Morgen, Madame."

„Wein und Compott!" sprach die arme Wittwe und Thränen stürzten aus ihren Augen, denn sie gedachte sonnigerer Tage, wo solche, ihr jetzt unzugängliche Leckerbissen oft ungerührt von ihrer reichbesetzten Tafel abgetragen wurden, von der Laune des Appetits verschmäht, und sie stand auf und legte ihre Hand liebevoll auf des kleinen Dulders Stirne und barg die warmen Thränen hinter ihren geschlossenen Augenlidern.

Ihr kleiner Karl war blind. Er hatte das Gesicht, das sich über ihn neigte, nie gesehen, aber er erkannte an dem Tone ihrer Stimme, ob sie heiter oder kummervoll war, und jetzt verrieth sich das Leben ihres Herzens in den Worten: „Liebes, geduldiges Kind!"

Dies brachte sein kleines Herz zu schnellerem Schlage und er preßte seine blassen Lippen auf ihre Hand, als wenn er Alles, was er fühlte, in diesen Kuß übertragen wollte; denn Liebe und Sorge hatten Karl die Lehren gegeben, welche Aeltere als er noch nicht kannten: lieber schweigend zu dulden, als die Last eines so hartgeprüften, kummervollen Herzens zu mehren. Und so ließ der kleine Dulder während der langen Tage und lästigen Nächte kein Wort der Klage hören, wenn auch äußere und innere Welt ihm dunkel war.

Sanft und geräuschlos schlüpfte ein junges, hübsches Mädchen in das Zimmer. Sie trat an das Bett, bückte sich so tief, daß ihre schwarzen Locken auf das Kissen niedertauchten und preßte die thauigen Lippen auf des Knaben Stirne.

„Das ist Dein Kuß, Lina," rief dieser zärtlich, „ich bin froh, daß Du da bist!" und umschlang mit seinen abgezehrten Armen ihren Nacken. „Lege Dein Gesicht hierher, ganz nahe, Lina. Der Arzt ist hier gewesen und die Mutter meinte, ich schlafe; aber ich hörte Alles. Er sagte, ich müsse Wein und Compott haben, damit ich genese, und die gute Mutter ist doch so arm! O, Du solltest ihren schweren Seufzer gehört haben. Und, Lina, wenn ich gleich nicht sehe, so wußte ich doch, daß ihre Augen voll Thränen waren, denn ihre Stimme verrieth es. Nun, Lina, bitte ich Dich, ihr zu sagen, daß sie sich nicht grämen soll, wenn ihr kleiner Karl im Himmel ist. Ich träumte, in der verflossenen Nacht davon, Lina. Ich war kein blinder Knabe mehr und schaute so Herrliches."

„Höre auf, lieber Karl!" bat das Mädchen unter Schluchzen. „Laß mich los. Du sollst leben, Karl; Du sollst Alles haben, was Du brauchst. Laß mich jetzt gehen, mein Liebling!"

Sie setzte ihr Häubchen auf und ging durch den dunklen, engen Hof auf die Straße.

„Wein und Eingemachtes! — Ja, Karl muß es haben, aber wie bekommen?"

Ihre kleine Börse war leer und die Beischaffung des vom Arzte Verordneten schien ihr wie ein Mährchen.

Wie viele Tafeln waren mit den guten Sachen beladen, welche dem armen kleinen Karl Stärke, Gesundheit und Leben geben konnten! Sie schritt halb in Verzweiflung vorwärts; der reine blaue Himmel schien ihrer zu spotten, die schöngekleideten Gestalten und vergnügten Gesichter der Vorübergehenden sie zu verhöhnen. Schlug denn auf der weiten Erde nicht ein mitleidvolles Herz? Arme Lina! Die Aufregung verlieh ihren Wangen eine tiefere Gluth, ihren Augen einen helleren Glanz; und der kalte Wind warf ihre langen Locken wild durch einander. Man konnte kaum ein lieblicheres Gesicht sehen, als das Lina's, so voll Liebe, so voll Sorge.

So war wenigstens Ernst Clay's Ansicht: denn er blieb stehen und schaute, ging und sah sich wieder um. Sie war die Verkörperung all seiner Künstlerträume.

„Ich muß sie malen," sprach er zu sich selbst. „Sie ist arm, man sieht es an ihrer Kleidung; daß sie rein und unschuldig ist, leuchtet aus dem heiligen Ausdrucke ihres Gesichts."

Und leise und wohlklingend war seine Stimme, als er Lina seinen Wunsch aussprach. Sein Ton war achtungsvoll, aber sein brennender Blick verwirrte sie und sie barg ihre glänzenden Augen unter den langen Wimpern, ohne zu antworten.

„Wenn Ihre Zeit kostbar ist, so sollen Sie reiche Vergütung haben; Sie werden nicht lange in Anspruch genommen seyn. Darf ich Ihnen Geld anbieten?"

„Ja, — ja!" antwortete Lina, welcher die Verzweiflung Muth gab. „O Herr, ich habe

einen kranken Bruder, der aus Mangel an Mitteln, die wir ihm nicht verschaffen können, dem Tode verfällt. Geben Sie mir Wein, daß ich ihn vom Untergange errette, — aber gleich, nicht wahr?" und sie erröthete über ihren Eifer; „dann werde ich morgen zu Ihnen kommen. Mein Name ist Lina May."

* * *

„Liebe, gute Mutter! Hier ist Wein für Karl und noch mehr soll er haben, wenn dieser getrunken ist."

„Lina!" rief ihre Mutter, beunruhigt durch ihr rasches, aufgeregtes Wesen.

„Ein Maler gab ihn mir, Mutter, daß ich ihm zu meinem Bild sitze.... Lieber Karl!" und sie hielt den verführerischen Trank an seine vertrocknete Lippe — „trinke, Karl. Jetzt wirst Du zu Kraft und Gesundheit kommen und Alles durch dies einfältige Gesicht!" rief sie und lachte krampfhaft; dann fielen ihre Hände herab, ihr Kopf sank nieder; die Aufregung war zu groß für sie; sie verlor das Bewußtseyn.

* * *

„So, jetzt wird's gehen; danke. Nun drehen Sie Ihren Kopf noch ein klein wenig links, — so;" und des jungen Malers Augen strahlten, als sich seine Hand über die Leinwand bewegte. In der That wäre es schwer gewesen, ein lieblicheres Vorbild zu finden, mit solch vollen schwarzen Augen, griechischem Schnitt des Gesichts, einer solchen Fülle rabenschwarzen Haares und Grübchen in den Schultern. Ja, Lina war die Verwirklichung aller seiner Künstlerträume und dann war sie so rein, so unschuldig. Er war durch sein Geschäft gewöhnt, Schmeicheleien zu sagen; aber hier waren Lobreden nicht am Platze, sie erstarrten ihm auf der Lippe. Zwar hatte er schon manch schönes Gesicht auf die Leinwand übertragen, aber noch kein in seinem Ausdrucke so heiliges.

Der kleine Karl wurde indeß von Tag zu Tage kräftiger. Seltene Blumen lagen auf seinem Bette und er athmete ihren Duft ein und strich mit seinen zarten Fingern liebkosend über sie hin, als ob ihre Schönheit durch Berühren erfaßt werden könnte; dann lauschte er auf Lina's Tritte, stellte nach ihrer Heimkehr tausend Fragen über das Gemälde an sie und seufzte, als er sagte:

„Ich kann nicht sehen, ob es Dir ähnlich ist liebe Schwester. Du wirst aber doch diesen Maler nicht lieber haben, als mich, Lina?"

Sie gab ihm erröthend zur Antwort: „Nein, Du närrischer Knabe."

* * *

„Nun, Lina," sprach Ernst, „Ihr Bild wird heute fertig. Ich vermuthe, Sie werden froh seyn, daß es überstanden ist."

„Karl vermißt mich sehr." In dieser raschen Antwort sprach sie ihre Liebe aus.

„Sie könnten dem kleinen Karl noch einige Annehmlichkeit verschaffen; hätten Sie keine Lust, Lina?"

„O ja, ja!" antwortete das junge Mädchen eifrig.

„Und Ihre Mutter ist auch zu zart, um unaufhörlich harte Arbeiten zu verrichten."

„Ja wohl," gab Lina betrübt zur Antwort.

„Theure, gute, liebe Lina! Beide sollen ein glückliches Heimwesen haben, nur sprechen Sie aus, daß Sie die Meine seyn wollen." — —

Wer in das Haus des Malers blicken könnte, würde den Gatten stolz und glücklich sehen.

Er würde sehen, mit welch lieblicher Anmuth das junge Weibchen seinen Pflichten als Hausfrau erfüllt. Er würde den kleinen Karl mitten unter Vögeln und Blumen schauen und sein fröhliches Lachen hören, mit welchem er seine Mutter versichert, wenn er auch blind sey, so habe er doch vorausgesehen, daß Ernst ihnen ihre Lina stehlen werde.

Mannigfaltiges.

In der Gemarkung von Schweinfurth befindet sich ein Apfelbaum, an welchem gegenwärtig reife Aepfel, halbreife, ganz kleine, vollständig entwickelte Blüthen und Blüthenknospen zu sehen sind.

Im Ulmer „Anzeigeblatt" vom 1. September sucht eine halbe Bauernmagd ohne Bekanntschaft sogleich einen Dienst.

Auflösung des Palindroms in № 110:

Ehe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Freitag, 1. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

„Schweig, oder ich verlasse Dich auf der Stelle!“

Der Mann, welcher diese Worte sprach, stand in der Mitte eines kleinen, aber äußerst gemüthlichen Zimmers.

Es war schon ziemlich spät am Tage. Die frühen Schatten eines kurzen Herbsttages waren in das Zimmer gedrungen und hatten es rings in tiefe Dämmerung gehüllt. Eine kleine Lampe brannte auf einem runden Tisch.

Auf dem Sopha, vor dem dieser Tisch stand, saß eine junge Frau oder ein Mädchen, — denn die weichen, jugendlichrunden Züge ihres Gesichtes standen im lebhaften Kontrast mit dem kleinen saubern Negligéhäubchen mit rosa Bandschleifen, welches sie trug. Eine tiefe Bläße bedeckte ihre Wangen und um die hellen Augensterne hatte sich ein breiter rother Rand gezogen — Spuren einer durchwachten Nacht oder eines durchweinten Tages. Jetzt waren diese Augen wieder feucht von Thränen und ein heller Tropfen zitterte noch auf der blassen Wange — eine Thauperle im Kelch der weißen Rose.

Sie hatte sich fest in die eine Ecke des Sopha's gedrückt. Ihre Hände lagen geschlossen in ihrem Schooß und das stürmische Schlagen ihres Herzens hob und senkte das dunkle, enganschließende Kleid, das ihre zarte Gestalt umhüllte.

Die heftig hervorgestoßenen Worte des Mannes, der, in der Mitte der Stube stehend, die Hände eng in einander verschränkt, die Augen mit seltsamem Ausdruck auf das junge Weib geheftet, nicht minder erregt schien, als dieses, mußten sie schmerzlich getroffen haben. Ein leises Beben durchzuckte sie — aber sie schwieg.

Es war ein hoher, schlanker Mann, der da in der Mitte der Stube stand, stolz aufgerichtet, mit großen, dunklen Augen, vor deren zürnendem Blick sie ihre trüben, verweinten Augen senkte. Eine stolze, königliche Gestalt, ein Gesicht von verführerischer Schönheit — Haltung und Anstand untadelhaft — das Vorrecht der Reichen und „Auserwählten“ der menschlichen Gesellschaft.

Eine kleine Weile stand er so da, fest und unverwandt zu ihr hinblickend. Kein Zug von Mitleid der Rührung erweichte die starre Härte dieses Gesichtes bei dem Anblick der Qualen, die das Herz des unglücklichen Wesens durchbebten, ohne daß sie den Muth gehabt hätte, es durch Worte oder Klagen zu erleichtern. Dann fing er seinen unterbrochenen Spaziergang im Zimmer wieder an — die Arme verschränkt, schweigend wie vorher.

Der fieberhelle Schlag einer kleinen Wanduhr unterbrach die todtengleiche Stille des Gemaches. Der weiche Teppich, welcher den Fußboden bedeckte, fing den Schall des raschen Männerschritts auf und dämpfte das Geräusch desselben. Die Uhr schlug vier.

Das junge Mädchen zuckte zusammen. Erst warf sie einen scheuen Blick auf den unausgesetzt schweigenden Mann, dann erhob sie sich, halb entschlossen. Mit einer raschen Bewegung vertrat sie ihm den Weg.

„Eduard!“ sagte sie, die Hand auf seinen Arm legend und ihn so zum Stillstehen zwingend; „die Uhr hat vier geschlagen. Da hast die festgesetzte Zeit zur Abreise versäumt. Um vier Uhr wolltest Du auf dem Bahnhofe seyn. Ist das Zufall oder — Absicht gewesen? — Dann, o dann bin ich noch nicht verloren — dann darf ich noch hoffen!“

Der junge Mann stand still, halb gezwungen, halb gutwillig. Der starre Blick seines Auges

wurde für einen Moment weicher — einen Augenblick fast weich —, aber diese Rührung dauerte eben nur einen Moment. Der Ausdruck in dem Gesicht der jungen Frau, die vor ihm stand, mochte ihn gerührt haben — wider Willen. Eine ganze Geschichte von Verzweiflung, Hoffnung und Liebe stand darin geschrieben. Die Schriftzüge sind unverkennbar. Vielleicht überkam ihn auch etwas wie Erinnerung — Erinnerung an eine ferne Zeit, fast vergessen und fern — wo er dieses Antlitz zum erstenmal gesehen und der ganze Zauber eines reinweiblichen Wesens ihm entgegengetreten war mit überwältigender Macht; wo er sie wieder und wieder gesehen und ihr Besitz ihm so nothwendig geschienen hatte zum Leben, zum Glück, daß er Alles daran gesetzt hatte, ihn zu erreichen; wo das erste, unverkennbare Zeichen ihrer Gegenliebe ihn angeweht hatte wie Frühlingsahnen und Lenzesduft; wo das erste Wort hinüber- und herübergegangen war, wie ein Prophetenwort, der seligsten Verheißungen voll; wo sie sein geworden, ob auch die Welt von ihr nichts wußte, und in der Stille dieses trauten Gemachs sie das seligste, verschwiegendste Glück der Liebe genossen hatten. Vielleicht auch Erinnerung an eine spätere Zeit, wo mit dem Besitz der Reiz desselben verschwunden war und statt der lauten Stimme der Leidenschaft nur dann und wann das leise, leichtübertäubte Flüstern der Pflicht gesprochen hatte.

Wer versteht jetzt das traurige Bild nicht, welches er in dem kleinen wohnlichen Zimmer gesehen und — der trauliche Schein der Lampe auf dem Tische hatte schon Mancherlei belauscht: Lächeln, Liebe und Glück — heute Thränen, zornige Worte, — vielleicht auch Vorwürfe und — jetzt endlich die Erwiederung des jungen Mannes auf die zagenden, hoffenden Worte des Mädchens:

„Du hast Recht, Marie, es ist später geworden, als ich dachte. Für heute zu spät — aber das ändert nichts. Morgen mit dem Frühsten reise ich. Sie erwartet mich. Länger darf ich sie nicht warten lassen. Nimm endlich Vernunft an und füge Dich in das Unabänderliche! Du sollst nicht darunter leiden, ich habe es Dir ja schon einmal gesagt. Ich werde Dir eine anständige Summe aussetzen, von der Du leben und den Knaben erziehen lassen kannst. Mehr kannst Du nicht verlangen. Daß es über kurz oder lang so kommen werde, hättest Du wissen können. Solche Verhältnisse sind nie von Dauer. Uebrdem weißt Du ja, daß ich nicht mehr zurücktreten konnte, selbst wenn ich wollte. Wilhelmine ist meine Verlobte und in wenigen Wochen wird unsere Hochzeit seyn. Ich reise hin, um das Nöthige zu verabreden und den Tag festzusetzen."

Ein dumpfer, unartikulirter Laut an seiner Seite, das war die ganze Erwiederung auf diese lange Rede. Er war ruhiger geworden. Bei dem raschen Gang durch's Zimmer war die heftige Wallung niedergekämpft, welche ihn zornige Worte hatte sprechen lassen. Jetzt sprach er langsam, ruhig, mit Bedacht. Aber demungeachtet erbebte die zarte Gestalt an seiner Seite wie von Todesschauern und mit einem dumpfen Schmerzenslaut brach sie zusammen. Die Hand, welche mit Bedacht den Streich führt, trifft deßwegen ebenso tödtlich, als wenn blinde Leidenschaft sie bewaffnet hätte und das ruhige, gemessene Wort knickt so sicher die zarten Blüthen des Glücks, der Liebe, wie die drohende Sprache des Zorns — oft noch sicherer und erbarmungsloser, als diese.

Der junge Mann betrachtete einen Augenblick die leblos zusammengesunkene Gestalt des Mädchens, ehe er ihr Hilfe leisten mochte. Etwas wie Unmuth legte sich um seine Augen, ein fast verächtliches Lächeln kräuselte seinen Mund. „Närrin!" murmelte er mit den zusammengepreßten Lippen. Er machte eine unwillkürliche Bewegung, den Glockenzug zu ziehen, um die Hilfe der Aufwärterin herbeizurufen und selbst fortzugehen; — aber er besann sich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein praktischer Blaustrumpf.

Aus dem Englischen.

„Hast Du Deinen alten Freund James Lee schon besucht, seit Du wieder hier bist?" fragte Mr. Seldon seinen Neffen.

„Noch nicht, lieber Onkel, ich kenne sein Mißgeschick, er hat einen Blaustrumpf als Frau und so oft ich daran dachte, zu ihm zu gehen, trat eine Erscheinung mit dintigen Fingern, ungeordneten Haaren, zerknittertem Kleid und hinten niedergetretenen Schuhen zwischen mich und meinen Freund, — der Gedanken an einen ungeordneten Haushalt, angebrannte Speisen und schmutzige Kinder gar nicht zu erwähnen. Der Himmel behüte mich vor einer Frau, welche ihre Zeit damit vergeudet, Dintenspritzer zu machen und für Zeitungen zu schreiben. Ich wollte wetten, James hat nicht ein Hemd mit einem Knopf daran, oder auch nur ein einziges Paar Strümpfe, in welchem

nicht ein Loch am andern ist. Und noch dazu ein so prächtiger Bursche, wie er einer war," sprach Harry vor sich hin, „den Jedermann gern haben mußte. Beim Jupiter, es ist ein hartes Geschick."

„Harry, Du mußt ihn mir zu Gefallen besuchen!" äußerte Mr. Seldon mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun ja, wenn Du es wünschest; allein diese verheiratheten Männer lassen sich durch ihre Frauen so ummodeln, daß ich bezweifeln muß, ob ich die melancholischen Ueberreste meines Freundes noch erkenne. Eine Schriftstellerin zur Frau!" und er zuckte verächtlich die Achseln.

Um ein Uhr des folgenden Mittags konnte man Harry an James Lee's Thüre die Glocke ziehen sehen. Er hatte einen recht verdrießlichen Zug im Gesichte, welcher aussprach: „Ich bin auf das Schlimmste gefaßt, aber ich muß es um Jemmy's willen hinnehmen."

Das Dienstmädchen ließ ihn in ein nettes Wohnzimmer treten, welches nicht verschwenderisch, aber hübsch und geschmackvoll eingerichtet war. Vorn am Fenster standen blühende Blumen, hinter welchen ein Kanarienvogel seinen lieblichen Gesang ertönen ließ. Harry sah sich im Zimmer um, ein kleiner Leuchtertisch, chinesischer Arbeit, stand in der Ecke mit Dinte und Feder und Papieren, welche darauf ausgestreut umherlagen.

„Ich wußte es wohl," sagte Harry, „da haben wir das Merkzeichen! schrecklicher der Schrecken! ein unfertiger, schlampiger Blaustrumpf! wie wird sie mich anwidern! Jemmy ist bedauernswerth!"

Er nahm ein Buch zur Hand, welches auf dem Tische lag und ein kleines Heft vollgeschriebener Verse fiel zwischen den Blättern heraus. Er warf es wieder hin, als wenn es giftig wäre; dann hob er das herausgefallene Manuskript mit Daumen und Zeigfinger auf und brachte es mit einem ungeduldigen „pfui" wieder an seinen Platz.

Nun sah er sich noch einmal im Zimmer um — nein! Da war kein Stäubchen zu sehen, selbst mit seinen argwöhnischen Augen nicht. Die Fenster waren durchsichtig hell; der Teppich vom dem Kamin war mit mathematischer Genauigkeit der Länge nach ausgebreitet; die Bilder hingen gerade; die Vorhänge waren frisch und anmuthig geschlungen und, was noch ein größeres Wunder war, da lag auch ein halb fertiges Kinderkleid in einem zierlichen Arbeitskörbchen und ein Fingerhut von feenhafter Niedlichkeit in dessen unmittelbarer Nähe. Harry fühlte starke Lust, die Stiche einer Prüfung zu unterwerfen; aber beim Geräusch nahender Tritte machte er sich auf ein geistiges Sturzbad gefaßt.

Eine zierliche Dame trat in das Zimmer und stand lächelnd vor ihm; ihr glänzendes schwarzes Haar war glatt zurückgestrichen und hinten an dem auffallend schön geformten Kopfe in einen Knoten geschlungen. Ihre Augen waren schwarz und glänzend und voll Freundlichkeit; ihr Kleid schmiegte sich reizend an ihre niedliche Gestalt, ihre Füße waren tadellos klein und schön beschuht; die weißen Finger ihrer kleinen Hand trugen nicht die leiseste Spur von Dinte, als sie dieselbe zum Zeichen des Willkommens ihrem Gaste darreichte.

Harry kam sich wie ein Verbrecher vor und hatte große Lust, auf seine Kniee zu sinken und sich das Herz durch ein Bekenntniß zu erleichtern; aber sein böser Junggesellen-Geist flüsterte ihm zu: „Warte nur ein Bischen, sie ist geputzt, um Gesellschaft zu empfangen; der gespaltene Fuß wird schon noch herausgucken."

Gut, sie nahmen Platz. Die Frau des Hauses verrieth keine gewöhnliche Bildung, er hatte dies schon früher gehört, nur bat er den Himmel, daß er mit Bücherweisheit oder Blaustrumpfergüssen verschont bleiben möge. Die Sitte erlaubt es kaum, Privatunterhaltungen zum Besten zu geben, darum wird die Mittheilung genügen, daß, als James Lee nach zwei Stunden heimkam, er seinen Freund Harry in der allerbesten Stimmung, sich mit seiner „blauen" Frau unterhaltend, traf. Eine Einladung zum Mittagessen folgte. Harry nahm Anstand, er war nachgerade von dem Frauchen bezaubert und fürchtete, enttäuscht zu werden — und ein Blaustrumpf-Essen!

Indessen seine Bedenken, so geheim er sie gehalten hatte, wurden widerlegt. An diesem Tag war eben so wenig als an den schneeweißen Servietten eine Ausstellung zu machen; die Gläser waren sauber geschwenkt, das Silber war glänzend, wie meines Lieblings Augen, die Speisen waren nach Wunsch bereitet, die Saucen vollendet und der Nachtisch wohl geordnet und köstlich. Mr. Lee führte den Vorsitz mit Leichtigkeit und Anmuth; die Rahmtörtchen, auch das Eingemachte waren das Werk ihrer eigenen Kunst und das kleine Plaudermaul, welches jetzt auch hereingebracht wurde, kam frisch aus dem Bad in der Kinderstube, war mit noch feuchten Locken, in weißem Kleidchen und Grübchen in den Schultern das reizende Bild aufmerksamer Pflege.

Sobald beide Männer allein waren, ergriff Harry seines Freundes Hand und sprach mit einem leichten Lächeln: „James, wie fühle ich beschämt!

Ich hatte von Deiner Frau als einem „Blaustrumpf“ sprechen hören und war, als ich hierher kam, darauf gefaßt, Dich als das Opfer eines ungetheilten Herzens, einer schlampigen Haushaltung und ungenießbarer Kocherei bemitleiden zu müssen; aber ich will als alter Junggeselle sterben, wenn ich nicht den Wunsch hege, diese Frau, welche eben herausging, wäre mein.“

James Lee's Augen wurden feucht von befriedigtem Stolz. „Du kennst nur die Hälfte,“ sagte er. „Höre, es sind nun etwa vier Jahre, als ich in unangenehme Geschäfte verwickelt wurde; zur selben Zeit kam meine Gesundheit ins Schwanken; mein Geist war gebrochen und ich war ein entmuthigter Mann. Emma unternahm es, ohne mein Wissen für verschiedene Zeitungen und Magazine zu schreiben. Sie wurde bald beim Publikum beliebt und es stand nicht lange an, als sie mir die Summe von dreihundert Dollars, den Ertrag ihrer Arbeit, einhändigte. Währenddem wurde weder Mutter- noch Haushaltungspflicht versäumt; ihre liebevolle und stete Fürsorge richtete meinen Geist wieder auf und gab mir frischen Muth, mit der Welt es von Neuem aufzunehmen. Sie schreibt noch immer, obgleich ich, wie Du siehst, wieder flott bin. Dank ihr, als meinem Schutzengel, denn sie sagt: „Wir müssen für trübe Tage etwas zurücklegen,“ „Gott segne ihr strahlendes Angesicht.“

Emma's Eintritt machte weiterem Lob ein Ende und Harry nahm Abschied in einer schwer zu beschreibenden und peinlichen Stimmung, indem er seine mißtrauischen Bedenken tief bereute, ganz untröstlich verliebt in einen „Blaustrumpf,“ der ihm seine Liebesmaschen so unauflöslich verwickeln kann!

Mannigfaltiges.

Den Spediteuren kommt oft Allerlei in die Hände: von einer besondern Species lebendem Speditionsgut, noch merkwürdiger durch dabei vorgefallene besondere Umstände, wollen wir hier reden. Ein österreichischer Herr machte eine Erbschaft von einem transatlantischen Verwandten, darunter war auch ein Sklave, der vermöge des letzten Willens des Erblassers auf den Erben übergehen sollte. Dieser Sklave ward zu Wasser und zu Land den weiten Weg fortgeschickt, auf jedem Wechselplatz von einem damit beauftragten Speditionshause empfangen. Zuletzt ward derselbe auf einer badischen Eisenbahnstation „wohlkonditionirt“ verladen, um in einer bayerischen Station ebenfalls wieder von einem Spediteur in Empfang genommen und von da auf der Donau per Dampfboot an seinen Bestimmungsort weiter expedirt zu werden. Der letztere Spediteur hatte gerade viel zu thun, beauftragte einen Dritten mit der Uebernahme am Bahnhofe, derselbe versäumte es aber — und der Neger, welchen man aus dem Waggon aussteigen sah, verschwand spurlos. Alle Polizeibehörden vigilirten auf denselben, aber vergebens und bis jetzt — dieser Vorfall geschah vor zwei Jahren — ist auch gar nichts mehr von demselben gehört worden, ein um so unbegreiflicheres Faktum, als ein Schwarzer, der obendrein kein Wort deutsch verstand, schwerlich ungesehen fort konnte. Die Nachwehen dieses Verlustes kommen jetzt, denn der Eigenthümer verlangt eine bedeutende Entschädigung, die den Gerichten wohl Stoff zu vielem Nachdenken geben möchte. Wer ist verantwortlich? ist die erste Frage, die Eisenbahn oder der Spediteur und dann was ist der Werth des Sklaven, kann er als solcher, da in Deutschland die Sklaverei ungesetzlich ist, tarifirt werden, oder kommt nur sein Werth als Individium in Betracht und wie hoch dürfte dieser abzuschätzen seyn?

Vor einigen Tagen erscholl mit Einem Male am Meeresstrande zu Scheveningen der Schreckensruf, es habe sich ein Seehund in der Nähe der Badenden sehen lassen. Alles stürzt aus dem Meere, um seinen Ankleidewagen zu gewinnen und dem Rachen des Meer-Ungeheuers zu entgehen; nur ein todesmuthiger Mann und zwar der Kaufmann J. B. A. aus Köln geht in Gemeinschaft mit zwei Badwärtern und mit dicken Stöcken bewaffnet, dem Ungethüm, natürlich nur in der Badehose, entgegen. Vom Ufer sieht Alles mit großer Spannung dem Kampfe entgegen; da zeigt sich im entscheidenden Momente, daß der gefürchtete Seehund ein harmloses Stück Holz war — welches von den bewegten und hohl gehenden Meereswogen auf- und abgeworfen und durch den Schrecken zu einem Seehunde umgeschaffen worden. Ein homerisches Gelächter beendigte diesen komischen Zwischenfall; allein der Kölner ist seitdem der Löwe des Tages.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Sonntag, 3. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

Es ist ohnedem das letzte Mal, daß ich hier bin, sagte Eduard, wie um sich vor sich selbst wegen dieser Schwäche zu entschuldigen, wenigstens will ich ihr erst sagen, was sie noch nicht weiß. Man kann nicht wissen, zu welchen Schritten solche überspannte Personen getrieben werden, oder sich selbst treiben. Damit hob er die schlanke Gestalt vom Boden auf, leicht wie ein Kind und trug sie auf's Sopha. Diese Bewegung mochte sie wieder zu sich bringen. Mit einem tiefen Seufzer schlug sie die Augen auf.

Der junge Mann setzte sich neben sie. Als er sah, daß sie völlig wieder zu sich gekommen war, stand er auf und heftete seine Blicke fest auf ihr Antlitz. Gerade so wie vordem, nur war weder Zorn, noch Anmuth mehr darin. Es war ein Etwas in dem Blick dieser Augen, das Physiognomiker fast für Scham gehalten hätten. Wenigstens kämpfte er sichtbar mit dem Geständniß welches über seine Lippen wollte, oder mußte. Endlich brach er das Schweigen mit zitternder, unsicherer Stimme:

„Du bist eine Thörin, Marie! Du quälst Dich und mich unnützer Weise. Trage lieber mit Ruhe, was wir Beide doch nicht ändern können. Siehe, ich will Dir etwas anvertrauen, was außer Dir noch Niemand weiß und lerne dann erkennen, wie werth Du mir immer bist."

Wie schmerzliche Klage bebte es über die Lippen des Mädchens: „Werth? Einst hattest Du ein andres Wort dafür!"

Ohne sich durch diesen Seufzer stören zu lassen, fuhr der junge Mann fort:

„So einsam und abgeschieden von allem Verkehr nach außen Du auch leben magst, das Eine, Große, Niegeahnte weißt Du doch: das schreckliche Schicksal, welches unsere Stadt getroffen hat. Es gibt Unglücke, welche sich nicht verheimlichen lassen, durch verschlossene Thüren und verstopfte Ritzen dringen sie hindurch, flüstern ihre inhaltschweren Worte dem Hörer ins Ohr, daß sich ihm das Haar vor Entsetzen sträubt und zeigen ihr gespensterisches Antlitz, daß dem Seher das Herzblut zu Eis erstarrt. Solch ein Unglück ist's, welches wir jetzt tragen. Nicht allein wir, alle Städte, alle Länder Europa's — die ganze civilisirte Welt. Von drüben über's Weltmeer herüber ist es gekommen einer pestartigen Krankheit gleich. Die Empire-City hat sie geboren — einer Windsbraut gleich ist sie zu uns herübergeflogen — fortgetragen auf den Schwingen jener wunderbaren Macht, die die Hand des Kindes zerreißen kann und dennoch auf haarfeinen Eisendrähten die größten Weltgeschicke trägt und verbreitet. — Groß ist das Unglück, welches bis jetzt über uns gekommen — unabsehbar größer das, welches die Zukunft bringen kann. Unsere ersten, uralten Häuser wanken, — einzelne sind schon gefallen — viele widerstehen noch mühsam dem welterschütternden Sturm. Ich selbst — ja, es muß heraus, Du sollst es wissen — ich selbst schwanke und bebe, unsicher am Morgen, ob der Abend nicht über meinen Fall hereinbricht. Meine Verluste sind groß, unberechenbar; meine letzte Stütze ist das Haus S., aber auch diese Stütze ist morsch und schwach. Fällt es, so begräbt es mich zuerst unter seinen Trümmern.

„Der Nervus rerum unserer Stadt ist das Vertrauen und dieses ist erschüttert — in seinen Grundvesten erschüttert. Der Name Frank — mein Name — gilt nicht mehr, als derjenige der kleinsten, unangesehensten Häuser. Ist aber der Millionen reiche Bankier Sommer mein Schwiegervater, dann wird urplötzlich mein Name ein

geachteter, ein Stern erster Größe an unserem Firmament. Begreifst Du jetzt, Marie, daß an ein Zurücktreten von meiner Seite nicht mehr gedacht werden kann? Ja, daß solcher Gedanke schon ein Unsinn ist? Alles, was menschliche Kräfte vermögen, bieten wir auf, uns zu retten; wie viele vergebens. Ich, dem das Geschick eine glänzende Rettung aus dem allgemeinen Untergang gewiesen, ich sollte die Hand zurückstoßen, welche mich dem Strudel entreißt, — eines albernen Vorurtheils, einer fixen Idee wegen? — Schlage Dir diesen Gedanken aus dem Sinn, Marie! Wilhelmine Sommer muß meine Frau werden, je eher, je lieber — der Name Sommer mit dem Namen Frank vereinigt — und ich lache über den Fall einer ganzen Stadt."

Der junge Mann hatte sich in Hitze geredet. Seine Stimme, Anfangs unsicher, war nach und nach fest und laut geworden, endlich ganz fest. Eine Aufregung malte sich in seinen beweglichen Zügen, deren Steigen und Wachsen die Augen Mariens gefolgt waren. Weder Schreck noch Mitleid sprach aus ihrem Antlitz bei der unerwarteten Mittheilung seines möglichen Ruins. Ein anderes, seltsames Gefühl war's, welches diese glühenden Wangen, die leuchtenden Augen verriethen. In der That ein seltsames Gefühl! denn die blassen Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln, unmerklich fast, aber dem schärferen Beobachter unverkennbar. Ein wunderliches Lächeln, höhnisch, triumphirend, dämonisch wild.

Aber der Mann da vor ihr sah es nicht. Er hatte es längst verlernt, in diesen klaren Augen zu lesen, in den feinen Linien dieses Gesichtes, welches alle Empfindungen ihrer Seele mit seltener Treue wiederspiegelte. Er dachte gar nicht mehr an diese Schrift, welche einst das Studium und das Entzücken seines Herzens gewesen! — Er war ja schon lange ihr Eduard nicht mehr, der sie liebte, für sie dachte und lebte. Er war wieder der Kaufmann Eduard Frank geworden, der er vordem gewesen und der zu seyn er nur für kurze Zeit vergessen hatte — bei ihr! — Wie sollte er heute noch Achtung geben auf die Züge eines Mädchens, dessen Liebe ihm zur Last, dessen Existenz ihm höchst gleichgiltig geworden, hätte er diese Existenz überhaupt aus seinem Leben ausstreichen können. Aber das war, was ihm lästig ward, weil er es nicht konnte. In der flüchtigen Stunde der Leidenschaft hatte er dem Mädchen die Ehe versprochen. Die Mutter dieses Mädchens war Zeugin dieses Schwurs gewesen, doch diese Mutter schlief jetzt im Schooße des Grabes. Was hinderte ihn denn, diesen Schwur zu brechen und die Tochter des millionenreichen Bankiers zu heirathen, dessen Namen schon genügend war, seinen gesunkenen Kredit zu heben. Die Ansprüche solcher Geschöpfe sind ja lächerlich in den Augen der Welt, nichtig vor den Schranken des Gerichts; was konnte ihn denn hindern, diese Ansprüche ebenfalls zu ignoriren? Freilich er that's auch. Mit der Großmuth eines „noblen Mannes" hatte er ihr eine Summe geboten, um anständig mit ihrem Kinde zu leben — was verlangte sie mehr? Er war doch gewiß großmüthig genug, daß er ihr allerlei Gründe auseinandersetzte, warum er sich verheirathen müsse und das Alles so gütig, so „human" wie möglich. Er hatte jetzt genug gethan vor den Augen der Welt, vor den Augen des Mädchens, vor seinem eigenen Gewissen! — Gewissen? — was hat das damit zu thun? — wer denkt überhaupt an derlei Großmuttergeschichten? — Jugend hat keine Tugend! — Und dennoch war's und blieb dem jungen Manne recht unangenehm, daß diese „Person" existirte, welche so albern war, ihn an vergessene Zeiten und verwehte Schwüre zu erinnern. Mit dem festen Vorsatz, heute zum letzten Male zu ihr zu gehen, war er hergekommen. Ihre Thränen, ihre Bitten, ihre Vorwürfe endlich hatten ihn einen Augenblick gerührt — wider Willen; — aber wir wissen ja schon, der junge Mann hatte ein gutes weiches Herz! — Er hatte das Mögliche für sie gethan und ihre Ansprüche waren doch noch nicht zu Ende. Da war ihm die Geduld gerissen und er hatte ihr Schweigen anbefohlen. In diesem Moment habe ich meine Leser hinter die Coulissen gucken lassen und ihnen ein lebenswahres Bild gezeigt. — Dann war es still geworden im Stübchen und der Schein der Lampe brach sich in zitternden Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als eine Probe unterseeischer Photographie beschreibt Herr Thompson von Weymouth im „Journal of the Society of Arts" das von ihm angewandte Mittel, um von dem Grunde des Meeres, in der Bucht von Weymouth, in einer Tiefe von drei Faden, ein photographisches Bild aufzunehmen. Wie es scheint, hat er die Camera in ein Kästchen gestellt, das vorn mit einer Glasplatte und mit

einem beweglichen Schieber versehen war, welcher aufgezogen werden konnte, wenn die Camera sich auf dem Meeresgrunde befand. Nachdem der Fokus der Camera in diesem Kästchen am Lande für Gegenstände auf etwa 10 Ellen im Vordergrunde oder auf eine andere passende Entfernung festgestellt war, wurde sie aus einem Boot auf den Meeresgrund hinabgelassen und hatte die auf gewöhnliche Weise vorbereitete Kolodionplatte bei sich. Als sie auf dem Grunde angelangt war, würde der Schieber des Kästchens aufgezogen und die Platte so etwa 10 Minuten lang dem Lichte ausgesetzt. Hierauf ward das Kästchen wieder in das Boot hinaufgezogen und das Bild auf die gewöhnliche Weise entwickelt. Auf diese Art erhielt man eine Ansicht von den Felsen und Gesteinen auf dem Grunde der Bucht. Hr. Thompson ist der Meinung, man könne hierdurch leicht und ohne große Kosten die Beschaffenheit von Pfeilern, Brücken, Pfählen, Bauten und Felsen unter dem Wasser kennen lernen.

Der Spezialkorrespondent der Times schreibt aus Simla in Indien, es sey leider kaum an dem Tode Schlagintweit's zu zweifeln. Ein Trupp von Khokandpas, die zu einem in Empörung gegen die Chinesen begriffenen Stamm gehören, kam im Frühjahr in das Yarkand-Gebiet und trieb eine kleine chinesische Truppenzahl aus den Dörfern in die Stadt Yarkand. In einem der Dörfer fanden sie Schlagintweit, der sie fragte, weßhalb sie nicht die schwach besetzte Stadt selbst angriffen. Wie es scheint, nahmen sie die Frage übel. Sie hielten Rath und kamen zu dem Schluß, er müsse ein Chinesenfreund seyn und wolle ihnen eine Falle stellen. Mitten in der Nacht umzingelten sie das Haus, in dem er schlief und erschlugen ihn zum großen Leidwesen ihres Häuptlings, der einige seiner Instrumente gerettet hat. Diese Darstellung wurde in Simla für authentisch gehalten.

Man machte die Bemerkung, welch' wichtige Stelle die Zahl 4 in der amerikanischen Geschichte einnimmt. Nach gewissen Geschichtschreibern entdeckte Columbus die neue Welt am 4. Oktober 1492; am 4. April 1609 fuhr Hudson in die Bucht von New-York ein; am 4. Juli 1776 erfolgte die Unabhängigkeits-Erklärung; am 4. Juli des folgenden Jahres machte die Schlacht von Germantown die Fahne der Union berühmt; am 4. Dezember 1783 legte General Washington den Befehl über die Armee nieder, nachdem er sein Land befreit hatte. Am 4. März d. J. fand die 4jährige Installirung des Präsidenten statt und am 4. August endlich berührte der atlantische Telegraph die Küste Neufundlands.

Frag- und Antwort-Spiel. Wie nennt man am besten die Früchte der Dresdener Konferenzen? „Galläpfel." — Welche Bildung ist an den Bühnen oft die herrschende? Die „Einbildung." — Welcher ist der beste Theater-Agent Deutschlands? Der „geheime" Agent von Hackländer. — Wer hat den leichtesten Broderwerb? Der Schauspieler, er verdient sein Brod „spielend." — Was haben die Schauspieler mit den Hindu's gemein? „Heilig" sind ihnen die „verschiedenen Kasten" des Souffleurs.

Echo hinter den Coulissen.

Was ist mancher Theater-Direktor?	Thor.
Was ist für Viele das Spielhonorar?	rar.
Was ist jeder Künstler von der Zehe bis zum Scheitel? . .	eitel.
Was ist die Hauptsache bei den Ballet-Vorstellungen? . . .	Stellungen.
Wie bleibt manches Gedächtniß trotz dem Souffleur?	leer.
Was zerreißt jeder schlechte Tenor?	Ohr.
Was fehlt manchem Bariton? .	Ton.
Was hat mancher Liebhaber? .	Aber.

(Grille.)

Räthsel.

„Alterle!" sagte die Frau und drohte dem Mann mit dem Finger,
„So komm mir nicht mehr nach Haus, wie am gestrigen Abend, ich sag Dir's!
„Denn Du hattest fürwahr, bekenn' es nur selber, Du hattest —
„„Was? Einen Rausch?"" fragt der Mann. „O bewahre!" lächelte Sabinchen,
„Wie ordinär wäre das! Du hattest die erste der Sylben!"

„Sehr hochwürdiger Herr! (so schrieb am folgenden Tage
Frau Sabinchens Gemahl an einen wackeren Pfarrherrn,)

„Da ich mich neulich vergaß, so regt sich in mir das Bedürfniß,
„Meinen Fehler sofort zum Besten der Armen zu büßen.
„Nehmen Sie denn in Empfang die hier beifolgende Summe,
„Tausend Thaler Courant (kein einziger Zwanziger drunter!)
„Und besorgen Sie selbst, was weiter dabei zu besorgen.
„Meiner Bestimmung gemäß soll niemals der Grundstock sich mindern,
„Aber den jährlichen Zins vertheile man weise an seine
„Dürftige Väter, die nie der Gewohnheit des Trinkens gehuldigt.“
Was unser reuiger Freund mit dieser Bestimmung geschaffen,
Das bezeichnet genau die zweite und dritte der Sylben.

Ernste Stille beherrscht den Saal des geräumigen Hauses.
Auf der erhöheten Bank — den Blick zur Erde geheftet,
Sitzt, von Gendarmen bewacht und begafft von der Menge, ein Sünder,
Harrend des Ja oder Nein von den Lippen geschworener Männer.
„Schuldig!“ ertönet der Spruch, und lebenslängliches Zuchthaus
Sühnet die ruchlose That, so weit sie durch irdische Strafe
Zeitlich gesühnt werden kann — einst wird sie der Ewige richten. —

Ihr, die ihr trefflich versteht, die schwersten Räthsel zu lösen,
Und wen sonst es vergnügt, geheime Schleier zu lüften,
Nennet das ganze Wort und schildert damit das Verbrechen,
Das von der Stimme des Volks von der Stimme der Gottheit — verdammt ward!

Das erste Sängerfest in Saarbrücken-St. Johann.

Es möchte dem größeren Publikum, dessen Theilnahme und Interesse wir recht sehr wünschen, nicht unerwünscht seyn, jetzt schon über die getroffenen Anordnungen des auf den 10. Oktober festgesetzten Sängerfestes einiges Nähere zu erfahren.

Die Aufführungen und Proben werden in dem neuerbauten Saale auf dem Rothenhofe stattfinden, eine Lokalität, deren vortreffliche Dimensionen es allein möglich machten, ein derartiges Fest, verbunden mit Einladungen an auswärtige Vereine zu beantragen; der Raum beträgt 80 Fuß Länge, 40 Fuß Breite, 18 Fuß Höhe und faßt gegen 600—700 Personen. —

Samstag den 9. Oktober, Abends 5 Uhr, werden die Vereine auf dem Bahnhofe empfangen, mit Musik nach der Stadt geleitet und in die Quartiere vertheilt. — Abends 7 Uhr im Festlokale: Begrüßung und Anrede seitens der hiesigen Liedertafel an die Gäste, sowie erste Probe der Ensemblegesänge.

Sonntag den 10. Oktober früh Hauptprobe, Nachmittags 3 Uhr Hauptaufführung. — Das spezielle Concertprogramm erfolgt in der offiziellen Bekanntmachung, es zerfällt in verschiedene Theile, deren jeder mit Instrumentalkompositionen eingeleitet wird; der erste Theil wird größtentheils Vorträge der einzelnen Vereine begreifen, die folgenden Theile die Gesänge der sämmtlichen anwesenden Sänger, wie das deutsche Lied, das Schwertlied, das Kirchlein; der frohe Wandersmann rc. zum Theil mit Begleitung, — Abends Festball.

Montag den 11. Oktober Matinée musicale mit Vorträgen der Einzelnvereine, oder auch Ausflug der Sänger in die Umgegend, worüber indeß noch nichts Definitives beschlossen ist.

Die Liedertafel von St. Johann-Saarbrücken hat entsprechende Einladungen an die benachbarten inländischen, pfälzischen und französischen Gesangvereine ergehen lassen und bereits sind auch schon die Zusagen von 80—100 Theilnehmern eingetroffen, welche Anzahl in Verbindung mit den hiesigen Kräften (125—130) immer einen ganz respektablen Chor bilden wird.

Alles, was hier noch über die weiteren Anordnungen, z. B. das Entré, die numerirten Sitzplätze u. s. w. gesagt werden könnte, wird in kürzester Zeit durch die offiziellen Bekanntmachungen des Festcomité's ausführlicher publizirt werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Dienstag, 5. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

Es war ein Akt der Klugheit gewesen, welcher Eduard rieth, sich im Guten mit ihr auseinanderzusetzen, als er ihr ein offnes Geständniß seiner bedrängten Lage ablegte. Solches Geständniß thut man nur im Nothfall. Vor Allem ein junger Kaufmann, wie unser Eduard war. Nebenbei hatte er wenig oder gar nichts dabei zu riskiren. Wem sollte das junge Mädchen von seiner Kalamität erzählen und wer würde ihren Worten Glauben schenken, selbst wenn sie aus der Schule schwatzen würde? Mein Kaufmann ist ein feiner Kopf! Er berechnet das Für und Wider, ehe noch ein anderer Mensch daran denkt, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat! Es lag noch ein anderer Grund vor: In dem Vertrauen, welches er ihr entgegentrug, mußte etwas Versöhnendes, den Schmerz der Trennung Linderndes liegen, welches jeden Widerstand brechen mußte: das unausgesprochene Geständniß, daß der Mann nicht immer der Stimme des Herzens folgen darf, sondern die Liebe einer ernsteren Pflicht weicht: der Pflicht der Selbsterhaltung — der Erhaltung des Namens und der Stellung in der Welt. Mußte dies Bewußtseyn ihr nicht genug seyn, das Schmerzlichste zu ertragen, da nicht Untreue das Band der Liebe zerriß, sondern die strenge Hand der Pflicht?

Ob die Betrachtungen Eingang fanden in das Herz des Mädchens, welches wir zitternd, weinend, bewußtlos gesehen — wer kann das sagen? — Etwas Neues, noch nicht Gekanntes hatte sich ihrer bemächtigt, das sah man deutlich in dem Ausdruck ihres Gesichts. Ein großer Entschluß jedenfalls. Mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen trat sie dicht an den jungen Mann heran, sah ihn fest und groß an und sagte:

„Also auf dieser Heirath ruht Deine Zukunft, Deine Hoffnung, Deine ganze Existenz?"

„Ich hab's Dir ja schon gesagt, Marie! Wozu diese Frage?"

„Und Deine — Braut?"

Das Wort wollte nicht über ihre Lippen. Sie stockte.

„Deine Braut?" hub sie von Neuem an und ihr keuchender Athem verrieth den heftigen Kampf ihrer Seele. „Deine Braut? Du sprichst nicht mehr von ihr — kein einziges Wort? Sie ist jung, hübsch und liebt Dich? Nicht wahr, Eduard?"

„Was hast Du, Marie? Wie wunderlich siehst Du mich an? Aus Schonung habe ich Dir nicht von ihr gesprochen. Aber Du fragst — ich muß antworten. Ja, Wilhelmine ist jung und reizend. Sie liebt mich mit der vollen Schwärmerei eines siebzehnjährigen Herzens."

Ein jäher Schmerz zuckte über das Antlitz des Mädchens, dessen eben noch so glühende Wangen eine fahle Blässe überzog. Mit einer heftigen Bewegung faßte sie nach ihrem Herzen. Aber im nächsten Moment sagte sie ganz ruhig:

„So — das freut mich — Deinetwegen, Eduard! Nun, da würdest Du mit der Hochzeit eilen, auch ohne die fatale Krisis, nicht wahr?"

Ein leises Weinen in der Nebenstube wurde hörbar. Die Thüre war nur schwach angelehnt. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit eilte das junge Mädchen hinein.

Diesen Moment benutzte Eduard. Durch die halbgeschlossene Thür rief er ihr Lebewohl zu, welches kaum erwiedert wurde. Dann eilte er aus dem Zimmer.

„Gottlob!" sagte er mit schwerem Athemzug, als er die Treppe hinter sich hatte, „das war eine saure Stunde!"

Das Weinen des Kindes war stiller geworden. Ueber die Wiege des kleinen Schläfers gebeugt

lauschte die junge Mutter lange, mit angehaltenem Athem. Ihre Lippen sangen leise einige Verse eines alten Liedes, mit dem sie schon manchmal den ungeduldigen Knaben besänftigt hatte. Auch heute verfehlte die einfache Melodie ihre einschläfernde Wirkung nicht. Die kleine Wiege stand still — das Lied verstummte — das Kind war wieder eingeschlafen.

Die junge Mutter mochte sich aus ihrer halbknieenden Stellung nicht erheben. Sie fürchtete, eine Bewegung könne den leisen Schlummer des Kindes stören. Den rechten Arm auf's Knie gestützt, verharrte sie unbeweglich in ihrer Stellung. In die geöffnete Hand legte sie den Kopf — die Augen hatte sie geschlossen. Wie Müdigkeit überkam es sie. Sie hätte einschlafen mögen und fort und fort schlafen, ohne je wieder zu erwachen. Wie im halben Schlummer Bild an Bild sich reiht und vor unsern Augen vorüberzieht — so erging es auch ihr. Ferne, blasse Bilder zogen an ihr vorüber — ihre ganze Vergangenheit, ihr ganzes Leben — Kindheit und Jugend ein buntes Durcheinander. Endlich auch der eine Abend, welcher ihre ganze Zukunft in seinem Schooße getragen hatte.

Es war der Abend vor dem heiligen Christfest gewesen. Ein kalter, stürmischer Abend. Regen und Wind schlugen an die Wände der Häuser. Drinnen aber war's Frühling, ein ganzer, voller Frühling mit Blüthen und Duft. Duft bei Duft standen die lieblichen Kinder Flora's in ihren Töpfen und Kübeln beisammen; die blühend, jene lustig wachsend und grünend trotz des eisigen Dezembersturmes.

Ihre Mutter hatte eine Blumenhandlung. Nach dem frühen Tode ihres Mannes hatte die thätige Frau diesen Erwerbszweig ergriffen, um sich und die kleine Marie zu ernähren, die keinen Vater mehr hatte, welcher für sie sorgen und arbeiten konnte. Als Tochter eines Gärtners wurde es der entschlossenen Frau nicht schwer, das kleine Geschäft zu etabliren und zu führen. Mit den Jahren vergrößerte es sich und als die kleine Marie eine große geworden war, stand die Blumenhandlung der Frau Friedrich schon im guten Flor.

Zwischen Blüthen und Blumen erwachsen, war das Kind selbst eine liebliche Blume geworden. Blau wie ihre Lieblinge, die Veilchen, waren ihre Augen, keusch und bescheiden ihr ganzes Denken und Thun, wie diese. In ihre grüne, duftende Einsamkeit drang nur selten ein Ton von außen herein. Das Geräusch der großen Stadt, in welcher sie lebte, störte diese Einsamkeit nicht. Sie war ihr lieb geworden und unentbehrlich, eben weil sie nichts Anderes kannte, als diese — die Herren und Damen, die in ihren glänzenden Equipagen und prächtigen Toiletten zu ihrer Mutter kamen, um zu kaufen, fielen ihr nicht mehr auf, als die einfachen Gestalten und schüchternen Menschen, die dann und wann einsprachen, ein kleines Bouquet, ein billiges Topfgewächs oder einen grünen Mooskranz für ein geliebtes Grab zu kaufen. Dies Alles hatte sie ja von Kindheit an gesehen und nie und nimmer war es ihr eingefallen, daß ein Unterschied zwischen ihnen wäre.

So waren die Jahre vergangen. Marie war nicht gerade, was man auffallend hübsch nennt; sie war eine zarte anmuthige Erscheinung, ein Veilchen im Moose verborgen. Die Liebe für ihre Mutter, die aufmerksame Pflege ihrer Lieblinge, die unter ihren zarten Händen wunderbar schnell und herrlich gediehen — alle Sonntag morgen ein Gebet in der Kirche — das war das Leben des Kindes bis zu jenem Abend vor Weihnacht gewesen.

Marie stand im Laden und hatte soeben einer alten Frau in tiefer Trauer einen kleinen Grabkranz verkauft. Die arme Frau hatte den kleinsten von allen genommen. Sie mochte es schwer genug entbehren, das Geld, welches er kostete! — Ein Gefühl von Mitleid durchbebte unwillkürlich das weiche Herz des Mädchens, als die alte Frau sagte:

„Es war mein letztes Kind, welches sie in voriger Woche begraben haben. Ein gutes, frommes Kind! Sie war gesund und todt! Vorige Weihnacht schenkte ich ihr ein hübsches Kleid und ein warmes Tuch. Ich hatte es bei Schillingen zusammengespart! Dieses Jahr sollte sie einen Mantel haben, — ich hatte wieder das ganze Jahr dafür zurückgelegt, — jetzt braucht sie keinen Mantel mehr — der liebe Herrgott deckt mein armes Kind warm zu, daß es nicht friert! — Die kleine Summe habe ich zur Beerdigung verwandt. Es ist alles daraufgegangen! Sie hatte ein hübsches Kleid an, als sie im Sarge lag und einen Blumenstrauß in der Hand. Sie sah aus, als schliefe sie nur! — Aber etwas soll sie doch zu Weihnachten haben — da bring' ich ihr einen Kranz!"

Damit wollte die alte Frau fort. Marie ergriff rasch ihre Hand.

„Einen Augenblick!" bat sie und holte einen schönen großen Kranz hervor, welcher weiße Rosen von Binsen und rothe Rosen von Papier zwischen grünem Moosgeflecht hatte.

„Hier, gute Frau," sagte sie und reichte ihr denselben, „bringen Sie diesen Kranz Ihrem Kinde! den schickt ihr der heil. Christ!" Und ehe die alte Frau, überrascht von solcher Güte, zu Worte kommen konnte, ihr zu danken, schob sie die Verwirrte aus der geöffneten Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen Kindesundank.

Zwei Bürgersmänner lebten vor kurzer Zeit noch am Oberrhein, die alle Beide über die Zeit der Milchzähne schon lange hinaus waren; viele Zähne thaten ihnen sogar nicht mehr wehe, wenn etwa Zahnweh an Einen oder den Andern kam. Beide waren im Laufe der Zeit Wittwer geworden und da sie Beide nicht mehr konnten, wie sie wollten, so dachten sie daran, ihr Gut an ihre Kinder zu geben und den Rest ihrer Tage in Frieden und Ruhe zu verleben.

Beide hatten durch Fleiß und Thätigkeit in ihrem Berufe ein hübsches Vermögen erworben. Der Eine, der Bastian hieß, war ein Metzger seines Zeichens und der Andere, der Jodocus hieß, ein Schuster. Der Bastian hatte einen Sohn, der eines braven Mädchens Bräutigam war und seines Vaters Geschäft trieb, der Jodocus oder wie man es dort zu Land abkürzt, Dokes, eine hübsche Tochter, die mit dem Altgesellen auch so stand, daß sie bald daran dachten, sich auf dem Gemeindehaus auf dem schwarzen Brett anschlagen zu lassen.

Saßen einmal die beiden Alten im Rößel beim Bier und besprachen dies und das und da sie von Kindesbeinen an gute Kameraden und doppelte Gevattersleute gewesen waren, sagte der alte Dokes zu seinem Nachbar Bastl: „Bastl," sagt er, „ich mein', ich sollt' mir's leicht machen. Ich bin ein alter Bursche geworden und den Pechdraht kann ich nicht mehr ziehen, daß er Brandsohle, Sohle und Oberleder so zusammenpreßt, als wär's von einem Haufstück und schier zusammengewachsen. Weißt, ich hab' mir was Ehrlich's erworben; Haus, Feld und auch hier und da ein Kapitälchen, auf Zins zu fünf Prozent ausgethan. Mein Sabinel und der Pochhammer, der Altgesell, sehen sich gerne und könnten sich heirathen und die Kundschaft blieb' im Haus, denn der Pochhammer versteht's Handwerk. Was meinst dazu?"

„Dokesle," sagte der Bastian, „Du sagst da etwas, das liegt mir auch schon lang im Sinn. Mein Fritzl ist jetzt seine achtundzwanzig Jahre alt und könnt' sein Minel heirathen und ich könnt's machen wie Du und ihm das Geschäft übergeben. Es will bei mir auch nicht mehr, wie vor dreißig Jahren; aber ich will Dir was sagen, Dokesle: Mein Großvater selig hat immer gesagt (da er noch lebte): „Thu' Dich nicht aus, eh' Du schlafen gehst; zehn Kinder kann Ein Vater ernähren, aber zehn Kinder nicht einen Vater;" „Hungern im Alter thut fast so weh, wie in der Jugend und Gnadenbrod im Alter ist hart; die alten Zähne können's nicht beißen," und endlich: „Weiße Haare und schimmelig Brod kommen allemal zusammen, wenn die Kinder Herren werden." So hat er gesagt und noch ein Paar andere Sprüchlein dazu, von denen das letzte gar schauerlich klingt, nämlich: „Thränen im Alter sind oft Bächlein, die aus Hungerquellen fließen!" Merk's Dokesle; ich stell' mich sicher, obschon ich glaub', daß weder mein Fritz, noch sein Minel mich hungern ließen. Sie sind Beide gut; aber Vorsicht hat noch Niemand gereut. Sieh, Dokesle, das isch so mein Meinung."

„Meine sind auch herzseelengut," sagte Jodocus, „und man hat sie auch erzogen in der Furcht Gottes, da werden sie doch keine Unmenschen seyn!"

Merk's, lieber Leser, dem Jodocus ist es gegangen, wie dem Manne, der zu einem Freunde kam und fragte, was er von einem Mädchen halte, das er heirathen wolle? Der Andere fuhr greulich los und warnte vor dieser Kratzbürste. Da sagte der Andere: Hätt' ich doch drei Tage früher Dich gefragt, gestern hat mich unser Pfarrer mit ihr kopulirt. — Das hättest Du mir früher sagen sollen, sprach da der Andere, dann hätt' ich gesagt, sie wär ein Engel und zwar von den weißen.

Item, der Jodocus hatte die Sache leider schon fertig gemacht und seinen Kindern Alles ohne Vorbehalt übergeben, das wußte aber der Bastian noch nicht und der Jodocus hütete sich auch, es ihm so hinzusagen.

Der Bastian zog auf die letzte Rede seines Genossen bald die rechte, bald die linke Achsel in die Höhe und sagte: „Dokesle, mit der Kinder Lieb' und Barmherzigkeit gegen die Eltern ist es ein gar kurios Ding. Es geht ihr wie einem Tannenbaum: sie wird in der Länge dünne, besonders weit oben, wo die vielen Aestlein angehen. Verstehest?"

„Man muß doch auch nicht gleich das Schlimmste denken," sagte Jodocus, dem es nicht recht geheuer war und der die von Bastian erregten Sorgen seines Herzens gerne einlullen wollte. Man hat

sie ja auch doch in Lieb' gehegt und gepflegt, als sie unmündig waren, Bastl, und hilflos dazu. Das können sie nicht vergessen!"

„Ganz recht, Dokesle," sprach Bastian; „aber Wiederbezahlen ist unangenehm und Wohlthat in Braubütten bringt Dank in Nußschalen."

So redeten die alten Knaben noch eine Weile und gingen dann heim.

Als der Bastian heim kam, sagte sein Fritzl zu ihm: „Vater, ich möcht' gern heirathen. Ihr wißt's schon, die Minel ist ein proper Mädchen brav dazu und bettelarm auch nicht. Nun habt Ihr neulich selbst gesagt, eine Tochterhand fehle Euch überall. Drum, so bitt' ich, gebt mir Euren Segen! Das Geschäft aber führ' ich ja doch und es könnt' so fortgehen, wie bisher. Wollet Ihr das aber nicht, nun so machet's, wie Ihr wollet, mir ist Alles recht, was Ihr thut. Behaltet Euch Alles, nur lasset mich bei Euch wohnen und übergebt mir die Hanthierung. Wir Zwei sind jung und wollen uns gerne plagen, wie Ihr es seiner Zeit auch mit der seligen Mutter gethan habet!"

„Das ist brav geredet," entgegnete der Alte darauf. „Meinen Segen sollt Ihr mit Freuden haben, das Geschäft auch und die Frau soll Dich auch nicht zum Manne machen! Laß mich nur schalten: Du wirst zufrieden seyn. Geh' einstweilen morgen früh zum Notar, wenn's der Minel und ihren Eltern recht ist und bestell' das Nöthige."

Da drückte der Fritz mit Dank und Rührung seines Vaters Hand und ging fröhlichen Herzens zu Minel und ihren Eltern und dann auf das Gemeindehaus.

In Bastian's Haus war oben eine Küche mit zwei Stuben, die man heizen konnte; die hielt er sich aus und sechs Morgen Land und sein schön Theil Kapitälchen. Die sechs Morgen Land gab er dem Fritz in Pacht und sagte: „Dafür, denk' ich, kannst Du mir die Kost geben, wie ich sie bisher hatte." Alles aber, was Fritz und Minel ihm leisten sollten und was er ihnen übergab, das schrieb der Notar nieder und für den Bastian war gut gesorgt, so weit es eben ein Menschenkind erachten kann.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein angesehener ungarischer Grundbesitzer, der durch seinen biederen Charakter in allgemeiner Achtung stand, fuhr neulich spät Abends auf der Landstraße gegen Nagy-Selmecz zu, als der Kutscher plötzlich anhielt und seinen Herrn auf eine Gestalt aufmerksam machte, die auf ungefähr einen Büchsenschuß Entfernung sich am Rande der Straße bewegte. Der Herr glaubte einen Wolf zu erblicken und sendete aus seinem Doppelgewehre einen Schuß nach dem vermeintlichen Thiere; wie groß war aber sein Entsetzen, als er entdeckte, daß die Gestalt ein Landmann war, der im trunkenen Zustande nicht auf den Beinen hatte stehen können und somit gleich einem Thiere auf Händen und Füßen an der Landstraße dahinkroch; der Schuß war dem Unglücklichen durch die Brust gegangen und leider — tödtlich. Der beklagenswerthe Schütze nahm die Leiche in seinen Wagen und überlieferte sich sofort selbst dem Unterkubiner Komitatsgerichte.

Die französischen Blätter können „die außerordentliche Fülle" des diesjährigen Wachsthums in den Weinbergen nicht genug rühmen, und die Aussichten sind um so sanguinischer, als von Traubenkrankheit bisher noch keine Spur vorhanden ist und man, falls dieselbe im August wieder auftreten sollte, in der Schwefelung das sichere Mittel rascher Heilung besitzt. Auch aus Spanien meldet die Madrider Comercio-Gaceta, daß der edelste und wichtigste spanische Weinbezirk von Xeres de la Frontera vom Odium vollständig verschont geblieben ist.

Eine neue Art literarischer Spekulation wird in Berlin ins Leben treten. Ein Herr J. M. Löwe hat, wie der Publizist berichtet, ein Circular „zur Beachtung für Tabaksfabrikanten, bedeutende Cigarrenhandlungen ꝛc." erlassen, worin er die Herausgabe von „literarischer Maculatur" ankündigt. Diese „Maculatur" soll zu Umschlägen für Tabak und Cigarren dienen und mit Humoresken, Witzen, Bildern, Rebus, Preisfragen ꝛc. bedruckt seyn. Jeden Tag erscheint eine Nummer zu solchen Rieß- und Ballenpreisen, daß die Nummer nicht höher als $^{1}/_{16}$ Pf. zu stehen kommt.

Auflösung des Räthsels in № 119:

Brandstiftung.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№. 121. Freitag, 8. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

„Das war schön von Ihnen, mein Fräulein!" sagte plötzlich eine tiefe, klangvolle Stimme hinter ihr.

Unbeachtet von Marien war ein Fremder eingetreten, die rührende Klage der armen Mutter hatte ihre Aufmerksamkeit gefesselt. Deßhalb war ihr das Eintreten des Herrn entgangen. In den Schatten des Zimmers gedrückt, war er Zeuge dieser Scene geworden. Er war sichtbar ergriffen von der Güte und Lieblichkeit des jungen Mädchens.

Um einen Topf mit blühenden Veilchen zu kaufen, war er hergekommen. Maria lächelte.

„Sind Sie auch ein Freund von Veilchen?" fragte sie mit der naiven Vertraulichkeit der Unschuld.

„Meine Schwester liebt sie sehr," lautete die Antwort, „sie soll diesen Topf morgen vor ihrem Fenster finden."

„O, ich auch!" lächelte das junge Mädchen.

„Und ich!" betheuerte der Fremde mit besonderer Wärme. Dieser Fremde war Eduard Frank, welcher an diesem Abend zum erstenmal den kleinen Blumenladen der Frau Friedrich betreten hatte. Sein Weg hatte ihn zufällig hier vorbeigeführt. Des schlechten Wetters wegen wollte er nicht weiter in die frequentirte Blumenhandlung auf dem —wall gehen, wo er sonst zu kaufen pflegte. Hier sah er Marien zum erstenmal. —

Man sieht, an wie kleinen Umständen das Geschick des Menschen oftmals hängt. Deßwegen nennen wir sie Zufall. So wenig aber, wie über unserm Leben der Zufall waltet und webt, so wenig ist dieses Wort wahr. Es ist die Hand des Herrn, welcher die Fäden unserer Geschicke leitet und verschlingt und je feiner und unbeachteter diese sind, um so fester und sicherer leitet er uns daran. Wir wissen nur nicht warum und wohin. —

Seit diesem Abend war Eduard oft und immer öfter in dem kleinen Blumenladen der Frau Friedrich zu finden. Hatte ihn schon der erste Anblick des jungen Mädchens, ihre milde Güte, deren Zeuge er unabsichtlich geworden, ergriffen, so fühlte er im Laufe der Zeit immer mehr und mehr den Zauber dieses ächt weiblichen Gemüths.

Sohn eines der ersten Aristokraten der Börse, war er bisher fast nur mit den Schwestern oder Töchtern Gleichgestellter in nähere Berührung gekommen, denen er, der junge, reiche Mann, stets ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen war. Die sogenannte Bildung unserer heutigen jungen Damen der vornehmen Welt, die Richtung, welche Geist und Herz einschlagen, das rückhaltslose Hervortreten mit etwaigen Talenten oder Kenntnissen, die den oberflächlichen Blick desjenigen blenden, vielleicht auch dann und wann genügen, welcher nicht Lust oder Fähigkeit besitzt, auf den Grund zu schauen, die Eitelkeit und Vergnügungssucht — kurz, das ganze traurige Ensemble, welches diese „Gebildeten der höheren Gesellschaft" abgeben, hatte dem tieferschauenden Blick des jungen Mannes bisher nicht genügt — dem lebhaften Wunsch seiner Eltern entgegen, war ihm der Gedanke an die Ehe noch nie in den Sinn gekommen. Das freie Leben eines „Garçon" mit seinen Freuden und Genüssen hatte seine Ansprüche und Wünsche bisher vollkommen befriedigt. Und wie es leider oft geht, wo tolle Jugend sich frei austoben darf in Lebenslust und Lebensmuth, so erging es auch ihm. Der Uebermuth ist dann nicht fern und wehe dem, der ihm erliegt!

In den Strudel jener Vergnügungen hineingerissen, die von einer reichen üppigen Stadt un-

trennbar sind, hat unser Eduard bereits mehrere Jahre erlebt — einem rastlosen Verschwender gleich, der seine Schätze zum Fenster hinauswirft, wie das Volkssprichwort sagt, — und dieses Wort hat Recht. Jener obenerwähnte Abend fiel in diesen Zeitpunkt, wo der junge Mann sich im Mittelpunkt dieser Vergnügungen und Ausschweifungen befand — nach diesem Abend die vielen darauf folgenden Stunden und Abende, wo er im kleinen Blumenladen der Frau Friedrich war. Was er längst verlernt hatte in den früheren Tagen seines Lebens, die Achtung vor den Frauen, hier fand er sie wieder. Vor der Reinheit dieses jungfräulichen Herzens, ebenso fern von Berechnung, wie von Eitelkeit, unzugänglich der Sprache der Schmeichelei, wie dem Zauberklang des Goldes — einfach und wahr, wie die Hand Gottes sie erschaffen, rein und unschuldig, wie ihre holden Pfleglinge, die zarten, duftigen Blumen, ohne Ahnung, daß sie selber die lieblichste Blume in diesem reichen Flor, — vor diesem ächt weiblichen Wesen fühlte er die kalte Nichtachtung schwinden, mit der er bisher diesem Geschlecht entgegengetreten war, — hier fand er das falsche Wort der Verführung nicht, das bisher ausgereicht hatte, seine Zwecke zu erfüllen, — hier fühlte er zum erstenmal die Ahnung einer wirklichen Liebe sein Herz berühren und das spröde Eis der Selbstsucht schmelzen, welches die klare Fluth reiner Gefühle in hartem Bann gehalten hatte. Hier zog der Frühling ein in dies winterliche Herz, als der belebende Strahl der Liebe aus feinen Augen brach und den sympathisirenden Strahl in ihrem Auge weckte. Hier lernte er die große Lehrmeisterin des Lebens und des Glücks kennen, welche lehrt und lernt — beides zugleich — und als höchste irdische Weihe sich selbst schenkt und gibt — die große Lehrmeisterin: Liebe!

Aber Glück will Kampf und ohne Kampf ist kein Sieg! — Der stolze Sohn der höchsten Macht unserer Zeit — der schöne, gewandte Weltmann hatte hier kein leichtes Spiel — Wochen und Monate waren vergangen. Eduard war weiter als je von seinem Ziel entfernt; fester als je an dieses Mädchen gefesselt, das weder schön, noch reich, noch geistvoll war und dennoch sein Herz umstrickt hielt mit der Zaubergewalt der Liebe. Und überwältigt von der unwiderstehlichen Macht und Leidenschaft, that er den Schwur: sie solle sein Weib werden vor Gott und aller Welt!

So weit war das junge Mädchen in ihrem stillen Rückblick gekommen. Jetzt fand sie Töne, fand sie Worte dafür.

„Eduard, Eduard, wie konntest Du meineidig werden?" Wie von einem jähen Schmerz geschreckt, fuhr sie empor.

Als es wieder Weihnacht war, flocht ich einen grünen Mooskranz mit weißen und rothen Rosen für das Grabkreuz meiner Mutter. Der Gram über das Unglück ihres einzigen Kindes hatte sie getödtet. An seiner Brust, in seinen Armen versiegten die Thränen der Waise. Hier in diesen Räumen, wohin er mich gebracht, vergaß ich Alles — Alles — nur ihn nicht!

Als der Frühling kam und Keime und Knospen trieb, brach auch eine andere Knospe aus der Hülle, die eine herrliche Menschenblume werden sollte. Mein Kind, mein Knabe! — Ueber die kleine Wiege des Säuglings gebeugt, vergaß die junge Mutter, daß dieser Säugling der Fluch ihres Lebens geworden!

„Eduard, willst Du dem Kinde ein Vater vor aller Welt seyn?" hatte ich gefragt, als ich ihm zum erstenmale das Kind in die Arme gelegt hatte.

„Geduld, Maria! Ehe das Trauerjahr um ist, bist Du mein Weib!"

Mit der unversiegbaren Geduld der Liebe harrte ich der ersehnten Stunde und glaubte fest daran. Die Liebe hat ja keine Furcht, sondern eitel Vertrauen. Und ich liebte ihn!

Als das Jahr vorüber und die heilige Christzeit wieder nahe war, schlug mein Herz vor seliger Erwartung. Jeder Tag, jede Stunde konnte mir die Erfüllung meines heißesten Wunsches bringen. Aber das neue Jahr brachte nur Thränen. Zuerst gingen Tage hin, an welchen ich ihn nicht sah — später Wochen. Ich weinte und härmte mich, aber ich glaubte fest an ihn. Das ist die Wunderkraft der Liebe!

„Ich bin nicht Herr meiner Zeit, nicht Herr über mich!" lautete seine Antwort auf meine zitternde Klage.

Das Kind konnte schon lallen und sein Name war das erste Wort, welches ich den Knaben sprechen gelehrt. Auf meinem Schooße sitzend, mußte er es immer sagen und Abends betete ich vor der kleinen Wiege Tag für Tag: „Der Herr lasse morgen das Ende meiner Qualen seyn!"

Der Kopf des jungen Mädchens war tief und tiefer herabgesunken. Ihre Brust keuchte unter der Last der sie bestürmenden bitteren Erinnerungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen Kindesundank.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Fritz heirathete also die liebe Minel und Alles ging gut; den alten Bastian trugen sie auf den Händen und er meinte, den Akt vom Notar, der viel Geld gekostet, hätte er am Ende gar nicht nöthig gehabt.

Auch gegen den alten Jodocus waren Sabinel und Pochhammer nach der Verheirathung gar gut und so dachte er nicht daran, etwas nachträglich für sich zu thun, um sich seine Rechte zu sichern. Er hatte einmal den festen Glauben, sie würden ihre kindlichen Pflichten unwandelbar treu erfüllen und meinte, der Basti habe doch zu wenig Vertrauen und thue seinen Kindern wehe dadurch, daß er Alles so festgestellt.

Alles ging auch bei Jodocus gut, bis alle Jahre regelmäßig der Pfarrer eins aus dem Hause zu taufen hatte und eine ganze Schaar kleiner Pochhämmerchen herumlief und herumkrabbelte. Da begann es sich denn zu zeigen, daß Mißmuth die Herzen einnahm über die vielen Teller, die auf den Tisch mußten gesetzt werden und die gar hohen Schüsseln voll Gemüse und die großen Suppenschüsseln, die kaum hinlänglich [illegible] fingen an zu geizen.

Da hieß es denn, es sey doch gar kein Raum in der Nebenstube und es thue sehr Noth, daß die Mutter mit dem kleinen Fritz warm schlafe. Item, des Großvaters Bett wurde hinausgestellt in die Kammer, wo kein Ofen war.

„Euer Bett ist ein gar gut Federbett," meinte Sabinel, „das ist Euch doch warm und Ihr könnt Euch einen warmen Krug für die Füße machen oder Steine auf den Ofen legen und mit in's Bett nehmen."

Ferner war an dem Tisch kein Platz. Da bekam der Großvater sein Essen hinauf in die kalte Stube. — Item, einen Ofen konnte man ohne einen neuen Rauchfang nicht setzen und dazu fehlte es am Gelde.

So ging's alle Tage einen Schritt weiter im Krebsgang kindlicher Liebe. Da der Alte kein Geld mehr in die Hand bekam, so mußte er es aufgeben, zum Bier zu gehen, ja das Rauchen, das sein einziger Genuß war, kam nur dann an ihn, wenn ihm sein Cumpan Bastian je zuweilen eine Pfeife voll schenkte. Zuletzt kümmerte man sich kaum mehr um ihn und manche Thräne rollte über des Alten Wange. In Summa, er lebte ihnen zu lange!

Das ist ein hartes Loos für einen Vater oder eine Mutter, die ihre Kinder getreulich aufgezogen haben und nur lauter Undank ernten!

An dem alten Jodocus wurde aber wahr, was ihm der Bastian prophezeiht hatte. Selbst seine Thränen flossen zuletzt aus der Hungerquelle — denn Sabinel meinte, für einen alten Magen sey Vielessen sehr schlimm.

Bastian hörte davon munkeln, denn es entging doch auch den andern Leuten nicht, wie Pochhammer's gegen ihren braven, gutmüthigen Vater handelten.

Einst war er unwohl, wie es hieß, aber er blieb im Bette, weil es so kalt war und er unten in der Wohnstube alle Minute die Worte hören mußte: „Man kann sich doch wegen der vielen Menschen gar nicht regen noch bewegen!"

Das hörte der Bastian und kam, seinen alten Kameraden zu besuchen!

In seiner Kammer war's eisig kalt. Die Fenster waren dick gefroren und Jodocus lag im Bett.

„Aha, Alter," sagte Bastian, „Deine Krankheit könnte Einer heilen, der auch kein Doktor wäre, nämlich wer Dir einen warmen Ofen gebe?"

Der Greis im Bett seufzte — und schwieg.

„Denkst Du noch an unsere Unterredung im [illegible] weiter. „Siehst Du nun, wohin das führt? Ich war gescheidter. Ich hab mir einen Vorbehalt festgesetzt, von dem keine Maus ein Fädlein abbeißt und nun bin ich geborgen. Hättest Du mir geglaubt!"

Da fing der arme Jodocus laut zu weinen an und sagte zu Bastian: „Ach, Basti, jetzt denk' ich oft dran! Zu gut ist auch nicht gut; aber es ist zu spät. Möge mich Gott erlösen!"

„Hör', Dokes," sagte Bastian, „der Mensch soll sich das Ende nicht herbeiwünschen, sondern es Gott anheimstellen. Ich glaub' aber gar nicht, daß es zu spät ist. Du weißt, ich mach' mal gern einen Schalksstreich und da ist mir einer eingefallen, der Dir gar gut Frucht tragen kann. Nimm da den Sack. Es sind hundert Fünffrankenstücke drin, die ich mir gespart habe. Nun machst Du's damit, wie ich Dir sage. Du schließest ein Paar Tage nach einander Deine Stubenthüre zu und ziehst das rothe Vorhängel vor das Thürfensterlein und setzest Dich an den Tisch. Drauf zählst Du das Geld recht oft und laut; lässest auch einmal ein Fünffrankenstück auf die Erde rollen und wenn Deine Enkel kommen, läßt Du Dir es aufheben. Nach acht Tagen komm' ich wieder und hol' mir mein Geld; ich weiß gewiß, dann brauchst Du's nicht mehr. Fragen Dich

Deine Kinder, was Du damit gemacht, so sagst Du, Du hättest Deine Begräbnißkosten abgezählt, denn Du wolltest nicht wie ein Heide fortgeschleppt, sondern doch wie ein Christ ehrlich begraben seyn und da sie nicht für Dich sorgten, so wolltest Du es selbst in der Zeit thun. Folge mir genau und Du wirst sehen, mein Anschlag trägt prächtige Früchte für Dich!"

Als nun der schlaue Bastian fort war, schloß Jodocus ab und zog das rothe Vorhängel vor das Fensterlein, das in der Thüre war, wie Basil gesagt.

Gleich darauf kamen seine Enkelein und da er ein blankes Fünffrankenstück hatte auf die Erde fallen lassen, so ließ er sich es von dem Aeltesten aufheben. Auch Mittags zählte er wieder das Geld und rappelte wacker damit.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine einundsechzigjährige Wittwe in Berlin [illegible] schwer, deren Mann ein steinreicher Holzhändler ꝛc., schon vor einer Reihe von Jahren gestorben und seiner kinderlosen Ehehälfte circa eine halbe Million hinterlassen, empfing, da sie sehr auf reiche äußere Erscheinung hält, häufig Sendungen eines Modewaarenmagazins. Mit der Ueberbringung resp. der Empfangnahme der Bestellung war ein hübscher Commis von 21 Jahren betraut, dessen Außenseite einen tiefen Eindruck auf das noch jugendliche Herz der Wittwe machte. Die bestellten Geschäftsbesuche des schwarz gelockten Jüngers des Merkur wurden immer häufiger und länger, die sanftflötende Wittwe immer theilnehmender für die Zukunft des jungen Kaufmannes, dem sie endlich ein beträchtliches Kapital, behufs einer Etablirung, zinsenfrei anbot. Noch einige Tage später erklärte die entflammte Wittwe, daß sie Jemandes bedürfe, der die Verwaltung ihres großen, weit zerstreuten Vermögens mit kundiger Hand leite, daß dieser Jemand ihr ganzes Vertrauen genießen und stets in ihrer Nähe seyn müsse. Das war deutlich! Der arme merkantilische Schlucker überlegte die Sache und nach drei Tagen bestellte die freudetrunkene Wittwe, die ganz bequem die Großmutter des Bräutigams abgeben konnte, das Aufgebot: ein für alle Mal, Trauung im festlich geschmückten Prunksaal, in Gegenwart nur zweier Zeugen, der Reisewagen vor der Thür! . . . Jetzt verschwärmt das Pärchen die Flitterwochen in der romantischen Schweiz, wohin sie Jäger, Kammerdiener, Kammerzofe und Gesellschafterin begleitet haben. Was der junge Ehemann an Brillandnadeln, Ringen und Knöpfen, Ketten und Uhr ꝛc. von der freigebigen jungen Frau erhalten, ist einem Hofjuwelier ungefähr mit 2300 Thalern bezahlt worden.

Graf S. befand sich mit seiner Gemahlin in einem Eisenbahn-Waggon, als ihm der Wind seinen Panama-Hut vom Kopfe riß und weithin entführte. Bei der nächsten Station machte der Graf seine Meldung und hinterließ seine Adresse in Baden-Baden. In einigen Tagen wurde ihm der Hut überbracht. Der Ueberbringer sagte, daß ein Hirtenknabe dem Hute nachgelaufen sey. Der Graf nahm zwei Goldstücke und ersuchte den Mann, sie dem Knaben zu geben. Die Gräfin machte den Vorschlag, die Goldstücke auf eine Nummer der Roulette zu setzen. „Verlieren wir, so schicken wir dem Hirten andere Goldstücke, gewinnen wir, so theilen wir mit ihm." Der Graf setzte und gewann 10,000 Fr. „Bah," sagte die Gräfin, „wir müssen das Ganze schenken," und das Sümmchen wurde an den kleinen Hirten eingesendet.

Sehr einfach. Im Jahre 1787 kamen norwegische Bauern nach Kopenhagen, um sich über eine neue Abgabe bei dem Minister zu beschweren. Dieser redete sie an mit den Worten: „Nun, was verlangt Ihr, Kinder?" und der Sprecher der Bauern entgegnete: „Vater, wir wünschen nur, daß Du von uns nichts verlangen sollst!"

Am Vorabende des Neujahrstages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schülerinnen: „So, ich wünsche Euch zum neuen Jahre, daß Ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen." — „Ich danke," versetzte eines der kleinen Mädchen schüchtern, „wünsch' ebenfalls!"

In Georgien wird nach der Mahlzeit das Tischtuch gegessen, meldet ein Tourist, denn es ist dort Sitte, daß man sich bei Tisch einer Art dünner Kuchen bedient, der nach Beendigung der Mahlzeit gegessen wird.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Sonntag, 10. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

Da kam der Tag, an dem mir zuerst die Erkenntniß meines schrecklichen Unglücks aufdämmerte; der Tag, an dem ich zweifeln lernte an ihm! — O wie habe ich mit diesen Zweifeln gekämpft, gerungen mit der Wahrheit, die sich mir enthüllt hatte durch das boshafte Lächeln, das halbe Wort einer Fremden!

Es war ihre Aufwärterin gewesen, welche mit der solchen Leuten eigenen Schadenfreude ihr erzählt hatte, sie habe Eduards Bedienten gesprochen, welcher ihr von öfterem „Verreistseyn" seines Herrn gemunkelt hatte und daß diese Reisen einen „allerliebsten Grund" hätten. „Unser Herr will sich verheirathen!" — mit diesen Worten schloß sie ihre verhängnißvolle Neuigkeit.

Herr, mein Gott, was habe ich gelitten! Zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Liebe und Haß, zwischen Himmel und Hölle verging mir der Tag, — die Nacht, die diesem Tage folgte.

Der Tag, der herbstlich trüb in mein Fenster fiel, weckte mich zu erneuertem Kampf und Schmerz — dieser Tag — heute! — Heute? — Ist das möglich? — Ein Tag, ein einziger und eine Nacht, liegen zwischen jetzt und jenem Augenblick, wo ich das Entsetzliche erfuhr? — Kann ein Kreislauf der Erde so viel Elend bescheinen — eine Ewigkeit von Schmerz?

Der träge Strahl der Herbstsonne war in Wolken untergegangen. Zerbrochen an Leib und Geist lehnte ich im Sopha. Da höre ich Schritte nahen — Treppe hinauf — zu mir! Seine Schritte! — Dank dir, mein Gott, jetzt ist Alles gut! Er kommt, er ist da! Ich werde ihn fragen, Aug' in Auge, wie vor Gott: Eduard, ist es wahr, das Entsetzliche? — Er wird mich eine Thörin schelten und ein leichtgläubiges Ding — er wird zürnen, daß ich solchem Geschwätz mein Ohr geliehen. Er wird beleidigt seyn, daß ich solches glauben konnte, — nur einen Tag — ich werde ihn um Verzeihung bitten, demüthig, reuig, wie ein Kind, werde seine Hände mit Thränen näßen, o mit süßen, himmlischen Thränen des Glücks — er wird mir verzeihen und mich an seine Brust nehmen — mich und den Knaben und aller Kampf, aller Schmerz wird vergessen seyn, untergegangen in dem einen seligen Gefühle seiner Liebe!

Das unglückliche Mädchen brach in ein schauerliches Lachen aus. Wahnsinnige, die du warst! — Ich habe ihn gefragt, zitternd vor Freude. Ich hoffte auf sein erzürntes Antlitz, auf seinen strafenden Blick! — Nichts davon! — Wie ein Verbrecher stand er vor mir! — Seine Lippen waren blaß geworden und zitterten.

„Du weißt — Marie?" stammelte er mühsam hervor. — Da, o, da fühlte ich eine kalte Hand in mein warmes Herz greifen — da hörte ich eine Stimme in mein Ohr tönen — die Stimme meiner Muter. Sie sprach laut und vernehmlich zu mir:

„Das ist der Lohn der Schande!"

Eduard ist verlobt! Aus seinem Munde habe ich es gehört — jetzt muß ich es glauben. Er ist treulos geworden und meineidig — Verräther an mir und seinem Kinde! — Heute schon wollte er zu ihr — zu seiner Braut; meine Klagen, meine Vorwürfe haben ihn zurückgehalten; aber nur für ein paar Stunden. Morgen mit dem Frühesten muß er zu ihr. Sie erwartet ihn ja! — Gewiß, gewiß, Eduard! du darfst die Braut nicht warten lassen! Sie ist ja Millionen reich. Der Name ihres Vaters soll deinen Namen retten, dich selbst vom Untergang!

Das junge Mädchen sprang heftig empor.

Ha! da ist dieser Gedanke wieder, der schon

einmal mein Hirn durchblitzt, als er mir seine bedrängte Lage gestand! — O, es ist kaum eine Stunde seitdem verflossen und mir ist, als wär' ich seitdem steinalt geworden!

Sie legte sinnend die Hand auf die Stirne.

Eduard, du willst es nicht besser haben! Der Wurm, den der Fuß des Uebermüthigen zertritt, sticht; — das verrathene Mädchen rächt sich — sie geht unter, aber du mit ihr! —

Einen Augenblick stand sie still, die Hände fest in einander verschlungen, die Augen groß, offen, mit unheimlich funkelndem Glanz.

Ja, es muß seyn! Kein Augenblick ist zu verlieren! Morgen früh will er fort — da muß ich's heute Nacht! Ich muß vor ihm da seyn! Aber wie? — Warte, ich will mich besinnen! — Er hat mir ja ihren Namen, ihren Wohnort, Alles, Alles genannt, treu und genau, als hätte er gewußt, daß ich diese genaue Angabe gebrauchen würde! — Heute Abend um zehn Uhr geht der Nachtzug ab — die Uhr ist erst acht. Da habe ich noch zwei Stunden.

Der Knabe in der Wiege stöhnte im Schlaf. Die junge Mutter eilte zu ihm. Und das Kind? fragte sie und es legte sich schwer und drückend auf ihr Herz. Aber die Verzweiflung war mächtiger geworden, als das Gefühl der Mutterliebe.

Das Kind muß mit. Ich hülle es fest ein und trage es zum Bahnhof. Dort ist es geschützt vor der rauhen Nachtluft.

Noch einen Blick warf sie auf den kleinen, ruhigen Schläfer, dann ging sie ins Wohnzimmer, zu dem Schreibtische, wo sie ihr Geld und ihre wenigen Pretiosen bewahrte. Sie hatte nie von Eduard Geld oder Kostbarkeiten angenommen. Nur sein Porträt in einer werthvollen Fassung von Gold und Steinen.

Rasch überflog sie ihre Baarschaft. Es war nur eine geringe Summe.

Und dennoch muß ich hin und sollte auch — Ihr Blick blieb auf dem Rahmen des Porträts haften.

Ich will ihn zum Juwelier bringen und verkaufen, sagte sie, mir bleibt keine Wahl!

Mit einem hastigen Druck an eine verborgene Feder, die an der Rückseite des Rahmens angebracht war, öffnete sie diese. Sie nahm das Porträt heraus.

Eine kleine Weile stand sie da, in der einen Hand das Bild ihres Geliebten, in der andern die kostbare Fassung desselben. Ihre Augen ruhten unverwandt auf den Zügen dieses Antlitzes, welches einst ihr Himmel und ihre Welt gewesen war — die starre Verzweiflung, deren Gepräge ihr Antlitz trug, wich einem milden, fast glückseligen Ausdruck — Etwas, wie der Wiederschein eines Lächelns, zog über ihre Lippen, ihre Wangen und bis in die Augen. Ein Strahl von unendlicher Liebe erglühte in ihnen.

Eduard! hauchte es über ihre Lippen leise, fast unhörbar, mein schöner, geliebter Eduard!

Und im gänzlichen Selbstvergessen preßte sie das Bild an ihren Mund.

Mit der ganzen Verzweiflung ihres Unglücks, welches sie einen kurzen Moment vergessen hatte, schleuderte sie das Bildniß von sich. Die kalte Berührung desselben mit ihrem glühenden Mund hatte sie wieder zu sich gebracht. Mit der Besinnung war auch die Erinnerung zurückgekehrt und mit dieser die Erkenntniß ihrer schrecklichen Lage.

Meineidiger! schrie sie mit dem gebrochenen Laut des höchsten Schmerzes.

Langsam hob sie das zur Erde geschleuderte Porträt wieder auf und schob es in die Oeffnung ihres Kleides. Dann hüllte sie sich fest in einen Shawl und schellte der Aufwärterin.

„Sehen Sie einen Augenblick nach dem Kinde," sagte sie völlig ruhig, „ich komme sogleich wieder."

Damit ging sie die Treppe hinunter und hinab auf die hellerleuchteten Straßen.

Eine Stunde später war sie wieder in ihrem Zimmer.

Abermals eine Stunde später — das Dampfroß ächzt und schnaubt, ungeduldig losgelassen zu werden zur stürmischen Fahrt. Eine junge Frau, ein schlafendes Kind auf dem Arm, es sorgsam schützend vor der rauhen Nachtluft in den Falten eines weiten Mantels, eilt auf den Perron der Eisenbahn, wo die Schaffner und Kofferträger die Reisenden befördern.

„Einen Wagen zweiter Klasse für mich allein nach —. Ich bezahle, was dafür verlangt wird!" ruft sie dem Schaffner zu.

Es ist Marie mit ihrem schlafenden Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen Kindesundank.

(Schluß.)

Als die Kinder wieder herunter kamen, sagte der älteste Bub zu seinem Vater: „Ach, was hat Großvater viele große Batzen!"

„Was?" fuhr der Bochhammer vom Pechstuhl auf.

„Ja, ja," sagten die Kinder alle zusammen und malten mit den Fingerlein in die Hand, wie groß sie seyen.

Da spitzte der Pechvogel die Ohren und lief zu seiner Frau in die Küche und sagte: „Sabinel, weißt Du auch, daß der Alte droben eine heimliche Mutti voll Geld hat? So und so haben die Kinder erzählt. Schleich' mal hinauf und paß' einmal, ob's wahr ist."

Dem geizigen Sabinel leuchteten die Augen und es schlich sachte hinauf an das Fensterlein. Aber — Prosit die Mahlzeit! — Der Alte hatte das Vorhängel vorgezogen. Doch an der rechten Ecke des Fensterleins hatte das Vorhängel ein Loch und — so viel konnte Sabinel sehen: der Tisch lag voll blinkender Fünffrankenstücke, die der Alte in einen Sack that und es rappelte, als wären in dem Sack noch gar viele.

Als das Sabinel dem Bochhammer zu lang blieb, schob er seine Pantoffeln von abgeschnittenen Stiefeln bei Seite und schlich nach und guckte auch durch das Loch im Vorhängel und hörte und sah, wie's klang und glänzte und sein Herz hüpfte vor Erbelust.

Sie schlichen wieder hinunter und sagten zum Jockel, dem ältesten Bub: „Frag' mal: Großvater, was machst Du?" Das that der Bub und der Großvater gab richtig die Antwort, die ihm der Bastian diktirt hatte. Getreulich erzählt's der Bub unten wieder. Da gab's lange Hälse und windschiefe Gesichter.

Mittags, es war grimmig kalt, kommt der Bochhammer herauf und ist freundlich, wie ein Ohrwürmlein und sagt: „Großväterchen, ich habe zu meiner Frau gesagt: Es ist zu kalt für des alten Mannes alte Knochen da droben. Euer Bett muß hinunter in die warme Stube und das Essen hier oben wird Euch kalt, ehe Ihr's verschluckt. Das muß anders werden und ich denk', Ihr sitzt unten am Ofen im Sorgstuhl besser und esset mit uns am Tisch. Wir rücken ein bischen zusammen, und das Peterchen, Antönchen, Stöffelchen und Fritzchen, Euer Pathe, essen an der Bank und nur die sechs Größten sitzen am Tisch."

„Ach Gott, das wäre mir schon lange so lieber gewesen. Nun sterb' ich bald und jetzt kommt Ihr erst damit," sagte der Alte. „Der Bastian meint, ich sollt' mir mit meinem Sparpfennig eine Stelle im Pfründehaus kaufen, da würde ich doch menschlich verpflegt, wie es einem Greise zukommt. Da hab' ich meine Begräbnißkosten abgezählt und will's thun."

Der Bochhammer verschluckt die Pillen stille und hielt sich nur an das Pfründehaus und sagte: „Die Schmach und Schande werdet Ihr doch Eueren Kindern nicht anthun? Was würden die Leute sagen? Verlaßt Euch darauf, es soll anders werden und Ihr sollt Euch nicht mehr über uns zu beschweren Ursache haben."

„Wollen sehen," sagte der Alte.

Mittags kam der alte Bastian zum Bochhammer und ließ sich ein Paar Rohrstiefel anmessen. Da kam die Red' auf dies und jenes und der Bastian sagte: „Es thut mir leid, Meister Bochhammer, aber Ihr wisset, ich war allezeit ein guter Freund von Euch, darum muß ich Euch etwas heimlich sagen: In der ganzen Stadt redet man, wie schlecht Ihr Eueren Schwiegervater hieltet, der Euch doch in ein warm Nest gesetzt hat und Ihr ihn dafür in ein kaltes. Hab's nun selber gesehen, daß dem so ist und hab' ihm gerathen, er solle sich ins Pfründehaus einkaufen. Er klagt mörderlich über Kälte und — Hunger. Da bleibt ihm keine Wahl. Das ist unchristlich und verdammlich von Euch und Euerer Frau. Ihr solltet an das einzige Gebot gedacht haben, das eine Verheißung hat. Ihr kennet's schon! Ich gehe jetzt zu ihm und dann zum Vorstand des Pfründehauses."

„Freilich," sagte Bochhammer und wird weiß und roth vor Grimm und Scham und das Gewissen pochte in ihm, freilich! Und dann fing er an, sich weiß zu brennen und meinte, das Alter sey kurios und wunderlich.

Der Bastian aber, der bibelfest war, las ihm den Text, daß es ein Echo hatte und das Sabinel hört's hinter dem Küchenschalter und es schlägt auch bei ihr durch.

Drauf legte sich der Bochhammer auf's Versprechen und Verheißen und bittet, der Bastian solle dem Alten doch das Pfründehaus aus dem Kopf bringen. Das versprach Bastian; aber er sagte: er wolle selber nachsehen, ob's besser würde. Drauf ist er hinaufgegangen, hat sein Geld wieder eingesteckt und zum Jodocus gesagt: „Sie sind an die Angel gegangen und ich habe sie gefangen. Nun sey ruhig. Es wird gut gehen. Aber halte das Maul!"

Lange saß der Bochhammer stille da, stützte den Kopf in die Hand und dachte, wie ihm das bei

seiner Kundschaft schaden könnte. Dann kratzte er sich hinterm Ohr, legte den Pechdraht weg und ging zum Sabinel, das in der Küche stand und ein Gesicht machte, wie eine Katze wenn's donnert.

Und noch selbigen Tages kam des Alten Veit herunter und er saß im Sorgsessel hinter dem warmen Kachelofen und aß am Tisch und sie waren gar zuthunlich und der alte Jodocus ging an wie eine Ampel, der man Oel zugießt und hatte gute Tage, bis an sein selig Ende. Der Bastian aber lachte ins Fäustchen und besuchte ihn alle Tage.

Der Pochhammer und sein Sabinel schnupperten aber überall herum, wie eine Katze, die den Braten riecht und nichts finden kann, wo der Alte das Geld möchte versteckt haben; aber sie konnten's nicht entdecken und meinten, der alte Mann sey schlauer, als sie geglaubt und er werde es schon dem Bastian vertraut haben, wo er das Geld verborgen.

Als er aber ehrlich und stattlich, wie er's verdiente, begraben war und sie Alles um und um gewendet und das Geld nicht gefunden hatten, da ist der Pochhammer eiligst zum Bastian gekommen und hat gesagt: „Es ist doch eine kuriose Geschichte, daß der alte Mann seinen Sparpfennig so gut versteckt hat, daß wir ihn gar nicht finden können. Euch hat er's doch gewiß vertraut, wo er liegt. Seyd so gut und saget mir's doch!"

Aber da hat ihm der Bastian den Kümmel gerieben, daß der Pochhammer dastand wie Butter in der Sonne. Er hat's ihm auch ehrlich gesagt, wie er's mit den Fünffrankenstücken gemacht und wie er ihn, weil er ein schäbiger Geizhals sey, gehänselt habe, damit es seinem armen Kameraden besser gehen möge. „Ihr seyd in eine Falle gegangen," schloß er, „wohl bekomms Euch. Der arme, ehrliche, gute Jodocus wäre sonst umgekommen! Das war mein Zweck. Ihr habt aus Geldgier gethan, was Ihr aus Liebe und Dankbarkeit hättet thun sollen und um Gotteswillen. Der Herr verzeih's Euch."

Da ist der Pochhammer heimgeschlichen wie eine begossene Katze. Wie es in seinem Gewissen stand — weiß nur Gott!

Mannigfaltiges.

Zwei wackere Söhne der Auvergne, Jean Tätard und Martial Giraud, waren es müde, die alten Stiefel und Schuhe ihrer Landsleute in der Heimath zu flicken und beschlossen, sich der Eisenbahn nach Paris zu begeben, um sich dort, nach Auvergnatenart, als Wasserträger zu etabliren. Ein Hinderniß — aber ein wesentliches — stellte sich der Ausführung dieses Plans entgegen: die beiden Schuhflicker besaßen ein Gesellschaftskapital von nur 40 Franken und die letzte Klasse bis zur Hauptstadt kostet 37 Franken per Mann. Unter diesen mißlichen Umständen faßten sie einen kühnen Entschluß. Es wurde entschieden, daß Einer von ihnen einen Platz nehmen und der Andere in einen Koffer gesteckt und als Bagage nach Paris transportirt werden solle. Man loosete. Martial Giraud war der Reisende, Jean Tätard das Colli. Gedacht, gethan. Tätard steckte sich so gut es ging in den Koffer Giraud's. Das Gepäck zahlte einige Franken Uebergewicht, wurde eingeschrieben unter die übrige Bagage geworfen und fort ging es nach Paris, dem Eldorado der Kaminkehrer, Kohlenhändler und Wasserträger. In der Hauptstadt angekommen, beeilte sich Giraud, seinen Koffer zu reklamiren. Aber er war nicht zu finden. Nach langem, vergeblichen Suchen erfuhr man endlich am nächsten Morgen, daß der Koffer beim Umpacken nach Tours wahrscheinlich irrig nach einer andern Station ging. Man denke sich die Verzweiflung des wackern Giraud! Er dachte an die Qualen seines unglücklichen Gefährten; er sah ihn hunger- und durststerbend vor Augen — und doch wagte er es nicht, den Eisenbahnbeamten das Geständniß seiner Schuld zu machen, aus Furcht, als Schmuggler verfolgt und bestraft zu werden. Aber am zweiten Tage endlich siegte die Freundschaft über jede persönliche Rücksicht und er entschloß sich, zu gestehen. Sogleich wurde der Telegraph in Bewegung gesetzt, das Suchen und Forschen begann von neuem und endlich fand sich der unglückselige Koffer in einem Winkel eines Bahnhofes bei Nantes, ohne Adresse, denn Giraud hatte diese kleine Formalität ganz und gar vergessen. Der Koffer wurde aufgebrochen und es war in der That die höchste Zeit. Der unglückliche Tätard wurde zwar noch am Leben, aber in einem wirklich jämmerlichen Zustande gefunden. Es ist wahrscheinlich, daß einige Zeit nöthig seyn wird, bis er von dem ausgestandenen Hunger, Durst, von Angst und Stößen hergestellt und im Stande seyn wird, seine Reise nach der Hauptstadt fortzusetzen und die Pariser Hausfrauen mit Wasser zu versehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Dienstag, 12. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

Ein heller, freundlicher Sonnenschein liegt auf den Straßen der Stadt. — Sonnenschein im Winter ist ein gar lieber, willkommener Gast. Aug' und Herz öffnen sich ihm und lassen ihn einziehen mit dankbarer Freude. O, die liebe, helle, freundliche Sonne!

Etwas Aehnliches mochte auch das junge Mädchen fühlen, welches, am Fenster ihres Zimmers stehend, die Augen zum Himmel erhoben, mit fröhlichem Lächeln die Strahlen der Sonne einsog, welche schräg durch die hellen Scheiben lugte.

Es ist ein großes, prächtiges Haus, dessen Bewohnerin wir da am Fenster ihres Stübchens belauschen. Fast am Ende der Stadt gelegen, von einem schönen, weitläufigen Garten umgeben, läßt uns schon ein flüchtiger Hinblick auf dasselbe den Reichthum des Bewohners errathen. Das Innere desselben ist außerordentlich reich und geschmackvoll eingerichtet. Vor Allem das Zimmer, in welches wir soeben neugierig hineingeblickt haben. Alles was Reichthum und raffinirter Geschmack ersinnen, den Raum zwischen vier Wänden zu schmücken, finden wir hier vereint, ohne durch Ueberladung beleidigt zu werden.

Einige schöne Oelgemälde, vortreffliche Kopien älterer Meister, zieren die Wand, auf einer Marmorkonsole bewundern wir die drei Grazien von Thorwaldsen und eine Viktoria von Rauch. Eine Staffelei mit einer angefangenen Arbeit steht im Fenster auf einem etwas erhöhten Tritt. Ein kleiner, allerliebster Bücherschrank präsentirt sich und seinen Inhalt zugleich: eine Sammlung auserwählter Schriftsteller und Lyriker älterer und neuer Zeit. Dazu herrliche, blühende Topfgewächse in kostbaren Schaalen und Kübeln; — ein zahmer, grauer Papagei mit brennendrothen Flügeln und Schwanzfedern, der ab und zu seine unmelodische Stimme erhebt und sein „Gratulire, Wilhelmine!" krächzt — worauf das junge Mädchen sich jedesmal umwendet und dem Schwätzer zunickt — ein Geburtstagsgeschenk ihres Vaters — Sesseln und Sopha von Rosenholz mit rosenrothem Plüsch — dies Alles bildete ein Ensemble, daß dem Beschauer unwillkürlich das Herz lachte — um ein gewöhnliches Sprichwort zu gebrauchen.

Etwas weiter im Hintergrund steht ein aufrechtstehendes Piano, ein Meisterstück von Schnitzarbeit und Perlmutter. Den glockenreinen Klang desselben begleitet täglich eine ebenso frische und reine Stimme mit geübtem Gesang. In dieser Stunde freilich haben Noten und Piano gute Ruhe, denn die Fee dieses kleinen Zauberreichs singt nicht — sie steht ja am Fenster und freut sich des hellen Sonnenscheins!

Haben meine Leser errathen, wer das junge Mädchen ist, auf deren Schulter sich in diesem Augenblick der graue Papagei wiegt und sein heiseres „Gratulire, Wilhelmine!" ruft? — Ich meine, ja! — Wilhelmine Sommer ist's, die Tochter des reichsten Bankiers, die Verlobte des jungen Eduard Frank; — die reizende, siebzehnjährige Braut, welche ihren Verlobten mit der ganzen Gluth eines so jungen Herzens liebt! — Das alles wissen wir ja schon von diesem selbst!

Und er hat Recht, wenn er sie schön und reizend nennt! Vorzüglich heut, in diesem Augenblick. Der helle Sonnenschein überfluthet ihre anmuthige Gestalt, glänzt auf der weißen, kindlich-frischen Stirn, küßt ihre hellen, glänzenden Augen, ihren feinen lächelnden Mund. Ja, Wilhelmine Sommer ist eine glückselige Braut! Wer würde daran zweifeln, der jetzt dieses Antlitz betrachtet, diesen reinen Spiegel ihrer Gefühle, ihres Glücks? Sie liebte ihren Verlobten und erwartet ihn! — Wer versteht jetzt das reizende Bild nicht?

Sonnenschein im Winter ist ein lieber, frohbegrüßter Gast. Aug' und Herz öffnen sich ihm und lassen ihn einziehen mit innigem Dank! Sonnenschein im Herzen ist ein noch lieberer, freundlicherer Gast — ebenso selten, ja oft noch seltener, noch flüchtiger, als jener! Grüßt aber der stille, blasse Strahl da oben den Bruderstrahl im Menschenherzen, ruft ihn hervor mit trautem Wink aus dem dunklen Versteck, worin er sich birgt, — küßt ihn und neckt ihn und vereinigt sich mit dem Verborgenen, daß er nicht länger verborgen bleiben kann, sondern herausstrahlen muß in die Welt, in das Leben, wie der verwegene Gesell da draußen — dann gibt es ein schönes, köstliches, herzerfreuendes Bild!

Schau dort hinein in das trauliche, reichgeschmückte Gemach! Am Fenster desselben steht ein junges Mädchen — eine Rosenknospe im grünen Moos. Ihre fröhlichen Augen blitzen vor Lebenslust, vor Liebesglück. Ihr Lächeln ist heiter, wie der Strahl des Himmels dort oben. Das macht, der Sonnenstrahl da draußen hat den Strahl in ihrem Herzen geweckt, hat ihn wach geküßt mit freundlichem Grüßen, daß es drinnen laut und hell klingt und singt und leuchtet und nun freut er sich seines schelmischen Werks. O der Sonnenstrahl ist ein kleiner, loser Gesell!

Das junge Mädchen hat eine ganze Weile am Fenster gestanden. Der graue Schmeichler hat ihre zarte Schulter schon längst wieder verlassen und stolzirt auf dem weichen Teppich des Bodens auf und nieder. Seine gelben Augen betrachten die Blumen und Blättergewinde, die das kostbare Gewebe durchziehen. Denkt er vielleicht der Blumen und Bäume seiner Heimath, wo er sein mütterliches Nest hatte, aus dem die gierige Hand der Fremden ihn gestohlen? — Wo in Urwalds Schluchten sich die Liane um hundertjährige Stämme schlingt und die Sonne heiß und sengend niederglüht? — Darum verachtet er auch den blassen, dürftigen Strahl, der den Himmel seiner neuen Heimath erhellt.

Wilhelmine achtet nicht auf ihn. Sie zieht eine kleine kostbare Uhr aus dem Busen und sieht nach dem Stand der Zeit.

Bald Mittag! sagte sie, und er ist noch nicht hier! Oder sollte er heute wieder nicht kommen? Gestern schon erwartete ich ihn! Ach! so ein Geschäftsmann hat doch ein trauriges Leben! Nie dem Zuge seines Herzens folgen dürfen, immer nur den Stand und Gang der Geschäfte! — Wie sehnsüchtig er wohl gestern hergedacht! doch nicht sehnsüchtiger, nicht verlangender als ich! Ich bin doch ein thörichtes Ding! Als die Zeit vorüber war, wo er kommen sollte, habe ich geweint — wie ein eigensinniges, verzogenes Kind, das seinen Willen nicht bekommt! — Dann aber sagte ich mir: morgen! — Und damit waren auch meine Thränen versiegt. — Jetzt aber ist die Zeit da! Jede Minute, jede Sekunde kann ihn mir bringen. — O Eduard, mein Eduard!

(Fortsetzung folgt.)

Des Mannes Wunsch.

Aus dem Englischen.

„Liebe Marie," sprach Harry zu seiner Frau, „ich habe eine Bitte an Dich. Du hast eine Freundin, die mir nicht ganz gefällt und die sicherlich unseren Frieden noch stören wird. Willst Du Miß May mir zu Gefallen aufgeben, Marie?"

Ein leichter Schatten von Verstimmung flog über Mariens liebliches Gesicht, als sie erwiederte: „Du bist unbillig, Harry. Sie ist gebildet, fein, geistvoll und bezaubernd, das wirst Du zugeben!"

„Ja, dies ist Alles wahr; aber eben deßhalb ist ihr Einfluß auf ein so nachgiebiges und für fremde Eindrücke so empfängliches Wesen, wie gerade Du, um so bedenklicher, wenn er ungünstig ist. Ich spreche in vollem Ernste, Marie, und muß wirklich wünschen, Euch nie mehr beisammen zu sehen."

„Bah, lieber Harry, das geht denn doch zu weit. Sey nicht unangenehm und lasse uns von etwas Anderem sprechen. Ich muß wirklich einmal mit Onkel Joseph fragen: „Wie geht es in Deinem Geschäfte?" Sie schaute ihm muthwillig in die Augen, aber Harry lächelte nicht.

„Nun gut," rief die kleine Frau, indem sie sich wegwandte und in der Aufregung mit dem Fuße auf den Boden stampfte. „Harry, ich kann doch nicht wegen einer Laune von Dir mit ihr brechen! Gerade für heute Abend habe ich ihr einen Besuch versprochen."

Harry gab keine Antwort und war nach einigen Minuten auf dem Wege nach seinem Bureau.

Marie stand hinter dem Vorhang und sah ihm nach, wie er die Straße hinabging. Sie fühlte einen unangenehmen erstickenden Druck in der Kehle und Etwas, wie eine Thräne im Auge.

Harry war verstimmt; daran war nicht zu zweifeln. Zum ersten Male seit ihrer Ver-

heirathung war er fortgegangen, ohne, wie sonst, wenn sie sich auch nur auf ein oder zwei Stunden trennten, zärtlich Abschied zu nehmen. Voll Unruhe und unglücklich betrat sie ihr Schlafgemach.

Es war ein gar niedlicher Raum, mit Statuetten, Gemälden und Vasen geschmückt, lauter Geschenke von ihm vor oder während ihrer Ehe. Jedes hatte seine eigene Geschichte und stand in irgend einer Beziehung zu Harry. Auch ein Blumenstrauß stand im Zimmer, noch frisch und duftend, welchen er gestern auf dem Heimwege gekauft hatte, um ihr, deren Freude an Blumen er kannte, eine Freude zu machen. Da lag eine ausgewählte Sammlung von Gedichten; sie hatten gestern Abend noch darin gelesen. Harry hatte mit schön geschwungener Schrift Mariens Namen auf das erste Blatt eingetragen. Wohin sie blickte, fiel ihr ein Beweis seiner zärtlichen Ergebenheit in die Augen. Miß May! Sie war so lebhaft und voll beißenden Witzes. Wie würde diese sie necken, daß sie sich von Harry so habe beherrschen lassen. Hatte sie ihr nicht gesagt, alle Männer seyen Tyrannen? Und jetzt machte Harry den ersten Versuch, seine Herrschaft über sie auszuüben. Nein, nein, sie durfte nicht nachgeben.

So wurde dann das Putzkleid ausgewählt, die Verzierung frisch hergerichtet und was sonst zu ihrer Toilette gehörte, geordnet. Ja, sie war entschlossen, zu gehen! Sie war darüber mit sich im Reinen. Als sie nun ihr Schmuckkästchen öffnete, fiel ein Brieschen zu ihren Füßen. Sie kannte seinen Inhalt recht wohl. Es war ihr von Harry an ihrem Geburtstag unbemerkt, mit einem hübschen Armband, in die Hand gedrückt worden. Es konnte nichts schaden, wenn sie es wieder las. Für einen Ehemann von einem Jahre war es gar liebevoll geschrieben; sie hatte rechte Freude daran. Theurer Harry! Sie faltete es wieder zusammen und setzte sich nieder, unglücklicher, als zuvor, die Hände über dem Schooße gefaltet und in einem mitleidswerthen Zustand von Entschlossenheit.

Vielleicht hatte Harry in Bezug auf Miß May doch Recht und wenn auch nicht, so war ein Haar auf seinem Haupte ihr mehr werth, als alle Frauen der Welt. Er hatte ihr nie ein unfreundliches Wort gesagt, war jedem ihrer Wünsche zuvorgekommen und so aufmerksam und besorgt gewesen, so oft sie unwohl war. Und sie sollte ihn betrüben?

Die Liebe siegte. Das schöne Kleid wurde weggelegt, der Schmuck wieder in das Kästchen eingeschlossen und Marie setzte sich leichten Herzens, und wartete auf die Rückkehr ihres Gatten.

Die Lampe im Wohnzimmer brannte nicht, als Harry die Straße heraufkam. Sie war also, trotz allem, was er ihr vorgestellt hatte, doch fortgegangen! Er ging langsam über den Vorplatz, trat in das dunkle und öde Zimmer und ließ sich mit einem schweren Seufzer auf dem Sopha nieder. Erzürnt war er nicht, aber betrübt und verletzt; der erste Zweifel an der Zuneigung des Gegenstandes unserer Liebe ist so peinlich!

„Lieber Harry," flüsterte eine sanfte Stimme an seiner Seite.

„Gott segne Dich, Marie!" sprach der glückliche Gatte. „Du hast mich von einem schweren Kummer befreit."

Es gibt Männer, die jedes Opfers, welches ein liebendes Herz bringen kann, würdig sind.

Mannigfaltiges.

Ein theuerer Fidibus. Einige Tage nach dem Eintreffen der Nachricht von der glücklichen Versenkung des transatlantischen Telegraphen, in London, trat einer der einflußreichsten Mitglieder des Hauses der Lords in das kaum installirte Telegraphen-Bureau. Mein Herr, sagte er zu dem Direktor, ich möchte eine Depesche nach St. Juan nach Neu-Fundland abschicken. Mylord wissen ohne Zweifel, daß unser Dienst noch nicht organisirt ist. Sie wissen, wer ich bin. Ich besitze 10,000 Aktien der transatlantischen Telegraphen-Gesellschaft. Hier sind 200 Guineen. Ich bitte, thun Sie, was ich verlange. Mylord wissen auch, erwiederte der Direktor sich verneigend, daß wir 1 Wort per Minute expediren; daß es sohin ungefähr $2^1/_2$ Stunden dauern wird, bevor Eure Herrlichkeit Antwort erhalten. — Ich werde warten! — Belieben Sie zu diktiren. London 5 Uhr Abends. Schicken Sie mir den stärksten Funken, welchen Sie mit Ihren Apparaten hervorbringen können. Benachrichtigen Sie mich 1 Minute vorher." Der Lord setzte sich nieder und harrte geduldig des Funkens, der da kommen sollte. Um 7 Uhr 45 Minuten d. i. nach $2^1/_2$-stündigem Harren antwortete der Telegraph. „St. Juan v. Neu-Fundland 10 Uhr 25 Minuten Abends. In einer Minute werden Sie den elektrischen Funken erhalten." Lord P . . . . zog ein

Cigarren-Etui aus der Tasche, nahm ein Trabucos heraus, näherte dem elektrischen Drahte ein Stückchen Zunder, welches Feuer fing, zündete seine Cigarre an und verließ das Bureau. Kaum erlangte die „gentry" Kunde von dieser neuen Methode, die andere Hälfte der Weltkugel um Feuer zu bitten, als Jeder es nachmachen wollte. Mehrere Tage lang machte man an dem Telegraphen-Bureau Queue, um seine Cigarre für 200 Guineen anzünden zu können und heute brennen in allen Clubs, ja bei vielen Londoner Tabak-Händlern Lampen mit der Inschrift: „Fire coming from New-Fundland." „Feuer aus Neu-Fundland."

Ein Engländer hätte kürzlich zu Wilhelmshöhe bei Kassel seine Waghalsigkeit fast mit dem Leben gebüßt und zwar höchst seltener Weise im Körper eines Riesen. Es genügte ihm nicht, in der kupfernen hohlen Bildsäule des 30 Fuß hohen Herkules in dessen Keule zu steigen: er schwang sich ohne Führer und Begleitung mit Hilfe der innern Eisenstäbe in den Kopf der riesigen Statue, stürzte aber plötzlich in das unten geschlossene Bein derselben. Hier wurde er fast von der Hitze erstickt und erst nach längerer Zeit, dem Tode und der Verzweiflung nahe, an Stricken mit großer Mühe in die Höhe gewunden. Mit Grünspan ganz gefärbt, sah er das Licht in einem kläglich komischen Aufzuge wieder.

Der Pariser „Constitutionnel" brachte vor mehreren Tagen eine Korrespondenz aus Limoges über die Enthüllung einer an letzterem Orte zu Ehren des berühmten Chemikers Gay Lussac errichteten Statue. Nicht nur letztere war bis in die Einzelheiten beschrieben, sondern auch der Ausschmückungen der Stadt, der Stimmung und Haltung der Bewohner hatte der umsichtige Korrespondent ausführlich gedacht. Als Bouquet brachte jener Bericht sogar einen Auszug aus der Rede, welche der Präfekt bei dem erwähnten Anlasse gehalten hatte. Ein Journal von Limoges sieht sich nun aber in die traurige Lage versetzt, all den schönen Enthusiasmus mit kaltem Wasser zu begießen; die erwähnte Enthüllung der Statue hat schon deßhalb nicht stattgefunden, weil — die Statue selbst noch in Gestalt rohen Erzes im Schooße irgend eines Berges schlummert.

Eine hübsche Einrichtung bestand noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auf der (1816 aufgehobenen) Universität Erfurt. Man konnte sich nämlich daselbst in eine Professur einkaufen. Das that denn auch mancher ehrsame Bürger Erfurts und wurde, wenn gerade eine Lehrkanzel der Philosophie erledigt war, durch Kauf Professor der Weltweisheit. Er genoß dann als solcher alle mit dieser Würde verbundenen Immunitäten, gewann als Weinschenker oder Bierbrauer Gewerbefreiheit und genoß dabei alle Rechte und Ehren eines Fakultätsmitgliedes. Dagegen hatten Professoren, die von der Regierung eingesetzt wurden, wie z. B. Wieland, nur die Stellung von Privatdocenten, wurden zu keinen Fakultätsversammlungen beigezogen, hatten bei den Promotionen nichts zu thun u. s. w.

Drei schottische Fräulein mit ihren Brüdern haben einen Ausflug nach Island unternommen und den beschwerlichen Ritt zum großen und kleinen Geyser tapfer zurückgelegt. Es waren dies, mit Ausnahme von Frau Ida Pfeifer, die ersten Damen, die sich aus bloßer Reiselust nach Island verstiegen hatten. Sie wurden dafür aber auch vom Gouverneur der Insel, dem Grafen Trampé, durch einen Ball und sonstige Aufmerksamkeiten geehrt.

Als der berühmte Componist Haydn im Jahre 1794 seine Reise nach England antrat, erkundigten sich an der österreichischen Grenze zu Scharding die Mauthbeamten nach seinem Charakter. Ich bin Tonkünstler, antwortete Haydn. A so, a Hafner (Töpfer)? Allerdings, bestätigte Haydn, und dieser da, der neben mir sitzt, ist mein Geselle; es war sein Diener.

Die Prämie von 6000 Fr., welche die lyoner Handelskammer für genaue Angabe des Verfahrens gestellt hatte, wie und mit welchen Pflanzenstoffen die Chinesen ihr berühmtes Grün hervorbringen, ist noch nicht genügend gelöst und die Frist deßhalb bis zum 31. Oktober 1859 verlängert worden.

Dreisylbige Charade.

In erster wirst du die letzten sehen;
Rath, wie das Ganze heißet.
Ohne Hilfe ist's um Den gescheh'n,
Der von dem Ganzen speiset.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Freitag, 15. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

Ein kleines Geräusch, das von unten heraufdrang, weckte sie aus ihren Träumereien. Es war nur undeutlich, kaum vernehmbar, aber Wilhelmine horchte mit dem Ohr und dem Herzen zugleich, dann war's ihr, als höre sie Tritte nahen. Richtig! — Sie kamen näher. — Wilhelmine flog empor.

„Er ist's!" rief sie und riß die Thüre auf. — Befremdet trat sie einen Schritt zurück.

Auf der Schwelle der Thüre zeigte sich eine fremde Frau, einen kleinen Knaben an der Hand. Sie war in sichtbarer Aufregung; Thränen rollten ihr in den Augen — Zorn glühte auf ihrer Wange. Einige Schritte hinter ihr gewahrte sie die Gestalt eines Bedienten, sichtlich bemüht, das Vordringen der Fremden zu verhindern. Als er seine junge Herrin sah, kam er näher, Entschuldigungen stammelnd.

„Ich konnte die unverschämte Person nicht zurückhalten," sagte er; „sie ging, ohne auf mich zu hören, die Treppe hinauf — auf gut Glück. Sie war heute Morgen schon einmal hier."

Wilhelmine winkte mit der Hand und gebot ihm Schweigen.

Ein Blick auf die Fremde hatte ihr genügt, die peinliche Situation derselben zu begreifen. Unfähig, ein Wort zu reden, sich zu entschuldigen, stand sie vor ihr.

Wilhelmine hatte ein mildes, gütiges Herz. Heute aber, in der frohen Erwartung des Geliebten, war sie weicher und gütiger als je. Sie hätte die ganze Welt glücklich machen mögen, eben weil sie sich so glückselig fühlte. Mit einer freundlichen Bewegung der Hand bedeutete sie der Fremden, ihr ins Zimmer zu folgen. Sie vermuthete, eine jener „verschämten Armen" vor sich zu sehen, die oft ein ganzes Leben hindurch mit dem bittersten Mangel kämpfen, ohne den Muth zu haben, den Staat oder ihre Mitmenschen um Hilfe zu bitten. Oftmals unschuldige, immer bemitleidenswürdige Geschöpfe, die ihr unverdientes Unglück mit Heldenmuth ertragen, mit ihm ringen, so lange ihre Kräfte ausreichen und, wenn diese erschöpft sind, einsam und verlassen ein Leben schließen, welches vielmehr ein Märtyrerthum gewesen ist! ...

Als die Thüre des Zimmers sich hinter den beiden Frauen und vor dem bestürzt dastehenden Bedienten geschlossen hatte, faßte Wilhelmine mit gütigem, Vertrauen erweckenden Lächeln die Hand der Fremden, sie zum Niedersetzen nöthigend. Diese Hand war kalt und zitterte konvulsivisch.

„Arme Frau," sagte sie mit schmerzlichem Mitleid, „fassen Sie sich! Solche Menschen sind gewöhnlich in dem Maße grob und herzlos gegen Gleichgestellte, je kriechender und unterwürfiger sie gegen ihre Herrschaft sind. Vergessen Sie die Worte dieser Menschen. Sie sind es nicht werth, sich darum zu betrüben!"

Die junge Frau rang sichtlich nach Fassung. Das leise Weinen des Kindes brachte sie wieder zu sich. Sie nahm das Kind auf den Schooß und legte sein bleiches Gesicht an ihre Brust.

„Vergebung!" stammelte sie, „Vergebung und — Dank Ihnen! O, wie Sie freundlich und gut sind! Wie ein Engel Gottes so schön und gut! Fast könnt' es mich gereuen, daß ich gekommen bin! Aber nein! ich kann's Ihnen nicht ersparen! Besser jetzt als später!"

Beinahe sprachlos vor Erstaunen hörte Wilhelmine diese Worte der Fremden. Daß sie ihr etwas zu sagen habe — daß sie sie bedaure — dies Eine verstand sie davon.

„Wie? Sie bedauern mich? Und ich sann auf Mittel, Ihnen zu helfen? — Wie versteh' ich Sie?"

Die Fremde faßte die schöne Hand des jungen Mädchens.

„Armes, armes Fräulein! wollte Gott, Sie hätten mich nie gesehen! Aber es muß seyn! Haben Sie eine Viertelstunde Zeit mir zu schenken und ein Zimmer, wo uns kein Mensch belauschen kann, so führen Sie mich dahin. Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen, was Sie — und mich betrifft."

„Mich?"

Wilhelminens Herz stand fast still vor Grauen und Entsetzen. Indem fiel ihr Blick zufällig auf das schöne, blasse Gesicht des Knaben. Ein unverstandener Schmerz durchzuckte sie.

„Dies Kind?" fragte sie, überwältigt von dunklen, auf sie einstürmenden Ahnungen. „Wo hab' ich diesen Blick, diese Augen gesehen?"

„Hier!" rief die Fremde und zog ein Porträt aus ihrem Busen. Wilhelmine warf nur einen Blick darauf.

„Eduard!" schrie sie wie vernichtet.

„Es ist Eduards Kind!" sprach die junge Frau mit eisiger Ruhe. „Kommen Sie, Fräulein Sommer, Sie sollen nun auch wissen, wer ich bin!"

* * *

Die Bedienten rissen die Flügelthüren auf.

„Herr Frank!" meldete Einer mit lauter Stimme. Dieser Meldung folgte er selbst auf dem Fuße nach. Wilhelmine eilte ihm entgegen.

Die alte, hundertmal aufgeführte Scene zwischen zwei Liebenden, die sich nach langer oder kurzer Trennung wiedersehen: Umarmungen, Küsse, den Namen der Geliebten geflüstert oder gesprochen und dann die ganze Scene dacapo — wiederholte sich auch hier. Dann erst, nach einigen Dacapo's sieht man sich genauer an, — und ist dies gewöhnlich ein entzückender Augenblick! Wer weiß nicht, daß der Geliebte immer schön und je länger man ihn nicht gesehen hat, desto schöner geworden ist? So auch heute. Eduard Frank fand seine Wilhelmine entzückend schön; ja, es schien, als sähe er es heute zum ersten Male. Er zog sie zum Fenster hin. Seine großen, feurigen Augen sprachen eine beredte Sprache.

„Wie schön Du bist!" flüsterte er und drückte einen Kuß auf ihr goldglänzendes Haar. — Indem gewahrte er die todtengleiche Bläße, welche ihre Wangen bedeckte.

„Du siehst blaß aus, mein süßes Leben!" sagte er. Ihre Hand zitterte heftig in der seinen.

„Du zitterst, Wilhelmine — Du bist krank! mein Gott —"

„Nicht doch, Eduard," entgegnete das junge Mädchen — „mir ist wohl — ganz wohl! — Hab' ich doch Dich — was sollte mir fehlen?"

Der glanzlose Blick ihrer Augen strafte diese Versicherung Lügen. Eduard bemerkte es.

„Und doch ist nicht Alles, wie es seyn sollte. O, Wilhelmine, wie besorgt Du mich machst!"

„Sorge nicht, Eduard! Ich sagte Dir ja schon, ich bin nicht krank; nur etwas aufgeregt. Ich habe schlecht geschlafen, einen häßlichen Traum gehabt! Davon nachher. Das machte, ich hatte Dich gestern den ganzen Tag erwartet und Du kamst nicht; da ging ich betrübt zu Bette. Böser Eduard! warum bist Du gestern nicht gekommen?"

„Geschäfte, dringende Geschäfte, mein holdes Leben! Ach! ein Kaufmann ist ein armer, beklagenswerther Mensch: Vorzüglich jetzt, in dieser bedrängten Zeit, in dieser Prüfungszeit unserer Stadt, unserer Börse! Es streicht ein glühender Hauch durch unsere Welt. Das unächte Gold verzehrt seine Gluth, das ächte, wirkliche allein steht in der Prüfung. Aber alles Leben, alles Seyn unterliegt dieser flammenden Gluth. Unsere Börse steht aus, wie ein Trauerhaus, — wir Alle wie die Leidtragenden darin. Ein jeder Einzelne ist ein Opfer der traurigen Krisis."

Wilhelmine lächelte schmerzlich.

„Geschäftsmann!" sagte sie fast bitter, „unverbesserlicher Geschäftsmann! Hast Du Deiner Braut nichts anderes zu sagen, als daß auch Du ein Opfer dieser Krisis bist? Deiner Braut, welche kein anderes Wort von Dir hören möchte, als die Versicherung Deiner unwandelbaren Liebe?"

Sie machte sich leise los von seinem sie umschlingenden Arm. Mit großen, glanzlosen Augen sah sie ihn an, minutenlang fest, — beinahe starr.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Wie sollte man nicht entzückt seyn, eine hübsche Cousine von 18 Jahren aufzunehmen, die von zu Hause kömmt, mit einem Schinken vom Vater, einem Topf Butter und zwei Paar gestrickter Strümpfe von der Mutter und Grüßen von der ganzen Familie? „Aber setzen Sie sich doch, Cousine," sagte der Cousin. „Sie essen mit uns, nicht wahr? Sie schlafen bei uns; wir zeigen Ihnen Sonntag den Jardin des Plantes, die

Champs Elysées und das Bois de Boulogne. Ohne alle Ceremonie, Cousine, küssen Sie mich, küssen Sie meine Frau, küssen Sie meine Kinder. Toinette, hol' eine Flasche Bier und Brod, um die liebe Cousine zu erfrischen." Toinette lief, ihrem Manne mit Vergnügen gehorchend, die Treppe hinab und breitete nach wenigen Augenblicken den eingekauften Vorrath auf dem Tische aus, indem sie selbst tüchtig zugriff. „Auf Ihr Wohl, Cousine, auf Ihr Wohl Vetter!" und nun sprach man von der Heimath, der schönen Picardie, vom Herrn Pfarrer, vom Maire und der Kuh der Muller Simon, vom Preise der Cidre und der Birnen-Galette. Bei dieser „revue contemporaine" zeigte sich die hübsche Cousine Rose Pichenot sehr discret; zu Hause kam sie eben gar wenig unter die Leute, aber arbeitete desto mehr in der Haushaltung. Ueber den Grund ihrer Reise nach Paris befragt, erklärte sie, daß sie kam, um in Dienst zu treten. Der Vetter Roger Pichenot fand an dieser, durch einen Schinken, einen Topf Butter und zwei Paar gestrickte Strümpfe verstärkten Erzählung durchaus nichts Unwahrscheinliches. Es waren 15 Jahre, daß er die Heimath und eine Legion von Vettern und Basen verlassen hatte, darunter ein kleines Mägdlein, Namens Rose. Freilich hatte die Rosenknospe vor 15 Jahren blonde Haare und blaue Augen, während die jetzige blühende Rose schwarze Augen und braune Haare aufweist; aber in 15 Jahren ereignen sich, wie Roger pfiffig bemerkt, noch ganz andere Revolutionen und Umgestaltungen. . . Die Cousine Rose ist also im Hause des Schreiners installirt und verbringt da die erste Nacht. Am nächsten Morgen um 5 Uhr geht Roger fort, um erst Abends wieder von der Werkstätte zurückzukehren. Als der Mann fort war, fingen die beiden Frauen an, erst recht zu plaudern und sich gegenseitig ihre kleinen Geheimnisse zu erzählen. Toinette ist nicht reich, aber ihr Mann ist ein geschickter Arbeiter und sie eine sparsame Hausfrau. Ach! sie hat Schmuck: eine Uhr, eine Kette, Ringe, Ohrgehänge und einige hundert Franken für alle Fälle, und um dies zu beweisen, breitet sie all' ihre Schätze vor den Augen der bewundernden Rose aus. So vergehen rasch die Stunden und die Frühstückszeit kömmt und Toinette geht hinab, um Milch zum klassischen Kaffee zu holen. Als sie wieder kam — war Rose Pichenot verschwunden und Uhr, Kette, Schmuck und Erspartes mit ihr. Nach langem Suchen gelang es Roger, die Rose wiederzufinden und heute blüht sie vor dem Zuchtpolizeigericht. Hier vernimmt er, daß Rose keine Pichenot, keine Cousine ist, daß sie von einem gewissen Picarden Details über die Familie Roger erfahren hatte und sie ausbeutete, um die gutmüthigen Leute zu betrügen. Die ci-devant Rose Pichenot, heute Maria Lefoin, wurde zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt.

Mannigfaltiges.

Jung Bahadur, der treue Freund in der Noth, der bei seinem ersten Besuche in England nicht nur alle Ladies durch seine Persönlichkeit und Reichthum bezauberte, sondern auch für sich die Ueberzeugung mit nach Hause nahm, daß es besser sey, mit als gegen England zu kämpfen, soll den Wunsch ausgesprochen haben, demnächst wieder nach England zu kommen. Er ist bereits auf dem besten Wege, ein Romanheld zu werden, und kommt er nur erst wieder nach Europa, so wird er diesem Schicksale nimmermehr entgehen können. Schon jetzt erzählt man sich eine artige Geschichte — leider ist die Erfindung nicht ganz neu —, weßhalb er treu bei den Engländern aushielt, statt sich mit dem blödsinnigen Könige von Delhi und dem Mörderprinzen Nena Sahib zu verbünden. Er soll sich nämlich in London in eine schöne, hochstehende Dame verliebt und ihr seine Hand angeboten haben. Diese konnte natürlich von der Lady in question nicht angenommen werden; aber einen kleinen Ring, den ihr der verliebte Nipalese zum Andenken verehrte, behielt sie um so lieber und vernünftiger, als er betheuerte, er werde als Sklave thun, was sie ihm gebieten werde durch den Ueberbringer dieses Ringes, und käme er erst nach Jahrzehnten in seine Heimath zurück. Diesen Ring nun hatte die Lady im rechten Augenblicke dem Prinzen mit der Bitte zustellen lassen, die Mordthaten von Cawnpur zu rächen. Der Prinz hat Wort gehalten und kommt nach London, sich den Dank der Dame zu holen. Natürlich in aller Züchtigkeit, denn sie ist verheirathet, und er hat die älteste Tochter des Radschah von Kurg nebst verschiedenen Töchtern noch anderer Leute geehlicht.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. In einem Dorfe im Mecklenburgischen hatten zwei Candidaten an einem Sonntage gleich nach einander ihre Probepredigten zu halten. Sie

trafen am Samstag Abends ein und kehrten in ein und denselben Wirthshause ein, aus dem triftigen Grunde, weil es im Orte nur ein Wirthshaus gab. Der Eine von ihnen war ein von Gott wohlbegabter junger Mann, aber das Auswendiglernen kostete ihm viel Mühe, und er konnte es nicht anders als laut thun. So ging er in seinem Zimmer auf und nieder und deklamirte einmal, zweimal seine am kommenden Morgen zu haltende Predigt. Nebenan, nur durch eine verschlossene Thüre getrennt, hörte sein Nebenbuhler, der vor ihm zu predigen hatte, ihm zu. Er horchte und horchte. Die Predigt ist wirklich besser, als die deinige! mußte er sich sagen. Er hatte auch zwei sonderliche Gaben: die erste war ein vorzügliches Gedächtniß, die andere eine große Dreistigkeit, — zwei Gaben, mit deren einer wie der anderen öfters Leute ausgestattet seyn sollen, die an eignen nicht schwer zu tragen haben. — Er lernt von lautem Herfagen des Stubennachbars die ganze Predigt auswendig, besteigt am anderen Vormittage die Kanzel und hält die Predigt Wort für Wort zum nicht geringen Erstaunen des Eigenthümers, der in der Sakristei sitzt, heiß und kalt wird, und nicht weiß, wie er berathen ist. Was soll er anfangen? Eine neue Predigt zu machen ist unmöglich, und doch muß er predigen, — endlich gewinnt er Fassung, entschließt sich kurz, steigt, als der erste fertig ist, auf die Kanzel und beginnt: „Liebe Gemeinde! Wir haben eben eine so schöne Predigt gehört, daß ich nichts Besseres thun kann, als sie noch einmal zu halten." — Dann hebt er an und hält Wort für Wort seine eigene Predigt, aber mit besserer Manier und mehr Gefühl. Sperrten da die Bauern den Mund auf! Als er zu Ende war, sagten sie: „Dat is aber en Her; de kann wat!" und wählten ihn zum Pfarrer. Der Predigt-Dieb aber mußte mit einer langen Nase abziehen.

Das London-Journal enthält folgende Angaben: „Die Zahl der Sprachen, welche auf der bekannten Welt gesprochen werden, ist 8063, wovon 587 in Europa, 896 in Asien, 276 in Afrika und 1264 in Amerika. Die Bewohner der Erde bekennen sich zu 1000 verschiedenen Religionen. Die Zahl der Männer ist denen der Frauen ungefähr gleich. Ein Viertel der Männer stirbt vor dem Alter von 7 Jahren, die Hälfte vor 17 Jahren. Auf 1000 Personen trifft eine hundertjährige. Unter etwa 1000 Individuen zählt man 6 Sechziger, auf je 500 einen Achtziger. Die Erde ist von einer Milliarde Bewohner bevölkert; jedes Jahr sterben deren 333,333,333, jeden Tag 91,334, jede Stunde 3780, jede Minute 60, und einer per Sekunde. Diese Sterbfälle werden durch die Zahl der Geburten aufgewogen. Die verheiratheten Leute leben länger als die ledigen. Die Frauen werden leichter 50 Jahre alt, als die Männer; aber über diese Jahre hinaus haben sie weniger Aussicht auf langes Leben als die Männer.

Das Kandiren von Orangen- und Citronenschalen ist neuerdings in Toskana in solchem Umfange betrieben worden, daß Livorno mit Genua in dem genannten Industriezweige bereits wetteifert. Die in Livorno bestehenden drei Fabriken liefern an 3 Millionen Pfund überzuckerte Citronenschalen jährlich für die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, England, Rußland und nach Holland, welches letztere der Hauptabnehmer für diesen Artikel ist. Die überzuckerten Orangenschalen gehen hauptsächlich nach Deutschland. Die Früchte selbst kommen nach Livorno aus Kalabrien, Sizilien und namentlich aus dem benachbarten Korsika, von wo allein 400 bis 500 Tonnen jährlich bezogen werden.

Die Streitfrage, ob der Strauß zu zähmen und in der Zahmheit fortzupflanzen sey, ist durch den Direktor der Gubernial-Central-Baumschule zu Hamm bei Algier gelöst worden. Mehrere Straußenpaare wurden von Herrn Hardy gesetzt und brüteten Junge aus. Nach Herrn Hardy legt ein Straußenweibchen im Laufe eines Jahres im Ganzen 50 Eier, die zwar nicht so schmackhaft wie Hühnereier, aber durchaus eßbar sind und so viel wie 1200 Hühnereier wiegen.

Zu Rozendaal haben vor einigen Tagen, wie der antwerpener „Precurseur" meldet, die holländischen Mauthbeamten eine Partie Schmucksachen im Werthe von 200,000 Fr., die eingeschmuggelt werden sollten, mit Beschlag belegt.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 123:

Nachtschatten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Sonntag, 17. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Fortsetzung.)

„Eduard," sagte sie, „das war ein häßlicher Traum, den ich gehabt! — Mir träumte, Du hättest ein anderes Mädchen vor mir geliebt, Schwüre der Liebe, der Treue mit ihr getauscht! Wilhelmine wäre nur die Tochter des reichen Mannes für Dich, nicht das junge, liebeswarme Mädchen, das nur in Dir und durch Dich lebt! — Sag' es mir noch einmal, Eduard, daß es nicht wahr ist, daß nur ein häßliches Bild mich geneckt, daß Du mich liebst, mich ganz allein — daß ich Deine erste, Deine einzige Liebe bin — wie Du meine!"

Ein unwillkürlicher Schreck flog über seine Züge. Aber er lächelte schon wieder, als er antwortete:

„Kind, das Du bist! Großes, geliebtes Kind! Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß ich Dich nicht minder lieben würde, wenn Du arm und gering wärest, ja daß ich Dich dann mit noch größerer Freudigkeit heimführen würde, als jetzt? — Dir Alles, Alles geben, was mein ist, und nichts von Dir annehmen müssen, als Dich selbst — das wäre das höchste Glück für mich gewesen. Der Zufall will, daß Du die Tochter eines reichen Mannes bist — darf ich Dich deßwegen verschmähen? — Sey endlich ruhig und gewiß, kleine Zweiflerin, Du bist meine erste, meine einzige Liebe!"

„Dank Dir, Eduard, jetzt bin ich ruhig! Sieh denn auch, wie ich Dich liebe! Ich kann keinen Augenblick leben, ohne Dich zu sehn — Dein schönes Gesicht muß ich bei mir haben, immer, täglich, stündlich — sonst verginge ich vor Sehnsuchtsweh!"

Mit einer blitzschnellen Bewegung riß sie ein kleines Porträt aus dem Busen — wir kennen es, wir haben es in dunkler, nächtlicher Stunde kennen gelernt.

„Sieh!" rief sie und hielt ihm dasselbe vor die Augen.

Eine fahle Blässe bedeckte sein Antlitz. Mit einem Blicke hatte er dieses Bild erkannt. Wie der Fuß des Wanderers stockt, der, auf steiler Höh', vor, unter und hinter ihm Abgründe, plötzlich seiner gefährlichen Lage eingedenk, sich von jähem Schwindel ergriffen fühlt — wie sein Herzblut erstarrt von dem dumpfen Bewußtseyn der Gefahr — so erging's auch jetzt dem jungen Mann.

Die Blicke des Mädchens wurzelten fest auf diesem Antlitz, das noch eben mit der Sorglosigkeit des sicheren Betruges ihr zugelächelt; — diese Augen, welche ihr Liebe ins Herz gestrahlt hatten, waren starr und weit geöffnet — diese Lippen, auf deren Rand noch die meineidigen Schwüre bebten, waren blaß und zitterten, und ein unsägliches Grausen erfüllte ihr Herz bei diesem Anblick. Aber mit völlig unbefangener Miene und freundlicher Stimme fragte sie:

„Erschrickst Du davor, Eduard? Meinst Du, ich sey eine Zauberin, welche Züge eines Menschen bannen und ein Bild, das bisher nur im Grunde des Herzens gelebt, hervorzaubern kann mit wunderbarer Aehnlichkeit? Nein, Eduard, solch' eine Zauberin ist Deine Wilhelmine nicht! Sieh Dir dies Porträt einmal genauer an, Du wirst sehen, daß die Malerei älter ist, als einige Tage oder Wochen, die Farben sind dunkler — Du selbst hast Dich seitdem verändert. Einige Jahre machen schon immer einen Unterschied. Du warst gewiß einige Jahre jünger, als Du zu diesem Porträt gesessen."

Bei der völligen Unbefangenheit, mit welcher das junge Mädchen gesprochen, hatte Eduard die verlorene Herrschaft wieder erlangt. Wie konnte

sie ahnen, wem er einst dies Bild geschenkt, vor Jahren, wie sie richtig errathen hatte? — Wie hätte sie dann so fröhlich plaudern, so sorglos lächeln können? Wer weiß, durch welche seltsame Verkettung von Umständen dies Bild in ihre Hände gerathen war? — Er fand sein unbefangenes Lächeln wieder.

„Du hast Recht, wie immer, meine vielgeliebte Wilhelmine! Dieses Bild ist schon einige Jahre alt. Ich erinnere mich, einige Male einem Maler gesessen zu haben, weil meine Schwester und ein intimer Freund von mir mein Porträt wünschten. Allerdings weiß ich nicht, wie Du in den Besitz eines derselben gekommen bist. Daher mein gerechtes Erstaunen. Aber gib es mir, mein süßes Herz, für Dich ist es nicht gut genug. Ich werde Dir ein anderes schicken, welches mich getreuer darstellt, als dieses. Die Züge des Gesichtes wechseln mit den Jahren. — Ueberdem bekommst Du mich ja bald selbst! — Der eigentliche Zweck meines Kommens war, neben dem Verlangen, Dich zu sehen, mit Dir den Tag unserer Verbindung festzusetzen und dann Deinen Vater um seine Einwilligung zu bitten. Dies Eine fehlt noch zu meinem Glück, — Dich immer und ganz zu besitzen! — Mein geliebtes Weib!" — Er wollte sie umschlingen. Sie trat ein klein wenig zurück und wieder fixirten ihn ihre trüben, großen Augen.

„Dein Weib?" sagte sie und ein eiskalter Schauder durchbebte ihre Glieder — „o ja, es muß ein hohes, wunderbares Glück seyn, mit dem Manne, der uns liebt und den wir wieder lieben, vereinigt zu seyn — ganz und für immer! — Aber nur, wenn man liebt und geliebt wird, nicht wahr, Eduard? — Ich liebe Dich, das weißt Du — ich habe Dir soeben noch einen Beweis davon gegeben — und Du? — Du hast mich wieder und wieder versichert, daß ich Deine erste, Deine einzige Liebe bin! War's nicht so, Eduard?"

„Wilhelmine, Du bist krank! Wirklich im Ernste krank!" rief der junge Mann, erschrocken über den furchtbaren Ausdruck ihres Gesichts; „so hab' ich Dich noch nie gesehen! Soll ich Deinen Arzt holen? — Ich laufe selbst zu ihm!"

„Was soll mir der Arzt? — Du bist ja bei mir, Eduard! Du bist der beste, der einzigste Arzt für mich! Sage mir nur immer und immer wieder, daß Du nie eine Andere vor mir geliebt hast! Siehst Du, ich war nie eifersüchtig — aber jetzt bin ich's. — Eifersüchtig seit dieser Nacht, wo mir träumte, es gebe ein Wesen, welches größere — ältere Rechte auf Dich besitzt — o Eduard, schwöre es mir, daß es nur ein Traum gewesen!"

„Bei Allem, was Dir und mir heilig — bei Deiner Liebe und meinem Leben — Du bist meine erste, meine einzigste Liebe!"

„Meineidiger!" schrie das junge Mädchen mit dem höchsten Accent der Verzweiflung und schlug laut in die Hände.

Eine Seitenthür öffnete sich. Die Gestalt einer Frau erschien auf der Schwelle, ein Kind an der Hand haltend.

„Papa!" rief der Kleine und lief auf den erstarrten Mann zu.

„Meineidiger!" wiederholte das junge Mädchen mit eisiger Verachtung, „doppelt Meineidiger!" —

Auf einen heftigen Zug an der Klingelschnur eilte ein Bedienter herbei.

„Der Wagen soll sogleich angespannt werden!" befahl Wilhelmine. „Herr Frank hat soeben wichtige Nachrichten erhalten, die ihn sofort abberufen. Melden Sie meinem Vater die freundschaftlichsten Grüße und seine Entschuldigung, ihn heute nicht persönlich begrüßen zu können."

Dann, zu dem jungen Mann gewandt, sagte sie mit seltsamem Lächeln:

„Diese fatale Krisis! Wer hätte gedacht, daß auch Sie — und ich durch Sie ein Opfer derselben werden könnten?"

Als die Schritte des davoneilenden Bedienten im Flur verhallt waren, änderten sich plötzlich Sprache und Ausdruck derselben. Mit der Hoheit und dem Stolz einer Königin hob das junge Mädchen den Arm auf und deutete nach der Thüre.

„Gehen Sie, mein Herr! — Um Ihrer selbst willen gehen Sie! — Wir sehen uns nie wieder! — Hier werde ich Ihre plötzliche Abreise zu entschuldigen wissen — das Uebrige überlasse ich Ihnen! — Leben Sie wohl und vergessen Sie, was diese Wände gesehen und gehört haben — wenn Sie können. — Ich werde es nie vergessen."

Dann ohne ihn ferner eines Blickes zu würdigen, wandte sie sich zu Marien.

„Kommen Sie, meine Schwester," sagte sie mild, ihre Hand ergreifend und zog sie der Thüre zu, „unseres Bleibens ist hier nicht mehr! — Wollen Sie ein gutes Werk thun, so verlassen Sie mich nicht. — Ich werde Ihres Anblickes bedürfen, um stark zu seyn — und zu bleiben.!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Gasthofsrechnung Beethoven's. Gleich vielen Genies war auch Beethoven oft im höchsten Grade gleichgiltig gegen äußere Dinge; namentlich legte er nur sehr geringen Werth auf das Geld, und so kam es denn, daß er bei seiner großen Liebe zur Natur, die ihn oft zu weiteren Streifereien veranlaßte, nicht selten in Verlegenheit gerieth, weil er bei dem, was er verzehrte, nie darauf achtete, ob er zur Zahlung auch genug Geld, ja, ob er nur überhaupt welches bei sich hatte. Einst unternahm er auch wieder eine Wanderung in die Umgegend Wiens, und in einem einsam gelegenen Dorfe gefiel es ihm so gut, daß er sich mehrere Wochen in dem dortigen Wirthshause einquartierte, wobei denn die Rechnung ziemlich hoch anwuchs. Da Beethoven keine Anstalt zur Zahlung machte, glaubte der Wirth ihn daran mahnen zu müssen, zumal er seinen Gast kaum zu sehen bekam und das Gewicht seines Namens nicht kannte. Er bat daher mit aller Höflichkeit um die Bezahlung, und Beethoven fand sich durch diese Erinnerung keineswegs beleidigt. Vielmehr sagte er: „Es ist ganz in der Ordnung, mein lieber Freund, daß Sie Ihr Geld bekommen, da ich aber selbst keines bei mir habe, müssen Sie es sich aus der Stadt holen." Damit ging er auf sein Zimmer und kehrte sogleich mit mehreren Bogen zurück, die auf beiden Seiten dicht mit Noten beschrieben waren. „Tragen Sie das in die Musikalienhandlung von ***," sagte Beethoven, „machen Sie dazu eine Empfehlung von mir, und sagen Sie, ich hätte kein Geld und ließe daher fragen, ob sie mir hiefür hundert Dukaten schicken wollten." Der Wirth sah bald seinen Gast, bald das mit Noten bekritzelte Papier an und war zu der Meinung geneigt, der Erstere sey nicht recht bei Verstande. Als Beethoven ihm indeß mit größtem Ernste die Versicherung wiederholte, daß er das Geld erhalten würde, beschloß er endlich, da er ohnedies in die Stadt mußte, den Gang zu machen, obgleich er im Voraus von dessen Vergeblichkeit überzeugt war. Wenigstens wollte er sich dabei näher nach diesem Herrn von Beethoven erkundigen. Er glaubte indeß seinen Sinnen kaum trauen zu dürfen, als er die 100 Dukaten wirklich auf der Stelle und unter den höflichsten Empfehlungen an den Uebersender der Noten ausgezahlt bekam.

Die Münchener „Landbötin" erzählt: Als am Montag Morgen König Max von Bayern durch die Straßen der Stadt in einfacher Kleidung wanderte, um sich den Schmuck der Häuser zu besehen, fragte er einen Oberländer, wie es ihm gehe, und ob es ihm in München gefalle. In treuherziger Weise beantwortete derselbe beide Fragen und äußerte dabei sein Erstaunen, daß der König ganz allein sich unter der Menge Menschen bewegte. Se.-Maj. erwiederte hierauf: „Warum sollte ich Dieß nicht thun, ich befinde mich ja unter einem Theil meiner lieben Kinder;" worauf der Oberländer bemerkte: „Ja, ja, hast Recht; sie haben Dir aber auch Dein schönes München prächtig rausgeputzt."

In der Straße Thevenot zu **Paris** wohnt eine 101 Jahre alte Frau, welche Kleidermacherin der berüchtigten Madame Dubarry war. Diese Frau hatte 15,000 Fr. Rente; sie hatte 14 Kinder, wovon 3 — das älteste 82 Jahre alt — noch am Leben sind; sie befindet sich ganz wohl, hält ihre 3 Mahlzeiten täglich und erzählt noch immer manches amüsante Scenchen, welchem sie zwischen Ludwig XV. und der Dubarry beiwohnte.

Der Herzog von Ventignano (Cesare della Valle — als tragischer Dichter rühmlich bekannt) gilt in Neapel allgemein für einen Jettatore (mit dem bösen Blick behaftet) und wird deßhalb wegen seines angeblich Unglück bringenden Einflusses möglichst vermieden. Nun geschah es, daß beim Einsturze des Tunnels unter Rissofalkonie gerade das Haus einfiel, in dem der Duca wohnte. Niemand wollte ihm hierauf eine Wohnung vermiethen; der Advokat Starace allein wagte es, dem Vorurtheile zu trotzen, und bot ihm sein Haus an. Wenige Tage, nachdem der Duca eingezogen, raffte aber den Hausherrn der Tod weg, und begreiflicherweise ist der Glaube an die Jettatura durch dieses Zusammentreffen der Umstände jetzt mehr als je bekräftigt.

Literarisches.

Da man die Heroen der Musik, Beethoven, Clementi, Mozart, Haydn in der jetzigen Zeit immer mehr schätzen und verehren lernt, muß Alles, was die Verbreitung der klassischen Werke dieser großen Meister fördern kann, mit Freuden

begrüßt werden. Wir nehmen deßhalb gerne Gelegenheit, die Musikfreunde unseres Leserkreises auf folgendes eben in Stuttgart bei Ed. Hallberger im Erscheinen begriffene Unternehmen aufmerksam zu machen: Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte. Neu durch eine Prachtausgabe in Kupferstich herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. Vollständig in 100 Lieferungen elegantester Ausstattung in monatlichen Heften von 4 Bogen zu 14 kr. oder $3^1/_2$ fr. für den Musikbogen im Subskriptionspreis! (Einzelne Piecen 1 kr. pr. Bogen theurer.)

Diese neue Ausgabe ist nicht nur eine Zierde für jeden Salon, sondern sie macht es auch den unbemittelten Klavierspielern durch eine monatliche Ausgabe von 14 kr. möglich, sich die Werke der 4 unsterblichen Tonmeister in einer Prachtausgabe, wie sie noch nie geboten wurde, zu verschaffen. Durch brillante Ausstattung und schönsten Notenstich (keine Lithographie, noch Typennoten, sondern Kupferstich), Correktheit und unbegreifliche Billigkeit nimmt sie den ersten Rang unter sämmtlichen Ausgaben ein und verdient daher mit Recht allen Freunden gediegener Musik bringend empfohlen zu werden. Die Vortrags- und Applikaturbezeichnungen von dem berühmten Moscheles sind namentlich in didaktischer Hinsicht als Impuls für das Schöne und Edle der klassischen Musik sehr schätzbar. Die drei seltenen Eigenschaften: schön, gut und billig finden sich in Wahrheit hier vereinigt. Alle Buchhandlungen nehmen darauf Bestellungen an, in Zweibrücken die Ritter'sche Buchhandlung (A. Kranzbühler).

Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auch noch auf nachstehende Unternehmungen derselben Verlagshandlung:

Das Pianoforte. Ausgewählte Sammlung älterer und neuerer Original-Kompositionen unter Redaktion von Dr. Franz Liszt. Jährlich zwölf Hefte à 24 kr. Stuttgart, Eduard Hallberger.

In sehr geschmackvoller Ausstattung wird durch vorliegendes Sammelwerk, welches wohl das beste aller derartigen Erscheinungen genannt werden darf (für die Hälfte des gewöhnlichen Notenpreises), dem vorgeschrittenen Klavierspieler eine ansehnliche Anzahl guter Piecen von verschiedenster Gattung und Richtung geboten. Der Name des genialen Liszt, welcher die Redaktion leitet, bürgt für die zweckmäßige Auswahl.

Neue Jugend-Bibliothek für das Pianoforte in einer systematischen Reihe leicht ausführbarer, faßlicher und für jede kindliche Alters- und Entwicklungsstufe eigens berechneter Tonstücke von S. Lebert und L. Stark. (1., 2., 3. Heft à 36 kr.) Stuttgart, Eduard Hallberger.

Auch diese Unternehmung verdient unsere Befürwortung, denn die Herausgeber gehen von dem richtigen Grundsatze aus, daß zur Entwicklung des Sinnes für Melodie und des Gefühles für Rhythmus das Volkslied und der Volkstanz, als die wahrste und unmittelbarste Musik, ein entschiedenes Mittel ist. Die in diesen 3 Heften verarbeiteten Weisen sind sehr ansprechend und bildend; auch ist zu erwarten, daß die im Laufe dieses Jahres noch ferner erscheinenden drei Hefte gleichmäßig gediegen seyn werden.

Selten hat ein periodisches Blatt in kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, wie die im Verlage von Ernst Keil in Leipzig erscheinende „Gartenlaube", welche bereits eine Auflage von 70,000 Exemplaren erreicht hat. Diesen bedeutenden Erfolg hat die genannte Zeitschrift lediglich dem Umstande zu verdanken, daß sie mit seltener Umsicht redigirt, dem Lesepublikum nicht nur die beste Unterhaltung, sondern auch Belehrung bietet. Durchaus im populären Tone geschriebene Artikel aus dem Gebiete der Geschichte und Naturwissenschaft wechseln mit spannenden Original-Novellen und Erzählungen ab. Hier wird wirklich zu einem beispiellos billigen Preise dem Volke sowohl, wie dem Gebildeten eine gesunde Nahrung gegeben; der Geist der wahren Humanität genährt und geweckt. Das vor uns liegende erste Semester der „Gartenlaube" für das Jahr 1858 zeichnet sich durch alle diese trefflichen Eigenschaften aus und gewährt einen interessanten Genuß. Es bedarf kaum mehr der Empfehlung eines Blattes, das in ganz Deutschland eine so große Verbreitung gefunden hat, daß es überall, in der Werkstätte des Arbeiters, wie im Salon, zu Hause ist. Für den Fortbestand dieses günstigen Verhältnisses bürgen die Namen der Mitarbeiter, eines Beck, Ludwig, Storch, Willkomm, Max Ring, Levin Schücking, A. v. Sternberg, Elise Polko u. s. w., so wie die Ausstattung und die beigegebenen Holzschnitte und Illustrationen, die dreist mit den besten des Auslandes den Vergleich aushalten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Dienstag, 19. Oktober 1858.

Auch ein Opfer der Krisis.

(Schluß.)

Einige Tage waren seitdem vergangen. Der Horizont war immer trüber, unheilvoller geworden. Wieder waren mehrere Häuser gefallen, einige ohne Hoffnung, je wieder emporzukommen. Die Physiognomie der Börse war so trüb, so ängstlich wie je. Kaum wurde ein lautes Wort hörbar. Gruppenweise standen die Herren beisammen. Fast bangten sie vor jedem Hinzutretenden. Sie fürchteten sich, neues Unglück, neue Gefahren zu vernehmen.

So standen die Sachen einige Tage nach den obenerwähnten Vorfällen. Wieder war die Börse geöffnet und wieder standen Gruppen leise Flüsternder beisammen, — bald große, bald kleine.

Zu einer kleinen, etwas seitwärts stehenden Gruppe trat ein Herr. Auf seiner Stirne, in seinen Zügen lasen die Anderen eine neue Hiobspost.

„Was gibt's?" fragten Mehrere zugleich.

„Entsetzlich!" lautete die Antwort. „Zwei traurige Vorfälle auf einmal. Gestern Abend hat das Haus S. seine Zahlungen eingestellt. Eine große Anzahl Wechsel sind protestirt zurückgekommen."

„Und der zweite?" Diese Frage wurde laut.

„Der junge Frank hat sich in dieser Nacht erschossen. Wie man hört, verliert er bedeutend bei diesem neuen Konkurs."

„Frank? Das ist unmöglich! Er wird ja Schwiegersohn des reichen Bankiers Sommer. Der würde ihn doch gewiß nicht fallen lassen!"

„Weiß man schon Näheres über diesen Unglücksfall?"

„Ich nicht. Aber hier sehe ich Mehrere, die uns genauere Auskunft darüber geben können."

Die Herren zerstreuten sich. Hier und dort — überall wurden diese beiden Unglücksfälle besprochen. Das Genaueste, was darüber zu erfahren war, bestand in Folgendem:

Gestern Nachmittag erhielt der junge Frank die Nachricht von der Zahlungsunfähigkeit des Hauses S. Er war am vorigen Tag von seiner Braut zurückgekehrt, wo er sich nur kurze Zeit aufgehalten hatte. Eine plötzliche unerwartete Nachricht sollte ihn von dort abgerufen haben, wie man hört. Wahrscheinlich bezog sie sich auf diesen Konkurs, an dem er sehr betheiligt gewesen seyn soll. Ein paar Bekannte hatten ihn gestern Vormittag noch gesprochen. Er war sehr bleich und aufgeregt gewesen, was sie sich durch die schleunige Abreise von seiner Braut erklärt hatten. Später am Nachmittage war der Bankerott ausgebrochen. Der Notar war sogleich zu dem jungen Frank gegangen, der am meisten dabei verlieren soll. Frank hatte diese Nachricht ziemlich ruhig aufgenommen; er mußte schon vorbereitet gewesen seyn. Den ganzen Tag bis spät in die Nacht hinein hatte er vor seinem Schreibtisch zugebracht — seine Bücher nachgesehen und emsig geschrieben. Dann hatte er seinen Bedienten gerufen, sich umkleiden zu lassen. Das war etwas Gewöhnliches bei ihm, weßhalb es diesem auch gar nicht aufgefallen war. Gleichzeitig hatte er befohlen, seinen Wagen anspannen zu lassen. Dem Bedienten, welcher hinaufgegangen war in's Schlafzimmer seines Herrn, war er auf dem Fuße nachgefolgt. Als die Kleider zurechtgelegt waren, hatte der Bediente sich entfernt. Kaum die Treppe hinabgegangen, hatte er einen Schuß fallen hören — entsetzt war er sogleich hinaufgestürzt — das Gesicht zerschmettert, hatte er seinen Herrn todt am Boden gefunden.

Uebrigens sollen seine Sachen auch sehr schlecht stehen, wie man überall hört; eine wahrscheinliche

Folge des Falles des Hauses S., mit dem er sehr liirt gewesen.

Der Schluß all dieser Besprechungen und Erzählungen war die Klage:

Also wieder ein neues Opfer dieser traurigen Krisis!

* * *

Im Hause des Bankiers Sommer herrschte tiefe Trauer. — Der Telegraph war die schreckliche Nachricht dorthin gelangt. Tage lang rollten die glänzenden Equipagen durch die Straßen der Stadt, um vor dem großen prächtigen Hause zu halten, wohin ich meine Leser schon einmal geführt, — und die Herren und Damen der haute volée stiegen aus, um der „unglücklichen Braut" zu kondoliren.

Wilhelmine, die beklagenswerthe Braut des jungen, schönen Mannes, die ihren Verlobten so sehr geliebt und von diesem fast vergöttert wurde, war indessen wunderbar gefaßt. Niemand konnte die starre Ruhe begreifen, mit der das junge, leidenschaftliche Mädchen diesen so unerwarteten, so unersetzlichen Verlust ertrug. Alle meinten, es wäre die Stille vor dem Sturm. Das Plötzliche dieser Nachricht habe ihr Herz versteint, ihre Thränen versiegen lassen.

Sah man das todtenbleiche, eisige Gesicht, im grellen Contrast mit dem tiefen Schmerz der Trauer, — sah man das ganze Wesen des jugendlich fröhlichen Kindes urplötzlich in eine ernste stille Jungfrau verwandelt — gealtert im Herzen, wie im Aeußern um viele Jahre, — so mußte Jeder doppeltes Mitleid mit ihr fühlen. Solcher Schmerz, der keine Worte, keine Thräne hat, ist stärker und intensiver, als die lauteste Verzweiflung, die sich nach Außen Bahn bricht — eine alte Wahrheit, die Jeder kennt. Für solchen Schmerz gibt es keinen Trost.

Die Herren und Damen Condolenten seufzten regelmäßig, wenn sie wieder in ihren glänzenden Equipagen saßen, und sie sagten:

„Wer hätte das gedacht! — So jung, so reich, so glücklich — und doch ein Opfer dieser traurigen Krisis?"

Kometen.

Die Zahl der astronomisch beobachteten Kometen oder deren die Geschichte Erwähnung gethan hat, ist sehr groß und beläuft sich auf mehrere Hunderte. In einem von Lalande angeführten Verzeichnisse im ersten Band der Berliner astronomischen Tafeln sind 700 Kometen aufgezählt. Wenn wir in Erwägung ziehen, daß in den früheren Zeiten der Astronomie, ja selbst noch in späteren Zeiten, vor der Erfindung des Fernrohrs, nur große und glänzende Kometen bemerkt wurden, und daß, seitdem man diesem Gegenstande gehörige Aufmerksamkeit gewidmet hat, kaum ein Jahr vorüber gegangen ist, ohne daß einer oder zwei dieser Himmelskörper beobachtet worden sind, daß ferner manchmal zwei und selbst drei auf einmal erschienen sind, so läßt sich recht gut annehmen, daß ihre wirkliche Anzahl sich wenigstens auf mehrere Tausende belaufen müsse. Fr. Th. von Schubert, popul. Astronomie, Theil III., §. 23 bis 24, hält es sogar für wahrscheinlich, daß unsere Sonne von wenigstens einer Million Kometen umgeben sey, die ihr auf ihrer Bahn durch das Universum als Trabanten folgen. Viele von ihnen entgehen aller Beobachtung, indem sie nur denjenigen Theil des Himmels durchlaufen, welcher während des Tages über dem Horizonte ist. Derartige Kometen können nur sichtbar werden durch das seltene Zusammentreffen mit einer totalen Sonnenfinsterniß. Ein solches Zusammentreffen ereignete sich, wie Seneca erzählt, 60 Jahre vor Christi Geburt, wo wirklich ein großer Komet in der Nähe der Sonne beobachtet wurde. Es werden indessen auch einige Kometen erwähnt, die einen solchen Glanz besessen haben, daß man sie den Tag über, ja sogar des Mittags und bei hellem Sonnenschein sehen konnte. In diese Kategorie gehören die Kometen von 1402 und 1532, auch derjenige, welcher kurz vor der Ermordung Cäsars erschien und der dessen Tod, wie man nachher annahm, zum Voraus angezeigt haben sollte. Die Kometen bestehen meistentheils aus einer großen und glänzenden, aber nicht scharf begrenzten, nebelichten Lichtmasse, dem sogenannten Kopf, welcher gewöhnlich gegen seinen Mittelpunkt hin noch weit glänzender ist und einen funkelnden Kern zeigt, ähnlich einem Stern oder Planeten. Von dem Kopfe und in einer Richtung, derjenigen entgegengesetzt, in welcher vom Kometen aus die Sonne sich befindet, sieht man zwei Lichtströme auslaufen, welche in einiger Entfernung vom Kopfe immer breiter und verwaschener werden, und die zuweilen in geringer Entfernung hinter ihm sich schließen und vereinigen, zuweilen auch einen großen Theil ihres Laufes hindurch getrennt bleiben und einen Effekt

hervorbringen, wie die Schweife, welche ein glänzendes Meteor oder eine steigende Rakete zurückläßt, nur ohne Funken und ohne eine bemerkbare Bewegung. Dieses ist der Schweif des Kometen. Dieser prächtige Anhang erlangt zuweilen eine außerordentliche scheinbare Länge. Aristoteles erzählt von dem Schweife des Kometen im Jahre 371 vor Christi Geburt, daß er ein Drittel der Halbkugel oder 60 Grad eingenommen habe; derjenige im Jahre 1618 unserer Zeitrechnung soll einen Schweif von nicht weniger als 104 Gr. Länge gehabt haben. Der Komet vom Jahre 1680, der berühmteste in neueren Zeiten und in vielen Hinsichten der merkwürdigste von allen, bedeckte mit seinem Schweife am Himmel eine Strecke von mehr als 70 Gr., oder einigen Nachrichten zufolge sogar an 90 Gr. Der Schweif ist indessen keineswegs ein durchaus nothwendiger Anhang des Kometen. Man hat manche sehr glänzende Kometen gesehen, die nur kurze und schwache Schweife besaßen, und nicht wenige sind ganz ohne Schweif gewesen. Nichts an dem Kometen kann uns veranlassen, sie für feste Körper zu halten. Selbst durch den anscheinend dichtesten Theil ihrer Substanz bleiben die Firsterne (ohne Brechung ihres Lichtes) sichtbar, obschon diese durch mäßige, nur einige Ellen hoch über der Erdoberfläche sich verbreitende Nebel ganz unsichtbar gemacht werden. Auch ist es Thatsache, daß noch an keinem Kometen Phasen bemerkt worden sind. Wenn wir nun schon nicht zweifeln dürfen, daß die Kometen durch reflektirtes Sonnenlicht (nicht durch eigenes Licht, wie viele Versuche gezeigt haben) glänzen, so folgt doch aus den eben gedachten Wahrnehmungen, daß man selbst die größeren und durch einen ansehnlichen Kern sich auszeichnenden Kometen nur als große Massen dünnen Dunstes betrachten kann, durch welchen die Sonnenstrahlen durchzudringen vermögen, die alsdann sowohl von den inneren Theilen als der Oberfläche der Kometen reflektirt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen wir diese außerordentliche Ausdehnung der Atmosphären der Kometen der schwachen Einschränkung zuschreiben, welche die Anziehungskraft einer so kleinen Centralmasse der Elastizität ihrer gasartigen Theile entgegensetzt. Die Bewegungen der Kometen sind scheinbar höchst unregelmäßig und wunderlich. Manchmal bleiben die Kometen nur wenige Tage sichtbar, und ein andermal mehrere Monate hindurch. Manche bewegen sich äußerst langsam, andere außerordentlich geschwind, während nicht selten die beiden Extreme scheinbarer Geschwindigkeit an einem und demselben Kometen in verschiedenen Theilen seiner Bahn beobachtet werden. Der Komet vom Jahre 1472 beschrieb in einem einzigen Tage einen Bogen von 120 Gr. Manche sind rechtläufig, manche rückläufig, und wieder ander haben einen gewundenen und äußerst unregelmäßigen Lauf, auch beschränken sie sich nicht, wie die Planeten, auf eine gewisse Gegend des Himmels, sondern sie durchlaufen ohne Unterschied jeden Theil desselben. Derjenigen Kometen, deren wirklich beobachtete und außer Zweifel gesetzte Wiederkehr einen elliptischen Lauf in ganz bestimmter Weise bezeugt, sind bis jetzt sehr wenige, nämlich der Komet von Halley, Enke und Biela. Der merkwürdigste unter diesen ist der Halley'sche, so genannt von dem berühmten Edmund Halley, welcher ihn bald nach seiner Erscheinung im Jahr 1682 für identisch mit den Kometen von 1456, 1531 und 1607 erkannte und dessen Wiedererscheinen für das Jahr 1759 berechnete, wo er auch wirklich wiederkehrte, und zwar am 12. März jenes Jahres. Er erschien zuletzt am 16. Nov. 1835. Die Dimensionen mancher Schweife von Kometen sind oft sehr bedeutend. Die größte Länge des großen Kometen vom Jahr 1680 z. B. betrug 41 Millionen französische Meilen, eine Länge, welche die Entfernung der Sonne von der Erde noch weit übertrifft. Man kann sich kaum denken, daß Stoffe, die einmal in so enorme Entfernungen geschleudert worden sind, durch die schwache Anziehung eines Körpers, wie der eines Kometen, jemals wieder gesammelt werden können. Aus dieser Betrachtung erklärt sich die fortschreitende Abnahme der Schweife derjenigen Kometen, welche zu wiederholten Malen beobachtet worden sind.

Mannigfaltiges.

Ein französischer Arzt, Devay, führt in seinem kürzlich erschienenen „Lehrbuch der Familienhygiene" folgende Thatsachen über den verderblichen Einfluß der Heirathen zwischen Verwandten an. Diese Heirathen wirken nicht blos deßhalb äußerst verderblich, weil sie zur Fortpflanzung und Verbreitung der Familienkrankheiten beitragen; sondern sie haben auch noch einen besonderen Uebelstand, der sich selbst dann, wenn die Familien und die

Verheiratheten vollkommen gesund sind, bemerklich macht. Während die Erblichkeit der Krankheiten von einer Generation zur andern Generation abnimmt, sind die Wirkungen der Heirathen zwischen Verwandten anfangs oft unmerklich, werden aber nach einer zweiten, dritten u. s. w. Verbindung in derselben Familie zahlreicher und schlimmer. Die Nachkommenschaft wird immer kläglicher, und die Familie verfällt nach und nach trotz aller Vorsicht, womit man die zu Verheirathenden aussucht. Von 121 Heirathen zwischen Blutsverwandten, deren Wirkungen H. Devay verfolgen konnte, waren 22 unfruchtbare; in 17 Fällen kam eine Ueberzahl der Finger vor, in 2 Fällen fehlte der kleine Finger, in 5 anderen kamen Klumpfüße vor, und in allen übrigen Fällen war der Gesundheitszustand der Kinder nicht mehr als mittelmäßig. Die Taubstummheit ist eine häufige Folge der Heirathen unter Blutsverwandten; nicht weniger oft bemerkt man, daß die Zahnung erst spät eintritt, und daß damit auch die Entwicklung des Körpers und des Geistes verzögert wird. Je näher der Verwandtschaftsgrad ist, desto schlimmer sind die Folgen. Ein amerikanischer Arzt, Bewiß, hat über die Resultate von 34 solcher Verheirathungen genaue Thatsachen feststellen können; von diesen waren 28 zwischen Geschwisterkindern, und 6 zwischen Verwandten vierten Grades geschlossen. Von diesen Familien waren 7 unfruchtbar; bei den Heirathen im 3. Grade zählte man im Durchschnitt 6,87, und bei den andern 7 Kinder. Von den 192 Kindern dieser Familien starben 58 kurz nach der Geburt. Von den 164 Erwachsenen sind 46 gesund, 32 kränklich, von 9 kennt man die gesundheitliche Beschaffenheit nicht genau. Die übrigen 47 sind theils verunstaltet, theils von mehr oder weniger schlimmen Krankheiten heimgesucht. 23 sind skrophulös, 4 epileptisch, 2 geistesschwach, 2 stumm, 4 Idioten, 2 blind, 2 mißgestalt, 5 Albinos, 6 haben schwache Augen u. s. w.

(Neue Industrie.) In Philadelphia ward ein fein angezogener Schwindler verhaftet, welcher in mehreren großen Hotels der Stadt luxuriös getafelt und dann heimlich einige Ratten aus seinen Taschen hervor in die Gaststube springen gelassen hatte, um sich bei dem dadurch bewirkten Tumult ohne Bezahlung fortschleichen zu können.

Nach der „Gazette medicale" kam man zufällig darauf, daß die Holzkohle ein vortreffliches Mittel gegen Brandwunden ist. Ein Stückchen Kohle auf die Wunde gelegt stillt sofort den Schmerz. Läßt man es eine Stunde, so heilt es die Wunde vollständig.

Eine Bauerngemeinde im polnischen Gouvernement Augustowo wurde von ihrem Woydt (Distriktskommissär) über die Maßen gedrückt. Derselbe verwendete die erpreßten Rubeln zu Parkanlagen und derartigen Zwecken. In ihrer Verzweiflung gingen die Gedrückten an die Telegraphenstation der Linie Warschau=Petersburg und begannen dort an der Telegraphenstange zu rütteln. Von betreffenden Beamten über ihr sonderbares Verfahren befragt, sagten sie, sie würden so lange läuten, bis sie der Kaiser höre und sich ihrer gegen den Woydt erbarme. Der Vorfall wurde dem Kaiser sofort gemeldet, welcher einen Kommissarius in die Gemeinde sendete, auf dessen Untersuchung hin dann der Woydt abgesetzt wurde.

Der zweite Komet, der jetzt im Sternbilde der Andromeda steht, wird in Paris seit einigen Tagen mit Hilfe guter Operngläser gesehen.

Vor einigen Tagen ist in Würzburg eine seltene Zwillingsgeburt erfolgt, und zwar die Geburt zweier — Löwen in der Menagerie des Herrn Paolo Pernabo. Auch eine in dieser Menagerie befindliche Hyäne wird demnächst Junge werfen.

Ein Irländer sagte einst, man könne nur dann Einen für betrunken halten, wenn dieser auf der Erde läge und Arme und Beine ausbreite, um nicht noch tiefer zu fallen.

Dreisylbige Charade.

Mutter und Stütze ist dir die Erste hier schon auf Erden,
Mitgetheilt kann durch das Zweite Höheres dir werden,
Die geselligen Lebens Freunde benützen das Ganze,
Zu genießen die flüchtige Zeit in fröhlichem Kranze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Freitag, 22. Oktober 1858.

Die prophetische Glocke.

Von E. Ziehen.

Tief in der Einsamkeit der weiten Haiden und dunklen Föhrenwälder Niedersachsens liegt ein alterthümliches Herrenhaus, dessen braunrothes Ziegeldach finster aus den Kronen der uralten Linden und Kastanienbäume hervorschaut, welche den hohen Bau schirmend umstehen. Auf drei Seiten ist es von einem schönen Blumengarten umschlossen, an dessen äußerstem Ende ein klarer Fluß vorüberströmt; auf der vierten Seite, wo sich der Haupteingang befindet, breitet sich ein weiter Hofraum aus, über welchem die dunkellaubigen Linden- und Kastanienzweige zur Sommerzeit ein so dichtes Dach bilden, daß kaum hie und da ein funkelnder Sonnenstrahl die üppige Blätterfülle zu durchdringen vermag. Ein Büchsenschuß vom Herrenhause entfernt, liegt ein kleines Dörfchen, dessen Bewohner dem Besitzer des Gutes zinspflichtig sind, und hinter dem schweigenden Föhrenwalde, der die Hügel der Haide gen Osten deckt, gewahrt man von dem höchsten Stockwerk des Herrenhauses die Spitze eines rothen Kirchthurms, dessen Glocken an stillen Sonntagen klar über die Wipfel des Waldes herüberklingen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörte dies Herrenhaus einem Major von Holmstein, der nach 30jähriger Dienstzeit seinen Abschied genommen hatte und nun mit seiner Gattin und seiner Pflegetochter Mathilde, einem blühenden Mädchen von neunzehn Jahren, das entfernt mit ihm verwandt war, in stiller Zurückgezogenheit seine Tage verlebte. Sein einziger Sohn Ferdinand diente als Lieutenant in einem preuß. Reiterregiment und hatte sich schon in mehreren Schlachten des im Jahre 1756 zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochenen Krieges rühmlichst durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet.

Da der Major nur diesen Sohn besaß, so hatte er dessen sehnlichem Wunsch, in das Heer Friedrich II. einzutreten, lange widerstrebt und Alles aufgeboten, um ihn an die Heimath zu fesseln; als Ferdinand aber in Trübsinn verfallen war, hatte er ihn endlich mit schwerem Herzen ziehen lassen.

Dasjenige, was den ehrgeizigen Jüngling nach der Meinung seiner Eltern vor Allem hätte zurückhalten sollen, das war seine innige Liebe zu der blühenden, anmuthigen Mathilde, war es gerade gewesen, was seine Ruhmbegierde nur noch mehr entflammt hatte.

„Ich müßte mich ja vor Mathilde schämen, wenn ich daheim bliebe!" hatte er stets auf alle Bitten und Vorstellungen seiner Eltern erwiedert. „Sie, die so oft begeisterungsvoll mit mir gelauscht hat, wenn Du uns von Deinen und Deiner Kameraden Heldenthaten erzählt, lieber Vater, würde mich für einen Feigling halten, wenn ich Dir nicht ähnlich zu werden trachtete!"

Selbst Mathildens flehentliche Bitten, Thränen und Betheuerungen, daß nie ein derartiger Gedanke in ihrer Seele aufgestiegen sey und aufsteigen werde, wenn Ferdinand auch alle Tage seines Lebens in der friedlichen Heimath bleibe, waren nicht im Stande gewesen, den Letzteren in seinem Entschlusse wankend zu machen.

So war er denn fortgezogen, hatte bei Prag und Kollin tapfer mitgekämpft und sich dann den preußischen Truppen angeschlossen, mit denen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher gegen das Ende des Jahres 1757 den Oberbefehl über die Truppen der mit Friedrich II. verbündeten Fürsten erhalten hatte, nach dem nordwestlichen Deutschland geeilt war, wo die Franzosen, die Alliirten der Oesterreicher, festen Fuß gefaßt hatten.

In der Schenke des kleinen Dörfchens neben dem Herrenhause saßen in der ersten Hälfte des Monats August im Jahre 1759 eines Abends mehrere Bauern beisammen und unterhielten sich von der kaum beendigten Ernte, welche äußerst ergiebig gewesen war. Nachdem Dieser und Jener aufgezählt, wie viel Schäffel sein ausgedroschenes Getreide geliefert habe, fragte der Wirth einen alten Bauern mit silberweißen Haaren, welcher oft für Taglohn auf dem Gute arbeitete, weßhalb er denn gestern so ungewöhnlich spät von der Arbeit heimgekommen sey.

„Hm! Das hatte seine besondere Ursache," murmelte der Bauer.

„Der Herr Major hat Dir doch nicht etwa eine tüchtige Strafpredigt gehalten, Stegmann, daß Du vorgestern seinem besten Hühnerhund das Bein mit der Sense halb abgemäht hast?" forschte der Wirth lächelnd.

„Wenn unser Herr Major in diesem Jahre keine größere Trauer bekommt, so kann er Gott danken!" versetzte der Greis mit bedeutsamem Ton.

„Was willst Du damit sagen, Stegmann?" fragte ein anderer Bauer.

„Hm! ich habe gestern Abend die Glocke im alten Thurm läuten hören!" erwiderte Jener mit geheimnißvoller Miene.

Der Wirth und zwei ältere Bauern sahen einander ängstlich und schweigend an; mehrere junge Burschen aber drangen in den alten Stegmann, ihnen eine nähere Erklärung zu geben.

Der Alte schaute eine Weile gedankenvoll vor sich nieder, gleich als ob er Bedenken trage, mehr von der Sache zu reden; dann trank er langsam sein Glas aus und sagte mit feierlichem Ton:

„In dem alten verfallenen Thurm, den der Herr Major aus Liebhaberei im Garten hinter seinem Hause hat stehen lassen, hängt eine kleine Glocke, mit der man vor alten Zeiten den Leuten im Schloß ein Zeichen gegeben haben soll, wenn ein Feind im Anzuge war, damit sie schnell die Thürme besetzten und von dort aus auf die Angreifenden schößen. Nachdem die vornehmen Herren aber endlich das Brennen und Sengen, das Schießen und Hauen satt bekommen und keine solche Thürme mehr nöthig gehabt haben, sind die meisten der Letzteren abgerissen und an deren Stellen hübsche Häuser gebaut worden. Obwohl das Haus drüben auf dem Gut schon eine ziemliche Anzahl Jahre steht, so hat es doch wenig Aehnlichkeit mit den alten Burgen; der verfallene graue Thurm mit seiner Glocke wäre auch gewiß längst fort, wenn unser Herr Major nicht so vernarrt in dergleichen Dinge wäre. Seitdem man die Glocke nun nicht mehr braucht, fängt sie zwischen Sonnenuntergang und Mitternacht von selbst an zu läuten, wenn Jemand aus der Familie des zeitweiligen Gutsherrn sterben wird."

„Und Ihr habt die Glocke läuten hören, Stegmann?!" riefen die jungen Burschen, welche in athemloser Stille den Worten des Greises gelauscht hatten.

„Ja," versetzte Dieser. „Als ich vorgestern Abend eben vom Gute heimgehen wollte, hört' ich auf einmal eine Glocke anschlagen. Ich horchte auf: — die kleine Glocke, mit der zum Essen geläutet wird, war es nicht, denn die klingt ganz hell, und den Ton der beiden Glocken im Kirchhof kenn' ich so gut, daß ich deren Geläut von dem aller andern Glocken auf der Welt unterscheiden würde. Mir ward's ganz graulich zu Muthe. Ich nahm meine Geräthschaften, ging hastig fort und setzte mich drüben auf den Haidhügel neben den Wachholdern nieder und horchte, ob die Glocke noch einmal läuten werde. Gegen 9 Uhr war mir's, als hört' ich sie noch ein Paar Mal anschlagen, — dann ward Alles still."

„Und nun meint Ihr, daß Jemand drüben auf dem Gute sterben wird?" fragte einer der Bursche mit leiser Stimme.

Der Greis zuckte die Achseln.

„Ihr wißt ja, daß unser junger Herr im Kriege ist," erwiederte er nach einer Weile. „Es soll gar blutig hergehen, — wer weiß, ob er nicht in einer Schlacht fällt!"

„Ach, das ist ja ein einfältiges Geschwätz!" rief der Müller aus dem Dorfe. „Was hat die alte Glocke mit dem Leben oder Sterben eines Menschen zu thun? Du solltest Dich schämen, Stegmann, daß Du solch' dummes Zeug zu Markte bringst!"

„Ich glaub' auch nicht daran," bemerkte einer der jungen Burschen mit leichtem Ton.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schwiegermutter.

Aus dem Englischen.

„Nun, Brigitte, was hältst Du von der jungen Frau?"

„Oh, sie ist ein hübsches, junges Ding; aber wenn sie ihres Mannes Mutter so gekannt hätte, wie wir sie kennen, so würde sie sich niemals dazu verstanden haben, mit ihr zusammen zu wohnen. Das ist eine krittliche, alte Hyäne, und wenn sie nicht schon vor dem Ende der Flitterwochen diesen blauen Augen Thränen auspreßt, so heiße ich nicht Brigitte. Was ist das für ein wüstes, altes Ding! Sie musterte gestern den Kleiderschrank, bevor jene hier eintraf und als ich über den Vorplatz ging, hörte ich sie vor sich hinmurmeln: „Seidene Strümpfe, hm! Gestickte Unterkleider! Sie meint wohl gar, ich werde sie hier ausbügeln lassen! Nachthauben mit Spitzenbesatz! seidene Kleider! Das muß zum Verderben führen!"

„Ich will Dir etwas sagen, Brigitte, es ist noch kein Haus gebaut worden, groß genug, daß zwei Familien mit einander darin wohnen können, und Du wirst finden, daß es nicht gut thut; ich sehe es voraus."

* * *

„Was, Thränen, Emma, Thränen?" fragte der junge Ehemann, als er nach Verlauf eines Monats nach der Hochzeit einmal von seinem Schreibzimmer heimkam, und zog mit ängstlichen Blicken seine junge Frau an seine Brust. „Sage mir, Du wirst doch Deine Wahl nicht so schnell schon bereuen?"

Der kleine rosige Mund wurde ihm, zu einem Kusse einladend, dargeboten und in den blauen Augen las er die Antwort, nach welcher sein Herz sich sehnte.

„Was ist's denn, ist Dein Kanarienvogel krank? Ist Deine Frisur nicht nach Wunsch ausgefallen? Oder bist Du in Verzweiflung, weil Du darüber nicht in's Reine kommen kannst, welches von Deinen Kleidern Dir am besten läßt?"

„Treibe keinen Spaß, Harry!" bat Emma, lachend und weinend zugleich. „Meine Nerven sind aufgeregt; das ist Alles. Was bin ich so froh, daß Du bei mir bist!"

Harry merkte wohl, daß dies nicht Alles war; doch unterließ er jede weitere Frage. Denn er wußte, daß sie ihm seiner Zeit Alles mittheilen werde.

Die Sache war die, daß Harry's Mutter ihrer Schwiegertochter jeden Morgen über die Entartung der Zeit Vorlesungen gehalten hatte. Sie sprach die Hoffnung aus, daß jene nicht daran denken werde, alle die schönen Sachen in Gebrauch zu nehmen, mit welchen ihre Verwandten thöricht genug gewesen seyen, sie auszustatten. Ihre Verhältnisse seyen jetzt nicht mehr so wie früher. Wenn sie von Harry Taschengeld bekomme, so würde sie besser thun, es ihr zum Aufheben zu geben, als es für Tand zu verschwenden. Einer jungen Frau Platz sey in ihres Gatten Haus und sie hoffe, daß sie die kindische Gewohnheit aufgeben werde, jeden Tag heimzulaufen, um Mutter und Schwestern zu besuchen.

Emma lauschte in stummem Erstaunen. Sie war ein warmherziges, liebevolles Weib, dabei aber reich an Geist. Ihre Wangen wurden abwechselnd roth und weiß, aber sie drängte die Thränen, die ihr in die Augen kamen, zurück: denn sie war zu stolz, um sich ihr gegenüber schwach zu zeigen.

Nachdem die alte Miß Hall sich zurückgezogen hatte, blieb sie noch einige Augenblicke und rief sich die Worte derselben in's Gedächtniß zurück. „Kindisch" die Liebe zu meinem theueren Vaterhause, wo ich vom Morgen bis zum Abend so fröhlich war, wie ein Heimchen; wo wir Alle sangen, spielten und lasen in der Mutter liebem, altem Zimmer und Vater und Mutter die glücklichsten von uns Allen. Kindisch! Ich habe keine Lust mich hofmeistern zu lassen! sagte die junge Frau. Ich bin verheirathet, wenn auch erst neunzehn Jahre alt und Herrin in meinem Hause. Und ihre Stimme schwankte trotz ihrer Entschlossenheit. Aber dann dachte sie an Harry, — ihren theueren Harry, den sie so innig liebte. Ihr erster Gedanke war, ihm Alles zu sagen. Aber klug, wie sie trotz ihrer Jugend war, sprach sie zu sich selbst: Nein, das geht nicht wohl, denn er muß auf die eine oder die andere Seite treten, und welchen Weg er auch wähle, er führt zum Unfrieden. Dann könnte es mir auch seine Liebe rauben. Nein, nein; ich will versuchen, es selbst durchzufechten; aber lieb wäre es mir gewesen, wenn ich sie besser gekannt hätte, ehe ich hierher in die Wohnung kam.

Und so lächelte sie und schwatzte lustig mit Harry und hielt die Sache mit der Erzählung von ihrer Nervenverstimmung für abgemacht. Doch langsam schlichen die Stunden dahin, wenn Harry in seinem Geschäft ausgegangen war und jedesmal überfiel sie eine Unruhe, wenn sie einen Schritt auf der Treppe hörte, aus Furcht, die alte Frau könnte sie neuerdings in's Verhör nehmen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wer London besucht und sich ein wenig auf den Straßen umgesehen hat, wird wohl die kleinen Jungen bemerkt haben, die an den Straßenecken in ihren farbigen Kitteln mit einer Nummer auf der Brust und rothen frischen Wangen im Gesicht den Vorübergehenden einladen, sich die Fußbekleidung vulgo Stiefel genannt, reinigen zu lassen; sie haben zu diesem Zwecke einen kleinen Kasten vor sich, in dem sich die zur Operation nöthigen Instrumente befinden. Diese Jungen haben eine Uniform, die in einer farbigen Blouse besteht, die Farbe ist in den verschiedenen Stadtgegenden verschieden, roth, blau ꝛc. Alle diese Jungen gehören einer oder vielmehr mehreren Assoziationen an, die im Jahre 1851 von Lord Shaftesbury begründet wurden. Bis dahin sah man überall schmutzige und abgerissene Burschen die Vorübergehenden belästigen, um ihnen die Stiefel zu reinigen. Kaum hatten sie einen Penny verdient, so war er auch schon im nächsten Schnapsladen vergeudet. Der edle Lord bestimmte ein Kapital zur Gründung einer Anstalt, in welcher diese Knaben aufgenommen und für ihren Dienst organisirt werden. Sie erhielten Kleidung, ihre Instrumente, und einen Posten in den Straßen der Stadt, dort putzten sie und putzen noch das Publikum für einen Penny per Kopf oder vielmehr per Paar Füße. Dieser Penny darf jedoch nicht in die Tasche gesteckt werden, sondern wird in den Kasten geworfen, der dazu eine eigene Vorrichtung hat. Abends kehren sie in die Anstalt zurück, wo sie den ganzen Abend über Unterricht genießen. Die Hälfte des täglichen Verdienstes wird für sie bei Seite gelegt, die andere Hälfte ihren Eltern gegeben, bei denen die Kinder wohnen und die sie ernähren. Ist der Bursche dann 14 bis 15 Jahre alt geworden, so gibt man ihn in die Lehre und ein anderer tritt an seine Stelle in die Brigade.

„Das werthvollste Geschenk, das man einem Eingebornen von den Nikobar-Inseln machen kann," heißt es in einem Bericht von der Fahrt der Novara, „ist ein — schwarzer Cylinderhut; ja die europamüden Exemplare dieser Gattung seltsamer Kopfbedeckung stehen bei ihm im festen Preise, denn es wird der Hut mit 1500 Cokosnüssen bezahlt. Ein Volk also gibt es, das diese Erfindung der Cultur sehr zu schätzen weiß; seltsam freilich ist es, daß es Wilde sind, die dies Salonstück als einzige Bekleidung bei sonst völliger Nacktheit tragen. Es kommt allerdings in dieser Weise auch vollständig zur Geltung.

Ein Bauersmann aus dem hannover'schen Wendlande lieferte schon seit längerer Zeit einem Bewohner einer benachbarten Stadt Butter und bediente sich zur Abwägung derselben, in Ermangelung eines Pfundstückes, seines Gesangbuches. Der Handel ging so längere Jahre hindurch zur gegenseitigen Zufriedenheit fort, bis endlich der Städter dem Bauer nach dem 1. Juli ds. Js. bemerklich machte, daß er von nun an die Butter nach dem neuen Landesgewicht liefern müsse. Der Bauer versprach denn auch, solches zu thun, und kaufte sich beim Eichmeister in der nächsten Stadt ein Zollpfundstück, worauf er denn, als er das Gewicht desselben mit dem seines Gesangbuches verglich, gefunden hat, daß letzteres noch bedeutend schwerer war, als das Zollpfund, so daß er seinen Kunden bis dahin statt eines Pfundes etwa fünfviertel Pfund Butter geliefert hatte. So pflegt der Bauer die Pferde häufig hinter den Wagen zu spannen!

Am vorletzten Sonntage fiel Nachmittags 3 Uhr, unweit der Brücke von Neuilly, unter Anwesenheit zahlreicher Zuschauer, eine junge Dame aus einem Nachen in die Seine, aber ihre Crinoline schützte sie vor dem Versinken; sie ward auf dem Wasser schwimmend von dem schmalen Nachen, in den man sie nicht wieder aufzunehmen wagte, weil man dessen Umschlagen fürchtete, an's Ufer bugsirt und trat unter allgemeinem Jubel an's Land. Die Crinoline ist also doch zu etwas gut.

Die Austernfischer von Granville haben 43,800,000 Stück Austern verkauft, nämlich 29,200,000 Stück auf 73 Bestellungen an auswärtige Händler und 14,600,000 Stück an Händler der dortigen Gegend. Der Fang begann am 22. September.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 126:

Kirchweihe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Sonntag, 24. Oktober 1858.

O schliefst du auch!

In später Abendstunde sitzt
Beim Lampenschein der Greis, der Weise,
Und liest im heil'gen Buch der Bücher;
Indessen seine beiden Söhne
Schon auf dem Schlummerlager ruh'n.

Nach schwerer Tagesarbeit war
Der eine bald in Schlaf gesunken;
Den andern aber, der am Tag
Geruhet, floh der süße Schlaf.

Mit neid'scher Miene blickte dieser
Den Bruder an; doch auch der Neid
Vermochte nicht herbeizuzaubern
Den Schlaf, der ungerufen kommt
Zu Dem, der seine Pflicht erfüllt
Und, um zu sammeln neue Kraft,
Ausruht mit ruhigem Gewissen.

Der jüng're Bruder, der nicht konnte
Die süße Schlummerruhe finden,
Steht endlich auf und setzt sich leise
An seines Vaters Seite, betet
Laut aus dem heil'gen Buch der Bücher.

Dann spricht er: „Vater, sieh', wie dort
Mein Bruder schläft, anstatt, wie ich,
Zu beten!“ —

Doch der Greis erwiedert:
„Mein Sohn, ich seh's! Doch besser wär's,
Du schliefest auch — anstatt von ihm,
Dem Schlafenden, Böses zu reden,
Indeß du meinst, Gutes zu thun!“

Die prophetische Glocke.

(Fortsetzung.)

Hier ward das Gespräch durch den Eintritt eines hochgewachsenen, grauköpfigen, etwa fünfzigjährigen Mannes mit gebräuntem Gesicht unterbrochen, welcher eine grobe grüne Livree trug, aber durch seine militärische Haltung verrieth, daß er nicht immer in einem Bedientenrock gesteckt habe. Es war Heinrich, der Diener des Majors, welcher vor Zeiten mit diesem bei einem und demselben Regiment gestanden hatte und nachmals als Reitknecht in seines Befehlshabers Dienst getreten war.

Der alte Heinrich, der wegen seiner Treuherzigkeit und seiner unverwüstlichen guten Laune bei allen Dorfbewohnern wohl gelitten war und dann und wann in der Schenke ein Stündchen mit ihnen verplauderte, schien an diesem Abend besonders lustig zu seyn. Er ließ sich ein Glas Bier geben, trank es in einem Zuge aus, stieß es kräftig auf den Tisch und rief dann mit fröhlichem Ton:

„Hurrah! Bald wollen wir Alle einmal tüchtig zusammen zechen! 'S gibt nächstens 'ne große Hochzeit!“

Mit Fragen nach dem Brautpaar und dessen Wohnort bestürmt, versetzte der muntere Alte lachend:

„Gelt, — das ist Euch gewiß etwas Neues! Ja, ja, ich konnt's mir denken, daß Ihr die Ohren spitzen würdet! Für eine Hochzeit, wo Ihr nach Herzenslust zechen könnt, lauft Ihr durch Feuer und Wasser! 'S sind heute Morgen Briefe von unserm jungen Herrn angekommen, fröhliche Briefe, — drei auf einmal! Die verdammten Franzosen hatten den ersten beiden den Weg verlegt, und so hat der Herr Major denn heute

Morgen alle drei miteinander erwischt! Im letzten Briefe schreibt der junge Herr, daß es wahrscheinlich bald Frieden geben werde, und daß er dann sogleich seinen Abschied nehmen, mit Extrapost hierherreisen und seine Hochzeit feiern wolle. Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein wissen vor Freude nicht, was sie anfangen sollen, und der Herr Major ist heute Mittag gleich nach der Stadt geritten, um allerhand Einkäufe zur Hochzeit zu machen."

Der Müller gab ihm seine Freude über diese fröhliche Kunde zu erkennen, die übrigen Gäste aber schauten schweigend vor sich nieder: das Läuten der unheimlichen Glocke und dessen Bedeutung wollten ihnen nicht aus dem Sinn.

„Nun, warum glotzt Ihr denn so schafmäßig darein?" rief der alte Diener ärgerlich. „Freut Ihr Euch denn nicht, daß unser junger Herr heimkommt?"

Als dieser Frage nur ein unverständliches Gemurmel folgte, sagte der Müller mit höhnischem Tone:

„Ach, der alte Narr, der Stegmann hat ihnen einmal wieder etwas Erzdummes vorgeschwatzt! Denkt nur, Heinrich, — Stegmann will neulich die alte Glocke im alten Thurm läuten gehört haben und behauptet, es müsse nun bald Jemand aus der Familie Eueres Herrn sterben."

„Mußt Du die dumme alte Geschichte denn auch den Leuten immer wieder von Neuem auftischen, Stegmann!" rief Heinrich halb ergrimmt und halb lachend, indem er dem Greis einen leichten Schlag auf die Schulter versetzte. „Es freut mich nur, daß Dein verdammtes Rabengekrächze gerade so herrlich zu den Nachrichten paßt, die mein Herr heute bekommen hat! Wäre das nicht der Fall, so....."

„Nun, ich kann mich ja geirrt haben," unterbrach ihn der Greis mit verlegener ängstlicher Miene. „Ich habe nur gesagt, daß ich eine fremde Glocke läuten gehört. Der Wind mag vielleicht den Schall der Glocke von einem der Kirchdörfer drüben in der Haide herübergeweht haben, — — ich weiß ja gar nicht einmal, wie die Glocke in Euerem alten Thurme klingt!"

„Du wirst sie auch nicht eher klingen hören, als bis sie eines Tages einmal mit dem alten Thurm zusammenbricht," versetzte Jener. „Seit zehn Jahren ist Niemand außer meinem Herrn hinaufgestiegen, — der hat's vor einigen Monaten einmal versucht, meinte aber, es sey droben gar wüst und unheimlich. Wenn der junge Herr erst zur Regierung kommt, wird das alte Gemäuer auch sicherlich niedergerissen, — die Fledermäuse und Eulen und Raben mögen sehen, daß sie einen anderen Ort finden, wo man sie so ruhig wirthschaften läßt."

Die gute Laune des alten Dieners theilte sich unvermerkt sehr bald den übrigen Gästen mit, und nach einer Viertelstunde hatten Alle bis auf den silberhaarigen Stegmann die Geschichte von der unheilbringenden Glocke vergessen und plauderten und scherzten auf's fröhlichste mit Jenem; der Greis aber nahm weiter keinen Antheil an dem allgemeinen Gespräch, schaute still vor sich hin, leerte sein Glas und verließ dann langsamen Schrittes das niedere Gastzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schwiegermutter.

(Schluß.)

„Ich weiß nicht, was über unsere Emma gekommen ist," sagte eine ihrer Schwestern, „sie ist so ernst und frauenhaft geworden. Ich hatte einen Grimm auf Harry, als er sie heimführte, und jetzt hasse ich ihn erst recht, weil sie so gesetzt und träumerisch ist. Ich werde meinen Nacken vom Ehejoche frei zu halten suchen."

Kurz darauf sandte Emma's Mutter ihr eine von ihr selbst bereitete leckere Speise, welche, wie sie wußte, ihre Tochter besonders gerne aß. Miß Hall brachte sie ihr auf das Zimmer und stellte sie so heftig auf die Tafel, als wolle sie die Stärke des Tisches erproben, indem sie sagte: „Es scheint, daß Ihre Mutter glaubt, Sie bekämen hier nicht genug zu essen. Man sollte wirklich glauben, Sie seyen ein Kind in Halbpension."

Emma nahm sich zusammen, um ruhig zu bleiben und gab ihr keine Antwort, sondern nahm ihr das Geschenk mit verbindlichem Nicken ab. Jeder Tag brachte ihr irgend einen kleinen Verdruß, und da ihr Schwiegervater, weil alt und kindisch, ihr eben so beschwerlich fiel, wie dessen Frau, so bedurfte es Emma's ganzer Liebe zu Harry, um auszuharren.

Sie hielt dessen ungeachtet noch immer fest an ihrem Entschlusse, ihren Kummer vor ihrem Gatten zu verbergen. Er merkte zwar, daß sie nicht mehr so lebhaft war, allein er war der Meinung, ein Anstrich von Frauenwürde lasse seinem jungen Weibchen recht gut, und so fand er keinen Grund zum Argwohn.

Inzwischen wurde die alte Miß Hall durch eine Erkältung auf ihr Zimmer gebannt und die Zügel des Hausregiments wurden, wenn auch ungern, in Emma's Hände niedergelegt. Damit überkam sie endlose Verhaltungsbefehle über Abstäuben, Kehren und Kochen, welche, sobald hinter Emma's verschwindender Gestalt die Thüre sich schloß, stets mit dem Selbstgespräche endeten: „Ich bin eine Thörin, ihr darüber nur Etwas zu sagen. Sie ist so unwissend, wie eine Hottentottin; geht ja doch Alles zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus!"

Die alte Dame seufzte bei dem Gedanken, daß die Schnauze des Theekessels nach einer falschen Richtung stehen oder die Pfanne an dem unrechten Nagel hängen werde. Emma gab sich alle Mühe, ihr Wohlgefallen zu erwerben, allein die Grütze war immer: „nicht ganz recht," die Kissen unter ihrem Rücken nicht ganz in Ordnung oder sie gab die Erwartung zu erkennen, Alles durch einander zu finden, wenn sie wieder hinabkäme, oder sonstige, gleich aufmunternde Unterstellungen ähnlicher Art.

* * *

„Emma," sagte Harry, „Du würdest gewiß gern außerhalb der Stadt wohnen? Ich habe ein Plätzchen gefunden, das meinen Wünschen vollkommen entspricht und ich habe vor, es versuchsweise zu miethen."

Emma zauderte; die Frage lag ihr auf der Zunge: „Geht Deine Mutter mit uns?" Doch sprach sie nichts weiter, als: „Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich Gefallen an dem Platze finde, bis ich ihn gesehen habe; doch fürchte ich, Du würdest dann zu oft von mir entfernt seyn. Mir würde es zu öde erscheinen, wenn wir den ganzen Tag getrennt wären. Oh, ich bin schon zum Voraus überzeugt, daß es mir nicht gefallen wird, Harry!" und der Gedanke an ihre Schwiegermutter rief eine Wolke über ihr Gesicht herauf und gegen ihren Willen fiel eine Thräne auf ihres Gatten Hand.

„Liebe Emma, nun zweifle ich gar nicht mehr, daß Du ihn angenehm finden wirst." Seine großen, schwarzen Augen nahmen bei diesen Worten einen Ausdruck an, den sie nicht recht verstand, trotz ihrer Fertigkeit und Uebung darin zu lesen, — „ich werde diesen Nachmittag mit Dir hinausfahren und dann wollen wir sehen," sagte er und küßte sie heiter auf die Stirne.

„Ach welch' kleines Paradies, Harry! Sieh einmal diese Fülle von wilden Rosen! Welch schöne alte Bäume! Sieh nur, wie der Wind mit den hängenden Aesten das hohe Gras fegt! Und dieses kleine niedere Fenster hinter dem duftenden Strauche halb versteckt, und wie schön der Blumengarten dort oben. — Oh Harry!"

„Nun laß uns eintreten, Emma."

Die Thüre gab dem Drucke von Harry's Hand nach und sie standen Seite an Seite in einem kleinen ländlichen, einfach, aber geschmackvoll eingerichteten Zimmer. Tische, Gestelle und Kamineinfassung waren mit Vasen voll der duftendsten Waldblumen bedeckt, welche ihren Wohlgeruch verbreiteten. Lange, weiße Mousselinvorhänge an dem Fenster zurückgeschlagen gestatteten die Aussicht auf einen waldigen Hügel, ein fruchtbares Thal und einen silbernen Strom. Dann gingen sie in das Zimmer hinauf, das mit untadelicher Vollendung ausgestattet war. Emma sah sich von Erstaunen bewältigt um.

„Aber wer wohnt denn hier, Harry?"

„Niemand!"

„Niemand? Wie magst Du nur so sprechen? Wem gehört diese Einrichtung und wer hat Alles mit so ausgesuchtem Geschmacke geordnet? Mir ist's, als ob jeden Augenblick die Dame des Hauses heraustreten müßte."

„Nun da ist sie ja," erwiederte Harry, indem er sie heiter vor den Spiegel führte. „Ich wünsche, daß Du ihr, wenn auch nur halb so viel wie ich, Deine Bewunderung zollst. Glaubst Du denn, ich sey blind und taub, weil ich stumm war? Meinst Du, ich habe mein hochherziges Weibchen nicht täglich sich abmühen, dulden, aushalten und still und klaglos über ihren eigenen Stolz den Sieg erringen sehen? Und denkst Du, ich habe das Alles mit ansehen können, ohne von dem Bewußtseyn durchdrungen zu seyn, daß sie das theuerste kleine Frauchen auf der Erde sey?" Und Thränen und Lächeln stritten um die Herrschaft, als er seine Lippen auf ihre Stirne preßte.

„Und nun hast Du hier Niemanden zu gefallen, als mir, Emma. Diese Aufgabe hältst Du doch nicht für zu schwer?"

Mannigfaltiges.

(Beitrag zu jedem deutschen Briefsteller.) Ein Graubündener Soldat schrieb aus dem Lager bei

Malans an seine Mutter einen Brief, in dem es unter anderm heißt: „Ach, Du solltest nur sehen, wie viel schöne Offiziere wir hier haben mit lauter Gold und Silber am Leibe, die aber thun dick und haben Fünf-Frankenthaler wie Laub. Und der Herr Oberst Bontamm den hab ich fast alle Tag gesehen, denn er ist unser General und kommandirt über alle und darf sich keiner gegen ihn muren. Mutter, der hat ein grausig strenges Gsicht und hat noch mehr weißes Haar als Du auf dem Kopf und einen ganz weißen Schnauzbart, sie sagen, er hab in seinem ganzen Leben noch nie gelacht, aber sonst ist er recht freundlich mit uns und soll mehr wissen, als wir alle zusammen. Gestern haben wir eine Bataille gehabt und geschossen mit Kanonen und Flinten und dreingehauen mit der Cavallerie, aber ich bin ganz gesund geblieben, aber zwei sind todtgeschossen worden und einer gerädert von den Kanonen, und einige sonst marodi, aber heut ist alles wieder nix gewesen und nur einer hat zuviel Pulverrauch in's Gesicht bekommen und ißt heute wieder wacker Fleisch und Brod. Am lustigsten ist's in den Kantinen, aber da braucht's viel Geld und sind auch etwelche sehr schöne Jumpfern da und warten alle auf; aber ich habe gar nix mit ihnen zu thun, wegen des Geldes und lebe sehr eingezogen, sag es der Lisabeth. Die Jumpfern hier haben gerne, wenn man mit ihnen scharmirt und freundlich thut, aber dann kommt allemal der Zapfenstreich und dann muß alles ins Nest und die Jumpfern können den Zapfenstreich nicht leiden."

Ein Bewohner der kleinen Straße Vecchietti in Genua kam in einem Augenblicke nach Hause, wo man ihn am wenigsten erwartete, und überraschte seine Frau mit einem Andern. Anstatt sich von den Gefühlen des Zorns hinreißen zu lassen, welche eine solche Entdeckung genügend motivirt hätte, voll Verachtung gegen die Frau, die ihn verrieth, und gegen ihren Mitschuldigen, trieb er sie aus seinem Hause. Hierauf errichtete er einen Katafalk inmitten des ehelichen Gemaches, lud seine Freunde und Nachbarn ein und hielt eine Leichenfeier zu Ehren seiner Frau, welche für ihn nicht mehr existirte. Er illuminirte seine Fenster, ließ zwei Musikanten kommen und brachte die Nacht mit Tanzen und Trinken im Kreise seiner Freunde zu. Er setzte dieses Fest zwei Tage fort und zeigte sich als der zufriedenste Mensch von der Welt, seitdem er seine Frau los geworden.

Herloßsohn. Die „Signale" erzählen von diesem Schriftsteller folgende Anekdote: „Ein Flötist, Dilettant von Geburt, hatte in Leipzig vor mehreren Jahren eine Wohnung über derjenigen von Herloßsohn bezogen und blies hier in seinen Mußestunden unabänderlich das zarte Lied: „Nach Sevilla!" auf der Flöte. Voll Verzweiflung schrieb der gequälte Schriftsteller dem Hausgenossen eines Tages: „Ich bin von Ihrer Sehnsucht nach Sevilla auf's Tiefste gerührt und mache Ihnen den Vorschlag, im Fall Sie die Reise antreten wollen, die erste Station bis Lützen zu bezahlen!"

Vom Kapitän M'Clintock, der im Auftrag von Lady Franklin den Spuren ihres verschollenen Mannes zu folgen bemüht ist, sind vom 26. Juli Berichte eingelaufen. Er befand sich mit seiner Yacht „Fox" dazumal nahe bei der Ponds-Bay, nachdem er durch das Mitteleis der Baffinsbay glücklich bis zu diesem Punkte vorgedrungen war. Die Witterung war sommerlich, „aber — schreibt der Kapitän — was uns Noth thut, sind starke, einander folgende Windstöße, um das Eis von der Stelle zu bewegen. Denn obwohl wir schon heute vor einem Monat Cap York umsegelt hatten, sind wir auf diesem Punkte doch erst heute angelangt. Nachdem wir hier von den Eingebornen so viel als möglich erfahren haben werden, denke ich Alles daran zu setzen, um bis Beechey Island vorzudringen. Schiff und Mannschaft befinden sich im vortrefflichsten Zustande."

Die Schwimmkunst wurde heuer in Wien unter den Damen sehr eifrig gepflegt. In den Schwimm-Anstalten war im Laufe des ganzen Sommers die Zahl der Schülerinnen größer, als jene der Schüler.

Um das Andenken an die Münchener Jubiläumsfeierlichkeiten möglichst lebhaft zu erhalten, haben die Mitglieder des Jubiläumsvereins beschlossen, sich alljährlich am 27. September, dem Tage des großen Festzuges, zu einem Mahle zu versammeln, so lange, als Mitglieder des Vereins am Leben sind!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Dienstag, 26. Oktober 1858.

Frühlingsseliges Herbstlied.

Die Aequinoctien sind dahin
Gerauscht mit ihren Stürmen,
Nun dreh'n die Wetterfahnen sich
Auf Schlössern und auf Thürmen.

Nun wird die neue Saat gesä't
Zur künft'gen reichen Garbe,
Falb wird das Laub und manches Blatt
Verändert seine Farbe.

Das edle Licht, das Himmelslicht
Hat sich bereits gewendet,
So daß es hell're Strahlen schon
Zur dunklen Erde sendet.

Denn aus des Krebses Sternbild dort
Trat es in den des Leuen,
Da kann kein Muckernebel mehr
Den Gottesstrahl zerstreuen.

Mag auch der Scorpion darauf
Den gift'gen Stachel stecken,
Uns kann solch' schädliches Gewürm
Nicht schaden mehr noch schrecken.

O Herbst, wenn du so segensreich
Schon wallest auf der Erden,
Was muß das für ein Frühling erst,
Was für ein Blühen werden!

Die prophetische Glocke.

(Fortsetzung.)

Eine Woche später kehrte der Major von Holmstein eines Abends von dem Ritt nach der etwa drei Meilen entfernten Stadt zurück, welche er alle acht Tage ein- oder zweimal zu besuchen pflegte. Während er sonst fast den ganzen Weg im raschen Trabe zurücklegte, ließ er heute das Pferd in langsamem Schritte gehen; tief in Gedanken versunken, schien er nicht zu bemerken, daß die Dämmerung bereits hereingebrochen war. Seine stattliche hohe Gestalt war gebeugt, und sein gefurchtes Antlitz, welches sonst ein mildes, freundliches Lächeln verklärte, zeigte Spuren tiefen Grames.

Als er endlich seinen Wohnsitz erreicht hatte und seine Gattin und Pflegetochter, beängstiget durch sein langes Ausbleiben und seine bekümmerte Miene, ihn mit Fragen bestürmten, ob ihm ein Unglück zugestoßen sey, beruhigte er dieselben durch die Versicherung, daß er durch mehrere Geschäfte weit über die gewöhnliche Zeit in der Stadt aufgehalten worden sey, schützte große Müdigkeit vor und begab sich auf sein im obern Stock gelegenes Schlafzimmer.

Hier warf er sich erschöpft in einen Lehnsessel und starrte wie von den Banden eines schweren Traumes gefesselt, lange vor sich hin. Endlich raffte er sich auf, schritt eine Weile im Zimmer auf und ab und rief dann den alten Heinrich herein, welcher sich schon zweimal mit ängstlich fragenden Blicken eingefunden hatte, um seinem Herrn beim Auskleiden behülflich zu seyn, aber jedesmal von diesem wieder fortgeschickt worden war.

„Heinrich, — wie lange bist Du Soldat gewesen?“ fragte der Major mit unmerklich zitternder Stimme.

„Zwanzig Jahre, Herr Major,“ lautete die Antwort des alten Dieners.

„Das ist eine ziemliche Zeit, — ich hoffe, daß Du während derselben gelernt hast, Schmerz und Furcht und dergleichen Dinge als weibisch zu verachten,“ versetzte Holmstein.

„Ich glaub' es gelernt zu haben, Herr Major," erwiederte Jener.

„Das freut mich," sagte der Major, „denn wir werden in den nächsten vierzehn Tagen vielleicht Manches hören und sehen, woran wir vor Zeiten nicht gedacht haben."

Darauf winkte er den alten Diener näher zu sich heran und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Gleich bei den ersten Worten fuhr dieser erbleichend zusammen und wollte seinen Herrn unterbrechen, allein der Major packte ihn kräftig am Arm, rannte ihm noch einige Befehle zu, führte ihn nach der Thüre, drängte ihn hinaus und verschloß dieselbe hinter ihm.

Als die Schritte des alten Dieners verhallt waren, trat der Major an's Fenster und blickte düster in die wundersam stille Nacht hinaus. Am tiefblauen Sommerhimmel, hoch im Süden stand der scharf umgrenzte Vollmond und beglänzte den finstern Fichtenwald und die unabsehbare Haide mit mildem träumerischem Licht, während sein Schein fast unheimlich auf den alten halbverwitterten Thurm am äußersten Ende des Gartens fiel, dessen spitzes Dach seltsam gegen den lichten Hintergrund des Himmels abstach. Aus dem Garten trug der leise Nachtwind ganze Wogen süßen Sommerblumenduftes empor, mit welchem sich dann und wann der kräftige Duft des Fichtenwaldes und der Haide vermischte. Hin und wieder ging ein leises Rauschen durch die Wipfel der uralten Linden und Kastanienbäume, die vor dem Portale standen, und aus dem Dorfe klang zwischendurch das Gebell der Hunde herüber, — sonst herrschte weit und breit eine Stille, wie im Grabe.

Der Mondschein zog langsam an der Wand des alterthümlichen Gemaches dahin und umspielte die Waffen des Majors, die dort hingen; dieser starrte regungslos fort und fort in die Nacht hinaus, gleich als ob er Alles ringsumher vergessen habe.

Da klang plötzlich ein seltsam klarer Glockenton durch das tiefe Schweigen; ihm folgte ein zweiter, ein dritter und ein vierter, bis endlich die einzelnen Töne in ein regelmäßiges Geläute übergingen, das hell durch die todtenstille Nacht schallte.

Den Major überlief ein unwillkürlicher Schauer, — aber er schaute unverwandten Blickes auf die düstere Haide hinab, die eben von dem Schatten einer dunklen Wolke verfinstert wurde, welche vor das klare Mondbild getreten war.

Das Geläut verhallte. Einzelne abgerissene Töne zitterten noch durch die stillen Lüfte, dann herrschte weit und breit wieder das vorige Schweigen der Nacht.

Der Major fuhr aus seinem dumpfen Hinbrüten empor, schritt heftig im Zimmer auf und nieder und rief mit schmerzlich erstickter Stimme, indem ihm die Thränen über die bleichen Wangen rollten:

Dreihundert Jahre haben meine Väter hier auf dieser Stätte still und friedlich gelebt, — stets ist dies Besitzthum von dem Vater auf den Sohn übergegangen, — — und nun soll ich der Erste und der Letzte seyn, welcher es seinem Sohn nicht übergibt! Mit mir sinkt der Letzte unseres Stammes in die Gruft! Mein Wappenschild wird zerbrochen, und Fremde werden dies ehrwürdige Haus lachend der Erde gleich machen, weil es nicht schön und prunkend ist! — Mein Ferdinand, — warum durfte ich lebensmüder Greis nicht für Dich sterben! Was soll ich noch hienieden, wenn Dein Auge sich auf ewig geschlossen hat?! — Und vor wenigen Tagen schaute ich noch so freudetrunken in die Zukunft, hielt Dich schon in meinen Armen, sah Dich hier als Herrn an der Seite einer treuen Gattin walten, — — und nun sind alle meine Hoffnungen vernichtet!

Und mit dem Ausdruck unsagbaren Schmerzes in dem bleichen Angesicht lehnte er sich wieder an den breiten Fensterpfosten und heftete den Blick auf den alten finstern Thurm, welcher, halb vom dämmernden Mondlicht beglänzt, gespensterhaft aus den dunklen Baumgruppen hervorschaute.

Ein Stern nach dem andern tauchte aus dem düstern Fichtenwalde empor, der Mond neigte sich den Hügeln der Haide am westlichen Horizonte zu und erfüllte das alterthümliche Gemach mit einem unheimlichen röthlichen Lichte, — der Major stand noch immer regungslos am offenen Fenster und starrte in die schweigende Nacht hinaus.

Endlich richtete er sich tiefaufseufzend mühsam empor, — schloß den schweren Fensterflügel und warf sich unentkleidet auf sein Lager, wo die Natur bald ihre Rechte geltend machte. —

Als der Major am folgenden Morgen in dem geräumigen Gartensaal erschien, wo er in Gesellschaft seiner Gattin und Pflegetochter gewöhnlich das Frühstück einzunehmen pflegte, verrieth die auffallende Blässe seines Angesichtes der Ersteren sogleich, daß sich etwas Besonderes begeben haben

müsse, und ihres Mannes Hand ergreifend, sagte sie mit ängstlich forschendem Blick:

„Gestern Abend hast Du mir nicht gestehen wollen, was Dich bekümmert, jetzt lass' ich nicht eher ab zu bitten, als bis Du Dein Herz vor mir ausschüttest. Soll Mathilde den Grund Deines Kummers nicht erfahren, so vertraue mir denselben; ich habe manche Freude des Lebens mit Dir getheilt, — sollt' ich denn nicht auch des Lebens Leid mit Dir theilen?"

„Was ich Dir zu sagen habe, kann auch Mathilde hören," entgegnete der Major, indem er mit mühsam erkämpfter Ruhe neben seiner Gemahlin Platz nahm. „Ihr wißt, daß mich trotz der Furchtlosigkeit, mit der ich stets Gefahren aller Art entgegengetreten bin, mitunter ein geheimes Bangen befällt, wenn es sich um Dinge handelt, welche der schwache menschliche Verstand nicht zu ergründen vermag. In der verflossenen Nacht," — fuhr er nach einer Pause fort, — „hab' ich einen Schrecken ganz besonderer Art gehabt, dessen Folgen vielleicht jetzt noch in meinen Zügen sichtbar sind. Als nämlich Alles ringsum schlief, hört' ich plötzlich die Glocke droben im alten Thurm anschlagen, — die prophetische Glocke, die, wie man sagt, von selbst zu läuten beginnt, wenn Jemand aus unserer Familie sterben wird. Ich habe die Sache bis dahin immer belächelt, — als ich aber gestern kurz vor Mitternacht die seltsam scharfen und klaren Töne hörte, welche minutenlang aus dem finstern Thurm hervorschallten, überlief mich ein mächtiges Grauen. Wider Willen mußt' ich an unseren Ferdinand denken, der vielleicht im wilden Kriegsgetümmel..."

„Um Gotteswillen! Was für Reden führst Du da, lieber Mann!" unterbrach ihn seine Frau halb staunend und halb ängstlich. „Du warst gestern Abend so erschöpft von dem scharfen Ritt, daß Du die Glocke gewiß nur im Traume hast läuten hören!"

„Wollte Gott, es wäre ein Traum!" seufzte der Major unhörbar vor sich hin.

„Glaubst Du denn wirklich, daß das Läuten der Glocke den Tod eines Gliedes unserer Familie bedeutet, lieber Vater?" fragte Mathilde, indem sie sich die langen blonden Locken aus der Stirne und den Wangen strich und den greisen Krieger mit ihren blauen schwärmerischen Augen verwundert anblickte.

„Ich will nicht sagen, daß ich Dies glaube," entgegnete der Major, — „aber erschreckt hat mich die unheimliche Glocke doch. Wäre Ferdinand hier, ich würde gewiß über meine einfältige Furcht lachen; da ich aber gestern in der Stadt in den Zeitungen gelesen habe, daß es am Ufer der Weser demnächst vielleicht zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde, so bin ich...."

„Aber Ferdinand hat doch in seinem letzten Briefe ausdrücklich geschrieben, daß der Friede nicht fern sey!" rief die Majorin, welche die letzten Worte ihres Gatten sichtlich in Angst versetzten.

„Im Kriege läßt sich Nichts mit Bestimmtheit voraussagen," erwiederte der Major. „Ferdinand hat nur geschrieben, was er dazumal gehört hat, — am anderen Tage können die Friedenshoffnungen schon wieder geschwunden gewesen seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Paris wird folgender kleiner Roman mitgetheilt: „Einer unserer berühmtesten Orientalisten suchte zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten unter den Studenten Hülfe und fand auf Empfehlung des Prof. H., des allbekannten Linguisten, einen jungen Mann, der seit vielen Jahren philologische Studien mit Eifer betrieben und eben so tüchtig in den alten Sprachen, als in den orientalischen und besonders im Sanskrit war. Der Gelehrte fand in dem blassen, schmächtigen Philologen mit langen blonden Haaren eine wahre Bibliothek, einen seltenen Schatz des Wissens, der ihn mit unermüdlichem Fleiße in der Ausarbeitung seines Sanskrit-Wörterbuches volle zwei Jahre lang unterstützte und zu seiner Erholung nur allsonntäglich einen Ausflug zu seinem Gönner, dem Prof. H. in Neuilly, machte. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf es daher den Prof. R., als sein junger Arbeits-College ihm eines Tages erklärte, er müsse, wie wehe es ihm auch thue Abschied von ihm nehmen. Abschied nehmen und das Wörterbuch der heiligen Sprache war, noch nicht vollendet! Alles bot der Prof. R. in seiner Verzweiflung auf, den jungen Gelehrten zum Bleiben zu bewegen. Dieser erklärte aber mit niedergeschlagenen Blicken, tief erröthend, er wolle heirathen. Heirathen? heirathen? und wen? Immer mehr und mehr erröthend, und immer mehr durch die ungestümen Fragen des Prof. R. gedrängt, bekannte unser Philolog, er werde den Prof. H. heirathen. Wer malt die Bestürzung, die Ueberraschung des Prof. R.! Zuletzt stellte sich heraus, daß sein gelehrter Collaborator Fräul. S. war, deren Ruf als Linguistin sehr groß, die

aber als Frauenzimmer keine gelehrte Laufbahn verfolgen konnte. Sie nahm daher, als selbst Nahrungssorgen drohten, Männerkleidung an und war sieben Jahre lang einer der tüchtigsten Studenten des College de France, hochgeachtet als Orientalist, eine Autorität in diesem Felde der Wissenschaft. Wie konnte sich aber der auf's Aeußerste gebrachte Prof. R. seinen Collaborator, sein Alter ego entreißen lassen, ohne den sein Sanskrit-Lexikon gar nicht zu Stande kommen konnte? Was war zu thun? In der Noth seines Herzens wußte unser Gelehrter den weiblichen Philologen mathematisch zu überzeugen, daß eine Heirath mit ihm für denselben viel vortheilhafter, seinen philologischen Neigungen entsprechender sey, als eine Verehelichung mit Prof. H. Das Sanskrit-Lexikon trug wirklich zuletzt den Sieg davon; Fräulein S. fand die Gründe des Prof. R. überzeugend und reichte ihm am 14. Oktober die Hand zum ewigen Bunde."

(Zeitungsböcke und Curiosa.) Das „Großner Wochenblatt" enthält folgende Todesanzeige: „Heute roth, morgen todt. So war's mit meiner Frau, die noch heute vor acht Tagen über Tisch und Bänke sprang und gestern schon begraben worden ist, was an ihr sterblich war. Sie war während ihrer ganzen Ehe ein munteres Weib, das sich nicht leicht ein X für ein U vormachen ließ. Darum mag Jeder meinen Schmerz ermessen, so jung und so lustig, und jetzt schon begraben. Was ist das menschliche Leben? sagte ich dieser Tage wiederholt zu mir und auch gestern noch auf dem Kirchhofe, wo ich den Todtengräber bezahlte, welcher auch den Grabhügel in Ordnung halten will. Darum ist mein Schmerz ein gerechter. Ich wünsche, daß der Himmel Jedermann vor ähnlichem Geschick bewahre und danke für den Blumenschmuck, sowie dem Herrn Kantor für das Grablied, welches mir durch und durch ging, aber sehr gut vorgetragen wurde. Ackermann, Schlossermeister." — In dem „Barmer Wochenblatt" ist folgende Anzeige zu lesen: „Am vorigen Dienstage schenkte uns der grundgütige Himmel ein Zwillingspaar, bestehend aus einem Knaben und einem Mädchen. Bereits aber am Mittwoch sah er ein, daß für unsere beschränkten Verhältnisse der Segen zu viel sey, und nahm den zarten Knaben wieder in seine himmlische Wohnung. Das Mädchen befindet sich wohl, deßgleichen nach Umständen die Mutter. Der Vater ist betrübt über den Verlust, doch findet er Trost in der nachbarlichen Unterstützung, die sich selbst auf ein Stück Bett verstieg, welches die Frau Oberzehntner gestern eigenhändig an meine Frau verabfolgen ließ. Auch Herr Panzer, der Wochenblattsdrucker, hat Nichts für diese Annonce genommen, sie berichtigt, so daß ich auch noch Herrn Doctor Asfeld meinen herzlichen Dank sagen kann für Bemühung um meine Frau. Möge Sie Alle der Himmel vor solchem Geschick bewahren. Nur einen Tag Vater. Es ist ein bitterer Kelch. Christian Forbiger, in der Fabrik des Herrn Leopold." — In dem „Stettiner Generalanzeiger" vom 7. Oktober zeigt ein Gerhard Steiner an, „daß er 2 weißgeborne Negermädchen produzire."

Amerikanische Freiheit! In dem nordamerikanischen Sklavenstaate Maryland ist kürzlich ein farbiger Geistlicher zu 10jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil er — ein Exemplar von „Uncle Tom's Cabin" besaß.

Gemeinnütziges.

(Ein neues probates Wanzenmittel!) Es besteht einfach in dem von ausgedrücktem Gurkensalat zurückgebliebenen Wasser, also in reinem Gurkenwasser. Mit diesem Wasser begieße oder bestreiche man die Betten und Bettfugen, scheure damit die Dielen, in deren Zwischenräume sich vorzugsweise die Wanzen verbergen, bestreiche vermittelst eines Pinsels die Thürpfosten der Schlafkammern und die Löcher, die sich an den Wänden gebildet und die ebenfalls zum Aufenthalte dieser abscheulichen Thierart dienen. Aber nicht einmal blos ergreife man dieses Vorsichtsmittel, sondern wiederhole es möglichst oft und man wird die erfreuliche Entdeckung machen, daß man in kurzer Zeit von dem Ungeziefer erlöst ist. Sobald nämlich eine Wanze vom Gurkenwasser berührt wird, stirbt sie augenblicklich. Namentlich sind hierzu Samengurken tauglich, am Besten recht verfaulte. Diese quetsche man recht aus und verstreiche sie in den Bettstellen. Auch kann man mit ihnen alles Holz, wo man solche Thiere vermuthet, ausstreichen, ja selbst die Lake von eingelegten sauren Gurken verrichtet dieselben Dienste. Also Gurkenwasser, Gurkenwasser, wanzengeplagte Menschheit, es hilft gewiß und ist zugleich das billigste Mittel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Freitag, 29. Oktober 1858.

Die prophetische Glocke.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke trat der alte Heinrich herein.

„Hast Du das Läuten der unheimlichen Glocke in der vorigen Nacht auch gehört, Heinrich?“ fragte die Majorin.

„Ja, gnädige Frau, — ich hab's gehört.“ entgegnete der alte Diener mit unsicherer Stimme. „Es graut mir noch, wenn ich daran denke.“

Mit diesen Worten ergriff er das auf dem Nebentisch stehende Kaffeebrett und setzte die feinen porzellanenen Tassen darauf, um sie seiner Herrschaft zu präsentiren. Der sonst so gewandte Diener schien heute gänzlich die Fassung verloren zu haben. Als er die Lieblingstasse des Majors auf das Brett stellen wollte, entglitt sie seiner zitternden Hand, fiel auf den Boden und zersprang in tausend Stücke. Der Arme wandte sich mit einer flehenden Geberde zu seinem Herrn, — dieser aber sagte mit feuchtem Auge hastig zu dem alten treuen Diener:

„Geh', geh', Heinrich, — wir wollen uns heute Morgen schon selbst bedienen! Gräme Dich nicht um die Tasse, — ich kann mir in der Stadt eine viel schönere kaufen. Sattle mir mein Pferd, — ich muß hernach zum Herrn von Wendenburg hinüberreiten!“

Der Alte raffte die Scherben mit zitternden Händen zusammen und eilte, ohne ein Wort zu erwiedern, hinaus.

Der Major trat für einige Sekunden an das Fenster, um die Thränen zu verbergen, die in seinen Augen zitterten, setzte sich dann wieder an den Tisch und erzählte seiner Frau und Pflegetochter eine grausige Kampfsscene aus einem seiner Feldzüge, gleich als ob er geflissentlich darauf ausgehe, die Gemüther Beider mit Schreckbildern zu erfüllen.

Als das Frühstück beendet war, erhob er sich und sagte, daß er von dem Herrn von Wendenburg zum Mittagessen eingeladen worden sey und schwerlich vor Einbruch der Dämmerung heimkehren werde.

Mit diesen Worten verließ er den Gartensaal, schwang sich auf sein Pferd und ritt schnell davon.

* * *

In der kleinen Dorfschenke war es am Abend desselben Tages ungewöhnlich lebhaft. Das Geläut der prophetischen Glocke in den ersten Stunden der verflossenen Nacht war von mehreren Bauern gehört worden, und die unerklärbare grausenerregende Begebenheit ward jetzt von den zahlreich versammelten Gästen ausführlich besprochen, von denen jedoch einige nicht allein die sagenhafte Bedeutung des Geläutes leugneten, sondern es auch geradezu in Abrede stellten, daß die Glocke im alten Thurm einen Ton von sich gegeben habe. Vor Allem war es der Müller, der heftig gegen die Leichtgläubigkeit der Bauern eiferte.

„Der alte Stegmann hat ja eben gestanden, daß das Geläute von gestern Nacht ganz anders geklungen habe, als das, was er gestern vor acht Tagen gehört!“ rief er. „Damals war's scharfer Westwind, — so wird er wohl die Thurmglocke von Rodenstedt haben schlagen hören, und da's gestern Abend Nordwind gewesen ist, so hat Euch die Glocke von Wellendorf angeführt. Wenn eine Thurmuhr elf oder zwölf schlägt, ist's kaum zu unterscheiden, — namentlich wenn man den Kopf voll von schrecklichen Geschichten hat!“

„Gerad' weil ich mich neulich geirrt habe, kann ich heute desto gewisser sagen: gestern Abend hab'

ich mich nicht geirrt," versetzte der greise Stegmann. „Ich habe unsern jungen Herrn lieber, als mein Leben," fuhr er mit nassen Augen fort, — „er hat mir und meinen Kindern vor Zeiten so viel Gutes gethan, daß mir die Thränen über die Backen laufen, wenn ich nur daran denke, daß ich ihn vielleicht niemals wiedersehen soll. Eben deßwegen hab' ich auch Abend für Abend drüben auf dem Haidhügel gesessen, um zu horchen, ob die Glocke im alten Thurm wirklich läute, oder nicht. Gestern Abend spät hat sie geläutet: ich habe das nicht allein gehört, sondern auch gesehen, denn ich konnte ganz deutlich bemerken, wie sich die Glocke, deren schwarzer Klumpen durch das offene Schallloch scharf gegen den hellen Himmel abstach, langsam hin und her bewegte."

„Hast Du denn gesehen, daß sich die Glocke von selbst bewegt hat, Stegmann?" fragte der Müller mit spöttischem Ton.

„Meint Ihr vielleicht, daß sich Jemand den Spaß machen sollte, bei Nacht auf den alten, halb eingestürzten Thurm zu klettern, um die Leute zu erschrecken?" gab der Greis zurück.

„Warum sind der Herr Major, die gnädige Frau und das Fräulein denn heute so traurig?" fragte ein anderer Bauer, sich zu dem Müller wendend. „Das Läuten muß doch etwas zu bedeuten haben, sonst würden solche vornehme Herrschaften darüber lachen!"

Der Müller zuckte die Achseln und meinte, daß ihnen vermuthlich wichtigere Dinge im Kopfe herumgingen, als das Läuten einer alten Glocke.

„Wer weiß, ob sie nicht traurige Nachrichten von dem jungen Herrn bekommen haben," fügte er nachdenklich hinzu.

„Was gebt Ihr mir, wenn ich mich in den alten Thurm schleiche und die Glocke festbinde, daß sie sich nicht mehr rühren kann?" rief ein kecker Bursche, seiner glänzend schwarzen Haare wegen gewöhnlich der „schwarze Friedrich" genannt, welcher sich wie der Müller über den Aberglauben der Uebrigen lustig gemacht hatte.

„Du bist sonst ein ganz verwegener Geselle, Friedrich," versetzte einer seiner Altersgenossen, — „aber dies Kunststück wirst Du doch nicht ausführen!"

„Meinst Du, daß ich mich vor einer alten Glocke fürchte?!" lachte der schwarze Friedrich. „Wollen wir einen Thaler wetten, daß ich hinaufsteige?"

„Zwei, wenn Du willst," versetzte Jener ganz gelassen.

„Topp! es gilt!" rief Friedrich. „Damit Du aber hernach nicht sagst, ich sey nicht droben gewesen, so begleite mich mit einem Andern bis an die Thüre des Thurmes. Der alte Stegmann geht gewiß mit, — der hat ja jeden Abend ganz allein in der Nähe dieses alten Gemäuers gesessen."

Beide willigten nach einigem Besinnen ein und gingen trotz aller Abmahnungen von Seite der übrigen Gäste mit dem schwarzen Friedrich davon.

Der Letztere lachte und scherzte unterwegs und meinte, er wolle heut' Abend einmal die spuckende Glocke zur Ruhe bringen, — für zwei Thaler könne man solch' 'ne leichte Arbeit schon thun.

Als er mit seinen beiden Begleitern in die Nähe des Herrenhauses kam, murmelte der alte Stegmann:

„Die Herrschaft muß noch im Gartensaal sitzen, — es ist noch Licht darin!"

„Desto besser für Euch!" rief Friedrich scherzend; „Ihr werdet Euch dann nicht fürchten, wenn ich nicht mehr bei Euch bin!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Redakteur des „Carlisle Examiner", Herr Washington Wilks, ist vom Parlament kürzlich zur Haft verurtheilt worden, weil er in seinem Blatt veröffentlichte maßlose Verdächtigungen gegen Herrn Clive, Unterhausmitglied für Hereford, weder zurücknehmen noch erhärten wollte, und sitzt noch immer in den zwei allerliebsten Stuben im obersten Erker der Parlamentsgebäude als Gefangener. Dort hat er die Aussicht über London, Westminster und die Themse; er macht auf der Terrasse am Flusse täglich seinen Spaziergang; er empfängt Freunde, so oft und so viel er will; er kann sich von der Parlamentsgarküche die feinsten Speisen kommen lassen und seine Gäste bewirthen; es steht ihm am Sonntag ein Kirchgang frei, und wenn er Bücher oder Zeitungen will, braucht er's nur zu sagen. Ein paar kokette Eisenstäbe vor den Fenstern bilden das einzige Memento seiner zeitweiligen Gefangenschaft während der Zeit seiner Haft, die im schlimmsten Falle bis zum Ende der Parlamentssession dauern kann. Ist aber diese zu Ende, dann stellen sich die Nachwehen in Form der Wirthsrechnung ein,

die ihm der Sergeant at Arms als Gefangenwärter des Parlaments präsentirt. Kein Gastwirth der Welt setzt höhere Preise an als dieser Haushofmeister (in diesem Augenblick besitzt ein Bruder Lord John Russels diesen Posten), und von einer Applikation ist da keine Rede. Kann der Gefangene sie nicht bezahlen, so mag der Sergeant sehen, wie er zu seinem Geld kommt. Das ist seine Sache, und er muß früher wissen, welchen Gast er beherbergt.

Zu der Selbstständigkeit und Ungenirtheit amerikanischer Damen bildet folgendes Inserat aus den amerikanischen Zeitungen einen kleinen Beitrag: „Verirrt oder gestohlen — ein Individuum, welches in einem Augenblick des Müßigganges und der Einsamkeit ich die Dummheit begangen habe, zum Gatten zu nehmen. Es ist ein Bursche von gutem Aussehen, aber schwach von Charakter, gleichwohl schlau genug, um nach Hause zu gehen, wenn es regnet, falls eine hübsche Frau ihm nicht etwa ihren Schirm anbietet. Er hört auf den Namen Jim. Als man ihn zuletzt sah, ging er mit Julia Haris spazieren, die er auf offener Straße, und indem er närrischer aussah als je, um die Taille gefaßt hielt. Derjenige, der den armen Teufel erwischt und zurückbringt, so daß ich ihn wegen seines Hanges zum Nomadisiren und zur Flatterhaftigkeit derb züchtigen kann, wird eingeladen, den Thee einzunehmen bei Henriette A. Smith."

Am 3. Okt. wurde die höchste Spitze der Ostschweiz, der Piz Bernina (13507 schweizer Fuß oder 12.474 Pariser Fuß), zum zweiten Male erstiegen und zwar von drei Pontresinern, dem vielen Naturfreunden wohl bekannten Kreisrichter Joh. Saratz, dem Gemsjäger Joh. Rüedi und dem Fremdenführer Peter Jenni. Die Fernsicht von diesem majestätischen Punkte muß einzig seyn, da sie von keinen höheren Gebirgen verdeckt werden kann. Die ganze reiche Bergkette vom Orteles im Osten, am nördlichen Himmel hin bis zu den riesigen weißen Gruppen des Mont Blanc und Monte Rosa im Westen war frei; hingegen nach Italien zu verhüllte starker Nebel die Aussicht, so daß nur einzelne Häupter, namentlich der nicht ferne Monte della Disgrazia, hervorragten. Unter der nach Süden abfallenden roströthlichen Felswand der Bernina-Spitze zieht sich terrassenartig ein Eisfeld hinunter gegen das Thal des Torrente Lanterna, einen Zweig des Malenko-Thales. Auf der anderen Seite öffnet sich zwischen der erhabensten Gebirgswelt blos ein Blick auf ein Stückchen der Berinastraße und ein solcher auf etliche Häuser, Wiesen und Wald von Samaden und Bevers. Es war da oben — so erzählen unsere Pontresiner Jäger weiter — ganz warm, die Sonne schien angenehm, kein Lüftchen regte sich. Ihre Pulse schlugen wohl rasch, aber Niemand fühlte eine Spur von Unwohlseyn. Doch sie verweilten nur eine halbe Stunde auf der Spitze und gönnten sich keine Ruhe, sondern arbeiteten auch während dieser Zeit, um die mitgebrachte blecherne Fahne, bemalt mit dem eidgenössischen weißen Kreuz, aufzupflanzen und mit Steinen gehörig zu befestigen. Trotz der furchtbaren Eispartien, und obgleich sie noch bei Nacht zwei Stunden lang über Gletscher wandern mußten, langten sie, ohne besondere Schwierigkeiten erfahren zu haben, um 10 Uhr nach einem neunzehnstündigen angestrengten Marsche wieder in den Bernina-Wirthshäusern an, alle gesund, doch müde genug. Die Fahne oben kreist lustig auf Piz Bernina, und verkündet den unten Vorüberziehenden die zweite Besteigung.

Eine, wenn sie sich bestätigen sollte, interessante Entdeckung hat Professor Brown-Séquard auf dem Gebiete der Physiologie gemacht. In den Vorlesungen, die er in einem der ersten Londoner Hospitäler hielt, stellte er verschiedene Experimente mit Meerschweinchen an. Er hatte ihnen vor einigen Monaten gewisse Nerven abgeschnitten, in Folge dessen die hinteren Gliedmaßen gelähmt wurden, mit der Zeit indessen die Fähigkeit, sich zu bewegen, wieder erlangten; dabei trat aber die merkwürdige Erscheinung ein, daß man sie jederzeit in einen epileptischen Anfall versetzen konnte. Die Thiere verlieren nämlich, wie es scheint, durch das Abschneiden der Nerven alle Empfindung, außer in einer Backe, und sobald jener Punkt berührt wird, stellt sich sofort ein epileptischer Zufall ein. Vernichtet man nun das Empfindungsvermögen jenes reizbaren Punktes, so wird das Meerschweinchen nicht mehr von solchen Zufällen befallen. Nach der Ansicht des Professors Brown-Séquard gebe es nun auch im menschlichen Körper eine durch Galvanismus zu entdeckende Stelle, die, des Empfindungsvermögens beraubt, in gleicher Weise alle epileptischen Zufälle verhindern würde.

Der Dom in Wallis (Mischabel) ist am 16. September, wie man erst jetzt durch die Schwyzer Zeitung erfährt, von einer Gesellschaft von Wallisern, unter welchen der Pfarrer Imseng, definitiv erstiegen und auf der Kuppe ein Kreuz aufgepflanzt worden. Diesmal erfolgte die Besteigung vom Saasthal aus über Fee. Die Bergfahrt vom Thal bis zur Spitze dauerte von Mitternacht bis Nachmittags 2 Uhr, also vierzehn Stunden, und bei der Erklimmung der höchsten Spitze mußte jenes Kunststück angewandt werden, wo Einer über die Schultern des Andern steigt und so oben angelangt, die Uebrigen am Seile nachzieht. Bei dieser Ersteigung stellte sich heraus, daß von den zwei rivalisirenden Spitzen des Doms die nach dem Saasthal geneigte die höhere ist, da man von dieser aus über die andere (Großthal-Dom) hinaus den Monte Rosa sehen konnte.

Eine arme Frau in Bristol, die mit Drillingen niedergekommen war, wandte sich unlängst an die Mildthätigkeit der Königin Viktoria. Ihre Majestät übersandte ihr drei Goldstücke, für jedes der Kinder eines. In der Taufe erhielten die Drillinge die Namen Faith, Charity und Hope, d. h. Glaube, Liebe, Hoffnung.

Zweien Berliner Studenten wird eine Machination nacherzählt, welche einen recht drastischen Beitrag zu dem bekannten Schwank „humoristische Studien" bildet. Die beiden jungen Leute erwarteten ihren Wechsel, auf dessen Ankunft sie lange Zeit ihre Gläubiger vertröstet hatten. Allein der Wechsel blieb aus, und die Stunde, zu welcher die Gläubiger erscheinen sollten, nahte heran; was war zu thun? Man beschloß, eine neue Nutzanwendung aus dem Elektromagnetismus zu ziehen. Der Griff an der äußeren Thüre wurde in einen Leitkolben verwandelt, von diesem mit vielem Geschick ein doppelter Draht in einen sogenannten Rations-Apparat geleitet und nunmehr die Thüre verriegelt. Die Gläubiger nahten; so wie sie indessen den Thürgriff berührten, drehten die Studiosen wacker den Apparat und nöthigten die Eindringenden unter der prickelnden Empfindung der elektrischen Schläge zu schleunigem Rückzuge. Das Experiment gelang, die Manichäer entfernten sich und wurden am folgenden Tage, als der verspätete Wechsel eintraf, befriediget; natürlich erklärten die Schuldner, von dem räthselhaften Vorgang und seinen Gründen keine Ahnung zu haben. Se non e vero e ben trovato.

Preußische Soldaten werden gut auf den Füßen werden und etwas länger als andere laufen. Ein Kriegskommissär versteht das Sohlen- und Oberleder so zu verbessern, daß es sich ein Jahr länger als anderes hält. Bei der Armee soll das haltbare Leder eingeführt und allein am Schuhwerk die Summe von 125,000 Thaler gespart werden; das ist am niedlichen Friedensfuß, am Kriegsfuß aber wird eine halbe Million erspart.

Einen Begriff von der Ausdehnung der Tabaksfabrikation in Oesterreich gibt eine so eben ausgeschriebene Lieferung von Bändern zum Binden der Cigarrenpackete ꝛc. Der Bedarf für 1859 beläuft sich nämlich auf 63,500 Ellen Band und 1660 Pfund Zwirn.

(Der betäubte Professor.) Ein Professor der Chemie hatte im Collegium eine elektrische Batterie gefüllt und sagte zu seinen Zuschauern: „Sehen Sie, meine Herren, die Füllung dieser Flasche ist so stark, daß sie im Stande ist, einen Menschen zu tödten und einen Ochsen zu betäuben." Unversehens kam bei diesen Worten der Professor der Batterie zu nahe, sie entlud sich und warf ihn zu Boden. Die Studenten sprangen hinzu, um ihm beizustehen, allein es war unnöthig, denn mit den Worten: „Gott sey Dank, ich war nur betäubt," rappelte sich der Professor wieder auf.

Folgendes Faktum passirte unlängst in einer Lehranstalt zu Danzig. Ein etwa 8 Jahre alter Schüler erhielt von seinem Lehrer eine Vorschrift mit dem bekannten Reime: „Geh' treu und redlich durch die Welt, das ist das beste Reisegeld." Der Schüler schrieb ganz naiv: „Geh' treu und redlich durch die Welt, das Beste ist das Reisegeld."

(Originelles Gesuch.) Ein wissenschaftlich und musikalisch gebildetes militärfreies Dienstmädchen wünscht, da sie ihre gegenwärtige Kondition mit ihren politischen Ansichten nicht vereinigen kann, dieselbe mit einem anderweitigen Engagement zu vertauschen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Sonntag, 31. Oktober 1858.

Die prophetische Glocke.

(Fortsetzung.)

Da der alte Thurm auf drei Seiten von Buschwerk und niedrigen Bäumen umgeben war, so konnten sich die drei Bauern ohne Furcht, von den Bewohnern des Herrenhauses gesehen zu werden, der Thüre des ersteren nähern. Hier angelangt, blieben sie eine Weile stehen und spähten horchend zum Garten und zum Hofe hinüber, ob sich vielleicht noch einer der Dienstboten dort befinde. Alles war todtenstill, nur der Nachtwind ging rauschend durch die laubigen Lindenkronen, und hin und wieder schallte der Schrei des Wildes herüber, das weidend über die Wiesen am Flusse wanderte. Ueber dem düsteren Föhrenwalde stand der glühende Mond und erfüllte den duftdurchwehten Garten mit hellem Schein.

„Bleibt hier vor der Thüre stehen," flüsterte Friedrich seinen Begleitern zu, indem er eine kleine Schnur aus der Tasche zog; „ich will rasch hinaufsteigen und die Glocke so fest binden, daß ihr das Läuten gewiß vergehen soll! In fünf Minuten bin ich wieder bei Euch."

Mit diesen Worten trat er leisen Schrittes in den dunklen Thurm und stieg vorsichtig die schmale Treppe hinan, welche in das erste Stockwerk führte.

Als er auf der steinernen Flur desselben stand und bei dem hellen Mondlicht, welches durch die in der Mauer befindlichen Schießscharten fiel, nach der zum zweiten Stockwerk führenden Treppe umherspähte, sah er, wie sich plötzlich eine große graue Gestalt plötzlich vom Boden emporrichtete und mit emporgehobenem Arme lautlosen Schrittes auf ihn los kam.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte er in wilder Hast wieder die Treppe hinunter, packte seine staunenden Begleiter krampfhaft am Arm und zog sie, keines Wortes mehr mächtig, mit sich fort.

Um dieselbe Zeit saß der Major mit seiner Gattin und Pflegetochter in dem geräumigen Saale des Untergeschosses, aus dessen Fenstern man den mondbeglänzten weiten Garten überschauen konnte. An den Wänden des einfach möblirten großen Raumes hingen die Bilder aller der Vorfahren des Majors, welche seit dreihundert Jahren diesen Wohnsitz inne gehabt hatten und deren Gebeine sämmtlich in der Familiengruft im nächsten Kirchhof ruhten.

Der Major, welcher mit Einbruch der Dämmerung von seinem Ritt zurückgekehrt war, versuchte es mehrmals, ein heiteres Gespräch anzuknüpfen, allein die trübe Stimmung, die sich in seinen Zügen malte, hatte sich auch seiner Gattin und seiner Pflegetochter bemächtiget, so daß Beide sich Gewalt anthun mußten, um äußerlich ruhig zu erscheinen. Die Andeutung des Majors, daß es demnächst wieder zu einem ernsthaften Kampf an der Weser kommen werde, hatte sie mit mächtiger Angst um den bedrohten Sohn und Verlobten erfüllt, welche um so heftiger wirkte, da sie sich vor wenig Tagen schon ganz der Freude hingegeben hatten, ihn in der nächsten Zeit wieder zu sehen.

Der Major schien die ängstliche Stimmung der Seinen nicht zu beachten. Er saß mit gekreuzten Armen gedankenvoll in seinem Lehnsessel am Tisch, auf dessen weißer Decke der spielende Schein der Lampe seltsame Figuren bildete, und schaute durch die offene Thüre unverwandt in den mondbeleuchteten Garten hinein, gleich als ob er in der nächtlich schweigenden Natur Balsam für das heimliche Weh suchte, das in seinem Herzen wohnte.

Als er nach langem regungslosen Hinschauen endlich das graue Haupt emporhob und sein

Blick auf die uralten Ahnenbilder an der Wand fiel, deren Augen ihn so trübe, so wehmuthsvoll ansahen, preßte er die Hand vor die Stirn, sprang auf, schritt einige Mal durch den halberhellten Saal und nahm dann wieder neben seiner Gattin Platz.

„Wenn es doch erst Morgen wäre!" sagte Mathilde leise; „der Gedanke an die unheimliche Glocke wird mich kein Auge schließen lassen. Daß ihr Läuten mit Ferdinands Leben oder Tode in Verbindung stehe, wird kein vernünftiger Mensch behaupten, — aber bei jedem ihrer Töne, den ich hörte, würde ich denken: „Während ich hier in sicherer Hut der Ruhe pflege, ringt Ferdinand vielleicht in wildem Schlachtgewühl mit erbitterten Feinden!"

„Ja, der Gedanke quält auch mich ganz unbeschreiblich," sagte die Majorin. „Den ganzen Tag war es mir immer, als riefe mir eine Stimme zu: Warum hast Du Deinen Ferdinand ziehen lassen?!"

„Warum hast Du Deinen Ferdinand ziehen lassen!" wiederholte der Major halb wie für sich mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, indem er das ehrwürdige Haupt auf die Brust senkte und den starren Blick auf den Estrich heftete.

„Kannst Du denn nicht morgen oder übermorgen wieder nach der Stadt reiten und Erkundigungen über den Stand der Dinge einziehen, lieber Mann?" fragte die Majorin nach einer langen Pause.

„Da mir mein Freund, der Doktor Horn, versprochen hat, auf der Stelle einen reitenden Boten hierher zu senden, sobald er irgend etwas Wichtiges von der Armee des Herzogs von Braunschweig gehört oder gelesen habe," erwiederte der Major, „so würde ich mein armes Pferd nur nutzlos quälen, wollt' ich es in diesen heißen Tagen zu einem so weiten Ritt benutzen."

Kaum hatte er Dies gesagt, — als plötzlich die seltsam klaren Töne der prophetischen Glocke vom alten Thurm herüberklangen.

Weder die Majorin noch Mathilde konnte man des Aberglaubens beschuldigen, — aber Beide fuhren bei dem ersten Tone heftig erschrocken zusammen und horchten athemlos auf die unheimlichen Klänge, die gleichsam eine Bestätigung ihrer bangen Ahnungen zu seyn schienen. Keine vermochte vor Angst um den Fernen ein Wort über die Lippen zu bringen. Mathilde barg still weinend das Gesicht in ihr Tuch; der Major aber machte keinen Versuch, die Bekümmerten zu trösten, — er starrte mit regungslosem Blick fort und fort in den weiten Garten, auf dessen Blumen und Sträuchern der bleiche Mondschein lag.

Das Geläute war verklungen, aber noch immer herrschte banges Schweigen in dem dämmerigen Saal. Endlich fuhr der Major aus seinem dumpfen Hinbrüten auf und sagte mit fester Stimme zu dem eintretenden Diener:

„Heinrich, — morgen in aller Frühe soll der Zimmermann aus dem Dorfe kommen und die Thüren und Fenster des alten Thurmes vernageln! Ich will den boshaften Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, bei nächtlicher Weile in das alte Gemäuer zu schleichen, um uns durch das Läuten zu erschrecken, den Weg zum Glockenseil verbauen."

„Zu Befehl, Herr Major," versetzte der alte Diener mit unsicherer Stimme.

„Laßt uns zur Ruhe gehen," fuhr der Major fort, sich zu seiner Gattin und Mathilde wendend. „Wenn Gott unseren Ferdinand beschützt, so wird keine Macht der Erde ihn uns entreißen können; hat seine Weisheit es aber anders beschlossen, — — sollen wir denselben nicht wiedersehen, — so wollen wir standhaft ertragen, was er uns schicken wird."

Mit diesen Worten drückte er Beiden die Hand, wünschte ihnen eine gute Nacht und folgte dem alten Heinrich, der ihn allabendlich aus dem Gartensaal nach seinem Schlafzimmer im oberen Stock geleitete.

Eine halbe Stunde später herrschte tiefe Stille im alten Herrenhause und seinen Umgebungen; nur der warme Nachtwind rauschte leise in den dunkellaubigen Kronen der hohen Linden und Kastanienbäume, die gleich einer Schaar getreuer Hüter das Portal schützend umstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Harem.

(Nach dem Französischen.)

Einer der berühmtesten französischen Künstler der neueren Zeit befand sich zu Ende der dreißiger Jahre bei weiland Mehemet Ali, Pascha von Egypten, der ihn in besonderer Gunst hielt. Dieser Besuch, schon für sich allein ein erinnerungswerthes Erlebniß, wurde überdies noch durch ein ganz orientalisches Abenteuer bezeichnet.

Der Künstler war ein Gast im Palais des Vicekönigs und hatte die Gewohnheit, jeden Tag längere Spaziergänge durch die Stadt zu unternehmen, wobei ihn stets ein langer egyptischer Mantel einhüllte. Sein Weg führte ihn nothwendigerweise jedesmal durch dieselbe Straße und zwar unterhalb der unnahbaren Terrassen, die den Frauen des Pascha zum Ergehen in freier Luft angewiesen waren.

Einstmals, etwa zu Anfang der zweiten Woche seines dortigen Aufenthaltes, traf es sich, daß er früher, als gewöhnlich seine Promenade antrat. Er befand sich demnach fast allein in der Straße, was er jedoch nicht eher beachtete, als bis ein Gegenstand, der unter diesen Umständen nur für ihn bestimmt seyn konnte, zu seinen Füßen in den Staub fiel. Er hob ihn auf und erblickte eine weiße Rose, deren Stiel ein rothes Band umschlang. Gleichzeitig wehte das Ende einer Schärpe in derselben Farbe von der Brustwehr der Terrasse.

„Was soll das heißen?" fragte der Maler mit Erstaunen. Und sich der Mährchen in Tausend und Eine Nacht erinnernd, fügte er hinzu: „Es ist eine Liebeserklärung!"

In der That war die Sprache der symbolischen Gabe für den mit morgenländischen Gebräuchen schon einigermaßen vertrauten Künstler nicht schwer zu deuten. Was konnte die weiße Rose anders versinnlichen, als: „Ich bin eine Jungfrau des Harems;" so wie das rothe Band: „Ich brenne für Dich, aber ich liege in Banden."

Unglücklicherweise war der gefeierte Mann schon in Jahren vorgerückt und die Lorbeeren seines Ruhmes drückten sich auf bereits ergrauende Schläfen.

„Man hält mich für einen Andern," sagte er sich mit philosophischem Lächeln.

Nochmals um sich blickend, überzeugte er sich abermals, daß die Straße leer war.

„Wenn die Rose auch nicht für mich ist," dachte er, „so habe ich doch das Recht, sie zu behalten."

Und sich am Duft der Blume labend, setzte er seinen Weg fort, während seine Gedanken unwillkürlich bei der Seltsamkeit des Abenteuers verweilten.

Er gedachte noch desselben am anderen Morgen, als er dieselbe Stelle passirte; und wiederum fiel eine Rose vor ihm nieder und flatterte die rothe Schärpe über seinem Kopfe. Dritte Blume und drittes Zeichen am folgenden Tage und so fort die ganze Woche hindurch.

„Ohne allen Zweifel, es gilt mir!" sagte der Künstler, die sechste Rose aufhebend.

„Ich habe, ohne es zu wissen, einer der Frauen meines erhabenen Wirthes Neigung eingeflößt und stehe nun als zweiter Joseph vor dem modernen Pharao!"

Ungeachtet dieser Scherzreden fühlte der Künstler ein Interesse, das nicht ohne Unruhe war, und er vermochte von nun an nicht mehr, sich dem Pascha ohne eine gewisse, fast mit Gewissensbissen gemischte Verwirrung zu nähern. Uebrigens trug sich nicht das Geringste zu, das ihn auf die Spur der Unbekannten hätte führen können; nicht den Schatten einer Frau erblickte er im Palast des Pascha's; auch regnete es nach Ablauf der erwähnten Woche keine Rosen mehr von den Terrassen des Serail.

Inzwischen hatten Vicekönig und Künstler täglich lange Unterredungen mit einander, und der Letztere erklärte dem Ersteren das Daguerreotyp. Mehemet Ali war so entzückt über die Wunder dieser Entdeckung, daß er eigenhändig Experimente anzustellen wünschte; er studirte deßhalb mit Eifer das Wesen der Kunst, sowie das Verfahren bei der Ausübung, glaubte in Kurzem den Lehrer entbehren zu können und beschloß, in aller Feierlichkeit eine Probe seiner neu erlangten Geschicklichkeit abzulegen.

„Wenn das Wetter morgen schön ist," sprach er zum Künstler, „wollen wir unsere neuen Hafenbauten besichtigen; ich werde Ihr wunderbares Instrument mit mir nehmen und selbst damit Wunder vollbringen."

Am folgenden Tage strahlte Egyptens Sonne so feurig wie je, und der Pascha, mit dem Maler und einigen Offizieren im Gefolge, machte sich bei Zeiten auf den Weg. Im Augenblick, als sie bei einer Bade-Anstalt für Frauen vorbeikamen, hielt der Künstler plötzlich sein Pferd an.

Ein prächtiges Bouquet war auf den Sattelknopf gefallen und der ganze Zug beglückwünschte ihn wegen des angenehmen Ereignisses.

„Zweites Kapitel meines Romans," dachte der also Bevorzugte; „meine verliebte Unbekannte badet in diesem Hause."

Dann, bemerkend, daß Jedermann sein Bouquet mit der lebhaftesten Neugierde untersuchte, fing er an, es selbst sehr aufmerksam zu betrachten. Die Blumen, welche den Strauß bildeten, waren eben so selten, als eigenthümlich und die Zusammenstellung noch viel eigenthümlicher. Augenscheinlich barg sich ein verführerisches Räthsel in dieser duftenden Form, und der Künstler fühlte einen

wahrhaft heftigen Verdruß, es nicht lösen zu können.

„Sie suchen den Sinn dieser lieblichen Botschaft, mein Herr," sagte ein junger Offizier vom Gefolge des Pascha, welcher geläufig französisch sprach; „wenn Sie mir erlauben wollen, den Strauß einen Augenblick zu studiren, so übernehme ich es, Ihnen die Erklärung zu geben."

„Mit Vergnügen," entgegnete der Maler, indem er das Bouquet hinreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Artikel, der erst kürzlich aus Birma eingeführt worden, verspricht für Chemiker und Fabrikanten mit der Zeit sehr nützlich zu werden. Im Handel kommt er unter dem Namen Rangoon-Theer vor. Er ist eine Art Erdpech, das von den Birmanen in der Nähe des Frawaddy aus Löchern, die sie in den Boden graben, geschöpft und dann in eisernen Gefäßen hermetisch verschlossen wird. Nachdem schon früher von einzelnen Chemikern Versuche damit angestellt worden, sind dieselben jetzt mit äußerst günstigem Erfolge in der berühmten Lichterfabrik von Pries zu Vauxhall im Großen wiederholt worden, worüber Mr. Barlow in einer Vorlesung in der Royal Institution einiges Nähere mitgetheilt hat. Aus dem schwarzen Theer gewinnt man nämlich eine schöne wachsähnliche Substanz, Belmontine, und die daraus bereiteten Kerzen sind so klar und brennen so hell, daß Wachskerzen dagegen dunkel erscheinen. Außerdem erhält man drei verschiedene Arten Oel — eins, das in einer Flasche etwa wie Branntwein aussieht, eine sehr helle Flamme gibt, sich aber nur mit einem Dochte entzündet, so daß dabei keine Explosion zu befürchten ist, die beiden anderen, von brauner Farbe, eignen sich zum Schmieren der Maschinen, da sie das Metall durchaus nicht wie andere Oele angreifen. Ein daraus gewonnenes Fleckwasser entfernt Flecken aus Stoffen aller Art, selbst Seide von den zartesten Farben und hat man endlich auch noch Proben von einem herrlichen Scharlachpulver daraus bereitet, das zum Färben verwendet werden kann.

Der Maire von Dijon hat den Verkauf von neuem Wein über die Straße vor dem 1. Nov. verboten; „denn," heißt es in dem Erlasse dieses umsichtigen Vaters der Stadt, „der neue Wein ist der Gesundheit nachtheilig."

Man war bisher der Ansicht, das Heidelberger Faß sey mit seinen 365 badischen Ohm das größte in Deutschland. Dem ist nicht so, vielmehr, wie in Ludwigsburg das größte und ausgedehnteste Schloß mit acht durch Gallerien und Pavillons symmetrisch verbundenen Palästen sich befindet, so befindet sich dort unter demselben auch das größte Faß in Deutschland mit 300 würtembergischen Eimern, mehr als 600 badischen Ohm, in einem eigens dazu erbauten Keller. Bekanntlich ist Würtemberg dasjenige Land in Deutschland, welches am meisten Wein erzeugt; ihm gebührt also auch das größte Faß, und man muß also auch künftig sagen: „Beim großen Faß zu Ludwigsburg."

Eitelkeit. „Was ist eitler als ein junges Frauenzimmer?" rief eifernd die Muhme. „Ein altes!" erwiederte die Nichte lachend, und mitlachend sagte Jene: „Nach solcher Meinung wirst Du also täglich eitler werden!"

Auf die Schönen.

(Nach Anakreon.)

Zeus gab den Stieren Hörner,
Den Fischen gab er Flossen,
Den Schlangen Gift, und Hufe
Gab er den edlen Rossen,
Dem Löwen einen Rachen,
Den scharfen Zahn den Affen,
Dem Adler mächt'ge Schwingen:
So Allen ihre Waffen.

Dem Manne gab er Stärke,
Vernunft und Geist und Willen,
Doch was gab er den Frauen?
Ich will es gern enthüllen:
Zeus gab den schönen Weibern,
Auf daß sie ihnen diene
Zu Schutz und Trutz und Wehre:
Die mächt'ge Crinoline.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Dienstag, 2. November 1858.

Die prophetische Glocke.

(Fortsetzung.)

Die Aussage des kecken Burschen, welcher die Glocke hatte festbinden wollen, daß ihm im oberen Stocke des Thurmes eine riesengroße graue Gestalt mit drohender Geberde entgegengetreten sey, erregte ein ungeheueres Aufsehen im Dorfe. Seine Erzählung fand um so mehr Glauben, weil er für den furchtlosesten, verwegensten und klügsten in der ganzen Gegend galt, und weil die Folgen des Schreckens, den er ausgestanden, noch am anderen Tage in seinem todtenbleichen Antlitz sichtbar waren. Niemand vermochte eine vernünftige Erklärung der räthselhaften Begebenheit vorzubringen, und selbst der ungläubige Müller wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Am folgenden Tage sprengte ein Bote aus der Stadt vor die Thüre des Herrenhauses, gab einen Brief an den Major ab und ritt wieder davon.

„Ich will mir zehn Kugeln durch den Kopf jagen lassen, wenn das nicht ein Unglücksbrief ist!" murmelte der alte Heinrich, die Zähne zusammen beißend, indem er das Schreiben seinem Herrn hintrug. — „Der Kerl machte ein verdammt trauriges Gesicht. Als ob's des Unglücks noch nicht genug wäre!" setzte er, die Faust ballend, hinzu. „Meine arme Herrschaft!"

Der Major ergriff das Schreiben, warf einen Blick auf die Adresse und schritt, ohne dasselbe zu erbrechen, mit geisterhaft bleichem Angesichte nach dem Zimmer, wo seine Gattin und Mathilde saßen. Vor der Thüre blieb er eine Weile tief aufathmend stehen, gleich als wolle er seine ganze Kraft zu seiner schweren Aufgabe sammeln, — dann trat er rasch ein.

„Mir däucht, als ob dieser Brief, den mir mein Freund Horn soeben durch einen reitenden Boten geschickt hat, eine Unglücksnachricht enthielte," sagte er mit tonloser Stimme. „Ich wage es kaum, ihn zu erbrechen."

Die Majorin und Mathilde sprangen erschrocken empor, und die Erstere riß das Schreiben mit zitternden Händen auf. Ein zweites, bereits eröffnetes fiel ihr daraus entgegen, und da der erste Brief nur wenige Worte enthielt, so ergriff sie jenes und überflog es in fieberhafter Hast. Kaum aber hatte sie einige Zeilen gelesen, so sank sie mit dem Schrei: „Großer Gott! Ferdinand ist in der Schlacht gefallen!" wie bewußtlos auf einen Sessel nieder.

Mit dem Blick stummer Verzweiflung riß Mathilde den unheilverkündenden Brief an sich, — sie vermochte das Schreckliche noch nicht zu glauben. Es war ein Schreiben eines Verwandten des Doktors Horn, Namens Wächter, welcher als Hauptmann in der Armee des Herzogs von Braunschweig stand und ihm meldete, daß es am 1. August bei Minden zu einer blutigen Schlacht gekommen sey, in der die Franzosen eine starke Niederlage erlitten haben. Unter den Gefallenen befinde sich auch der Sohn des Majors von Holmstein.

Die unglückliche Braut sank laut schluchzend in die Arme ihrer trostlosen Pflegemutter, — der Major aber stand regungslos vor ihnen da und schaute sie mit unsagbar schmerzlichem Blicke an.

„Gott sey gelobt, — der Schlag hat sie vorbereitet getroffen!" sprach er leise vor sich hin. „Hätt' ich ihnen die entsetzliche Kunde vorgestern überbracht, wo ihre Herzen dem nahen Wiedersehen so selig entgegenschlugen, — der jähe Schreck würde sie vielleicht getödtet haben!"

Und als der erste grimme Schmerz Beider endlich vorüber und sie im Stande waren, auf die tröstenden Worte des alten Kriegers zu hören,

gestand ihnen Dieser, daß er das Schreiben des Offiziers schon bei seiner letzten Anwesenheit in der Stadt gelesen, — seinen Freund aber gebeten habe, dasselbe erst nach Verlauf von einigen Tagen zu schicken, damit ihnen die volle Wahrheit erst nach und nach bekannt werde.

„Ihr blicktet seit Ferdinands letztem Schreiben mit einer solchen Freudigkeit in die Zukunft," sagte er, „daß ich Euch erst mit dem Gedanken an die Möglichkeit fernerer Gefahren für Ferdinand vertraut machen mußte, ehe ich Euch die schreckliche Nachricht mittheilen durfte. Um Euch auf die Trauerkunde vorzubereiten, ließ ich die Glocke im alten Thurm durch Heinrich anschlagen und erzählte Euch, daß demnächst vielleicht eine Schlacht stattfinden werde. Ich erreichte meinen traurigen Zweck; Euere Gemüther wurden mit bangen Ahnungen erfüllt und erwarteten nur schmerzliche Kunde. Ich habe mächtig gekämpft, um das tiefe Weh meines Herzens nicht offenbar werden zu lassen; ich danke Gott, daß er mir die Kraft verliehen hat, es Euch einigermaßen zu verbergen."

Drei namenlos traurige Tage vergingen den Bewohnern des einsamen Herrenhauses; es war, als ob dasselbe ausgestorben sey, — solch' eine unheimliche Stille herrschte in den weiten Räumen. Obgleich der Major Tag und Nacht keine Ruhe vor dem Gedanken fand, daß der letzte Sproß seines Stammes vor ihm in's Grab gesunken sey und daß der Wohnsitz seiner Väter das Eigenthum Fremder werden müsse, so bot er doch Alles auf, um in Gegenwart seiner Gattin und seiner Pflegetochter seinen Schmerz nicht blicken zu lassen und sie mit milden Worten zu trösten.

Der vierte Tag neigte sich seinem Ende zu. Der alte Heinrich saß mit dem Lieblingshunde des Majors traurig vor dem breiten Gitterthor, das in den Hof führte, und dachte an die freudenleere Zukunft. Das Geschick des treuen Dieners war seit vielen Jahren so eng mit dem seines Herrn verwachsen, daß er alles Glück und Unglück, was seine Herrschaft traf, als sein eigenes betrachtete.

Als er noch so dasaß und grübelte, sprang plötzlich der Hund empor, streckte den Kopf einige Sekunden vor sich hin und schoß dann wie der Blitz dem gegen Westen liegenden Dorfe zu.

Der alte Diener erhob langsam das graue Haupt, um zu sehen, was das Thier aus seiner Ruhe aufgestört habe. In diesem Augenblicke schlug das rasende Freudengejauchze desselben an sein Ohr, und er sah, wie es mit gewaltigen Sätzen zu einem Reiter emporsprang, der auf dem breiten Haidwege dahergetrabt kam. Der Alte rieb sich die Augen, — starrte den Reiter an, bis dieser nur noch einige hundert Schritte entfernt war, stieß dann ein unartikulirtes wildes Geschrei aus, stürzte in toller Hast in's Haus, umklammerte den Arm des Majors und deutete, keines Wortes mächtig, mit verklärtem Gesicht in den Hof.

„Was ist Dir, Heinrich?!" rief der Major, erstaunt über das seltsame Benehmen des Dieners; „Du bist ja wie von Sinnen!"

„Er kommt! Er kommt!" schrie der treue Alte da endlich und stürzte, von seinem Herrn gefolgt, wieder auf das Thor zu, durch welches der Reiter soeben in den Hof sprengte.

„Ferdinand! Mein Ferdinand!" schrie der Major und flog auf den Reiter zu, der sich in einem Nu vom Pferde schwang und mit dem Jubelruf: „Mein Vater!" in die Arme des alten Kriegers eilte.

(Schluß folgt.)

Im Harem.

(Fortsetzung.)

Der Offizier drehte und betrachtete es nach allen Seiten, athmete den Geruch jeder Blume ein, und äußerte sich zuletzt folgendermaßen:

„Die Schläge meines Herzens sagen mir, daß „ich Dich liebe; spricht das Klopfen des Deinigen „von Deiner Liebe zu mir? Meine Gestalt ist „ohne Flecken, wie meine Seele rein von jeder „anderen Neigung; strahlt Deine Seele ebenfalls „in fleckenloser Beständigkeit? Ich seufze nach „der Freiheit, nur um Deine Sklavin zu werden; „willst Du Dich meinen Herrn nennen und mir „helfen, die Freiheit zu gewinnen? Gehe nicht „mehr Morgens unter den Terrassen, sondern „Abends. Die weißen Rosen werden wieder auf „Dich hernieder schweben; oh mein Vielgeliebter! „und ihr Duft ist nicht weniger süß am Abend, „als am Morgen. Wenn Du mir je begegnest, „wirst Du mich an einer rothen Schärpe erkennen."

Nachdem der Offizier diese ganz eigenthümliche Lektüre beendet hatte, reichte er das Bouquet dem Künstler, der seinerseits, diesmal vom Pascha selbst beglückwünscht, nachdenklich wurde und lächelte.....

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte er endlich, zum gefälligen Dolmetscher gewendet; „aber

ich bitte Sie, Ihr Werk zu vollenden, indem Sie eine des Briefes würdige Antwort zusammenstellen."

„Das ist leicht zu vollbringen," sagte der Offizier und löste das Bouquet von einander.

Durch eine geringe Veränderung in der Reihenfolge der Blumen, gab er dem Bouquet folgende Bedeutung:

„Ja die Schläge meines Herzens sagen mir, „daß ich Dich liebe; ja meine Seele ist rein, wie „die Deinige von jeder Unbeständigkeit! Ich will „Dich befreien, unter der Bedingung, Dein Sklave „zu werden und nicht Dein Herr. Ich werde „diesen Abend unter den Terrassen ein Zeichen „von Dir erwarten, meine Vielgeliebte! Alle „meine Gedanken sind bei Dir, am Abend wie „am Morgen. Wo Du mir begegnen mögest, „wirst Du mich an meinem blauen Mantel erkennen."

„Vortrefflich, mein Herr, vortrefflich!" rief der Maler und nahm das Bouquet zurück.

„Vortrefflich!" wiederholte der ganze Zug, der in diesem Augenblick beim Hafen anlangte.

Dort sprach man noch einige Zeit über das dem Künstler widerfahrene Abenteuer, indeß dieser selbst es bald zu vergessen schien, um die Daguerre'schen Versuche zu überwachen.

Mit einigem Rath und einiger Hülfe ging der Vicekönig mit Ehren durch das Experiment und bald hatte die feurige Sonne scharf und deutlich die Perspektive auf die von ihm kunstgerecht aufgestellten Platten gezeichnet. Man unterschied darauf die Rhede, bedeckt mit vor Anker liegenden Schiffen; weiterhin das funkelnde Meer; schwarze mit Leuchtthürmen gekrönte Felsen; Hafendämme von Granit, sich in die Fluthen streckend; weiße Gebäude der neuen Stadt aus den düsteren Ruinen des Nekropolis ragen; Araber in unbeweglicher Stellung inmitten der Gräber, oder von den Spitzen der Moscheen die Arme emporstreckend; — Alles zusammen ein ganz pittoreskes Bild. Drei Mal unternahm der Pascha die Probe von drei verschiedenen Standpunkten aus, und jedesmal wurde sie von gleichem Erfolge gekrönt; so daß zuletzt der fürstliche Schüler, von seinem Lehrer selbst beglückwünscht, beschloß, seinerseits Lehrer zu werden. Er umgab sich demnach mit den jüngeren Offizieren seiner Eskorte, unterwies sie bei einem vierten, von ihnen anzustellenden Versuch, und sah denselben so wohl geglückt, daß er die Freude hatte, sich als wohlbefähigten Professor der Daguerreotypie begrüßt zu sehen. Er war mit sich selbst in einem solchen Grade zufrieden, daß er am liebsten seine neue Kunst vor dem versammelten Volke von ganz Egypten ausgeübt hätte; da dies jedoch nicht wohl thunlich war, so entschädigte sich sein Geist durch eine Idee, welche für ihn ganz verdrießliche Folgen haben sollte.

„Kehren wir in den Palast zurück," sagte er mit Lebhaftigkeit zu dem Künstler. „Ueberlassen Sie mir dort das Daguerreotyp für eine Stunde und fügen Sie einige für die Aufnahme des Lichtes wohlpräparirte Metallplatten bei."

„Euere Hoheit wird befriedigt werden," entgegnete der Franzose mit geschmeidiger Höflichkeit.

Bald aber überfiel ihn ein Beben, denn Mehemed-Ali sprach von seinen Frauen.

„Ihre Frauen, gnädiger Herr?" rief er, das Bouquet, das er hielt, noch fester pressend; „vor Ihren Frauen wollen Sie mit dem Daguerreotyp experimentiren?"

„Wie Sie sagen," erwiederte Seine Hoheit mit Lächeln, „und eben deßhalb muß ich dies Mal Ihr Instrument ohne Ihren Beistand benützen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der jetzt von uns geschiedene Komet, dessen Geschwindigkeit sich mit zunehmender Entfernung verringert und in seiner Sonnenferne kaum noch der halben Geschwindigkeit einer Kanonenkugel gleichkommen wird, nähert sich vom Jahr 2909 an wieder mit wachsender Geschwindigkeit der Sonne und Erde und nachdem, von jetzt an gerechnet, 70 Generationen des Menschengeschlechts über die Erde gegangen sind, wird Donati's Komet wieder erscheinen und denjenigen Nachkommen unserer Kindeskinder, welche 3909 schreiben, wie uns am Himmel glänzen.

Ein Fabrikant im Pariser Stadttheile der Madelaine ist verhaftet worden, weil er seinem zehnjährigen Töchterchen zur Strafe die Hand so lange über eine Spiritusflamme hielt, bis ihr das Fleisch verkohlt von den Knochen fiel.

Die Chinesen sind arge Schlauköpfe, aber in Kriegshändeln noch ungemein naiv. Als sie un-

längst einen englischen Vorposten aufheben wollten, rückten sie zwar leise, leise, doch mit brennenden Laternen heran und wurden natürlich sofort zusammengeschossen. „Warum kommt Ihr denn mit Laternen?" fragte man einen Gefangenen. — „Wie hätten wir denn bei dem Ueberfalle sehen können ohne Licht?" entgegnete der bezopfte Tapfere.

Einem Berliner Trödler ist, dem „Publicisten" zufolge, kürzlich durch Industrieritter ein sehr komischer, wenn auch für ihn empfindlicher Streich gespielt worden, der ihn für seinen Geiz und seine Geschäftsunvorsichtigkeit hart genug gestraft hat. Ein anscheinend sehr bedürftiger Maler, dem Trödler oberflächlich bekannt, bietet demselben ein etwas verräuchertes Bild, eine Venus vorstellend, zum Kauf an. Der Alterthumskrämer weist ihn ab, da der geforderte Preis von 12 Thlrn. ihm zu hoch erscheint. Betrübt schleicht der Maler von dannen. Kaum ist er fort, so fährt eine glänzende Equipage bei dem Trödler vor, ein höchst eleganter Herr springt athemlos heraus und stottert in fremdländischem Accent, ob nicht eben ein Maler mit einem alten Bilde dort gewesen. Verdutzt bejaht der Trödler die Frage. — Und Sie 'ab den Errn gehen laß? — Ja. — Sie seyn ein Mann ohn Verstand, Sie seyn ein Ignorant! Der Bild seyn eine alte Guido Reni, für das ich zahl' jede Preis. Wo wohn' der Maler? — So dumm ist nun freilich der dümmste Trödler nicht, seine Einkaufsadressen zu verrathen. — Ich weiß es nicht, will es aber zu erforschen suchen. — Schaff' Sie mir der Bild, ich geben bis 600 Dukaten davor. — Schön! — Hier 'ab Sie vorläufig ein Louis vor Ihre Demarchen. — Der vornehme Herr macht sich fort mit der Bemerkung, daß er nach zwei Tagen wieder vorfragen werde. — Der Trödler macht sich sofort auf den Weg zu dem Künstler, dessen Dachstübchen er bald erfragt. Er findet ihn anwesend, das ersehnte Bild in der Ecke lehnend, und erklärt bei dessen Anblick, daß er sich besonnen habe und es für den geforderten Preis kaufen wolle. Jetzt zieht jedoch der Maler andere Saiten auf. Ein Freund sey eben bei ihm gewesen und habe ihm mitgetheilt, daß ein Engländer in Berlin anwesend, der alte Bilder kaufe und sehr gut bezahle; den wolle er aufsuchen und seine Waare zeigen. Nach vielem Hin- und Herreden zeigte sich der Maler endlich gefügiger und überläßt schließlich dem eifrig gewordenen Trödler das qu. Bild für den Preis von 40 Stück Friedrichsd'or. — Der glückliche Antiquar trägt seinen Schatz nach Hause. Der vornehme Fremde aber soll heute noch kommen.

Ein Schriftchen von etwas wunderlicher Form, aber doch vielfach belehrendem und ergötzendem Inhalt ist die von H. F. Maßmann herausgegebene Broschüre: „Die hohe Schule. Ein Traum. Den Jugendfreunden zum Willkommen und Andenken bei der 300jährigen Jubelfeier Jena's." (Berlin, Schneider, 1858.) Die Schrift enthält eine Menge der anziehendsten Curiosa, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben und Treiben deutscher Professoren und Studenten. An wunderlichen Käuzen hat es unter jenen bekanntlich nie gefehlt und Maßmann theilt von vielen derselben sehr ergötzliche charakteristische Züge mit. Der Professor Thomas Haselbach von Wien las 22 Jahre publice über das erste Kapitel des Jesaias, ohne es zu Ende zu bringen; sein Bewunderer Aegidius Guthmann theilte seine Vorlesung über die ersten fünf Verse des ersten Buches Moses in 24 Bücher; Crusius las acht Jahre an den Psalmen, ohne bis zur Hälfte zu kommen; Petrus Pontanus pflegte an sein Auditorium, wenn er gebechert hatte, nur ein neunfaches P zu schreiben, des Inhaltes: „Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibetur Praelegere"; Eobanus Hesse nahm seine Kanne Wein mit auf das Katheder und nahm zu jedem schönen Dichterverse einen Schluck, „so daß ihm am Ende alle schön vorkamen"; Friedrich August Wolf in Berlin pflegte, wenn er für sich studiren wollte oder überhaupt keine Lust zum Lesen hatte, öfter an seinen Hörsaal zu schlagen: „Ich werde auf acht Tage krank seyn"; dagegen wurde Professor Walch in Göttingen allemal in den Ferien unpäßlich, weil er nun nicht lesen konnte.

Die Prager Schneider sind für die Erhaltung des in der neuesten Zeit so sehr angefeindeten Fracks. Nach ihrer Ansicht wäre ein Wechsel des schwarzen Fracks mit dem blauen in der Art angemessen, daß ersterer als Trauerkleid, bei offiziellen Visiten und ernsten Funktionen, der letztere hingegen bei Hochzeiten, Bällen, Soiréen u. dgl. mit lichten Beinkleidern getragen würde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Freitag, 5. November 1858.

Die prophetische Glocke.

(Schluß.)

Worte vermögen das Entzücken, womit Mutter und Braut den Todtgeglaubten an ihr Herz drückten, nicht zu schildern; der plötzliche Uebergang vom tiefsten Schmerz zur höchsten Freude erschütterte die Erstere so mächtig, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte.

Ergreifend war es, die Freudenäußerungen des alten Heinrich zu sehen. Als er seinem jungen Herrn mit stürmischer Heftigkeit die Hand gedrückt und von Diesem auf's herzlichste begrüßt worden war, rannte er im ganzen Hause herum, schrie die Dienstboten zusammen, erzählte ihnen jubelnd, daß er den Heimgekehrten zuerst gesehen habe, packte zwei der Jüngeren beim Arm und schleppte sie vor das Angesicht seines jungen Herrn, damit Dieser ihre Huldigung entgegennehme. Er war so verwirrt im Kopf, daß er zuletzt nicht mehr wußte, was er that; wäre ihm einer seiner Kameraden nicht bei seinen Geschäften behülflich gewesen, er würde alles verkehrt gemacht haben.

Endlich war der junge Krieger denn auch im Stande, seine Schicksale zu erzählen. Dieselben lassen sich in wenige Worte zusammenfassen.

Bald nach der Absendung seines letzten Briefes hatte sich gerade das Gegentheil von Dem eingestellt, was er gehofft: anstatt, daß die Aussichten zum Frieden sich mehrten, deuteten alle Bewegungen der Feinde darauf hin, daß sie den Feldzug durch eine entscheidende Schlacht zu beenden gedachten. In der Nähe von Minden stießen die beiderseitigen Heere denn auch am 1. August aufeinander und es entstand ein erbitterter Kampf, welcher lange hin- und herschwankte. Ferdinand war bei einem Cavallerieangriff, den sein Regiment mit dem glücklichsten Erfolge ausführte, mit seinem tödtlich getroffenen Pferde gestürzt und dabei unter dasselbe zu liegen gekommen. Da die Seinigen sein Rufen nicht zu hören vermochten, und er selbst wegen einer nicht unbedeutenden Armwunde nicht im Stande war, sich von der auf ihm liegenden Last zu befreien, so glaubten seine Kameraden, er sey gefallen. Erst am folgenden Tage ward er von den Bauern der benachbarten Dörfer ganz erschöpft unter dem Pferde hervorgezogen und in den nächsten Ort gebracht, wo er eine ganze Woche hindurch das Bett hüten mußte. Als er aber, einigermaßen wieder hergestellt, von einem seiner Kameraden hörte, daß man ihn zu den Gefallenen gezählt und daß der Hauptmann Wächter dem Doktor Horn seinen Tod gemeldet habe, machte er sich sogleich auf, um durch sein persönliches Erscheinen dies Gerücht Lügen zu strafen.

Das Glück der freudetrunkenen Eltern und der jubelnden Braut ward noch durch die Mittheilung Ferdinands erhöht, daß er bereits um seinen Abschied eingekommen sey, weil die Wunde am rechten Ellenbogen seinen Arm zur kräftigen Führung des Säbels untüchtig gemacht habe.

Als die vier Glücklichen eine Stunde nach Ferdinands Ankunft im großen Gartensaal traulich bei einander saßen und sich ganz der Freude des Wiedersehens hingaben, trat der alte Heinrich herein und fragte den Major mit einer halb verlegenen und halb zuversichtlichen Miene, ob er sich eine Gnade ausbitten dürfe.

„Bitte, was Du willst, alter Bursche!" rief der Major fröhlich. „Wenn's nicht über meine Kräfte geht, so sollst Du's noch in dieser Minute haben."

„Dann lassen Sie mich das fatale Stück Metall, was da drüben hängt, — Sie wissen wohl, welches ich meine, Herr Major, — morgen

nach dem Juden in der Stadt fahren, damit der's in tausend Stücke zerschlägt!"

Diese bescheidene Bitte ward ihm lachend gewährt, und in seiner Freude rannte er sogleich nach dem Dorfe, schrie alle Gäste und Bewohner desselben zusammen und haranguirte sie folgendermaßen:

„Ihr habt hoffentlich schon gehört, daß unser junger Herr vor einer Stunde wiedergekommen ist, und wer's nicht weiß, dem sag' ich's hiermit, daß er gesund und frisch mit meiner Herrschaft im Gartensaal sitzt. Irgend ein unverständiges oder boshaftes Menschenkind hatte meinem Herrn geschrieben, er sey todt, und da Dieser solch' eine herzbrechende Nachricht der gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein nicht so mir nichts dir nichts hinterbringen wollte, so mußt' ich zwei Abende hintereinander die fatale Glocke im alten Thurm läuten. Ja, sperrt die Mäuler nur auf, — mit dieser Faust hab' ich das Ungethüm in Bewegung gesetzt! Mir war's verdammt grausig zu Muthe zwischen all' den Fledermäusen und Spinnen und Eulen, — aber für meine Herrschaft spaziere ich selbst in die Hölle hinein. Dem schwarzen Friedrich mag's gewiß etwas kurios im Kopf geworden seyn, als er mich in meinem langen grauen Rocke droben gesehen hat; der Bursche hat übrigens Courage und braucht sich nicht zu schämen, daß er seine Wette verloren, — andere Leute wären noch eher davon gelaufen! In Zukunft soll das verdammte Stück Metall keinem mehr Schrecken einjagen," schloß er mit triumphirender Miene seine Rede; „morgen schmeiß' ich's vom Thurm, fahr's nach dem Juden in der Stadt und schenke das Geld, welches ich daraus löse, den Armen hier im Dorf. Bei Gelegenheit werde ich meinen lieben jungen Herrn schon dahin bringen, daß er das ganze Eulennest sammt allem Ungeziefer über die Seite schaffen läßt."

Und ohne die hundert Fragen zu beachten, mit denen die Erstaunten und schwer Begreifenden ihn bestürmten, trank er behaglich sein Glas aus, wünschte Allen eine gute Nacht und lief heim, um seine Funktionen, so gut es gehen wollte, wieder zu versehen.

Im alten Herrenhause waltete längst tiefe nächtliche Stille, und Alles ruhte im Arm des Schlummers, — der Major aber stand noch am Fenster seines alterthümlichen Schlafgemaches und blickte mit freudeverklärten Zügen auf den duftdurchwehten Garten und die weite schweigende Haide hinab, über welche sich majestätisch des Himmels tiefblaue Riesenkuppel wölbte, deren freundliche Sterne mildes Licht auf die träumende Erde herniedersandten.

„Nein, mein Ferdinand ist nicht todt!" sprach er mit seligem Gefühl leise vor sich hin. „Er lebt, — er ist hier und wird diese Stätte in einen Wohnsitz der Freude verwandeln!"

Im Harem.

(Fortsetzung.)

Der Künstler erkannte wohl, daß wie civilisirt der alte muselmännische Häuptling auch unleugbar war, die orientalische Eifersucht doch nach wie vor seinen Harem bewachte. Nicht ohne starke Versuchung gedachte er der weißen Rosen:

„Wenn ich mit dem Daguerreotyp den Harem betreten könnte, welch' herrliche Gelegenheit, die Odaliske mit der rothen Schärpe zu sehen!"

Vergebens machte er dem Pascha bemerklich, wie wenig sicher die Sache noch sey, und wie er noch vor ganz Kurzem der Anleitung benöthiget gewesen wäre; welcher Demüthigung seine Eigenliebe ausgesetzt seyn würde, falls der Versuch vor allen Frauen mißglückte; wie sehr sein — des Künstlers — Alter und Erfahrung als Lehrer ihm ein Recht gäben, mit einer Ausnahme beehrt zu werden..... Auf alle diese ohne Zweifel ganz vortrefflichen Gründe erwiederte der Pascha mit einem boshaften Kopfschütteln und indem er auf der Schwelle des Palastes, sich den weißen Bart streichend, nochmals wiederholte:

„Ihr Daguerreotyp auf eine Stunde, mein lieber Gast, mit fünf wohl zubereiteten Metallplatten!"

Der Künstler fügte sich seufzend, und seine Maschine betrat ohne ihn die Gemächer der schönen Frauen.

Der geneigte Leser vergegenwärtige sich nun ein Bild, an und für sich ein würdiger Gegenstand der Vervielfältigung, und er wird sich, Intrigue bei Seite, eine Vorstellung von dem Bedauern des Franzosen machen können.

In einem hochgelegenen Theile des Harems, auf der schattigen Terrasse, von der die weißen Rosen fielen, befindet sich der alte Pascha allein mit seinen jungen Odalisken. Inmitten dieser frischen Gesichter und lachenden Kostüme, scheint die Sonne auf seinen weißen Bart, seinen golddgestickten Turban und verbrämten Kaftan. Er

nimmt mit Vorsicht das Daguerreotyp, stellt es auf die Brustwehr der Plattform, und alle Frauen verlassen ihre Divans und Teppiche, um die Wunder der Kunst zu betrachten. Mehemet wählt eine der Platten, befestiget sie hinter die strahlenkonzentrirende Oeffnung und wartet einige Minuten. Darauf, überzeugt, daß das Licht sein Werk vollbracht haben müsse, zieht er die Platte aus dem dunklen Raum und unterwirft sie der Procedur, welche sie zum Bilde umwandeln soll . . . . . alle Frauen beugen sich neugierig gegen das erwartete Wunder.

Aber, o Enttäuschung! das Wunder findet nicht statt . . . . . Das Metall hat nichts von seiner schimmernden Weiße verloren und das Gesicht des Sultans allein verändert sich zu lebhafter Röthe.

„Ich habe mich zu sehr übereilt," sagte Mehemet mit Verdruß.

Und er unternimmt dieselbe Operation mit größerer Langsamkeit, ohne ein besseres Resultat zu erlangen.

„Was bedeutet das?" ruft er alsdann ganz verwirrt; „entweder habe ich die Stellung verfehlt oder Etwas dabei vergessen."

Er sammelt nochmals schweigend seine Gedanken und beginnt von Neuem mit noch größerer Sorgfalt. Vergebene Mühe! Das Wunder versagt sich abermals! Gleiches Mißgeschick zum vierten, zum fünften Mal! Und ganz vernichtet läßt der mächtige Mehemet sich zuletzt auf ein Polster niederfallen, ärger noch verdutzt, als der arme Gaukler, dem ein Kunststück mißlang.

Bald aber verwandelt das boshafte Zischeln und Kichern der Frauen seine Beschämung in Zorn. Er stürzt sich auf das verwünschte Instrument und wenig fehlte, daß er es in Stücke geschlagen hätte. Er dreht es hin und her, untersucht es nach allen Seiten, und — ist zuletzt — nicht klüger als zuvor.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Handelsdiener von sonst.) Die in Halle erscheinende Zeitschrift „Der Kaufmann" bringt einen interessanten Dienstvertrag vom Jahre 1579. „Ich soll und will," heißt es darin, „auch in dieser Zeit einig Spiel, damit man den Pfennig gewinnen und verlieren mag, nicht thuen, noch Andere an meiner Statt thun lassen, auch kein Geld, weder wenig noch viel, bei mir tragen, sondern wo ich etwas bedürfen würde, von meiner Herrschaft zu leihen begehren, bis ihnen solches wieder von dem meinen erstattet wird. Ich soll auch in solcher Zeit nicht Macht haben, von Ihnen oder Ihren Erben Urlaub zu nehmen oder ohne Ihren guten Wissen und Willen, nicht aus Ihrem Dienst geben, sondern das, was mir befohlen wird, getreulich auswarten. Es ist auch beredt worden, ob meiner Herrschaft Handel sich mittler Zeit durch Todesfall oder in andern Wege Zutheilung begeben sollte, wie es denn meiner Herren oder Ihrer Erben Gelegenheit seyn möchte und ich noch bei Ihnen wäre, so soll ich dem, dem ich zugetheilt werden möchte, oder ihren Erben in allem Maße verpflichtet und verschrieben seyn, bis zu Ende meiner Verschreibung, als ob sie noch am Leben oder der Handel unzertheilt wäre." Das ist ein Dienstkontrakt von vor 300 Jahren. Der Handlungsdiener übernahm unter solchen harten Beschränkungen eine Stelle auf 10 Jahre, erhielt ein Salair 4 Jahre lang von jährlich 10 fl., eben so lange jährlich 15 fl. und die letzten 2 Jahre je 25 fl., in Summa 150 fl. für 10 Jahre. Und dafür stellt er drei Bürgen und eine Bürgschaftssumme von 100 fl. Die in diesem Kontrakte aufgestellten Bedingungen erinnern an das jetzt noch bestehende Handelsrecht, welches §. 598 anordnet, daß „minderjährige Ladendiener für Ausgelassenheiten mit Ruthenhieben bestraft werden."

Vor mehreren Jahren — so erzählt Dr. Thesmar in der „Köln. Ztg." — lebte der Studiosus Zilches in Dahlen mit seinem Vater im Unfrieden. Er machte häufig kleine Reisen und verursachte dem Vater unnütze Ausgaben. Man schrieb dies einem abnormen Zustande seines Geistes zu und beschloß, ihn in eine Anstalt zu bringen. Gelegentlich des Besuches eines Herrn Vetters Haak, erbot sich Letzterer, dieses zu bewerkstelligen. Er lud den Studenten ein, mit ihm eine Vergnügungsreise nach Köln zu machen, wovon der Vater nichts wissen dürfte: er werde ihn freihalten. In Köln besuchten sie ein Gasthaus. Hier bestimmte der Vetter Haas, daß tüchtig aufgetragen wurde; er entfernte sich bald nachher und ließ den Studiosus bei der Flasche zurück. Haas war nach der Lindenburg gegangen, um von der An-

wesenheit seines Vetters in Köln Nachricht zu geben und die Aufnahme desselben vorzubereiten. Haas kam in das Wirthshaus zurück und bestimmte seinen Vetter, mit ihm zu gehen. Beide gingen zur Lindenburg, wo sie zwei Herren in dem Gastzimmer bei einer Flasche Wein antrafen, die sie einluden, mit ihnen „Sechsundsechzig" zu spielen. Während des Spieles richtete einer der zuerst Anwesenden französisch leise die Frage an den Anderen, wer von den beiden Ankömmlingen der Tolle sey? Dem Studiosus wurde es nun, trotzdem, daß er angetrunken war, klar, wo er sich befand, und er winkte auf seinen Begleiter, den Vetter Haas, daß dieser es sey. Bald nachher entfernte er sich unter dem Vorwand, gleich wieder zu kommen, und machte sich, als er das Freie erreicht hatte, eilends zu Fuß stracks auf den Weg nach Dahlen. Vetter Haas, der in der Erwartung blieb, daß der Studiosus in's Zimmer bald zurückkehre, äußerte, als er nach einer Weile nicht zurückkehrte, sein Befremden, worauf ihm bemerkt wurde, er sey nach Hause. Höchlich verwundert, erwiederte Haas, dann hätten sie ja den Kranken gehen lassen. Dies wurde nicht geglaubt. Als Haas sah, daß seine Betheuerungen, der Andere sey der Tolle, ihm nicht halfen, wurde er wild und suchte sich mit Gewalt Bahn zu machen. Dies mißlang; denn nun wurden Wärter herbeigerufen, die ihn überwältigten und ihm die Zwangsjacke anlegten. So hat der Vetter Haas zwei Tage in der Anstalt verweilt, bis von Dahlen die Nachricht einlief, es sey der Unrechte in der Anstalt gepackt. Als der Studiosus nach Dahlen zurückkam, wunderte man sich sehr, daß der Vetter Haas nicht zurückgekehrt war, und auf Befragen erklärte der Studiosus, er habe den Haas in Köln zurückgelassen, der schwiemele da herum. Am dritten Tage schlich sich Vetter Haas ganz still in Dahlen ein.

Auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn hat man seit einiger Zeit einige Damencoupé's eingerichtet, die als solche von außen bezeichnet sind. Die „Hamburger Reform" zollt dieser Neuerung ihre vollste Anerkennung, indem sie bemerkt: Manche Dame ist gezwungen, allein eine Reise zu machen, und da kann ihr diese Einrichtung nur äußerst lieb seyn; andere, die sonst nicht reisen würden, werden nun eine Reise allein zu unternehmen nicht scheuen, wenn sie wissen, nur mit Personen ihres Geschlechtes unterwegs zusammen zu seyn, und so wird die Eisenbahnverwaltung auch Vortheil von der neuen Idee haben.

Im Aug. d. J. trat in Berlin ein Verein zum Ankauf des letzten Anzuges Friedrichs des Großen zusammen, nachdem der Besitzer dieser Reliquie, für die alle Garantien gegeben sind, sich bereit erklärt hat, dieselbe zu überlassen, wenn der geforderte Preis von 10,000 Thlrn. auf dem Wege der National-Subskription auch nur annähernd erreicht würde. Der Prinz-Regent und der Prinz Friedrich von Preußen stehen an der Spitze der Sammlung.

Landwirthschaftliches.

(Einfaches Mittel zur Abwendung des Schadens durch Maulwürfe.) Ein tüchtiger ungarischer Obstzüchter, Namens Siebenfreund, theilt in der Monatsschrift für Pomologie und praktischen Obstbau Folgendes mit: Ich gehöre zu den großen Verehrern der Maulwürfe, und wenn ich sie in meinen Baumschulen vermehren kann, so thue ich es gewiß, weil ich an jedem einen Freund mehr zähle, der mich von den lästigsten Feinden meiner Bäumchen in der Erde zu befreien sucht. Erlaubt sich aber irgend einer dieser Wühler einen Spaziergang in meine Saatbeete, so ändert sich das Verhältniß und der gute Freund wird, in der Absicht, mir zu nützen, ein Feind, der so bedeutenden Schaden anrichtet, daß ich alle Mittel anwenden muß, ihn zu beseitigen. Wir wissen, daß die Geruchsorgane des Maulwurfs äußerst empfindlicher Art sind, und das war die Veranlassung, daß ich auf Mittel gesonnen habe, ihn von Orten zu verdrängen, wo er nicht seyn soll. Dies gelang mir ganz einfach durch Anwendung von Steinkohlentheer. Ich lasse nämlich rings um die Saatbeete einen 7 Zoll tiefen Graben aufwerfen und lege in diesen einen gewöhnlichen, durch Steinkohlentheer gezogenen Bindfaden, der mit der aufgehobenen Erde wieder bedeckt wird, und — kein Maulwurf passirt diese Linie wieder. — Noch mehr aber dürfte die Mittheilung erfreuen, daß solche in der Luft gezogene Drahtzäune, mit Theer bestrichen — kein Hase passirt. Ich hatte einen 80 Klafter langen Drahtzaun, mit Theer bestrichen, angelegt und keine Hasenfährte war näher als 2 Schritte davon sichtbar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Sonntag, 7. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

Mitgetheilt von Julie Dungern.

Es war im Jahr des Heils 1430, als in dem gesegneten Kraichgau, auf dem Wege zur Veste Ravensburg, ein junger Mann auf einem hervorspringenden Stein saß und die Laute schlug. Dunkelblonde, in's bräunliche schimmernde Locken von einem leichten Barette bedeckt und dem Spiel des Windes preisgegeben, umrahmten ein ovales schönes Antlitz mit hoher Stirne, freundlichen braunen Augen, welche gleichsam fragend in die schöne Gotteswelt blickten, mit feiner hübschen Nase und dem edelgeschnittenen Munde, von dem Anflug eines kleinen Bärtchens beschattet; die Gestalt nicht über die Mittelgröße, war zwar schlank, aber nicht unkräftig gebaut und nahm sich in leichter ritterlicher Haustracht ganz stattlich aus.

Es war ein hübsches Bild; hoch oben auf rebenbewachsener Anhöhe die stolze Veste, unten im Thale der rauschende Kohlbach, welcher seinen raschen Lauf durch die lachende Gegend nimmt, und auf dem Wege, welcher zur Ravensburg führt, den jungen Mann, so sehr in seine poetische Aufgabe versunken, daß er nicht einmal den Tritt eines herannahenden Rosses hörte, dessen Reiter dasselbe im langsamsten Paßgange hielt, um den angenehmen Eindruck dieses Anblicks nicht zu verwischen. Der junge Mann sang ein Lied Walters von der Vogelweide mit sanfter, melodischer Stimme und begleitete sich mit einem, für die damalige Zeit höchst kunstreichen Lautenspiel. Die Worte dieses Gesanges waren folgende:

Wollt ihr wissen, was die Augen seyn,
Damit ich sehe durch alle Land?
Es sind die Gedanken des Herzens mein,
Damit seh' ich durch Mauern und durch Wand;
Nun hütet sie, wie es euch dünket, gut,
Es sehen sie doch mit vollen Augen, Herze, Will'
und all' der Muth.

Eben als der Jüngling mit gedämpftem Schlußakkord zu einer neuen Strophe ansetzen wollte, sah er um sich und erblickte den Reiter, welcher halb gutmüthig spottend, halb wohlwollend ihn betrachtete.

„Mein Albrecht!" rief er aus, „mein Bruder sey willkommen, tausendmal willkommen, die Mutter erwartete Dich und den Vater erst morgen!"

Er ließ die Laute auf den Boden gleiten und eilte auf den Reiter zu, welcher sich jetzt trotz der schweren Rüstung vom Sattel geschwungen hatte, und dessen Pferd ein nachkommender Knappe hielt. Die Brüder umarmten sich zärtlich, schüttelten sich wiederholt die Hände, bis Albrecht lachend sagte:

„Wer es nicht wüßte, würde glauben, wir seyen seit Jahresfrist getrennt gewesen, und doch ist es erst drei Wochen, seit wir die Veste verließen." Er reckte seine kräftigen Glieder, welche der lange Ritt ermüdet hatte, nahm den Helm ab, der Bruder löste ihm den Harnisch und so stund er da, ein ächtes Bild schöner Männlichkeit und Kraft; die braunen Haare glänzten in dunkleren Locken als die von Martin, die blauen Augen blitzten feurig unter dunklen, schattigen Braunen, der etwas spöttisch verzogene Mund vermochte noch mit der Grazie eines Kindes zu lächeln. Ungefähr um einen halben Kopf größer als sein Bruder war es ein schönes Geschwisterpaar, der Eine die feurige, sinnende Kraft, der Andere die sinnige Milde.

„Und nun erzähle, mein herzlieber Albrecht," bat Martin den Jüngeren, „wie es Dir auf dem Turnier zu Stuttgart ergangen, wer den Preis errungen."

„Sag' Du zuerst," schaltete Albrecht ein, „bist Du auch wieder ganz genesen, und hat das böse Fieber Dich verlassen?"

Als Martin bejahend nickte, fuhr er fort:

„Mir ward recht leid um Dich, denn noch nie bin ich ausgezogen ohne mein Brüderlein, der Vater ist stets beschäftigt und findet auch überall Ritter und Herrn, mit denen er zu verkehren pflegt, Bruder Hans ist mir noch zu jung und kein so guter Reisegeselle als mein herzlieber Martin! Beide sind übrigens noch auf das Schloß zu Reben von Mentzingen geritten, den Kaufpreis für den Theil am See und der Mühle auszubingen, welchen der Vater von demselben kaufen will; sie werden erst in zwei Tagen zurückkommen, mich aber litt's nicht mehr fern von Hause und in Unkunde, wie es Dir geht, und darum bin ich da und habe Dir Manches zu erzählen; es war wohl herrlich in Stuttgart und viel schöne Frauenbilder versammelt, Pfalzgraf Ludwig mit seiner holden Gemahlin war auch gegenwärtig; wie oft habe ich da an Dich gedacht, wie Deinem poetischen Sinne der schöne Kranz von Jungfrauen gefallen würde, und wie traurig es ist, daß Du als der Aelteste, ein mannhafter Junker und Sänger süßer Lieder, durch dein Gebreste an Haus und Bett gefesselt warst."

„Laß es gut seyn, Bruderherz," entgegnete der Andere, „in einiger Zeit gehe ich wieder zu unserm Ohm und Vetter, Herrn Berchtold Goeler, Domherr zu Speyer, und verspreche mir viel Lust und Freude von dieser Reise. Werde ich doch vielleicht das schöne Frauenbild wiedersehen, welches ich, es sind gerade drei Monate, im Dom zu Speyer betend fand, zu den Füßen der allerheiligsten Jungfrau Maria. Es war gerade ein Fest zu Ehren des Schutzheiligen dieser Stadt, und ein groß' Getreibe, wie es bei solcher Gelegenheit nicht ausbleiben kann, dabei auch eine Menge frecher, wüster Gesellen; ich sah gerade zwei derselben, wie sie hinter einer Jungfrau standen und sich durch Zeichen verständigten, ihr im Gedränge die schwere silberne Kette, welche sie um den Hals geschlungen, und die goldenen Nadeln im Haar zu rauben. Als nun die Jungfrau andächtig ihr Gebet beendet und sich von den Knieen erhob, sah sie mit Schrecken, wie ihre Begleitung sich verloren und sie allein stund; zugleich mußten sie auch die frechen Mienen der räuberischen Gesellen, welche immer näher kamen, erschrecken. Da trat ich rasch vor, und mit der Bitte: Ehrsame Jungfrau, wollt Ihr nicht mein Geleit annehmen, da Ihr das Eure verloren zu haben scheint? legte ich ihre Hand auf meinen Arm und führte sie aus dem Gedränge. Hart am Ausgange trafen wir ihre Begleiterin, eine ältliche Frau, welche ihrer mit großer Angst zu harren schien. Sie dankte mir sittsam, aber freundlich für den geleisteten Dienst, und noch ehe ich Ihren Namen erfahren, ihr meinen ferneren Schutz anbieten konnte, ward sie durch die Menge von mir hinweggedrängt, und nur unter dem Portale sah ich sie nochmals ihr liebliches Haupt nach mir wenden und dann verschwinden. Seit dieser Zeit habe ich keine Ruhe mehr und leide mehr an dieser Herzenskrankheit, als an dem leiblichen Siechthum, welches mich durch das böse Fieber auf dem Lager darniederhielt. Im Traum und im Wachen seh' ich sie vor mir stehen, die dicken blonden Zöpfe um das runde Köpfchen geschlungen, wie sie unter dem Portale sich halb schelmisch, halb erröthend nach mir umsah."

„Und darum treibt es mein Brüderlein so sehr, den guten Vetter Berchtold zu besuchen," lachte Albrecht gutmüthig. „Wie aber, wenn Deine Erkorene keine adelige Jungfrau, sondern eines ehrsamen Bürgers schöne Tochter wäre, was würde Vater und Mutter, was unsere stolze Elsi zu Deiner Wahl sagen? sie würden es nimmer zugeben."

„Und sie müßten es doch," entgegnete der sanfte Bruder mit festem entschlossenen Ton; „doch beruhige Dich, das brauche ich nicht zu fürchten, die Jungfrau ging gekleidet gleich eines Edlen Tochter und auf der Gürteltasche war, das sah ich deutlich, als sie betend kniete, ein Wappen kunstreich eingenäht; nur konnte ich nicht erkennen, was es für eines war."

(Fortsetzung folgt.)

Im Harem.

(Schluß.)

Welcher Ausweg steht ihm offen? Welches Mittel bleibt ihm übrig, seine Rache zu nehmen? Kein Anderes in der That, als den Künstler in den Harem zu berufen!

Der Pascha zögerte lange, ehe er zum Aeußersten schreitet; endlich jedoch siegt die Eigenliebe über

die Eifersucht und ein Sklave wird abgesandt, den Künstler herbeizuholen.

Dieser erscheint mit begreiflicher Eile, und die erste Frau, auf welche sein Auge fällt, ist die Odaliske mit der rothen Schärpe, in allem Reiz ihrer siebzehn Jahre!

Aber wie kömmt es, daß sie so ruhig scheint, als er erregt ist? Ist es Gleichgültigkeit oder Enttäuschung? Mißverständniß oder Verstellung? Seltsames Räthsel, das indeß der Maler sich erklären zu können scheint und das sich auch bald auflösen sollte.

Erst nachdem der Künstler einen langen Blick voll Entzücken und Aufmerksamkeit auf die Schönheiten des Serails geworfen, horcht er auf den lamentirenden Pascha und unterwirft die machtlose Maschine näherer Prüfung.

„Beim Propheten!" ruft er alsdann mit verstelltem Erstaunen: „Euere Hoheit wollen mir eine solche Nachlässigkeit gefälligst verzeihen, ich habe vergessen, die Platten mit Jodin zu überziehen!"

Dies aber hätte nothwendigerweise vorher geschehen müssen. Mehemet Ali hatte sich auf die Pünktlichkeit des Künstlers verlassen, und seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Daher kam das Mißlingen, welches ihn so gedemüthigt hatte und woran die angebliche Vergessenheit des Franzosen allein die Schuld trug. . . . .

Mehemet Ali verstand vollkommen den Kunstgriff und entschuldigte ihn um so eher, als seine verdächtigte Geschicklichkeit nun wieder zu Ehren gelangte.

„Meine Eifersucht verzeiht Ihnen um meiner Eitelkeit willen," flüsterte er lächelnd in des Künstlers Ohr, „und weil mein Harem Sie eben so entzückt, als mich Ihr Daguerreotyp, so können wir wohl als Freunde unterhandeln. Bringen Sie mir noch einmal, aber vollständig präparirte Platten, und betrachten Sie, während ich damit arbeite, ganz nach Gefallen den Harem des Pascha von Egypten."

Der Künstler ließ sich dies nicht zwei Mal sagen, und brachte nach Verlauf weniger Minuten das Begehrte. Dieses Mal fanden Pascha und Maler gleiche Befriedigung, denn während der Erstere mit den Erfolgen seiner Geschicklichkeit die Frauen in Erstaunen setzte, gelang es dem Letzteren, das Antwort-Bouquet in die Hände des jungen Mädchens mit der rothen Schärpe hinüberzuspielen.

Aber im verhängnißvollen Moment wendet sich der Pascha und sein Auge funkelt in Erstaunen und Zorn, während seine Hand nach dem Dolche greift. Der Künstler zittert und erbleicht. . . . .

Mehemet Ali hat erspäht, was zwischen dem Franzosen und der jungen Schönen vorgegangen und hat sowohl die Schärpe, als das Bouquet wiedererkannt! . . . .

„Ich bin verloren!" sprach der Maler zu sich selbst, mehr todt als lebendig; „und mein Roman wird sich wie alle orientalischen Geschichten endigen; durch Pallasch oder Strick!"

Man denke sich jedoch das Erstaunen und die Freude des Geängstigten, als er bemerkte, daß Mehemet's Auge sich bis zur Güte sänftigte und das drohende Zusammenpressen seiner Lippen dem angenehmsten Lächeln Platz machte.

„Vor hundert Jahren wäre Ihr Kopf schon gefallen," sagte der Vicekönig; „aber ich bin kein Pascha wie die Anderen; und da ich nicht weiß, was ich mit diesem jungen Mädchen machen soll, so vergebe ich ihr und Ihnen und — schenke sie Ihnen überdies, wenn Sie Gefallen an ihr finden."

„Ich nehme sie an!" erwiederte der entzückte Maler; „unter der Bedingung jedoch, daß ich nach Belieben über sie verfügen darf."

„In Egypten versteht sich das von selbst," entgegnete Mehemet, „sie ist Ihnen wie Ihr Daguerreotyp."

„Euere Hoheit ist der größte aller Pascha's!" rief der Künstler; „und ich werde schon in dem nächsten Augenblicke zwei Glückliche in Ihrem Palais machen!". . . .

Und in der That die schöne, erschreckte Odaliske, die nichts von dem Allen verstand, hinwegziehend, führte er sie gerades Wegs zu dem jungen Offizier, der Liebessträuße so wohl zu erklären wußte, und warf sie ihm, noch ehe dieser von seinem Erstaunen zurückkommen konnte, in die Arme.

„Sie gehört Ihnen!" rief der Künstler, die Glücklichen allein lassend, um zur Arbeit zurückzukehren.

Dies war die Auflösung eines einfachen Mißverständnisses, zu dem der Franzose schon seit der Hafenpromenade den Schlüssel gefunden zu haben glaubte. Die Verwirrung des Offiziers vor dem Badehause hatte ihm die eigentliche Bestimmung der symbolischen Blumen enthüllt. Die Aehnlichkeit ihrer Gestalt und die Farbe ihrer Mäntel aber erklärte das Uebrige und in dem Egypter eine edle Natur erkennend, hatte der Künstler ihm zum Ziel verholfen und sich selbst um eine angenehme Erinnerung bereichert.

Mannigfaltiges.

Fast unbegreiflich ist es, wie manche Vögel die ungeheueren Wanderfahrten zu vollführen im Stande sind. Wie kommt das winzige Goldhähnchen aus Asien, aus Hindostan nach Helgoland? Wo finden die Landvögel Amerika's einen Rast- und Futterplatz auf der vier- bis fünfhundert Meilen weiten Reise bis zum nächsten Erdfleck Europa's? Man hat es für unmöglich gehalten, daß die schwachen Thiere ohne Ruhe und Nahrung den atlantischen Ocean überfliegen könnten. Es ist daher die Meinung aufgestellt worden, namentlich hinsichtlich der nordamerikanischen Wanderdrossel, daß der Landweg über das nördliche Amerika und die nordöstlichen Gebiete Asiens und Europa's eingeschlagen werde. Gätke dagegen ist für die Meerfahrt und nimmt an, daß solche Landvögel auch auf dem Meere zu ruhen im Stande seyen. Wer hat Recht? Daß viele Landvögel schwimmen können, ist außer Zweifel. Der Däne Holböll hat die Beobachtung mitgetheilt, daß die Schneehühner Grönlands schwimmen; namentlich sah er bei zehn Grad Kälte mehrere dieser Vögel die Felsen verlassen und sich ruhig auf's Meer setzen. Bekannt ist es auch, daß die Schnepfen im Nothfalle auf's Wasser flüchten und daß der große Brachvogel sogar zum Vergnügen schwimmt. Auch von den wandernden Truthühnern der amerikanischen Wildniß weiß man, daß sie zuweilen schwimmen, wenn ihnen Wasser in die Quere kommt.

Landwirthschaftliches.

(Schlamm der Bäche und Flüsse als Dungmittel.) In Frankreich rechnet man beiläufig 200,000 Kilometer fließender Wässer, wovon wenigstens das Viertel, also 50,000 Kilometer, jedes Jahr gereiniget werden sollte. Wenn man das Volum des an der Luft getrockneten Schlammes, welchen man per laufenden Meter eines Baches ausheben könnte, durchschnittlich nur zu 0.05 Cubikmeter annimmt, so ergibt sich das Produkt des Ausschlämmens per Jahr zu 2.500,000 Cubikmetern. Dieses Schlammvolum enthält eine Quantität fruchtbar machender Stoffe, welche wenigstens 2 Millionen Tonnen gewöhnlichen Stallmistes äquivalent ist. Eine so bedeutende Quelle schätzbarer Produkte sollten die Landwirthe nicht vernachlässigen.

Im Interesse der Landwirthschaft im Allgemeinen und insbesondere der Angrenzer kleiner fließender Wasser verdient also das Produkt des Ausschlämmens hinsichtlich seines Werthes als Dünger untersucht zu werden.

Der Schlamm ist nach dem Ausheben mehr oder weniger naß; der Luft oder der Sonne ausgesetzt, verliert er rasch 50 bis 70 Proc. seines Wassergehaltes. So getrocknet, enthält er im Durchschnitt noch 3 bis 10 Proc. Wasser, welches er erst bei einer Temperatur von beiläufig 104 G. C. fahren läßt.

Manchmal enthält dieser Schlamm kohlensauren Kalk in starkem Verhältniß, und er bildet dann einen um so wirksameren Mergeldünger, je zertheilter der Kalkstein ist; nicht selten enthält aber der Schlamm fast gar keinen Kalkstein.

Der Schlamm aus den fließenden Wässern gibt, wie das Ackerland, an kaltes Wasser stets eine gewisse Menge löslicher Produkte ab, welche zum Theil aus mineralischen Substanzen bestehen.

Nur selten enthält der Schlamm eine beträchtliche Quantität phosphorsaurer Salze, dagegen enthält er stets salpetersaures Salz in ziemlich starkem Verhältniß. Dieses Verhältniß ist in verschiedenen Proben sehr wandelbar; man kann aber annehmen, daß an der Luft getrockneter Schlamm von guter Qualität nahezu eben so viel Stickstoff enthält, wie der frische Stalldünger, nämlich 0,4—0,5 Procent seines Gewichts. Man nimmt in der Regel den Werth des Stallmistes zu 5 Fr. die 1000 Kilogramm an; dies ist, nach dem Vorhergehenden, beiläufig der Werth des Schlammes von guter Qualität. Dieses Produkt hat also im Allgemeinen für die Landwirthschaft einen Werth, welcher bedeutend höher ist, als der Betrag der Kosten für sein Ausbringen, Trocknen und Vertheilen auf dem Felde. Aus obigen Ziffern ergibt sich auch, wie wir schon bemerkt haben, daß durch das Ausschlämmen der Bäche und Flüsse der Landwirthschaft (in Frankreich) jedes Jahr so viel Stickstoff geliefert werden könnte, als zwei Millionen Tonnen Stallmist enthalten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Dienstag, 9. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Spieler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

In diesen Gesprächen waren die Brüder die Anhöhe hinan und ganz nahe zur Veste gekommen. Albrecht schien sichtlich mit sich zu kämpfen, ein paar Mal sah er den in tiefen Gedanken wandelnden Bruder an: „Vor Mondesfrist hätte mir Deine Erzählung noch ein Lächeln abgenöthigt, so wenig kannte ich die Liebe und ihre Macht, jetzt, mein Bruder, kann ich begreifen, wie die Erinnerung an ein schönes Augenpaar und an rosige Wangen nicht aus dem Gedächtniß zu bannen ist! War ich doch glücklicher als Du, ich konnte die Dame meines Herzens sprechen, weiß ihren Namen."

„Du sah'st sie in Stuttgart beim Tournier?" fragte Martin.

„Nicht beim Tournier, aber des Abends im Rathhaussaal, wo das junge Volk zum Schmaus und Tanz versammelt war," entgegnete Albrecht. „Ich Glücklicher habe sie gesprochen, habe sie dann zum Festmahl geführt, welches die Stadt dem Kurfürsten und den versammelten Rittern bereiten ließ, sie war so traulich und hold zu mir, daß ich immer an sie denken muß. Uebrigens ist sie aus dem edlen Geschlecht derer v. Hirschberg und mit ihrem Vater zur Stadt gekommen."

„Und ist ihr Vater jener Paul v. Hirschberg zu Lautershausen," fragte Martin, „welcher Ebnath so wacker vertheidigte und mit seinem Schwager Seckendorf nebst einer kleinen Schaar dreitausend Mann von den Markgräflichen schlug?"

„Derselbe," erwiderte Albrecht, „zudem ein guter Freund unseres Vetters Berchtold in Speyer; auch dem Vater ist er bekannt."

„Da sehe ich also gar kein Hinderniß im Wege," meinte Martin, dem Bruder gleichsam zum Glückwunsch die Rechte schüttelnd.

Der Zuruf einer hellen Kinderstimme unterbrach das Gespräch der Brüder, es war die jüngste Schwester Katharine, welche ihre Mutter und Else herbeirief, den Angekommenen zu begrüßen.

Sie durchschritten rasch den äußern Burghof und wurden an der Zugbrücke von den Frauen bewillkommt. Katharine plagte den Bruder um den süßen Wecken, welchen er ihr mitzubringen versprach, so wie ein seiden Tüchlein, just wie er beim letzten Ausfluge Else eins mitgebracht.

„Beides habe ich vergessen," scherzte der Bruder, bis ihn die Thränen in den rehbraunen Augen des Schwesterleins rührten und er sie an den Knappen verwies, der Alles in Verwahrung hatte.

Die Mutter, Frau Engeltraut, führte die Söhne in die Halle, wo bald ein kräftiger Trunk Albrecht erquickte; sie forderte ihn auf, vom Vater zu erzählen und wie lange er noch ausbleiben würde.

„Mir däucht, es ist nicht wegen der Mühle und des Sees allein, daß der Vater zu Raban von Mentzing ritt," sagte Albrecht scherzend mit munterm Seitenblick auf die erröthende Schwester; „er gedenkt auch ein Röslein aus unserem Zwingergarten in den der Mentzing's zu versetzen, mit einem Worte, Herr Raban hat für seinen Sohn Hanns um unsere Else angehalten und ich denke, bei dem Kauf der Mühle wird auch über diese Angelegenheit manch ernstes Wort gesprochen werden, doch will der Vater nichts entscheiden, bis er mit der Mutter geredet und hat mich nur beauftragt, ihr dies mitzutheilen."

Else war mittlerweile herbeigekommen und hatte schmeichelnd der Mutter Hand geküßt; diese streichelte

ihr [leise] den braunen lockigen Scheitel und sah ihr prüfend in das glühende Antlitz.

„Junker Hanns ist ein braver Mann, ohne Falsch und Arg," sagte sie, „ferner die Mentzingens von alten Zeiten her mit uns verschwägert und verwandt, ich kann mir daher nichts Lieberes denken, als mein Kind unter so guter Obhut zu wissen; doch ehe ein entscheidender Schritt geschieht, muß ich noch Alles mit meinem Herrn und Gemahl überlegen."

Als nun aber nach zweien Tagen Ritter Albrecht mit seinem Sohne Hanns zurückkehrte und darauf der Eltern Einwilligung erfolgt war, wurde ein Bote zu Raban v. Mentzingen gesendet, dessen Sohn nach der Ravensburg einzuladen.

Else war glücklich, sie hatte den Bräutigam schon als Kind gekannt, war mit ihm aufgewachsen und liebte ihn gleich ihren Brüdern. Hanns v. Mentzingen war von mittlerer, gedrungener Statur, mit dunklem Bart und Haupthaar und nicht sehr großen, aber feurig blickenden Augen. Er liebte seine Braut, „die schöne Else," wie sie im ganzen Kraichgau genannt wurde, zärtlich und nur sie verstand es, seine aufbrausende Heftigkeit zu dämpfen, seinem oft unlenksamen Charakter Zügel anzulegen; dabei aber war er gutmüthig von Gemüth, hatte stets ein offenes Herz und eine freigebige Hand für seine Freunde und war unter der Obhut von Elsens schönen Augen so sanft und voll zarter Aufmerksamkeit, daß Niemand den wilden Junker Mentzing in dem sanften und bescheidenen Geliebten geahnt hätte. Die Brautleute lebten also ihres jungen Glücks und harrten des Tages, der zur Unterzeichnung des Heirathsbriefes bestimmt werden sollte; die Brüder vertrauten sich ihre gegenseitige Neigung und die Sehnsucht an, welche sie nach dem Wiedersehen der Geliebten empfanden und während Mutter Engeltraut die Mägde häufiger als sonst am Spinnrocken fesselte, um Elsens Aussteuer in Linnen und wollenen Gewändern zu fertigen, kauft Ritter Albrecht von den umliegenden Gütern, verkaufte wieder andere ferner gelegene, um seine Besitzungen zu arrondiren. Denn Albrecht v. Goeler war ein weiser und tüchtiger Hausvater und stets bedacht, seiner Kinder einstiges Erbtheil auf kluge Art zu vergrößern; dabei war er ein liebevoller Ehemann, ein gütiger, milder Vater und es war ein schönes Bild, den kräftigen Mann mit der hohen Stirne und den feurigen blauen Augen zu sehen, umgeben von seiner Gattin und den fünf schönen Kindern; dabei war er stark wie ein Löwe, ein tüchtiger, mannhafter Ritter und so sanft und gütig er im Familienkreise seyn konnte, so gefürchtet war er im Kriege, so unbesiegbar im Tournier. Vor dem strahlenden Glanze dieser blauen Augen hatte schon mancher Gegner gebebt, von der mannhaften Wucht seiner Streiche war schon mancher gefallen. Waren die Goeler's doch immer ein gefürchtet und geachtet kriegerisch Geschlecht gewesen, sie dienten theils den Fürsten, theils als freie Männer sich und ihren Genossen und die Ravensburg war gut zum Lanzengewerbe gelegen und auch fest, so lange das Schießpulver noch nicht erfunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todesrose.

Aus den Reisen und Abenteuern eines französischen Schiffsarztes.

In Chili, diesem schönen Lande, ist ein Liebesschwur leicht abgelegt, und eben so leicht findet er Erhörung. Eine Blume aus den Händen eines Mädchens empfangen und demselben beim Austausch dagegen eine andere anbieten, heißt den Schwur ewiger Liebe wechseln, und wehe dem Fremden, der diese Sitte nicht kennt, oder der ihre Kenntniß gering schätzt. Er fliehe so schnell als nur immer möglich oder er halte sich ängstlich verborgen.

Eines Tages besuchte ich in Talcahuana eine junge Sennorita, die durch meine Behandlung von einer schweren Krankheit genesen war. Ich fand meine schöne Patientin auf der Estrade neben ihrer Mutter sitzend, mit ihrem Anzuge beschäftigt. Ihre schwarzen Haare fielen in reichen Locken bis auf den Teppich herab, und sie theilte sie in zwei Flechten ab, denn sie kleideten sie zum Entzücken, wenn sie auf ihren weißen Schultern glänzend abstachen. Mein Eintritt machte zuerst gar keinen Eindruck. Die großen Augen der Genesenen verließen ihren Toilettenspiegel nicht, und als ich sie nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie mit leiser Stimme und eine Stecknadel zwischen den geschlossenen Lippen festhaltend: Gratias sennor.

Die Mutter, welche sich über die schnelle Heilung ihrer Tochter wunderte, gab mir ein sehr reichliches Honorar, und ich war schon im Begriff, wieder zu gehen, als die Sennora, welche ihrerseits der Bezahlung ihrer Schuld auch etwas hinzufügen wollte, plötzlich aufstand, sich mir in dem

ganzen Glanze ihrer Schönheit näherte und sich mit einem sehr freundlichen Lächeln vor mir verneigte. — Ach, wie schön sie war! — Ihre glattgeflochtenen Haare ließen ihre schöne Stirne nach Art der Chilierinnen ganz frei; eine rothe Rose blühte sich stolz an einer ihrer Schläfe; auf der andern hing eine zweite Rose von gleicher Farbe auf ihre Wange herab, und das reizende Oval ihres Gesichtes zeigte liebliche, unschuldsvolle Züge von der regelmäßigsten Schönheit. — Ich betrachtete sie von Bewunderung bebend, und meine Blicke sagten ihr, wie schön sie so mit ihren beiden prachtvollen Rosen sey, die gleich Sternen aus ihrem schönen schwarzen Haar hervorschimmerten!

Die Zauberin errieth meine Gedanken, glaubte ein Verlangen in meinen Augen zu lesen, machte eine dieser Rosen los und bot sie mir. War es Zufall, war es Absicht, kurz, sie gab mir die, welche ihre Wange geliebkost hatte. — Ich preßte sie an meine Lippen, steckte sie dann in das Knopfloch meines Rockes und rief: „Sie soll mich niemals verlassen!"

„Ja, so lange sie frisch ist!" sagte die Sennora schelmisch.

„Frisch oder verwelkt," entgegnete ich in sehr schlechtem Spanisch, aber mit ritterlichem Ausdruck, „frisch oder verwelkt soll sie mich nie verlassen. — Hier soll sie glänzen, bis sie welkt, und ist sie welk, so trage ich sie auf meinem Herzen. — Das schwöre ich Ihnen!"

Diese Betheuerung, die ganz nach kastilianischer Art war, schmeichelte der Schönen ungemein; sie nahm meinen Schwur mit einem Lächeln des Triumphes an und verstand sehr gut, was meine Blicke ihr sagten: „Ach, Sennorita, Sie sind mit einer einzigen Rose in Ihrem glänzend schwarzen Haar noch tausend Mal schöner!

Ich erinnerte mich indeß, daß einige muntere Freunde meiner warteten, grüßte die Sennorita und ihre Mutter und ging mit dem Vorsatze, mein Leben an diesem Tage zu genießen, denn ich war reich, ich hatte eine Rose und ich war geliebt!

Fünf Minuten später, als ich eben um die Ecke der nächsten Straße bog, redete mich ein Mann an, indem er mich bat, in einem benachbarten Hause einen Knaben zu besuchen. Das Glück macht menschlich; ich trat also ein und wollte eben wieder gehen, nachdem ich die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß ein bereits im Sterben liegendes Kind genesen würde, als die jugendliche Schwester des Sterbenden mich bei dem Rockschoße zurückhielt und mich anflehte, ihr die Rose zu geben, die ich im Knopfloch hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Wien kündigt der Holzhändler Johann Sebérth an, daß er eine Maschine besitze, um innerhalb einer Stunde durch Pferdekraft, unter Aufsicht des Käufers, ein Klafter Holz zu spalten und zu hacken, was um die Hälfte billiger zu stehen komme, als die gewöhnliche Bearbeitung. Also auch in das Holzhacken greift das Maschinenwesen ein und macht daraus ein nutzbringendes Gewerbe. Da der Gang der Welt sich nun einmal nicht aufhalten läßt, so werden unsere Holzhacker gut thun, auf dieses Zeichen der Zeit zu achten und sich, je eher je lieber, auf gemeinschaftliche Kosten eine solche Maschine anzuschaffen. Ueberlassen sie dies irgend einem nicht in ihren Reihen stehenden Einzelnen, so möchten sie leicht das Nachsehen bekommen, um so mehr, als der Vortheil der einzelnen Haushaltungen mit der Holzspalt- und Hackmaschine Hand in Hand geht und ein Unternehmer reichlichen Gewinnes gewiß seyn kann.

Bescheidene Anforderungen. Herr Baron v. Rothschild bedurfte eines Kammerdieners. Ein sehr gut empfohlener Bewerber präsentirt sich; der berühmte Bankier nimmt ihn mit gewohnter Güte auf. — Sie sind mir sehr gut empfohlen, sagt er zu dem Kammerdienst-Kandidaten, Sie gefallen mir. — Der Herr Baron ist zu gütig! — Meine Mittel erlauben es mir. Wenn Sie nicht zu anspruchsvoll sind, möchte ich es wohl mit Ihnen versuchen. — Der Herr Baron werden mir geben, was beliebt. — Nein, nein, fordern Sie. — Nun, wenn Herr Baron wollen, geben Sie mir 600 Frcs. jährlich. — Ich gebe Ihnen 1200 Frcs.; ich habe es sehr gern, wenn man bescheiden ist in seinen Ansprüchen. — Dann möchte ich, wie gebräuchlich, um die abgelegten Kleider des Herrn Baron bitten. — Die sollen Sie haben; ist das Alles? . . . — Weil Herr Baron mir erlauben, meine Wünsche offen herauszusagen, so bäte ich auch um Ihre alten Stiefel und — um ein Prozent von allen Geschäften, die in Ihrem Hause gemacht werden.

In Castelcomer ließ jüngst ein Knabe bei ziemlich kräftigem Winde einen Papierdrachen von riesigen Verhältnissen aufsteigen und wurde von demselben, als der Wind an Heftigkeit zunahm, über eine Viertelstunde weit fortgerissen, theils förmlich schwebend, theils laufend. Die Schnur hatte er um die Hand gewunden und es gelang ihm nicht, dieselbe aufzuknüpfen. Endlich blieb er an einer hohen Mauer hängen, deren spitzige Kante die Schnur durchrieb und Knaben und Drachen in Freiheit setzte.

In der „Aschaffenburger Zeitung" liest man folgende Warnung: „Jüngsthin an einem Sonntage begegnete es einem hiesigen Einwohner, daß er während des Pfarrgottesdienstes in der Stiftskirche hinter eine Dame zu knien kam, welche ihre Krinoline zum Beten mitgebracht hatte. Da unsere Kirchenstühle, aus weniger frommen Zeiten herrührend, für so kolossale Andacht nicht berechnet scheinen, so fiel es besagter Dame schwer, ihre umfangreiche Persönlichkeit zwischen der Knie- und Sitzbank unterzubringen. Kaum war dies nach längerem Hin- und Herzerren, unter theilnehmender Aufmerksamkeit der ganzen Umgebung glücklich bewerkstelligt und die Ruhe wieder eingetreten, als die in den engen Raum zusammengepreßte Krinoline sich plötzlich empörte und dem unmittelbar dahinter Knieenden das Gebetbuch aus der Hand schlug, so daß dieses über dessen Kopf hinweg 6 Schuh hoch mit Gewalt wider den nahen Pfeiler flog. Man möchte deßhalb seine Mitbürger gewarnt haben, sich in der Kirche niemals in die unmittelbare Nähe einer Dame zu knien, welche zur Erhöhung der Andacht eine Krinoline mitgebracht. Zu viel Andacht ist auch ein Uebel.

Die Pariser Astronomen haben die meteorologischen Tabellen der letzten zwei Jahrhunderte durchsucht und weder einen 16. noch einen 17. und 18. Oktober, noch einen Tag in der Nähe dieser Data gefunden, in welchem man, wie 1858 in Paris, 25 Centigrade Wärme hatte. Der Herbst 1858 gehört daher zu den mildesten, die Mittel-Europa seit Jahrhunderten gehabt hat.

Deutsche Küchen und Betten findet der Pariser Reisende und Kritiker Scudo in einem schauderhaften Zustande. „Ich liebe, versichert Herr Scudo, Deutschland schwärmerisch, aber die verbrannten Braten mit Pflaumen oder Apfelmus, die Suppen, den Salat ꝛc. kann ich nicht verzeihen. Und vollends die Betten! Wie ein gebildeter Mensch in einem deutschen Bett, das gar kein Bett ist, schlafen kann, geht über meine Begriffe." Die Militär-Musik in Mainz dagegen findet er unübertrefflich; die Musik selbst bei den bevorzugtesten Garderegimentern in Paris sey mit der Mainzer verglichen eine Katzenmusik.

Landwirthschaftliches.

Eulen-Schutz. Ein Herr Herkloz redet in öffentlichen Blättern auch ein Wort zu Gunsten der Eulen, deren Hauptnahrung aus Mäusen, Käfern und Heuschrecken bestehe. Unglaublich sey es, welche ungeheure Zahl derselben durch nur einige Pärchen Eulen in einem einzigen Sommer vertilgt würden. Die Eule lebe ruhig und friedlich mit dem Hausgeflügel zusammen, und Herr Herkloz hatte vor mehreren Jahren persönlich Gelegenheit, ein Pärchen Schleiereulen ziemlich ein Jahr lang zu beobachten, welches in einem Taubenhause mit den Tauben zusammenwohnte, dort horstete und nie ihnen etwas zu Leide that, aber oft in einer einzigen Nacht gegen zwanzig Mäuse für den Eintritt schlechten Wetters in Vorrath ei trug. Genannter Herr glaubt sicher, daß durch Eulenschutz die Mäuse und schädlichen Käfer sich um Millionen Stücke verringern werden. Mithin tragt Eulen — nicht nach Athen, sondern in eure Gehöfte — sie gleichsam als Soldaten gegen Ungeziefer aufzustellen.

Räthsel.

Ich übe im Verborgenen dich,
Durch scharfes Spähen enthüllst du mich,
Doch pfleg' ich manchmal auch zu äffen,
So wirst du jetzt nicht leicht mich treffen:
Ich bleibe, hast du mich gefaßt,
Ein Ding, das zu erspäh'n du hast.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Freitag, 12. November 1858

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Eines Tages nun geschah es, daß Vetter Berchtold, Domherr zu Speyer, zum Besuch eintraf; er war ein Lebemann und bei dem König und Pfalzgrafen gleich wohl gelitten, führte er ein angenehmes und sorgenfreies Leben; dem Becher und heiterer Gesellschaft nicht abhold, zu munterem Scherz und Kurzweil stets aufgelegt, war er immer ein willkommener Gast auf der Ravensburg.

Auch heute wurde er mit Freuden empfangen; Frau Engeltraut führte den Vetter in das Prunkgemach, aus dessen sechstheiligem Erker man eine herrliche Aussicht in die weiten Besitzungen des Ritters und das schöne Kraichgau genoß; man sah dort den Nonnenwald,*) das Grafeneck und den Scheibenwald, sowie die östlicher und höher gelegenen Mühlbacher Steinbrüche. Dies Gemach war der Lieblingsplatz Herrn Berchtolds, wo ihm, wie er behauptete, ein frischer Trunk aus den kühlen Fässern des riesigen Kellers viel besser mundete als an jedem anderen Orte, sein feines Closset zu Speyer nicht ausgenommen.

Elfe holte einen Humpen edlen Ravensburger und credenzte ihn zierlich dem geistlichen Herrn, welcher wohlgefällig die blühenden Wangen des Bräutleins strich und dabei versprach, ein schönes Hochzeitsgeschenk zu senden; darauf plauderte er mit Ritter Albrecht und dessen Söhnen von den drohenden Aspekten am politischen Himmel, hörte aufmerksam auf Frau Engeltrauts Klagen über den noch immer nicht entschiedenen Streit, in welchem sie mit Pfalzgraf Ludwig stand wegen einiger von ihrem Vater ererbten Güter, welche der Pfalzgraf als Lehen beanspruchte. Herr Berchtold sprach sodann von seinem hohen Gönner König Sigismund, an dessen Hof er sich oft aufhielt, und dessen Gelehrsamkeit er volle Anerkennung erwies.

„In diesen schweren Zeiten wäre ein kriegerischer Herr besser als ein gelehrter!" seufzte Ritter Albrecht, „König Sigismund aber liebt das ritterliche Wesen nicht."

„Weil ihm das Beste hierzu, das Geld mangelt," unterbrach ihn Herr Berchtold scherzend; „doch wahr ist es, unser Herr und König hat die Liebe zu den Wissenschaften von seinem gnädigen Herrn Vater, Kaiser Karl dem IV., ererbt."

„Wäre auch besser, er hätte die Erbschaft seiner Mutter angetreten," brummte Ritter Albrecht; „ich habe sie zwar niemals gesehen, Kaiser Karls IV. Gemahlin, die pommerische Elisabeth, aber ein herzhaft Weib muß sie gewesen seyn, wie die, von denen die alten Sagen erzählen; hat sie doch auf einem Turnier zu Prag Proben einer fast übermenschlichen Kraft gegeben, wo sie eiserne Hufeisen mit den Händen zerriß, zinnerne Teller wie Pergament aufrollte, zur großen Beschämung der anwesenden Ritter und Edlen."

„Ein ritterlicher Herr ist König Sigismund doch," warf Martin Goeler ein, „aber welch' schwere Zeiten hatte er zu überstehen, er als dritter König

*) Der Nonnenwald enthält noch jetzt Ueberreste eines früheren Nonnenklosters, Brunnentheile, Grundmauern ꝛc. und heißt auch hienach. Die Sage behauptet, daß dieses Kloster durch einen unterirdischen Gang mit der Ravensburg in Verbindung gestanden und daß noch jetzt an Weihnachten um die Mitternachtszeit drei Nonnen aus jenem Walde bis zur Seemühle herabkommen und auf baldige Erlösung ihres Geisterwandelns hoffen.

im Reich, drei Päbsten gegenüber, stets von einer Partei verfolgt, während die andere ihres Interesses halber ihm anhing, allen Kabalen dieses ränkesüchtigen Johann von Mainz ausgesetzt, der, wie Ihr Herr und Vater doch oft erzählt, Alles that, um seine Wahl als König zu verhindern, die doch unser allergnädigster Pfalzgraf so warm befürwortete; ja, dieser Erzbischof Johann ging so weit, den Dom zu Frankfurt schließen zu lassen, um die Wahl unmöglich zu machen."

„Sie geschah aber doch," lachte Ritter Albrecht wohlgefällig, „unser allergnädigster Herr ist rasch in seinen Entschlüssen; der Kirchhof hinter dem Dom diente zum Wahlplatz. Ich erinnere mich noch des Versleins, welches die Gegenpartei zum Spott auf unsern Herrn und Fürsten, sowie auf den Erzbischof von Trier, als die thätigsten bei der Königswahl, machte, weil ersterer so jung, letzterer schon alt und beinahe blödsinnig war; es gab ein Liedlein, das hieß:

„Zu Frankfurt hinterm Chor
Haben gewählt einen Kunig ein Kind und ein Thor."

„Das Kind, wie sie meinen allergnädigsten Herrn damals zu nennen beliebten, obgleich er lange über die Kinderjahre hinaus war, hat ihnen schon Manches aufzurathen gegeben. Wie stünde es mit dem deutschen Reiche, wenn Pfalzgraf Ludwig nicht mit starker Hand und schnellem Blick die ihm freundlichen Fürsten geleitet, die feindlichen bekrieget hätte? Wahrlich, König Sigismund schuldet unserem Herrn nicht allein die Krone auf seinem Haupte, sondern auch deren Erhaltung. Zum Dank dafür hat er mit diesem Johann von Mainz hinter meines Herrn Rücken einen geheimen Vertrag geschlossen, und mit seinem Wort versprochen und besiegelt, Mainz durch keine Schenkung oder Bevorrechtung zu beeinträchtigen. Zum Dank dafür nimmt er dem Pfalzgrafen das Heirathsgut von 4000 Kronen fort, was Johann Landenbon in England einkassiren sollte, und weigert sich jetzt, es herauszugeben, mit der Entschuldigung, daß wenn man Alles rechne, was die Pfalz jetzt und unter dem vorigen Regenten sich vom Reichsgut zugeeignet habe, würde man wohl quitt seyn."

„Darin hat er nun nicht so ganz unrecht," schaltete Berchtold ein, als Ritter Albrecht in seiner heftigen Rede inne hielt, um durch einen tüchtigen Trunk Ravensburger seinen Aerger hinunter zu spülen; „König Sigismund fehlt nicht die Einsicht in die Verhältnisse, wohl aber die Macht und die Gewalt, sich ihnen entgegen zu stemmen: innere Zerwürfnisse im Reich, die Fehden der Fürsten unter einander, die hussitischen Kriege, der Geldmangel, die Religionswirren, Alles dieses trägt dazu bei, seine Stellung beinahe unerträglich zu machen, doch beharre ich in der Ansicht, daß es dem hohen Herrn nicht an Einsicht und Klugheit gebricht; hat er doch jenem gelehrten Herrn, welcher durchaus geadelt werden wollte und es auch wurde, als dieser sich auf die Ritterbank setzte, das Wort zugerufen: Das war dumm, Herr Ritter; ich kann in einem Tage tausend Idioten adeln, aber in tausend Jahren nicht einen Gelehrten machen."

Alle lachten und der jüngere Albrecht sagte: „Ei, ein ähnliches Stücklein hat mir Ritter Hirschberg neulich zu Stuttgart erzählt: Es wollte Einer geadelt werden, zu dem sagte der König spottend: Ich kann Dich wohl adeln, aber Ahnen geben und Dich edel machen, kann ich nicht."

„Und doch ist der König schuld an dem neuen Briefadel," grollte Ritter Albrecht, „freilich trägt es Ihm Geld ein und darum thut er es, aber wir müssen darunter leiden."

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete der Domherr, „mir hat dergleichen noch nie geschadet und mich noch nie geärgert; doch eben sprach Albrecht einen Namen aus, von welchem ich schon vorhin anheben wollte. Gerade als Du, Vetter, das politische Gespräch begannst, gedachte ich von Paul Hirschberg zu reden, welcher vor einiger Zeit mit seiner Tochter in Speyer war und mich besuchte. Anna von Hirschberg ist eine bildschöne Maid geworden, und würde eine stattliche Hausfrau für einen meiner Neffen seyn; das Wort, was ich darüber hinwarf, wurde von ihrem Vater schnell aufgefangen; Deine Söhne, Albrecht, haben einen guten Leumund im Lande, und ich denke, Ritter Hirschbergs Töchterlein würde sich nicht allzulange zieren, wenn einer von ihnen sie in die Brautkammer führen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Todesrose.

(Fortsetzung.)

Ei, dachte ich, die Mädchen legen sich, wie es scheint, in diesem Lande durchaus keinen Zwang auf! Dabei sah ich die Bittende an und bemerkte, daß sie jung, aber wahrhaftig sehr

hübsch! Zuerst hatte ich den Muth, ihr die Blume zu verweigern — aber sie drang wiederholt in mich, und zwar so dringend, so innig, daß es mir vorkam, als steigere sich ihre Schönheit mit dem Eifer ihrer Bitten und als wolle sie auch mit mir einen Liebesschwur tauschen. — Geck, Dummkopf, eingebildeter Narr, der ich war! Ich hätte den Aberglauben der Chilierinnen kennen und daher wissen sollen, daß das junge Mädchen nur deßhalb so eifrig nach der Rose verlangte, um sie auf das Kopfkissen ihres sterbenden Bruders zu legen; denn sie hegte den aufrichtigen Glauben, daß Alles, was einem gelehrten Doktor gehört hatte, die Leiden eines Kranken mildern könne. Ich dagegen war sogleich eingebildet darauf, eine neue Eroberung gemacht zu haben; ich vergaß den in der nächsten Straße geleisteten Schwur, und indem ich dem jungen Mädchen meine Rose überreichte, sprach ich den Eid aus, sie ewig zu lieben. Die Schöne erröthete und erbebte vor Vergnügen, indem sie die Rose ergriff, ich aber glaubte, in diesem Beben das Erwachen der Liebe zu erblicken und eilte davon, indem ich mir das Versprechen gab, am nächsten Tage zurückzukehren.

Am folgenden Tage schlug ich in der That den Weg nach ihrer Wohnung ein, aber zuvor besuchte ich meine gewesene Patientin.

Sie saß allein auf der Estrade und sang, indem sie sich auf der Guitarre begleitete. Sie beantwortete meinen Gruß durch eine leichte Neigung des Kopfes und ließ mich knieend und im Fluge ihre kleine, zarte Hand küssen, die über die Saiten des Instrumentes irrte. Ich betrachtete sie mit eben so großer Bewunderung wie am vorhergehenden Tage, aber es mischte sich in dieses Gefühl eine unwillkürliche Regung eines geheimnißvollen Schreckens, den ich fühlte, daß ich sie betrog — und fühlte zugleich auch, daß sie dies wußte. Dann klang die Melodie, welche sie sang, auch so traurig wie ein Grablied; ihre Stimme wurde zuweilen matt und dann wieder laut und volltönend; krankhafte Blässe färbte ihr Gesicht und aus der fieberhaften Aufregung ihrer Hände und ihres ganzen Körpers errieth ich den Einfluß einer heftigen Leidenschaft.

„Ei, Sennora, woher heute dieses Fieber und die Traurigkeit?" fragte ich sie, als sie die Guitarre zu ihren Füßen niederlegte.

„Weil ich Sie erwartete, Herr Franzose."

Welche Unbefangenheit! dachte ich. Das ist die ungezwungene Sprache des Herzens!

„Nun, ich bin jetzt doch bei Ihnen," fügte ich hinzu. „Ach, weßhalb kann ich nicht immer bei Ihnen bleiben! Sie lassen mich mein Vaterland vergessen!"

Die Talcahuanerin heftete auf mein Gesicht einen langen Blick und ich konnte mich nicht erwehren, unter demselben zu erröthen. Dann zogen sich plötzlich ihre Lippen zusammen, ihr Mund verzerrte sich zu einem spöttischen Lächeln und mit scharfem trockenen Ausdrucke fragte sie: „Wo ist meine Rose?"

Mit dem Tone der Zuversicht und Wahrheit, den jeder gewandte Lügner seinen Worten zu geben weiß, rief ich aus:

„Ihre Rose? Sie fragen mich, wo Ihre Rose ist? — An Bord meines Schiffes; in einem seidenen Säckchen hängt sie über dem Kopfende meines Lagers, damit ich die Blicke darauf richten kann, ehe ich einschlafe, und Sie mir dann in Träumen erscheinen; damit meine Augen bei dem Erwachen wieder darauf fallen und Sie mein erster Gedanke für den Tag sind. — Ich trage Ihre Rose nicht mehr in dem Knopfloche meines Rockes, weil ich fürchtete, der Wind möchte sie mir entführen. Ach, Sennora! Sennora! Können Sie mich fragen, wo Ihre Rose ist?" — Und indem ich so sprach, ergriff ich eine ihrer Hände und preßte sie an meine Lippen.

„Ich danke! Ich danke!" flüsterte sie. „Ich weiß, daß ich die Franzosen nie vergessen —" Und mit einem einzigen Satze sprang sie auf und fragte mich, ob ich Durst habe, ob ich etwas trinken wolle?

Diese plötzliche Frage verwirrte mich im ersten Augenblicke, so daß ich stumm blieb. Aber sie stand da vor mir, die Zauberin, hoch aufgerichtet, eine Flasche in der einen, ein Glas in der andern Hand, und ganz unwillkürlich sagte ich! „Schenken Sie ein."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Nachdem ein an der Schwindsucht langsam hingesiechter Mann in Glasgow kürzlich begraben worden, war ein ihm gegenüber wohnender Daguerreotypist nicht wenig erschrocken, denselben drei Tage darnach bleich, geisterhaft und unbeweglich, wie es sonst seine Gewohnheit war, hinter seiner ihm gerade gegenüber befindlichen Fensterscheibe sitzen und auf die Bewegung der Straße hinunterblicken zu sehen. Erschreckt, mit

sträubendem Haare und von Gespensterfurcht erfüllt, rief er seine Hausgenossen und Nachbarn herbei und zeigte auch ihnen das bleiche Gespenst des Todten, das ihm gegenüber durch das Fenster blickte. Mit ihnen im Verein begab sich der Künstler nun in die Wohnung des Todten und machte den Hinterbliebenen Anzeige von dem Spuck, der am hellen, lichten Tage darin getrieben wurde. Aengstlich und zaghaft machte man sich an die Untersuchung, fand aber nichts in dem Zimmer vor, wohl aber konnte Jeder, sobald er sich in die Stube des Daguerreotypisten wieder zurückbegab, das bleiche, stiere Antlitz des Todten hinter der Scheibe hervorblicken sehen. Nach genauer Untersuchung dieser Erscheinung hat sich herausgestellt, daß sich durch ein seltsames Spiel der Natur das Porträt des Dahingeschiedenen auf der Scheibe ganz genau und deutlich abgebildet hat: eine Sache, die schon mehrfach vorgekommen.

Etwas für Feuerwehren. Aus Boston 13. Septbr. wird geschrieben: „Am verflossenen Dienstag fand hier eine öffentliche Festlichkeit statt, die jedenfalls neu unter der Sonne war. Seit einigen Jahren bedient man sich in unseren größeren Hauptstädten, wie New-York, Philadelphia und anderen Städten, zum Löschen von Feuersbrünsten der Dampfspritzen. Es waren nun von hier aus drei Preise von 500, 300 und 200 Dollars für die drei besten Dampffeuerspritzen ausgesetzt, also gewissermaßen ein Wett- und Preisspritzen ausgeschrieben. Es betheiligten sich dabei vorzugsweise 4 Spritzen, nämlich drei von hier und eine aus Philadelphia. Die Letztere trug den Sieg oder vielmehr den Hauptpreis davon. Ihre Maschine wurde nämlich in 11 Minuten 4 Sekunden geheizt und arbeitsfähig gemacht; sie füllte darauf einen 3600 Gallonen haltenden Wasserbehälter in $8\frac{1}{2}$ Minuten und warf einen horizontalen Strahl von 163 und einen perpendikulären von 110 Fuß. Von unsern Bostoner Maschinen realisirte die eine einen Strahl von $154\frac{1}{2}$, die andere von 135 und die dritte einen horizontalen von 140 und einen perpendikulären von 125 Fuß. Der für sämmtliche Maschinen benutzte Schlauch hatte eine Länge von 200 Fuß. Tausende von Menschen wohnten dem Schauspiel bei, welchem ein feierlicher Umzug durch die Stadt folgte.

(Der Salzsee der Mormonen.) Im Lande der Mormonen befindet sich ein See, welcher den Namen des großen Salzsee's von Utah führt, 12 deutsche Meilen lang und halb so breit ist. Dieser See ist eines der salzhaltigsten Gewässer, die es gibt, und trägt daher die in ihm schwimmenden Körper viel leichter, als andere Seen. In dem Berichte eines nordamerikanischen Offiziers, welcher jenes Land wissenschaftlich durchforscht hat, heißt es darüber: „Die Dichtigkeit des Wassers ist so außerordentlich, daß man, ausgestreckt auf dem Rücken liegend, mit Kopf, Hals, den Beinen bis zu dem Knie und den Armen bis zum Ellbogen außerhalb des Wassers, von demselben noch getragen wird. In sitzender Stellung, die Arme des Gleichgewichtes halber ausgestreckt, bleiben die Schultern über der Oberfläche. Das Schwimmen ist dessenungeachtet sehr schwierig in Folge der beständigen Neigung der unteren Extremitäten, zur Oberfläche zu steigen, und der Salzgehalt des Wassers ist überdies so stark, daß die geringste Quantität, welche in's Auge kommt, einen scharfen Schmerz verursacht, und daß schnelles Ersticken dem zufälligen Verschlucken einer größeren Menge folgen muß. Nach dem Baden wird es nöthig, die Haut mit süßem Wasser zu waschen, um die durch schnelle Verdünstung sich bildende Salzkruste von derselben abzuspülen. Trotzdem ist ein Bad in diesem Wasser eine herrliche Erfrischung und Stärkung.“ — Eine andere von dem starken Salzgehalt herrührende Erscheinung ist ebenfalls sehr merkwürdig. Wo die Fluth durch Stürme über die flachen, zum Theil aus Schlamm bestehenden Uferränder getrieben worden ist, da bildet sich häufig in Folge der schnellen Verdünstung eine so feste Schichte von Salz, daß bei anhaltend trockenem Wetter selbst Lastthiere über dieselbe wie auf solidem Eise schreiten können.

Konstantinopel. Die in Ungnade gefallenen Schwäger und Hausbeamten des Sultans haben aus Schaam sogar ihre Namen geändert. Ethem Pascha heißt sich seufzend: Eh' dem Pascha! — Ilami Pascha schreibt sich: I scham' mi' Pascha; und Ruschdi Pascha hält die Bezeichnung Kusch' di' Pascha entsprechender für seine Stellung.

Auflösung des Räthsels in № 135:

Räthsel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Sonntag, 14. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Edler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

„Von Dir ist nicht die Rede, Hanns," lachte der geistliche Herr schelmisch, als der Jüngste mit dem Einwurf kam, er habe Anna v. Hirschberg nie gesehen; „natürlich sprach ich nur von den zwei Aeltesten."

Martin sagte lächelnd: „Diesmal möchte doch allein die Rede von Albrecht seyn, lieber Herr und Vetter, von Albrecht, welcher so stumm und starr dasteht, als ob er nie den Namen derer von Hirschberg vernommen hätte, und mir doch erst vor acht Tagen anvertraute, daß er ohne Anna als seine Hausfrau nicht leben möge.

Else jauchzte laut auf und flog dem Bruder an den Hals.

Frau Engeltraut, welche eben mit einem Korbe weißen feinen Brodes eingetreten war, von der Magd gefolgt, welche ein Gericht Wildbraten zum Frühimbiß trug, blieb erstaunt stehen, als sie Albrecht mit hochgerötheten Wangen erblickte, welchen die Schwester stürmisch umarmte und der nur mühsam die kleinlaute Einwendung hervorbrachte, daß er ja nicht wissen könne, ob Anna v. Hirschberg ihm nur gut sey.

Die drei Männer lachten so herzlich, daß das weite Gemach davon widerhallte.

„Sie wird sich wohl noch sehr wehren und lieber Klosterjungfrau werden, ehe sie einen so hübschen Junker wie Dich freit," spottete Martin, wohlgefällig des Bruders blühendes Antlitz und stattliche Gestalt betrachtend.

Else bat leise: „Geh', frei' doch recht bald, mein Brüderlein, daß wir zusammen Hochzeit halten können."

Dieweil hatte nun Ritter Albrecht seine Hausfrau aufgeklärt, und diese schritt freundlich und glückselig lächelnd auf ihren Sohn zu und zog ihn an ihr mütterliches Herz.

Da kam Albrecht wieder zur Besinnung, er warf sich seiner lieben Mutter an den Hals und jubelte:

„O nun ist Alles gut; was mir Tag für Tag die Brust enger zuzog, als das engste Panzerhemd, ist gelöst und ich kann wieder frei athmen. Ja, Martin hat Recht, Anna v. Hirschberg oder keine wird meine Gemahlin, und wenn ich nicht ihr Jawort und ihres Vaters Zustimmung erhalte, geb' ich das Ritterhandwerk auf und werde geistlich, wie Vetter Berchtold, oder ziehe, wenn der Pfalzgraf seinen Plan ausführt, mit ihm in's gelobte Land!"

„Das sollst Du nicht, Du feiger Geselle!" rief ihm der Domherr zu; „ei solch' einen Schwiegersohn, der so muthlos die gute Sache aufgibt, noch ehe er mit keckem Entschluß begonnen, muß meinem tapferen Freunde, Paul Hirschberg, der mit seinem Schwager Seckendorf und einer kleinen Schaar dreitausend Mann von den Markgräflichen schlug, Ebnath so wacker vertheidigte, nicht willkommen seyn! Ich kenne Dich ja gar nicht mehr; Du, der beherzteste und feurigste unter Albrechts Söhnen, stellst Dich an wie ein verliebter Minnesänger und zitterst vor einem Frauenauge! Wenn Du nicht herzhafter wirst, thue ich keinen Schritt in der Sache! — Sonst aber," fuhr er schelmisch lachend fort, indem er den Becher erfaßte und durch einen tiefen Zug aus demselben die Festigkeit seines Entschlusses gleichsam bestätigte, „gehst Du mit Deinem Vater und mir zu Paul v. Hirschberg, die Sache ins Reine zu bringen."

Ritter Albrecht nickte zustimmend und sagte:

„So fügt sich Alles wunderlich in der Welt! War mir doch in meinen jungen Jahren Kunigunde v. Schenk, Paul Hirschbergs Gattin, zur Hausfrau bestimmt, ich aber hatte schon meine Engeltraut erkoren, welche gerade Wittwe geworden war, und mein Vater Wolff gab auch gerne seine Zustimmung zu unserer Verbindung. Jetzt wäre es mir eine besondere Freude, einen meiner Söhne mit einer Tochter jenes Stammes zu verbinden.“

„Doch nun, Vetter,“ meinte Berchtold, „wäre es wohl das Beste, uns an dies köstliche Gericht Wildbraten zu wenden,“ indem er den kräftigen Duft desselben einathmete. Die Anderen stimmten bei, der Becher machte dazu die Runde und manche heitere Neckerei des geistlichen Herrn über den Verlobten machte Elsen's Wangen dunkler erglühen, manche Anspielung auf die Schönheit Anna's v. Hirschberg und deren seltene Eigenschaften ließen Albrechts Augen vor Freude glänzen und seine Stimmung noch fröhlicher werden.

Als Vetter Berchtold endlich Martin, welcher ihn nach Speyer begleiten sollte, zum Aufbruch mahnte, schieden die guten Brüder in freudigerer Stimmung, als sie sich wohl jemals getrennt hatten.

Albrecht dachte nur an Anna und war selbstsüchtig genug, den Bruder zerstreut anzusehen, als dieser ihm beim Abschied zuflüsterte, in Speyer hoffe auch er glücklich zu werden, bis ihm nach kurzem Bedenken Martins Bekenntnisse einfielen.

Ueber sich selbst erzürnt, das Glück des lieben Bruders so gänzlich über das eigene vergessen zu haben, drückte er denselben gerührt an sein Herz und wünschte ihm so glücklichen Erfolg, wie er ihn hoffe und der Vetter ahnen lasse.

Nach kurzem Abschied von den Eltern und Geschwistern, denn Martin sollte nicht lange in Speyer verweilen, ritten die Beiden von Herrn Berchtolds Knecht begleitet, über die Zugbrücke, passirten den äußeren Burghof und das hintere Burgthor, zogen dann die Anhöhe hinab an dem Kohlbach vorüber, dessen rauschende Wellen und plätschernde Geschwätzigkeit auch Martin, welcher bis jetzt stumm neben dem Vetter hergeritten war, anzuregen schien. Denn nachdem sie das Dorf und später die Egonsmühle passirt hatten, begann er nach einem stummen, aber ziemlich heftigen Kampfe mit sich selbst den Domherrn auszufragen, und nach diesen und jenen bekannten Namen in Speyer zu forschen. Hörte er nun von Einem oder dem Andern, daß er Töchter habe, so ließ er sich dieselben so genau beschreiben, daß ihn der Domherr mit immer größeren Augen maß und halb lachend, halb erstaunt ihm Rede stund. Endlich aber wurde es ihm doch zu arg und er sagte brummend:

„Wenn Dich Albrecht mit seinen Freiersgedanken angesteckt hat, was ich daraus schließe, daß Du Dich gar so feurig nach den schönen Jungfrauen, welche Speyer umschließt, erkundigst, so will ich gerne helfen und Dir mit Rath beistehen, bis dahin aber laß mich in Ruhe und Frieden und jetzt vor Allem mein Schläfchen machen, was ich auf meinem Gaule gar herrlich zu thun vermag, denke auch, daß Du dasselbige thust, der Knecht mag für uns Beide wachen.“

Schlafen konnte Martin nun freilich nicht, aber träumen, gar herrlich träumen konnte er von einem Wiedersehen mit der holden Jungfrau, wo es dann nicht beim Sehen allein verblieb, sondern, denn unser Martin war eine phantasievolle, poetische Natur, auch zum Sprechen, zum Händedruck, ja zum süßen Kuß kam. Wie inniglich wußte die holde Jungfrau mit ihm zu reden, mit züchtigen Blicken und einem schelmischen Lächeln um den Mund, gestand sie ihm, daß sie stets an ihn gedacht, jeden Tag an demselben Altar der gnadenreichen Jungfrau für ihn gebetet und auf ihn gewartet habe. Eben wollte er den Dank für dies entzückende Geständniß auf die holdplaudernden Lippen drücken, als Herrn Berchtolds Pferd strauchelte, und er es mit derbem, ungeistlichem Fluche zusammenraffend, darüber erwachte. Zerronnen war das süße Bild, Martin sah sich auf der breiten Heerstraße in den heißen Strahlen der Herbstsonne, seinen Herrn Vetter zur Seite, der weidlich über sein Thier und über den Knecht schalt, und sich endlich nur zufrieden gab, als Martin geschickt die Rede auf seinen Freund Paul v. Hirschberg und somit auf seines Bruders künftiges Bräutlein leitete.

Da ging dem alten Herrn endlich das Herz wieder auf.

„Ist ein gar lieblich Wesen, die Anna,“ sagte er wohlgefällig, „geduldig und sanft wie ein Weib, und entschlossen und fest wie ein Mann, dabei ist sie gar gelehrt und vielerfahren in jeder Kunst, sie malt zierliche Buchstaben auf Pergament und kann lesen, wie sie selbiges von einem gelehrten Mönche, den ihr Vater längere Zeit beherbergte, gelernt hat, sie kennt die heilende Kraft aller Kräuter und bereitet Mittel daraus. Grade jetzt hatte ich auch Zeit und Gelegenheit, ihre Geduld zu bewundern, ihr Vater war krank

geworden in Speyer, da hat sie ihn denn getreulich gepfleget, ihm Arzneien gekocht, manche Launen ertragen, alles Unangenehme aus dem Wege geräumt, denn der gute Paul Hirschberg ist etwas heftigen Gemüths; sie hat ihm sogar einen großen Schreck verheimlicht, den sie gerade in den ersten Wochen seiner Krankheit gehabt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todesrose.

(Schluß.)

Sie füllte das Glas mit Mosto, diesem Bordeauxwein der Cordilleren, und ich leerte es mit einem Zuge, indem ich unserer Liebe ein enthusiastisches Hoch ausbrachte.

„Noch eines!" sagte sie.

„O nein!" entgegnete ich. „Wollen Sie, daß ich mich berausche, so sey es durch Ihre Blicke!"

Ich setzte mich auf den Teppich der Estrade und bat sie, an meiner Seite Platz zu nehmen. Sie kam. „Singen Sie!" bat ich. „Singen Sie!"

Sie sang, aber ihr Gesang klang so melancholisch und so finster, daß ich mitten in meiner Freude erbebte.

„Weßhalb gerade dieser Gesang, Sennora?" fragte ich. Das klingt wie ein Requiem. Spielen Sie auf der Guitarre einen leichten Fandango, einen muntern Bolero."

„Weder einen Bolero noch einen Fandango für einen Sterbenden!" entgegnete sie.

„Aber es ist hier kein Sterbender."

„Still! Lassen Sie mich zu Gott für den Sterbenden singen, der nicht beten will."

„Soll ich der Sterbende seyn, so ist es, weil ich zu Ihren Füßen vor Liebe sterbe."

„Still! Ich bete!"

„Aber für wen denn?"

„Für Sie!"

„Für mich? Für mich! Aber ich sterbe ja nicht; ich fühle nur zu gut, daß ich lebe, denn ich fühle, daß ich Sie liebe." — Und ich lachte laut auf.

„Ja, für Dich, Franzose, für Dich!" rief sie aus, und indem sie ihren Grabgesang unterbrach und die Guitarre weit von sich warf, sprang sie zu ihrem Toilettentische, hob den Spiegel, der auf demselben stand, auf und zeigte mir dahinter in einem Glase mit Wasser eine verwelkte rothe Rose. „Ja, für Dich bete ich," wiederholte sie nochmals, und zwar diesmal mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Wuth, „für Dich der Gesang, den man bei einem Sterbenden anstimmt. — Denn hier ist sie, die Rose, die Du mir zu Liebe bis zu Deinem Tode zu bewahren versprachst und die Du einer Andern geschenkt hast — hier ist sie! Und Du hast keinen eitlen Schwur abgelegt, als Du gelobtest, sie noch in Deiner letzten Stunde zu betrachten! — Sieh sie also an, denn Deine letzte Stunde ist gekommen. — Franzose, war der Mosto gut?"

Sie schwieg, stützte die Hände auf den Tisch und ihre durch die Wuth vergrößerten Augen starrten mich mit wildem Ausdruck an. Da begriff ich, weßhalb sie mich fragte, ob der Mosto gut gewesen sey: — und ich zitterte, wie die Tischgäste Lucretia Borgia's erzittert haben müssen, als diese ihnen zurief: „Ihr seyd Alle vergiftet!"

Die unerbittliche Furie erspähte die ersten Zeichen meines Todtenkampfes, aber ich gewann genug Kraft, um die heftigen Schmerzen zu verbergen, die ich bereits zu empfinden begann. Das Verlangen, mich zu rächen, hemmte für einige Augenblicke die Wirkungen des Giftes. Indem ich ihr ein „auf Wiedersehen" zurief und mit einer furchtbaren Strafe drohte, stürzte ich auf die Straße und lief nach der Wohnung meiner Amtsgenossen, um so schnell als möglich durch ein Gegengift Hülfe zu suchen.

Weiter reicht meine Erinnerung nicht. Schon nach wenigen Schritten stürzte ich besinnungslos nieder, doch zum Glück sah mich einer unserer Aerzte fallen und sprang mir sogleich mit seiner Hülfe bei. — Vierzehn Tage nach dem Ereignisse befand ich mich bereits außer Lebensgefahr, aber erst unter Segel kehrte ich zu dem Bewußtseyn zurück. Mein Capitän hatte mich nicht am Lande lassen wollen.

Vier Jahre darauf kam ich wieder nach Talcahuana, aber meine Rosenspenderin fand ich nicht mehr dort. Sie war mit ihrer ganzen Familie nach den Goldgräbereien nach Californien gegangen.

Mannigfaltiges.

Ein Instrumentenmacher, La Prevotte, hat die durch Jahrhunderte herrschende Grundform der Geige mit Erfolg modifizirt. Er hat aus der

bisherigen nach allen Richtungen hin gewölbten Decke der Violine geschlossen, daß die durch eine solche Form in unzählige Fragmente gebrochenen Holzfasern ein großes Hinderniß für die Fortpflanzung der Tonwellen seyn müßten, und daß hauptsächlich deßhalb das Alter eine für die Entwickelung des Tones selbst gut gebauter Instrumente so unerläßliche Bedingung sey, indem die Tonschwingungen erst mit der Zeit sich künstliche Wege bilden und jenem Gebrechen der mangelhaften Continuität der Holzfaser mehr oder weniger abhelfen können. Der Versuch einer vollkommen ebenen und flachen Decke seiner Geige war die logische Antwort auf La Prevotte's Annahme und der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Die schlechtesten Instrumente, welche er zu seinen Versuchen auswählte, entwickelten in Folge der Abänderung Kraft und Fülle des Tones. Die ganz flache Decke für Streichinstrumente aber stellte dem Gebrauche derselben höchst unangenehme Schwierigkeiten entgegen — der Steg mußte übermäßig erhöht werden, um die Freiheit der Führung des Bogens zu gestatten und das Griffbrett mußte zu dem Stege und der Erhebung der Saiten bedeutend höher gelegt werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, baute La Prevotte nur der Länge nach horizontale, aber von den Seiten aus sich wölbende, den Abschnitt eines Cylinders darstellende Decken, welche alle Vortheile verwirklichen.

Hr. Geoffroy St. Hilaire, ein Nachkomme des großen Naturforschers, hält sich in seiner Wohnung eine Anzahl großer Affen, deren Lebensweise und Charakter er sorgfältig studirt. Mit ihm in demselben Hause wohnt ein Mann, der seit einiger Zeit Klage führt, daß ihm Gold und Silber und Juwelen entwendet werden. Nach vielfachen vergeblichen Nachforschungen kommt es durch Zufall zu Tage, daß einer der Affen in das Logis einzubrechen pflegt und allerhand Sachen in seine Kabuse mitnimmt. Man findet daselbst auch Alles, was bisher vermißt wurde. „Sie hätten mir das doch sagen und mir Sorge und Mühe ersparen können, klagte der Bestohlene gegen Geoffroy St. Hilaire; Sie sahen ja die Sachen alltäglich bei Ihrem Affen?" — „Ich glaubte, sie gehörten ihm," erwiederte Jener treuherzig.

Zwei dem Berliner Waisenhause angehörige Zöglinge vergnügten sich mit der Uebung von Taschenspieler-Künsten. Einer derselben machte die scheinbare Manipulation, einen Stein scheinbar ins Ohr zu stecken und ihn aus dem Munde wieder herauszunehmen. Der in der That getäuschte Andere versuchte ihm das nachzuthun, steckte hierbei aber den Stein, hoffend, daß er ihm ohne Weiteres in den Mund fallen würde, so tief ins Ohr, daß er nicht wieder herauszubringen war. Der Unglückliche, ein zwölfjähriger Knabe, befindet sich in Folge dessen, seitdem an der Gehirnentzündung darnieder liegend, im Diakonissenhause Bethanien. Alle Versuche, den Stein zu erreichen und solchergestalt den Knaben zu retten, waren bisher vergeblich, so daß leider zu erwarten steht, daß der Knabe sein unschuldiges Spiel mit dem Tode wird büßen müssen. Ein ähnlicher Fall ging diesem voran. Dasselbe Experiment hatte ein Knabe mit einem Stück Tafelstein gemacht. Derselbe war aber glücklicherweise noch mit einer Zange erreichbar, indessen folgte doch der Verlust des Gehörs auf dem einen Ohr.

Fünfsylbige Charade.

1.

Leicht ist diese zu ergründen,
Eine Ziffer steht sie da.
Willst zwei Pärchen du verbinden,
Bist du schon der Lösung nah'.

2.

In der Zweiten kühlem Schatten,
Ferne von des Juli Gluth,
Hingestreckt auf grünen Matten,
Schmeckt das Bier uns doppelt gut.

3. 4.

Geist'ge Wesen sind die Beiden,
Die nach Industrie stets späh'n,
Täglich elegant sich kleiden
Und auch gern spazieren geh'n.

5.

Mancher ruht in meinem Schooße,
Ferne von dem Vaterland.
Ach! sein Grab schmückt keine Rose,
Die geweihet Freundeshand!

Das Ganze.

Dort, wo jener edle Kämpfer
Setzt' auf's Spiel des Sohnes Blut,
Liegt das Ganze. Stolze Dämpfer
Segeln durch die klare Fluth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Dienstag, 16. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

„Einen Schrecken, und der war?“ fragte Martin mit höchlichem Antheil.

Nun entgegnete der Domherr: „Es ist in unserer guten Stadt in letzterer Zeit schon öfters vorgekommen, daß Strauchdiebe die Gelegenheit benutzten und manche Unbewehrte anfielen und beraubten; ein streng Gesetz wurde deßwegen herausgegeben und gehandhabt, aber du lieber Gott, wer kann da immer im Kleinen zu Rechtens sehen und ordnen, wenn alle Augenblicke das Reich in Flammen steht, und sich bald die aufständischen Edlen, bald die erbitterten Fürsten bekriegen; wenn es noch falsche Gesellen gibt, welche den Hader von beiden Seiten anzufachen suchen,“ fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort, „so ist kein Wunder, wenn das deutsche Reich darüber zu Grunde geht; doch davon wollte ich ja gar nicht reden,“ sagte er beruhigend zu sich selbst, „ist ein böses Ding, die Politika, und brachte mich diesmal vom rechten Wege ab; höre aber nur weiter: Eines Tages, als ich bei meinem Freunde Hirschberg saß, kam Anna vom Kirchgang zurück und trat todtenblaß in's Gemach; ich fragte erschrocken, ob sie etwa eine Ohnmacht befallen oder sonstiges Ungemach ihr zugestoßen sey. Sie schüttelte das Haupt, sagte, es sey gar nichts gewesen, und bedeutete mir durch Zeichen, vor ihrem Vater zu schweigen, aber ich sah, wie ihre Hände flogen, als sie ihm den Becher mit kühlendem Getränke darbot, und wie ihr ganzes Wesen verstört war.

Als Herr Paul eingeschlafen und wir allein waren, hat sie mir vertraut, daß sie vor dem Bilde der Gnadenmutter knieend gar nicht bemerkt habe, daß die alte Marthe, ihre Begleiterin, mit einem anderen Weibe plaudernd sich an die Domthüre zurückgezogen habe. In gläubigem Flehen um baldige Herstellung des Vaters versunken, sey sie plötzlich durch Sporentritte und einige drohende Worte zur Wirklichkeit erweckt worden, und als sie aufgeschaut, sey ein feiner Junker im Streite mit wüsten Gesellen an ihrer Seite gestanden, der habe sie gebeten, seinen Schutz anzunehmen, weil er aus den Geberden und leise geflüsterten Worten einiger Strolche entnommen habe, daß sie gerade hätte beraubt werden sollen. Bis an die Thüre geleitete sie der fremde Schützer, ohne seinen Namen zu nennen, denn als er sie unter guter Obhut gesehen, sey er verschwunden.“

Dem Junker Martin waren schon zweimal die Zügel des Rosses aus den vor Aufregung zitternden Händen gefallen, die ganze Gegend tanzte vor seinen Blicken!

„Und den Junker?“ brachte er endlich zwischen den bebenden Lippen heraus, „den Junker? wie hat sie Euch diesen beschrieben?“

„Nun, sie sagte eben nicht viel von ihm,“ meinte der Vetter, „wird ihn sicherlich auch nicht viel angeschaut haben in ihrer Angst und Befangenheit; es ist auch möglich, daß es irgend ein fremder Kriegsmann war, und als ich sie nach ihm frug, meinte sie nur, er habe edel ausgesehen, aber krank und bleich. Doch jetzt natürlich ist die ganze Geschichte vergessen und ich fiel nur darauf, weil ich an die Krankheit ihres Vaters dachte; dieselbe kann sich wiederholen, wie der gelehrte Doctor Hermann Heilmann von Hildesheim versichert, und darum wünscht Ritter Paul sein Haus bestellt und sein Kind versorgt zu wissen! Nun trifft es sich wie eine Schickung

des Himmels, daß Dein Bruder sie liebt, denn Albrecht ist eigen geartet und hätte eine ungeliebte Hausfrau nie Deinem Vater zur Tochter gebracht!"

„Ja, mein Bruder liebt sie!" seufzte Martin gedanken- und sorgenschwer, und das tiefe Leid, was sich um sein junges Herz gelagert hatte, sprach aus tiefen gebrochenen Tönen.

Vetter Berchtold gab nicht auf ihn Acht, sein ganzes Interesse war jetzt auf seinen Plan gerichtet und er fuhr also ruhig fort:

„Ja, Albrecht liebt sie, ich habe ihn nie gesehen wie diesen Morgen, erst so muthlos und verzagt, dann wieder so feurig und leidenschaftlich; auch Anna ist ihm nicht abgeneigt, wie mir ihr Vater vertraute!"

„Sie liebt ihn!" rief Martin aus, und die lachende Gegend schien ihm in diesem Augenblicke eine Wüste, überall öde und leer!

„Gewiß liebt sie ihn," entgegnete Berchtold eifrig, dem wohl niemals der Gedanke gekommen wäre, daß man seinen Liebling Albrecht sehen und nicht lieben könne.

„Aber der Junker?" warf Martin fragend ein.

„Welcher Junker?" meinte der Vetter ungeduldig.

„Nun, den sie im Dome sah!"

„Bist Du vom Bösen besessen," schalt eifrig der entrüstete Domherr, „eine sittsame Jungfrau und ein Fant, den sie gar nicht angeblickt, dessen sie sich gar nicht mehr erinnerte."

„Wie undankbar!" seufzte Martin schmerzlich.

„Was hat er denn für sie gethan?" höhnte jetzt ernstlich böse der Domherr, „was jeder Andere an seiner Statt auch gethan hätte, es wird ein fremder Kriegsmann gewesen seyn, der Speyer schon lange wieder verließ und so wenig an Anna denkt, wie sie an ihn! Dir aber, Martin, hat der süße Minnesang den Kopf verdreht, daß Du nicht mehr weißt, was schicklich für eine Ritterstochter und ehrsame Jungfrau!"

Martin schwieg eine Zeit lang betrübt stille, darauf hub er wieder an und bat den Vetter, da Albrecht leicht zur Eifersucht geneigt sey, ihm niemals von Anna's Begegnung mit dem Fremden zu erzählen.

Der Domherr war zwar erstaunt, einer so gleichgiltigen Sache, wie er wähnte, so viel Gewicht beigelegt zu sehen, allein er versprach es unbedingt, und Beide ritten in tiefem Schweigen weiter, welches nur durch die Ankunft im Nachtquartier unterbrochen wurde.

Martin, ohne des Vetters Nachtimbiß theilen zu wollen, schützte sein sich wieder einstellendes Fieber vor und suchte sein Lager; dort warf er sich ruhelos umher, und manche heiße Thräne, deren sich auch das tapferste und wackerste Jünglingsherz in solcher Lage nicht zu schämen braucht, floß aus seinen Augen.

Am Morgen war sein Entschluß gefaßt, er theilte dem Vetter mit, wie er schon längst, von schwerer Krankheit befallen, den Vorsatz gefaßt hätte, im Falle er Genesung erlangte, geistlich zu werden, dies aber nicht eher habe erklären wollen, als bis Albrecht sich eine Hausfrau ausgesucht habe; jetzt da dies geschehen und seinem Vorhaben nichts mehr im Wege stehe, würde er mit dem Vetter nach Speyer gehen, um dort zu bleiben, bis er die Weihen erhalten habe. Den Eltern habe er nichts davon gesagt, um der Mutter Klagen, des Vaters Vorstellungen zu entgehen, der Vetter möge es ihnen nun kund und zu wissen thun, denn Nichts vermöge ihn von seinem Entschluß abzubringen!

(Fortsetzung folgt.)

Entsagung.

Aus dem Englischen.

„Wie sind Sie in den Besitz dieser Nadel gekommen?" fragte ein junger Mann, indem er des Pfandleihers Aufmerksamkeit auf eine kleine Rubinnadel in dem Schaufenster lenkte.

„Von der da? Oh, das wurde gestern Abend von einem netten jungen Weibe gebracht, welche in großer Geldverlegenheit zu seyn schien; und so kaufte ich es ihr ab."

„Wie sah sie aus? Hat sie blaue Augen? Ist sie groß und schlank?"

„Ich bitte Sie!" erwiederte der Geldverleiher, „jeden Tag kommen hundert Weiber herein und nie schaue ich zweimal nach Einer. Sie war übrigens tief gebeugt, so viel erinnere ich mich noch. Auch sagte Jemand, sie wohne drüben in jenem Hofe. Wollen Sie vielleicht die Nadel auslösen, Herr?"

„Ja, gewiß," erklärte Ernst, zahlte dem Wucherer fünf Mal so viel, als dieser dafür gegeben hatte und steckte den Schmuck in seine Westentasche.

„Guter Gott, daß es mit Agnes Kearn dahin kommen mußte!" rief er aus, sobald er auf die Straße kam. „Diese Nadel, die ich tausend Mal

an ihrem weißen Halse funkeln sah, während ich den Boden, auf welchen ihr Fuß trat, hätte küssen mögen! Agnes in der Bude eines Mannes, der auf Pfänder leiht!"

Er schwankte und lehnte sich, um aufrecht zu bleiben, gegen eine hervorspringende Mauer des alten Hauses. Eben strauchelte ein kleines Mädchen hinter ihm, stieß mit dem Fuße an den Randstein und fiel heftig gegen ihn. Ernst hob sie rasch auf, küßte sie auf ihr liebes unschuldiges Gesicht und wollte sie eben loslassen, als ihm der Gedanke kam, daß sie ihm bei seinen Nachforschungen nach Agnes behilflich seyn könnte.

„Wo wohnst Du denn, liebe Kleine?" fragte er und schaute derselben in die hellen blauen Augen.

„Ich darf es nicht sagen," gab das kleine Kind erröthend zur Antwort; „Meine Mama hat mir untersagt, mit Fremden zu sprechen. Wollen Sie mich nicht auf den Boden stellen, Herr?"

„O ja," erwiederte Ernst, als er sah, wie ihre Lippen zu zittern begannen, „doch mußt Du mir erst sagen, wie Du heißt."

„Ich darf nicht," erklärte sie wieder und zwar mit einer Entschlossenheit, welche ihm zu einer anderen Zeit Spaß gemacht hätte. Er stellte sie auf das Pflaster nieder und nahm sich vor, ihr in einiger Entfernung zu folgen. In dem Ausdrucke ihres Gesichtes lag Etwas, das ihn ansprach, ja ihn an ein ähnliches erinnerte, für welches er, ach welche Liebe gefühlt hatte! Er zählte die trüben Jahre, die seit ihrer Verheirathung verflossen waren; ja, das Mädchen konnte ihr Kind seyn!

Die Kleine schritt weiter, ging um eine Ecke nach der anderen mit der Leichtigkeit einer Antilope, bis sie zuletzt in dem engen, schmutzigen Hofe unter dem Thore eines schwärzlichen Hauses verschwand, ohne auch nur ein einziges Mal ihr anmuthiges Köpfchen gewendet zu haben.

Ernst folgte; sie öffnete eine enge Thüre und da sie in ihrer Eile vergaß, sie hinter sich zu schließen, so hörte er, wie sie vor Eile und Aufregung beinahe athemlos rief:

„Ich sagte Nichts, Mama, ich that es nicht. Ein Herr fragte mich nach meinem Namen und wo ich wohne; aber, Du mußt mir einen Kuß geben, Mama — ganz gewiß, ich sagte es ihm nicht!"

„Du liebes Kind," erwiederte die Mutter und gab ihr den verlangten Kuß.

Diese Stimme! es gab nur eine auf der weiten Welt, welche ihn so durchbeben konnte.

„Oh Mama, da ist er!" rief die Kleine, als sie nun die Thüre zu schließen versuchte. „Ich sagte es ihm ganz gewiß nicht;" und sie begann kläglich zu seufzen.

„Agnes!"

„Ernst!"

Diese einfachen Worte drückten so Vieles aus!

„Ist Ihr Mann todt, Agnes? Wie kommt es, daß ich Sie hier finde?"

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich todtenblaß ab.

„Was denn?" fragte Ernst, indem er sich aufrichtete, als wäre er schon berufen, ihr Beschützer zu seyn.

„Todt für mich!" erwiederte Agnes mit leiser Stimme.

Ernst nahm die kleine Nadel aus der Westentasche.

„Sie müssen viel ausgestanden haben, ehe Sie sich von dieser getrennt haben, sie hat mir eine stille Unheilskunde gegeben, mit deren Wiederholung ich Ihr Herz nicht peinigen will. Ich frage nicht nach ihm. Es genügt mir, zu wissen, daß er lebt, während Sie hier leiden müssen. Ich will ihm in Ihrer Gegenwart nicht fluchen; aber Agnes, Sie müssen mir, einem alten Freunde, das Recht einräumen, für Sie zu sorgen; Sie müssen diesen elenden Ort verlassen;" und er blickte zuerst nach ihr, dann auf die erbärmliche Umgebung.

„Kennt Ihr Vater Ihre Verhältnisse, Agnes? Ist der Mammon noch sein Abgott?"

Agnes gab nur durch Thränen Antwort.

„Theilen Sie mir mit, wie Sie gelebt haben!" bat Ernst.

Sie zeigte auf einen kleinen Schreibtisch in einer Ecke des Zimmers.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber russische Vogelliebhaberei und Vogelpreise meldet die „Nord. Biene" aus St. Petersburg: „Früh ist diesmal der finnische Busen aufgegangen, die Schiffahrt hat begonnen und der Börsenhof ist mit den fremden Dingen angefüllt, die dem russischen Leben nothwendig sind. Die Hauptwaare dieser Art sind jetzt die Singvögel, Lerchen und Kanarienvögel, dazu Papageien verschiedener Farben und Größen, Muscheln, Blumen, Hunde

und Schildkröten. Dänische Lerchen sind diesmal nicht viel vorhanden; wie es heißt, sollen einige Hunderte vor Kronstadt in einer kalten Nacht erfroren seyn. Doch ist's vielleicht nur ein Börsengerücht, denn die Lerche hält im Frühjahr 4 und 5 Grad Kälte aus und singt im Schnee. Der Lerchenpreis steht von 5 bis zu 7 Rubeln, was doch gar zu theuer ist; Kanarienvögel bekommt man für 3 Rubeln. Dompfaffen lassen die Deutschen nicht unter 10 Rubeln fort, weil, wie sie sagen, die Thiere Arien pfeifen. Amerikanische Singvögel sind wenig vorhanden, Papageien aber im Ueberfluß. Cochinchina-Hühner gelten 40 Rubel das Paar." Das russische Journal zankt im Verfolge dieser noch länger ausgedehnten Preisliste die Petersburger aus, daß sie den Deutschen für dergleichen Lappalien solche Preise zahlten. Die Preise sind allerdings hoch genug, schwerlich aber wiegen sie die Verödung der ostpreußischen Wälder auf, aus denen viele jener gefiederten Sänger kommen.

Ein ehrenwerther Rentier in Nantes hatte Streit mit seiner Köchin, die ihm stets den Braten verbraunte. Er beschloß, ihr eine Lektion zu geben, und ordnete an, daß ein großer Braten beschafft, ein tüchtiges Feuer angemacht, die Küchenthür und Läden verschlossen und er während der Arbeit in keiner Weise gestört werde. Während der Zubereitung des Bratens wurde heftig an die geschlossenen Läden gepocht, doch unser Kochkünstler ließ sich nicht stören. Der Braten war vortrefflich und sollte eben aus der Pfanne geholt werden, als eine wahre Sündfluth aus dem Schornsteine sich ergoß und Herd, Braten, unseren Rentier und Alles unter Wasser setzte. Der Schornstein hatte zu brennen angefangen, man hatte gepocht, doch da nicht aufgemacht wurde, waren löscheifrige Nachbarn aufs Dach gestiegen und hatten mehre Kübel Wasser den Schornstein hinabgegossen. Unser Rentier war in Verzweiflung.

(Zeitungsböcke und Curiosa.) Das Oschatzer Wochenblatt enthält folgende Todesanzeige: „Am 3. rc. starb unsere gute Mutter an ihrem Geburtstage, aus Oschatz gebürtig, früh drei Viertel auf ein Uhr, und gerade fünf Viertelstunden eher als sie geboren wurde." — Der Würzburger Stadt- und Landbote vom 14. Oktober enthält wörtlich folgende Inserate: 1) „Familienverhältnisse wegen sind 20 Mutterschafe und 20 Lämmer bei Moses Grünbaums Wittwe in Allersheim, Ldg. Aub, zu verkaufen." — 2) „Krünitz, Encyklopädie, 123 Bände bis Rindviehstall, Rück und Eck in Leder mit Schrank, billigst zu verkaufen. D. U." — „Mehrere billige Grabsteine und alte steinerne Figuren sind zu haben und werden auf Bestellung sogleich gefertigt bei H. Hertel, Semmelstraße 81." — Die „Köln. Ztg." druckte kürzlich dem „Publicisten" eine romantische Entführungsgeschichte einer jungen Dame durch einen Kunstreiter nach; der Setzer aber rückte, wie Wehl's „Jahreszeiten" bemerken, dabei eine Zeile aus der einen Colonne der Zeitung in die andere und so las man: „Die Spur der Flüchtigen ist von der bekümmerten Adoptiv-Mutter bis Dresden verfolgt worden; von da ab hörte sie jedoch ganz auf. Kaffee- und Zuckerernte hat unter diesem Uebelstande sehr gelitten."

(Muster der edlen deutschen Muttersprache.) Ein Deutsch-Amerikaner sucht in einer pennsylvanischen Zeitung eine Frau auf folgende Weise: „Einig Mädel, daß eine Kuh hat, ein gutes Federbett und sonstige Firings fünfhundert Thaler vom harten Stoff; eines, das die Porpeln hatte und Kinder zu hüten versteht, kann einen Pärtner auf Lebenszeit haben, wenn sie einen Brief schreibt an Z—R— und ihn fest macht an Onkel Ebenezers Scheuer, an der hintern Seite nächst zum Säustall."

(Schein und Seyn.) Ein Herr N. war zum Besuche in einem Hause, in welchem vollkommener Wohlstand zu herrschen schien. Das Mobiliar war prächtig, die Dame vom Hause trug eine so umfangreiche Krinoline, daß sich hundert Hühner darunter hätten verbergen können. Beim Abschiednehmen bat ihn das Kind der Dame, ein Junge von vier Jahren, um Bonbons. „Ich habe keine bei mir," erwiederte der Besucher, „aber hier hast Du einen Groschen, dafür kaufe Dir etwas Naschwerk." „O!" sagte das Kind, „den verstecke ich sogleich, denn das letzte Mal, als ich einen Groschen von Dir erhielt, hat ihn mir die Mutter genommen, um Butter dafür zu kaufen." Die Mutter stand dabei und man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck diese Naivetät des Kindes auf sie und ihren Besucher hervorgebracht hat.

Nach der Zeitung von Delhi ist daselbst die Nachricht eingetroffen, daß der deutsche Reisende Schlagintweit an der Grenze von Thibet von einer Horde aus Khokand ermordet worden sey.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Freitag, 19. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Der geistliche Herr war sprachlos vor Erstaunen. Nicht daß in den damaligen Zeiten ein solcher Entschluß etwas besonders Auffälliges gehabt hätte, die Klöster und Stifte nahmen ja täglich die Blüthe des ritterlichen Adels auf, aber das Unvorbereitete der ganzen Sache, die Hast und Ueberstürzung derselben, sowie die sichtliche Verstörung in Martins Zügen rechtfertigten zu Genüge des Vetters ungläubiges Staunen und seine fragenden Blicke.

Nach und nach, als Martin sich gewaltsam bezwang, sah auch er die Sache ruhiger an, und bis sie in Speyer einritten, war er ganz mit des Junkers Entschluß ausgesöhnt.

Dieser aber schrieb an seinen Bruder:

„Mein lieber und vielgetreuer Albrecht! Da ich nach Speyer gekommen und dort zu meinem großen Leidwesen erfahren habe, daß besagte Jungfrau gestorben ist, so habe ich den Entschluß gefaßt, geistlich zu werden, und bitte Dich, solches den Eltern als meinen festen und unveränderlichen Willen mit meiner kindlichen Bitte um ihren Segen mitzutheilen. Grüße mir fein Deine geliebte Braut und die Schwestern nebst dem Bruder Hannes. Dein treuer Martin."

Dieses Brieflein sandte er durch Herrn Berchtold, welcher seiner Freiwerberei halber abermals ausritt, um gen Leutershausen zu eilen, wo Paul v. Hirschberg sich grade auf seinem Stammschloß aufhielt. Dort übergab er seine briefliche und mündliche Botschaft an die erstaunten Verwandten.

Albrecht hatte tiefen Kummer um den Bruder verrieth aber zartsinnig dessen Liebesgeheimniß nicht, und bat nur, man möge ihn nach seiner Rückkehr von Hirschberg zu Martin lassen; so glücklich er auch war, so legte das Geschick seines Bruders doch einen düstern Flor um das helle Blau seiner Zukunft.

Indessen hatte Paul v. Hirschberg sein Jawort mit Freuden gegeben, auch die blonde Anna war dem Junker gewogen und nicht unzufrieden mit des Vaters Ausspruch, und wenn auch zuweilen die sanften Augen des Jünglings, welchen sie in der Kirche gesehen, vor ihrer Seele auftauchten, so bezwang sie das sehnsüchtige Gefühl, was sie alsdann beschlich, als ein Unrecht an ihrem Bräutigam und zukünftigen Herrn; zudem hatte sie auch Geschäfte vollauf, um die Ausstattung anzufertigen, denn da ihre Mutter gestorben, lag ihr die ganze Sorge dafür ob. Auch von Martins Entschluß wurde sie unterrichtet, und ohne ihn zu kennen, bedauerte sie den Armen, da Albrecht ihr nur vertraut hatte, der Kummer um eine Verstorbene habe ihn dazu getrieben.

Auch auf der Ravensburg herrschte sehr reges Leben, Elsens Aussteuer, welche ihrem Wunsche gemäß an demselben Tage wie Albrecht und Anna mit Hermann v. Mentzing vereinigt werden sollte, setzte alle weiblichen Hände in Bewegung.

Der Ritter v. Goeler ritt mit seinen Söhnen ab und zu bald in das Hoflager des Kurfürsten nach Heidelberg, welchen gerade eine schwere Krankheit gefesselt hielt, bald zu den benachbarten Rittern und Edlen, sie zum festen ehrlichen Zusammenhalten und Wirksamkeit zu bewegen. Denn es war damals eine schwere Zeit für das deutsche Reich; nicht allein, daß die innere Anarchie in manchen Städten mit vollständiger Auflösung drohte, daß die Hussiten auf ihren Streifzügen die Oberpfalz und Franken verheerten und selbst

Pfalzgraf Johann zu ohnmächtig war, sich dieser Verwüstung entgegenzusetzen und sich mit einem schimpflichen Tribut abkaufte; auch in der Rheinpfalz, welche glücklicher Weise von den Hussiten verschont blieb, trieben Räuberbanden unter dem Schutze der allgemeinen Gesetzlosigkeit ihr Wesen, und die kleinen und großen Fehden dauerten ununterbrochen fort. Da war dem Pfalzgrafen denn der Rath eines so klugen und erfahrenen Mannes wie Goeler gar Noth, und Ritter Albrecht war es auch, welcher das erste nach Goelers Tode 1431 zu Stande gekommene Bündniß, welches der Kurfürst mit Mainz und Würzburg gegen die Hussiten schloß, damals schon einleitete, aber eben darum war seine Gegenwart in Heidelberg oft von Nöthen und sein Sohn Albrecht sein oftmaliger Begleiter dahin. Nach Speyer zu Martin waren beide noch nicht gekommen; hatte dieser doch durch Herrn Berchtold flehentlich bitten lassen, ihm einige Monate der Ruhe und stillen Betrachtung zu gönnen; und waren auch damals die geistlichen Herren größtentheils höchst weltlich gesinnt, war Martin doch keineswegs so geartet, daß er diesen Entschluß nicht vom ernstesten und frömmsten Standpunkte aus auffaßte, er wollte diese Liebe dem theuren Bruder zum Opfer bringen, und um dieses auch ganz unverfälscht und rein thun zu können, wollte er jede mögliche Verständigung, jede Besprechung über den Gegenstand seiner Liebe vermeiden.

Im Dezember des Jahres 1430 sollte die Hochzeit seyn, Else aber verfiel im November in eine heftige Krankheit, welche sie an den Rand des Grabes brachte und deren ernste Folgen theilweise auch durch das Versprechen Albrechts und Anna's beseitiget wurden, nun auch ihre Hochzeit bis zum nächsten Frühjahr aufzuschieben; aber eben dieses neue Jahr ging trübe über Deutschland auf und ließ keine Zeit zu Festlichkeiten dieser Art. Die erneueten Einfälle der Hussiten, die Anarchie, die Judenverfolgungen in den deutschen Landen machten einen entschiedenen Schritt nöthig, und so ordneten die Fürsten im Frühjahre 1431 einen großen Reichstag zu Nürnberg an, dem auch Pfalzgraf Ludwig beiwohnen wollte, und wo ernstliche Maßnahmen besprochen werden sollten, um dem immer mehr überhand nehmenden Unfug zu steuern und doch endlich einmal einen Schatten von Einigkeit unter die streitenden Fürsten, die habsüchtigen Ritter und das gänzlich fessellose Volk zu bringen.

Während dieser Zeit lebte Martin ruhig seinen Studien und seinem neuen Berufe; die Dispens war auf seine dringenden Bitten gefordert und erhalten, er hatte die ersten Weihen empfangen und bereitete sich auf einen Besuch seines Bruders vor, welcher diesmal dem Drang seines brüderlichen Herzens nicht mehr widerstehen wollte und konnte, und durch Berchtold, welcher hin und wieder stets die Ravensburg oder Paul v. Hirschberg besuchte, seine baldige Ankunft in Speyer verhieß.

Als Albrecht nun zu seinem Bruder kam, fand er denselben gefaßter als er erwartet hatte; Martin war zwar ernst und liebevoll wie immer und suchte nur ängstlich jeder Frage seines Bruders über die näheren Verhältnisse, welche ihn zu seinem Entschlusse bestimmt hatten, auszuweichen. Er lenkte das Gespräch auf des Bruders glückliche Aussichten, ließ sich jeden edlen Zug des Herzens, den er an ihr entdeckt hatte, erzählen, und hielt mit wahrhaft märtyrhafter Stärke des Bruders feurigen Ergüssen Stand. Als er aber des Abends sein einsames Closset aufsuchte, begehrte das gepreßte Herz des unglücklichen Jünglings seine Rechte und ergoß sich in wehmüthigen Seufzern, in bitteren, heißen Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Entsagung.

(Fortsetzung.)

„Langsamer Hungertod!" sprach Ernst verächtlich. „Das ist nicht klug, Agnes. Fassen Sie nur Ihre Lage ins Auge. Aus Geiz von denjenigen verlassen, welche sich in der Stunde der Prüfung um Sie sammeln sollten, vergeuden Sie Jugend und Gesundheit, indem Sie sich zu einer Beschäftigung für Leute erniedrigen, welche weder Ihre Lage verstehen, noch Sie selbst zu würdigen vermögen. Agnes, geben Sie mir, wenn ich denn doch einen theureren Titel nicht ansprechen darf, eines Bruders Recht, Sie zu schützen und für Sie zu sorgen."

Agnes Kearn stand blaß aber ruhig von ihrem Stuhle auf.

„Hören Sie mich an, Ernst. Was ich gewesen bin, wissen Sie; was ich jetzt bin durch Gottes dunkle Schickung, sehen Sie. Daß ich bittereres Leid zu tragen hatte, als selbst Sie, der Sie so klar in mein Herz schauen, sich träumen lassen, bekenne ich. Nichts begegnet hier meinem Auge,

was mir nicht gemein und widerlich wäre. Ich habe mir selbst die Nahrung entzogen, damit mein Kind nicht hungere. Ich habe bis zu Tagesanbruch für mein täglich Brod gearbeitet. Ich habe nur dem Namen nach einen irdischen Vater; aber trotz allem dem, Ernst, habe ich die Achtung vor mir selbst bewahrt, und lieber würde ich sterben, als nur einen Thaler, sey es auch leihweise, von Ihnen anzunehmen. Nein, hören Sie mich zu Ende," sprach sie und legte die Hand auf seinen Arm, als er ungeduldig im Zimmer umherschritt.

„Dieses arme müde Herz ist auf's Aeußerste geprüft und belastet. Gleich Noah's Taube findet es keinen Ruhepunkt. Nein, sparen Sie Ihre Vorwürfe und seyen Sie edelmüthig. Glauben Sie denn, es koste dieses Herz nichts, sich kalt abzuwenden und nein zu sagen?" und ihre Stimme bebte, ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen.

„Ernst, mein Herz darf Ihren Worten voll Güte kein Gehör schenken; die Liebe durch Sorge genährt, ist stark, ungestüm und tief. Verlassen Sie mich, Ernst. Täuschen Sie sich nicht; es ist nicht das Herz eines Bruders, welches Sie mir bieten. Ich muß, ohne Ihre Stütze annehmen zu dürfen, weiter gehen. Die Nacht ist lange, ermüdend und ohne Sterne gewesen; der Morgen muß bald dämmern. Ich will warten und vertrauen. Wenn ich mich nicht selbst aufgebe, wird Gott mich auch nicht verlassen!"

„Noch einmal soll ich Sie verlassen, Agnes?" fragte der junge Mann, indem er ihre Hand faßte.

„Gott will es so," lautete ihre leise Antwort.

Die Thüre schloß sich hinter Ernst; und nun ließ sie den Gefühlen ihres Herzens freien Lauf. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte lange und bitterlich; dann kam eine heilige Ruhe über sie — ein Frieden, den nur die kennen, welche sich selbst überwunden haben.

Und wo blieb denn ihr Vater? Er aß, trank und schlief, unbekümmert, wer sich seines Kindes annahm; unbekümmert um die mehr als irdische Kraft, deren sie bedurfte, damit ihr armes, gepeinigtes Herz dem Drucke der Armuth und Versuchung und Verzweiflung nicht unterliege. Der Spruch, daß sich ein Vater seines Kindes erbarme, fand bei Agnes keine Anwendung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zum Beweis, wie man in Paris „Reklamen" macht, möge Folgendes dienen: Man liest im „Figaro": Ein junger Offizier der engl. Armee, Sir Eduard L. . . ., brachte voriges Jahr einige Tage in Paris zu. Um sein Rasirmesser zu schleifen, kaufte er mehrere Stangen der Pate Aubril und reiste in die Heimath zurück, entzückt über eine Erfindung, welche den Rasirmessern eine außerordentliche zarte Schärfe verlieh, und sein Kinn von nun an gegen jeden unschönen Schnitt sicherte. Kurze Zeit darauf brach in Indien die Revolte der Sipahis aus. Das Corps Sir Edwards L. . . . wurde auf den Schauplatz der Insurrektion geschickt. Der junge Engländer hatte nun einen kostbaren Einfall, er bediente sich der Pate Aubril, um die Klinge seines Säbels zu schleifen und machte ihn dadurch schneidend wie eine feine Klinge von Toledo. Gezwungen, am Handgemenge Theil zu nehmen, richtete Sir Edward ein solches Gemetzel unter den Sipahis an, daß Herr Aubril nun aus Indien tausende von Briefen erhält, worin er gebeten wird, den Engländern Vorrath seiner berühmten Pate zu schicken. Sie ist besser als Kartuschen und kann sohin, außer ihrer natürlichen Eigenschaft, einer ganzen Nation einen Dienst erweisen, welcher in der Geschichte des indischen Krieges seinen Ehrenplatz finden wird.

Ueber die Claqueurs in den Pariser Theatern ist schon viel erzählt worden. So originell und ungenirt dürfte aber noch nie ein Claqueur von Profession seine Dienste angeboten haben, als der „Entrepreneur en Succès," wie er sich nennt, der Visitenkarten mit folgender Inschrift vertheilt: Solomon (genannt Pigonneau), Claqueur en Chef, hat Bravos, Zischen, Lachen, Weinen, Hervorrufe, Bouquets, Sonette, sonstige Gedichte und Tauben um billige Preise zu vergeben. Sein Bureau befindet sich bei dem Weinhändler Rue . . . .

Ein Flötist in Preßburg, Stephan v. Szeletzky, hat eine Doppelflöte erfunden, die nach dem Urtheile dortiger Tonkünstler sehr beachtenswerth ist, da man auf dem Instrument eine Arie sammt Begleitung spielen kann, wie in einem von dem Erfinder gegebenen Concerte in einer Partie aus „Oberon" gezeigt wurde.

Der erste Schnee.

Hingeschwunden ist der Sommer und der Herbst sagt uns Valet,
Und wir dehnen uns behaglich auf dem Sopha und im Bett,
Eilig flieht der leichte Lackschuh unter dicken, woll'nen Socken,
Und ein Jeder harrt entgegen nun den unschuldsfarb'nen Flocken.
Einsam schreitet Nachts der Wächter auf dem feuchten Straßenpflaster,
Gerne fröhnen heißem Punsch wir, diesem zuckersüßen Laster;
Unterm Hemde woll'ne Jacken trägt der ängstliche Philister,
Und in Schlafrock und Pantoffeln rauchend sein Gemach durchmißt er;
Seht, da fliegen eines Tages stille winzige Gespenster,
Jene liliput'gen Dinger, an die Scheiben uns'rer Fenster,
Und dann blicken die Erfahr'nen gar bedenklich in die Höh',
Doch die Kinder rufen jubelnd: Heissa, schau', der erste Schnee!

Frohe Frühlingszeit der Jugend! Ja du kannst, du darfst noch lachen,
Weißt es nicht, wie es so weh thut, Winternächte zu durchwachen.
Dir, du immerfrohe Jugend, mag der bleiche Bote taugen,
Der den weißen Mann dir meldet mit den starren Kohlenaugen;
Der dir kündet, daß nun bald nicht in der Ecke müßig liegen
Mehr die Flügel deiner Füße, auf dem Eise hinzufliegen;
Der dir kündet an das schönste aller schönen deutschen Feste,
Das zu Dir herniederbeuget reichbelad'ne Tannenäste,
Nur die heit're Seite siehst du, nicht des Winters bitt'res Weh,
Das herabfällt auf die Armuth leider mit dem ersten Schnee.

Ja, des Winters Weh! Verzweifelnd sieht der Arme seine Kleinen
Fröstelnd in der Ecke kauern, hört um Brod und Kleid sie weinen;
Ihnen scheint von Eis zu starren jene Quelle, die dem Nächsten
Einen Strom von Lebensgütern sprudelt aus der Hand des Höchsten,
Und dieweil der Wucher spreizt sich auf erpreßten weichen Kissen,
Kann die Redlichkeit erschwingen kaum den kargen Nahrungsbissen.
Und so wird zur Last bereitet manchem Sterblichen das Leben,
Den des Glückes ew'ge Launen nicht mit ihrer Gunst umschweben,
Dem das Schicksal nicht will lächeln, bis sich aus des Himmels Höh'
Auf sein Grab hernieder senket feierlich der erste Schnee.

Drum begrüßen wir die ersten Flocken nicht mit lauter Lust,
Denn es fühlt des Winters Leiden jedes Menschenfreundes Brust,
Und er wünsch' von ganzem Herzen, daß der Winter nicht auf's Neue
Tausende von unsern Brüdern wieder schweren Sorgen weihe.
Jedem Speise, Jedem Wärme! auf daß nicht der alte Kummer
Von dem dürft'gen Lager scheuche fort den heißersehnten Schlummer,
Daß ein Jeder an dem grünen Tannenbaum der Weihnacht finde
Etwas, was ihn mild erheit're von dem reichen Gotteskinde.
Mög' die ächte Menschenliebe schwinden machen jedes Weh,
Wie Ein Strahl der Mittagssonne lächelnd schmilzt den ersten Schnee!

Auflösung der fünfsylbigen Charade in № 137:

Vierwaldstättersee.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Sonntag, 21. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Albrecht hatte bei seiner Heimkehr den Seinen keine freudige Kunde zu bringen; was für eine Wandlung war mit dem theuern Bruder geschehen? Dies war nicht der frohe, gleichmüthige Martin von früher, noch weniger theilte er des Vetter Domherrn heitere Weltanschauung und Interesse für das Allgemeine. Ein trauriges, mit der Welt zerfallenes Herz fand er wieder, dessen edle und gütige Regungen allein es vor Erbitterung und Menschenfeindlichkeit bewahrt hatten. Albrecht war in so tiefer Betrübniß über des Bruders Sinnesverwandlung, daß er bei seiner nächsten Einkehr auf Hirschberg derselben kein Hehl hatte und Anna, ihn nach der Ursache ausforschend, diese auch bald erfuhr.

Mittheilender als je in dieser Sache fügte ihr Bräutigam der Erzählung noch bei, wie sehr er die unglückselige Begegnung im Dom zu Speyer beklage, wo sein Bruder von der Liebe zu der Jungfrau, welcher er einen schützenden Dienst erwiesen, ergriffen worden sey, um sie dann auf ewig zu verlieren.

„Im Dom zu Speyer?“ fragte Anna, aufmerksam geworden, „und welchen Dienst hat Dein Bruder ihr geleistet?“

Albrecht wiederholte in Kürze Martins Erzählung; bemerkte, zum Glück von der eigenen Empfindung hingerissen, die Gemüthsbewegung seiner Braut nicht, als diese in Albrechts Bruder den rettenden Junker wiederfand, dessen Bild oftmals, trotz ihrer Neigung zu ihrem Bräutigam, als Schutzgeist in ihre Träume verwebt war. — Sie wollte ihn unterbrechen, ihm zurufen, daß ja sie diese Jungfrau sey, daß sie unwissentlich ein schönes Leben getrübt habe; aber ihr klarer Sinn fand bald das Rechte, und indem sie Martins Entschluß billigte, theilte sie ihn gewissermaßen, denn auch sie beobachtete ein tiefes Schweigen über ihre Begegnung mit ihm und sah ein, daß keinem geholfen seyn würde, wenn Albrecht über des Bruders Gefühle belehrt, denselben durch seine Schuld unglücklich wüßte. Im stillen Kämmerlein aber dachte sie oft und viel über diese Begebenheit nach. Woher hatte Martin wohl erfahren, daß Anna v. Hirschberg und die Jungfrau im Dome eine und dieselbe Person sey? Hatte er sie wohl in Stuttgart gesehen? Aber nein, Albrecht hatte ja damals deutlich erzählt, daß sein Bruder krank sey. Und diesem eben Genesenen wurde so grausam sein Lebensglück zertrümmert, und mit welcher Zärtlichkeit schonte er noch des Bruders Gefühle, indem er die Geliebte als für ihn todt, als eine Gestorbene geschildert hatte. Anna wäre kein Mädchen gewesen, wenn nicht tiefe Rührung sie ergriffen, ein noch wärmeres Interesse als vorher sie an Martin gefesselt hätte, und obgleich sie sich sündhaft schalt, die edle Ruhe seines Herzens auf's Neue zu stören, beschloß sie doch, eine zierliche Copie der Gnadenmutter im Dom zu Speyer auf Pergament zu malen und ihm solche einst bei passender Gelegenheit zu verehren.

Die Mädchen waren damals wohl wie heut zu Tage. Die Beste und Reinste ist von einer so bescheiden und doch so klar ausgesprochenen Neigung unwillkürlich geschmeichelt, und ohne ihren Willen erhält das Mitleid eine wärmere Färbung. Anna v. Hirschberg, welche wohl über das Ansinnen, als sey sie ihrem zukünftigen Schwager geneigter als sich gebührt, entrüstet ge-

wesen wäre, verglich doch oft im Stillen die beiden Brüder, und obwohl sie Albrecht wahrhaft herzlich zugethan war, fiel der Vergleich doch niemals zum Nachtheil Martins aus.

In dieser Weise rückte der Frühling des Jahres 1431 und mit diesem die für die Hochzeit bestimmte Frist heran und erweckte ein thätigeres Leben auf der Ravensburg, in Leutershausen und auf der Burg von Menzing. Trotz den politischen Constellationen, die immer trüber wurden, trotz den beständigen Fehden, den räuberischen Ueberfällen, ja vielleicht wegen denselben, wünschte Vater Albrecht seine Kinder zu verheirathen und setzte die Hochzeit auf den Juni desselben Jahres fest.

Da entbot ein Schreiben des Pfalzgrafen Ludwig den Ritter nebst seinen beiden Söhnen nach Heidelberg, welchem Rufe diese auch unbedingt Folge leisteten. Dort eröffnete der Kurfürst dem Hrn. v. Goeler, wie er, im Begriffe, gen Nürnberg zu ziehen und dem Reichstage beizuwohnen, eine Bitte und Aufforderung der Stadt Worms erhalten habe, der von den pfälzischen Bauern hart bedrängten und geängstigten Stadt Schutz und Vertheidigung zu verschaffen. Die Ursache des ganzen Streites war wohl die Weigerung der Bauern, die in den theueren Zeiten gemachten Judenschulden zu bezahlen; und somit ließ sich noch hoffen, daß wenn bei Zeiten eingeschritten würde, der Zwist noch beigelegt werden könne. Was geschehen sollte, mußte aber jedenfalls bald geschehen, um den Brand der Anarchie und Gesetzlosigkeit nicht zu weit um sich greifen zu lassen.

Ritter Goeler versprach seinem Herrn, mit allen seinen Mannen und Vertheidigungsmitteln der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen und auch noch andere Ritter und Edle zu dem gleichen Zwecke aufzufordern, worauf er dann in Gnaden und mit dem Versprechen entlassen wurde, bei des Kurfürsten Rückkehr alsogleich durch einen Boten von dem Erfolg der Reichstagsversammlung benachrichtigt zu werden. Leider sollte diese Zusage nie in Erfüllung gehen. Alsobald nach Ritter Goelers Heimkunft betrieb er mit Eifer die Angelegenheiten von Worms, und unter dem Beistand mehrerer Ritter und Edlen mit ihren Fähnlein setzte sich ein ansehnlicher Hilfszug in Bewegung.

Albrecht und Hanns begleiteten ihren Vater; Ersterem hatte noch eine Sendung an den Ritter v. Hirschberg das Mittel gegeben, sich von Anna, wie er glaubte, nur auf kurze Zeit zu verabschieden. Sein künftiger Schwiegervater, welchen eine schmerzhafte Krankheit an das Lager fesselte, gab ihm von Mannen mit, was zu entbehren war, und Albrecht schied so leichten Herzens und Sinnes von seiner Braut, als ginge es zum fröhlichsten Turnier.

Da in der damaligen Zeit so oft und beinahe täglich größere und kleinere Gefechte stattfanden, dachte auch Anna bei dem Abschied an nichts weniger, als an einen traurigen Ausgang dieser Sache und dennoch sollte das Schrecklichste geschehen.

Nachdem der Zug glücklich in die bedrohte Stadt gelangt war und dieselbe durch die mitgebrachten Vertheidigungsmittel in den besten Abwehrzustand versetzt hatte, gelang es dem Herrn v. Goeler zu zweien Malen, die Bauern mit tüchtigem Verlust zurückzuschlagen; das dritte Mal aber, wo er die Aufständischen bis an den Donnersberg verfolgte, gerieth er mit seinen Söhnen und mehreren der angesehensten Wormser Bürger in einen feindlichen Hinterhalt, dessen dreifache Ueberzahl die unglücklichen Ritter überwältigte. Sie wehrten sich Alle tapfer und auf's Aeußerste, fielen aber Alle, Mann für Mann bis auf einige Söldlinge, welche sich durch die Flucht retteten und der entsetzten Bürgerschaft von Worms die kummervolle Trauerkunde überbrachten. Zum Glück für die Stadt verfolgten die Bauern ihren Sieg nicht weiter und gaben dann für einige Zeit Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Entsagung.

(Schluß.)

„Das ist eine sehr richtige Uebersetzung," sprach der pedantische Professor Boggs; „eine sehr gute Arbeit, Madame, ich hätte es selbst kaum besser machen können und dieses ist das höchste Lob, welches ich dafür spenden kann. Sie erwarten aber wahrscheinlich gute Bezahlung dafür, gleich allen Anderen, die sich mit derlei Sachen beschäftigen?"

„Ich kann Alles brauchen, was Sie mir geben!" erklärte Agnes niedergeschlagen; „es hat mich eine Woche unausgesetzter Arbeit gekostet."

„Leicht möglich!" erwiederte der Professor, indem er sie durch seine Brille betrachtete; „man

hat mir gesagt, Sie seyen die Tochter des alten Mr. Kearn; das ist ein Mann in guten Verhältnissen; wie kam es, daß Sie in solche Noth geriethen?"

Agnes antwortete ihm:

„Sie werden mich entschudigen, wenn ich nicht in die Einzelheiten meiner Lebensgeschichte eingehe. Wenn die Uebersetzung Ihnen gefällt, überlasse ich sie Ihnen gerne; wenn nicht, so muß ich mich anderswo umsehen."

Mr. Boggs gab sie mit einer stolzen Verbeugung zurück. Agnes trat auf die freie Straße. Die Aufregung in Folge des Zusammentreffens mit Ernst, des Fastens und der Ermüdung machte sich endlich geltend. Ihre Schritte wurden unsicher, das Gesicht verging ihr; sie taumelte und fiel auf das Straßenpflaster.

„Betrunken!" sagte einer der Umstehenden mit höhnischem Lachen.

„Ein gefallener Engel!" äußerte ein Anderer.

„Bringt sie in das Wachthaus," sprach ein Dritter.

„Hier, kleines Ding!" rief ein Gassenjunge, indem er ein Kind anhielt, welches über den Auflauf erschreckt schien, „willst Du nicht das betrunkene Weib auch sehen?"

„Nein, nein!" rief das Kind, indem es sich wand, um loszukommen, während er es in die Höhe hob. Es stieß aber einen durchdringenden Schrei aus, als sein Auge auf die zu Boden liegende Gestalt fiel und rief:

„Oh, es ist meine Mama! meine liebe, gute Mama! sie ist todt! Meine Mama ist todt!"

Und nachdem sie sich einen Weg zu ihr gebahnt hatte, küßte sie ihre blassen Lippen und seufzte und umschlang ihren Hals, so daß in der Umgebung kein Auge trocken blieb.

„Mr. Kearn," sagte ein kleiner zierlicher Herr, indem er eines vorübergehenden Mannes Stock mit goldenem Knopfe faßte, „sehen Sie diesen Auflauf dort?"

„Ja, ja — was ist's damit? Das hat nichts zu bedeuten. Was soll's damit?"

„Nichts Besonderes — sie begaffen nur Ihre Tochter Agnes, welche vor Hunger und Arbeit in Ohnmacht gefallen ist und Ihr Enkelchen jammert darüber, als wenn ihr das Herz brechen wollte. Da, sehen Sie einmal her! Ich achte graue Haare, sonst würde ich Sie, wie in der Bibel die genannt werden, welche für die Ihrigen nicht sorgen, einen Sünder und Ungläubigen nennen. Ich bin ein wohlhabender, alter Mann und nehme sie Ihnen weg. Sie sagte meinem Neffen Ernst, als sie seinen Beistand edlen Herzens zurückwies, daß wenn sie sich nicht selbst aufgebe, Gott sie nicht verlassen werde. Und er hat sie nicht verlassen! Von dieser Stunde ist sie meine Tochter und Ihnen möge Gott ihren Geiz vergeben!"

Mannigfaltiges.

Die Hand ist der Mensch, sagt ein englischer Arzt in einer Schrift, worin er die Geheimnisse der Hand zu enthüllen sucht. Große Hände, behauptet er, verrathen einen kleinlichen Geist; mittelgroße Finger, die eckig auslaufen, Anlage zur Kunst. Ein kleiner Daumen verräth bei Männern einen schwachen Geist, bei Frauen schwache Tugend, ein großer Daumen dagegen deutet auf einen großen Denker und auf Energie des Charakters; ist derselbe zugleich schön, so läßt er auf poetische Anlage schließen. Eine große Hand verräth Anlage zur Genußsucht, eine Hand mit dicken und plumpen Fingern Grausamkeit, mit langen und dürren Fingern Hinterlist. Starke Finger mit großen Gelenken sind ein Zeichen von Klugheit. Der Mensch, der den Daumen einzuziehen, d. h. in die Hand zu legen pflegt, hat Anlage zum Geiz. Die Glück verheißende Hand ist klein und zierlich, mit längeren ersten Gliedern und einem kleinen Daumen; sie ist die Hand der großen Männer, die Meisterwerke schufen oder die Schicksale der Völker lenkten.

Wie man in England den Rauch in Flaschen auffängt, condensirt und dann zur Bereitung des frischen Fleisches verwendet, so hat Dr. J. Ferstl zu Raminsteg bei Steyer Condensationsapparate bei den dortigen liegenden Meilern aufgestellt, um den sonst in Rauch aufgegangenen Theer und aus demselben Essigsäure zu gewinnen. Die mit derselben zu pharmakologischen, photographischen, Toilette- und culinarischen Zwecken erzeugten Präparate (Eisessig, Radicalessig, Creme de Vinaigre, Vinaigre sansparail, Essigextrakte, Estragon-, Himbeeressig) sollen sich durch Reinheit sehr empfehlen.

Heinrich Pröhle theilte in seinen Harzsagen folgenden, nicht üblen Schwank mit. Auf der Lonau war früher ein Gesetz, daß wenn ein

Junggeselle einer Jungfer einen Kuß geben wollte, er es vorher beim Ortsvorstande anzeigen mußte. Kam es einmal an den Tag, daß ein Liebespaar beisammen gewesen war, welches vorher keine Anzeige gemacht hatte, so mußten die Junggesellen und Jungfrauen ein volles Jahr lang jeden Monat einmal die Straßen reinigen. Dabei hatten die Burschen dann einen Strohkranz auf dem Kopfe und die Mädchen trugen ein Seil um den Leib. Dieses Buch ist aber nachher so dick geworden, daß zehn Pferde es nicht von der Stelle schaffen konnten, und wer damals auf der Lonau sehen wollte, ob seine Braut ihm treu sey, oder ob sie es auch mit Andern hielte, der brauchte blos zum Herrn Vorsteher zu gehen und das Kußregister nachschlagen zu lassen. So wird in Lerbach erzählt.

Auch nicht übel! Die Indiana „Staatszeitung" schreibt: Diejenigen unserer Subskribenten, welche ihr Abonnement mit Holz bezahlen wollen, sollen dies unverzüglich thun, denn wenn wir einmal welches gekauft haben, so können wir keines mehr annehmen.

Das „Allgemeine deutsche Commersbuch" (neue verbesserte Auflage, Lahr bei Schauenburg und Leipzig bei Schulze) enthält ein Lied, welches zur Zeit der letzten Naturforscherversammlung in Karlsruhe in dem heiteren Abendzirkel der Mitglieder der geologischen Sektion Furore gemacht hat. Wir theilen das Lied im Nachfolgenden mit der Bemerkung mit, daß sein Verfasser der bekannte Dichter des „Trompeter von Säckingen" und des „Ekkehard," V. Scheffel, ist.

Es rauscht in den Schachtelhalmen, verdächtig leuchtet das Meer,
Da schwimmt mit Thränen im Auge ein Ichthyosaurus einher.
Ihn jammert der Zeiten Verderbniß; denn ein sehr bedenklicher Ton
War neulich eingerissen in der Lias Formation.
Der Plesiosaurus der alte, der jubelt in Saus und Braus.
Der Pterodactylus selber flog jüngst betrunken nach Haus.
Der Iguanodon, der Lümmel, wird frecher zu jeglicher Frist,
Schon hat er am hellen Tage die Ichthyosaurus geküßt.
Mir ahnt eine Weltkatastrophe, so kann es ja weiter nicht geh'n,
Was soll aus der Lias noch werden, wenn solche Dinge gescheh'n?
So klagte der Ichthyosaurus, da ward's ihm kreidig zu Muth,
Sein letzter Seufzer verhallte im Qualmen und Zischen der Fluth,
Es starb zu der selbigen Stunde die ganze Saurierei,
Sie kamen zu tief in die Kreide, da war's natürlich vorbei.
Und der uns hat gesungen dies petrefaktische Lied,
Der fand's als fossiles Albumblatt auf einem Coprolith.

Nicht übel ist in demselben Buch auch folgende Ballade:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon da kneipt ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel am Marmortische lag.
Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon da sprach der Wirth: halt an!
Der trinkt von meinem Bactrer-Schnaps mehr als er bezahlen kann.
Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon da bracht' der Kellner Schaar
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein dem Gast die Rechnung dar.
Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon da sprach der Gast: o weh!
Mein baares Geld ging alles drauf im Lamm zu Ninive!
Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon da schlug die Uhr halb vier,
Da warf der Hausknecht aus Nubierland den Fremden vor die Thür.
Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will, zahlt baar, was er verzehrt."

Charade.

Die erste Silbe drückt's Gewissen
Und wird durch Reue abgebüßt,
Ein Aufenthalt die beiden Andern,
Den man freiwillig nie begrüßt.
Wer in das Ganze kommt, o Jerum!
Dem fehlt es an dem nervus rerum.

Redaktion, Druck und Verlag von L. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Dienstag, 23. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Auf der Ravensburg aber herrschte Schmerz und Verzweiflung, da der kräftige Vater mit den beiden blühenden Söhnen als Leichen dahin geleitet wurde. Frau Engeltraut war aller Fassung baar und hatte nur den Wunsch zu sterben, um mit ihrem geliebten Herrn und ihren theuern Söhnen vereinigt zu seyn. Umsonst erschöpfte der Domherr die ganze Kraft seiner Beredsamkeit. Auch er war zu ergriffen von dem entsetzlichen Unglücksfall, um ein passender Tröster seyn zu können. Nur als Martin, welchen die Feierlichkeit seiner Aufnahme in den geistlichen Stand gerade in dieser Zeit von der Heimath zurückgehalten hatte, mit Erlaubniß des Bischofs in das Vaterhaus kam, und statt aller Tröstung, deren er unfähig gewesen wäre, seine Thränen mit denen der lieben Seinigen vereinte, kam einiger Friede in das schwergeprüfte Gattin- und Mutterherz.

Auch Anna v. Hirschberg verließ das Krankenlager ihres Vaters, um auf die Ravensburg zu eilen, und hier war es, wo sich die beiden jungen Leute zum ersten Male seit der Begegnung im Dome wiedersahen und sprachen. Doch welch ein traurig Wiedersehen war dies! Martin, gefesselt durch ein heiliges Gelübde, nur von Trauer um den über Alles geliebten Bruder erfüllt; Anna in tiefes Leid versenkt durch den Verlust eines geliebten Bräutigams, welcher ihr jetzt freilich durch des Todes heiligende Kraft verklärter als der Geliebteste erschien; Beide vereinigt durch Kummer und Thränen um die innigstgeliebten Verstorbenen.

Auch der Pfalzgraf war tief erschüttert, als er bei seiner Rückkehr von Nürnberg die Trauerkunde erfuhr. Auf seine Bitten und Ansuchen überließ der König Frau Engeltraut und ihren beiden Töchtern, Else und Katharina die Ravensburg auf Lebenszeit, nach deren Tode mußte dieselbe, da keine männlichen Nachkommen mehr vorhanden waren, welche den Stamm der Goeler fortpflanzen konnten, an den König zurückfallen.

Frau Engeltraut verlebte nach Martins Rückkehr nach Speyer stille und einsame Tage auf der Burg, selbst Elsens Hochzeit mit Menzingen, welche der Trauer halber nur stille gefeiert wurde, vermochte keinen Freudenblick in das gramumnachtete Leben der Armen zu senden. Auch Anna v. Hirschberg mußte sie bald wieder verlassen; ein Bote rief sie an das Sterbelager ihres Vaters, und nach dreiwöchentlicher rastloser, liebevoller Pflege stand Anna verwaist und einsam an der Bahre desselben.

Entfernte Vettern waren die einzigen Leidtragenden und so erschien dem armen Mädchen eines Tages, gleich einem Boten des Himmels, ein Abgesandter des Kurfürsten, von zwei Frauen aus dem Gefolge seiner Gemahlin begleitet, der den Auftrag hatte, Anna an das Hoflager nach Heidelberg zu geleiten, wo sie in der Umgebung der Frau Kurfürstin eine bleibende Stätte haben sollte.

Langes Zaudern wäre hier nicht thunlich gewesen, und so sehen wir Anna schon am dritten Tage wohlbehalten, aber tief betrübt, in der Hofburg eintreffen. Das fürstliche Paar empfing sie gleich einer Tochter und suchte auf alle Weise ihr den doppelten Verlust weniger schmerzlich zu machen; was aber eigentlich in Anna vorging, wußte Keiner, sie selbst am wenigsten. Zu der

Trauer um einen geliebten Verstorbenen gesellte sich noch der Kummer um einen Lebenden, der unglücklich war, sowie um ihr eigenes verfehltes Daseyn, und so wandelte sie ruhig und ernst ihre Bahn, stets besorgt um ihre fürstliche Herrin und von Dankbarkeit für deren Huld erfüllt, aber sonst ungerührt von den versteckten und offenen Huldigungen der Junker, welche sie umgaben. Nur nach der Ravensburg sandte sie häufig Boten um Nachricht von Frau Engeltraut und zwischen diesen beiden an Alter so verschiedenen Frauen bildete die Neigung zu dem Verstorbenen und vielleicht auch das unbewußte Interesse, welches Anna an dem Lebenden nahm, eine feste und innige Freundschaft.

Else Mentzingen hatte in dieser Zeit ihrem Gatten eine liebliche Tochter geschenkt, und Katharina, das schelmische Kind, erblühte im stillen Schatten der Ravensburg zu einer holden Mädchenblume und war ihrer Mutter einzige Freude und Trost. In dieser Weise gestaltete sich das Leben unserer Freunde. Martin ließ wenig von sich hören, er lebte strenge seinem Berufe und der Erinnerung, welche er nicht ganz zu bannen vermochte, und ärgerte, ohne sein Wissen und Willen, den Domherrn, seinen Vetter, dessen weltliche Ansichten er nicht zu theilen im Stande war, weidlich durch sein kopfhängerisches Wesen, wie es dieser zu nennen beliebte.

Die Weltbegebenheiten gingen indessen ihren Lauf, zuerst versetzte die traurige Niederlage des deutschen Heeres bei Taus in der Schlacht gegen die Hussiten das deutsche Reich in die tiefste Bestürzung. Pfalzgraf Ludwig beklagte bitter seine Krankheit und das herannahende Alter, welches ihm nicht erlaubte, sich diesem Zuge anzuschließen, der vielleicht durch seine tapfere Gegenwart ein ganz anderes Ende erreicht haben würde. Jetzt war es ihm nur möglich, durch kluge Unterhandlungen des Reiches Vortheil zu wahren, und so schloß er mit seinen Nachbarn Mainz und Würzburg ein Bündniß gegen die Hussiten, sowie eines mit Speyer zur Erhaltung des Landfriedens.

Im Jahre 1432 war es ihm trotz seiner schlechten Gesundheit doch möglich, den Reichstag zu besuchen. Auf der Heimkehr überfiel ihn sein alter Feind, die Gicht, mit so bedeutender Uebermacht, daß der arme Fürst kaum noch Heidelberg erreichte.

Anna half der Kurfürstin getreulich bei der Pflege ihres Gatten, ihr großartiger Sinn verstand ihres Fürsten Charakter besser als die ganze übrige Umgebung, und wenn sie, der neuen Lehre schon mehr zugeneigt, sein Verhalten bei der Verurtheilung und Urtheilsvollstreckung des böhmischen Professors Johann Huß, welchem Kaiser Sigismund freies Geleit zugesagt und dann, durch den Pfalzgrafen veranlaßt, wieder gebrochen hatte, nicht billigte, so war sie doch zu edeldenkend und klug, um Ludwig nicht mit der Macht der Verhältnisse, mit seiner Freundschaft zum Pabste und seinem Eifer in kirchlichen Angelegenheiten zu entschuldigen, einen Eifer, welchen er als Ordner des Concils schon öfters wacker bethätigt hatte, da man sogar von ihm erzählt, daß er in seinem vorgerückten Alter noch die lateinische Sprache erlernte, um den Verhandlungen besser folgen zu können.

Mit des Kurfürsten Gesundheit aber wollte es sich trotz der sorgsamsten Pflege nicht bessern und doch begehrten die Zeitereignisse dringender seine Thatkraft und seinen Geist.

(Fortsetzung folgt.)

Galerie hochbetagter Personen.

Von Dr. A. Röbbelen.

Zu Elton, im nördlichen England, lebt eine Frau, welche im Februar 1851 ihr 120stes Jahr zurückgelegt hatte. Sie heißt Mary Benton und war zu Reverston, bei Roby-Castle, in der Grafschaft Durham am 12. Februar 1731 geboren. Ihr Vater, Ralph Lodge, hatte sein 105tes Jahr erreicht und auch ihre Mutter starb in hohem Alter. Sie ist so rüstig, daß sie neulich am Waschfasse angetroffen wurde, kann ohne Brille lesen, hört vortrefflich und kann sich der geringsten Details aus ihrer Jugendzeit erinnern. So pflegt sie von der großen Rebellion von 1745 zu erzählen, wo sie in einem Gasthofe zu Priesbidge diente, in welchem Soldaten von der Armee des Herzogs von Cumberland einquartiert waren. Sie hat in ihrem ganzen Leben nur ein Mal den Arzt gebraucht und gerieth dabei in eine solche Angst, daß sie von einer Ohnmacht befallen wurde, als er in die Stube trat. Die Alte wird oft von der Aristokratie der Umgegend besucht und wurde einst von dem Herzoge von Cleveland nach Roby-Castle eingeladen, welche Ehre sie jedoch ablehnte.

Auch bei der letzten Volkszählung in Nordamerika fand sich eine 120jährige. Sie ist eine farbige und lebt in Baltimore.

In Baronscourt, 7 engl. Meilen von Omagh (in Irland), lebte vor einigen Jahren noch ein Mann, Namens Trappert, welcher das hohe Alter von 121 Jahren erreicht hatte. Er ist, schrieb man, noch sehr rüstig und macht Geschäfte halber Fußtouren nach Omagh, die ihn gar nicht zu ermüden scheinen. Sein Sohn, was ebenfalls angeführt zu werden verdient, steht im 99sten Lebensjahre und hat 70 Jahre als Reisender gedient. Der 121jährige ist noch im vollen Besitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte und auf seinem Haupte befindet sich kein einziges weißes Haar.

Nach dem „Fayetteviller Observer" starb vor einigen Jahren in Blanden-County (Nord-Carolina) ein Herr William Prigden in dem 124sten Jahre seines Alters. Er hatte, obgleich damals schon ein alter Mann, den ganzen Revolutionskrieg als Freiwilliger mitgemacht, und hinterläßt Urenkel, die mehr als 40 Jahre zählen.

Ueber einen vielleicht noch merkwürdigeren Fall berichtet ein Blatt aus New-Orleans. In dortiger Gegend lebte eine hochbetagte Negerin, deren Alter von Einigen auf 135, von Anderen jedoch nur auf 120 Jahre geschätzt wird. Das Geburtsjahr mag mit untrüglicher Gewißheit nicht anzugeben seyn, aber statt der fehlenden schriftlichen Urkunden bezeugen es doch so ziemlich die 5 Generationen, die diese Familie in sich vereinigt. Denn von den munteren Kindern an, die zu den Füßen der Alten spielen, bis hinauf zu dieser selbst, hat der Eintretende alle Altersklassen und Lebensstufen vor sich. Die älteste Tochter sieht beinahe eben so alt, als ihre Mutter aus, denn diese merkwürdige Greisin soll niemals in ihrem Leben das Bett gehütet haben.

In der irischen Grafschaft Kildare starb 1850 ein Mann, der 1725 geboren, mithin 125 Jahre alt war.

Ein Bayonner Blatt meldet, daß dort eine Frau im 150sten Lebensjahre gestorben sey und eine 83jährige Tochter hinterlassen habe. Wunderbar! denn bei der Geburt dieser Tochter muß die Mutter 68 Jahre alt gewesen seyn.

Auf Jamaika starb 1850 ein Neger in dem Alter von 130 Jahren.

In Moskau starb vor mehreren Jahren ein Ehepaar, von dem berichtet ward, daß es — 130 Jahre in einer friedlichen Ehe gelebt. Der Mann, ein Schreiner, sey 162, die Frau 159 Jahre alt geworden! Von diesem glücklichen Paare hat man bereits mit Recht sagen können

„O wunderbare Harmonie!
Was Er will, will auch Sie."

In eben derselben Stadt soll noch jetzt eine Frau leben, die — 168 Jahre zählt, und in ihrem 122sten Jahre den fünften Mann heirathete. Außerordentlich! Und dennoch können wir, dafern der „Tory Post" nicht etwas Menschliches begegnet ist, unsern Lesern einen noch älteren Zeitgenossen vorführen, nämlich ein Mann, Namens: G. T. Rowly, der zu Grenville (in Washington-County) wohnen und jetzt — im 187sten Lebensjahre noch wohl auf seyn soll! Der würde dann der Nestor aller Nestoren, würde älter seyn, als die ältesten Menschen, von denen die Geschichte seit Christi Geburt berichtet hat — älter seyn, als weiland der Schotte Kentigern und der Ungar Peiracz Czarten, die nur das 185ste Jahr erlebt haben.

Mannigfaltiges.

Bei Kehl werden am französischen Ufer in Gegenwart der französischen Ingenieure und des Erfinders eines neuen Taucherkleides, Herrn Cabriol, sehr interessante Versuche gemacht, um von dem Boden des Rheins verschiedene Gegenstände heraufzuholen und überhaupt die Tauglichkeit des Taucherkleides für die Arbeiter bei den aufzuführenden Brückenbauten zu prüfen. An einer Stelle des Rheines, welche etwa 30 Fuß Tiefe hat, ging der Taucher sicheren Schrittes vom Ufer aus hinab und blieb ungefähr eine halbe Stunde lang unter dem Wasser. Dabei spazierte er hin und her, füllte einen hinabgelassenen Korb mit Holzstücken, welche er vom Boden losriß, und mit Steinen, und beantwortete hiebei auch alle Signale nach dem Ufer hin. Das Kleid besteht aus folgenden Gegenständen: der Taucher ist mit einem ihm bis hoch an die Brust reichenden wasserdichten Kautschukstoffe angezogen, um den Leib hat er einen breiten ledernen Gürtel, woran eiserne Ringe sich befinden, welche zur Befestigung eines Strickes dienen, womit dem Taucher von oben aus dem Schiffe oder vom Ufer aus die Signale gegeben werden und die er auch beantwortet. Die Aermel sind mit Kautschukbändern geschlossen, daß kein Wasser eindringen kann, und

oben über den Schultern liegt eine Art Harnisch von Eisen, an welchem ein großer eiserner, mit drei Gläsern versehener metallener Helm angeschraubt ist und woran ein etwa 60 Fuß langer wasserdichter leinener Schlauch befestiget wird, durch welchen von oben herab mittelst einer Luftpumpe die zum Athmen nothwendige frische Luft herbeigeschafft wird, welche ebenso wieder durch eine an der Seite angebrachte Klappe ausströmt, so daß durch die aufsteigenden Wasserblasen an der Oberfläche stets genau der Aufenthaltsplatz des Tauchers in der Tiefe zu erkennen ist. Ein solches Kleid kostet 1200 fl. Anschaffungspreis nebst der dazu gehörigen Luftpumpe. Das Gewicht des Harnisch, Helmes, der mit Blei beschwerten Fußsohlen, und der anderen Bleigewichte, die über die Schulter und an den Leib angeschnallt werden, um zu verhindern, daß der Taucher vom Wasser in die Höhe getrieben werde, beträgt 180 Pfd. zusammen, die aber im Wasser selbst nur einen Druck von höchstens 4 Pfd. auf die betreffende Person ausüben. Auch Versuche mit elektrischem Lichte werden angestellt, denn die Wasser- und Brückenbauten sollen in nächster Zeit ununterbrochen bei Tag und Nacht fortgesetzt werden.

Die „Theater-Vereins-Zeitung" theilt folgenden Theaterzettel aus New-York mit: „Die Räuber," oder „Franz heißt die Canaille," oder „Das mitternachtstündliche Schauergemälde," oder „Der Rabe Hermann und ein freies Leben führen wir." Ein Räuber- und Spitzbubenstück in mehreren Abtheilungen. Mit einem Vorspiel (!) von Friedrich v. Schiller.

Bei Gamblesby in England wurde dieser Tage von einer Frau auf dem Felde eine Rothgans noch lebend gefangen. Leider gelang es wegen Mangel an geeignetem Futter nicht, diesen seltenen Vogel lebend zu erhalten. Derselbe mißt mit ausgebreiteten Flügeln 6 Fuß.

Landwirthschaftliches.

Ueberall her hört man Berichte, daß die schnell eingetretene Winterkälte die Landwirthe überrascht, daß noch eine Menge Feldgewächse, hauptsächlich Kartoffeln und Rüben, auf den Feldern geblieben sey, welche nun durch den Frost bedeutend gelitten haben und größtentheils zu Grunde gehen werden. Letzteres wäre sicherlich der Fall, wenn der Landwirth den Eintritt eines durchgreifenden Thauwetters erwarten wollte, um dann erst diese Gewächse einzuheimsen. Die vom Frost getroffenen Gewächse würden in der hohen Temperatur des Thauwetters allzuschnell aufthauen, dieser schroffe Wechsel müßte sie zerstören und es würden die abgestorbenen Pflanzentheile unausbleiblich einer faulen Gährung anheimfallen, welche sie selbst für den Genuß der Thiere unbrauchbar machen und bei der Menge solcher erfrorener Gewächse das lange Aufbewahren zu Viehfutter unmöglich machen würde. Das einzige aber sicher wirkende Mittel, die genannten vom Frost innerhalb oder außerhalb des Bodens erstarrten Felderträgnisse zu retten, sie für die längere Aufbewahrung in Kellern, sowie für die Benützung wieder tauglich zu machen, ist dasselbe, durch welches erstarrte Menschen und Thiere gerettet werden können: langsames Aufthauen im Wasser, das durch eingeworfenen Schnee zu 0° Temperatur gebracht ist. In Bütten, Waschzüber oder Fässer, denen ein Boden ausgenommen ist, bringt man die sobald als möglich eingebrachten Gewächse, reinigt sie zur Ersparniß des Raumes vom Krautabfall und dergleichen, füllt dann die Behälter mit frischem Brunnenwasser, das man über eine aufgeschüttete Schneedecke einlaufen läßt, so an, daß alle Gewächse mit Wasser bedeckt sind, und läßt das Gefäß, natürlich unter Dach in Scheuer oder Schuppen (nicht im Freien, wo das Ganze wieder einfrieren könnte) 12—24 Stunden stehen. Wenn sich nun eine mehr oder weniger dicke Eiskruste im Wasser um die eingelegten Kartoffeln, Rüben ꝛc. dicht angelagert hat, so ist dies das Kennzeichen, daß die Gewächse aufgethaut und wieder frisch und lebendig sind. Sie können nun ohne Gefahr des Faulens in Keller gebracht werden; auch die Zuckerrüben sind auf diese Art zur Fabrikation wieder brauchbar zu machen. Dasselbe Verfahren gilt für das Obst, das unter Dach in den oberen Räumen des Hauses vorerst aufgespeichert vom Frost Noth gelitten hat.

Auflösung der Charade in № 141:

Schulparrest.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Freitag, 26. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Gosler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Schon Anno 1430 hatte eine Erzbischofswahl für Trier stattgefunden, der Pabst hatte zwei Candidaten zu derselben verworfen und den kriegerischen Bischof Rhabanus von Speyer, einen alten Freund des Kurfürsten, eingesetzt. Seit zwei Jahren wurde nun diesem der Eintritt in die Stadt von seinen Gegnern verweigert, welche zu diesem Zweck Trier belagerten, und nun erschien im Mai des Jahres 1433 ein Aufruf des Pabstes an ihn, dem Erzbischof doch zu seinem guten Rechte verhelfen zu wollen. Wie gerne hätte Ludwig gewillfahret, aber ein mächtigerer Herr beugte seinen sonst eisernen Willen. Als er sich nun eines Tages besonders unwirrsch und unglücklich über seine Krankheit geberdete, und die Kurfürstin und Anna ihm mit holdem Trosteswort zuredeten und Säcklein kühlender Kräuter auf seine schmerzenden Füße legten, begann er sein Geschick anzuklagen, das ihn jetzt so schmählich ans Lager fessele, und vermaß sich hoch und theuer, so Gott ihm gnädig seyn und sein Uebel eine Zeit lang von ihm nehmen wolle, bis er sein vorgesetztes Werk gethan, er gerne für seine andere Lebenszeit ein Krüppel und ein Siecher bleiben würde. Anna verbot ihm so frevelhaften Ausspruch mit bittenden Worten, allein ihre Seele war tief ergriffen von dem moralischen Leiden ihres Fürsten, und sie dachte noch in später Nacht an Mittel zur Linderung seiner Pein, obgleich Herr Heilmann, damals einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, schon alle seine Kunst aufgeboten hatte. Die Gedanken aber, welche Anna über ihres Herrn Leiden hatte, verursachten ihr einen seltsamen Traum; sie sah im Geiste den Vater Medardus zu sich treten, eben denselben Mönch, welcher bei der Zerstörung des Klosters von St. German 1420 in Speyer vertrieben, bei ihrem Vater eine Zufluchtsstätte gefunden, und aus Dankbarkeit sein reiches Wissen in der Heilkunde dessen Tochter mitgetheilt hatte. Der gute Vater war schon längst verstorben, jetzt aber sah ihn Anna ganz deutlich die Hand auf ihren Scheitel legen mit den Worten: „Im verfallenen Klostergarten zu St. German, dicht an der Mauer, wo die Kapelle stand, wächst ein feingezäcktes Kräutlein, Brionnia genannt, grabe davon die Wurzeln aus, koche sie und gib diesen Trank dreimal dem Pfalzgrafen zu trinken; dies Kräutlein ist die Blume deines Glückes;“ und als sie schauernd erwachte, glaubte sie noch im Grauen der Morgendämmerung die ehrwürdige Gestalt des Mönches langsam und allmälig verschwinden zu sehen. Ja, im Klostergarten zu St. German! Wie oft hatte ihr der fromme Mann von den vielen heilsamen Kräutern erzählt, welche er dort gepflanzt, und auch öfters das genannte Kraut bezeichnet als für Gicht und ähnliche Leiden besonders heilsam. Aber wie war es für die Jungfrau möglich, nach Speyer zu gelangen? Gerade jetzt waren die Straßen unsicherer als je, aufrührerisches Landvolk, räuberische Ritter und Edle und trotzige Bürger wirkten gleichmäßig gegen Recht und Ordnung. Ein Geleit des Pfalzgrafen würde ihr, wenn sie es erbeten, nicht gemangelt haben, aber es hätte in der Eile, denn die Zeit drängte, nur aus wenigen, entbehrlichen Reisigen bestehen können, welche vielleicht noch eher einen Ueberfall herbeigelockt, als ihn verhindert hätten. Einen ganzen Tag ging Anna wie im wachen Traume umher, alle Möglichkeiten,

ihr Ziel zu erreichen, im Geiste erwägend, endlich erschien ihr ein zuerst aufgestiegener und öfters wieder verworfener Gedanke, nämlich der der Verkleidung, doch noch als der ausführbarste, und sie beschloß, ohne Zögerung zu seiner Vollstreckung zu schreiten. Auf dem Schloßberge in Heidelberg wohnte eine arme kranke Frau, welche durch einen bösen Fall ihren Sohn verloren hatte; zu ihr war Anna von Hirschberg oft mit erfrischenden Kräutertränken und Speisen aus der Schloßküche gegangen, auch heute wollte sie dieselbe wieder besuchen. Vielleicht hatte die Frau noch einen Anzug ihres Knaben, welcher ihr passend seyn konnte.

Ohne Zeitverlust flog Anna mehr als sie ging dem armen Häuslein zu; auf ihre eifrige Anfrage erklärte sich die Kranke sehr gerne bereit, dem hilfreichen Fräulein die Sonntagskleider ihres Sohnes zu leihen, und bald stand ein schlanker junger Bursche vor dem erstaunten Weibe. Bis jetzt war Anna die Verkleidung recht leicht geworden, nun aber, wo sie im Begriff stand, ihr schönes langes Haar abzukürzen, denn zum Scheeren, wie es die unfreien Leute damals trugen, konnte sie sich doch nicht entschließen), da hob ein tiefer Seufzer ihre gepreßte Brust und der Anblick der blonden abgeschnittenen Locken war ihrer weiblichen Eitelkeit schmerzlich. Der Gedanke aber, für ihren Fürsten und Herrn, welcher schon so oft Krankheit und bitteres Leiden mit kräftigem Willen überwunden hatte, wenn es des Reiches Frommen und das Wohl seiner Unterthanen betraf, gaben ihrer Seele neuen Muth, sie packte ihre Kleider in ein Bündelchen und befahl dem Töchterlein der Frau, dieselben am Abend in die Burg zu tragen und einem aufwartenden Diener mit beiliegendem Brieflein für die Kurfürstin zu überbringen. In dem Brieflein aber hatte sie dieselbe gebeten, ihr ob ihrem Entrinnen nicht zu zürnen und fest zu vertrauen. In dreien Tagen gedenke sie zurück zu seyn.

Natürlich brachte der Bote Angst und Schrecken in das Schloß, der Kurfürst tobte über die Gefahr, in welche sich das tolle Kind gestürzt, seine Gemahlin erging sich in Muthmaßungen, was Anna zu diesem Schritte bewogen haben könne. Ein fromm Gelübde, eine kleine Pilgrimschaft war Beider Gedanken, aber wohin, und wie ihr Schutz und Geleit zukommen lassen? Das waren die Sorgen, welche beide Fürsten bestürmten, und den Pfalzgrafen beinahe so hart plagten, wie sein eigen Gebreste und seine Schmerzen, die heute besonders heftig waren.

Ja, ein frommer Pilgergang war wohl der Zweck unserer Heldin, denn Dankbarkeit und glühende Begeisterung für ihren fürstlichen Gebieter waren die stummen Gelübde, welche sie dazu trieben.

Um nicht ganz unbewaffnet und wenigstens zur Nothwehr gerüstet zu seyn, hatte Anna einen kleinen maurischen Dolch, ein Erbstück ihres Vaters, zu sich gesteckt, denn eine hölzerne Armbrust schien ihr zu schwer zu führen, da es immer viele Kraft erforderte, dieselbe zu spannen, die eisernen aber, welche schon gespannt und leichter zu führen waren, wurden zu damaliger Zeit noch als eine ziemliche Seltenheit betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die schönste Frau der Welt.

Nach dem Französischen.

Vor einigen Jahren brachte ich meinen Herbst in Neapel zu und hatte meine Wohnung in einem Hotel der Chiaja genommen, welches mit Reisenden aus allen vier Weltgegenden angefüllt war. Dieses Hotel besaß, wie die Mehrzahl der größeren Häuser Neapels, einen prächtigen Garten, dessen Terrassen eine Aussicht auf den Vesuv und das Meer gewährten. Sämmtliche Bewohner des Gasthofes pflegten sich hier nach Sonnenuntergang zu versammeln, um zu lustwandeln oder sich mit einander zu unterhalten, indem sie dabei die besten Sorbets schlürften und sich's überhaupt unter Lorbeer- und Orangenbüschen wohl seyn ließen.

Eines Abends befand ich mich beim gewöhnlichen Rendezvous inmitten einer Gruppe Deutscher und Engländer, und hatte mit diesen im Hintergrunde des Gartens auf der entferntesten Terrasse Platz genommen. Zu unserer Rechten wiegte sich ruhig und schweigsam eine Menge vor Anker liegender Fahrzeuge auf der klaren Fluth des Golfes von Neapel, zu unserer Linken sandte der Vesuv seine weiße, durch Funken und Flammen belebte Rauchsäule mit majestätischem Ernst zum Himmel.

Obgleich einem solchen Schauspiel nichts eigen war, das gerade an Liebesabenteuer erinnern konnte, so fiel die Unterhaltung doch gelegentlich auf die Frauen, und Jeder von uns, sich seine Reiseeindrücke zurückrufend, wußte einen Punkt

des Erdballs zu nennen, wo er den Typus vollkommenster Schönheit gefunden hatte.

Unter den Fremden, welche, wenn auch nicht durch Worte, dennoch durch besondere Aufmerksamkeit an der Unterhaltung Theil genommen hatten, bemerkte ich einen jungen Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren, dessen Züge mehr, als alle Andere, die ich je in meinem Leben angetroffen, meine höchste Bewunderung erregten. Es war die dunkle männliche Schönheit in ihrer äußersten Vollendung, aber gesänftigt zugleich durch eine Milde des Ausdruckes und Feinheit des Schnittes, die sich kaum beschreiben lassen würden.

„Fürwahr!" sagte ich mir, indem ich diesen aufmerksamen Zuhörer betrachtete, „wenn wir ein Recht zu haben glauben, als Kenner über Frauen zu urtheilen, so ist dort Jemand, der als Sultan sie behandeln könnte!"

Dieser Vergleich war um so treffender, als der Unbekannte dem Reiz seiner Erscheinung einen ganz orientalischen Luxus beigefügt hatte. Unter Andern schimmerte am Zeigefinger seiner linken Hand ein Diamant, der würdig gewesen seyn würde, von einem Pabste oder Kaiser getragen zu werden.

Die Unterhaltung belebte sich immer mehr, wie es jederzeit der Fall zu seyn pflegt, wenn Reisende ihre Erinnerungen wach rufen, und es bildeten sich in unserer Gruppe verschiedene Partheien, deren Stimmenzahl und Bewunderung sich unter die Spanierinnen, Italienerinnen und Französinnen vertheilten. Jeder zeichnete, um seine Meinung zu unterstützen, mit großem Aufwand von Redereichthum die verführerischsten Portraits der Welt: der Eine sprach von einer Andalusierin mit glutschimmerndem Teint; der Andere von einer Römerin mit antikem Profil; wieder ein Anderer sprach von einer Pariserin voll unnachahmlicher Grazie.

Der schöne junge Mann lauschte auf all dies mit begierigem Ohr, und ganz besonders auf jede Aeußerung, die eine, die gewöhnlichen Begriffe weiblicher Schönheit übertreffende Frau zu verrathen schien. Plötzlich bei Gelegenheit einer von einem Deutschen gemachten, mehr als die früheren bezeichnenden Bemerkung über eine Dame aus Cadix, zog er eine goldverzierte Notiztafel aus der Tasche und indem er sich den Anschein zu geben suchte, als wolle er einen Punkt der Landschaft skizziren, schrieb er heimlich einige Worte nieder.

Diese sonderbare Handlung erregte meine Neugierde in nicht geringem Grade und ich näherte mich allmälig dem Unbekannten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Ueberdies fand ich Alles in ihm mehr und mehr geheimnißvoll und auffallend; sowohl die wachsende Aufregung, mit der er der Unterhaltung folgte, als das Funkeln seines Auges bei Beschreibungen, die ächte Schönheit verriethen, und wiederum das kühle Lächeln hochmüthiger Ironie, womit er Aeußerungen verdorbenen Geschmackes aufnahm. Man hätte ihn für einen großen, aber bescheidenen Künstler halten können, der unerfahrene Neulinge unbeachtet plaudern ließ und nur auf den Rath geprüfter Kenner horchte. Ich fragte mich in der That, ob es nicht vielleicht ein berühmter Maler oder Bildhauer sey; allein Vieles in seinem Anzuge und seinen Manieren widersprach dieser Vermuthung.

Endlich stellte ich ihn selbst auf die Probe, indem ich meinerseits das Wort ergriff.

„Meine Herren," sagte ich, zu den Versammelten gewendet, „erlauben Sie mir eine neue Meinung auszusprechen. Ich gehöre nicht zu denen, welche gleich dem Schäfer Paris, gegenüber den drei Göttinnen des Olymp, nur die Frauen Spaniens, Italiens und Frankreichs zur Bewerbung um den Preis der Schönheit zulassen. Ich weiß allerdings, daß die stolze Juno in mancher Andalusierin eine Rivalin finden würde, daß viele Töchter Roms mit Minerva in die Schranken treten könnten und daß mehr als einer Pariserin, gleich Venus, der Apfel der Entscheidung zuerkannt werden möchte, wenn sie sich vor einem solchen Richterstuhl einfände, seit aber indeß die Menschheit im Allgemeinen von der Erlaubniß, häßlich zu seyn, um die Wette Gebrauch gemacht hat, gehört die Schönheit keinem besonderen Lande an, und man kann sie überall, — als Ausnahme — antreffen. Vor Kurzem vielleicht fand ich ihre höchste Verwirklichung in Amerika, heute vielleicht ist sie in Europa und über Jahr und Tag möglicherweise in Indien. Es ist eine Sache des Zufalls, ewig wechselnd wie dieser, und über welche die Sonne allein, die Alles zu gleicher Zeit sieht, urtheilen könnte. Ich selbst habe so viele verschiedene Gegenstände gesehen, als je einem Menschen erlaubt war, allein da ich, wie bemerkt, im vorliegenden Falle keine Bedeutung auf Orte lege, so kann ich nur sagen, daß ich in der That einer Frau begegnet bin, die ich für die Schönste in der Welt erklären muß, und ich bekenne......"

„Wie hieß sie? wo lebt sie?" unterbrachen mich wohl mehr als zehn Stimmen auf einmal, unter welchen ich ganz besonders eine unterschied,

die näher meinem Ohr und dringender, als die übrigen erklang.

Ich wandte den Kopf und sah die schönen Augen des Unbekannten fest auf die meinigen geheftet. Sie funkelten in einem so lebhaften Ausdruck brennender Ungeduld, daß ich ihren durchdringenden Strahl kaum ertragen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem Daseyn der Künstler bringt oft ein Zufall ein unbeachtetes Talent zu glänzender Geltung. Im Herbst des Jahres 1819 befand sich die von zweien Cavalieren geleitete Direktion des städtischen Theaters zu Grätz in der dringendsten Verlegenheit um einen Komiker. Die Herren klagten sich in einem Wirthshause ihre Noth, als ein Student, der in ihrer Nähe saß, zu ihnen trat und Hülfe versprach. „Ich weiß," sagte er zu ihnen, „einen kostbaren Komiker, wie er in einem Säculum kaum dreimal gefunden wird!" „Was haben Sie von ihm gesehen?" fragte man. „Einen Rathsherrn in der Jungfrau von Orleans", war die Antwort. Schon glaubten sich die Herren verhöhnt und wollten sich abwenden, als der Student fortfuhr: „In Marburg (d. h. in Steiermark) sah ich vor Kurzem „die Jungfrau von Orleans" spielen. Der Direktor spielte den König Karl; in der Scene, in welcher die Rathsherrn auftreten, der König die Stadt Orleans dem Herzog von Burgund übergeben will und der dritte Rathsherr einen Fußfall thun und für Orleans bitten soll, war dem Darsteller dieser Rolle kein einziges Wort abzugewinnen. „„So sagen's doch a Wort"" raunte der wüthende Direktor — Karl VII. — dem stummen Rathsherrn zu; da that derselbe plötzlich den Fußfall und brach in die von der kläglichsten Miene begleiteten Worte aus: „„No, so zohlen's die rückständigen Gagen!"" Da ertönte im ganzen Hause ein so schallendes Gelächter, daß der Vorhang fallen mußte; der bedrängte Rathsherr wurde drei Mal gerufen." Die Direktoren brachen gleichfalls in ein anhaltendes Gelächter aus und saßen wenige Stunden darauf mit dem lustigen Bruder Studio schon auf dem Wagen, der die Drei nach Marburg führen sollte. Allein von hier war die Gesellschaft schon nach Cilly aufgebrochen und so mußte man auch noch dahin eine weite und beschwerliche Reise machen. In Cilly kam man zur Nachtzeit an und fand mit Mühe und Noth auf einem Heuboden den Komiker und seine Frau, neben ihnen schliefen auf einem Lager von Kohlblättern ihre Kinder. Natürlich acceptirte der Komiker den Engagements-Antrag sofort; er hat in Graz und Jahrzehnte hindurch in Wien unzählige Mal das Haus in schallendes Gelächter versetzt und auch in Berlin zahlreiche Bewunderer gefunden, die ihm wie die Wiener ein unvergängliches Gedächtniß bewahren; sein Name war: Wenzel Scholz.

Das Schicksal der Austria hat die Engländer veranlaßt, auf den Dampfkesseln Hähne anzubringen, und mit diesen Schläuche, die nach allen Theilen des Schiffes in Verbindung zu setzen sind. Bricht irgendwo Feuer aus, so wird der Hahn aufgedreht, der Dampf strömt in die Röhren und bewältiget das Feuer.

(Xyloplastik.) So nennt man ein neuerdings in Paris erfundenes Verfahren, Basreliefs aus Holz herzustellen. Das Holz wird zu diesem Zwecke mit Dampf behandelt und mit verschiedenen Ingredienzien getränkt; es erlangt dadurch einen solchen Grad von Weichheit, daß es Eindrücke von 4—5 Millimeter Tiefe sehr scharf und bestimmt annimmt.

In Köln hatten mehrere Wirthe dieser Tage durch Anschlag verkündet: „Hier kann man für nur 5 Silbergroschen so viel Wein trinken, als man will!" Die Annonce führte aber zu solchen Skandalscenen, daß sie von der Polizei verboten werden mußte.

Räthsel.

Setzest du dich hin, so bist du einer,
Und dennoch ist der kleine Leser keiner;
Der aber dieses Räthsel setzt für dich,
Der ist ein solcher sicherlich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Sonntag, 28. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Anna v. Hirschberg schritt also ruhig auf der Straße nach Speyer fort, die kurze Nacht brachte sie in einem Bauernhofe zu, und am anderen Tage setzte sie ihre Wanderung gekräftigt fort; die größeren Heerhaufen, welchen sie begegnete, wußte sie geschickt zu umgehen oder sich im Graben und Wald zu verbergen, bis sie vorüber waren, kurz sie erblickte am Abende, zwar mit wunden Füßen aber gekräftigtem Sinne und Muthe, die Thürme von Speyer und sank mit dankerfülltem Herzen auf die Kniee, dem lieben Gotte, welcher sie auf dem gefahrvollen Wege so sichtlich beschützt, Lob und Preis zu weihen. Obgleich von dem anstrengenden Gange todtmüde, von Hunger und Hitze gepeinigt, schritt sie doch augenblicklich dem verfallenen Kloster zu, welches, vor der Stadt gelegen, mit seinen abgebrannten zerstörten Mauern ein Wahrzeichen für die Ruhe des Landes und den Schutz, welchen man hier finden konnte, bot. Anna schritt achtlos und eilfertig über die Gräber, denn die Erwartung hatte trotz der großen Ermüdung ihre Sohlen beflügelt. Wie war ihr aber freudig zu Muthe, als ihr hastiger Schritt an dem bezeichneten Platze inne hielt, und sie in dem dort in reicher Fülle wuchernden Kraut das Verlangte erkannte. Mit Hilfe ihres Dolches grub sie rasch die Wurzeln aus, steckte deren so viele zu sich als ihre Taschen zu fassen vermochten, und schritt nun mit freudig gehobenem Herzen der Stadt Speyer zu.

Am Eingange derselben war sie nur einen Augenblick im Zweifel, ob sie die Herberge aufsuchen solle, ihr tiefergriffenes, gläubiges Gemüth zog sie zur Kirche, dem Herrscher der Welt für ihre beinahe wunderbar gefahrlose Reise und die Erreichung ihres Zweckes zu danken. Im Dom angelangt, suchte sie das Marienbild auf, und betete vor demselben lange und inbrünstig, daß Gott ihr Werk segnen und dem theuren Herrn neue Gesundheit verleihen möge. Es wurde Abend, einzelne Beter gingen ab und zu in dem weiten Gotteshaus; dort an jenem Beichtstuhle hörte ein Geistlicher die Beichte eines Lanzenknechtes, an einem Seitenaltar lag ein anderer Geistlicher im tiefen Gebete auf den Knieen, der leise Geruch von Weihrauch und grünen Maien, welche noch von einem Feste herrührend den Dom verzierten, lud die fromme Seele zu träumerischem Ausruhen ein.

Anna setzte sich nach beendigtem Gebete in einen Stuhl, ließ ihr früheres Leben, ihre Begegnung mit Martin, welchen sie bei der kranken Mutter wußte, an ihrem Geiste vorüberziehen und flehte inbrünstig die Gnadenmutter an, dem Freunde die Herzensruhe wiederzugeben und ihr selbst in strenger Pflichterfüllung und Werkthätigkeit die Heiterkeit wiederzuschenken, welche sie früher besessen hatte. Allmälig verschwammen ihre Gedanken, die Augen fielen ihr zu, und das ermüdete Mädchen schlief sanft und ruhig ein. Verworrene Träume durchkreuzten ihren Schlaf und während sie in einem Augenblick ihren fürstlichen Herrn sah, wie er vollkommen hergestellt, auf hohem Rosse saß und mit einem ansehnlichen Heereszug gen Palästina ziehen wollte, sah sie im nächsten das Bild schon verwischt, sich selbst mit Martin Hand in Hand vor dem Muttergottesbilde knieen; statt der Mutter der Gnaden stand aber ihre Herrin, die Kurfürstin, da, und

breitete die Arme segnend über sie aus. Martin zog sie an sein Herz und sagte: „Ich danke Dir, Du hast uns gerettet!" Ein freudiger Ruf entrang sich ihrer Brust und sie erwachte. Vor dem Stuhle aber, wo sie in tiefem Schlafe versunken, gelehnt hatte, stand sprachlos und das Unglaubliche nicht fassen könnend, Martin und starrte die holde Erscheinung erschüttert an; er fürchtete, wenn er den Blick wegwende, möge das liebliche Gebilde in Luft zerfließen.

Anna war nur einen Augenblick zweifelhaft, was sie thun solle, im nächsten hatte ihr feiner Takt und ihre Entschlossenheit sie schon geleitet, sie reichte ihm die Hand und sagte: „Ja, staunet nur, ich bin's, Anna, die unglückliche Braut Eures geliebten Bruders, welche hier in dieser Kleidung und in solch einer Stunde vor Euch steht. Verweilet noch einige Augenblicke, und Ihr sollet Alles erfahren." Darauf kündete sie ihm mit geflügelten Worten den Zweck und glücklichen Ausgang ihres heroischen Unternehmens an, und zeigte ihm ihr Befremden, ihn hier zu finden, da Menzingen, welcher vor fünf Tagen das Hoflager besucht hatte, Frau Engeltraut unwohl und ihn auf der Ravensburg erwähnte.

„Da war ich auch," sagte Martin endlich, welcher, kühner geworden, die schlanken Finger des mädchenhaften Jünglings nicht aus den seinen ließ; „doch meine Mutter ist, die Heiligen seyen gepriesen, schnell wieder genesen; mich aber trieb ein unbewußtes Gefühl fort, nach Speyer, als sollte mir dort etwas offenbart werden."

„Was nun auch geschehen ist," unterbrach ihn die Jungfrau scherzend, „doch jetzt bitte ich Euch, mich in das Wirthshaus zur Krone zu geleiten, es ist unser Aller Absteigequartier, die Wirthin ist aus Leutershausen und mir wohlbekannt, eine ehrbare, verständige Frau, welche meine Verkleidung begreifen und mir ein anständiges Unterkommen sichern wird. Wäre ich nicht so müde, würde ich noch diese Nacht aufbrechen, so treibt mich die Sehnsucht, meinem gnädigsten Herrn den schweren Kummer, welchen ihm seine Krankheit verursacht, wenn nicht hinwegzunehmen, doch zu erleichtern, so aber würden meine armen Füße trotz des festen Willens mich nicht weit tragen, und ich will ein paar Stunden dem Schlafe schenken, der mich jetzt sogar im Gotteshause und im Gebet begriffen, überfiel. Morgen mit dem Frühesten lenke ich meine Schritte nach Heidelberg."

„Doch nicht allein und schutzlos, will ich hoffen," entgegnete Martin, als Anna ihm auf dem Wege zur Herberge Vorstehendes gesagt hatte; „so wahr mir Gott helfe, edle Jungfrau, so wahr lasse ich Euch nicht zum zweitenmale mit meinem Wissen und Willen in solcher Gefahr!" Er sagte dies in so festem entscheidendem Tone, daß des tapfern Hirschbergs energisches Kind ihn einigermaßen betroffen anblickte. Des sonst so sanften Martins ruhige Entschiedenheit gab ihr ein Gefühl der Sicherheit, welches jede, auch die charaktervollste Frau empfindet, wenn sie sich in der Obhut eines wahren Mannes weiß. Sie sah ihn fragend an. „Nicht, daß ich selbst Euer Geleitsmann seyn dürfte," fuhr er hastiger fort, indem ein glühendes Roth seine Wangen färbte, „die Seligkeit, welche mich jetzt eben beim Wiedersehen selbst am geweihten Orte beschlich, zeigte mir, wie sehr ich Euch noch liebe und wie wenig ich in Eurer Nähe weilen darf; ja, wer stünde dafür," fuhr er, schwärmerisch in die Ferne blickend, fort, „ob ich nicht beim raschen Ritt in freier Luft an Eurer Seite meiner Gelübde vergessen, Euer Roß am Zügel nehmen und mit Euch flüchten würde, wo Niemand den unglücklichen Martin Goeler kennt." Er hatte bei diesen Worten heftig ihre Hand ergriffen, als ob er schon jetzt bereit sey, sie für sich zu erobern, zu halten und zu bewahren.

In Anna's Brust verdrängte der Jubel, sich geliebt zu wissen, die Sorge um des geistlichen Herrn leidenschaftliche Rede nur einen Augenblick, sie faßte sich gewaltsam und ihm ihre Hand mit raschem Rucke entziehend, sagte sie ernst: „Nicht also sollt Ihr zu mir sprechen, ein Gottgeweihter, zu der Braut eines Todten, welcher Euer Bruder war, Ihr habt edler und größer gehandelt, als Ihr Euch eben gebt, deß werde ich nie vergessen. Dort winkt das Schild meiner Herberge und Frau Maria steht unter der Thüre, erlaubt, daß ich hier von Euch Abschied nehme und Euch bitte, meiner als einer großen Sünderin in Euren frommen Gebeten zu gedenken." Noch einmal reichte sie ihm die Hand, dann rasch sich losmachend eilte sie schnellfüßig der nahen Krone zu. Martin sah sie noch zu der dicken Wirthin treten, bemerkte die Geberde des Erstaunens, womit dieselbe den jungen Menschen begrüßte, ihn nach einigen Worten schnell am Arme faßte und in das Haus schob. So die Geliebte für's Erste wohlgeborgen wissend, kam ihm auch die Besinnung wieder und der Entschluß, was zu thun sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die schönste Frau der Welt.

(Fortsetzung.)

„Wer ist diese Frau und wo haben Sie sie gesehen?“ wiederholte er, indem er meine Antwort in meinem Blick suchen zu wollen schien.

Den ersten Theil der Frage umgehend, erwiederte ich nur:

„In **, in der Umgebung von A.“

„In der Umgebung von A.?“ murmelte langsam der Fremde, wie ein Kind einen Redesatz nachgesprochen haben würde, um ihn besser dem Gedächtnisse einzuprägen.

„Im Grunde liegt darin nichts Besonderes,“ bemerkte ein Anderer. „** war seit Jahrhunderten das Vaterland klassischer Schönheit und ich habe oft von Augenzeugen gehört, daß die Landmädchen dort noch immer sehr hübsch wären.“

„Ich spreche nicht von einer Bäuerin,“ entgegnete ich; „auch würde das Beiwort hübsch auf die Frau, die ich meine, schwerlich anwendbar seyn. Es ist die Rede von einer Dame, die möglicherweise nur vorübergehend in jenem Lande wohnte und deren Rang sich auch nicht anders bezeichnen läßt, als daß er mir so hoch zu seyn schien, wie die Natur ihrer Schönheit erhaben. Uebrigens,“ fuhr ich fort, sehend, daß die Neugierde meiner Zuhörer auf's Höchste erregt war, und wünschend, den Eindruck meiner Mittheilungen auf der Physiognomie des Unbekannten zu verfolgen, „will ich Ihnen Allen gern die näheren Umstände jener Begegnung mittheilen. Es ist ein kleines romantisches Abenteuer, welchem ich mit zwanzig Jahren große Bedeutung beigemessen hätte, das ich jedoch in meinem jetzigen vorgerückten Lebensalter wohl ohne Indiskretion wiedererzählen kann.

Statt jeder Antwort zog sich der neugierige Kreis um mich zusammen, und der schöne junge Mann trug Sorge, sich zu placiren, daß Niemand ihm die geringste meiner Bewegungen verdecken konnte. Ich erleichterte ihm das Verlangen so viel als möglich und gab die folgende Erzählung zum Besten.

„Ich befand mich, vor ungefähr anderthalb Jahren, mit einer Staatsfregatte im Hafen von A—, und pflegte in den Morgenstunden, wenn das Wetter still und heiter war, kleine Streifereien an's Land zu unternehmen. Bei einer solchen Gelegenheit durcheilte ich einstmals die Stadt und deren anstoßende Ebene und befand mich bald auf dem Wege, der zu den in grauer Heidenzeit geheiligten Stätten führt, welche ihrerseits in unsern Tagen, durch die reiche Zahl der in ächt malerische Ruinen zerfallenen Tempel und Grabmäler, dem Besucher ein hohes Interesse abgewinnen. Auch ich ließ, bei ihnen angelangt, meinen Geist sich in Bildern des poetischen Alterthums ergehen; und an die Mauern eines Venustempels gelehnt, war ich bald so vollständig der Gegenwart entrückt, daß ich es nur natürlich gefunden haben würde, wenn eine der durch Dichtergenius unsterblich gemachten Gestalten der Vorzeit an mich herangetreten und mich mit Namen begrüßt hätte. Ich war in meinem Nachsinnen auf diesem Punkte angelangt, als ein leichtes Geräusch sich über meinem Kopfe vernehmen ließ. Maschinenmäßig blickte ich in die Höhe und sah ein Bild, das mich glauben machte, Venus selbst besuche die ihr geheiligten Hallen . . . . . Eine Frau im weißen Gewande und wehendem Schleier schritt leicht und sicher auf dem Rande der Mauer einher, die mir zur Stütze diente. Ohne mich zu bemerken, gelangte sie bis an's Ende des schmalen Pfades; und dort, ohne meine Gegenwart durch die geringste Bewegung zu verrathen, konnte ich sie mit Muße betrachten und bewundern. Sie, meine Herren, die Sie Alle noch jung sind und im Kopf und Herz noch ein Ideal weiblichen Reizes bewahren, erinnern Sie sich an Alles, was Sie je von Reinheit und überirdischer Lieblichkeit träumten und Sie werden sich ein Bild von dem Wesen vergegenwärtigen können, das vor mir stand, und dessen Erscheinung beschreiben zu wollen, ein thörichter Versuch seyn würde. Alles was ich sagen kann, ohne meine Erinnerung zu entzaubern, ist, daß ihre Haare und Augen in jenem lichten Schimmer erglänzten, wie er Eva vor dem Sündenfall geziert haben mochte; daß ihr Teint warm und frisch, wie vom Sonnenstrahl geküßt . . . . . Es wäre trivial, von dem Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt, von der eleganten Hand, dem geschmeidigen Fuß zu reden . . . . . . den Ausdruck ihrer Züge aber, meine Herren, den werde ich erst im Himmel wiederfinden, wenn es mir vergönnt seyn sollte, die Engel anzuschauen!“

„Nachdem sie ihre schönen Augen eine Weile hatte herumschweifen lassen, wie um einen ihrer besonderen Aufmerksamkeit würdigen Punkt zu finden, setzte sie sich auf den Gipfel ihres Beobachtungsplatzes nieder und fing an, in einem eleganten Album zu zeichnen. Ein leiser Windhauch spielte in ihren vom Sonnenstrahl vergoldeten Haaren, ihr kleiner Fuß im rothen

Saffianschuh ragte leicht über das Gemäuer. Die feierliche Stille ringsumher wurde nur durch das melodische Rieseln des in der Tiefe fließenden Baches gemildert. Als ich geraume Zeit mich an dem seltenen Schauspiel geweidet hatte, erwachte in mir das Verlangen, zu wissen, wer die Unbekannte sey."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus London schreibt man: Die kleine Jagd ist während dieses Herbstes in einigen Gegenden des Landes außerordentlich ergiebig gewesen. Schon vor 8 Tagen schoß der Herzog von Rutland mit dem Herzog von Cambridge und noch einem andern Gaste auf dem Gute des Ersteren in wenig Stunden 835 Fasanen, 571 Rebhühner, 55 Hasen und 18 wilde Kaninchen. Das „Dresd. Journ." zweifelt an der Wahrheit dieser Angabe, denn, sagt es, angenommen, daß nicht „gefehlt" worden und auf jeden Schuß ein Stück gefallen ist, so würden hierzu 1479 Schüsse erforderlich seyn, also auf jeden der drei Schützen nahe an 500 Schüsse kommen, wozu denn doch — vom Laden ganz abgesehen — eine Zeit von wenig Stunden kaum ausreichen dürfte. — In 14 Tagen wurden auf demselben Gute durch drei Schützen 857 Fasanen, 2700 Rebhühner, 690 Hasen, 129 Kaninchen und 2 Auerhähne geschossen.

Jede Kugel hat ihre Adresse! Dieses Sprichwort hat sich bei einem englischen Lieutenant in Indien in vollem Maße bewährt. Derselbe erhielt bei einem Angriff auf die Sepoys bei Koor Singh einen Schuß in die rechte Seite. Die Kugel fuhr an den Rippenknochen vorbei in die Muskeln am Rückgrat, ohne dieses zu verletzen. Sechs Wochen lang saß sie dort, und dem Chirurg gelang es nicht, dieselbe herauszuziehen. Endlich setzte sie ihren Weg nach der linken Seite fort und drang zwischen Knochen und Fleisch bis auf 2 Zoll von der Haut durch, von wo sie durch einen Einschnitt herausgeholt wurde. Der Lieutenant befindet sich jetzt so wohl, als es seine Freunde nur immer wünschen können, und trägt nun die Kugel in Gold gefaßt an seiner Uhrkette. So erzählt ein englisches Blatt.

In Paris sind mehrere Alterthümerhändler zu bedeutendem Schadenersatz und Strafen verurtheilt worden, weil sie neue fabrizirte Alterthümer, Schnitzereien und Emaillen als ächt mittelalterliche an Sammler verkauft hatten und unerlaubte Kniffe gebrauchten, um die Alterthümler damit anzuführen.

Einem Leipziger Kaufmann kam neulich ein preußischer Fünfthalerschein zu Händen, auf dessen Rückseite ein früherer Inhaber Folgendes geschrieben hatte:

Adieu! Leb' wohl und kehr' bald wieder
Mit fünfzigtausend deiner Brüder!

Breslau.

Landwirthschaftliches.

Von einem Mr. Rowley wird eine neue Maschine angekündigt, vermittelst welcher Rüben- und andere Felder auf's Beste mit Düngepulver bestreut und gleichzeitig von allen schädlichen Insekten befreit werden sollen. Der Beschreibung nach, die in einem Sheffielder Blatt vorliegt, ist es ein Fächerapparat, der das Düngpulver auf die Pflanze streut, bei seinem schnellen Zusammenziehen aber auch die Luft so verdünnt, daß die Insekten in die Maschine hineingezogen werden. Dort werden sie sofort zermalmt und kommen bei dem nächsten Fächerschlage als Dünger mit dem Düngpulver vermischt zum Vorschein. Sie müssen somit die Kohlstaude befruchten, welche sie benagen wollten. Als Düngungspulver wendet der genannte Erfinder Kalk mit einem Sechstel Ruß versetzt, mit dem besten Erfolge an.

Auflösung des Räthsels in № 142:

Setzer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Dienstag, 30. November 1858.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Scholer vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Anna hatte sich am reichlichen Nachtimbiß gelabt, welchen ihr die erstaunte und frohe Wirthin gereicht hatte, und war eben im Begriff, in ihrem Kämmerlein die wohlverdiente Ruhe zu suchen, als ein Diener aus dem Gefolge des Grafen von Sponheim erschien mit der Meldung, der Graf gedenke am morgigen Tage mit dem Frühesten gen Heidelberg aufzubrechen, begleitet von vielen Reisigen und großem Gefolge, und da er vernommen, ein Bote des Pfalzgrafen sey in der Stadt, so solle derselbe unter seinem Schutze die Reise antreten. Anna war im Stillen über Martins Fürsorge dankbar und beeilte sich am andern Morgen, von den Segenswünschen der guten Wirthin begleitet, welche ihr holdseliges Fräulein kaum lassen mochte, in die Herberge des Grafen zu kommen. An der Thüre fand sie Martin ihrer harrend, welcher sie stumm und ehrerbietig zu der Herberge des Grafen geleitete, ihr dort ein Rößlein aussuchte und sich nicht eher zufrieden gab, bis er sie unter dem sichern Schutz und in der Nähe von des Grafen Stallmeister, einem alten, vertrauten Manne, wußte. Dem Grafen Sponheim Johann V. selbst hatte er ihren Stand und Geschlecht nicht verrathen, denn obwohl ein zuverlässiger Mann und ein fester Ritter, war seine Neigung zur mystischen Welt so groß, daß sie ihn für das gewöhnliche Leben zerstreut machte und den weltlichen Dingen ganz entfremdete; er glaubte zuversichtlich das verschlossene Buch der Natur für sich allein geöffnet und lebte der festen Gewißheit, Hundegebell und Vögelgezwitscher als eine eigene Sprache zu verstehen.

Anna aber ritt, nachdem sie von Martin flüchtigen, aber durch Blicke beredten Abschied genommen, an der Seite des Stallmeisters ihre Straße entlang; so ruhig aber, wie ihre Herreise war, wurde die Heimkehr nicht. Zweimal wurden sie von Bewaffneten angehalten, einmal kam es zum ernstlichen Kampfe, wo sogar einer der Ihren von einem feindlichen Pfeile in den Hals getroffen todt zu Boden sank; doch erreichten sie Heidelberg am Mittag des andern Tages. Auf der Burg angekommen, entschlüpfte Anna, durch den Stallmeister, welcher um die Verkleidung wußte, begünstigt, dem Zuge, und eilte durch einen geheimen Gang im Seitenbau, welchen sie wohl kannte, in ihr stilles Closet. Dort nahm sie sich kaum Zeit die Kleider abzuwerfen und die ihrigen anzuziehen, und ließ dann die Kurfürstin um ein geheimes Gehör bitten.

Mathilde von Savoyen war hocherfreut, sie ließ Anna in die Kapelle als den ungestörtesten Ort bescheiden und vernahm dort mit frohem Erstaunen und beifälliger Rührung den Bericht der getreuen Jungfrau, sowie die Bitte, so lange Johann von Sponheim anwesend sey, was nur bis zum nächsten Tage dauere, sie nicht zu verrathen. Die hohe Frau versprach Alles, schalt und lobte in einem Athem und verhieß endlich, indem sie Anna umarmte, ihr diese Liebe und Treue ewig zu gedenken.

Die kostbaren Wurzeln wurden vorgezeigt, geprüft, dann machte sich Anna rasch an die Bereitung des Heiltrankes, die Kurfürstin eilte zu ihrem Gemahl zurück und vermochte ihm die frohe Nachricht von Anna's Rückkehr nicht vorzuenthalten. „Es war, wie ich sagte, ein frommes Gelübde,“ äußerte die Kurfürstin am Schlusse

ihrer eiligen Mittheilung und ihre Stimme wankte in frommer Rührung, als sie daran dachte, welch frommer treuer Sinn die muthige Jungfrau geleitet hatte.

Ludwig war zwar zufrieden, daß sein Liebling wieder da war, sonst aber gar tief gebeugt von Krankheit und Schmerz, dabei sah er ein, wie nothwendig seine persönliche Thätigkeit sey, und mußte doch hier wie ein gefesselter Löwe auf dem Siechbette ausharren. „Hab' ich doch Alles, was in meinen Kräften stund, für Reich und Kirche gethan," seufzte er schmerzlich, „o heiliger Gott, laß für das Wohl der heiligen Kirche, welcher ich immer ein frommer Sohn war, ein Wunder an mir geschehen, laß mich, und wenn auch nur auf Tage genesen."

Des andern Tages nach einer bei heftigen Leiden durchwachten Nacht trat die Kurfürstin mit Anna, welche einen gefüllten Becher trug, an sein Lager.

„Trinkt, hoher Herr," sagte Letztere sanft, „der Himmel wird das Gebet eines treuen Herzens nicht unbelohnt lassen, Ihr werdet bald Heilung finden."

Erstaunt nahm Ludwig den Becher aus ihrer Hand und leerte ihn mechanisch, während die Kurfürstin ihm den Entschluß und die rasche That des Mädchens mittheilte. Um des Kurfürsten festen Mund zuckte es krampfhaft von unterdrückter Rührung und als der Bericht zu Ende war, küßte er schmeichelnd und dankbar des Mädchens zarte Hand.

„Nicht also, mein Herr und Gebieter," rief sie erschrocken; er aber entgegnete: „Gott wird Dir Deine Treue lohnen, auf Erden will ich es, so viel in meinen Kräften steht, thun, und fortan soll kein Wunsch, den ich erfüllen kann, Dir versagt, keine Deiner Bitten unerhört bleiben."

Nach einiger Zeit überfiel ihn ein fester Schlummer, in welchem er einen Tag und eine Nacht verblieb, und als in letzterer ein heftiger Schweiß eintrat, erwachte er am Morgen des andern Tages zwar noch etwas ermattet und kraftlos, aber schmerzensfrei. Noch zweimal nahm er den Trank aus Anna's Hand, sein Schlaf war ruhig, jedoch nicht mehr so lang, am vierten Tage nach ihrer Ankunft war der hohe Herr für einige Zeit wenigstens genesen.

Mit glühendem Eifer betrieb er nun seine Abreise, die Zeit drängte, und ihm selbst ließ es keine Ruhe mehr, er mußte gen Trier, mußte versuchen, seinen alten Freund und Diener, den Bischof Rhabanus, in seine Rechte einzusetzen. In der Ferne aber schwebte seinem jetzt wieder von dem Alp der Krankheit befreiten Geiste die Aussicht vor, noch seinen alten Lieblingswunsch zu erfüllen und das gelobte Land nochmals vor seinem Ende besuchen zu dürfen. Alle seine Sorgen, Hoffnungen und Befürchtungen ließen ihn jedoch nicht seine muthige Freundin vergessen, und mehr als einmal bat er sie, doch endlich einen Herzenswunsch auszusprechen, eine Bitte ihm namhaft zu machen, durch deren Erfüllung er ihr beweisen könne, welchen Dienst sie ihm geleistet habe. Anna war zwar ernst und nachdenkend, aber sie äußerte keinerlei Wünsche, nur einmal, als der Kurfürst den Abend vor seiner Abreise auf's Neue in sie drang, sagte sie ernst zu ihm: „Heute nicht, hoher Herr, denn was ich zu bitten hätte, wäre so Wichtiges und Heiliges, daß ich es mir recht überlegen muß, nicht ob ich es will, sondern wie es anzufangen sey."

„Um Christi Wunden, meine Tochter," rief der Kurfürst erschrocken aus, „ich will nicht hoffen, daß Du etwa in ein Kloster gehen und Dich von uns und der ganzen Welt auf immer lossagen willst?"

Um Anna's Lippen zuckte ein so muthwilliges Lächeln, daß Ludwig seinen Irrthum auf der Stelle einsah.

„Ins Kloster gehe ich nur, wenn dieser mein Herzenswunsch nicht erfüllt würde, gnädigster Herr," entgegnete sie, „doch werde ich ihn erst Euch mittheilen, wenn Ihr von Eurem Zuge heimkehrt, auf welchem Euch Gott und seine Heiligen geleiten mögen."

„So soll es bleiben, Jungfrau," versicherte der Fürst; „gelingt es mir, dem Rhabanus zu seinem Erzbisthume zu verhelfen, so bin ich bald wieder hier, und so Du nicht verlangst, daß ich meinem kurfürstlichen Thron entsagen, meine gnädigste Gemahlin verstoßen oder mich der neuen Lehre zuwenden soll, werde ich Dir wohl keines Wunsches Erfüllung versagen können."

Des andern Morgens zog der Kurfürst unter ansehnlicher Heeresmacht, er hatte 3000 Fußgänger und 1200 Reiter, gen Trier. Die Geschichte sagt uns, daß es ihm gelang, Verstärkungen in die belagerte Stadt zu werfen, worauf dem Bischof möglich ward, einzudringen; später wurde demselben durch ein Schiedsgericht das Erzbisthum zugesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die schönste Frau der Welt.

(Fortsetzung.)

Ich blickte um mich und gewahrte am Eingange der Tempelruine eine bejahrte Frau, und nicht weit von ihr zwei Neger mit vier reichgeschirrten Pferden. Ich erkannte darin die gewöhnliche Eskorte der jungen vornehmen Damen des Landes und ich zweifelte nicht, daß die schöne Zeichnerin den ersten Familien desselben angehöre. Ich fühlte mich versucht, entweder die Duenna oder einen Neger nach ihrem Namen zu fragen, als ein ebenso erschreckender als unvorhergesehener Vorfall mich in direkte Berührung mit ihr brachte. Das Mauerstück, auf dem sie sich niedergelassen hatte, gab plötzlich unter ihren Füßen nach, sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, der mich voll Entsetzen erzittern machte, und verschwand gegen die Seite der rauschenden Wasser inmitten einer dichten Staubwolke. . . . . Die Begleiterin mit den Negern hatte nur so viel Zeit, herbeizueilen und ich, mich auf die andere Seite des Gemäuers zu stürzen. Ich sah indeß die Unglückliche nicht eher, als bis ein neuer Schrei sie mir entdeckte. Sie schwebte an einer Kante des Abhanges, sich krampfhaft an einem dem Brechen nahen Aste anklammernd, während die Spitze des rothen Saffianschuhes schon das Wasser berührte. . . . .

„Retten Sie mich! retten Sie mich!" rief sie, mich bemerkend.

Mit Blitzesschnelle gehorchte ich dem Ruf, dessen ich nicht erst bedurft hätte, und war im Augenblicke bei ihr. Fest ergriff ich eine ihrer Hände mit der meinigen, klammerte mich mit der andern an Steine und Gestrüpp, und stieg auf diese Weise am schrägen Uferrande in die Höhe. Im Augenblicke, als ich dasselbe erreicht zu haben glaubte, glitt ich auf einer schlüpfrigen Stelle aus, und wenig hätte gefehlt, daß meine Anstrengung für diejenige, welche ich zu retten wünschte, verderblich ausgefallen wäre, wenn sie nicht ihrerseits mich diesmal unterstützt hätte. Zum Glück hatte einer der Schwarzen die Geistesgegenwart, mir seinen langen Gürtel zuzuwerfen, mit dessen Hilfe es mir gelang, uns Beide in Sicherheit zu bringen. Die junge Unbekannte schien, als sie sich dem Untergange entrissen fühlte, einer Ohnmacht nahe, aber ihre Begleiterin brachte sie bald wieder zur Besinnung und ihr erster Blick fiel auf mich: er war mir der höchste Lohn.

„Ach, mein Herr," sagte sie mit Rührung, „wie soll ich einen solchen Dienst belohnen?"

„Indem Sie mir zu erfahren gestatten, wem ich denselben leistete," entgegnete ich.

Und um sie zu ermuthigen, mir ihren Namen zu sagen, bereitete ich mich vor, ihr den meinigen mitzutheilen.

Sie unterbrach mich, indem sie erröthete und sagte: „Morgen, mein Herr, morgen! . . . . ."

„Nehmen Sie diesen Ring," fuhr sie mit süßer Verwirrung fort. Und sie löste von ihrem Finger eine seiner reichsten Fesseln. „Betrachten Sie ihn als das Pfand meiner Erkenntlichkeit und als das sichere Mittel zu erfahren, wer ich bin. Ich gehöre zum Hofhalt des Beherrschers von **, und sein Palast ist meine Wohnung. Finden Sie sich morgen mit dem Ringe, den ich Sie zu behalten bitte, in dem Palaste ein. Zeigen Sie ihn den Wachen, welche Sie darauf zu mir weisen werden. An ihrer Dankbarkeit sollen Sie diejenige kennen lernen, deren Leben Sie gerettet haben. . . . ."

Darauf gab sie den beiden Negern ein Zeichen, diese führten das kleinste der vier Pferde vor, behend schwang sie sich in den Sattel; die Begleiterin und die Schwarzen thaten dasselbe und der kleine Zug galoppirte davon.

„Also morgen, mein Herr!" rief mir die Unbekannte nochmals zu, mich mit ihrer schönen Hand grüßend.

Und ihr kleines Pferd wie eine Amazone lenkend, verschwand sie hinter den Ruinen der Ebene.

„Nun?" rief der aufmerksame, räthselhafte Zuhörer, „und andern Tages? . . ."

„Andern Tages," erwiederte ich gleichmüthig, „war ich hundert Meilen weit vom Lande, und die Schöne ist mir heute noch so unbekannt, als sie es damals war."

„Wie!" rief der prächtige junge Mann, „Sie hatten den Muth abzureisen, ohne sie wieder zu sehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Nuneaton in England erregt ein Mädchen von dreizehn Jahren großes Aufsehen, welches vor einiger Zeit als scheintodt nahe daran war,

begraben zu werden, aber wieder zum Leben gebracht wurde, später jedoch abermals in einen scheintodten Zustand versank. Dasselbe war während seiner Erstarrung vollkommen bei Bewußtseyn, hörte, wie der Auftrag zur Beerdigung gegeben wurde und was sonst im Zimmer gesprochen wurde. Nach seiner Wiederherstellung wurde dasselbe von einer eigenthümlichen Zerstörungswuth befallen, die sich sogar auf dessen Eltern ausdehnte und beinahe hätte es bei einem dieser Anfälle das ganze Haus in Brand gesteckt. Gegenwärtig befindet sich dasselbe wieder in einem Zustande völliger Erstarrung, so daß man nur durch sorgfältige Prüfung des Pulses Leben wahrnimmt. Wie viel an der Geschichte Wahres und wie viel Täuschung, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

In Weston Park, bei Wolverhampton, dem Sitze des Grafen Bredford, ringen in diesem Augenblicke zwei Fräulein aus großem Hause, die Ladies Lucy und Harriett Bridgman, mit dem Tode. Die unglückselige Mode der weiten Kleider scheint sich hier zwei Opfer auf einmal auserkoren zu haben. Die beiden Schwestern standen plaudernd am Kamine, als Lady Harrietts Kleid plötzlich Feuer fing. Erschrocken stürzte sie in den Vorsaal, um nach Hilfe zu rufen, und in diesem Augenblicke geriethen auch die Kleider ihrer Schwester, welche ihr beisprang, in Brand. Mit Mühe wurden beide vom raschen Verbrennen gerettet; aber die Verletzungen sollen so stark seyn, daß wenig Hoffnung für ihre Wiederherstellung vorhanden ist.

In Paris ist soeben der erste Band des Dictionnaire de l'Académie française erschienen. Es enthält 368 Seiten und schließt mit dem Worte Abusivement. Dieser erste Band hat 23 Jahre Zeit gekostet. Wird das Werk nach demselben Plane und mit gleicher Schnelligkeit fortgesetzt, so wird seine Vollendung im Jahre 3000 nach Christi erfolgen, 51 Bände umfassen und mindestens 2 Millionen Frcs. Kosten verursacht haben, da sich die Redaktionskosten bei diesem ersten Bande schon auf 150,000 Frcs. belaufen.

Die Trüffelernte in Perigord soll heuer so groß seyn, daß die Preise auf die Hälfte gegen 1856 und 1857 gesunken sind. Die Trüffeln entstehen, indem eine gewisse Fliegenart ihre Eier in die feinen Wurzeln der Eichen legt. Je nach der Spezies der Eiche und dem Stand der Waldungen sind auch die Trüffeln an Güte verschieden.

Die künstliche Austernzucht, welche in diesem Frühjahre zum ersten Male in der Bai von St. Briene versucht wurde, ist trefflich angeschlagen; in drei Jahren wird man zum Betriebe dieser künstlich hergestellten Austernbank schreiten können.

Räthsel.

Bist du's als Bettler — bist du reich,
Bist du's als Reicher — arm sogleich;
Als Glücklicher — so trägst du Leid,
Als Trauriger — wirst haben Freud'.
Und bist's als Schuldner — ohne Sorgen,
Als Gläubiger — kannst wieder borgen.
Denn ist's 'ne Rechnung — ist's 'ne Quittung,
Und ist's 'ne Quittung — ist's 'ne Rechnung.
Bist's unter den Lebend'gen du,
Hast ewig bei den Todten Ruh,
Und wo's das Dunkel ist — ist Licht,
Und Alles, was es ist — ist nicht;
Am meisten wohl trägt dir es ein,
Kannst du es auch beim Teufel seyn;
Nur in dem Himmel sey es nicht,
Weil's sonst am Besten dir gebricht!

Nun ändre eine Silb' daran
Und wende auf die Zeit es an:
So folget es dir Schritt auf Schritt,
Und dennoch kommt es niemals mit.
Die erste Stunde ist die zweite,
Und morgen ist es, wenn's ist heute.
Das andre ist — ist's dieses Jahr.
Und jede Zeit, die's ist, — die war.
Und ist es all' und jede Zeit,
Entrez! — hier ist die Ewigkeit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Freitag, 3. Dezember 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Während des Pfalzgrafen Abwesenheit vertraute Anna ihrer hohen Frau, der Kurfürstin, ihren Plan, welchen diese wohl von Herzen billigte, jedoch ohne Hoffnung auf Gelingen, eine Befürchtung, welche sie ihrem Liebling nicht vorenthielt. „Wenn es Gott gefällt, allergnädigste Frau, so muß mein eindringlich Wort und Bitte ein gut Gehör bei Eurem fürstlichen Gemahl finden; ist es nicht sein Wille, so habe ich doch nicht die Hände im Schooße, den Dingen ihren Lauf gelassen, sondern das Meinige gethan, wie es die Pflicht jedes Menschen ist, der für sein Geschick sich auch rühren soll. Doch mir ahnet Gutes: sollte ja doch aus dem Kräutlein in dem Klostergarten zu St. German die Blume meines Glücks erblühen! so sagte es mir der fromme Pater im Traume."

Die Kurfürstin, welche ein liebevolles und gütiges Herz besaß, hatte nicht den Muth, Anna den ihrigen zu rauben, sie überließ es ihrem fürstlichen Gemahl bei seiner Heimkehr, welche in den nächsten Tagen bevorstund, dem Mädchen seinen, wie sie glaubte, unausführbaren Plan auszureden.

Der Pfalzgraf traf auch wirklich schon am nächsten Tage nach diesem Gespräch, viel eher als sie ihn erwartet hatten, wieder ein. Der hohe Herr war freudig gestimmt durch den guten Erfolg seines Unternehmens und seine fortdauernde gebesserte Gesundheit, welche ihm den Zug nach Palästina immer möglicher und wahrscheinlicher machte; in der heitersten Stimmung begrüßte er seine Stadt Heidelberg und ward im Schloßhofe von seiner Gemahlin und ihren Frauen empfangen. Doch war er an diesem Tage von zu vielen Edlen umgeben und zu sehr mit Geschäften überhäuft, als daß Anna es für klug gefunden hätte, ihre Bitte vorzutragen. Allein am Nachmittage des andern Tages, als der Kurfürst in das Closet seiner Gemahlin trat, wo Anna gerade anwesend war, erinnerte er sich des ihr gegebenen Versprechens und forderte sie auf, ihr Gesuch ihm mitzutheilen; „und wenn es meine beste Grafschaft wäre, Du solltest sie haben, Kind," sagte er ermuthigend.

Anna flüsterte dem kleinen zehnjährigen Kurprinzen, mit welchem sie eben gespielt hatte, ein paar Worte in's Ohr, dieser ging auf seinen Vater zu, faltete die kleinen Hände und begann folgendermaßen:

„Mein lieber Herr Vater und gnädigster Fürst, schenke meiner guten Anna den Mann, den sie begehrt."

Der Pfalzgraf lachte, daß ihm der lange Bart, von welchem er den Beinamen „der Gebartete" trug, erzitterte. Er nahm den Knaben auf die Kniee und sagte weiter: „Bist Du es vielleicht, feiner Junker, den sie sich erwählt, oder wo steckt der Liebhaber, von dem ich bis zum heutigen Tage nichts wußte."

Der Kleine entgegnete, als sei er auf diesen Punkt vorbereitet, ohne Zaudern: „Im Dom zu Speyer."

Der Fürst stellte den Buben auf den Boden, sprang so heftig auf, daß das kranke Bein ihn schmerzte, und ging hastig auf Anna zu, welche gefaßt neben der Kurfürstin stand. „Rede Du," sagte er heftig, „was soll das, ich kann doch keinen Klosterraub begehen, und wie kam Dein reiner Sinn auf einen Geweihten des Herrn!"

„Wollet mich ruhig anhören, mein gnädigster Fürst und Herr," entgegnete das Mädchen, „sonach möget Ihr in Eurer Weisheit beschließen, was zu thun oder zu lassen." Sie erzählte darauf in gedrängter Kürze ihre erste Begegnung mit Martin, seine Entsagung, ihre Verlobung mit Albrecht, sowie ihr zweites Wiedersehen im Dom. „Glaubet mir, allergnädigster Herr," fuhr sie fort, „daß ich keinen Gedanken an Belohnung hatte, als ich Euch den kleinen Dienst erwies und gen Speyer ging; ich hatte mit meinen Hoffnungen und Wünschen für dieses Leben abgeschlossen, als ich aber Martin wieder sah und fand, daß er gleich mir unglücklich sey und mich noch immer so innig liebe, wie früher, da kam mir auf der Heimreise ein sehr guter Gedanke: dem heiligen Vater ist die Macht gegeben, zu binden und zu lösen."

„Ein irdisches Bündniß wohl," entgegnete der Fürst, „aber keines mit dem Himmel."

„Der Himmel will ein ganzes, kein getheiltes Herz," fuhr sie eifrig fort; „auf keinen Fall will der gütige, liebevolle Vater dort oben das Unglück eines seiner Geschöpfe. Der Pabst aber ist Euch, mein gnädigster Fürst, zu großem Danke verpflichtet, Ihr habt Euch stets als strenger und pflichtgetreuer Sohn der heiligen Kirche bewährt, manches Mal wohl zu sehr," wollte sie hinzufügen, allein die Klugheit siegte und sie fuhr fort: „Thuet mir die Gnade an, und schreibet wegen dieser Angelegenheit an den heiligen Vater oder an König Sigismund und bittet ihn um eine Fürsprache bei Ersterem, saget ihm, wie die letzten Ritter des Goeler'schen Geschlechts in Eurem Dienste gefallen, und Ihr es für Eure Pflicht haltet, dasselbe für fernere Jahrhunderte dem Lande und dem Kaiser zu erhalten! Thuet nur um was ich Euch bitte, mein gnädigster Herr, mir sagt eine Ahnung, Ihr werdet kein Nein vernehmen!"

Des Pfalzgrafen ernste Züge waren freundlich geworden, seine Gemahlin faßte schmeichelnd seine Hände und vereinigte ihre Bitten mit denen Anna's; der kleine Kurprinz weinte, als er die tiefe Bewegung der Frauen sah.

„Hättest ein Mann und Kanzler werden sollen," meinte der Pfalzgraf neckend, des Mädchens rosiges Kinn ergreifend und ihr Gesicht in die Höhe richtend, „so gut weißt Du Deine Worte zu setzen und so klug zu handeln. Noch heutigen Tages will ich an König Sigismund schreiben, welcher gerade in Rom ist, sich die Königskrone zu holen; er wird sich bei dem Pabste verwenden. Doch Martin v. Goeler muß auch Schritte thun, denn Du wirst doch hoffentlich Deinen Bräutigam nicht gegen seinen Willen aus dem Kloster rauben wollen?"

Die Jungfrau erröthete zwar, doch sagte sie fest und bescheiden: „Gewiß soll Martin, wenn Euer kurfürstlich Gnaden es erlauben wollen, herkommen, den Brief abholen und ihn selbst nach Rom überbringen." Daß Martin wohl gar nichts von der Sache wußte, verschwieg sie wohlweislich, sendete aber noch am selbigen Tage einen treuen, verschwiegenen Boten mit einem Brieflein an ihn ab, welcher ihm das Vorgefallene mittheilte und ihn nach Heidelberg beschied. Ein Freudenstrahl drang in die Nacht seines Daseyns, er pries die junge, entschlossene Jungfrau, welcher er seine Freiheit verdanken und welcher er fortan sein Leben weihen wollte.

Der Kurfürst schrieb indessen folgenden Brief an König Sigismund, welchen wir in seiner ganzen naiven Eigenthümlichkeit hiermit wiedergeben:

„Dem Allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Sigismund, Römischen König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und zu Hungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien pp. König. Meinem gnädigen und lieben Herrn ꝛc.

„Allerdurchlauchtigster Fürste und Herre, gnädiger lieber Herre!

„Mein unterthänige, willige und schuldige Dienst seynt Eure Königliche Gnaden allezeit zuvorn beraith. Gnädiger lieber Herr, es würde zu Euer Kaiserlich Majestät Martin von Goeler kommen, Euer ꝛc. etliche seine Sachen zu erzehlen und fürzubringen. Wann nun deßwegen Martin Goelers Vatter und Brüdter seligen in meinen Diensten und Geschäften todt verpliben und erschlagen seyndt und wo derselbige Martin von Goeler geistlich verplibe, und nit weltlich würde, so würde solcher alter adelige Stamm gantz vergehen und nimmer seyn, und darumb, Gnädiger lieber Herr pitt ich Euer ꝛc. unterthäniglich und mit ganzem Fleiße, daß Ihr dem vorgenannten Martin Goeler umb meinet Willen und mir zu liebe, gen Unserm Hilig Vattern, dem Pabste beholfend und berathen seyn wollend, daß er sein Sache also von einer Dispensation wegen, ausgetragen und bekommen möge, daran thut mir Euer ꝛc. besunder Gnade, die ich mit meinem unterthänigen, gehorsamen und willigen Diensten

alzeit gern verdienen will, um dieselbe Euer 2c. die der allmächtige Gott zur Erhöhung des Reichs und Stütze und Fried der gemeinen Landt und Christenheit lange Zeit gesundt, wohlmögig und glücklich bewahren wolle, mir als waren unterthänig Diener zu gebietend."

„Ich han auch dem vorgenannten Martin Goeler ernstlich befohlen, von Euer 2c. Zustande und Wohlmögen fleißig zu erfahren, wann ich darumb von Eurer 2c. Glücklichkeit, allezeit gerne gut Word vernehmen wollte, als billig ist.

Datum Heidelberg, Dominica Exaudi anno MCCCCXXXIII.

Ludwig von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bei Rhein, des Heiligen Römischen Reichs Obrister Truchsaß, und Fürsteher der Landen des Kreis zu Schwaben und Fränkischen Rechten, Herzog in Bayern 2c. 2c."

(Schluß folgt.)

Die schönste Frau der Welt.

(Fortsetzung.)

„Ich wurde noch an demselben Tage, eine Stunde nach meinem Abenteuer, dazu genöthigt," entgegnete ich, „Der Befehlshaber der Fregatte, zu der ich gehörte, hatte während meiner kurzen Abwesenheit Ordre erhalten, sogleich unter Segel zu gehen. Als ich wieder an Bord erschien, wartete man nur noch auf mich, um die Anker zu lichten, und zwischen Neugierde und Pflicht gestellt, zögerte ich nicht länger, der letzteren zu gehorchen."

„Und Sie sind nicht später wiedergekehrt, um diese Frau wieder zu finden?" fragte der Fremde mit großem Erstaunen, in welches sich Unwillen mischte.

„Ich gestehe," erwiederte ich lächelnd, „daß ich einigemale mich stark dazu versucht fühlte; aber das Alter der Thorheiten liegt seit lange hinter mir. Jedoch habe ich den Ring wohlbewahrt überall mit mir getragen."

„Ah, Sie haben ihn noch!" rief der schöne junge Mann mit eigenthümlichem Ausdruck.

„Hier ist er," entgegnete ich, indem ich ihm das Kleinod zeigte.

Er verschlang dasselbe fast mit Blicken, die es von dem Platze, auf dem es sich befand, hinwegreißen zu wollen schienen, und folgte mit unruhiger Eifersucht der Prüfung, die Jeder der Anwesenden damit anstellte.

Alle kamen indeß überein, daß meiner Erzählung der Preis gebühre und die Heldin derselben für die schönste Frau der Welt zu erklären sey. Die Unterhaltung wandte sich bald anderen Gegenständen zu, und die Gruppe vertheilte sich im Garten.

Der Fremde benutzte diesen Augenblick, um mich bei Seite zu ziehen und mit bebender Stimme folgende Worte an mich zu richten:

„Die Geschichte, die Sie soeben erzählt haben, mein Herr, interessirt mich mehr, als Sie denken können; erlauben Sie mir, Sie um Ort und Stunde zu bitten, wo wir ernsthaft darüber sprechen können."

„Diesen Abend, mein Herr, mit Vergnügen," erwiederte ich, indem ich zugleich die Nummer meines Zimmers im Hotel nannte.

„Auf heute Abend also," wiederholte er, indem er sich zurückzog und mir eine Karte mit dem Namen „Lord George E... .." hinterließ.

„Lord George E. . . .!" sagte ich, mehr als je verwundert.

Und ich befragte alle Bewohner des Gasthofes über die Person, die diesen Namen trug.

Der Eine sagte mir, daß es ein leidenschaftlicher Tourist und Gemäldeliebhaber sey; ein Anderer hielt ihn für einen vom Spleen verzehrten Träumer. Dieser glaubte, es wäre ein Mann von Genie; Jener behauptete gerade das Gegentheil. Alle jedoch waren einig über einen Punkt: den hohen Rang und das unermeßliche Vermögen des Lords.

Dieses konnte mir, strenge genommen, genügen, um den Besuch mit Vertrauen zu empfangen, und nicht sobald hatte ich mein Zimmer betreten, als mein Diener ihn mir meldete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Walliser Blatt berichtet aus dem Kanton von einem traurigen Fall, der sich in der Schneeregion am 30. Oktober ereignete. Acht Angehörige der Gemeinde Evolena im Val d'Hérens, das bei

Sitten ausmündet; unter ihnen ein 20jähriges Mädchen, hatten den Markt in Aosta besucht und wollten am erwähnten Tage über den Arolagletscher heimkehren. Als die kleine Karavane bei dem Kreuz angelangt war, welches die Grenze zwischen Piemont und Wallis bezeichnet, gingen drei Mann raschern Schrittes voraus. Eine halbe Stunde später holten sie die übrigen wieder ein, aber was fanden sie: drei im Schnee ausgestreckte Körper, die sich nicht regen noch bewegen konnten. Die Unglücklichen waren noch bei Bewußtseyn; allein alle Mühe brachte an ihnen keine Muskel zur Thätigkeit: sie waren im Erfrieren. Als Alles nichts half, und als den noch bei vollem Leben Befindlichen das nämliche Schicksal auf den Fersen folgte, mußten sie endlich ihre Anstrengungen auf die eigene Rettung verwenden. Zwei Mann der zweiten Kolonne nahmen das Mädchen unter die Arme. Die zwei Uebrigen, Einer Namens Favre und ein 16jähriger Knabe, bemächtigten sich eines der drei Erstarrten, Beytrison. Zwei Stunden unsäglicher Anstrengungen waren verflossen, als die zwei Kühnen mit ihrer entsetzlichen Beute (ein immer noch waches Bewußtseyn im erstarrten Körper) auf der Moräne des Gletschers anlangten. Hier gewahrt aber Favre, daß ihm die Kräfte versagen; Füße, Hände, Nase, Augenlider sind im Erfrieren begriffen. Favre erklärt, nicht mehr weiter zu können und den Freund seinem Schicksale zu überlassen, wofern sie nicht Alle zusammen des unfehlbaren Todes seyn wollten. Trotz der Bitten und Thränen Beytrison's reißt sich Favre los, um aus dem nächsten Weiler Hilfe zu holen. Doch diese kam begreiflich zu spät. Nachts 12 Uhr brachen 25 kräftige Bursche von Evolena auf, um die Verunglückten aufzusuchen. Den Beytrison fanden sie in der nämlichen Stellung und Lage, wie ihn Favre abgesetzt hatte, aber vollständig erfroren. Die Leichname der übrigen Zwei konnten nicht mehr aufgefunden werden; der Schnee hatte sie begraben.

In diesen Tagen hat in Berlin eine höchst interessante Wette stattgefunden. Der durch die Naturwahrheit seines prächtigen Baumschlags bekannte Landschaftsmaler Joseph Firmenich traf nämlich in einem hiesigen Hotel mit dem Chef eines Champagnerhauses zusammen. Gegenstand der Unterhaltung war bald die Kunst. Der Kaufmann wußte von den herrlichen Leistungen seiner Landsleute viel zu erzählen, namentlich aber rühmte er die Schnelligkeit, mit der sie ihre Werke auf die Leinwand zauberten. „Ganz recht," entgegnete Firmenich in seiner großen Lebendigkeit, „schnell malt der Franzose; aber dann ists auch liederlich, was er gemalt. Kommen Sie mit, ich will Ihnen zeigen, daß auch der deutsche Künstler schnell zu malen im Stande ist; immer wird aber das, was er auf die Leinwand wirft, korrekt seyn." Man einigte sich dahin, daß Firmenich eine Eiche malen solle, während der Kaufmann eine Regalia rauchte. Einige Körbe Champagner waren der ausgesetzte Preis. Sofort begab man sich in Begleitung einiger Zeugen, die meist dem Künstlerstande angehörten, nach Firmenich's Atelier. Der Künstler setzte sich an seine Staffelei, der Franzose brannte seine Cigarre an, eine Uhr wurde auf den Tisch gelegt. Mit Blitzesschnelle flogen nun die Farben auf die Leinwand von 1 Fuß Länge und gerade in einer Stunde war das Bild, eine wundervolle Steineiche in einer sonnigen Landschaft, fertig. Jubelnd riefen die Zeugen: „Gewonnen!" Der Künstler nahm das Bild und überreichte es dem Franzosen mit den Worten: „Ich mache Ihnen mit diesem Bilde ein Geschenk; kehren Sie in Ihre Heimath zurück, dann zeigen Sie es den französischen Künstlern und sagen Sie ihnen, das hat ein deutscher Künstler in einer Stunde gemalt!"

In Petersburg tödtete, russischen Journalen zufolge, der Tenor Malmanoff die Primadonna Averonich auf offener Scene, im Angesicht des Publikums. Letzteres wurde durch diese furchtbare That so in Wuth gesetzt, daß es, nach einem Moment der Erstarrung, alles im Parterre nicht Nieth- und Nagelfeste, Stöcke, Operngucker, Schirme und Stühle, nach dem Mörder auf die Scene schleuderte, der sofort festgenommen wurde.

Stuttgart. Bei einem hiesigen Wirthe, einem originellen Manne, welcher noch nie wegen seiner Höflichkeit gestraft worden ist, kehrte vor einigen Tagen ein Fremder ein und bestellte für 4 kr. Suppe. In die Suppe hatte sich ein Stückchen von einem Spüllumpen hinein verloren; der Gast zeigte es dem Wirthe und fragte, was das sey! „Sie Esel!" war die Antwort, „das ist ein Spüllumpen, meinen Sie, für einen Batzen bekommen Sie eine seidene Mantille in die Suppe?"

Auflösung des Räthsels in No. 144:

Gestrichen. — Verstrichen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Sonntag, 5. Dezember 1858.

Des Pfalzgrafen Brief

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Schluß.)

Am zweiten Tage erschien Martin in Heidelberg und erbat sich vom Pfalzgrafen ein gnädiges Gehör, welches ihm auch gewährt wurde. Da er in Allem Anna's Worte bestätigte und sein Leben als ein verfehltes betrachtete, so stattete ihn der Pfalzgraf zu seiner Reise aus, gab ihm Diener und Gefolge mit, und er machte sich auf den Weg ohne Anna gesehen zu haben, deren mädchenhafte Scham die Kurfürstin begriff und ihm selbst auf die Fürsprache ihres Gemahls hin den Zugang zu ihr versagte.

„Kehret Ihr frei wieder," sagte die hohe Frau tröstend zu ihm, „so werdet Ihr, so Gott will, Euch Beide noch genug sprechen und kosen können. Ist aber Euer Gelübde unlösbar, so ist es besser, Ihr sehet Euch nie wieder." Der Pfalzgraf gab ihm mündlich noch einige Verhaltungsregeln, wen er in des Königs und Pabstes Umgebung noch besonders um Fürsprache angehen solle.

Martin machte sich, die Brust von Hoffnung neu belebt, auf den Weg zum königlichen Hoflager nach Italien, dieweil der Kurfürst den Bitten seiner Gemahlin zum Trotze seinem alten Lieblingswunsche, noch einmal nach Palästina zu ziehen, nachgab und sich zu diesem Zuge rüstete. Er hielt seinen nur etwas gekräftigten Körper für geheilt, seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande wuchs mit der Möglichkeit, es thun zu können. Umsonst beschwor ihn Anna, die kaum wiedergekehrte Gesundheit nicht auf's Neue auf's Spiel zu setzen; des Pfalzgrafen energischer Charakter, welcher ihn in seiner Jugend und in den Mannesjahren zu so großem Wirken befähigte, artete in späteren Jahren in Eigensinn aus; er war von dem unglücklichen Gedanken eines Zuges nach Palästina nicht abzubringen und Graf Sponheim, dessen Hang zum Mystischen dort volle Nahrung zu finden hoffte, redete ihm zu, und bot sich als Begleiter an.

Frau Engeltraut war indessen, wie natürlich, nicht ohne Kunde von den Ereignissen geblieben, welche das Geschick ihres Sohnes so nah berührten, und wenn sie in ihrem frommen Sinne auch vor dem Gedanken erschrickte, einen Geistlichen dem Himmel abtrünnig zu machen, so rührte sie doch die treue Liebe des jungen Paares, und die Hoffnung, ihr Geschlecht nicht untergehen zu sehen, belebte ihr mütterliches Herz.

Von Martin kam lange keine Nachricht; in dieser Zeit waren die Verbindungswege so unsicher, daß seine Lieben es auch nicht anders erwarteten.

Anna war in ihrem Herzen nicht so ruhig, als sie sich äußerlich zeigte, um die Kurfürstin, welcher die Sorge um den Gemahl ahnungsvolle Stunden bereitete, nicht noch mehr zu betrüben. Wie verwandelte sich aber die beklommene Stimmung in jubelndes Entzücken, als nach zweien Monden der Kaiser Sigismund, mit der römischen Königskrone geschmückt, welche er in Italien geholt hatte, zurückkehrte, in seinem Gefolge Martin v. Goeler, seiner geistlichen Bande ledig, ein freier Ritter, mit den Goeler'schen Gütern neu belehnt und voll ungeduldiger Erwartung, seine süße Braut zu umarmen! — Wer könnte die Seligkeit zweier solcher Herzen beschreiben wollen, welche sich, nun frei von dem beängstigenden Druck und Bewußtseyn, Unrechtes zu verlangen, ihren Gefühlen überlassen durften. Wie viel hatte Martin seiner Braut zu vertrauen, von den unglücklichen Stun-

den, welche er von ihr getrennt im Klosterdom zu Speyer verlebt, bis zu dem Momente, wo er sie wiedergesehen, wo ihm das Leben ohne sie unerträglich schien und wo dann ihr kühner Einfall Beide gerettet hatte. Wohl war die Dispensation mit großen Kosten verknüpft gewesen, Rom hatte seinen Diener nicht so leicht freigegeben, aber was that das Alles; wäre Martin so arm wie ein Bettler geworden, ihm wäre nicht bange gewesen an der Seite seines Schutzengels!

Das fürstliche Paar war hocherfreut über ihres Lieblings Glück und richtete im Frühling des Jahres 1434 dem jungen Paar die Hochzeit aus; lustig genug ging es darauf her, die Wangen der schönen Braut überfloß mehr als einmal heißes Erröthen bei des Kurfürsten jovialen Scherzen über die Art, wie sie sich den Bräutigam vom Himmel erkämpft hatte, aber sie hielt doch wacker Stand, und ihre flinke Zunge wies den hohen Herrn, der solches nicht übel nahm, immer wieder zurecht. Mit heißen Thränen, obgleich ihrem Glück entgegengehend, schied sie von dem fürstlichen Paare, welches Elternstelle an ihr vertreten und die Braut reichlich ausgestattet hatte. Des Pfalzgrafen Augen verweilten beim Abschied mit sichtlicher Rührung auf der jungen Frau. Ach es war wohl eine Ahnung, daß seine Augen sie niemals wiedersehen, seine Ohren nie mehr die liebliche Stimme hören sollten, welche so oft besänftigend auf ihn gewirkt hatte. Bald nach Martins Hochzeit zog der Pfalzgraf nach Palästina, Krankheit zwang ihn kurz darauf wieder heimwärts zu gehen, er erblindete auf der See, und als er nun wieder in Heidelberg einzog, sein Roß geleitet werden mußte, während der kräftige, sonst so stattliche Mann hinfällig und ein Bild des Leidens im Sattel saß, da empfand wohl Jeder inniges Mitleid mit seinem kranken Zustande und die Kurfürstin schlug voll bangen Entsetzens mit jammerndem Aufschrei die Hände vor's Gesicht und sank ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen. Aber nicht nur physische Leiden aller Art marterten den kranken Fürsten, dessen Manneskraft und Geistesgröße das deutsche Reich in dieser wilden Zeit so viel wie nur immer möglich zusammengehalten hatte, auch moralischer Schmerz und Kummer drückten ihn schwer; seine Krankheit und Gebrechen als Ausrede benutzend, nahmen ihm seine Brüder, durch den intriguanten und herrschsüchtigen Grafen von Leiningen gehetzt, die Regierungsgeschäfte ab; er ward, wie der Chronist in seiner Naivetät erzählt: „von seiner Herlickeyt entsatzet und ym vir For Munder gesatzet," da der Kurprinz noch zu jung zu der Regierung war. Zum Glück dauerte dieser traurige Zustand nicht lange, er starb am 30. Dezember 1436 und ward in seiner schönen Stiftung, der heiligen Geistkirche, begraben.

Bei der Nachricht von seinem herannahenden Tode kamen Martin und Anna von der Ravensburg hergeeilt, den theuern Fürsten und Herrn noch einmal zu sehen. Ihre Ehe war schon mit zwei Kindern, Dorothea und Johann, gesegnet, Letzterer war erst vor zwei Monaten geboren, aber Anna ließ die Kinder unter Obhut der alten Frau Engeltraut und Katharinens, welche Braut mit Gottfried von Aschhausen war, um der Pflicht und dem Drange ihres dankbaren Herzens zu genügen. Sie sanken vor des Kurfürsten Lager auf die Kniee und bedeckten seine Hände mit Küssen. Er lächelte schon verklärt, und als sey er wieder sehend geworden, wandte er sich zu dem Platze, wo Anna in tiefem Schmerze versunken lag, und sprach mit flüsternder Stimme: „Heute, mein herzliebes Kind, würde auch Dein Kräutlein nichts mehr helfen," und „Mechthildis", den Namen seiner trostlosen Gattin, ausrufend, verschied er.

Sein Andenken lebte in dem Herzen Vieler, am glühendsten und treuesten aber blieb er in der Erinnerung des glücklichen Paares, das wir nun verlassen müssen, und welches 31 Jahre in dem innigsten Einverständniß lebte, bis ihre Ehe durch Martins Tod getrennt wurde, welchem Anna bald nachfolgte.

Sie hatte ihrem Gatten sieben Kinder geschenkt, wovon die vier ersten, zwei Junker und zwei Fräuleins, sich freiwillig dem geistlichen Stande widmeten, vielleicht als frommes kindliches Opfer für den Vater, die drei Andern aber, Georg, Albrecht und Lucia (welche einen Hans Ullner von Diepur zum Manne hatte) verheiratheten sich und pflanzten ein Geschlecht fort, welches heutigen Tages blühend über mancher Herren Länder ausgebreitet, im Kraichgau seinen Ursprung hat. Es besitzt noch immer tapfere Männer und manche kluge, entschlossene Frau in seinen Reihen, und wohl Keiner wird es je bereut haben, daß sein Ahnherr dasselbe nicht aussterben ließ. Die Geschichte sagt uns nicht, ob wohl noch Einer so glücklich, wie unser Martin war, welcher den ersten Traum seiner Jugendliebe verwirklichet sah und die allein und einzig Geliebte als Gattin heimführen durfte, aber das Andenken ihres Ahnpaares halten sie hoch in Ehren und in den Archiven der Familie ruht als ein kostbar Dokument auf-

bewahrt und wohlgeborgen des Pfalzgrafen Ludwigs glückbringender Brief.

Die schönste Frau der Welt.

(Fortsetzung.)

Der Engländer näherte sich langsam und versicherte sich erst, daß die Thüre wieder geschlossen wurde; sein Gesicht war bleich und sein Gang müde. Alles an ihm zeigte, daß ein Kampf in ihm vorgehe und daß er wünschte, denselben mit möglichstem Geheimniß zu umgeben. Dieser Umstand mischte einige Theilnahme in das Erstaunen, das er in mir erregte; ich bedeutete ihm, daß wir ganz allein wären und er sich ohne die geringste Unruhe aussprechen könne.

„Ich komme in der That, mein Herr," sagte er zögernd, „um Ihnen mein Inneres aufzuschließen, selbst auf die Gefahr hin, Sie auf Kosten meiner Treuherzigkeit zu belustigen."

Der melancholische Ernst, mit dem er diese Worte aussprach, war nicht geeignet, die Stimmung, die er fürchtete, zu erzeugen, und viel mehr, als mein neuer Aufruf an sein Vertrauen, bestimmte ihn endlich meine ernste Aufmerksamkeit zum Sprechen.

„Sie kennen meinen Namen, mein Herr," begann er, „es ist einer der größten Namen Englands, doch immerhin in meiner Meinung der geringste Vortheil, den ich besitze. Mein Vater verkündete mir sterbend, daß hundert Millionen mein Vermögen ausmachten; mein Spiegel wiederholt mir jeden Tag, daß die Natur mir günstig war, und mein Ehrgeiz wird Sie vielleicht überzeugen, daß die Originalität meines Geistes nicht ohne Größe ist. Diese Art von mir selbst zu sprechen, überrascht Sie ohne Zweifel, mein Herr?"

„Sie lassen sich Gerechtigkeit widerfahren, Mylord," erwiederte ich, „und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich meinerseits in Bezug auf Sie dasselbe thue."

„Ich zählte Ihnen indeß," hub Mylord wieder an, „nur deshalb meine Vorzüge auf, um Ihnen durch die Folge meiner Mittheilung nicht lächerlich zu erscheinen. Auf die mir zu Theil gewordenen Vortheile gestützt, hege ich den Ehrgeiz, die schönste Frau der Welt heirathen zu wollen!"

Ich muß bekennen, daß bei diesem ungewöhnlichen Geständniß mein Erstaunen nahe daran war, sich in Gelächter laut werden zu lassen, aber ein Blick auf Lord E . . . genügte, einen so unpassenden Ausbruch zu unterdrücken. Es war nicht mehr derselbe Mann, der sich mir zögernd und schüchtern genähert hatte. Es war vielmehr, obwohl in noch höherem Grade, wieder dieselbe bewunderungswürdige und fremdartige Erscheinung, wie sie zuerst im Garten meinen Blick gefesselt hatte. Sein edles männliches Antlitz, die stolze Grazie seiner Haltung, der Ausdruck seines Auges und seiner Züge, sogar der außerordentliche Reichthum der geringsten Kleinigkeiten seines Anzuges, Alles befand sich auf gleicher Höhe mit seinen Ansprüchen, seinem romantischen Vorhaben, und gar nichts war darin, was zu Scherz oder Unglauben Anlaß geben konnte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn mit den heroischen Gestalten des Mittelalters zu vergleichen, die nur das Unmöglichscheinende unternahmen und es auch immer zu erreichen wußten. Alles, was mir bisher in ihm räthselhaft erschienen war, hatte nun seine Erklärung gefunden, und ich erkannte darin eine jener unerschütterlichen Willenskräfte, welche den Männern von Geist, wohl aber auch den Geisteskranken, eigen zu sein pflegen. Indeß zögerte ich nicht, ihn der ersteren Klasse beizugesellen.

„Ja, mein Herr," fing er von Neuem an, „nur die Frau, welche Alle überstrahlen wird, deren Bilder in meiner Erinnerung leben, wird mein Herz und meine Hand besitzen. Dieses ist der Sieg, den ich erringen will, wie Cäsar und Napoleon die ganze Welt zu erobern trachteten. Wie Künstler und Schriftsteller streben, mit Pinsel und Feder die Verwirklichung ihrer Träume sich zu verschaffen, so verfolge ich die Realisirung des meinigen im Aufsuchen des vollkommensten Geschöpfes, das der Allmächtige in's Leben rief! Ich habe die Höchsten und die Stolzesten zu meinen Füßen gesehen, ich habe auf Demüthige und Niedriggeborne meine Blicke gerichtet, denn ausgenommen einige Throne, die Europa beherrschen, anerkenne ich keinen unbesiegbaren Abstand. Seit zehn Jahren, mein Herr, durcheile ich die Welt in der Verfolgung meines Planes! Unter den Reisenden, die ich aller Orten antraf, suchten die Einen die Milde des Klimas, die Andern die Wunder der Kunst; diese Abwechslung der Scenen, jene Verschiedenheit des Genusses: — ich dagegen forderte von der alten und neuen Welt nichts Anderes, als die schönste Frau. Ich suchte sie mit unermüdlichem Auge in den Salons von Paris, auf den verhüllten Balkonen Sevilla's, unter dem Gluthblick der indischen Sonne, auf

dem jungfräulichen Boden Amerika's. Ich suchte sie in den vergoldeten Gemächern der Paläste, deren Bewohner ärmer sind, als ich. Ich spähte nach ihr am Heerde demüthiger Hütten, und hätte aus der Hilflosesten ihres Geschlechts eine Königin gemacht. Ich forschte nach ihr bis in die Serails der Sultane und war entschlossen, die Perle den ältesten Söhnen der Propheten abzuringen. Eine Stimme meines Innern sagte mir noch gestern, daß ich sie noch nicht entdeckt hätte; und dieselbe Stimme sagte mir jetzt, mein Herr, daß Sie es sind, der ihr begegnet ist!"

„Ich, Mylord?"

„Sie selbst; und deßhalb wollte ich nochmals mit Ihnen Ihr Abenteuer besprechen. Wie Sie, habe ich ** besucht, aber die Frau nicht gefunden, die Ihnen im Tempel der Venus erschienen ist. Ich habe sie nicht gefunden, mein Herr; denn Alles, was ich sehe, bleibt meiner Erinnerung eingeprägt, und ich würde das Porträt, das sie so trefflich zeichneten, wiedererkannt haben, dieses reizende Bild, das auf Erden nur ein Original haben kann. Oder vielmehr, es würde nicht nöthig gewesen seyn, es wieder zu erkennen, denn wenn das Vorbild der Kopie würdig war, so wäre es längst mein eigenes geworden!" . . . .

Während Lord E. . . . . sprach, hörte und betrachtete ich ihn mit Aufmerksamkeit. Dem majestätischen Ernst seiner interessanten Physiognomie war die seltsamste Erregung gefolgt. Seine Hände bewegten sich lebhaft und seine Blicke schienen sich zu entflammen. Eine Art unwiderstehlicher Geistesverwirrung bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Ich richtete mehrere theilnehmende Fragen an ihn, auf welche er nur zerstreut antwortete, und ich erkannte, daß die Anmaßung dieses seltsamen Mannes die ganze Heftigkeit und Hartnäckigkeit einer fixen Idee besaß. Nichts übrigens ließ vermuthen, daß sein Geist eine ernstliche Störung erlitten, und man hätte ihn richtiger überspannt, als von wirklicher Monomanie ergriffen, bezeichnen können. Mein Interesse an diesem Manne wuchs mit meiner Beobachtung, und als mischte sich etwas wie Neid darin. Ich betrachtete ihn wie einen jener glücklichen Träumer, die von Entzücken zu Entzücken durch verzauberte Paläste eilen.

Ich vergaß über diese Gedanken ganz den eigentlichen Zweck des Besuchs, als er mich plötzlich daran erinnerte, indem er von dem Ringe der schönen Unbekannten zu sprechen anfing.

Ich trug denselben an meinem Finger und wieder brannten seine Blicke darauf, wie vorhin im Garten.

„Nach dem, was ich Ihnen anvertraut habe, mein Herr," fuhr er mit rückkehrender Verlegenheit fort, „errathen Sie wohl ohne Mühe die Bitte, die ich an Sie richten muß."

Ich stellte mich, als ob ich ihn gar nicht verstände und barg wie zufällig den Ring vor seinem Blicke.

Er seufzte und begann mit festerer Stimme: „Sie haben aus freiem Willen darauf verzichtet, diese geheimnißvolle Frau kennen zu lernen, und es liegt Ihnen wenig daran, sie Anderen zu bezeichnen, indem Sie vor aller Welt von ihr sprechen?"

„In der That, Mylord," erwiederte ich, „es steht Ihnen frei, das Abenteuer zu versuchen, wenn Sie nicht fürchten, eine Chimäre zu verfolgen."

Ich glaubte ihn zu entmuthigen, indem ich so sprach, allein ich sah bald, daß ich ihn nur noch mehr erregt hatte.

„Sie haben," sprach er, „an Ihrem Finger das Mittel, das, was sie Chimäre nennen wollen, wiederzufinden. Vertrauen Sie mir den Ring der Unbekannten an, und in kurzer Zeit wird sie aufhören, es für mich zu seyn!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei Hoppignies (in Belgien) schoß ein Jäger einen Raben, der unter einem Flügel einen Pergamentstreifen mit der Inschrift: 1787 — Abbaye de Soleilmont, trug. Ein Beleg für das lange Leben der Raben.

In Basel muß, wer Abends einpassiren will, bezahlen. Als es kürzlich in der Nähe des Spitals brannte, wurden — wer sollte das heutzutage für möglich halten — Einwohner, welche außerhalb des Spahlenthores wohnen, in ihrer Hilfbereitwilligkeit zum Löschen nur gegen die Entrichtung der gewöhnlichen nächtlichen Sperrtaxe von einem Batzen zu diesem Thore hinein in die Stadt gelassen!!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Dienstag, 7. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

Frei nach einer französischen Novelle bearbeitet von H. v. Veltheim

---

1.

In einem der ersten Mädcheninstitute von D. waren am Vorabende der Preisvertheilung zwei Pensionärinnen mit dem Einpacken ihrer Effekten beschäftigt, da sie nach nunmehr vollendeten Studien in den Schooß ihrer Familien zurückkehren sollten.

Seit acht Jahren neben einander aufgewachsen, waren sie intime Freundinnen geworden und dachten daher mit schwerem Herzen an die Trennung, die ihnen bevorstand, da Bankier Roland, der Vater Emiliens, in D. lebte, während die Eltern von Gretchen Müller eine große Oekonomie in Schalberg mitten im Thüringer Walde betrieben.

„So schlafen wir also heute zum letzten Male in diesem Hause, liebes Gretchen!" sagte Emilie, während sie ihre hübschen Spitzenhäubchen sorgfältig in einen Koffer, der schon zur Hälfte mit ihrer schönen Garderobe gefüllt war, legte.

„Ja," erwiederte Gretchen, „morgen werden wir frei seyn, wir werden die fatale Glocke nicht mehr hören, die uns immer weckte, wenn wir am besten schliefen, oder zum Lernen rief, wenn wir uns am besten unterhielten.

„Und doch," fuhr Emilie fort, „hat die seit so langer Zeit ersehnte Freiheit jetzt, da wir sie erlangen werden, für mich fast allen Reiz verloren. Schon den ganzen Tag über stand mir das Weinen näher als das Lachen. So manche von unsern Mitschülerinnen, welche das Institut vor uns verließen, fanden in der Welt das Glück nicht, auf welches sie hofften. Werden wir Beide es finden? Werden wir nicht diese heimlichen stillen Zimmer und unsern großen hübschen Garten vermissen mit seinen schattigen Alleen und duftenden Lauben, die so oft die verschwiegenen Vertrauten unserer kleinen Geheimnisse und Unterredungen waren?"

„Im Ganzen genommen, liebe Emilie," erwiederte Gretchen, „waren wir hier doch nur Gefangene und ich für meinen Theil begreife den Gefangenen nicht, der, entlassen aus seinem Gefängnisse, sich nach demselben zurücksehnt. Besonders bei Dir ist mir dies unerklärlich, da Dir ein Leben voll Vergnügungen bevorsteht. Du wirst auf Bälle, in Concerte und Theater gehen, wirst die ausgesuchtesten Toiletten besitzen, wirst fetirt werden wie eine Königin, während mich in meinen Bergen die Langeweile tödten wird. Was mache ich mit meiner vornehmen Erziehung auf dem Lande, mitten unter den Knechten und Mägden meiner Eltern? Wenn ich besorgt der Zukunft entgegensehen wollte, so läßt sich dies eher begreifen, denn ich liebe das Landleben nicht."

„Wahrhaftig!" entgegnete Emilie, „ich kann nicht finden, daß Dein Leben in Gottes freier Natur ein so trauriges seyn wird. Wie gerne würde ich mit Dir tauschen! Alle diese großstädtischen Unterhaltungen, die mich erwarten, sprechen mich nicht an. Mir wäre der Gesang der Vögel im frischen, grünen Walde viel lieber, als die Concerte in unsern steifen Theezirkeln, und gerne würde ich all die geräuschvollen Gesellschaften, die mir bevorstehen, für Deine stillen Abende hingeben, die Du an der Seite Deiner zärtlichen Mutter und eines freundlichen Vaters verbringen wirst."

In diesen und ähnlichen Plaudereien wurden die beiden Mädchen zum letzten Male durch die fatale Glocke gestört, die sie in den Schlafsaal rief, wo bald die Natur ihre Rechte forderte und

Beide in den gesunden Schlummer der Jugend versanken, den noch keine Sorgen zu stören vermögen.

Am andern Tage nahmen Emilie und Gretchen, nachdem sie die ersten Preise als Lohn für ihren Fleiß erhalten hatten, herzlich von einander Abschied. Unter tausend Thränen und Küssen versprachen sie sich einen recht fleißigen Briefwechsel und gegenseitige Besuche. Im Winter sollte Gretchen nach D., im Sommer Emilie nach Schalberg kommen, auf diese Weise wollten sie stets die freundschaftlichen Beziehungen unterhalten, in welchen sie bisher im Institute zu einander gestanden waren.

Beide Mädchen bestiegen dann mit ihren Müttern, die eine ein elegantes Coupé, die andere einen bescheidenen, mit zwei kräftigen Oekonomiepferden bespannten Char-à-banc.

Bald hielt ersteres vor einem großartigen Hause in der Königsstraße, während der Char-à-banc die Stadt verließ, um in die Thüringer Berge zu fahren.

2.

Vollauf machte in der großen Oekonomie des Herrn Müller die Ernte zu schaffen. Die von dem reichen Gutsbesitzer ohnehin stets zahlreich beschäftigten Leute waren jetzt durch ein paar Dutzend Taglöhner verstärkt, die tüchtig zu thun hatten, um die Früchte des reichgesegneten Jahres in die Scheunen und Schuppen zu bringen.

Es begann bereits zu dämmern, als die Arbeiter mit ihren Sicheln an der Seite und mit ihren Rechen und Sensen über den Schultern die Felder verließen, um in die Maierei zu gehen und dort die Tochter des Hauses mit einem recht herzlichen Vivat zu empfangen.

Alles freute sich auf Gretchens Ankunft, am meisten aber natürlich der Vater.

Trotz der dringenden Arbeit und seiner zur zweiten Natur gewordenen Thätigkeit hatte sich Herr Müller nur den Vormittag über den Geschäften gewidmet. Vom Mittag an fand er nirgends mehr Ruhe. Er war vom Hause auf die Straße und von der Straße wieder in das Haus gegangen, hatte dort auf jedes entfernte Geräusch gelauscht, jeden Punkt, den er von weitem bemerkte, für den Wagen gehalten, der die sehnsüchtig Erwartete bringen sollte, und hier alle Zimmer genau inspizirt, ob von den Mägden nichts versäumt, ob Alles zur Aufnahme seines geliebten Mädchens in gehörige Ordnung gebracht worden sey.

Es war ein Werktag und an Werktagen war Herr Müller nicht immer rasirt; diesmal aber hatte er sich vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt und seinen korngrauen Gallarock angezogen, der in der Regel doch nur zu Ostern und Pfingsten das Tageslicht erblickte. Die Rückkehr der seit mehreren Jahren abwesenden Tochter war ja ein Hauptfest für das zärtliche Herz des liebenden Vaters, welches in stürmischer Freude heftig pochte, als endlich der alte Familien-Char-à-banc durch das mit Kränzen festlich geschmückte Thor in dem großen Oekonomiehofe einfuhr.

Jubelnd hob Herr Müller sein Gretchen aus dem Wagen und drückte sie an seine treue Brust; dann stellte er sie mitten unter den Schnittern und Schnitterinnen nieder, die nun voll Herzlichkeit sich an sie drängten, um ihr nach ächt deutscher alter Sitte recht derb die Händchen zu drücken.

Oft hatte Herr Müller versichert, daß die schönsten Tage seines Lebens jene beiden seyn würden, an welchen seine zwei Kinder wiederkämen, in deren Entfernung aus dem älterlichen Hause er nur mit schwerem Herzen ihrer Erziehung wegen gewilligt hatte. Einen dieser schönsten Tage hatte er somit erlebt, während ihm der andere noch bevorstand, da sich sein Sohn seit drei Jahren in England aufhielt, um sich mit den dort eingeführten Verbesserungen der Landwirthschaft bekannt zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die schönste Frau der Welt.

(Schluß.)

Dahin hatte Lord E. . . . . kommen wollen, und er war der Mann dazu, auf den Grund einer ganz zufällig gemachten Erzählung den halben Erdball zu durchreisen. Wenn mir die Hartnäckigkeit seiner fixen Idee nicht schon hinlänglich genug bewiesen gewesen wäre, so hätte der letzte Umstand es sicher gethan; der Ton, in dem er seine Bitte erneuerte, drückte das Siegel auf meine Ueberzeugung. Alle meine Versuche, seinen Vorsatz zu erschüttern, beantwortete er mit so guten Gründen, daß, als er zuletzt auch noch betheuerte, nach ** abzureisen, ob mit dem Ringe oder ohne denselben, ich keinen Ausweg sah, als mich seinem brennenden Verlangen zu fügen.

Das Feuer seiner Ueberredungskraft war unwiderstehlich.

„Reisen Sie, Mylord!“ sagte ich endlich, ihm den Ring überreichend, „und mögen Sie in Ihren Hoffnungen nicht getäuscht werden.“

Er stürzte sich auf das Kleinod, wie auf eine Beute und erbleichte, als ich äußerte, daß ich es ihm nur unter einer unerläßlichen Bedingung anvertrauen könne.

„Welche ist es?“ fragte er mit sichtlicher Angst, ich möchte es mit meiner Einwilligung nicht ernstlich gemeint haben.

„Daß Sie mich von Ihren Schritten und Entdeckungen unterrichten, Mylord,“ entgegnete ich, „und fern oder nah, die heute begonnenen vertraulichen Mittheilungen vervollständigen.“

Ganz erleichtert athmete er tief auf, gab mir mit wahrem Entzücken das begehrte Versprechen, barg den Ring wie ein Kleinod des Paradieses, und sagte mir das rührendste Lebewohl.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, als das bizarre Abenteuer noch meine Gedanken beschäftigte, sah ich vom Fenster meines Zimmers aus ein großes Fahrzeug im Golf, das sich zur Abreise bereitete. Bald erfuhr ich, daß Lord E . . . . es mit ungeheuren Kosten befrachtet hatte und im Begriff war, damit nach ** zu segeln.

Mehrere Monate verflossen, ohne daß ich von dem „schönen Lord“, welcher Beiname ihm verblieben war, die gehofften Nachrichten erhielt. Schon fing ich an zu verzweifeln, jemals den Namen der schönen Fremden zu erfahren, und schon bedauerte ich mit stärker erwachender Neugierde, das einzige Mittel zur Befriedigung derselben, den Ring, aus den Händen gegeben zu haben, als ich ihn eines Morgens, einem großen Briefe beigeschlossen, zurückerhielt. Das Siegel des Briefes war schwarz, und finstere Ahnungen stiegen in mir auf. Ich wurde indeß bald beruhigt, indem ich am Ende der Zeilen die Unterschrift von Lord E . . . . erblickte. Mit begreiflicher Ungeduld verschlang ich den Inhalt derselben, welcher folgendermaßen lautete:

„Ich habe Ihnen, mein Herr, die Fortsetzung meiner in Neapel begonnenen Mittheilungen versprochen und ich halte mein Wort. Erfahren Sie hiermit das Ergebniß meiner Reise. Es ist ein Roman, dessen Ausgang indeß Keiner von uns erwartete. Sie waren unfreiwillig, nach Ihrer Art, der Held des ersten Kapitels; ich bin aus freier Wahl und nach meinem Sinn der Held des Endes.

„Sie wissen, daß ich am folgenden Morgen nach unserer Unterredung nach ** abreiste. Meine Ueberfahrt war glücklich, obwohl die Dauer derselben mir eine Ewigkeit dünkte. Kaum an's Land getreten, eilte ich nach A., aber ich betrachtete weder den neuen Theil der Stadt, noch würdigte ich die Reste des Alterthums der geringsten Aufmerksamkeit; geradeswegs begab ich mich in den Palast, den diejenige, welche ich suchte, Ihnen als ihre Wohnung bezeichnet hatte. Ich erkundigte mich sofort nach den Damen des Hofes, unter Denen ich Ihre Unbekannte aus der Tempelruine wieder zu finden hoffte. Diese waren jedoch mit ihrer Herrin auf Reisen und ich war genöthigt, meine Ungeduld zu zügeln. Ich resignirte mich zum Warten und machte mir dasselbe erträglich, indem ich jeden Tag den Venustempel besuchte und dort die glänzendsten Bilder künftigen Glückes ohne Gleichen an meinem innern Auge vorüberziehen ließ. Wie verschieden waren meine Empfindungen von denen, die Sie, mein Herr, damals bewegten!

„Endlich kehrte der Hof zurück und ich eilte mit dem Ringe zur Thüre des Palastes. Indem ich diese Worte schreibe, verwirrt sich mein Sinn und ich erzittere wider Willen . . . . Ich fühle mich noch einmal, bleich und bebend, auf dieser entsetzlichen und verhängnißvollen Schwelle! . . . . . Die Wache, der ich den Ring zeigte, nahm ihn und betrachtete ihn mit Erstaunen. Dann gab sie ihn mir wieder, um sich zu entfernen; nach Verlauf einer Viertelstunde, die mir ein Jahrhundert däuchte, kehrte sie zurück.

„Belieben Sie mir zu folgen, mein Herr,“ sagte der Wachhabende ernst; „der ganze Hof ist in den Gemächern der Herrscherin versammelt, und Sie werden dort die Dame finden, die Ihnen diesen Ring übergeben hat.

„Er schritt mir schweigend voran und ruhig folgte ich ihm, überzeugt, auf den ersten Blick die seltene Perle wieder zu erkennen, deren Bild, wie Sie es zeichneten, unauslöschlich, mit den deutlichsten Zügen, in mein Herz gegraben war; überzeugt auch, daß mein Schicksal sich nun entscheiden würde. Die verschiedensten Empfindungen stürmten auf mich ein, bald ergriff mich die Ungeduld, an's Ende der verhängnißvollen Bahn zu gelangen, bald schwankte ich in bangem Zagen, wie das Opfer, das man zum Richtplatz führt. Indem ich die fürstlichen Gemächer betrat, stockten die Schläge meines Herzens und ich war gezwungen, still zu stehen. Bald jedoch faßte ich mich wieder und warf einen raschen, prüfenden

Blick durch den ersten Raum. Er war mit Personen beiderlei Geschlechts von geringerem Range angefüllt, und die Gesuchte konnte deßhalb nicht dort seyn. Ich durchschritt vergebens verschiedene andere Gemächer. . . . . Endlich befand ich mich an der Schwelle des letzten und zitterte, daß meine Augen sich getäuscht haben könnten. Mehrere Male blickte ich zurück auf einige mehr oder weniger beachtete Schönheiten; eben so oft wandte ich mich gegen das letzte Gemach, das ich endlich mit entschiedenem Schritt betrat. . . . .

„Zwei Minuten nachher, mein Herr, trug man mich ohnmächtig aus dem Palaste. Im Hintergrunde des königlichen Saales, umgeben von einem dreifachen Kreise Damen und Höflingen, auf dem Throne und zur Linken des Beherrschers von **, ihres Gemahls, erkannte ich die schönste Frau der Welt, — Ihre Erscheinung im Tempel der Venus! . . . .

„Wenn Sie diesen Brief mit Ihrem Ringe erhalten, werden einige Tropfen Opium ein Leben geendet haben, das auf Erden keinen Zweck mehr kennt. Ich suchte die Liebe wie Don Juan . . . . und fand nur die Wissenschaft wie Faust . . . . und gleich diesem sterbe ich daran. Indeß, mein Herr, ich danke Ihnen!

„Lord George E. . . . . .“

Kurze Zeit darauf las ich in einem **'schen Journal leider die Bestätigung der Trauernachricht, nebst allen Einzelheiten von dem Tode des excentrischen Lords.

Mannigfaltiges.

Prinz Alfred von England soll sich in seine Stellung als Seekadet vortrefflich zu schicken wissen, und aus Lissabon, wo er zuletzt war, schreibt man folgende Anekdote über ihn: Zwei junge Midshipmen, die mit ihm auf dem „Euryalus“ dienen, machten sich auf der Ueberfahrt den Spaß, dem Prinzen, während er schlief, das Gesicht schwarz anzustreichen, um sich des Morgens an seiner Ueberraschung zu weiden. Scherze dieser Art sind in den Kajüten der jungen Midshipmen stereotyp, und von der Art, wie sie ein Novize aufnimmt, hängt seine Reputation unter den Kameraden ab. Der junge Prinz benahm sich dabei vortrefflich, that, als ob er schliefe, während die schwarze That geschah, aber kurz vor Morgenanbruch übte er schon Vergeltung, stahl sich leise zu den Hängematten der Uebelthäter und schnitt deren Stricke so geschickt durch, daß sie unsanft auf den Boden fielen. Dadurch ist der Prinz bei der ganzen Schiffsmannschaft zu hohen Ehren gelangt und die Matrosen schwören, daß er ein ächter Seemann sey.

Ein französischer Naturforscher hat berechnet, welche ungeheure Kraft ein Vulkan, z. B. der Aetna, aufbieten muß, um die Lava aus seinem Innern bis an den Kraterrand hinaufzutreiben. Um seine Berechnung deutlicher zu machen, vergleicht er die vulkanische Kraft mit der einer Dampfmaschine von 400 Pferdekraft und erlangt das Resultat, daß die Kraft des Aetna gleich 55,262,500 solcher Dampfmaschinen oder 21 Millionen Pferde gleich sey.

Englische Blätter geben folgende Notizen zur Geschichte des Haarpuders: der erste Puder wurde gebraucht von Balladensängern auf der Messe zu St. Germain im Jahre 1614. Im Jahre 1759 gab es in Großbritannien allein 50,000 Haarkräusler, welche durchschnittlich gerechnet, in einem Jahre 18,250,000 Pfund feines Mehl verbrauchten. Aus diesem Materiale hätte man 5,300,000 Laibe Brod im Werthe von 12,000,000 Gulden backen können, an denen sich mehrere Tausend Arme täglich gesättigt hätten. In der obigen Berechnung ist das Militär, und wer sein Haar selbst besorgte, gar nicht mitgerechnet.

In der Vossischen Zeitung bietet sich Jemand den Herrschaften als „Knecht Rupprecht“ für die alte Sitte der Erscheinung des Nüsse werfenden Weihnachtsmannes und Kehrweibchens im Kinderkreise an. Auf was die Industrie nicht Alles spekulirt!

Der „Schwäbische Sängerbund“ hat einen Bestand von 259 Vereinen. Nimmt man den einzelnen Verein nur zu 20 Köpfen an, so ergibt das bei einem vollzähligen Ausrücken eine Armee von 5180 gesangskräftiger Kehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Freitag, 10. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Herr Müller wollte, daß die Rückkehr seiner Tochter für Alle ein Fest sey. Schnell wurden Tische und Bänke in den Hof geschleppt, denn die Luft war milde und es sollte daher im Freien gegessen werden. Bald war Alles in der Reihe, bald hörte man das Klappern der Messer und Gabeln, das Klirren der Teller und Gläser und das fröhliche Lachen der munteren Gäste.

Bei besonderen Gelegenheiten kannte Herr Müller kein Sparen, Alles, was die Küche zu leisten vermochte, wurde geliefert und statt des alltäglichen Bieres floß heute in reichlicher Menge feuriger Rheinwein.

Natürlich setzte der glückliche Vater sein liebes Gretchen neben sich. Er hatte sie ja so lange nicht mehr gesehen, er wollte sie daher so recht in seiner Nähe haben, um sie nach Herzenslust betrachten zu können.

„Wie Du groß und schön geworden bist!" rief er. „Es ist eine wahre Freude, in das Blau Deiner Augen zu schauen! Und nun bist Du also auch eine kleine Gelehrte und dabei doch noch so einfach wie sonst, doch noch ein Kind der Natur? Ja, ja," fuhr er fort, „was der Kopf Tüchtiges lernt, das schadet dem Herzen nicht! Aber komm, laß dich nochmals umarmen, mein liebes gutes Gretchen! Und auf die Gesundheit Deines lieben Bruders, der jetzt nur allein noch im Neste fehlt! Kommt Ihr Andern, stoßt alle mit mir an! Vivat es lebe mein Gretchen! Vivat es lebe mein Sohn!"

Mit der ganzen Kraft ihrer Kehlen und der ganzen Wärme ihrer Anhänglichkeit stimmten die fröhlichen Gäste in den Toast mit ein und tranken auf einen Zug ihre Gläser aus, welche Herr Müller im Enthusiasmus seiner Freude unermüdlich immer wieder auf's Neue füllte, nachdem sie auch auf seine Gesundheit und dann wieder auf die Gesundheit der vortrefflichen Hausfrau bis auf den letzten Tropfen geleert worden waren.

Die Heiterkeit des biedern Oekonomen theilte sich Allen mit, nur Gretchen, ermüdet von der Reise, betäubt vom Lärmen, verstimmt, ohne eigentlich zu wissen, warum, blieb einsilbig und ernst.

Sie zog sich bald auf ihr Zimmer zurück. Es war das schönste im ganzen Gebäude, als sie aber die gelben Wände mit den rothbraunen Blumen, als sie das ländliche Mobiliar, die grob geflochtenen Strohstühle und das kolossale Bett betrachtete, dachte sie unwillkürlich an Emilie und sah sie in einem mit Seide und Mousselin ausgeschlagenen Zimmer voll kostbarer Seltenheiten, mit welchem reiche Großstädterinnen ihre Boudoirs so reizend zu schmücken wissen.

„Welcher Unterschied zwischen dem Hause in der Königsstraße von D. und der thüringischen Meierei!" so rief Gretchen, die nicht begreifen konnte, wie zwei Existenzen, die während acht Jahren einander so gleichgestellt waren, sich plötzlich so verschieden gestalten konnten, und ziemlich verstimmt legte sie sich nieder, ohne indessen das weiche Bett schlecht zu finden, über dessen unaristokratisches Aussehen sie eben noch ihr hübsches Mündchen verzogen hatte.

Am andern Tage stand sie spät auf. Im Oekonomiehofe und seiner Umgebung war Alles mäuschenstille, denn die Leute waren längst auf den Feldern. Man vernahm nichts als das Säuseln des Windes im nahen Walde und den Gesang der Lerchen, die in fröhlichen Liedern ihren gütigen Schöpfer priesen. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und drang mit ihrem

Glanze da und dort durch das dichte Laub der Eichen und Buchen, deren riesenhafte Silhouetten sie auf dem Boden zeichnete, während das Aroma saftiger Kräuter weithin die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte, — allein auf Gretchen machten die Reize der Natur keinen Eindruck. Nichts vermochte die Nebelgestalten zu zerstreuen, die sich ihr Geist schuf, und welche die herrliche Wirklichkeit, die sie umgab, ihren Augen entrückte. Kalt bei den Erinnerungen an ihre fröhlichen Kinderjahre, welche sie in diesen Auen verlebte, gleichgiltig bei dem Gedanken an die vergnügten Tage, die sie hier während der Ferien genoß, träumte sie von nichts Anderem, als von den wechselreichen Genüssen, aus welchen das Leben in großen Städten besteht.

Sie hatte ihr Zimmer verlassen, um einen kleinen Spaziergang zu machen, und war an den Weiher gekommen, dessen Ufer früher ihr Lieblingsplätzchen war. Wenn sie sonst ihr Bild in dem klaren Spiegel des Wassers betrachtet hatte, so zeigte er ihr das runde Gesichtchen einer kleinen rothwangigen Bäuerin, auch jetzt sah sie hinein, aber ihr ernstes und blasses Oval schien ihr gar nicht mehr in diesen Rahmen zu passen, wie sie überhaupt ihr ganzes Wesen für eine andere als diese ländliche Sphäre geschaffen hielt.

Wozu hatte sie ihre Haare so sorgfältig geglättet, da jetzt die Zweige der Gebüsche sie wieder in Unordnung brachten? Für wen hatte sie die Toilette gemacht, da Niemand sie sah, und die Dornen der Hecken ihr leichtes Mousselinkleid zerrissen?

Nachdenkend verweilte sie längere Zeit am Rande des Weihers. Sie sah all die Luftschlösser an sich vorüberziehen, die sie im Institute mit ihren Gefährtinnen erbaut hatte, und alle zerschellten auch wieder an der Prosa des alltäglichen Lebens.

„Mein Gott!" sagte sie zu sich selbst, „was soll in dieser Einsamkeit aus mir werden? Warum wurde mir die Eleganz einer Welt gezeigt, die nicht die meine ist? Wozu für mich all' die Regeln des Anstandes und der feineren Sitte, wozu mit einem Worte in einer Existenz, wie die meine, jene höhere Bildung, wodurch mir Alles, was mich umgibt, nur um so plumper erscheint? Wo werde ich unter den Töchtern unserer Nachbarn eine Freundin finden, die mir meine Emilie ersetzt? Mit wem soll ich mich unterhalten unter diesen Leuten, die sich nur um Regen und Sonnenschein kümmern?" Einzelne Töne eines ländlichen Gesanges, die in diesem Augenblicke aus der Ferne an ihr Ohr drangen, unterbrachen sie in diesen Gedanken.

Es waren die Schnitter, welche unter lustigen Liedern in die Meierei zogen, wo das gemeinschaftliche Mittagsmahl sie erwartete.

Gretchen warf noch einen letzten Blick in den Spiegel des Wassers, strich sich mit ihren kleinen Händen den schön glänzenden Scheitel wieder glatt und schlug dann den Weg nach dem Wohnhause ein.

Frau Müller lehnte am Fenster und winkte ihrem Lieblinge schon von Weitem.

„Spute Dich, mein Kind," rief sie, als Gretchen näher war. „Dort kommt Dein Vater mit unseren Leuten, und der Tisch ist noch nicht gedeckt! Komm und hilf mir schnell, damit wir noch fertig werden, bevor sie hier sind!"

Gretchen durchschritt den Hof und suchte behutsam zwischen den Ackergeräthschaften und sonstigen Attributen der Landwirthschaft durchzukommen, ohne sich zu beschmutzen. Sie hob ihr Kleid zierlich in die Höhe und hüpfte so vorsichtig, wie etwa ein Kind, welches auf Jahrmärkten den Eiertanz ausführt, von einem Steine auf den andern, während die gutmüthige Frau Müller ihr lächelnd zusah und sich mit dem Gedanken tröstete, daß die Kleine wohl über kurz und lang ihre städtische Zimperlichkeit, wie sie es nannte, abgelegt haben werde.

Dann umarmte sie Gretchen, die endlich die große gemeinschaftliche Stube erreicht hatte, in welcher nach altem Herkommen der patriarchalische Hausherr und seine Familie mit seinen Dienstleuten zu essen und die Abende unter nützlichen Beschäftigungen zuzubringen pflegte. Sie half ihrer Mutter den langen Tisch mit zinnernen Löffeln und mit Tellern von gelbem Fayence belegen, von welchen sie zwei zerbrach; dann flog sie ihrem Vater entgegen, welcher seinen Arbeitern vorausgeeilt war und soeben unter der Thüre erschien.

„So seh' ich Dich endlich, mein liebes Gretchen!" rief er freudig, indem er seine Tochter zärtlich küßte. „Du warst müde, mein Kind, nicht wahr? Deßhalb standest Du heute später auf als die Sonne! Oder bist Du aus Gewohnheit eine kleine Siebenschläferin? Ich denke nicht, denn in D. werden sie Dir doch gesagt haben, daß Morgenstunde Gold im Munde hat. Aber komm jetzt," fügte er hinzu, indem er ihren Arm unter den seinen nahm und dabei ihre kleine Hand freundlich tätschelte, „komm und schau, wie unsere Leute heimkehren. Wir haben heute unser Brod

sauer verdient," fuhr er munter fort, „so recht im Schweiße unseres Angesichtes! Es strotzt Alles nur so auf den Feldern und Wiesen. Die Aehren sind über 6 Fuß hoch! Aber dafür auch allen Respekt vor der Frau Sonne, die heute in Compagnie mit der Erde mehr wie gewöhnlich ihre Schuldigkeit that!"

Inzwischen kamen die Schnitter in einem langen, pittoresken Zuge heran. Zuerst die kräftigen Bursche, dann die munteren, sonnverbrannten Mägde mit Blumen in den Haaren, als würdige Priesterinnen der Ceres.

Unter den Taglöhnern, die Herr Müller aus den benachbarten Ortschaften requirirt hatte, waren mehrere verheirathet. Von ihren Frauen und Kindern auf die Arbeit begleitet, hatten die Letzteren aus Eichenlaub und Kornblumen lange Guirlanden gebunden, die sie nun mitschleppten, um die Thore der Scheunen zu zieren. Der ganze Zug hatte einen festlichen Charakter, allein Gretchen fühlte sich wenig angezogen von diesem idyllischen Bilde eines Lebens, dem sie durch ihre Erziehung fremd geworden war. Selbst ihr Vater, unerschöpflich in seiner guten Laune, vermochte ihr kaum ein Lächeln abzugewinnen, obwohl er ihr erzählte, was sich im Laufe des Vormittags Alles zugetragen hatte, unter Anderm z. B., wie ihm der Wind den Hut genommen, welch drollige Einfälle des Nachbars Heinrich gehabt habe und wie komisch es gewesen sey, als die robuste Susanna in einen Graben fiel, der noch vom letzten Regen voll Wasser war.

Nach dem Essen ging es wieder hinaus auf die Felder. Gretchen, noch trauriger als sie den Vormittag über war, blieb bei ihrer Mutter und blätterte im Buche; aber selbst die Lektüre war nicht im Stande, sie zu zerstreuen, und nach wie vorher in düsterer Stimmung, seufzte sie tief auf und dachte bei sich selbst:

„O Emilie, wie glücklich bist Du in Deinem Palaste! wie beneide ich Dich um die glänzende Stellung, die Du in D. einnimmst!"

3.

Um seine Tochter der Welt zu präsentiren, gab Herr Roland, der reiche Bankier, ein großes Gastmahl.

Kaum von ihrer Mutter aus dem Institute nach Hause gebracht, mußte Emilie sich mit ihrer Toilette beschäftigen. Sie verbrachte zwei lange Stunden unter den Händen ihres Kammermädchens, von dem sie sich mit geschmackvoller Eleganz putzen ließ. Die weißen Atlasschuhe waren zwar ein wenig enge, der Schnürleib ging nur mit Mühe zu, allein in der verzeihlichen Eitelkeit ihres Alters ließ sie sich gerne diese kleinen Qualen gefallen. Dann ging sie in den Salon hinab, um mit ihrer Mutter die zahlreichen Gäste zu empfangen, welchen Madame Roland sie vorstellte.

Nicht ohne Vergnügen hörte Emilie die Lobeserhebungen, in welchen man sich über ihre jugendliche Frische, über ihren Verstand und über ihre gute Haltung aussprach, und mit einem verstohlenen Blick in den großen Spiegel, der ihre schöne Gestalt im vollen Glanze ihrer Jugend und ihrer eleganten Toilette zurückwarf, suchte sie nicht vergeblich die Bestätigung der ihr gemachten Elogen.

Emilie war in der That ein reizendes Mädchen. Sechzehn Jahre alt, schön von Gestalt, mittlerer Größe, schlank und doch dabei rund und voll in den vollendeten Formen ihres Körpers, mit kleinen, dünngefesselten Füßchen, mit weißen, durchsichtigen Händen, mit einem zierlichen Munde, mit feurigen Augen, einem südlichen Feuer in ihrem Blicke und schwarzen, glänzenden Haaren, wäre ihr Bild würdig gewesen, in einer Gallerie Aufnahme zu finden. Sie glich ihrem Vater, der, wie man sich erzählte, in seiner Jugend für einen der schönsten Männer in D. galt, während bei Madame Roland, einer großen, mageren Frau mit blonden, oder vielmehr röthlichen Haaren, stets das Gegentheil der Fall war. Matte, glanzlose Augen von unbestimmter Farbe, die tief in ihren Höhlen unter einer niederen Stirne lagen; ein Mund mit falschen Zähnen und eine plebejische Nase gaben der Physiognomie der Bankiersfrau einen fast widerlichen Ausdruck.

Aber Madame Roland verstand es vortrefflich, sich mit reichen Stoffen, mit ganzen Wolken kostbarer Spitzen und mit Diamanten so zu bedecken, daß man über die Details ihrer Toilette ihre Häßlichkeit übersah. Sie galt bei den Frauen der haute finance als ein Vorbild geschmackvoller Eleganz, während die jungen Löwen in D. sie mit Artigkeit überhäuften, da es ihnen recht wohl bekannt war, daß alle Einladungen zu den Diners, die in der ganzen Stadt als die besten bekannt waren, durch ihre Hand gingen.

Sämmtliche Gäste waren bereits in dem prachtvollen Salon versammelt, als der Bankier endlich eintrat. Er entschuldigte sein spätes Kommen durch einen wichtigen Geschäftsabschluß auf der Börse, wobei er einen bedeutenden Gewinn erzielt habe.

Diese Nachricht schien auf die ganze Gesellschaft einen höchst günstigen Eindruck zu machen. Herr Roland stieg, da man bei der bekannten Großartigkeit seiner Spekulationen voraussetzte, daß er wenigstens eine halbe Million gewonnen habe, zum mindesten um fünf Stufen höher in den Augen dieser Leute, die ihre gegenseitige Achtung im Verhältnisse zu den Hunderttausenden ausmaßen, in deren Besitz sie sich wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Im Irrenhause zu Aversa bei Neapel befinden sich unter andern zwei Wahnsinnige besonderer Art. Der eine bildet sich ein, man habe ihm seine Nase vertauscht! In jeder andern wähnt er die eigene, ihm entwendete zu erblicken, und sucht selbe auf jede Weise wieder zu erhalten. Ein zweiter hält sich für ein chemisches Zündhölzchen, und fürchtet ängstlich, bei jeder Berührung verpuffend zu verbrennen.

Hauptmann Schutz in Wien hat eine neue Erfindung gemacht, die dem ganzen ehrsamen Stand der Stiefelputzer Verderben droht. Diese Stiefelputzmaschine, ganz einfach konstruirt, verrichtet mit gewissenhafter Pünktlichkeit ihre Stiefelreinigungsarbeit; alles ihr anvertraute Schuhwerk geht glänzend aus derselben hervor und erspart dem Besitzer nebenbei den Verdruß, den häufig solche lebendige Maschinen durch ihre Nachlässigkeit verursachen.

Als neulich Morgens die Kinder in Gersdorf in Sachsen in die Schulstube traten, waren, o Schreck! alle Gesangbücher, Katechismen rc., aber auch o Freude! alle Schultabellen sammt Versäumnissen und Strafen verschwunden. Nicht ganz spurlos; denn im und vor'm Ofen fanden sich verkohlte Ueberreste. Ein berüchtigter Dieb hat die Nacht sein Lager im Schulhause aufgeschlagen und, weil es kalt und kein Holz zu finden war, mit Büchern und Tabellen eingeheizt.

Die Stadt Annonay, Departement de la Drome, liefert den Pariser Handschuhfabrikanten einen großen Theil der Ziegenfelle. Wie bedeutend das Geschäft der Weißgerberei daselbst bloß in diesem Artikel ist, mag man daraus entnehmen, daß in den ersten 6 Monaten dieses Jahres 3½ Millionen Felle geliefert wurden im Werthe von 14 Mill. Francs.

Uhrmacher Mees in Karlsruhe hat eine Uhr verfertigt, welche auf 17 Zifferblättern die mittlere Zeit von Karlsruhe, Wien, Berlin, Rom, Konstantinopel, St. Petersburg, Kopenhagen, London, Paris, Amsterdam, Kairo, Bombay, Peking, Rio-Janeiro, New-Orleans, New-York und Mexiko anzeigt.

Der Pokal, welchen Se. Maj. der König Max an seinem jüngsten Geburtstage der Universität München als Geschenk gegeben hat, ist in gothischem Style in der Form eines vom Sockel aufsteigenden Thurmes ausgeführt, aus dessen vier Erkern, von dichtem reichvergoldeten Eichenlaube umschlungen, die vier Fakultäten, gelehrte Physiognomien in Barett und Robe mit Bibel, Codex, Zirkel und Retorte, schauen. Auf dem Deckel steht vergoldet der bayerische Löwe, des Landes Wappen haltend. Um das Eichenlaub schlingt sich ein Band, auf welchem drei Sinnsprüche eingegraben sind. Der erste lautet:

Es ist der Will' des Herren mein,
Soll Freude Euch credenzen.
So schöpft sie denn aus edlem Wein
Und sammelt ihre Blumen ein,
Die Stunde froh zu kränzen.

Der zweite Vers mahnt:

So holet Rath vom Faß,
Es meistert Trug und Lügen:
in vino veritas.

Der dritte lautet:

Ich diene goldener Fluth,
Drin schlummern gute Geister,
Trink! und Du bist ihr Meister!

In der hohlen Seite des Fußes ist eingegraben: Ludwig Folz hat mich erdacht, Andrä Fortner hat mich gemacht, Franz v. Kobell die Verse gebracht. Das Geschenk war begleitet von der in rothem Sammet mit Goldverzierungen gebundenen Widmungsurkunde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Sonntag, 12. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Emilie hatte ihren Vater noch nicht gesehen. Im natürlichen Gefühle ihrer kindlichen Liebe wollte sie in seine Arme eilen, aber ein bedeutungsvoller Druck von der Hand ihrer Mutter belehrte sie noch rechtzeitig, daß Madame Roland es für einen Verstoß gegen die Schicklichkeit hielt, im Beiseyn von dreißig fremden Personen dem Drange des Herzens zu folgen. Voll Verlegenheit erröthete das arme Mädchen, denn sie hatte die mit einem strengen Blicke ihrer Mutter begleitete Lektion verstanden.

Zwei reich gallonirte Bedienten öffneten die Flügelthüren des Speisesaales, in welchen man sich nun begab. Die Plätze waren nach der sozialen Stellung der Gäste vertheilt. Die Millionäre mit ihren Frauen saßen in der Mitte neben dem Herrn und der Dame des Hauses, die Hunderttausendgulden-Männer und ihre Angehörigen an den Enden der Tafel.

Emilie kam neben ein paar Fräuleins zu sitzen, die um ein paar Jahre älter als sie, in ihr noch die junge Pensionärin sahen, der sie nur einsilbige Antworten gaben, ohne sie irgend einer Frage zu würdigen. So fand Emilie das lucullische Gastmahl sehr langweilig, denn nach vergeblichen Versuchen, mit ihren Nachbarinnen ein Gespräch anzuknüpfen, bestand ihre ganze Unterhaltung nur darin, daß sie den Luxus bewunderte, den sie in einer solchen Verschwendung noch nie im Hause ihres Vaters gesehen hatte, da sie bisher von allen offiziellen Festen, die Herr Roland gab, ausgeschlossen worden war.

Endlich stand man von der Tafel auf und begab sich in den Salon. Schon freute sich Emilie über ihre Erlösung, als ihr von ihrer Mutter bedeutet wurde, daß nun musicirt werde und daß sie singen müsse.

Emilie war nicht bei Stimme, allein sie mußte gehorchen und errang, indem sie ohne Geschmack ein Lied sang, welches sie sonst mit so viel Ausdruck vortrug, weiter nichts als den durch die Höflichkeit erzwungenen Beifall, der sie mehr beschämte, als freute.

Nach Mitternacht entfernte sich endlich Alles. Emilie war nun allein bei ihren Eltern in dem vergoldeten, mit Hunderten von Kerzen erleuchteten Salon. Die tiefste Stille folgte auf das Geräusch und die Bewegung; jetzt, glaubte sie, sey der Augenblick gekommen, wo sie, frei von jeglichem Zwange, ihren Vater umarmen dürfte, allein statt dessen erhielt sie von Madame Roland den Befehl, auf ihr Zimmer zu gehen und sich niederzulegen.

Traurigen Herzens gehorchte Emilie ihrer Mutter, die wie ihr Vater keinen zärtlichen Blick, kein freundliches Wort für sie hatte.

Auf ihrem Zimmer befreite sie sich schnell von ihrer lästigen Toilette. Sie war froh, daß dieser Tag, der langweiligste ihres Lebens, endlich vorüber war.

Dies sind also die Freuden, dachte sie, um die mich in diesem Augenblicke vielleicht meine Freundin beneidet! Würdest Du sie nur kennen, mein gutes Gretchen, ich bin überzeugt, daß Du Deine Rosen und Veilchen nicht gegen meine Perlen, daß Du die Meierei Deines Vaters nicht gegen die Millionen des meinigen vertauschen möchtest. Aber ich bin heute ermüdet, angegriffen und deßhalb vielleicht ungerecht gegen mein Schicksal. So wollen wir denn hoffen, daß es morgen besser gehe!

Bei ihrem Erwachen am andern Tage war es ihr Erstes, zu ihrer Mutter zu eilen, um sie zu begrüßen.

Madame Roland wurde von ihrer Tochter idealisch geliebt, denn bis jetzt hatte Emilie ja getrennt von derselben gelebt und sie kaum kennen gelernt.

Die reiche Bankiersfrau hatte nämlich, von ihren Pflichten als Weltdame erfüllt, ihre Mutterpflichten diesen untergeordnet. Sie hatte allerdings regelmäßig an den Tagen, wo es den Pensionärinnen erlaubt war, zu ihren Eltern oder Verwandten zu gehen, ihre Tochter in ihrem Wagen abholen lassen, auch war sie alle Donnerstage selbst ins Pensionat gekommen, um Emilie zu sehen, wobei sie nie versäumte, Näschereien für sie mitzubringen; allein es blieb dann gewöhnlich bei ganz gleichgiltigen Gesprächen, in welchen Emilie nie jene mütterliche Zärtlichkeit, nie jene innige Vertraulichkeit fand, nach der sie sich so sehr sehnte.

Das arme Kind litt unter dieser Kälte. Je mehr sie heranwuchs, desto bitterer empfand sie ihre Isolirung; übrigens zweifelte sie nicht an der Liebe ihrer Eltern, sondern überließ sich der tröstlichen Hoffnung, daß sie, erst einmal zu Hause, gewiß die heiligen Freuden des Familienlebens kennen lernen würde. Heiter, im vollen Vergessen der Widerwärtigkeiten des vorhergehenden Tages, trat Emilie, ohne sich anmelden zu lassen, in das Zimmer ihrer Mutter.

Madame Roland bedurfte aber einer großen Toilette, um sich sehen lassen zu können. Sie war morgens so häßlich, daß sie von Niemanden, ja selbst nicht von ihrer eigenen Tochter gesehen werden wollte. Es war daher ein unglücklicher faux pas, den Emilie beging, als sie ihre Mutter noch im tiefsten Negligé überraschte. Ein weißer Ueberwurf hing wie ein Leichentuch an ihr, und unter ihrer Nachthaube mit den zerknitterten Bändern sahen die Papilloten hervor, mit welchen ihr röthliches Haar hinaufgewickelt war, so daß Madame Roland mit ihrem gelben, abgelebten Gesichte und den matten Augen wahrhaft abschreckend aussah und eher einem Skelett als einem lebenden Wesen glich. Entsetzt, ihre Mutter in ihrer wahren Gestalt so ganz verschieden von der Maske zu sehen, mit der sie sich vor der Welt zu zeigen pflegte, und entmuthigt durch den schlechten Empfang, der ihr zu Theil geworden war, kehrte Emilie traurig auf ihr Zimmer zurück.

Nachmittags ließ sich Madame Roland mit Emilie in einem eleganten Phaeton auf die Promenade fahren. Als sie wieder zu Hause waren, wagte Emilie einige Bemerkungen über das, was sie gesehen hatte; aber ihre Mutter, zerstreut und wie es schien in düstere Gedanken vertieft, gab keine Antwort. Einige Minuten später kam auch Emiliens Vater mit einem finsteren, ernsten Gesichte und wo möglich noch abstoßender, als er sich nach dem Diner am vorhergehenden Tage benommen hatte. Er setzte sich zu Tisch, aß hastig, ohne weder mit seiner Frau, noch mit Emilie ein Wort zu wechseln, und verließ dann wieder das Haus.

Später machten Madame Roland und Emilie wieder ihre Toilette für den Abend, um sich in zwei bis drei Salons der hohen Finanzwelt zu zeigen.

Emilie fesselte als neue Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit und erntete den ungetheiltesten Beifall. Sie blieb aber dabei theilnahmlos und kalt, denn die Triumphe ihres öffentlichen Lebens entschädigten sie nicht für ihren häuslichen Kummer.

Als sie sich endlich spät nach Mitternacht zum zweitenmale allein auf ihrem Zimmer befand, ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Ihr Leben erschien ihr hohl und schaal; sie fühlte sich verlassen und isolirt, da sie die traurige Wahrnehmung gemacht hatte, daß sie die Liebe ihrer Eltern, die Liebe derjenigen, die ihr am nächsten standen, nicht besaß. Sie dachte an ihre, im Pensionat verlebten Tage, an ihre Freundschaft mit Gretchen, die ihr so viele Beweise von Liebe gegeben hatte, sie sehnte sich nach ihr, sehnte sich nach einer Existenz, wie sie sich die ihrer Freundin dachte, und rief nun auch ihrerseits: „O, mein Gretchen! wie bist Du glücklich in dem Thüringerwalde! o, wie beneide ich Dich um Dein stilles Leben in Deinen Bergen!"

4.

Thätigkeit zu jeder Zeit, im Winter wie im Sommer, im Frühlinge wie im Herbste, Thätigkeit bei Wind und Regen, wie bei den brennenden Strahlen der Sonne, die Thätigkeit war Herrn Müllers Grundsatz. Fortwährend daran, die Erde zu bearbeiten, ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit auszubeuten, ihr immer wieder aufs Neue Erzeugnisse abzulocken, darin bestand das Leben des fleißigen Oekonomen.

Von Vater auf Sohn hatte sich in seiner Familie der Meierhof vererbt, und von Generation zu Generation sich verbessert. So war Herrn Müller schon bei seiner Geburt der Lebensweg vorgezeichnet, den er einzuschlagen hatte, und er wandelte auf demselben mit jenem innern Frieden,

mit jener Heiterkeit der Seele, die der Mensch nur im Austausche seiner Kräfte gegen den Reichthum der Natur gewinnt.

Obwohl der Herr der Meierei, that er für seine Person doch so viel, wie zwei Knechte zusammen. Immer der erste bei der Arbeit, immer unermüdlich im Schaffen, voll Güte gegen seine Leute, voll Theilnahme gegen die Dürftigen, freigebig mit Rath und That, helfend, wo Hilfe nöthig war, ein aufrichtiger Freund, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, vereinigte Müller alle Eigenschaften in sich, die ihn mit vollem Rechte weit und breit zum Gegenstande allgemeiner Liebe und Verehrung machten. Jedermann schätzte sich glücklich, mit dem Biedermann in Verbindung zu stehen, vom reichen Nachbar Greinert angefangen, bis herab zum Bewohner der ärmlichsten Hütte.

Dank seinem thätigen Leben in frischer Luft, Dank der Einfachheit seiner Gewohnheiten und seinem innern Frieden war Herr Müller trotz seiner fünfzig und etlichen Jahren ein Mann voll jugendlicher Kraft, der, wenn die Noth es erheischte, noch mit der Gewandtheit eines jungen Burschen einen Sack Mehl auf die Schultern schwang und sich rühmen konnte, nie krank gewesen zu seyn.

Entfaltete aber nun seinerseits Herr Müller seinen Fleiß auf Feldern und Wiesen, in Tennen und Scheunen; war er es, der Alles anordnete, leitete und selbst that, wenn es galt, bei trockener Witterung schnell das Getreide zu schneiden, bei drohendem Regen in Eile das Heu in die Scheunen zu bringen, den mageren Boden zu düngen, den wässerigen zu drainiren, dann zu ackern und zu säen, um für ein Körnchen von der fruchtbaren Erde mit einem Halme, für einen Kern mit einem Baume hundertfach belohnt zu werden, so war ihrerseits im Innern des Hauses Frau Müller die Seele, die Alles belebte. Sie führte mit Geschick und Energie die souveräne Herrschaft in Küche und Keller, über Obst- und Milchkammer, über Hähne und Hühner, über die Gänse, die Enten und Tauben, über Ziegen und Zickleins und über die Mutterschweine und ihre gefräßigen Jungen. Sie vertheilte die Arbeit an zwei bis drei tüchtige Mägde und zählte außer diesen noch zu ihren Vasallen einen Greis und einen Knaben, nämlich den alten Thierauf, den Gärtner, der etwa um zwölf bis fünfzehn Jahre älter als Herr Müller, im Hause aufgewachsen war und sich daher mit zur Familie zählte, und den jungen Ziegentoni, einen kleinen zehnjährigen Buben, der so genannt wurde, weil Frau Müller die Ziegen seiner Obhut anvertraut hatte.

Dies war die kleine Welt, die unter dem Kommando der klugen Hausfrau nicht seufzte, sondern ruhig sich des Lebens freute; denn Frau Müller war kein zänkisches Weib, sondern führte ihr Regiment mit Ruhe und Nachsicht, indem sie lieber ein Auge zudrückte, statt dort und da eine Kleinigkeit zu rügen. Für das Wohl aller ihrer Angehörigen bedacht, verließ sie in ihrer emsigen Sorgfalt ihr Haus nur selten außer an Sonn- und Feiertagen, um mit ihrem Mann in die Kirche zu gehen. Es geschah dies immer in einem feierlichen Aufzuge, denn der gottesfürchtige Oekonom hielt darauf, daß von seinen Leuten Niemand die Messe versäumte. Und so folgten dem würdigen Paare der alte Thierauf mit dem Ziegentoni, nebst den rothbackigen Mägden und den stämmigen Knechten im sonntäglichen Putze, hübsch, sauber und reinlich, so wie es sich am Tage des Herrn gebührt.

Nach dem Gottesdienste verließ dann die Familie in derselben Ordnung, in der sie gekommen war, die Kirche; nur wurde sie in der Regel vom Herrn Pfarrer begleitet, der ein- für allemal an den Sonntagen in der Meierei speiste.

Der geistliche Herr war intimer Freund Müllers, da er die herrlichen Eigenschaften vollkommen zu schätzen wußte, die als ein unerschöpflicher Schatz im Busen des Oekonomen ruhten. Beide Männer mit gleicher Theilnahme um das Wohl und Weh des Einzelnen sowohl, wie der Gemeinde bekümmert, besprachen sich dann über die Mittel, wie da und dort abzuhelfen sey, und nie verließ der Pfarrer die Meierei anders als mit vollen Händen für seine Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Philadelphia lebt die Frau eines Geistlichen, deren Mann auf dem bekanntlich verunglückten Dampfer „Präsident" Europa verließ und von dem seitdem nichts gehört worden ist. Die Frau glaubt bis zu dem heutigen Tage noch nicht, daß ihr Mann auf jenem Dampfer den Tod gefunden. Achtzehn Jahre sind bereits vergangen, aber die Getreue erwartet den so lange Ausbleibenden heute noch so hoffnungsreich wie am ersten Tage. Jeden

Tag wird für den Mann das Couvert mit auf den Tisch gelegt und so oft die Klingel am Hause tönt, hofft sie, Derjenige werde endlich wiederkehren, den ihr Herz liebend erwartet.

Wien. Die mit der neuen Währung eingetretene Erhöhung der Cigarrenpreise hat hier den Anstoß zu einer Agitation zu Gunsten der lange verbannten Tabakspfeife gegeben. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verbrauch an Cigarren das Budget fast jedes Einzelnen über die Gebühr belastet, der Rauchtabak war stets wohlfeiler, und ist überdies von der jetzigen Vertheuerung nicht mitbetroffen worden. Daher haben Stammgesellschaften in einzelnen Wirthshäusern das Cigarrenrauchen mit Strafe belegt, von deren Ertrag Tabaksvorräthe angeschafft werden.

In Anwesenheit der städtischen Behörden und namhafter Autoritäten der Wissenschaft hat in Metz Franz Buyret, der Erfinder eines Verfahrens, sich in die Flammen einer Feuersbrunst zu stürzen, ohne Gefahr, daß die Kleider Feuer fangen, die achtzehnte Probe glücklich bestanden. Buyret ging langsam durch zwei Reihen brennender Holzscheiter hindurch, ohne daß seine Kleider den geringsten Schaden erlitten. So wenigstens versichert der „Independant de la Moselle", der in Metz erscheint.

Die „Badische Landeszeitung" empfiehlt den Bau der Krappwurzel als sehr lohnend: „Obgleich diese Pflanze in den zwei letzten Jahren durch Trockenheit gelitten hat, so liefert sie dennoch einen schönen Ertrag, da der Zentner mit 4 fl. bezahlt wird und vom Viertel Landes immerhin gegen 20 Zentner und 80 fl. bezahlt werden können, so daß sich der Krappbau im Verhältnisse zu anderen um die Hälfte gesunkener Artikel sehr vortheilhaft herausstellt." Ein tüchtiger Landwirth meint, es sey immerhin solider und sicherer, die gewöhnlichen Ackererzeugnisse fleißig zu bauen, als durch Spekulationen allzuviel zu wagen.

Palindrom.

Es kamen Zwei zusammen
In einem Gastwirthshaus,
Geschildet ist der Namen:
Zum weißen Lilienstrauß.

Hell, wie vom Sonnenscheine,
Beleuchtet war der Saal,
Goldfarb'ge Pfälzer Weine
Credenzt man im Pokal.

Der Eine sprach zum Andern:
Wo geht die Reise hin?
Zur Heimath will ich wandern,
Willst du wohl mit mir zieh'n?

Ja, Freund, das soll geschehen!
Denn wer zu reisen hat,
Will in Gesellschaft gehen;
Wie heißt die Vaterstadt?

Will dir den Namen deuten,
Steh' auf und geh' mit mir.
Im hellen Kreise schreiten
Umher sie im Quartier.

Der Letzte von den Beiden
Blickt schweigend um sich her,
Schaut, als ob im Gebäude
Die Stadt zu sehen wär'.

Nachdem sie lang gegangen,
Da blieben Beide steh'n,
Der Letzte sprach zum Ersten:
Die Deutung ist gescheh'n.

Doch sollst Du noch erfahren,
Das fällt mir eben ein,
Drin thut man aufbewahren
Den Königs-Stuhl von Stein.

Der Erste brach das Schweigen,
Spricht Letztern an und sagt:
Retour dieselben Zeichen
Hat meine Vaterstadt.

Wir wollen mit einander
Uns legen in die Ruh'
Und morgen weiter wandern
Dem Vaterlande zu.

Wem nun nicht die Geschichte
Noch Geographie bekannt,
Der forsch' in dem Gedichte:
Da sind die Städt' genannt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Dienstag, 14. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Außer ihrem wöchentlichen Besuche der Kirche machte Frau Müller noch zweimal im Jahre einen Ausflug nach Rudolstadt, um dort das Nöthige für den Winter und Sommer zu kaufen. Es war dies für die brave Frau immer eine Reise von außerordentlicher Wichtigkeit, die vier Wochen zuvor schon besprochen und endlich mit allen Vorkehrungen ausgeführt wurde, als gälte es eine Fahrt um die ganze Welt oder eine diplomatische Sendung.

Dies waren die einzigen Zerstreuungen, welche sich Frau Müller erlaubte, ohne daß sie übrigens je über Langeweile geklagt hätte, da es in ihrem Haushalte so viel zu thun gab, daß sie doppelt über Gretchens Rückkehr erfreut war, in der sie eine fleißige Gehilfin zu bekommen hoffte.

Als Gretchen nach der Meinung der Mutter eingewöhnt seyn konnte, machte sie ihr daher auch den Vorschlag, sich nun irgend eine Beschäftigung zu wählen.

„Nicht wahr, mein liebes Kind, Du hilfst mir so viel Du's vermagst? Es versteht sich von selbst, daß Du nur solche Arbeiten verrichtest, die Dir behagen. Willst Du zum Beispiel die Aufsicht über die Obstkammer führen? Susanna wird Dir die vollen Körbe bringen und Du legst dann die Birnen und Aepfel auf ihre Stellagen, machst die Beeren ein und trocknest die Kirschen und Zwetschen. Oder macht es Dir mehr Vergnügen, Dich mit der Wäsche zu befassen, sie zu ordnen und in dem Weißzeugschrank aufzubewahren? Was willst Du thun, mein Gretchen? Sprich! Wähle Dir Deine Arbeit, denn arbeiten ist gesund."

Gretchen fühlte keine besondere Neigung für die Beschäftigung mit der Wäsche. Es graute ihr davor, die grobe Hausleinwand mit ihren zarten Fingern zu berühren, und sie entschloß sich deßhalb, als Pomona im Hause ihrer Eltern zu walten.

Allein obwohl die Obsternte groß war, so gab es doch bald nichts mehr für sie zu thun. Nun besorgte sie die Fütterung der Schwäne und Enten im Weiher, oder half die frisch gelegten Eier im Hühnerhof suchen, aber auch dies füllte ihre Zeit nicht hinlänglich aus und so gab es für sie viele Stunden des Tages, wo sie Langeweile hatte und mit einem verdrießlichen Gesichte umherging.

Erst Abends klärte sich Gretchens Miene auf, wenn ihr lebensfroher, heiterer Vater von seiner Feldarbeit heimkam und sich's auf seinem Canapee bequem machte; wenn er sein Pfeifchen rauchte und sich dabei von ihr die Herrlichkeit schildern ließ, die sie in D. und namentlich im Hause des Bankiers Roland gesehen hatte; wenn sie mit ihm von ihrer Freundin Emilie, von ihren übrigen Gefährtinnen im Institute, von den muthwilligen Streichen, die sie zusammen ausgeführt hatten, kurz von den kleinen Erlebnissen einer unschuldigen Kinderwelt erzählen konnte.

Gretchen wurde dann lebhaft, sie dachte sich dabei so recht wieder mitten in den Kreis ihrer ehemaligen Gespielinnen und malte das Bild ihrer im Pensionate verlebten Jahre in so freundlichen Farben, daß Herr Müller sie ein um's andere Mal umarmte, da ihm ihre kindliche Naivetät auf's höchste gefiel.

Auch Gretchens Mutter und die drei Mägde, Susanna, Lischen und Marie, sowie der alte Gärtner Thierauf und der kleine Ziegentoni hörten der munteren Schwätzerin mit anhaltender Aufmerksamkeit zu, während sie zusammen um einen großen runden Tisch herumsaßen, mit irgend einer Arbeit beschäftigt, die das Bedürfniß

des kommenden Tages oder die Jahreszeit eben erheischte.

Da flochten die Mägde breitkrempige Strohhüte zum Schutze gegen die Sonne beim Mähen, dort verfertigte Thierauf Rechen, oder recht sinnreiche Fallen nach seiner eigenen Erfindung für Marder und Füchse, während der kleine Toni auf eine Schiefertafel Ziegen und Zickleins zeichnete, die er sich dann von Gretchen, die gerne dem Knaben so Mancherlei lehrte, verbessern ließ.

Wenn es endlich Zeit wurde sich zur Ruhe zu begeben, wenn Frau Müller ihre Strickerei aufgehoben, Herr Müller die Tabacksasche aus seinem Meerschaumkopfe geklopft hatte und die Knechte und Mägde beim allgemeinen Aufbruche ihre Stühle und Schemel zurückrückten, dann begleitete der wackere Oekonom sein liebes Töchterchen bis an die Thüre ihres Zimmers, indem er scherzend sagte, daß er an Galanterie und feiner Sitte dem reichen Bankier nicht nachstehen wolle, der übrigens, fügte er hinzu, indem er seine Worte mit einem herzlichen Kusse besiegelte, von ihm, dem schlichten Bauern, gewiß in der Zärtlichkeit seiner väterlichen Gefühle weit übertroffen werde.

Einige Wochen waren bereits für Gretchen in melancholischer Einförmigkeit auf der Meierei vergangen, als sie endlich einen längst erwarteten Brief ihrer Freundin Emilie erhielt.

„Ich habe bisher, schrieb die Tochter des Bankiers, mein Versprechen, Dir zu schreiben und mein neues Leben zu schildern, nicht erfüllt, allein beschuldige mich deßhalb nicht der Gleichgiltigkeit, mein liebes Gretchen, denn ich war seit den vier Wochen, die wir von einander getrennt sind, fortwährend in Gedanken bei Dir. In Mitte der egoistischen Welt, in der ich lebe, sind die Erinnerungen an unsere Vertraulichkeit, an unsere intime Freundschaft noch mein einziger Trost.

„Ich will Dir keine Kritik über diese Welt schreiben, denn vielleicht beurtheile ich sie falsch, jedenfalls aber ist sie eine andere als die unserer jugendlichen Träume.

„Du erinnerst Dich, daß ich schweren Herzens unser Institut verließ, daß mir bange war, in der Welt das Glück nicht zu finden, welches man mit sechszehn Jahren hofft, und leider, liebes Gretchen, haben mich meine Ahnungen nicht getäuscht.

„Statt ein freieres, unabhängigeres Leben zu finden, lebe ich in einer ärgeren, unerträglicheren Sklaverei als je. Ein unaufhörlicher Zwang lastet auf mir. Ich bin das Opfer von tausenderlei Pflichten, die man hier Vergnügungen nennt, mit welchen ich meine Stunden vergeuten, auf die ich meine Gedanken richten muß. Die eine Hälfte meiner Zeit muß ich vor meinem Spiegel verschwenden, um die andere in gehöriger Toilette bei langweiligen Diners und auf Bällen zu vertändeln.

„Ich sehe Dich lächeln, liebes Gretchen, Du kannst mich wegen solcher Leiden, die Du vielleicht nur eingebildete nennen wirst, nicht bedauern, und doch, meine Freundin, sind diese Leiden wirkliche und zwar sehr tief gefühlte. Die Vergnügungen, die uns so verführerisch erschienen, so lange wir sie im Pensionate nur vom Hörensagen kannten, erregen jetzt in mir nur Ekel und Verdruß.

„Seit ich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in meine engen Kleider eingezwängt bin, macht mir selbst die geschmackvollste Toilette, die, so lange wir im Institute unsere grünen Merinokleider trugen, der Culminationspunkt unseres Glückes gewesen wäre, keine Freude mehr. Ich sehne mich darnach, einmal den ganzen Tag über im Negligée bleiben zu können; allein um mir eine solche Ungeheuerlichkeit erlauben zu dürfen, müßte ich bereits in den letzten Zügen liegen; so weit bin ich aber Gottlob noch nicht, obwohl ich manches Mal Beklemmungen auf der Brust fühle, ohne Zweifel die ganz natürlichen Folgen meiner Schnürbrust, die mir den Athem benimmt.

„Die Bälle, d. h. Tanzgesellschaften, denn große Bälle werden wir erst im Winter haben, ermüden mich, ohne mich zu unterhalten. Anfangs machte mir das Tanzen Vergnügen; aber auch dieses wurde mir verleidet, da meine Mutter mich immer über meine Haltung zu bereden hatte.

„Eine noch ärgere Tortur sind mir die großen Diners! Wenn ich so drei bis vier Stunden bei Tische sitzen muß, ohne zu sprechen und ohne zu essen, da ich keinen Appetit mehr habe, so bekomme ich Krämpfe und unterdrücke nur mit Mühe das Gähnen. Aber wehe mir, wenn dies meine Mutter bemerkt. Dann erwartet mich nach dem Diner eine Strafpredigt, die mich um so bitterer kränkt, als solche Repriments leider fast die einzigen Worte sind, die ich von meiner Mutter zu hören bekomme, während mein Vater nie mit mir spricht.

„Diese Lieblosigkeit bringt mich zur Verzweiflung und es mag wohl hierin die eigentliche Ursache liegen, daß ich an den Vergnügungen der

Welt keinen Geschmack finde. Könnte ich frohen Herzens bei denselben erscheinen, dann würde ohne Zweifel auch ich sie anziehend finden. Allein ich fühle mich unglücklich, und wohin ich komme, bin ich traurig und verstimmt.

„Nie haben meine Eltern ein freundliches Wort für mich, sie weisen jede Vertraulichkeit, mit welcher ich ihnen entgegenkomme, kalt zurück; will mein Herz voll kindlicher Liebe zum Herzen meiner Mutter sprechen, so schreckt ihre finstere Miene, schreckt ihr trockener Ernst mich stets zurück.

„Nur gegen die Welt zeigt sich meine Mutter liebenswürdig und gesprächig, sind wir aber allein beisammen, dann umwölkt sich ihre Stirne und sie versinkt in ein fast unheimliches Schweigen. Noch ärger fallen mir diese Gegensätze in dem Benehmen meines Vaters auf. Der glänzende, feine, artige Weltmann in den Salons ist zu Hause, im tête à tête mit mir und meiner Mutter, ein mürrischer, leicht reizbarer Tyrann! Ja, liebe Freundin, ich vertraue es Dir erröthend an, es kommt oft zwischen meinen Eltern zu häßlichen Scenen, bei denen meine arme Mutter furchtbar leidet.

„Um mich kümmert er sich so viel, als wäre ich gar nicht auf der Welt. Er kommt und geht, ohne mich zu grüßen, ja oft ohne mich nur zu sehen.

„Begreifst Du nun, mein Gretchen, daß ich trotz meiner Jugend, trotz meines Reichthums, trotz des Glanzes, der mich umgibt, namenlos unglücklich bin? Erscheinen Dir nun die bitteren Thränen gerechtfertigt, die ich auf meinem Zimmer, wenn ich allein bin, weine?

„Und was ich Dir hier schrieb, ist nicht der hundertste Theil von dem, was ich Dir zu sagen habe. Es ist mir daher ein Bedürfniß, Dich zu sehen. Wenn Du mich noch liebst, wenn ich Dir noch etwas bin, so komme, komm' und stehe mir bei mit Deinem Rathe, richte mich auf durch Deine Liebe, eile in die Arme Deiner unglücklichen Freundin

Emilie Roland."

Emiliens Brief machte auf Gretchen einen tiefen Eindruck. Sie verglich ihre Lage mit der ihrer Freundin, und verhehlte sich nicht, wie sündhaft es von ihr sey, über ihr Schicksal zu murren. Von ihren Eltern auf den Händen getragen, geliebt von Allen, die sie umgaben, war sie nicht glücklicher als ihre Freundin? Und doch hatte sie sich im Stillen hinweggesehnt aus dem Kreise der Ihren, und hatte Emilie um Vergnügungen beneidet, die diese ihr nur als ein hohles, eitles Treiben schilderte! Die Langeweile war es, welche die Wünsche nach einer anderen Existenz wachgerufen hatte, die Langeweile also war die Ursache ihrer Leiden. Und sollte es dagegen kein Mittel geben, sollte keine Heilung ihres Uebels möglich seyn? Diese Frage, die Gretchen in Folge des Briefes ihrer Freundin an sich selbst richtete, war dieselbe, mit der sich Herr Müller schon seit langer Zeit beschäftigte. Bisher vergebens bemüht, die Melancholie seiner Tochter durch alle möglichen Beweise von Liebe zu besiegen und ihr das Leben in Schalberg durch Aufmerksamkeiten aller Art zu verschönern, sagte er zu sich selbst: „Nur die Sonne allein kann die Nebel zerstreuen, die sich in unfreundlichen Wolken auf der Stirne meiner Tochter zeigen; allein das Mädchen fürchtet ihre brennenden Strahlen; und doch wären ihr zwei Stunden beim Heuen auf der großen Wiese nützlicher, als alle Spitzen und Bänder, als all' der Flitter, den ich bisher ihr kaufte, um sie zu erheitern. Ich habe immer noch bemerkt, daß es im Innern heller wird, je dunkler die Sonne den Teint bräunt!

Und Herr Müller dachte nun mit allem Ernste daran, sein Gretchen mit hinaus auf die Felder zu locken.

An demselben Tage, wo sie den Brief von Emilie erhielt, war das Wetter äußerst herrlich. Das frischgemähte Grummet lag auf der Wiese und der Oekonom eröffnete bei Tische seinen Leuten, daß es noch vor Abend eingefahren werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Menagerie des zoologischen Gartens zu London, eine der schönsten Thiersammlungen Europa's, zählt 1069 Vierhänder, 1409 Fleischfresser, 1025 Nagethiere, 204 Dickhäuter, 1098 Wiederkäuer, 219 Beutelthiere, 1861 Reptilien und 7320 Vögel. Von diesen 14,205 Thieren ist jedoch kaum der zehnte Theil durch Kauf erworben worden: die meisten rühren von Geschenken her. Die schönsten und kostbarsten Exemplare verdankt die zoologische Gesellschaft der Gnade der Königin, welche dieselben ihrerseits von den ihr

tributpflichtigen oder mit ihr verbündeten Fürsten empfing. Eine weitere sehr ausgiebige Quelle der Bereicherung ist das zwischen der englischen zoologischen Gesellschaft und den des Kontinents bestehende Tauschsystem. Gekauft werden nur die seltenen Thiere; aber diese sind auch oft sehr theuer. Das erste Rhinoceros z. B. kostete über 6000 Reichsthaler, die vier Giraffen wurden mit 4500 Reichsthaler bezahlt und ihr Transport kostete eben so viel; der weibliche Elephant mit seinen Jungen kam auf 5000 Thlr. zu stehen; das der Gesellschaft geschenkte Flußpferd veranlaßte über 6000 Thaler an Transport- und Unterbringungskosten. Die Ausgaben für die Nahrung und Verpflegung der Thiere sind sehr beträchtlich. Das Futter für die Fleischfresser allein kostete im Jahre 1854 über 8550 Thaler, Heu für die Wiederkäuer 6384 Thaler, Getreide 4900 Thaler, Brod und Gebäck für die Affen 1050 Thaler. Ferner verausgabte man für Eier 565 Thaler, für Milch 483 Thaler, für Rüben und Wurzeln 154 Thlr., für das den Bären, Wölfen und Hunden bestimmte Brod 950 Thlr., für Fische zur Nahrung der Robben, Fischottern, Pelikane 1498 Thlr. rc., im Ganzen nicht weniger als 25,000 Thaler. Indeß auch die Einnahmen des Instituts sind ansehnlich und in merklicher Zunahme begriffen.

Wunder der Industrie. Von der großartigen Bedeutung der Industrie kann man kein schlagenderes Beispiel finden, als wenn man den Werth der gemeinsten Naturprodukte auf den verschiedenen Stufen industriöser Verfeinerung betrachtet. So z. B. steigt ein Stück Schmiedeeisen im Werthe von 10 fl., verarbeitet zu Hufeisen auf 20 fl., zu Messerklingen auf 360 fl., zu Nähnadeln auf 710 fl., zu Federmesserklingen auf 6570 fl., zu Stahlknöpfen und Schnallen auf 8670 fl. und zu Uhrfedern auf 500,000 fl. Ein Stück Gußeisen, im Werthe von 10 fl., verarbeitet zu gewöhnlichen Gegenständen, steigt auf 40 fl., zu Schmucksachen auf 450 fl., zu Schnallen und den sogenannten Berliner Artikeln auf 6000 fl., zu Halsketten auf 13,800 fl. und zu Hemdeknöpfen auf 58,000 fl.

Aus Bingen vernimmt der „M. A." von einem betrübenden Unglücksfall, dessen Opfer der in Büdesheim wohnende praktische Arzt Dr. Cause (von Mainz) geworden ist. Auf der Praxis in einigen jenseitigen nassauischen Orten begriffen, wollte sich derselbe unterwegs eine Cigarre anzünden; beim Anstreichen des Streichhölzchens flog ein Stückchen der absprühenden Phosphormasse auf das Mittelglied eines Fingers und brannte ein. Der hierdurch verursachte Schmerz nahm rasch in einem solchen Grade zu, daß der Arzt, welcher wie gewöhnlich die nöthigsten Instrumente bei sich führte, sich selbst die betreffende Stelle ausschnitt und die Ausblutung beförderte. Dieses Mittel half nicht und Cause sah sich genöthigt, umzukehren und in Rüdesheim den Finger abnehmen zu lassen. Aber auch diese schmerzliche Operation bleibt ohne die gehoffte Wirkung, das Gift hatte sich bereits in das Gefäßsystem gearbeitet und in Bingen in Anspruch genommener ärztlicher Beistand hielt das Abnehmen des Armes für unumgänglich nöthig. Nachdem der Unglückliche sich gefaßt auch dieser Operation unterworfen hatte, war er dennoch in wenigen Stunden eine Leiche. — Wenn auch die giftige Eigenschaft des Phosphors im Allgemeinen bekannt seyn dürfte, so liegt in diesem traurigen Vorfall doch eine schreckliche Warnung. Möglicher Weise war der Phosphor der unseligen Zündhölzchen auch von giftigen thierischen Abfällen bereitet und unrein — der Fall steht wenigstens unter den Phosphorvergiftungsfällen vereinzelt da, fordert aber neben den vielen andern Unglücksfällen zur größten Vorsicht in dem Gebrauch des gefährlichen Feuerzeugs auf.

Curiosum. Die Wiener „Aut. Corresp" berichtet: „Ein Vorstadt-Gastwirth, der Mitglied des Wiener Thierschutz-Vereins ist, wurde wegen vorschriftswidrigen Transportes von Kälbern mit einer Geldbuße von 15 fl. bestraft. Derselbe ließ nun bei Gelegenheit der Einsammlung von Jahresbeiträgen der Vereinsdirektion sagen, er könne in einem Vereine nicht mehr länger bleiben, der seine Mitglieder nicht in Schutz nimmt."

Auflösung des Palindroms in № 149:

Saal, — Stadt in Oesterreich — Herzogthum Kärnthen — in welcher der sogenannte Königsstuhl von Stein zu sehen ist, auf welchem die Bauern in früheren Zeiten ihre Herzoge mit wunderlichen Ceremonien investirten.

Laas, — Stadt in Oesterreich, in Krain.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Freitag, 17. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

„Ihr werdet alle dabei seyn," sagte Müller. „denn die trockene Witterung wird nicht mehr lange währen. Der Wind kommt von Süden und bringt uns morgen Regen. — Susanna, Lieschen und Marie, Ihr nehmt eure Rechen! der alte Thierauf wird heute Nachmittag seine Gemüser allein wachsen lassen und uns begleiten, auch der Ziegentoni muß mit, denn wir werden alle zusammen noch immer nicht zu viel seyn, um mit der Arbeit bis Sonnenuntergang fertig zu werden. — Und Du, mein Gretchen," fuhr er freundlich fort, „wirst Du uns nicht Gesellschaft leisten? Wir gehen auf die hübsche Wiese, an deren Rand die großen Nußbäume stehen. Unter deren Schatten kannst Du uns zusehen. Dann setzen wir uns zu Dir, um das Vesperbrod zu verzehren. Die Mutter bringt uns Brod, Butter und Käse; nicht wahr, Frau? Auf! Gretchen, komm', nimm Deinen großen Strohhut, — ich thu's nicht anders, Du mußt heute mit."

Der kleine Toni beeilte sich, den großen Hut des Mädchens zu holen; Frau Müller setzte ihn selbst der Tochter auf und band ihr unter dem Kinn, wie einem kleinen Kinde, die Bänder; die Knechte nahmen die Heugabeln, die Mägde die Rechen, dann wurden die kräftigen Ochsen an den Wagen gespannt, und fort ging's nun auf die Wiese.

In einer halben Stunde war man an Ort und Stelle.

Gretchen setzte sich unter dem dichten Schatten der Bäume nieder, während sich ihr Vater, nachdem er seine Jacke herunter gethan und seine Hemdärmel bis unter die Achseln hinaufgestülpt hatte, mit den Knechten und Mägden eifrig an die Arbeit machte.

Alles war thätig und dabei voll Frohsinn und Heiterkeit, denn Herr Müller sah es gerne, wenn muntere Scherze die Arbeit würzten. Er liebte freundliche Gesichter, hörte gerne ein lustiges Lachen und hinderte daher seine Leute nicht, wenn sie sich muthwillige Neckereien erlaubten, z. B., wie es eben jetzt geschah, mit Blumen und Heu bewarfen. Am ausgelassensten war diesmal Toni; er schlug Räder auf dem weichen Rasen, sprang über das aufgehäufte Grummet und trieb es endlich so bunt, daß die kräftige Susanna, der er mit einer Brennessel über den Arm gefahren war, ihn mit einer wilden Rebe, die sie aus der nächsten Hecke herausriß, scherzend an Händen und Füßen band. Toni wehrte sich aus Leibeskräften, bis Gretchen sich seiner annahm und ihm seine Fesseln löste. Dann ergriff sie die Heugabel des Knaben und that, um, wie sie sagte, ihn für das, was er ausgestanden, zu entschädigen, seine Arbeit, und zwar mit einem Eifer und einer Geschicklichkeit, daß sich Alle verwundert um sie herstellten und ihr mit wahrem Vergnügen zusahen.

„Bravo! Bravo! mein Gretchen," rief Herr Müller, „hat man Dir im Institute denn auch das Heuen gelehrt? Du machst ja Deine Sache ganz ausgezeichnet! — Seht nur! Ist es nicht zum Erstaunen, wie kräftig sie's anpackt? — So, wenn Du mithilfst, werden wir um eine Stunde früher fertig!"

Der gesunde Geruch des Grummets, die balsamische erfrischende Luft des Herbstes berauschten das Mädchen. Sie fühlte sich voll Kraft, voll Leben, sie war wie neugeboren. Der Einfluß der Natur hatte endlich bei ihr durchgedrungen; sie überzeugte sich, daß man hierauf dem Lande auch glücklich seyn könne, wenn man sich nur in die

Verhältnisse schicken, wenn man nur den rechten Weg einzuschlagen wußte, um zur innern Ruhe und Zufriedenheit zu gelangen.

Wie durch einen Zauber fühlte sie sich zur größten Thätigkeit getrieben. Da die Arbeit mit der Heugabel ihren daran noch nicht gewöhnten Armen zu schwer wurde, so nahm sie den Rechen, den sie nun mit nicht minderer Geschicklichkeit handhabte. Sie war so eifrig, daß sie ihre Mutter nicht bemerkte, welche inzwischen das Vesperbrod gebracht hatte, und nun auf's Freudigste erstaunt hinter ihr stand. Aber besorgt, daß sich Gretchen zu sehr erhitze, schlich sich Frau Müller bis zu ihr hin, umschlang von rückwärts ihre Taille und gab der sich Umblickenden auf ächt bäuerisch, aber um so herzlicher, einen schallenden Kuß.

Alles folgte dann der Mutter, die es nicht litt, daß ihr Gretchen noch mehr arbeite, unter den Schatten der Nußbäume, wo dann mit dem Appetite, welchen körperliche Bewegung gibt, der frugale, aber wohlschmeckende Imbiß verzehrt wurde, welchen die sorgsame Hausfrau mitgebracht hatte.

Nachdem das Vesperbrod gegessen war, zog Frau Müller ihr Gestrick heraus, während Gretchen, um von der ungewohnten Anstrengung auszuruhen, auf ausdrückliches Verlangen ihrer Mutter sich neben sie setzte und mit heiterem Gesichte ihrem Vater und den Uebrigen nachsah, die nun wieder an die Arbeit gingen, um den Wagen zu laden.

Der Abend war herrlich; kein Lüftchen strich über die Erde, die mit dem purpurnen Glanze der untergehenden Sonne übergossen, in feierlicher Ruhe dalag. Die Gruppe der mit dem Aufladen des Grummets Beschäftigten erhöhte noch den Reiz des Bildes, auf welchem sich jede Gestalt in scharfen Contouren als eine das Ganze belebende Staffage vom wolkenlosen Horizonte abhob.

Gretchen bewunderte mit Enthusiasmus die Schönheit der Natur, die ihren mächtigen Zauber, so wie es ihr Vater gehofft hatte, nun mit voller Kraft auf sie übte. Sie dachte wieder an ihre Freundin; auch jetzt sehnte sie sich nach ihr; aber nicht in D., sondern hier auf dem Lande hätte sie mit ihr zusammen seyn mögen. Ja, liebe Emilie, dachte sie bei sich selbst, Du hattest Recht, als Du am Vorabende unserer Trennung sagtest, daß Du mein Leben mitten unter Blumen und Sonnenschein in Gottes freier Natur nicht für so traurig halten könnest, und ich war eine unvernünftige Thörin, bisher vor ihren Reizen meine Augen geschlossen und mich nach dem Städteleben gesehnt zu haben. — „Mir ist," fuhr sie dann laut fort, indem sie ihren Kopf auf die Schulter der treuen Mutter legte, „als habe sich eine Rinde von meinem Herzen abgelöst, denn es war bisher unempfänglich für alles Schöne, was mich umgibt; jetzt aber erwärmen die Strahlen der Sonne mein Inneres, ein neues Leben erwacht in mir. Ja, liebe Mutter, ich fühle es, das Glück, die Zufriedenheit, die Ruhe, Güter, denen ich immer fremd zu bleiben glaubte, ziehen in mir ein, und Ihr habt nun Euer Gretchen, wie Ihr es wünscht."

„Siehst Du, mein gutes Kind, was ich Dir immer sagte," entgegnete Frau Müller: „Arbeiten macht frisch und munter, arbeiten macht Körper und Geist gesund; dies hast Du nun an Dir selbst erfahren, und ich bin überzeugt, daß Du uns von nun an nicht mehr mit Deiner Melancholie betrüben wirst."

Gretchen umarmte ihre Mutter und leistete so eine stillschweigende Abbitte für den Kummer, den sie ihr und dem Vater durch ihr verstimmtes Wesen verursacht hatte, dann aber erhoben sich Beide, denn der Wagen war inzwischen hoch aufgeladen und man schickte sich sofort zum Aufbruche an.

Auch Herr Müller umarmte sein Gretchen, gleichsam als wolle er ihr danken für die unendliche Freude, die sie ihm gemacht hatte. Das junge Mädchen erwiederte diese Umarmung zum ersten Male seit ihrer Rückkunft aus dem Institute mit wahrhaft frohem und glücklichem Herzen. Dann reichte sie den Mägden freundlich die Hand.

„Ihr sollt von nun an in mir," sagte sie, „eine tüchtige Vorarbeiterin finden, und nun setzt mich auf den Wagen und fahrt mich im Triumphe nach Hause, denn Ihr habt meinen Mißmuth, meine Trägheit besiegt!"

Eh' sie sich's versah, hatte Herr Müller mit seinen kräftigen Armen ihren Wunsch unter dem weithin erschallenden Jubel der Knechte und Mägde erfüllt; und so fuhr Gretchen, ausgesöhnt mit dem Landleben, auf dem Ochsenwagen in die Meierei.

Ungefähr 8 Tage nach dieser glücklichen Metamorphose in den Gesinnungen des jungen Mädchens brachte der Dorfbote zwei Briefe in die Meierei. Der eine war aus D. von Emilie Roland an Gretchen, der andere aus London von Joseph Müller an seinen Vater.

Im ersteren zeigte Emilie ihrer Freundin an, daß sie demnächst das Glück haben werde, sie wieder zu sehen.

Gretchen hatte nämlich in Erwiederung des ersten Briefes, welchen sie von Emilie erhalten, diese dringend gebeten, zu ihr auf's Land zu kommen.

„Du forderst mich auf, nach D. zu kommen," hatte sie ihrer Freundin geschrieben, „was soll ich aber dort machen? Ich bin schon zu sehr Bäuerin geworden, um mich in Deine vergoldeten Salons wagen zu können. Komme Du lieber zu mir, wo wir uns in aller Freiheit bewegen können, wo uns Niemand in unserer Liebe, Niemand im Austausche unserer Gedanken stören wird!"

Madame Roland hatte ihre Einwilligung gegeben und eine Dame ihrer Bekanntschaft, welche nach Rudolstadt reiste, gebeten, Emilie bis dorthin zu begleiten. Von Rudolstadt aus, wohin Emilie ihre Freundin auf den kommenden Sonntag bestellte, um sich von ihr abholen zu lassen, sollte die ungefähr 6 Poststunden betragende Wegstrecke nach Schalberg im Char-à-banc des Herrn Müller zurückgelegt werden.

Der andere Brief setzte die Familie in Kenntniß, daß Joseph die Musterökonomie in der Grafschaft Cornwallis verlassen und überhaupt seine Studien der englischen Landwirthschaft vollendet habe, und daß er nun en passant sich in London zur Besichtigung aller Merkwürdigkeiten ein paar Wochen aufhalten und dann in sein liebes Thüringen zurückkehren werde.

Beide Briefe, insbesondere natürlich letzterer, erregten im Hause des Herrn Müller die größte Freude. Die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr ihres geliebten Sohnes vervollständigte das Glück der liebevollen Eltern, während Gretchen, die ihren Bruder schon seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte, kaum die Zeit seiner Ankunft erwarten konnte.

Herr Müller dachte mit Vergnügen daran, in seinem Sohne eine tüchtige Stütze zu bekommen. Er lächelte wohl ein wenig, wenn er an die neuen Methoden, an die den Engländern abgelernten Kunstgriffe dachte, von welchen Joseph geschrieben hatte, denn er hatte überhaupt kein besonderes Vertrauen zu diesen Insulanern, wie er Albions stolze Söhne nannte, die mit nichts zu befriedigen seyen und dem Boden am Ende noch mittelst Dampfkraft seine Erzeugnisse entreißen möchten; allein wenn er auch so Manches bespöttelte, indem er der Ansicht war, daß der liebe Gott durch seinen Segen am besten den Wachsthum zu fördern verstehe, so verhehlte er sich doch nicht, daß auch in der Landwirthschaft ein Fortschritt möglich sey, und er war viel zu intelligent, um sich der Einführung des Praktischen und wirklich Nützlichen widersetzen zu wollen.

Es versteht sich von selbst, daß sowohl für den Sohn wie für Gretchens Freundin im Hause des Herrn Müller ein würdiger Empfang vorbereitet wurde.

Mutter und Tochter durchstöberten mit Susanna das ganze Haus. Hier wurden die Möbel mit frischen weißen Houssen überzogen, dort neue Vorhänge aufgemacht, kurz Alles geputzt und gesäubert.

Die Einrichtung, die der verständige Oekonom in den Zimmern seines Hauses hatte, war nicht glänzend. Er machte hierin eine löbliche Ausnahme von Vielen seines Gleichen, welche Sammt und Seide für unbedingte Nothwendigkeiten zur Verschönerung ihrer Existenz hielten, und sah mehr auf Solidität als auf Eleganz. Trotzdem wußte Gretchen Alles in ein so vortheilhaftes Licht zu stellen, daß das ganze Haus in seinem Innern ein äußerst komfortables Aussehen erhielt, und daß Frau Müller nicht genug den guten Geschmack ihres Gretchens bewundern konnte, die sie eine kleine Hexe nannte, welche den Meierhof in ein prächtiges Lustschlößchen zu verwandeln wisse.

Als sie an das Zimmer Josephs kamen, welches unverändert so geblieben war, wie der junge Mann es verlassen hatte, wollte Frau Müller auch einige Veränderungen in demselben vornehmen.

Gretchen aber gab es nicht zu.

„Nein," sagte sie, „es wird nichts verändert. Mein Bruder muß sein Nest so wieder finden, wie er es verließ. Er wird sich nur um so heimlicher fühlen, wenn er alle alten, bekannten Gegenstände wieder finden wird, an die sich für ihn ohne Zweifel tausend kleine Erinnerungen knüpfen."

Die verständige Mutter gab ihrer verständigen Tochter nach, denn sie verkannte nicht das zarte Gefühl, welches Gretchen auf diese Idee brachte. Es blieb somit hier Alles beim Alten und man schritt nun zur Wahl eines Zimmers für Emilie.

Gretchen entschied für ein recht heiteres Stübchen, welches zwischen dem Schlafzimmer ihrer Mutter und dem ihren lag.

„Was hier die Ausschmückung anbelangt, liebe Mutter," sagte sie, „so überlasse mir das allein. Ich will schon Alles mit Susanna zu Stande bringen. Ruhe nun aus, Du hast Dich doch ein bischen ermüdet."

Frau Müller that auch hierin den Willen ihrer Tochter und Gretchen ging nun mit Susanna in die Vorrathskammer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Renz zeigt gegenwärtig in seinem Circus ein paar männliche Violinvirtuosen, welche das Violinspiel akrobatisch behandeln. Ein Augen- und Ohrenzeuge versichert, es sey erstaunlich, dieses Instrument komisch und doch so melodisch behandeit zu sehen. Die Produktionen dieser Leute seyen gleichsam eine Parodie auf das jetzige Virtuosenthum, bald streichen sie ihre Instrumente in baßgeigenartiger, jedoch freier Haltung, bald werfen sie die Violinen über die Schulter, um rückwärts zu spielen, bald fahren sie wechselseitig und gleichzeitig mit dem Fidelbogen auf der fremden Geige auf und ab, wobei sie den Fingersatz auf der eigenen Geige besorgen, bald wieder führen sie ein Duett auf einer einzigen Geige aus. Gegenwärtig sollen diese beiden Violinbajazzos den Carneval von Venedig einstudiren, um sich durch dieses Lieblingsthema der Wiener Musikfreunde um so schneller die Gunst des kunstsinnigen Publikums bei ihrer bevorstehenden Ankunft in Wien zu erringen.

Vor einiger Zeit machte eine Ente die Runde durch die europäische Presse, indem ein Wiener Blatt eine lang und breit erzählte tragische Geschichte von der Ermordung einer Schauspielerin durch einen Komödianten bei offener Scene in St. Petersburg auftischte. Weder ein Molouronow, noch eine Avrenowitsch, wie die erdichteten Personen heißen, hat jemals auf einer Petersburger Bühne existirt, und noch weniger hat sich ein solches blutiges Drama jemals dort zugetragen.

In Hastings wurde ein Fisch gefangen, wie er in Europa noch nie lebendig gesehen wurde. Er hält sich ausschließlich in den indischen Gewässern auf, wird aber auch dort nur äußerst selten gefangen. In Indien nennen sie ihn den Polypen, mit dem er einige Aehnlichkeit hat. An der spitzig zulaufenden Schnauze befinden sich nämlich acht Arme oder Fühler, deren jeder ungefähr 200 Ausläufer zum Einfangen der Beute trägt. Außer diesen befindet sich auf dem Kopfe ein Behälter für eine tintenartige Flüssigkeit, die das Thier seinen Verfolgern entgegenspritzen kann. Das eben eingefangene Exemplar mißt 7 Fuß in der Länge.

Prag. Wer von einem Diebstahle hören will, der eben so viel Frechheit der Thäter, als Unachtsamkeit der Beschädigten an den Tag legt, der vernehme, daß in einem Meierhofe bei Mieschitz Nachts zwei der besten Pferde mit Geschirr und Decken aus dem Stalle geführt, an einem im Hofe gestandenen Leiterwagen angespannt, derselbe mit Heu und Stroh beladen und alsdann fortgeführt wurde, ohne daß bis heute Jemand etwas von den Dieben weiß.

In Melbourne geht ein Verein mit dem abenteuerlich klingenden Plane um, das Innere des Landes mit Hilfe von Luftballons erforschen zu lassen.

Wie sich die Zeiten ändern. Vor 30 Jahren gab's in Zwikau nur einen Postschreiber. Jetzt sind daselbst 19 Postbeamte angestellt.

Räthsel.

Man sagt, daß mich selbst Blinde sehen;
Wer mich verzehrt, der ist kein Nimmersatt;
Wer mich besitzt, kann ruhig gehen,
Weil er den besten Schutz vor Räubern hat;
Wer mich versteht, ist wahrlich nicht ein Weiser,
Und wer mich hört, der ist vermuthlich taub;
Wer mich beherrscht, der ist kein Kaiser,
Und wer mich stiehlt, begeht nie einen Raub;
Wer von mir spricht, ist kein Verräther;
Zufrieden stets ist, wer nach mir sich sehnt,
Wer mich begeht, gewiß kein Uebelthäter,
Und schlecht berathen, wer an mich sich lehnt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Sonntag, 19. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Die erstaunte Magd fragte sich schon im Stillen, ob denn Gretchen am Ende gar im Sinne habe, das Zimmer ihrer Freundin mit den großen westphälischen Schinken, den Braunschweiger Würsten, oder mit den Töpfen, in welchen sich die eingesottenen Früchte befanden, auszuschmücken, als das junge Mädchen in der That einige Töpfe von ihren Stellagen herabnahm, wo sie seit undenklicher Zeit standen, die übrigens nichts enthielten, sondern sich nur durch ihre außergewöhnlichen Formen und das Dessin auszeichneten, welches auf ihren dicken Bäuchen eingebrannt war. Sie stammten aus den Zeiten des Urgroßvaters und waren von den nachkommenden Generationen der Familie Müller hoch in Ehren gehalten und sorgsam aufbewahrt worden.

Mit diesen Töpfen nun beschloß Gretchen das Zimmer Emiliens zu zieren.

„Sie wird," sagte sie zu Susanna, „überrascht seyn, so ächte Antiquitäten bei uns zu finden. Vielleicht sind ihre Etagères von Palisander mit eleganten Vasen geschmückt, sicher besitzt sie aber keine so seltenen wie diese hier." — Das Schönste, was Gretchen finden konnte, wurde genommen und von ihr und Susanna in Emiliens Zimmer getragen, welches bald einem kleinen Kunstkabinete glich.

„Nun braucht es weiter nichts mehr," sagte Gretchen, „als daß am Sonntag in der Frühe unser alter Thierauf die schönsten Blumen im Garten hergibt, damit wir sie in diese Vasen thun können, dann wird beim Eintritt in ihr Zimmer der erste Eindruck auf Emilie ein gewiß günstiger seyn."

Endlich kam dieser heißersehnte Sonntag. In aller Frühe schon ging Gretchen ganz reisefertig im Hofe auf und ab, inspizirte den Char-à-banc, ob er auch Tags zuvor gehörig geputzt, ob das Ledermerk sauber geschwärzt und die Kissen ordentlich ausgeklopft worden seyen, und brachte den Pferden einige Stücke Zucker, damit sie ein Uebriges thun und heute mehr als gewöhnlich laufen möchten. Sie hatte nirgends Ruhe, das Frühstück, welches sie in's Zimmer zurückrief, dauerte ihr zu lange, ihr Vater wollte heute ewig mit seinem Anzuge nicht fertig werden, sie trieb und drängte, bis endlich eingespannt wurde und Herr Müller in der vollen Pracht seines kornblauen Ueberrocks mit seinem Gretchen in den Wagen stieg, nachdem letztere noch ihrer Mutter und dem Gärtner Thierauf auf die Seele gebunden hatte, ja die Blumen nicht zu vergessen, die in ihren originellen Töpfen ja der Hauptschmuck in Emiliens Zimmer seyn sollten.

In Rudolstadt mußten Gretchen und ihr Vater noch eine Stunde auf die Ankunft des Eilwagens warten.

Das Blasen des Postillons ertönte endlich durch die Straßen und fünf Minuten später lagen sich Emilie und Gretchen in den Armen. Beide weinten Thränen der Freude und des Glücks, beide hielten sich fest umschlungen, bis endlich Herr Müller in seiner etwas derben, aber gutgemeinten Weise diesen nicht enden wollenden Ergüssen jugendlicher Freundschaft dadurch ein Ziel setzte, daß er Emilie bei der Taille nahm, ihr einen herzhaften, väterlichen Kuß gab und sie dann, als wäre sie leicht wie eine Feder, in seinen zur Weiterreise bereit gehaltenen Char-à-banc hob.

Während man das ungeheuere Gepäck der jungen Bankierstochter rückwärts am Wagen befestigte, nahm Emilie noch freundlich von der

Dame Abschied, in deren Begleitung sie nach Rudolstadt gekommen war, dann half sie ihrer Freundin in den Wagen, den nun auch Herr Müller bestieg, um im raschen Laufe seiner kräftigen Pferde den lieben Gast in die Meierei zu bringen.

7.

Seit ungefähr acht Tagen befand sich Emilie in der Meierei, wo ihr von Seite ihrer Freundin und deren Eltern so viele Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, daß sie sich bereits ganz heimisch fühlte, als auch Joseph Müller von seinen Reisen zurückkam.

Der junge Mann war eine angenehme Erscheinung. In seinem Wesen lag eine Liebenswürdigkeit, die schon für ihn einnahm, ohne daß man ihn erst näher kennen zu lernen brauchte. Sein offener Blick, seine jugendliche Kraft, die strotzende Gesundheit, die ein sprechendes Zeugniß für seine solide Aufführung gab, mußte auf Jeden eine günstige Wirkung hervorbringen, der mit ihm in Berührung kam. Seine Manieren hatten im beständigen Umgange mit Engländern, unter welchen er seit drei Jahren gelebt, etwas von dem brittischen Ernste angenommen, ohne übrigens seine deutsche Gemüthlichkeit im geringsten zu beeinträchtigen. Kurz, Joseph Müller war so, daß er nicht nur seine Eltern entzückte und seiner Schwester gefiel, sondern auch den besten Eindruck auf Emilie machte, die ihrer Freundin zuflüsterte, daß sie in keinem Salon in D. einen hübscheren Mann getroffen habe.

Oft hatte Frau Müller gegen den Herrn Pfarrer und ihren Mann die Besorgniß ausgesprochen, daß Joseph, so frühzeitig allein in die Welt gestellt und möglicherweise den Verführungen einer schlechten Gesellschaft ausgesetzt, vielleicht an Körper und Geist verdorben zurückkehren werde, und nun las sie mit mütterlichem Stolze in seinen feurigen, klaren Augen, diesem Spiegel einer reinen Seele, daß der liebe Gott ihr Gebet erhört und ihr Kind in seinen Schutz genommen habe.

„Sie sehen," sagte der würdige Pfarrer, der bei Josephs Ankunft zugegen war, „Sie sehen," sagte er der glücklichen Mutter, während der junge Mann sich eben mit Emilie und seiner Schwester unterhielt, „daß der gute Same, den Sie schon frühzeitig in das Herz des Knaben legten, seine guten Früchte trug. Sie hielten Joseph schon als Kind in strenger Ordnung, Sie pflanzten eine tiefe Religiosität in sein junges Herz, Sie flößten ihm Abscheu vor dem Bösen und Bewunderung des Guten und des Rechten ein, und nun steht Joseph nach einer dreijährigen Abwesenheit vor Ihnen wie eine stolze Eiche, gegen die der Sturmwind nichts vermochte."

Mit herzlicher Theilnahme erkundigte sich Joseph nach allen Bekannten und Verwandten, besonders nach dem reichen Nachbarn Greinert und seiner Familie, nach dem jungen Heinrich Greinert, seinem früheren Spielkameraden, der nunmehr ein stattlicher Bursche geworden seyn mußte, da er von jeher, obwohl von gleichem Alter mit Joseph, um einen Kopf größer als er war; dann nach den sonstigen Verhältnissen in Schalberg, nach den Armen des Ortes, nach der heurigen Ernte und nach dem Viehstande.

„Alles," erwiederte Herr Müller, „steht herrlich; nur brauchten wir jetzt ein bischen Regen. . . . Ja, ja, Du hast gut lachen, Gretchen, Dir ist freilich die Sonne lieber, aber es taugt nichts, wenn der Herbst zu trocken ist. Dies wird Dir Joseph bestätigen, denn in Cornwallis wird man gewiß auch dieser Ansicht seyn. Und was die Greinerts betrifft," fuhr er an seinen Sohn gerichtet fort, „so sollst Du morgen Deine Bekanntschaft mit ihnen erneuern, wir wollen sie zum Essen bitten und so durch ein kleines Diner Deine Ankunft auch äußerlich feiern."

Frau Müller, vollkommen damit einverstanden, bereitete schon am frühen Morgen des anderen Tages unter thätiger Mitwirkung ihrer Tochter und Emiliens Alles zum festlichen Mittagsmahle vor. Joseph selbst besorgte die Einladungen, indem er damit seine Ankunftsbesuche verband, und mit dem Glockenschlag brachte er um 12 Uhr Herrn Greinert mit Frau und Sohn, sowie auch den vortrefflichen Pfarrherrn, der natürlich im Hause des Oekonomen bei keinem Feste fehlen durfte.

Alles setzte sich fröhlich zu Tisch. Der Herr und die Frau des Hauses in die Mitte, ihnen gegenüber Herr Greinert und seine wohlbeleibte Ehehälfte, der Herr Pfarrer zur Rechten der Hausfrau, zur Linken von Frau Greinert Joseph, neben diesem Emilie Roland, und Heinrich Greinert zwischen dem Herrn Pfarrer und Gretchen Müller.

Die Jägerei und Fischerei, der Hühnerhof, der Gemüse- und der Obstgarten hatten zusammen das Ihre geliefert, um das Mahl zu einem splendiden zu machen, und während schäumendes Bier aus schönen steinernen Krügen floß, sah ein halbes Dutzend Flaschen Wein, auf welchen der ehr-

würdige Staub von drei Decennien lag, mit Ergebung seiner baldigen Vertilgung entgegen.

Die heitersten Gespräche würzten das Essen. Alles plauderte, Alles unterhielt sich, nur Einer sprach nichts. Es war der junge Greinert, der sich beengt und in Verlegenheit fühlte, denn er kam sich recht unwissend, recht albern neben Joseph vor, welcher der Gesellschaft tausend Fragen über sein Leben und seine Erfahrungen in England zu beantworten hatte und auf die liebenswürdigste Weise zu erzählen wußte. Allein weit entfernt im Gefühle seiner Geringfügigkeit den gelehrten Jugendfreund mit scheelen Augen zu betrachten, weckte vielmehr dieses Beispiel in ihm den Wunsch, sich ebenso wie Joseph zu unterrichten und jenen Grad von Bildung zu erreichen, der, wie er sah, aus Joseph einen Mann machte, auf den Alles mit Interesse hörte.

Nach dem Essen wurde der Kaffee im Garten getrunken, wo man bis zur eintretenden Dunkelheit blieb. Dann improvisirte der seelenvergnügte Herr Müller einen kleinen ländlichen Ball, an welchem die Knechte und Mägde einer freundlichen Aufforderung ihres Herrn zufolge theilnahmen, und den Joseph und Emilie mit einem rauschenden Polka eröffneten, welchen Gretchen auf ihrem Flügel wahrlich meisterhaft spielte.

So hatte die Tochter des Millionärs, welcher die Diners ihres Vaters eine Tortur waren, ein Essen mitgemacht, bei dem sie nicht gähnte, und so tanzte sie, welcher Bälle zum Ekel geworden waren, in der fröhlichsten Stimmung mitten unter den Thüringer Bauern.

8.

Der Oktober zeichnete sich, wie Herr Müller ihn prophezeit hatte, durch eine herrliche Witterung aus. Gegen die Mittagsstunde zerstreuten täglich die noch wärmenden Strahlen der Sonne die Nebel des Morgens und ein wolkenloser Himmel wölbte sich über die wildromantische Gegend, welche Emilie und Gretchen in kleineren und größeren Ausflügen und nur selten ohne die Begleitung von Gretchens Bruder durchstreiften.

Durch diesen nähern Umgang lernte Emilie den jungen Oekonomen immer mehr schätzen. Er entwickelte bei solchen Spaziergängen so herrliche Lebensansichten, sprach mit so viel Enthusiasmus über das Schöne und Edle, geißelte mit so beredten Worten das frivole Leben in den größeren Städten, daß Emilie eine aufrichtige Sympathie für den jungen Mann empfand und immer wieder ihre Freundin ganz im Geheimen versicherte, wie vortheilhaft sich ihr Bruder vor allen jungen Männern in D., die sie bisher kennen gelernt habe, auszeichne.

Gretchen drückte nach solchen konfidentiellen Mittheilungen dankbar Emiliens Hand, denn sie war stolz auf ihren Bruder und es freute sie die Anerkennung seiner glänzenden Eigenschaften von Seite der Bankierstochter um so mehr, als sie Emiliens Urtheil für ein unparteiisches und maßgebendes hielt.

Manchmal gingen aber auch die beiden Freundinnen allein spazieren und zwar am liebsten in der großen Allee, die an den Fischweiher führte und sie an die Kastanienallee im Institutsgarten erinnerte. Wie dort sprachen sie sich auch hier recht vertraulich und offen aus, sie hatten wie damals auch jetzt keine Geheimnisse vor einander, denn in ihren unschuldigen Seelen lag nichts, was sie vor einander, was sie überhaupt zu verbergen gehabt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Seit dem höchsten Alterthume wurde die Rose in China und Cochinchina gezogen; einer der größten und einer der ältesten Philosophen des himmlischen Reichs cultivirte sie mit größter Vorliebe. Die Bibliothek des Kaisers von China besteht aus ungefähr 18,000 Bänden, worunter 12,000 Manuscripte; hiervon handeln 1500 von der Cultur der Blumen oder von Botanik und ein Drittel dieser Zahl speciell von der Pflege und dem Studium der Rosen. Confucius selbst verfaßte, wie die Chinesen sagen, Gedichte, worin er die Schönheit, den Duft der „Königin der Blumen" feiert. Manches Jahrhundert schwand seitdem dahin und die Rose wird noch immer mit derselben Sorgfalt gepflegt vom Amurflusse bis an die Gestade des Irawaddy, auf der Halbinsel Indo-China's, bei den Birmanen. Darum darf man aber nicht etwa glauben, daß diese Völkerschaften die Rosen ziehen, um die Arten zu vervollkommnen und schönere Verschiedenheiten zu erzielen. Sie lieben nur das Kleine, Magere, Verkümmerte und verabscheuen Alles, was zu einer von uns sogenannten Verbesserung führen könnte. Dieser Geschmack der Chinesen herrscht nicht nur in der Cultur der

Blumen, sondern auch in der Zucht der Hausthiere vor. So sind ihre Pferde nicht größer als unsere Esel, die Ochsen und Kühe sind zur Taille junger Bisams vom Ontariosee entartet, die Hämmel haben die Größe unserer Füchse, und der Pariser Fastnachtsochse würde in Kanton und Peking nur wenig Beifall finden. Um wieder auf die Rosen zurückzukommen, werden deren in den großen Gärten des Souveräns des himmlischen Reiches in solcher Menge gezogen, daß die aus diesen Blumen bereitete Essenz allein jährlich ungefähr 60,000 fl. einträgt. Die kaiserliche Familie, die Mandarinen, die Ersten des Reichs allein sind befugt, sich dieses Parfüms zu bedienen; ein armer Teufel, der es wagen würde, ein Fläschchen desselben in seinem Hause zu haben, würde nicht minder strenge bestraft werden als ein Mörder. Aber diese Rosen sind nicht größer als eine gewöhnliche Nuß und höchstens 8 Zoll hoch. Unter den Tausenden von Rosenstöcken in den Gärten des Vicekönigs zu Kanton ist nicht ein einziger von gewöhnlicher Höhe. Die Chinesen haben nur von zwei Arten Rosen, die weiße und die Moosrose. Im ganzen himmlischen Reiche findet man vielleicht nicht hundert Stöcke von der Art, welche wir so ungeeignet „bengalische oder cochinchinesische Rose" nennen. Nichts desto weniger führt China eine ungeheuere Menge Rosenwasser aus; aber jenes der Orientalen, der Levante und aus Persien ist in Europa geschätzter. Die Chinesen machen auch Riechkissen aus Rosenbutter, welche die Eigenschaft haben sollen, die bösen Geister abzuhalten, die des Nachts um die Häuser schweben und Krankheiten und böse Gedanken verbreiten. In Siam hegt man denselben Aberglauben. Man sagt dort, der Genius des Bösen sey aus einer Cypresse entstanden, während der Genius des Guten unter einem Rosenstock zur Welt gekommen. Eine Cypresse in einem Garten neben der geliebten Blume des Confucius pflanzen, hieße bei ihnen Unglück und vorzeitigen Tod bringen; langes Leben und Glück aber ist dem beschieden, der Rosen in Menge pflegt.

New-York. Vor Kurzem hat bei Long Point auf Canadischem Grund und Boden (unweit Buffalo) ein schon seit Monaten vorbereiteter Borkampf zwischen zweien unserer berühmtesten Gladiatoren, Morissex und Heenan, in Gegenwart von mehreren tausend Zuschauern stattgefunden. Der Kannibalismus war dabei Trumpf. Die Summen, die auf diesen Kampf in allen Städten der Union verwettet waren, werden schwerlich unter einer Million betragen. Es ist wirklich charakteristisch für die selbst vielen gebildeten Amerikanern anhaftende bestialische Kehrseite, daß alle Zeitungen diesem scheußlichen Gemetzel (leider haben sich die Helden nicht ganz todtgeschlagen) einen mindestens eben so großen Raum widmen, wie den wichtigsten Vorkommnissen auf politischem, wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete.

Im Waadtlande soll der Jubel über die reiche Weinernte unermeßlich seyn. Reisende bringen von dort den humoristischen Bericht, daß die Polizei mit dem menschenfreundlichen Gedanken umgehe, auf einige Wochen die Straßenmauern zu polstern, damit die begeisterte Menschheit keinen Schaden nähme.

Im Pariser Pflanzengarten hat die Gallerie lebendiger Reptilien kürzlich das größte bis jetzt in Europa gesehene Exemplar einer Boa erhalten, die 25 bis 30 Fuß lang und ganz ungewöhnlich dick ist.

„Pat, was gibt es denn für einen Lärm auf der Straße?" fragte ein Engländer seinen irischen Diener. — „O gar nichts, Herr," war die Antwort; „man zwingt nur einen Burschen, als Freiwilliger unter die Soldaten zu treten."

Logogryph.

Es nennt mein Wort dir einen Stein
Mit wunderbarer Kraft,
Durch dessen Hilfe man allein
Sich Orientirung schafft.
Veränderst du ein Zeichen dann
Am Ende von dem Wort,
Bin ich ein großer, reicher Mann
Vom Ungarlande dort.

Auflösung des Räthsels in № 151:

Nichts.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Dienstag, 21. Dezember 1858.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Im Fluge waren auf diese Weise bereits drei Wochen vergangen, seit Emilie bei Gretchen war. Sie dachte mit Zittern an ihr Leben in D. Wie froh, wie heiter flossen ihr die Stunden dahin! Wie wohlthuend wirkten auf ihr Gemüth die Beweise von Liebe, mit welchen sie sich hier umgeben sah! Wie anregend war die sich immer gleichbleibende Heiterkeit der Menschen, in deren Mitte sie lebte! Wie war mit einem Worte hier Alles so ganz anders als bei ihr zu Hause! Statt der erquickenden Aussicht auf grüne Wiesen und schattige Wälder, die sie hier von ihrem Fenster aus hatte, blickte sie dort auf die blendenden Mauern der gegenüberstehenden Häuser und sah nichts als ein ganz kleines Stückchen Himmel; statt wie hier in der Natur die unermeßliche Güte und Allmacht Gottes bewundern zu können, begann dort ihr eigentliches Leben erst bei dem Scheine der Kerzen in den dichtgefüllten Salons unter Leuten, die sich unter der Maske gleißnerischer Höflichkeit hassen, deren ganzes Dichten und Trachten nur auf Gewinn gerichtet, deren vorherrschende Empfindung nur Neid und Mißgunst ist.

„Und wie wird mir die Kälte meiner Eltern jetzt erst wehe thun," klagte Emilie in einem vertraulichen tête à tête, in welchem sie eines Tages wieder mit ihrer Freundin am Rande des Weihers saß, „jetzt, wo ich sah, was Elternliebe ist. O Gretchen, wie bist Du um einen so zärtlichen Vater, um eine so liebende Mutter zu beneiden! Wie fliegen Dir ihre Herzen entgegen, wenn Du ihnen nahst, wie sind sie besorgt um Deine Gesundheit, wie sind sie immer darauf bedacht, Dir Freude zu machen! Und wie glücklich bist Du, einen so guten Bruder zu besitzen, der mit den Eltern um die Wette sich in Aufmerksamkeiten gegen Dich erschöpft."

„Ja gewiß," erwiederte Gretchen, „ich bin glücklicher, als ich es durch meine thörichte Antipathie, die mich Anfangs gegen das Landleben beherrschte, verdient habe. Was aber die Aufmerksamkeiten meines Bruders betrifft," fügte sie schelmisch hinzu, „so bist Du, liebe Emilie, wohl auch ein bischen im Spiel, und zwar, wenn ich nicht irre, ein bischen stark."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Emilie nicht ohne Verlegenheit.

„Nun," entgegnete Gretchen mit einer allerliebsten Miene, „ich denke, Herr Joseph Müller, mein sehr geliebter Bruder, bringt mir z. B. nur deßhalb alle Morgen so hübsche Blumensträuße, um bei dieser Gelegenheit meiner innigstgeliebten Freundin schönere bringen zu können — ich denke ferner . . . .

„Schweige, Du Lose!" rief Emilie, indem sie erröthete.

Gretchen ließ sich aber nicht irre machen. „Und warum soll ich schweigen," sagte sie, indem sie ihre Hände in die Hüften stemmte, als fordere sie Emilie auf, sie Lügen zu strafen. „Glaubst Du, man hat keine Augen, glaubst Du, man sieht nicht, wie Joseph traurig ist, wenn er Deine Gesellschaft vermissen muß, und wie er in Munterkeit und Witz seines Gleichen sucht, sobald er weiß, daß Du ihn hörst. Nein, nein, liebe Emilie, ich weiß, was mein Bruder für Dich fühlt, ohne daß er mich zwar seines Vertrauens würdigte. Er sagte mir nichts, aber ich schwöre Dir, daß er Dich liebt. Ich bin es überzeugt, ich glaube es fest; denn was man wünscht, das glaubt man, und was sollte ich mehr wünschen, als daß Du, geliebte Emilie, meine kleine Schwägerin würdest?"

Emilie, die dem Redestrom ihrer Freundin keinen Einhalt zu thun vermochte, mußte, sie mochte wollen oder nicht, deren Neckereien über sich ergehen lassen; allein sie wurde ernst dabei, und als Gretchen dies bemerkte, hielt sie erstaunt, ja fast erschreckt von selbst inne.

„Wie," rief sie, „sollte ich mich in Deinen Gefühlen irren? Sollte Dich das, was ich Dir hier sagte, unangenehm berührt haben?"

Statt eine bestimmte Antwort zu geben, brach Emilie in heftiges Weinen aus, und erst nach langem Drängen und Bitten brachte es Gretchen dahin, daß sie sich aussprach.

„Wir sind Schwestern, liebes Gretchen," sagte Emilie, indem sie ihre Thränen trocknete, „wir haben nichts vor einander geheim, deßhalb will ich Dich auch jetzt ganz in mein blutendes Herz blicken lassen. Was Du mir vorhin sagtest, liebes Gretchen, die Gefühle, die Du Deinem Bruder beischriebst, sind, wenn er sie wirklich hegt, diejenigen, die ich aus tiefster Seele erwiedere. Ja, Gretchen, ich will es Dir nicht verhehlen, denn warum soll ich gegen Dich, meine einzige Vertraute, nicht offen seyn? Ich liebe Deinen Bruder mit der ganzen Kraft meiner Seele! Sein redlicher Sinn, sein glänzender Verstand, seine Kenntnisse, seine poetische Natur, Alles, was mit einem Worte aus ihm den ausgezeichneten Mann macht, welcher mit Recht der Stolz seiner Familie und der Gegenstand der aufrichtigsten Hochachtung aller derer ist, die ihn kennen, hat mich an ihn gefesselt, hat mich bezaubert! Aber diese Liebe, theures Gretchen, ist mein Unglück, selbst wenn sie, wie du es behauptest, erwiedert wird. Ja, liebes Gretchen," fuhr Emilie unter neuen heißen Thränen fort, „es ist keine leere, durch nichts begründete Ahnung, es ist eine aus Thatsachen geschöpfte Ueberzeugung, daß diese Liebe den Schlußstein meines Unglücks bildet. Du weißt, was meine Eltern für mich sind; glaubst Du denn, daß sie je ihre Einwilligung zu dieser Heirath geben würden? Für meinen Vater gibt es nur *ein* Gefühl, es ist das für Reichthum, für Geld, für Spekulationen; für meine Mutter wieder nur *eines*, es ist das Gefühl des Stolzes, der sie vor Allem bei der Wahl eines Schwiegersohnes auf hohen Rang oder wenigstens auf sichere Aussichten einer glänzenden Carriére und auf einen adeligen Namen sehen lassen wird. Nimm nun Deinem Bruder alle seine Vorzüge, gib ihm einen häßlichen Charakter, gib ihm statt seiner blühenden Gesundheit, statt seiner schönen Gestalt, statt seiner hervorragenden Intelligenz, einen siechen Körper, die Jahre eines Greises und den Blödsinn eines Idioten, mache ihn zu einem widerlichen Scheusal, aber gib ihm einen Grafentitel, gib ihm eine Million, dann gibt es für mich in den Augen meiner Eltern wenigstens kein Hinderniß, seine Frau zu werden."

Emilie schwieg, nachdem sie durch diese bitteren Worte ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht hatte. Sie lehnte ihr Haupt an die Brust ihrer Freundin, die tief ergriffen, nur wenig zu erwiedern wußte, um Emilie zu trösten. In der That war das, was die Bankierstochter über den Charakter ihrer Eltern gesagt hatte, nur zu wahr. Herr Roland war einer jener Männer unserer jetzigen Zeit, in deren Herzen keine Liebe für die Familie, kein Gedanke an das wirkliche Glück der Kinder Raum hat, die Alles ihrem unersättlichen Golddurste opfern, die in ihren Töchtern, wie in ihren Eisenbahnaktien nur ein Spekulationsobjekt sehen, welches sie willig in die Hände des Meistbietenden geben.

Und nicht besser waren die Ansichten, welchen Emiliens Mutter huldigte. Eitelkeit, Uebermuth, Hoffart waren die Hauptbestandtheile ihrer Seele, sie war mit einem Worte eine jener üppigen Weltdamen, deren höchste Seligkeit darin besteht, sich gegenseitig im Luxus und in verschwenderischem Glanze zu überbieten. In ihrer Tochter sah sie nur ein Mittel, ihrem Hause einen neuen Schimmer zu verleihen. Eine hiezu geeignete Allianz betrachtete sie daher als eine Nothwendigkeit, der sich Emilie unterwerfen müsse, ohne daß dabei das Glück, ohne daß dabei der innere Friede ihres Kindes in die Waagschale gelegt wurde.

Dies Alles wußte Gretchen nur zu gut und sie machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie ohne Ueberlegung sich Scherze erlaubt hatte, die unter diesen Verhältnissen so unpassend waren.

Die Stimmung war daher eine sehr traurige, in der die beiden jungen Mädchen ihr Lieblingsplätzchen verließen, um nach Hause zu gehen, als Susanna ihnen munter entgegengesprungen kam und schon von Weitem einen Brief in die Höhe hielt.

„Ein Brief an Sie, Fräulein Emilie," rief die Magd, indem sie denselben übergab. Es war der erste, den Emilie seit ihrem Aufenthalte in Schalberg erhielt. Obwohl aus D., kam derselbe jedoch, wie es schien, nicht von ihren Eltern, da Emilie die Schrift nicht kannte, mit der die Adresse geschrieben war.

Hastig riß sie das Couvert ab. Emilie sah nur zwei Zeilen. Aber diese zwei Zeilen waren inhaltschwer, denn sie gaben von der plötzlichen Erkrankung des Bankiers Nachricht und forderten Emilie auf, daß sie schleunigst nach D. zurückreisen möge.

Zum Tode erschrocken, gönnte sich Emilie kaum die Zeit, von ihren Freunden Abschied zu nehmen. Wenn sie unverzüglich von Schalberg abreiste, konnte sie noch in Rudolstadt rechtzeitig eintreffen, um ohne Unterbrechung ihre Reise mit dem Eilwagen fortzusetzen.

Herr Müller ließ daher augenblicklich anspannen und eine Viertelstunde später war Emilie mit ihrer Freundin, die sich's nicht nehmen ließ, sie bis Rudolstadt zu begleiten, und mit Herrn Müller, der selbst kutschirte, unterwegs.

In Rudolstadt empfahl Herr Müller sie dem Kondukteur des Eilwagens, der eine Viertelstunde später nach D. abging; dann kehrte er mit Gretchen, die sich kaum von ihrer Freundin hatte losreißen können, nach Schalberg zurück, während Emilie nach D. fuhr, wo eine ungeahnte Veränderung ihres bisherigen Lebens bevorstand.

9.

Emilie fand ihren Vater nicht mehr. Ein Schlaganfall hatte sein plötzliches Ende herbeigeführt, und er war bereits beerdigt, als seine Tochter ankam.

Seit langer Zeit hatte Herr Roland den Ausbruch seines Bankerotts vor Augen gehabt. Tollkühne Spekulationen auf der Börse, von welchen mehrere nach einander fehlschlugen, dann sein übertriebener Luxus, mit dem er seinem Kredit eine künstliche, wenngleich nur momentane Stütze zu geben suchte, hatten die Katastrophe beschleunigt, die er nun, aufgerieben durch den erbitterten Kampf, welchen er gegen sein Schicksal unternommen, nicht zu überleben vermocht hatte. Eine Menge Privatpersonen, die ihm ihre Kapitalien oder ihre Ersparnisse anvertraut hatten, waren durch dieses Falliment um ihr Vermögen gebracht; die allgemeine Erbitterung war daher eine außerordentliche und nur die gerichtliche Beschlagnahme des ganzen aktiven Vermögens, die Wahrnehmung, daß zu Gunsten der Gläubiger ohne Rücksicht auf die Hinterbliebenen verfahren werde, konnte einigermaßen die aufgebrachte Menge beschwichtigen.

Die arme Emilie war, obwohl der Brief, der sie so schnell von ihrem Landaufenthalte abrief, sie sehr geängstigt hatte, doch weit entfernt, zu glauben, daß eine solche Reihe von Unglücksfällen sie erwarte.

Als sie am andern Morgen, nachdem sie Schalberg verlassen hatte, in D. ankam und das reiche Hotel ihres Vaters betrat, fand sie Alles in der größten Verwirrung.

Gerichtspersonen, Advokaten, Wechselagenten gingen ab und zu, während ein dichter Haufe von Leuten mit Papieren in den Händen sich in den Salons herumtrieb und mit roher Insolenz um das Mobiliar stritt, welches der Verstorbene hinterlassen hatte.

Emilie begriff diesen Lärmen nicht. Sie hatte noch immer keine Idee von dem, was hier vorging und eilte mitten durch diese Leute, die von ihr nicht die geringste Notiz nahmen, in das Kabinet ihrer Mutter.

Dort fand sie Madame Roland, ganz schwarz gekleidet, wie leblos auf einem gestickten Divan ausgestreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Paris, Ende Nov. Unter den trefflichen Gaben, mit welchen die holde Pomona diesen Herbst die Sterblichen erfreute, befand sich eine Birne von solch ungeheurer Größe, daß Jeder, der sie sah, Mühe hatte, sie für eine natürliche, wirkliche Birne zu halten. Sie wurde, wie es sich von selbst versteht, nach Paris geschickt, wo sie am Schaufenster eines weltberühmten Delikatessenhändlers Aller Blicke auf sich zog. Diese gigantische Birne war zu schön, um gegessen zu werden; sie war aber würdig, auf den Tafeln der Großen als ein Meisterstück der allgütigen Mutter Natur zu prangen und als Augenweide zu dienen. Der Eigenthümer, der dies recht gut wußte, verkaufte sie auch nicht, sondern vermiethete sie für große Diners und erhielt jeden Abend zehn Franken für die Gastrolle, welche seine Birne während einiger Stunden auf irgend einer Tafel in irgend einem Hause spielte; denn keiner der Gäste hatte jemals den Einfall, ein Stück dieser Riesenfrucht zu begehren. Da ereignete es sich aber, daß der Bankier G—d aus Frankfurt in Paris eintraf. Als eine der hervorragendsten Spitzen in der Finanzwelt drängte man sich von vielen Seiten, ihn als Gast an der Tafel zu haben,

und so kam es, daß er fast jeden Abend die glorreiche Birne an einer andern Tafel sah und in denselben Dityramben rühmen hörte. Das wurde ihm am Ende doch langweilig. Vor einigen Tagen nun wurde er wieder zu Tische geladen und abermals prangt in der Mitte der Tafel die Birne, die bereits durch die verschiedenen Stadttheile von Paris gewandert war. Beim Dessert ergießen sich alle Gäste in Lobsprüchen, in welche unser Landsmann natürlich auf's lebhafteste einstimmt; aber in der Verzweiflung, während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt der zivilisirten Welt den Anblick dieser Paradebirne nicht mehr los zu werden, gibt er zu verstehen, daß der Geschmack derselben vielleicht weniger bewundernswürdig, als ihr Umfang seyn möchte. „Es kommt ja nur auf den Versuch an," ruft die Hausfrau, indem sie die kostbare Frucht dem Bankier reichen läßt, freilich in der festen Ueberzeugung, daß dieser den Versuch nicht machen würde. Der Bankier aber nimmt die Wirthin beim Wort und fährt mit dem Messer in's Herz der Riesenbirne. Die Unthat war vollbracht. Sämmtliche Tischgenossen sind von einem panischen Schrecken ergriffen und die Hausfrau bekommt eine Gänsehaut. Sie macht indessen gute Miene zum bösen Spiel und unterdrückt so viel wie möglich den Schmerz, für den grausamen Messerschnitt des Bankiers fünf Napoleon zahlen zu müssen; ja, sie zwingt sich sogar zu einem süßen Lächeln, als der deutsche Bankier scheidet. Am folgenden Morgen aber erhält sie von demselben ein geistreich geschriebenes Billet, in welchem er sie bittet, ein Dutzend Stück Ananasse anzunehmen, welche dieses Billet begleiteten. Verdient dieser Zug eines deutschen Bankiers nicht, von einer poetischen Feder auf die Nachwelt gebracht zu werden?

Bei Registrirung des Brandunglückes, das die Ladies Bridgman, am Kamin plaudernd, dieser Tage getroffen, lesen wir in der „Allg. Ztg.": Vor einiger Zeit wollte, ebenfalls in England, eine Dame aus dem Wagen steigen, blieb mit dem Reifrock hängen und stieß sich beim Herabstürzen vom Wagentritt die eiserne Spitze ihres Sonnenschirms durch die Lunge, daß sie wenige Minuten darauf starb. Eine andere, eben aus großer Gesellschaft heimgekehrt, ging im heimlichen Gemach in Flammen auf. Wenn Salons-Engel es nicht vermeiden können, so tief erdenwärts zu schweben, so sollten sie wenigstens die kolossalen Flügel ablegen.

In der Gemeinde Wachtendonk (im landräthlichen Kreise Geldern) kommt jetzt folgender Heirathsfall vor: Der Stiefvater heirathet die Stieftochter seines Stiefsohnes, dadurch wird nun der Bräutigam der Schwiegersohn seines Stiefsohnes und der Schwiegersohn seiner Stiefschwiegertochter; die Braut wird dann Stiefschwiegermutter ihres Stiefvaters und die Stiefschwiegermutter ihrer Mutter; der Stiefsohn wird der Stiefschwiegervater seines Stiefvaters und der Schwiegersohn seiner Stieftochter, die Mutter wird die Schwiegermutter ihres Stiefschwiegervaters und die Stiefschwiegertochter ihrer eigenen Tochter.

Cherubini erhielt einmal im Winter den Besuch eines Freundes, der nicht wenig erstaunte, als er den großen Componisten in einem ungeheizten Zimmer mit drei langen bärtigen Männern fand, welche Fußbäder in Eiswasser nahmen. „Was machen Sie hier, um's Himmelswillen?" frägte der Freund. — „Morgen wird eine Messe von mir aufgeführt," erwiederte Cherubini, „zu der ich ein paar tüchtige Bässe zurecht mache; die hiesigen Sänger haben nicht die nöthige Tiefe."

In Frankfurt erzählt man sich ein artiges Stückchen. Als der Bürgerverein den Palast des Reichsverwesers angekauft hatte, brauchte er auch Stühle, am besten Strohstühle. Sogleich erbot sich ein Mainzer, er wolle sie schaffen, Stück für Stück zu 1 fl. 30 kr. — Das geht nicht, sagten die Frankfurter Patrioten und übertrugen die Lieferung einem Frankfurter Zunftmeister, der noch dazu Mitglied war. Bald saßen alle Herren auf den Stühlen, per Stück (nämlich Stühle) 3 Gulden. Die Stühle gaben keinen Laut von sich, nur die Spatzen auf den Dächern erzählten einander, der Frankfurter Zunftmeister habe die Stühle von dem Mainzer gekauft, Stück für Stück 1 fl. 30 kr.

Auflösung des Logogryphs in № 152.

M a g n e t. — M a g n a t.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Freitag, 24. Dezember 1858.

Weihnachten.

Schon tausenmal besungen,
O schöne Weihnachtszeit,
Sind immer neu die Zungen
Zu deinem Preis bereit!
Der Freude, die du spendest,
Wird müde nie die Brust,
Weil ewig zu du wendest
Ihr frisch der Jugend Lust!

Ein Zauber ohne Gleichen
Geht von dem Bäumchen aus,
Dem schmucken, gabenreichen,
Das du bescheerst dem Haus!
Die Kleinen steh'n entzücket
Vor seinem Lichterglanz,
Die Großen seh'n beglücket
Auf ihren frohen Kranz!

Der Greis, der, daß es währe
Mit ihm nicht lang' mehr, weiß,
Wischt eine Freudenzähre
Sich aus dem Auge heiß
Und denket an die Stunde
Voll Seligkeit zurück,
Die einst ihm, süße Kunde,
Bescheert dasselbe Glück!

Das Mütterchen, der Bahre
Ganz nahe schon gerückt,
Glaubt ihrer Jugendjahre
Christbäumchen neu geschmückt,
Und spielt mit ihrer Puppe
Noch einmal froh im Geist,
Wenn ihrer Enkel Gruppe
So selig sie umkreist!

Der Freude, die du spendest,
Wird drum nicht satt die Brust,
Weil ewig zu du wendest
Ihr frisch der Jugend Lust,
Und, tausendmal besungen,
Sind immer neu bereit
Zu deinem Preis die Zungen,
Du schöne Weihnachtszeit!

Sey denn der Welt gegrüßet
Auf's neue fröhlich heut,
Und reich, was ihr versüßet
Dein Kommen, ausgestreut!
Laß deiner Bäume Kerzen
Den Kleinen wonnig glüh'n
Und in der Großen Herzen
Ihr Glück verjüngt erblüh'n!

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Emiliens Brust, denn nun erkannte sie zum Theil wenigstens ihr Unglück. Sie überließ sich ohne Rückhalt dem Ausbruche des Schmerzes, da Niemand zugegen war, als Doktor Corvin, der Hausarzt der Familie Roland, und Cölestine, das Stubenmädchen, die allein von der ganzen Dienerschaft treu an der Seite der unglücklichen Wittwe geblieben war.

Von Beiden erhielt Emilie, nachdem sie ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte, so schonend als möglich die nöthigen Aufklärungen über die ganze Ausdehnung ihres Verlustes.

Sie erfuhr nun, daß der Ruin ein vollständiger, daß das Palais, daß Alles, was es enthielt, dem Konkurse verfallen sey, ja daß nicht einmal der Fauteuil ihr gehöre, in welchem sie saß, da die ganze Einrichtung, die Herr Roland erst vor einigen Monaten angeschafft hatte, noch nicht be-

zahlt sey und somit vom Meubleshändler wieder zurückgenommen werde.

„Und leider hat," fügte der Arzt seinen traurigen Mittheilungen bei, „Ihre arme Frau Mutter, wie Sie sehen, keine Gedanken mehr. Seit dem Tode Ihres Vaters liegt sie hier in einem halbbewußtlosen Zustande, ohne zu weinen, ja fast ohne Lebenszeichen, mit einem Worte in einer Lethargie, wie sie mir nur selten in meiner Praxis vorkam.

„Mein Gott, mein Gott, so steht es mit uns!" rief Emilie, indem sie sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Dann aber erwachte eine bisher noch nie geahnte Energie in ihrer Seele. „Wir können und dürfen in diesem Hause nicht mehr bleiben!" sagte sie. „Wollen wir es also so bald als möglich verlassen! Aber nur durch Ihre Vermittlung, bester Doktor, kann das geschehen; wenn Sie uns nämlich in irgend einem entlegenen Hause in einer der Vorstädte eine kleine Wohnung suchen, wie sie unsern jetzigen Verhältnissen angemessen ist, die Sie dann schnell mit den nöthigsten Meubles versehen, damit wir heute noch einziehen können. Ich habe einige Ersparnisse, die für diese Anschaffungen und unsere ersten Bedürfnisse ausreichen werden," fuhr Emilie mit einem Tone fort, in welchem eine bewunderungswürdige Resignation und Seelenkraft lag, „dann aber will ich durch den Fleiß meiner Hände meine Mutter und mich ernähren."

„Warum sprechen Sie so von solchen Extremen?" erwiederte der Doktor. „Sie haben Verwandte, wenn auch entfernte, die sich Ihrer annehmen, Freunde, die Sie nicht verlassen werden. Und dann sind ohne Zweifel für Sie noch einige Trümmer aus dem Schiffbruch Ihres Vermögens zu retten, die Ihnen eine bescheidene, aber doch sorgenfreie Existenz sichern."

„Die Tochter eines Bankerottiers, Herr Doktor," entgegnete Emilie dem Arzte mit fester Stimme, „steht allein in der Welt, denn sie kann Niemanden zur Last fallen wollen, wenn sie einen Funken Ehre besitzt. Nein, nein!" fuhr sie fort, „ich will in irgend einem verborgenen Winkel durch meine Arbeit unsere Existenz fristen, die eine Sühne für das Unglück seyn soll, in welches mein Vater alle jene stürzte, die ihr Hab und Gut ihm anvertrauten. O ich verhehle mir nicht, Herr Doktor, daß der Name, den ich trage, beschimpft ist, daß er von vielen Hunderten verflucht wird, die der, der ihn mir gab, um die Früchte ihres Fleißes, um die oft nur durch Mühseligkeiten und Entbehrungen errungenen Ersparnisse brachte.

„Sprechen Sie mir daher nicht davon, daß wir uns mit dem, was vielleicht aus dem Bankerott gerettet wird, ein sorgenfreies Leben sichern können, denn ich will mich lieber der äußersten Armuth unterziehen, als mir auch nur das Geringste von dem aneignen, was den Gläubigern meines Vaters gehört."

Der Doktor konnte einem so edlen Entschluß, konnte einem so heroischen Muthe in einer so verzweiflungsvollen Lage seine gerechte Bewunderung nicht versagen. Er hielt es für seine Pflicht, dem so bestimmt ausgesprochenen Wille des jungen Mädchens zu willfahren, denn er sah ein, daß ein längeres Bleiben in diesem Hause für Emilie und ihre Mutter allerdings unmöglich sey. Er versprach daher, unverzüglich in dem Sinne Emiliens sich nach einer Wohnung für sie umzusehen und entfernte sich zu diesem Zwecke, nachdem er vorher noch Einiges für Madame Roland angeordnet hatte.

Als Emilie nun aber mit Cölestine allein war, brach ihr Schmerz auf's Neue in lautes Schluchzen aus. Mit Küssen der kindlichsten Zärtlichkeit bedeckte sie unter heißen Thränen das erdfahle Gesicht ihrer Mutter; allein ihre Liebkosungen blieben unerwiedert und nichts verrieth, daß Madame Roland lebe, als einzelne, unzusammenhängende Worte, die sie von Zeit zu Zeit leise vor sich hinmurmelte und aus welchen zu entnehmen war, daß ihr Geist sich mit den Verlusten beschäftige, die sie erlitten hatte.

Emilie begriff, daß von ihrer Mutter kein Widerstand gegen die Ausführung ihres Vorhabens, aber anderer Seits auch keine Unterstützung, kein Rath in ihrem künftigen Leben zu erwarten sey. Sie verhehlte sich nicht, daß fortan auf ihren Schultern das ganze Gewicht aller Sorgen laste, daß sie es sey, die trotz ihrer Jugend, trotz ihrer Unerfahrenheit für sich und ihre Mutter die Barke im Ozean des Lebens zu lenken habe.

Als nach ein paar Stunden Doktor Corvin wiederkam und Emilie benachrichtigte, daß er eine passende Wohnung gefunden habe, wurde Madame Roland in den Wagen des Arztes gebracht, ohne wie es schien, zu wissen, was eigentlich mit ihr geschah.

Emilie verließ ohne besonderes Leid diese glänzenden Räume, obwohl sie die Stätte ihrer Geburt waren. Wie Schattenbilder zogen tausend Erinnerungen durch ihre Seele, Erinnerungen, die aber nichts Freundliches an sich hatten. Sie sah sich als Kind, umgeben von Wärterinnen,

aber immer entfernt von der Mutter; dann kam die Zeit, wo sie ganz das elterliche Haus verlassen mußte, um wieder unter fremden, mehr oder minder gleichgiltigen Personen in einem Institute erzogen zu werden, und nach dieser übrigens in ihrem jungen Leben glücklichsten Epoche sah sie sich gleich einer an Fäden geleiteten Marionette ohne freie Bewegung wieder in diesen Salons, wo die Kälte der sie umgebenden Menschen ihr empfindsames Herz erstarren machte.

Was hätte sie also bedauern sollen, als sie aus diesem Hause schied? Etwa die erborgten Schätze ihres Vaters, die seidenen und sammtnen Meubles mit ihren prätenziösen und luxuriösen Vergoldungen, diesen Luxus einer geldaristokratischen Großthuerei?

Nein! Emilie ließ dies Alles mit stoischem Gleichmuthe zurück und stieg muthig die drei Treppen der neuen Wohnung hinauf, die Doktor Corvin in einem einfachen, aber reinlichen Hause auf der Landstraße von L. für sie gefunden und gemiethet hatte.

Anders war es bei Madame Roland, die einen Augenblick lang aus ihrem Stumpfsinn zu erwachen schien, als sie sich in so einfache Zimmer versetzt sah, wo weder Bronzelüstres noch Pendulen, wo weder kostbare Bilder noch venetianische Spiegel, weder persische Teppiche noch reiche Etageres zu finden waren.

Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck des Schreckens an, bald aber wich derselbe ihrer bisherigen Apathie und sie ließ sich von Emilie und Cölestine wie ein kleines Kind entkleiden und zu Bett bringen, während der Arzt im Nebenzimmer wartete, um ersterer die übrigen Theile der kleinen Wohnung zu zeigen und sie mit den Bedingungen bekannt zu machen, unter welchen dieselbe vom Hauseigenthümer, einem Maler, der mit seiner Familie die erste Etage seines Hauses bewohnte, abgelassen worden war.

Der zweite Stock war in zwei Hälften getheilt; die eine stand leer, die andere, die zwei Zimmer, eine kleine Kammer und eine Küche enthielt, also gerade Raum genug für eine so kleine Haushaltung, wie Emilie sie von nun an führen mußte, wurde von den unglücklichen Hinterbliebenen des Bankiers bezogen.

Die Fenster dieses kleinen Quartiers gingen auf den Garten hinaus, über welchen die Bäume der Landstraße von L. hervorsahen; so zwar, daß also kein lästiges vis-à-vis genirte. Gerade wegen dieser Einsamkeit und Ruhe hatte sich der Doktor für dieses Logis entschieden, wofür Emilie ihm herzlich dankte, indem sie mit seiner verständigen Wahl um so zufriedener war, als der geringe Miethpreis ihr erlaubte, denselben für ein Jahr voraus zu entrichten, ohne dadurch ihren kleinen Ersparnissen, die ungefähr aus 200 Thlrn. bestanden, einen allzugroßen Ausfall zu verursachen.

Als der Doktor fort war, setzte Emilie sich neben das Bett ihrer Mutter, um bei ihr während der Nacht zu wachen.

Es waren dies wichtige Stunden im Leben des jungen Mädchens, Stunden, die sie inbrünstigen Gebeten und ernsthaften Betrachtungen widmete.

Sie blickte voll Ergebung auf den dornenvollen Pfad des Lebens, der vor ihr lag und den sie freudlos und allein zu durchwandeln hatte, denn, obwohl schuldlos, haftete ein Flecken auf ihrem Namen, der sie ausschloß aus der Gesellschaft aller Ehrlichen!

Stille Thränen rieselten über ihre Wangen, denn sie dachte nun auch an die fröhlich verlebten Tage in der Meierei, die so traurig endeten, um nie wiederzukehren; sie dachte an ihre Freundin Gretchen, dachte an Joseph, ihre erste Liebe, — und es wollte ihr dabei das wunde Herz brechen, denn auch Freundin und Geliebter schienen ihr durch die Schuld des Vaters auf immer verloren.

„Wie kann ich mich mehr vor der Familie Müller sehen lassen?" sagte Emilie zu sich selbst. „Trotz ihrer bisherigen Freundschaft wird Gretchen sich nunmehr meiner schämen, und Joseph Müller wird, wenn er mich auch liebt, seine Liebe besiegen, da er zu stolz seyn wird, mit mir an den Altar zu treten."

So erging es dem armen, unglücklichen Mädchen wie so vielen Anderen, die in den schweren Prüfungen des Lebens das Vertrauen auf die Menschen verlieren.

Desto unerschütterlicher war aber ihr lebendiger Glaube an Gott. Er, der Allbarmherzige, der keines seiner Geschöpfe aus den Augen verliert, war ihr Anker! Von ihm, der über Alle wacht, hoffte sie die Kraft zu erlangen, sich mit Resignation in ihre isolirte Lage, in all' die Entbehrungen zu schicken, die fortan ihr Loos seyn würden. Nur für ihre arme Mutter war ihr bange. Ihre Mutter, zu sehr an den Luxus gewöhnt, wird sie wohl eine ärmliche Existenz ertragen lernen?

„O! was in meinen Kräften steht," rief Emilie, „will ich gerne thun, um ihr die Verän=

derung unserer Verhältnisse weniger empfindlich zu machen. Die kostbaren Kleider, die Mantillen mit den werthvollen Spitzen, kurz meine ganze Toilette, die ich bei Gretchen zurückgelassen habe, will ich ihr zurechtrichten, denn sie ist ja so sehr an Eleganz gewöhnt, während ich selbst nichts mehr brauche als das einfache Kleid einer Arbeiterin!"

So brach der Tag an, ohne daß Emilie ein Auge geschlossen hatte. Sie blickte nun im Zimmer umher, welches schon in den wenigen Stunden, seit welchen sie es bewohnte, Zeuge so vieler Thränen, so vieler Seufzer geworden war.

Es enthielt nichts als das Bett, auf welchem Madame Roland lag, zwei Stühle, eine Kommode, einen runden Tisch und einen alten verblichenen Divan.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Paris, 27. Nov., wird der „Neuen Pr. Ztg." geschrieben: „Die Mode des Tages unter den reichen Fremden und unter unseren Baronen der hohen Finanzwelt sind die chinesischen Diners mit unbeschreiblichen und unmöglichen Schüsseln: Purée de rats, Sauce d'araignees und andere eben so widerliche als seltsame Dinge. Man erzählt sich von einem solchen Diner, zu dem ein vornehmer Fremder etwa zwanzig Personen eingeladen hatte, die aber sämmtlich mit einer Indigestion nach Hause gingen. Zu einem europäischen Diner hatten sich vor einigen Tagen sechs Finanzmänner in den Freres Provençaux zusammengefunden, sechs Luculusse; das Dessert allein kostete 2000 Frs. Ueberhaupt geht der Luxus der Tafel gleichen Schritt mit dem Luxus der Toilette und der Möbel, was natürlicher Weise viele Familien zwingt, zu allerlei lächerlichen Mitteln Zuflucht zu nehmen, um einen eingebildeten Reichthum zur Schau zu tragen.

In Zürich ist seit dem 1. Sept. ein Unternehmen im Gange, wie es selten wieder zu finden seyn wird. Es ist „das Kosthaus" oder „die Gesellenherberge zum Wellenberge", das solchen Arbeitern, die ein geordnetes Leben zu führen wünschen, einen freundlichen Heerd mit gutem Logis und guter Kost verhältnißmäßig billig bietet. Das Kosthaus ist zur Aufnahme von 100 Gesellen eingerichtet und herrscht eine bestimmte Hausordnung. Die Kostgänger können ihre freie Zeit in dem gut erwärmten und erleuchteten Unterhaltungssaale zubringen, in welchem neben einer Bibliothek und Tagblättern auch Unterhaltungsspiele (jedoch nicht um Geld) aufliegen. Das Ganze ist ein Unternehmen, das auf Aktien gegründet ist und sich anständig rentiren soll.

Zu dem Geburtstage, welchen neulich Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen feierte, hatte der Hof-Konditor Kranzler in Berlin, so erzählt der „Publicist", einen riesigen Baumkuchen gebacken, der als das non plus ultra der Zuckerbäckerei gelten kann. Achtzehn Rosenknöspchen, auf deren Blättern sich die verschiedenen Wappen der beiden verbundenen königlichen Hä[illegible]ser befanden, entsproßten dem Gebäck und achtzehn Lichter schmückten den Kuchen. Darüber erhob sich ein prächtiger Blumenkorb von Zuckerguß und um die gewaltige Basis schlang sich ein herrlicher Camellienkranz. Es war das eine sinnige Erinnerung an den englischen Hochzeitskuchen, dessen Ruf englische Zeitungen durch alle Welt getragen haben.

Ein Wirth auf dem Lande behauptete neulich vis-à-vis seinen Gästen, daß er an jeder Maß Bier sechs Kreuzer profitire. Da die Maß nur so viel kostet, so fragten die Gäste erstaunt, wie das möglich sey und der Wirth gab zur Antwort: „1 Kreuzer hab ich vom Bräu, um 1 Kreuzer sind meine Krüge zu klein gemacht, um 1 Kreuzer schütt' ich Wasser d'runter, um 1 Kreuzer trink' ich selber mit und um 1 Kreuzer läßt jeder gerne noch stehen, macht also 6 Kreuzer." — Jeder logisch Gebildete muß sich über diese Antwort freuen.

Kling ling ling! — „Dia Rekruta, wo zum nächste Zuch müsset, send am Rothhaus angenagelt!" — so machte ein Ausscheller in einem schwäbischen Dorfe dieser Tage bekannt.

Eine eigenthümliche Industrieausstellung fand einst in Paris statt; es befanden sich nämlich gleichzeitig 9 Industrieritter am — Pranger und neben ihnen prangten noch 21 Portraits von ähnlichen industriellen Helden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Dienstag, 28. Dezember 1858.

Der Weihnachtsbaum.

Sahst du noch jüngst im Waldesraum
Den jungen, schlanken Fichtenbaum?
Ihn fällt verhängnißvolle Hand;
Die Trias seufzte und entschwand. —
Sein Zweiggrün dient in scheinbar frischem Leben,
Glanzvoll geschmückt, der Jugend Lust zu geben,
Im Tod wird so sein schlankes Reis
Zum Träger für der Liebe Preis.

Dich blendet vieler Kerzchen Glanz,
Womit besteckt der Zweige Kranz,
Roth, blau und Gold- und Silberband
Knüpft zwischendurch der Mutter Hand;
Und von der Krone Spitze leicht getragen
Siehst du das Christkind auf dem Wolkenwagen,
Wie's zu den braven Kindern fährt,
Rings seine Gaben hold beschreert

Hier blitzt die Gold- und Silbernuß
Und manch' Gebild von Zuckerguß;
Lebkuch' und Aepfel biegt den Zweig,
Bereits behangen überreich; —
Die Treue mit dem Hund kannst da du sehen
Einträchtig mit verschämter Liebe gehen;
Die Hoffnung im Gewand so grün,
Die Fantasie im gold'nen Glüh'n;

Tief aus der Nadeln dunklem Flor
Schaut auch Erinnerung hervor,
Und dicht daneben steht der Fleiß
Gekrönet mit dem Lorbeerreiß;
Nun kommen lust'ge wunderhübsche Sachen,
Die fleiß'gen Kindern sicher Freude machen:
Hier eine Nadelbüchs und Scheer,
Der Fingerhut von Silber schwer.

Dort hängt gar ein Gedenkebuch,
Verziert mit einem goldnen Spruch:
„Dein Leben werd' ich stets erfreu'n,
„Schreibst Gutes du in mich hinein!“
Kalenderchen mit allen Nationen
Geschmückt, die auf dem großen Erdenrunde wohnen,
Erinnern, daß Geographie
Zu lernen du vergessest nie! —

Rund wiegen Vögel sich am Zweig,
Das Eichhorn sitzt im grünen Reich,
Und Bär, Kameel, Fuchs, Katz' und Hund,
Die hängen durcheinander bunt.
Da siehst den Jäger nach dem Hasen birschen,
Ein Rudel dort von schlanken Edelhirschen;
Der Mäher und die Mäherin
Mit Sensen zieh'n zur Wiese hin.

Der Rittersmann auf hohem Roß,
Umgeben von des Fähnleins Troß;
Hanswurste, Püppchen, nett und fein,
Die dürfen nicht vergessen seyn.
Wer nennt mir alle noch die prächt'gen Sachen,
Die selbst Erwachs'nen Lust zum Spielen machen!
Bewundernd schaust du dies und das
Und immer macht's dir neuen Spaß.

Dort Makaron, hier Marzipan,
Die lachen aus dem Grün dich an,
Und Musikanten spielen auf,
Trompet' und Geiglein gibt's zu Hauf!
Du glücklich Kind, dem treue Mutterhände
Bescheerten heut' so überreiche Spende;
Hab' dankbar auf die Gute Acht,
Die dich beglückt in dieser Nacht,

Die dich an keinem Tag vergaß,
Mit Lieb' an deiner Wiege saß
Und deines Herzens Freudentraum
Verwirklichte im Weihnachtsbaum:
Der gute Gott, er hat sie dir gegeben
Zum Schutz und Schirme für dein junges Leben.

Sey dankbar, sey gehorsam ihr,
Der Himmel segnet dich dafür.

Wie glänzt, wie funkelt doch der Baum,
Erhellt des Zimmers dunklen Raum;
Die Lieb' ist's, die ihn so geschmückt,
Sich selbst vergißt und nur beglückt.
So ward für uns in heut'ger Nacht geboren,
Der Heiland uns zum Heile auserkoren;
Sein Sinnbild ist der Weihnachtsbaum,
Mit Licht erhellend Zeit und Raum.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Emilie nahm sich vor, ihre Schmucksachen zu verkaufen, um den Boden mit einem weichen Teppiche zu belegen, um einen bequemen Fauteuil anschaffen, um überhaupt das Zimmer, welches sie für ihre Mutter bestimmte, so viel als möglich ausschmücken zu können.

Dann begab sich Emilie auch in die Nebenstube, welche die ihrige werden sollte. Dort fand sie nun zu ihrer größten Ueberraschung Cölestine vollständig angezogen auf einem Stuhl. Sie sah, daß das treue Mädchen ebenfalls die Nacht durchwacht hatte, um bei einer etwaigen Verschlimmerung in dem Zustande der Wittwe sogleich bei der Hand zu seyn.

„Wie soll ich Dir für so viel Hingebung genug danken, Du treuherzige Seele!" rief Emilie, „wie schwer wird es mir werden, mich von Dir zu trennen."

„Ich bleibe bei Ihnen, mein Fräulein," erwiederte Cölestine.

„Aber in meiner jetzigen Lage," entgegnete Emilie traurig, „kann ich Dich leider nicht mehr behalten."

„Wollen Sie mich denn fortjagen, mein liebes Fräulein, wenn ich Sie nicht verlassen will? Sie beabsichtigen zu arbeiten," fuhr Cölestine fort, „so sagten Sie dem Doktor. Nun gut, mein Fräulein, auch ich will es, denn ich war, bevor ich zu Ihnen in Dienst kam, Weißnähterin. Warum soll ich nun jetzt mein früheres Geschäft nicht wieder treiben können? Wir arbeiten zusammen, mein Fräulein, und ich besorge das Abholen und das Zurückbringen der Gegenstände, die wir vom Weißwaarenmagazin, in dem ich früher arbeitete, recht gerne zur Verfertigung bekommen werden. Dafür gönnen Sie mir ein Plätzchen in Ihrer Wohnung, die ich Ihnen nebenbei alle Morgen in Ordnung bringe, da ich dies nun einmal so gewohnt bin."

Emilie drückte gerührt dem guten Mädchen die Hand. Sie war über eine so seltene Uneigennützigkeit auf's Freudigste überrascht und zögerte nicht länger, dem Vorschlag Cölestinens beizustimmen.

„Du bewährst Dich mir als eine Freundin," sagte Emilie, „und Freunde in der Noth sind selten. So bleibe denn, liebe Cölestine, und lasse uns so bald als möglich einen Wettkampf des Fleißes beginnen."

Nachdem Emilie noch lange mit Cölestine ihre Pläne für die Zukunft, die Einrichtungeu, die sie treffen wollte, den wahrscheinlichen Gewinn, den sie aus ihren Arbeiten zu ziehen hofften, besprochen hatte, kehrte sie wieder in das Zimmer ihrer Mutter zurück, während Cölestine ausging, um einige unumgänglich nöthige Gegenstände und auch einige Lebensmittel für ihr Mittagsmahl zu kaufen.

Inzwischen schrieb Emilie an Gretchen und setzte sie von dem Tode ihres Vaters in Kenntniß. Von ihren übrigen Verlusten berührte sie in ihrem Briefe nichts, denn sie dachte erröthend daran, daß die Familie Müller das Falliment ihres Vaters leider nur zu früh durch Andere erfahren würde. Schon die neue Adresse, die sie ihrer Freundin wegen Nachsendung ihrer Effekten angeben mußte, dachte sie, würde Gretchen auf die Vermuthung einer traurigen Veränderung ihrer Lage bringen.

Andern Tags erhielt Emilie ihr Gepäck, nebst einem Briefe, worin Gretchen sie der herzlichsten Theilnahme versicherte.

Cölestine packte die beiden großen Koffer aus, die nunmehr den ganzen Reichthum der Bankierstochter enthielten; dann öffnete Emilie ein Reisenecessär und nahm ihre mit Brillanten besetzte Uhr und noch andere Pretiosen heraus, die sie der treuen Cölestine gab.

„Nimm diese Uhr, dieses Armband, diese Broche mit den Ohrringen," sagte sie, „und verkaufe Alles, denn es paßt nun nicht mehr für mich. Von dem Erlöse will ich meiner Mutter einige bequeme Möbel anschaffen, damit sie bei ihrer Wiedergenesung nicht zu schmerzlich durch die Wahrnehmung einer so ärmlichen Einrichtung berührt wird, wie sie gegenwärtig in ihrem Zimmer ist."

Als Cölestine seufzend die Gegenstände nahm und durch ihre niedergeschlagene Miene verrieth,

wie wehe es ihr that, daß ihr Fräulein gezwungen war, so schöne Schmucksachen zu veräußern, ergriff Emilie, erfreut über diesen seltenen Beweis der seltenen Herzensgüte dieses Mädchens, ihre Hand und drückte sie freundlich.

„Lasse es Dir nicht leid seyn um diese Sachen," sagte sie; „sie wecken nur peinliche Erinnerungen in mir und haben nur insoferne einen Werth für mich, als sie mich in den Stand setzen, meiner Mutter einige Erleichterungen zu verschaffen."

Schon nach einigen Tagen war Alles so eingerichtet, wie Emilie es wünschte. Der Toilettentisch ihrer Mutter war mit einem gestickten Mousselinvorhange versehen, das Kanapee hatte einen neuen Ueberzug bekommen, vor dem Bette der Madame Roland lag ein schöner Teppich und ein weicher Lehnstuhl breitete seine Arme aus, als wolle er die Kranke einladen, sich seiner zu bedienen.

Für ihr eigenes Zimmer hatte Emilie nichts zur Verschönerung gethan. Sie ließ es arm und schmucklos, wie sie es bei ihrem Einzuge gefunden, nur ein Klavier hatte sie gemiethet, da sie die Musik leidenschaftlich liebte und besonders jetzt in ihr einen Trost, eine Erquickung ihrer Seele zu finden hoffte.

Nach allen diesen Anschaffungen blieben der armen Emilie im Ganzen noch etwa 80 Thaler. Nun dachte sie ernstlich daran, sich durch Cölestine Arbeiten verschaffen zu lassen.

Letztere wandte sich daher an ihren früheren Prinzipal und zwar wie sie es gehofft hatte, nicht vergebens, denn nach ein paar Stunden kam sie, erfreut über die vielen Aufträge, mit welchen sie betraut wurde, zurück.

Von nun an arbeiteten beide Mädchen mit dem unermüdlichsten Eifer. Unter Tags hatten sie hiezu wenig Zeit, denn Madame Roland erheischte viele Pflege und Emilie, die mit frommer Hingebung es sich nicht nehmen ließ, ihre Mutter allein zu bedienen, brachte fast den ganzen Tag an ihrem Bette zu, während Cölestine von den Geschäften der Haushaltung in ihrer Eigenschaft als Stubenmädchen, Köchin und Wäscherin in Anspruch genommen war. Aber die Abende hatten die beiden Mädchen für sich und diese benützten sie, um ohne Unterbrechung oft so lange zu nähen, bis das allmälige Erlöschen der Lampe sie daran erinnerte, daß es Zeit sey, sich zur Ruhe zu begeben.

So vergingen einige Wochen, während welcher Emilie aber zu ihrem Kummer bemerkte, daß sie trotz ihres eisernen Fleißes nicht genug verdiente, um die täglichen Bedürfnisse bestreiten zu können, ohne die kleine Summe anzugreifen, die ihr von ihren Ersparnissen übrig geblieben war.

Sie sah zu ihrem Schrecken, daß es immer mehr mit ihnen abwärts ging, denn während einerseits der strenge Winter viel Holz nöthig machte, veranlaßte andererseits ihre kranke Mutter um so mehr Ausgaben, als Emilie es sich zur heiligsten Pflicht machte, alle Launen derselben, wenn dies nur irgend möglich war, zu befriedigen.

Mit Madame Roland ging es indessen in so ferne besser, als sich allmälig ihr Geist wieder belebte, hingegen nahmen die organischen Kräfte um so rascher bei ihr ab, so daß Emilie die doppelte Aufgabe hatte, dem scharfen Blicke ihrer Mutter die Noth zu verbergen, in der sie lebte und die Fortschritte ihrer körperlichen Schwäche durch den Genuß kräftiger, aber theuerer Speisen und südlicher Weine zu hemmen.

Bald waren die letzten Thaler ihres kleinen Kapitals ausgegeben. Emilie hatte nun keine andern Subsistenzmittel mehr, als die Früchte ihres Fleißes, den kargen Lohn ihrer undankbaren Arbeit.

Sie verwendete jetzt auch die Stunden des Tages zum Nähen, indem sie ihre Mutter glauben ließ, daß sie für sich die elegantesten Toilettengegenstände verfertigte, die sie für die Weißwaarenhandlung lieferte.

Seit mehreren Wochen hatte sie keine Taste ihres Klaviers mehr berührt, denn jede Minute war ihr kostbar, allein ungeachtet dieser Ausdauer sah sie sich doch endlich eines Tages außer Stande, das anzuschaffen, was der Arzt verordnet hatte.

„Mein Gott! Mein Gott!" rief da Emilie mit einem Tone herzzerreißenden Jammers, „was soll aus uns werden? O mein Gott, du Vater der Waisen, erbarme dich meiner! O hilf uns aus dieser Noth!"

Und Gott hörte ihr Flehen.

Als nämlich am andern Morgen Cölestine ausging, um mit den letzten Kreuzern, die noch im Hause waren, eine Tafel Chocolade und Milchbrod für das Frühstück der Kranken zu kaufen, begegnete ihr im Hofe der Hausherr. Gegen seine Gewohnheit sprach er sie an.

„Warum," fragte er, „hören wir denn seit einiger Zeit Fräulein Emilie gar nicht mehr Klavier spielen? Sie ist doch nicht krank?"

Cölestine erzählte nun, daß theils die Pflege ihrer Mutter, theils andere Arbeiten sie davon abhielten.

„Es ist Schade," erwiederte der Maler, „denn Fräulein Emilie ist eine wahre Virtuosin. Wie

glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich eine solche Künstlerin wüßte, die sich damit abgeben wollte, meinen zwei Töchtern Unterricht zu ertheilen."

„O, ich denke, hiezu würde sich mein Fräulein gerne bereit finden lassen," entgegnete Cölestine, die kaum die freudige Aufregung zu verbergen vermochte, in welche die Hoffnung sie versetzte, eine angemessenere Beschäftigung für ihr Fräulein zu finden, als die bisherige.

„Wirklich!" rief der Maler, „Sie glauben, daß Fräulein Emilie darauf einginge?"

„Ich bezweifle es nicht," versicherte Cölestine, „und wenn es Ihnen ernst ist, so will ich mein Fräulein davon in Kenntniß setzen."

Und ohne eine Antwort des Malers abzuwarten, sprang sie eilig wieder hinauf, so daß sie kaum zu Athem kommen konnte, um ihre frohe Botschaft auszurichten.

Emilie saß wie gewöhnlich bei ihrer Mutter und stickte. Sie hatte rothgeweinte Augen; denn ihr Muth war gebrochen; wußte sie doch nicht, woher sie die Mittel nehmen sollte, um ein Mittagessen zubereiten zu können.

Da Cölestine nicht im Beiseyn der Mutter den Wunsch mittheilen wollte, so winkte sie Emilien in das Nebenzimmer und nun erzählte sie ihr die eben stattgehabte Unterredung.

Emilie blickte dankbar zum Himmel empor. „Du siehst," sagte sie zu Cölestine, „Gott verläßt uns nicht. Ist die Noth am höchsten, so ist seine Hilfe am nächsten!" Und sie zweifelte nun nicht mehr, daß sich von jetzt an Alles zum Bessern wenden werde.

Schon am nächsten Tage begann sie den Unterricht, um welchen sie durch die Frau des Hausherrn formell gebeten worden war.

Sie gab jedem der beiden Mädchen täglich eine Stunde und erhielt dafür ein so generöses Honorar, daß sie von nun an einem sorgenfreien Leben entgegensehen konnte.

Die glänzenden Fortschritte, welche ihre beiden Schülerinnen machten, erregten bei den Bekannten des Malers die aufrichtigste Bewunderung. Bald erhielt Emilie von allen Seiten Anträge, die sie aber zurückweisen mußte, da sie nicht länger als zwei Stunden von ihrer Mutter wegbleiben wollte, die zum tiefsten Kummer Emiliens von Tag zu Tag schwächer wurde, so daß auf eine Rettung nicht mehr zu hoffen war.

Auch in der Meierei hatte sich so Manches verändert. Der sonst so lebensfrohe Joseph war nicht mehr derselbe, seit er Emilie im Hause seines Vaters vermissen mußte.

Wie lieb waren ihm in Gesellschaft des jungen Mädchens alle Spaziergänge geworden, wie monoton und langweilig kamen sie ihm jetzt vor. Wie schnell und fröhlich waren die Abende vergangen, wenn Emilie ihre klugen Bemerkungen in die allgemeine Konversation warf, wenn sie auf dem Klavier seine Lieder begleitete, oder vierhändige Sonaten mit Gretchen spielte und wie oft sah Joseph jetzt auf die langsam dahinschleichenden Zeiger der Schwarzwälder Uhr, bis endlich die Stunde kam, wo sich Alles zur Ruhe begab, die nur er allein nicht finden konnte. Oft verließ er mitten in der Nacht das Haus und irrte einsam im Walde umher, um dem Echo seine Leiden anzuvertrauen, denn er liebte mit der ganzen Gluth seiner Seele — und war von der Geliebten getrennt.

Nicht minder traurig war Gretchen, denn seit dem Briefe, in welchem ihr Emilie den Tod ihres Vaters mitgetheilt, hatte sie nichts mehr von ihrer Freundin gehört.

Eine neue Ursache der Verstimmung war für Gretchen auch dadurch gegeben, daß Joseph darauf bestand, mit Beginn des Frühjahrs wieder zu reisen. Er wollte, bevor er sich für immer in Schalberg festsetzte, Italien sehen, von dort neue Eindrücke, neue Erinnerungen und vielleicht auch ein beruhigtes Herz mitbringen.

Da sein verständiger Vater die Ueberzeugung hegte, daß das Reisen die Bildung eines jungen Mannes vervollständige und daß überdies für Joseph eine Zerstreuung unabweisbar nothwendig sey, so gab er gerne seine Einwilligung. Er hatte in D. persönlich einige Geschäfte zu besorgen, es wurde daher abgemacht, daß Vater und Sohn zusammen abreisen und sich erst in D. trennen sollten.

(Schluß folgt.)

Charade.

Mein Ganzes ist ein Fluß in Deutschlands Gauen;
Sehr viele Städe sich in meinem Spiegel schauen.
Nimm du am Ende mir ein Zeichen weg,
So nenn' ich einen Ort, wo Fürst und Herr und Knecht
Sich froh versammeln.
Doch schneidest du mir ab am Anfang noch ein Zeichen,
So werd' ich dir als Fisch mich weisen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Freitag, 31. Dezember 1858.

Am Jahresschluß.

Wiederum eilte ein Jahr dahin zu dem fluthenden Strome der Zeiten,
Ohne daß jegliche Brust den Frieden des Herzens gefunden;
Ohne daß jedes Bestreben für Hohes erglühender Seelen
Hätte errungen das Ziel des idealischen Fluges.
Ringend noch müht sich der Geist; allmälig verrinnen die Stunden,
Kürzer wird immer die karg ihm gemessene Spanne der Kampfzeit,
Streng ist der Musen Gericht — gar herrlicher Werke bedarf es
Einstens, um bebend die herrliche Palme des Sieges zu fordern.
Schließe denn, trauter Sylvester, im Zeiten umfassenden Busen
Ein die Sorgen des Lebens, die Klagen der Herzen und Seelen,
Stille die Thränen des Leides, die Seufzer betrogener Hoffnung,
Trage du endlich zu Grabe des Unheils wucherndes Treiben!
Oeffne du, kommender Tag, in dem Glühroth freundlicher Sonne,
Eine geheiligte Aera zu jugendlich blühendem Leben.

Jubelgeschrei begrüße den rosig erwachenden Morgen,
Der mit dem flammenden Blitze den goldenen Mittag verkündet;
Laut erschalle der Sang der heiligen Liebe und Treue!
Hoch auf dem blumigen Throne, den freie Geister umschwärmen,
Fess'le Erkenntniß der Pflicht gehorsam die willigen Herzen.
Bringe, beglückender Tag, auf mächtigen Schwingen des Geistes,
Ein vollendetes Werk, von menschlichen Kräften geschaffen —
Zeige im sprühenden Glanze des Schöpfers gnädiges Walten,
Daß er den ähnlichen Seelen die schöpf'rischen Kräfte verliehen!
Mächtiges Fühlen der Seele erhebe in göttliche Sphäre,
Daß in der Dichtung Worten schöpf'risches Leben erglühe,
Fülle mit ewigem Griffel die Tafeln des eilenden Jahres,
Laß in ästhetischer Form sich begründen die Wohlfahrt von Allen.

Die Banquierstochter.

(Schluß.)

Als nun der zur Abreise festgesetzte Tag erschien, gesellte sich zu den beiden Reisenden noch ein dritter Gefährte, oder vielmehr eine Gefährtin, nämlich Gretchen, die es sich nicht nehmen ließ, ihren Vater und Bruder bis D. zu begleiten. Einmal wollte sie sich von ihrem Bruder so spät als möglich trennen und dann hatte sie auch die Absicht, Emilie aufzusuchen. Sie hatte ein zu festes Vertrauen auf ihre Freundin, als daß sie sich von ihr vergessen glauben konnte, aber gerade deßhalb war ihr das fortwährende Schweigen Emiliens unbegreiflich und sie wollte mithin um jeden Preis die Ursache desselben aus Emiliens eigenem Munde hören.

Herr Müller wußte nichts gegen den Wunsch seiner Tochter einzuwenden und so verließen sie denn mit Beginn des Frühjahres zusammen, nachdem sie herzlich von der Mutter Abschied genommen hatten, die Meierei.

In D. angelangt, trennte sich Joseph von Vater und Schwester, indem er, begleitet von ihren Segnungen und guten Wünschen, ohne Aufenthalt seine Reise fortsetzte.

Gretchen aber bat nun ihren Vater, sie zu ihrer Freundin zu führen, obwohl es noch ziemlich früh am Morgen war.

„Komm, lieber Vater," sagte sie, „führe mich jetzt zu Emilie. Es ist zwar noch ein bischen früh zum Visitenmachen, aber unter Freunden nimmt man's nicht so genau und desto sicherer treffen wir Madame Roland und Emilie zu Hause. Ich bleibe dann dort, bis Du Deine Geschäfte besorgt hast und mich Mittags wieder abholst."

Herr Müller war mit dem Vorschlage seiner Tochter einverstanden. Sie bestiegen eine Droschke und ließen sich in die Landstraße von L. fahren, wo der von Emilie angegebenen Adresse zufolge Madame Roland wohnen mußte.

Vergebens sahen sie sich, als sie in der bezeichneten Straße einbogen, nach einem Palais um, welches sie finden zu müssen glaubten. Als die Droschke aber vor dem Hause hielt, welches das von Emilie angegebene Numero hatte, wuchs ihr Erstaunen, denn es war ein so einfaches, kleines Gebäude, welches so sehr von dem großartigen Palaste abstach, den Emiliens Eltern in der Königsstraße bewohnt hatten, daß Herr Müller und Gretchen kaum ihren Augen trauten.

Da zufällig ein Bedienter, der ins Haus zu gehören schien, an der Gartenthüre stand, so fragten sie, ob hier Madame Roland wirklich [illegible] [illegible], daß sie statt dem erwarteten Nein eine bejahende Antwort erhielten.

„Nun," fuhr der Bediente fort, als er sah, daß sich Herr Müller und seine Tochter fragend ansahen, „ich muß es doch wissen, da ich der Bediente des Hausherrn bin. Gehen Sie nur in den zweiten Stock hinauf, die Thüre rechts, dort wohnt die Bankierswittwe und ihre Tochter.

Langsam stiegen sie nun die Treppe hinauf, während Herr Müller durch ein bedenkliches Kopfschütteln zu erkennen gab, daß er die bangen Ahnungen theile, die in seiner Tochter auftauchten.

Wenige Sekunden, nachdem sie leise geläutet hatten, öffnete Cölestine die Thüre.

„Wohnt hier Madame Roland?" fragte Gretchen.

Statt gleich zu antworten, betrachtete Cölestine Gretchen und ihren Vater einige Augenblicke.

„Ja, ja!" rief sie dann, „Sie können Niemand anders seyn, als Fräulein Müller aus Schalberg, die Freundin meines Fräuleins! O, Gott sey gelobt, daß Sie kommen! der Himmel schickt Sie zu uns. Kommen Sie, kommen Sie, aber machen Sie sich auf einen entsetzlichen Anblick gefaßt, denn Sie finden Fräulein Emilie am Bette ihrer todten Mutter!"

Auf's Aeußerste bestürzt auf diese unerwartete Mittheilung, folgten Gretchen und ihr Vater dem Mädchen, die sie in das Sterbezimmer führte.

Hier sahen sie Emilie bei der Todten knieen. Sie hatte ihre Stirne auf die kalte Hand der Mutter gedrückt und schien selbst leblos, denn sie hörte nicht, wie Gretchen und ihr Vater sich nahten.

Erst als Gretchen ganz leise ihren Namen nannte, sah Emilie um und stürzte dann mit einem Schrei des tiefsten Schmerzes in die Arme ihrer Freundin. Dann nahm Emilie Gretchens Hand und legte sie schweigend auf das Haupt der Entseelten, als wolle sie ihr dadurch zu verstehen geben, was sie in Worten nicht auszudrücken vermochte.

Gretchen kniete sich mit Emilie bei der Leiche nieder und inbrünstige Gebete stiegen aus der Brust der beiden Mädchen zum Himmel empor, während Cölestine den tieferschütterten Herrn Müller in das Nebenzimmer führte.

„Nicht wahr," sagte sie unter vielen Thränen, „Sie besorgen die Formalitäten? Wenn Sie mit denselben unbekannt sind, so besprechen Sie sich mit dem Hausherrn. Er ist ein braver Mann, er wird Ihnen Alles sagen, was zu thun ist. Madame Roland starb heute Nacht, morgen müssen wir sie also beerdigen."

„Aber erzählen Sie mir doch um Gottes Willen," fragte Herr Müller tief bewegt, „wie es mit Madame Roland, der Wittwe des reichen Bankiers, so weit hat kommen können, daß sie hier, in diesem armseligen Logis starb?"

Cölestine theilte nun Herrn Müller Alles mit; sie schilderte ihm die muthige Selbstaufopferung Emiliens, wie sie Tag und Nacht gearbeitet habe, um ihrer kranken Mutter alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen, wie sie Klavierlehrerin geworden, wie es ihnen dann ein bischen besser gegangen sey, wie aber Fräulein Emilie schon nach dem zweiten Monate ihre Stunden wieder habe aufgeben müssen, da Madame Roland seit der letzten Hälfte des Winters sozusagen in der Agonie gelegen habe, bis sie endlich vom lieben Gott heute Nacht abberufen worden sey.

„Sie glauben nicht, was Fräulein Emilie dabei auszustehen hatte," fuhr Cölestine fort. „Und in welch himmlischer Geduld ertrug sie die schwere Prüfung, die Gott über sie verhängte! Kein Murren, keine Klage bei den oft wirklich für jedes Andere als für eine so liebende Tochter unerträglichen Quälereien, mit welchen Madame Roland die sorgsame Pflege lohnte, die ihr Emilie widmete. Dabei stellen Sie sich unsere Noth vor, da durch das Aufgeben der Musikstunden bei den außer-

ordentlich vielen Ausgaben, die der Zustand der Kranken nöthig machte, nichts mehr einging. Bald sahen wir uns gezwungen, alles Ueberflüssige und dann sogar das Nothwendigste zu verkaufen, daher finden Sie diese Zimmer so leer wie wenn sie unbewohnt wären."

In der That war bis auf die unumgänglichsten Möbel Alles verkauft, ebenso war es mit den Kleidern und der Leibwäsche, denn zu stolz, um sich Jemanden anzuvertrauen, um z. B. beim Doktor Corvin oder beim Hausherrn Hilfe zu suchen, half sich Emilie selbst, so lange sie konnte.

„Jetzt freilich waren alle ihre Hilfsquellen erschöpft; aber nun half Gott wieder, denn er schickte ihr am Rande der Verzweiflung einen Schutzengel in Gretchen, ihrer Freundin."

Herr Müller übernahm mit Bereitwilligkeit die Besorgung aller Gänge, die ein Todesfall erheischt; vor Allem aber legte er eine Hand voll Geld auf die Platte des Ofens, denn er fühlte, daß dies für den Augenblick die nöthigste Hilfe sey, die er zu leisten habe, dann entfernte er sich, nachdem er in seinem Innern sich gelobt hatte, daß er der armen Waise ein zweiter Vater seyn wolle.

Als er in das Trauerhaus zurückkam, fand er Emilie noch immer in jenem dumpfen, thränenvollen Schmerze, gegen welchen Gretchen vergebens mit allen Trostgründen kämpfte, deren es in so traurigen Fällen freilich nur wenige gibt.

So verfloß für Herrn Müller und seine Tochter als Zeugen von Emiliens Kummer eine peinliche Nacht, der ein noch entsetzlicherer Morgen folgte, da die schwarzen Männer mit dem Sarge kamen, um die Leiche abzuholen.

Emilie verlor in dieser fürchterlichen Stunde ihr Bewußtseyn. Von Gretchen und Cölestine in das Nebenzimmer gebracht, hörte sie nicht das Zuklopfen des Sarges, nicht die Tritte der Träger, die sich mit der Entseelten entfernten.

Zwei Stunden später kehrte Herr Müller vom Friedhofe zurück. Er hatte allein dem Begräbnisse beigewohnt; denn Niemand in ganz D. dachte mehr an die Wittwe des reichen Bankiers, die im Elende starb.

„Jetzt," sagte Herr Müller zu Cölestine, „wollen wir so bald als möglich mit Fräulein Emilie fort von hier. Ich war inzwischen auch in unserm Gasthofe, wo meine Pferde stehen und habe den Wagen hierher bestellt. Er muß in weniger als einer Viertelstunde hier seyn, bereiten Sie also schnell Alles vor, daß wir dann abreisen können."

„O mit Vorbereitungen hat's gute Wege," entgegnete Cölestine, „das Gepäck meines Fräuleins wird diesmal nicht so groß, wie es das erstemal war, wo sie nach Schalberg reiste, denn die Zeit ist vorüber, wo sie mehr Kleider besaß, als das, welches sie auf dem Leib hatte."

Da sich Gretchen mit Emilie noch immer im Nebenzimmer befand, so ging Cölestine zu ihr hinein, um sie von dem Entschlusse des Herrn Müller in Kenntniß zu setzen. Die arme Waise, die mechanisch mit sich machen ließ, was man wollte, wurde von ihrer Freundin und Cölestine in das Sterbezimmer zurückgeführt, als sie aber hier das nunmehr leere Bett ihrer Mutter sah, brach sie endlich in Thränen und lautes Schreien aus. Es war dies eine wohlthätige Krisis, denn nachdem sich ihr Schmerz recht ausgetobt hatte, gewann sie allmälig ihre frühere Seelenstärke wieder.

Es war, als bemerke sie jetzt erst Gretchens Anwesenheit, denn nun umarmte sie ihre Freundin nochmals, dann drückte sie Herrn Müller die Hand, während er sich mit seiner Linken die Thränen aus den Augen wischte, die in schweren Tropfen auf seinen Bart fielen.

Wenige Augenblicke später hörte man das Rollen eines Wagens. Es war der Char-à-banc, in dem Herr Müller und Gretchen mit Emilie und Cölestine nach Schalberg fuhren.

Seit drei Monaten war Emilie wieder in der Meierei, wieder in ihrem lieben, freundlichen Zimmer, welches sie schon bei ihrem ersten Aufenthalte bewohnt hatte, wieder unter den biedern Menschen, aus welchen die Familie Müller bestand, unter denen jedoch Joseph fehlte, der noch immer auf Reisen war.

Die tiefe Trauer, der sie sich Anfangs überließ, wich allmälig jener ruhigeren Melancholie, jener ernsten Stimmung der Resignation, welche nach den ersten Stürmen des Schmerzes in das Herz des Menschen einzieht.

Sie machte täglich mit Gretchen Promenaden, erst kleinere, dann immer ausgedehntere, in dem Maße, in welchem ihre physischen Kräfte zunahmen, die durch die vielen Nachtwachen an dem Krankenlager der Mutter, durch die spärliche Kost und den reichlichen Kummer bedeutend geschwächt waren. Am liebsten besuchte Emilie natürlich jene Plätzchen, an welche sich freundliche Erinnerungen knüpften, wie zum Beispiele den Weiher, an dessen Ufer sie zuerst mit Gretchen von ihrer Liebe und freilich aber auch von der Hoffnungslosigkeit ihrer Aussichten gesprochen hatte.

Und bestand jetzt, da ihre Eltern todt, da sie arm war, für die Erfüllung ihrer Wünsche wohl eine größere Wahrscheinlichkeit?

Emilie bezweifelte es, denn immer dachte sie mit Schauder daran, daß ein häßlicher Flecken ihren Namen besudle und daß Joseph Müller zu stolz seyn werde, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen.

Aber in der Regel gelang es ihrer Freundin, die schwarzen Phantome des Trübsinnes zu verscheuchen und heitere Gedanken in ihr zu wecken.

„Bist Du nicht eine Thörin," sagte sie lächelnd, „Dich so unnöthigerweise mit solchen Zweifeln zu quälen! Wie kannst Du glauben, daß Du für Dinge zu büßen hättest, an denen Du nicht schuld bist? Liebt Dich mein Bruder nicht mit wahrer Leidenschaft? Was hat ihn denn wieder fort von uns getrieben, wenn nicht seine hoffnungslose Liebe? Und jetzt, da alle Hindernisse geschwunden sind, willst Du Dir in der Einbildung welche schaffen? Sey doch vernünftig, mein liebes Emilchen! Ich denke, Du hast genug gelitten, um endlich an eine glücklichere Zukunft glauben zu dürfen."

Solche Aufmunterungen verfehlten ihren Zweck nicht. Emilie überlegte, daß sie ja auch an der Freundschaft Gretchens gezweifelt hatte, während sich dieselbe nun so glänzend bewährte. Versündige ich mich nur nicht wieder, sagte sie zu sich selbst, durch meine Zweifel, die ich in Josephs Gefühle setze? So wenig sich Gretchen meiner schämt, ebensowenig wird es ihr Bruder, denn besitzt er nicht das beste Herz, das je in einer Männerbrust schlug?

So schwankte Emilie zwischen Furcht und Hoffnung; bald sollte es sich aber zeigen, daß letztere keine eitle war.

Joseph Müller kam nämlich mit dem jungen Greinert, der ihm inzwischen nachgereist war, von Italien zurück.

Als er so ganz unvorbereitet Emilie im Hause seines Vaters wiederfand, überließ er sich ohne Rückhalt einer wahrhaft stürmischen Freude, einer Freude, der nur jene gleichkam, welche Heinrich Greinert über das glückliche Wiedersehen Gretchen Müller's empfand.

Längst liebte nämlich Heinrich das schöne Töchterchen des Oekonomen; allein er war bis vor seiner Reise schüchtern wie ein Kind, denn er hatte nie viel gesehen und fühlte sich deßhalb ihres Besitzes unwerth. Besonders seit sein Freund Joseph von England zurück war, erwachte ein rechter Drang in ihm, sich ebenso wie dieser zu unterrichten und mit Hilfe des würdigen Pfarrers, der ihm recht gute Bücher lieh, sowie mit Hilfe des Herrn Müller, der es durchsetzte, daß sein Vater ihm die Erlaubniß ertheilte, seinem Freunde Joseph nachzureisen, brachte Heinrich es endlich so weit, dem munteren Gretchen unumwunden seine Liebe gestehen zu dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß er von ihr ausgelacht werde.

Frau Müller, die das Vertrauen ihrer Tochter im vollsten Maße besaß, durch dieselbe von den Absichten Heinrich Greinert's unterrichtet, setzte gebührender Weise ihren Mann von den Bewerbungen des jungen Nachbarn in Kenntniß, worauf der wackere Oekonom seiner Frau lächelnd erwiederte, daß sie sich nur auf eine Doppelhochzeit vorbereiten möge, — „denn," sagte er voll Vergnügen, „besitzt die Mutter das Vertrauen der Tochter, so besitzt der Vater das des Sohnes, in Folge dessen mir Joseph gestand, daß er Emilie Roland noch immer liebe und nur an ihrer Seite sein Glück finden könne. Nun müßte ich mich aber sehr irren," fügte er hinzu, „wenn Emilie nicht zusagen würde, worüber Gewißheit zu bekommen, Deine Sache ist."

Und Herr Müller hatte, wie sich später zeigte, nicht falsch gerechnet, denn am darauffolgenden Sonntage war die feierliche Verlobung zweier glücklichen Paare, die sechs Monate später, nach Beendigung von Emiliens Trauerzeit, eine fröhliche Doppelhochzeit im großen Saale des Meierhofes hielten.

Mannigfaltiges.

Als die Königin Anna Englands Thron bestieg, verbreitete die Masse Gratulanten eine solche Hitze, daß die Neugekrönte, sich mit dem Fächer kühlend, sagte: „Es ist sehr warm." — „Es kann gar nicht anders seyn," versetzte schnell der Marquis von Strohmandy, „denn in England hat die Sonne noch nie so geschienen, wie jetzt." — Dieser Galanterie verdankte er die Ernennung zum Herzog von Buckingham.

Arsenik im Messing. Der Professor Loir in Besancon, ein tüchtiger Chemiker, hat merkliche Quantitäten Arsenik im Messing, insbesondere in dem der Stecknadeln, nachgewiesen.

Auflösung der Charade in № 155:
Saale. Saal. Aal.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.